Magazin für die Literatur des Auslandes



Das Magazin

für

Litteratur.

Neunundsechzigster Jahrgang.

Herausgeber:

Nr. 1—39: Rudolf Steiner.

Nr. 40—52: Johannes Gaulke und Franz Philips.



Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach.
1900.

Inhalt.

Die Zahlen bedeuten die Nummern der Spalten.

I. Artikel.

II. Lyrische Beiträge.

III. Novellistische Beiträge.

IV. Dramatische Beiträge.

V. Kritik.

a) Theater.

b) Bildende Kunst.

c) Musik und Oper.

VI. Chronik.

a) Allgemeine litterarische Notizen.

b) Bücher- und Zeitschriftenschau.

c) Neue litterarische Erscheinungen.

Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner und Otto Erich Hartleben.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 6. Januar 1900. Nr. 1.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Secessions-Bühne in Berlin.

Der Besiegte. Sagendrama in einem Aufzuge von Wilhelm v. Scholz. Der Kammersänger von Frank Wedekind.

Einer Muse, die der Maeterlincks ähnelt, hat sich Wilhelm von Scholz verschrieben. Es war Schönheit in den Bildern, die geheimnisvoll die erste Vorstellung der Secessionsbühne an uns vorüberziehen ließ. Ein Dichter kam zu Worte, der vieles bedeutungsvoll sagen will; dessen Empfindungsschatz allerdings für sein Wollen noch nicht ausreicht. Es ist aber erhebend, so viel und so ernstliches Wollen zu vernehmen. Daß der Versuch berechtigt war, dieses Sagendrama auf die Bühne zu bringen, darüber sollte kein Streit sein. Martin Zickel und Paul Martin, die die Secessionsbühne ins Leben gerufen haben und sie leiten, verdienen Dank für diesen Versuch. Was Wilhelm v. Scholz zum dramatischen Problem geworden, das hat er schön in dem Prolog zu seinem „Besiegten" ausgesprochen:

Denn dem Abend dienen alle Tage,
Dem sinkenden Abend,
Dem steigenden Abend,
Der mit tief schattendem Flügelschlage
Hinwegnimmt, was die Erde bekümmert,
Der die Sternengerüste zimmert
Und die Quellen zum Rauschen ruft,
Zu dem der Tag hinaufgestuft
Wie eine leuchtende Tempeltreppe,
Die zum raunenden Marmordämmer führt,
Hinüberleitet in weißer Schleppe
Den Priester, daß er die Harfe rührt. . . .

Die Vergänglichkeit, die mit dem ewigen Urquell alles Seins tief verwandt ist, sucht der Dichter dramatisch zu gestalten. Das Werden, das in schwankender Erscheinung lebt, ist ihm zum Problem geworden. Ein Ritter und ein Mönch zugleich, ist die Hauptfigur seines dramatischen Märchens. Der greift tief in das Leben hinein, denn er entfesselt des Lebens tiefste Macht, die Liebe, da, wohin er kommt. Aber mit des Lebens Blüte bringt er zugleich den Tod. Einfach ist die Handlung. Der „Ritter vom Stern" der „Mönch zugleich und Sänger" ist — — und totenbleich" lockt „alle Frauen ins Verderben". „Er liebt sie, und sie werden still und reich, bis sie an seinen Blicken sterben —". „Er tötet sie manchmal in einer Nacht, in einer Stunde, die sie süß durchlacht." So geschieht es auch in dem Vorgang, der dem kleinen Drama zu Grunde liegt. Wenn dies von der Bühne herab nicht voll verständlich ist, so liegt das nicht an der durchaus echten, wahren Grundidee. Die gehört zu den Elementen unseres Seelenlebens, die unzähligemale in jedem Menschen auftauchen, der fähig ist, Einkehr in sich zu halten und der die Natur in ihrem ewigen Werdedrang zu beobachten versteht; wie sie immer wieder den Tod über das Leben breitet, und das Leben aus dem Tode zaubert, wie sie Gegenwart in Erinnerung wandelt und die Größe im Denkmal allein dauern läßt. Hätte der Dichter zu seinem Vermögen, das Einfach-Große zu empfinden, auch das andere, es ebenso in einfacher Größe darzustellen, dann könnte über die Unverständlichkeit seiner Schöpfung keine Klage sein. Wäre das der Fall, dann stände in plastischen Gestalten vor uns, was so als erhebende Stimmung in uns anklingt, wenn der zum Mönch gewandelte Ritter an der Leiche der von ihm Getöteten steht und die Kerzen auslöscht, die den Umkreis des Werdens symbolisch darstellen: vergessenes Kindheitsglück, die junge Liebeslust, die reife Liebe, die freudige Pflichterfüllung, die Wahrheit, die Schönheit, der Glaube. Dann hätte allerdings der Dichter aber

auch nicht nötig, sein dramatisches Gedicht von der personifizierten Sage mit den Worten einleiten zu lassen:

Sucht nicht das Wort, das alles lösen kann,
Was dieser Stunde schwerer Dämmertraum
Euch bringen wird. Ein scheuer Bann
Rührt, wenn ein Tag versprüht in Duft und Schaum
Oft eure Seele wehend an,
Bis ihr allein seid, ihr im leeren Raum!
Kein Wort sagt euch, was ihr empfindet —
Es wird aus Wolken, bis es wolkig schwindet.

Das ist eben des wahren Dichters Macht über das Wort, daß er es zu gestalten versteht, auf daß es nicht aus Wolken wird, und wolkig, gestaltenlos schwindet, sondern als Gestalt, inhaltvoll und bestimmt, vor uns hinstellt, was wir empfinden. Wir können von dem Dichter, der verspricht, daß in seinem Werke „Tod und Leben . . . sich die Hand zum Bunde geben,“ verlangen, daß er uns nicht zu den Wolken hinausweist, und unsere Phantasie an ihren ewig wechselnden Unbestimmtheiten einlullt; wir wollen das Größte in vollem Wachen, nicht im Traume schauen. Es bleibt eine unumstößliche Wahrheit, daß es des Dichters ist, zu befestigen in dauernden Gestalten, was in schwankender Erscheinung lebt. Und dem Dramatiker können wir es schon gar nicht verzeihen, wenn er uns behandeln will wie Hamlet den Polonius. In der reinen Stimmungsdramatik muß schon solche Größe liegen, wie sie uns aus Maeterlincks Schöpfungen anweht, wenn wir über den Mangel an Gestaltung hinwegsehen sollen. Für Maeterlinck, der so viel in dem an uns vorüberziehenden alltäglichsten Ereignisse sieht, eignen sich die verschwimmenden, vieldeutigen Stimmungstöne allerdings viel besser als die bestimmte, geschlossene Eindeutigkeit der Anschauung. Wilhelm von Scholz hat aber nicht das leise Weben ewiger Urkräfte im Kleinsten im Auge; vor ihm steht vielmehr ein ewiges Weltgeheimnis in seiner abstrakten Linienhaftigkeit; und für dieses sucht er nach Ausdruck, nach Verkörperung. Sie aber kann er nicht finden. Maeterlinck sucht das Ewige in den kleinen Vorgängen, worin es unzweifelhaft lebt, weil es alldurchdringend ist, aber wohin es nicht gestaltend wirkt. Scholz bleibt einfach mit seiner Empfindung hinter der gestaltenschaffenden Phantasie zurück.

Warum die Leiter der Secessionsbühne uns den „Kammersänger“ von Frank Wedekind gebracht haben, ist mir unerfindlich. Der große Wagnertenor Girardo, der von unreifen Mädchen und reifen Frauen umschwärmt wird und die Handlung des ungemein flotten Dramas mit dem Hintergrunde einer cynischen Lebensauffassung eignen sich vorzüglich für eine Abendaufführung auf einer unserer gewöhnlichen Bühnen. Nichts steht einer solchen Aufführung im Wege. Das Theaterpublikum hätte Gefallen an den Karrikaturen; und die Kritiker würden die Sache loben, wie sie es auch hübsch brav getan haben. Sie haben ganz richtig herausgefühlt: Wedekind kann, was er will; Scholz kann nicht, was er will. Nun, es gibt noch mehr „Dramendichter,“ die auch können, was sie wollen: Blumenthal, Schönthan u. s. w. Und wir können einige nennen, die nicht immer konnten, was sie wollten, wenn wir natürlich nicht Scholz irgendwie mit ihnen in Zusammenhang bringen wollen: Hebbel, Kleist und — Goethe und Schiller.

Rudolf Steiner.

Die Revolution.*)

Von S. Lublinski.

Das litterarische junge Deutschland wurde von den Poeten gemacht. Es gab aber auch eine wissenschaftliche und politische Jugend, die etwas zu thun haben wollte und gleichfalls nicht gewillt war, sich nur als der Bediente und Epigone oder Kleinmeister einer fertigen und in sich abgeschlossenen Kultur zu empfinden. Natürlich hatte dieses junge Deutschland keine eigentlich individualistischen Bedürfnisse; es begehrte nicht gerade das Ausleben der Persönlichkeit um jeden Preis und blickte nicht mit schweifender Nomadenfreude über eine weite, endlose, belebte Ebene. Sondern es schaute hochgemut empor und wollte sogar sehr gern im Dienst einer großen Institution oder Wissenschaft stehen, wenn diese nur noch gewaltige Aufgaben stellte und höchste Anspannung, Härte und Energie von Leib und Seele verlangte. Der Gegensatz dieser beiden Jugenden ging sehr tief, obwohl äußere Verhältnisse oft eine Berührung erzwangen. Sie waren Brüder, Kinder eines Zeitalters, und es bestätigte sich an ihnen ein sehr wahres Wort Leopold von Rankes, daß die eigentlichsten und heißesten Feindschaften nicht dort aufflammen, wo sich innerlich ganz Fremdes, sondern wo sich das nah Verwandte scheidet. Während die Gutzkow, Laube, Mundt sich schroff von Hegel abkehrten, der sie freilich trotzdem noch tief beeinflußte, bildete sich im Gegensatz, im bewußten Gegensatz dazu eine Schule der Junghegelianer, die planmäßig die Politik revolutionierten. Diese neue Schule war die einfachste Sache von der Welt; sie brauchte nur eine Zweideutigkeit, ein vielleicht beabsichtigtes Mißverständnis zu beseitigen, um sonst die Hegelsche Philosophie ganz in den Dienst ihrer Bedürfnisse zu stellen. Der Unterschied und Gegensatz läßt sich an einem schlagenden Beispiel deutlich illustrieren. Wie faßte Hegel das Christentum auf, wie namentlich auch Christus selbst? Ohne Zweifel als Symbolik, als Mythologie, in der sich aber eine tiefere, volkstümlich umkleidete Philosophie verbarg. Dem im tiefsten Grunde antik gearteten Geist dieses Philosophen erschien Christus fast wie die Idealgestalt eines hellenischen Künstlers, wie eine ins Geistige versetzte Statue. Am Marmorbildwerk des Hellenen berauschte und bezauberte vor allem die Symmetrie, das Ebenmaß der Glieder und Gesichtszüge. Nicht dieser oder jener bestimmte Mensch mit sehr ausgeprägten Einzelzügen wurde dargestellt, sondern ein typischer Idealmensch, der alle zufälligen Bildungen und Verbildungen eines einzelnen Körpers von sich wies und nur Formen von höchster Vollendung an sich duldete, die für jeden Körper ihre Gültigkeit hatten. Und so war Christus dem späteren Hegel schlechtweg der Mensch an sich, der alle typischen Züge, welche der gesamten Menschheit zugeteilt sind, ihre Freude und ihren Schmerz, ihre Siege und Niederlagen, ihr ewiges Sterben und ihre ewige Geburt in sich vereinigte. So dachte Hegel, und es ist ganz klar, daß in dieser Konzeption der Menschheitsgedanke höher stand, als der Christusgedanke. Der Philosoph sagte, Christus bedeutet die Menschheit, und diesen Satz mißverstand der aufrichtig Fromme dahin: wenn Christus die Menschheit bedeutet, dann ist er die Menschheit. Dann ist er ihre schlechthin-[illegible]zige und darum göttliche Emanation.

*) Aus dem bei Siegfried Cronbach in Berlin erscheinenden Sammelwerke „Am Ende des Jahrhunderts“. Der obige Aufsatz ist dem demnächst erscheinenden 8. Bande von „Litteratur und Gesellschaft“ (von S. Lublinski) entnommen und enthält einen der interessantesten Abschnitte aus dem geistigen Leben dieses Jahrhunderts.

Nun brauchte nur der Junghegelianer zu kommen und den schlichten alten Satz des Meisters wiederherzustellen, um dieses ganze Mißverständnis mit einem Schlage zu beseitigen. Und dann natürlich war es ehrgeizigen und hochstrebenden Geistern möglich, sich in den Dienst einer anderen, noch im lebendigen Fluß begriffenen Menschheit, ihrer Menschheit einzustellen. Aus einer bestimmten historischen wurde eine sehr weitgehende allgemeine Form, aus einer für alle Zeiten festgelegten Vergangenheit eine Zukunft voll unendlicher Möglichkeiten. Diese Stimmung begehrte aber die politische und wissenschaftliche Jugend, und so hinterließ das „Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß bei ihr noch unendlich tiefere Eindrücke, als bei den litterarischen Jungdeutschen. Strauß, ein hervorragender Kritiker und sonst weiter gar nichts, führte den Christusbegriff auf eine rein menschliche und mythologische Legendenbildung zurück, indem er zugleich, im Sinn Hegels, den nackten philosophischen Kern bloßzulegen suchte: „In einem Individuum, einem Gottmenschen gedacht, widersprechen sich die Eigenschaften und Funktionen, welche die Kirchenlehre Christo zuschreibt; in der Idee der Gattung stimmen sie zusammen. Die Menschheit ist die Vereinigung beider Naturen, der menschgewordene Gott, der zur Herrlichkeit entäußerte unendliche und der seiner Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist; sie ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters, des Geistes und der Natur; sie ist der Wunderthäter, sofern im Verlaufe der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt, diese ihm gegenüber zum machtlosen Material seiner Thätigkeit heruntergesetzt wird; sie ist die Unsündliche, sofern der Gang ihrer Entwicklung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist die Sterbende, Auferstehende und zum Himmel Fahrende, sofern ihr aus der Negation ihrer Natürlichkeit immer höheres geistiges Leben, aus der Aufhebung ihrer Endlichkeit als persönlichen, nationalen und weltlichen Geistes ihre Einigkeit mit dem unendlichen Geiste des Himmels hervorgeht.“ Der sprachliche Ausdruck dieser Sätze ist noch stark verhegelt, riecht nach Kathederstaub. Gleichviel, was Strauß meinte, war klar genug. Man wußte nun, Religion war im innersten Kern das Gleiche, wie Verehrung der unsterblichen und unerschöpflichen Menschennatur. Und wer es noch nicht wußte, dem mochte es der größte der Junghegelianer sagen, Ludwig Feuerbach, der im Jahre 1841 sein bedeutsames Werk vom „Wesen des Christentumes“ erscheinen ließ. Feuerbach ist der Begründer der religiösen Anthropologie. Er sah sich die Menschennatur an und entdeckte in ihr die Keime von allem Großen, Herrlichen, Schöpferischen, Reichen und Schönen, das irgendwo im Weltraum einmal an das Licht getreten war. Nun erlaubte aber die rauhe Wirklichkeit selten eine Entfaltung aller dieser Keime, und so trieb die menschliche Sehnsucht das Herz an, seine schönsten und herrlichsten und tiefsten Hoffnungen als Götter und Idealgestalten in den Himmel hinzuzaubern. So wurden Eigenschaften, „Prädikate“ der Menschennatur, zu selbständigen Persönlichkeiten, zu „Subjekten“. Der Religiöse sagte: Gott ist die Liebe. Feuerbach aber kehrte diesen Satz um: Die Liebe ist etwas Göttliches, weil eine der schönsten und tiefsten Offenbarungen der Menschennatur. Diese neue oder neualte Lehre predigte Ludwig Feuerbach mit Begeisterung, mit hinreißender Genialität der Sprache, mit einer rücksichtslosen Energie und stürmischen Angriffskraft. Gutzkow, der von den Junghegelianern oft maßlos angegriffen wurde, berief sich einmal auf Feuerbach, als dessen Vorläufer er angeblich schon in den dreißiger Jahren aufgetreten sein wollte. Wie falsch! Gutzkow hatte allerdings, als er zornig an den Säulen der Hegelschen Geschichtsphilosophie rüttelte, die Schönheit und Blutwärme der Menschennatur gegen den abstrakten Begriff ausgespielt, wie Feuerbach auch, wenn er gegen das ältere, mißverstandene Hegeltum polemisierte. Aber Gutzkow dachte dabei immer an die Freigabe und Entfesselung des Einzelmenschen, an die grenzenlose Entfaltung der Individualität, und Ludwig Feuerbach dachte an die Menschheit überhaupt. Der Einzelmensch verschwand dem Junghegelianer geradezu, und er pries es beredten Mundes als einen Vorzug der Hegelschen Philosophie, daß in ihr die Freiheit nicht mit der Willkür, sondern mit der Notwendigkeit zusammenfiel, oder, anders gewendet, daß in ihr der Einzelmensch nur ein Organ des Weltgesetzes war. Einzig dadurch unterschied er sich von Hegel: bei dem Meister hatte das Gesetz eine dürre logische Form angenommen und sich da und dort metaphysisch verkapselt, während der Schüler ihm Blut und Farbe und völlige Irdischkeit verlieh. Aber Feuerbach ließ den Einzelnen durchaus nicht willkürlich gewähren, und er war in seiner Lebensführung ein Stoiker, der sich selbst einer straffen Zucht unterwarf und sich lediglich als Organ einer verheißungsreichen geschichtlichen Entwicklung fühlte. Daher knüpften damals weniger die radikalen Litteraten als vielmehr die Männer der radikalen Politik und Wissenschaft an ihm an, und es war ein sonderbarer Irrtum Gutzkows, sich als Vorläufer Ludwig Feuerbachs aufspielen zu wollen. Nur eben die Jugend hatten sie gemeinsam, diesen Drang, den altersgrauen Begriff mit schäumendem Leben zu erfüllen. Damit aber erschöpfte sich die Gemeinsamkeit, und ein großer Gegensatz trat deutlich heraus. Während später ein verfeinerter und ins Geistige versetzter Liberalismus immer wieder an die Theorien des jungen Deutschland anknüpfte, ist im geraden Gegensatz Feuerbach einer der ersten Apostel einer sozialistischen Weltanschauung geworden, die bei ihm freilich noch frei von starrer Systematik blieb und vom Wein des Lebens bis zum Rand erfüllt war. Seine Genialität, seine starke Empfänglichkeit für das Rauschen und Überströmen der großen Natur, darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihm der Einzelmensch gegenüber der Gesamtmenschheit sehr wenig bedeutete. Und damit hing ein Mangel zusammen, der allen Junghegelianern anhaftete und recht eigentlich ihre Achillesferse war, aber bei dieser reichbegabten Persönlichkeit am meisten überraschen muß. Feuerbach war nicht tief, sondern ein Philister, weil er den Schmerz nicht kannte und an einem ruchlosen, gräulich oberflächlichen Optimismus litt. Trotzdem er die Worte Natur und Menschheit immer im Munde führte, hatte er doch niemals den schrecklichen Text des Buches homo natura gelesen, und der Mensch, den er ganz allein kannte, war und blieb ein zahmes, hochkultiviertes Haustier. Man erinnere sich, wie der andere Junghegelianer, wie David Friedrich Strauß die Menschheit charakterisierte: „sie ist die unsündliche, sofern der Gang ihrer Entwicklung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Entwicklung aufgehoben ist.“ Nun, man mag diese theologischen Ausdrücke, wie Sünde und Verunreinigung, nicht wörtlich nehmen, man mag an Unvollkommenheit und Vollkommenheit, an Leidenschaft und Humanität, an Qual und Freude denken — bei alledem ist es nicht wahr, bleibt es ein offenbarer Sophismus, daß nur das Individuum unvollkommen ist, daß nur das Individuum Schmerz, Qual, Leidenschaft empfindet, während die Gattung angeblich nur Vollkommenheit, nur Humanität, nur vollendete Freude zur Darstellung bringt. In der Theorie vielleicht und als ein Ziel aufs

Innigste zu wünschen, noch niemals aber in der Realität. Der „Gang ihrer Entwicklung“ war noch niemals ein tadelloser und an jedem großen Wendepunkt verknotete sich das Edelste und das Gemeinste, das Ideal mit der Habgier, die Größe mit der Erbärmlichkeit. Aber auch auf der Gegenseite, die im zähen Egoismus das Alte und Alternde vertrat, fand sich immer wieder auch Idealismus, auch Größe, auch Humanität, und so ergab sich eine Verworrenheit, eine Verschlingung und Vervielfältigung, ein wilder Widerstreit der Konflikte, der eine tadellose oder „unsündliche“ Entwicklung einfach zur Unmöglichkeit machte. Man darf sich darauf nicht ausreden, daß man diese „Sünden“ nur einer lokal und national beschränkten Menschheit in die Schuhe schiebt. Das wäre ein logischer Fechterstreich, der keinen sachlichen Wert hätte: noch hat es immer nur Bruchteile gegeben, und die Gesamtmenschheit trat bisher noch niemals gleichzeitig in die Aktion. Die Junghegelianer aber machten den gleichen Fehler wie der alte Meister, nur in umgekehrter Richtung: dieser hatte in seinen letzten Jahren Bruchstückformen der Vergangenheit mit der Gesamtmenschheit verwechselt, und die Jungen thaten ein Gleiches mit einem Bruchteil der Zukunft, ihrer Zukunft. Daran krankte von Anfang an die Politik der Junghegelianer, die am Ausgang der dreißiger Jahre in den „Hallischen Jahrbüchern“ ihren theoretischen Niederschlag fand.

Als Arnold Ruge, dieser derbe und ungestüm polternde Pommer, ehemals auch ein handfester Burschenschafter, der ein hartes Gefängnis hinter sich hatte, seine rasch zu größter Popularität gelangenden „Hallischen Jahrbücher“ herauszugeben begann, da war gerade ein bedeutungsvolles Ereignis in der preußisch-deutschen Geschichte zum Ausbruch gekommen, das ganz besonders auch die Junghegelianer auf den Kampfplatz rief. Wegen der Mischehe zwischen Protestanten und Katholiken hatte sich die preußische Regierung in einen heftigen Kirchenkonflikt mit dem Vatikan und mit den Erzbischöfen von Gnesen und Köln verwickeln lassen. Die ganze Nation nahm an dieser Frage, die wieder einmal den uralten Machtstreit zwischen Staat und Kirche aufrollte, den lebendigsten Anteil. Fast gleichzeitig griffen von verschiedenen Seiten her auch die einst geächteten Jungdeutschen Karl Gutzkow, Heinrich Laube und Theodor Mundt in die Debatte ein, und sogar Heinrich Heine plante vorübergehend eine Broschüre gegen den alten Görres, den Kampfhahn der Ultramontanen. Diese Schriftsteller fesselte und erfüllte die rein sachliche Frage, das Eheproblem als solches, und sie jubelten auf, daß ihre Bestrebungen um eine Reform und Verweltlichung der Ehe durch die Thatsachen gerechtfertigt und bestätigt erschienen. Denn nun lag es auf der Hand, daß die Kirche nur Unfrieden in die Familien trug und Herzen trennte, die zu einander gehörten. Laube, Mundt, Gutzkow feierten wieder einmal die weltliche Religion der Liebe. Ganz anders der Junghegelianer, der sich weniger um den Inhalt dieses Streites kümmerte, als um die Form- und Rechtsfrage, die aus ihm heraussprang. Sollte der Staat die Verfügung über die Gewissen haben oder die Kirche? Diese Frage, die unsinnig war, stellte sich der Junghegelianer allen Ernstes, und er entschied im Sinn des Meisters natürlich für den Staat. Unsinnig war diese Fragestellung deshalb, weil darüber die Grundfrage ganz übersehen wurde, ob überhaupt von einem andern als von dem Inhaber selbst über irgend ein Gewissen verfügt werden durfte. Diese Frage hatte der große Friedrich, den die Junghegelianer als ihren eigentlichen Helden verehrten, längst schon in der Theorie entschieden: „in meinem Staat kann jeder nach seiner Façon selig werden“. So ungefähr meinte es vielleicht auch Arnold Ruge, und wenn er sich mit ein bischen andern Worten ausdrückte, so war es, weil er aus der Hegelhaut nun einmal nicht herauskonnte. Vor allem wäre ihm dieses Wort des großen Friedrich zu verständig, viel zu nüchtern gewesen. Die welthistorische Perspektive, der Ausblick in die Zukunft fehlte, die Vergötterung des Weltgesetzes, in diesem Falle „Staat“ genannt. Hier verwickelte sich die neue Schule in einen verhängnisvollen Konflikt. Sie lehnte den vulgären süddeutschen Liberalismus entschieden ab und betonte als ihr Grundprinzip den „Staatsgedanken“, den sie allerdings, im Gegensatz zum letzten Hegel, mit modernen Bedürfnissen und Institutionen erfüllen wollte. Ihnen war der Staat eben ein Menschenwerk, keine Metaphysik. Vortrefflich! Warum aber verehrten, vergöttlichten, verhimmelten sie dennoch dieses Menschenwerk? Weil sie sich um jeden Preis begeistern, berauschen, betrinken wollten, weil sie nur das Menschheitsideal ihres Ludwig Feuerbach kannten, billigten und begehrten, weil sie sich weigerten, eben dieser Menschheit andere Prädikate beizulegen, als gleich die idealsten: vollkommen, göttlich, schön, erhaben! Bei Leibe aber durfte diese ihre Menschheit nicht hart und schlecht sein, oder, was manchmal wohl noch schlimmer ist, nicht dumm, nüchtern und trivial. So ergab sich oft eine hochkomische Begeisterung für ganz nüchterne und gewöhnliche Funktionen des Staates: die Beamten der Regierungen wurden nicht als das empfunden, was sie wirklich waren, sondern sollten durchaus Priester oder gar Hohenpriester, die Träger einer neuen „Religion der Gesinnung“ sein. In Wahrheit verbarg sich hinter der pomphaften Maske dieser pomphaft angekündigten neuen Religion nichts weiter, als der alte ehrliche Rationalismus, der ja auch immer eine charaktervolle Hingabe an öffentliche Verhältnisse und Grundsätze der Vernunft erfordert hatte. Die Männer der „Hallischen Jahrbücher“ bekämpften die Liebestheorien des jungen Deutschland und wiesen sehr scharfsinnig und sehr richtig nach, daß der Wirklichkeitssinn der Jungdeutschen immer noch von spiritualistisch-romantischen Elementen beeinträchtigt wurde. Nun gut. Aber machten es die Junghegelianer anders? Durchaus nicht. Sie trieben es nur oberflächlicher, vulgärer, gröber, dümmer, alberner. Schließlich hatte es doch noch mehr Sinn, die Geliebte anzubeten, als ob sie eine Göttin wäre, anstatt vor einem Minister oder Geheimrat dazustehen oder zu knieen wie vor einer Ausstrahlung des Weltgeistes, einer Verkörperung der ewigen Vernunft. Diese seltsame, um nicht zu sagen kindische Interpretation entsprang einem grenzenlos oberflächlichen Optimismus und Enthusiasmus, der hinter dem Tiefblick und skeptischen Pessimismus der Jungdeutschen weit zurückstand. Auch rächte sich diese oberflächliche Beurteilungsweise, indem die Junghegelianer an ihrem unsinnig vergötterten Preußen die herbsten Enttäuschungen erlebten.

Fortsetzung folgt.



Horatio. *)

Eine Studie von **Eugen Reichel**.

Unter allen in zweiter Linie stehenden Gestalten des „Hamlet“ ist uns die des Horatio zweifellos immer die sympathischeste gewesen; nicht nur die Stellung, die er

*) Ich verweise hier zugleich auf meine „Hamlet“-Artikel in den „Magazin“-Nummern 26, 30, 33, 35 u. ff.

Hamlet gegenüber einnimmt, sondern auch das rein Persönliche an ihm hat uns stets angezogen; und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die uns überlieferte Tragödie ohne den Horatio sehr verloren hätte. Nun muß man bei näherer Prüfung des „Hamlet“ allerdings bekennen, daß die Sympathie, welche Hamlet seinem Freunde entgegenbringt, und welche auch wir stets für ihn gehegt haben, eigentlich mehr einem Phantasiegebilde als einem Menschen von Fleisch und Blut gewidmet wird. Einiges, was wir von ihm hören und sehen, zwingt uns, das Fehlende zu ergänzen, das Störende unbemerkt zu lassen und uns auf diese Weise einen Horatio zurechtzumachen, wie er in dem uns überlieferten Stücke gar nicht vorhanden ist. Ich darf annehmen, daß sich hierüber noch kein Leser des „Hamlet“ klar geworden ist, daß sich auch kein, von der in Shakespeare-Dingen weltüblichen Befangenheit erfüllter Leser und Kenner des Stückes hierüber hat klar werden können; und eben deshalb scheint es mir nötig, daß ich auch auf diese ziemlich rätselvolle Gestalt das Licht meiner Kritik richte. Da Horatio, der, wie man aus gewissen Einzelheiten schließen darf, als eine wichtige Persönlichkeit, als ein hervorragendes Individual-Motiv gedacht ist, in unserem „Hamlet“ nahezu ebenso bedeutungslos bleibt wie die Königin; so haben wir, nach allen bereits von uns gemachten Erfahrungen, ein gewisses Recht, zu glauben, daß mit „unserem“ Horatio nicht alles in Ordnung ist. Auf diese Vermutung hin wollen wir uns also nun auch einmal den Horatio etwas näher ansehen.

Benno Tschischwitz sagt von ihm: „Wir erkennen in ihm den begüterten Edelmann, der eine ehrenvolle Unabhängigkeit und die freie Beschäftigung mit gelehrten Studien jeder noch so glänzenden Stellung am Hofe vorzieht“; und wir können uns unter dem Freunde des gelehrten Hamlet auch kaum einen geringeren Menschen vorstellen, als der ist, welchen Tschischwitz hier mit wenigen Strichen zeichnet. Unter diesen Umständen erregt es nun zunächst in hohem Grade unser Bedenken, daß der edle, vornehme Horatio, der sich in gar keinem Abhängigkeitsverhältnis zum Hofe befindet und obenein zur Zeit nur besuchsweise in Helsingör weilt,*) auf der Schloßterasse — Wache steht. Zwar sagt Marcellus zu Bernardo: „Deswegen hab' ich ihn hierhergeladen, mit uns die Stunde dieser Nacht zu wachen“; aber Bernardo sagt andrerseits zu Franzisko: „Wenn ihr auf meine Wachtgefährten stoßt, Horatio und Marcellus, heißt sie eilen.“ Marcellus aber, der Freund Horatios, ist ein Freund und Kollege Bernardos, der wie ein gemeiner Soldat auf Posten steht. Da wir diese Dummheit einem Shakespeare nicht auf die Rechnung setzen dürfen, so muß sie anderen Ursprungs sein; und schon diese eine Tatsache läßt es uns für wahrscheinlich halten, daß dem Horatio, wie der Schöpfergeist eines Shakespeare ihn geschaut und gebildet hatte, übel mitgespielt worden ist. Zwar hat selbst ein so gut beleumdeter Kenner wie Professor Hermann Grimm an dem wachtstehenden Horatio keinen Anstoß genommen und, gründlich, wie er nun einmal ist, in seinem Aufsatz über den „Hamlet“ die Wachtleute zuerst als „Edelleute“ und dann als „einfache Soldaten“ gelten lassen („Fünfzehn Essays“ S. 270/71); aber wenn dergleichen Widersprüche auch von einem überlegenen Geiste unbeachtet bleiben dürfen, so haben kleinere Intelligenzen doch die Pflicht, über solche Sonderbarkeiten zu stutzen und ihrem Ursprunge nachzuforschen.

Um uns vor allem über die Persönlichkeit Horatios klar zu werden, müssen wir uns die kurze Charakteristik vergegenwärtigen, welche Hamlet in der zweiten Scene des dritten Aktes von ihm gibt:

„Seit meine einsame Seele Herrin war
Von ihrer Wahl und Menschen unterschied,
Hat sie dich auserkoren. Denn du warst
Als littst du nichts, indem du alles littest;
Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick
Mit gleichem Dank genommen: und gesegnet,
Weß Blut und Urteil sich so gut gemischt,
Daß er zur Pfeife nicht Fortunen dient,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger greift.
Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen,
Wie ich dich hege.“

Wir haben uns hier nicht darüber zu wundern, daß Hamlet diese, sein Verhältnis zu Horatio und diesen selbst charakterisierenden Worte erst jetzt, auf der Höhe des Stückes, spricht; während die Oekonomie des Dramas verlangt, daß solche Erklärungen da stattfinden, wo diese Personen zum erstenmale zusammengeführt werden.*) Wir haben uns nur die zwei Fragen vorzulegen: Entspricht der Horatio des uns überlieferten Stückes dem Bilde, das Hamlet von ihm entwirft? und — entspricht die Rolle, welche Horatio in dem uns überlieferten Stücke spielt, der anspruchsvollen Einführung, welche ihm durch den Mund Hamlets zu teil wird?

Wir können diese Fragen natürlich erst beantworten, wenn wir uns das nötige Material verschafft haben; und deshalb müssen wir uns den Horatio mit unumflorten Augen ansehen.

Bekanntlich ist er von den hervorragenden Personen der Tragödie die erste, welche wir zu sehen bekommen. Da wir aber bereits wissen, daß alle Scenen, in denen der „Geist“ eine Rolle spielt, unecht sind, so erkennen wir auch ohne weiteres, daß der vor Furcht „starre“ und „zitternde“ Horatio dieser ersten Scene nichts mit dem Freunde Hamlets zu schaffen hat. Nur an einer Stelle bekommt dieser Horatio eine vernünftige Physiognomie — nämlich dort, wo er die durch Fortinbras geschaffene Situation schildert. Obwol nun diese Partie, weil sie das Fortinbras-Motiv auf einer Entwickelungsstufe zeigt, welche bereits über die in der nächsten Scene angedeutete hinausweist (siehe „Magazin„ Nr. 50), nicht hierhergehören kann, so müssen wir sie uns doch, da sie wahrscheinlich Horatios Eigentum ist, merken. In den drei nächsten Scenen (I, 2, 4 u. 5) hören wir, von ein paar nichtsbedeutenden Worten abgesehen, auch nur den, ganz von dem Geisterspuk erfüllten Horatio sprechen; er kommt also für den von Shakespeare geschaffenen Horatio nicht weiter in Frage. Wir sind nun sehr darauf gespannt, den Freund Hamlets endlich einmal näher kennen zu lernen, ihn in einer seiner offenbaren Bedeutung entsprechenden Situation zu er-

*) Hamlet fragt ihn bekanntlich in I, 2: „Was macht Ihr hier von Wittenberg, Horatio?“ und gleich darauf: „Im Ernst, was führt' Euch weg von Wittenberg?“ — worauf Horatio bemerkt: „Ich kam zu Eures Vaters Leichenfeier.“

*) Ich habe diesen sehr bemerkenswerten Fall auf Seite 365 meiner „Shakespeare-Litteratur“ (Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1886) erörtert und der Charakteristik des Horatio dort zugleich den ihr gebührenden Platz angewiesen.

blicken; zu unserem Erstaunen aber sinkt auch diese Gestalt (die nur durch ihre Geistergläubigkeit und Gespensterfurcht einen Schimmer von Leben zu erhalten schien) zu vollster Bedeutungslosigkeit hinab. Der gelehrte Schüler Wittenbergs tut absolut nichts und macht immer nur Bemerkungen, wie „mein bester Prinz" — „Hier, lieber Prinz, zu Eurem Dienst" — „Sehr gut, mein Prinz" — „Ja, mein Prinz" — „Was, mein Prinz?" — „Es ist möglich" u. s. w. Aber neben diesem Horatio, der stets nur eine puppenhafte Stafage für Hamlet bildet, macht sich, wenn auch nur ganz schüchtern, ein anderer Horatio bemerkbar, der sich mit dem, das Fortinbras-Motiv weiterführenden Horatio*) genau deckt. So sehen wir ihn in der fünften Scene des vierten Aktes in einer ganz kurzen aber doch vertrauten Unterhaltung mit der Königin, von der wir bereits wissen, daß sie die stille Parteigängerin Hamlets werden sollte. Er schildert da die wahnsinnig gewordene Ophelia und knüpft eine ganz offenbar politisch gefärbte Betrachtung daran:

„Ihre Red' ist nichts;
Doch leitet ihre ungestalte Art
Die Hörenden auf Schlüsse; man errät,
Man stückt zusammen ihrer Worte Sinn,
Die sie mit Nicken gibt, mit Winken, Mienen,
So daß man wahrlich denken muß, man könnte
Zwar nichts Gewisses, doch viel Arges denken,"

worauf die Königin bemerkt:

„Man muß doch mit ihr sprechen; sie kann Argwohn
In Unheil brütende Gemüter streu'n."

Das Ophelia-Motiv, wie es hier auftritt, spielt zwar nachher nicht die geringste Rolle; aber die paar mitgeteilten Verse machen es absolut klar, daß beide Personen etwas befürchten, in Beziehung auf etwas; wovon wir allerdings nichts erfahren, nach welchem wir aber (vom Stande unserer Kenntnis aus) nicht lange zu forschen brauchen. Wir sehen eben ganz deutlich, daß hier auf die Sache Hamlets Beziehung genommen wird, der ja die Königin (wie sich aus der uns bekannt gewordenen Stelle in der „Ersten Quarto"**) ergibt) beigetreten ist, und der natürlich auch der intimste Freund Hamlets seine Kraft widmet. Horatio tritt uns hier also, wenn auch ebenso schattenhaft wie in der ersten Scene („Fortinbras-Motiv"), als politische Persönlichkeit entgegen; und das ist sehr wertvoll für uns; denn dadurch vervollständigt sich einigermaßen der Horatio, den wir endlich am Schlusse des uns überlieferten Stückes, wenn auch nicht handeln sehen, so doch sprechen hören.

Abgesehen von den albernen Worten:
„Nein, glaub' das nicht.
Ich bin ein alter Römer, nicht ein Däne:
Hier ist noch Trank zurück,"

die natürlich auf die Rechnung des „Bearbeiters" zu setzen sind, spricht hier nämlich Horatio so unbedingt von politischen Gesichtspunkten aus, daß wir erst jetzt die ganze Bedeutungslosigkeit dieser Gestalt für die Handlung des uns überlieferten Stückes erkennen können.

Wir wollen uns, um hierüber volle Klarheit zu gewinnen, die Worte Horatios vergegenwärtigen; sie lauten:

„Doch weil so schnell nach diesem blutigen Schlage,
Ihr von dem Zug nach Polen (?), ihr aus England
Hier hergekommen seid, so ordnet an,
Daß diese Leichen hoch auf einer Bühne
Vor Aller Augen werden ausgestellt;
Und laßt der Welt, die noch nichts weiß, mich sagen,
Wie alles dies geschah; so sollt ihr hören
Von Taten, fleischlich, blutig, unnatürlich,
Zufälligen Gerichten, blindem Mord;
Von Toten durch Gewalt und List bewirkt,
Und Plänen, die verfehlt, zurückgefallen
Auf der Erfinder Haupt; dies alles kann ich
Mit Wahrheit melden"

und ferner, nachdem Fortinbras auf seine „alten Rechte" hingedeutet hat:

„Auch hiervon werd' ich Grund zu reden haben,
Und zwar aus dessen Mund, deß' Stimme mehre
Wird nach sich ziehen; aber laßt uns dies
Sogleich verrichten, weil noch die Gemüter
Der Menschen wild sind, daß kein Unheil mehr
Aus Ränken und Verwirrung mög' entstehen."

Wir ersehen aus diesen Worten nicht nur, daß ihnen eine revolutionäre Bewegung, ein Aufstand (ein „blutiger Schlag", von dem „die Gemüter der Menschen noch wild, d. h. erregt sind") zur Voraussetzung dient; wir müssen von ihnen auch auf Motive der „Hamlet"-Handlung schließen, die dem uns überlieferten Stücke vollständig fehlen. Oder wann hätten wir in unserem „Hamlet" etwas von „zufälligen Gerichten", von „durch Gewalt und List" ums Leben Gekommenen gehört? Geradezu rätselhaft klingt zumal die Hinweisung auf den „Mund dessen, deß' Stimme mehre nach sich ziehen wird."

Doch das Alles steht für uns, die wir uns nur mit Horatio, nicht mit der Handlung des „Hamlet" beschäftigen, in zweiter Linie; für uns haben hier nur jene Andeutungen einen entscheidenden Wert, welche uns in Horatio einen Mann erkennen lassen, der sich ganz deutlich vom Hintergrunde einer politischen Handlung abhebt, einer Handlung, die in einer revolutionären Katastrophe ihren Abschluß gefunden und damit zugleich den Untergang des eigentlichen Helden, nämlich Hamlets, bewirkt haben muß. In wie weit Horatio an dieser politischen Handlung teilzunehmen hatte, — welchen gesellschaftlichen Rang, welche Würde er bekleidete — ob er Staatsmann oder Offizier oder ein ganz unabhängiger Edelmann war — über diese sehr wichtigen und wissenswerten Beziehungen verrät uns das uns überlieferte Stück leider garnichts. Dem dilettantischen „Bearbeiter" waren dergleichen Kleinigkeiten offenbar „Hecuba"! Er wirtschaftete mit seinen Puppen nur so aufs Geratewol los und setzte, da er sich keine vernünftigen Probleme stellte, auch bei seinen Lesern und Zuschauern keine „Neugier" voraus, die zu befriedigen einem so hilflos unfähigen „Dramatiker" ganz unmöglich gewesen wäre, ja, die befriedigen zu wollen, ihn in die größte Verlegenheit hätte bringen müssen.

Aus diesem Grunde bleibt Horatio noch in viel

*) Im Sinne des uns überlieferten Stückes müßte ich eigentlich sagen: „das Fortinbras-Motiv einführenden Horatio."
**) Siehe „Magazin" Nr. 49.

höherem Grade als die Königin ein Schatten für uns; und wir müssen uns damit begnügen, aus dem wenigen Echten, was das überlieferte Stück uns von ihm bietet, auf seine Stellung innerhalb der Handlung des Original-Werkes zu schließen. Aber die Tatsache, daß er den Schluß der Tragödie sozusagen in der Hand hat, macht es so gut wie gewiß, daß Horatio zu den vornehmsten Individual-Motiven zweiten Ranges gehört haben, daß er, um ein landläufiges Bild zu gebrauchen, die rechte Hand Hamlets gewesen sein wird.



Von dir wird erzählt!

(Ein Wort über Bölsches Liebesleben in der Natur.)

Von **Kurt Holm.**

Man könnte unser Jahrhundert mit vollem Rechte das Jahrhundert der Forschung nennen. Auf allen Gebieten der Wissenschaft staunenswerte, niegeahnte Entdeckungen, immer näher scheinen wir den letzten Rätseln alles Seins zu kommen. Aber in der Tat scheint es nur so.

Wie viele neue Gebiete sich uns auch erschließen, um wie weitsichtiger und heller auch unsere Augen werden, jede Station, die wir erreichen, verweist uns auf eine fernere; und es gehört eine zähe Ausdauer, eine opferfreudige Begeisterung, eine tiefe Erkenntnissehnsucht dazu, um nicht mutlos innezuhalten und sich zu sagen: „All unser Wissen ist Stückwerk und wird es wol auch stets bleiben!"

Allerdings hat sich unser Wissen im letzten Jahrhundert zu einem kraftvollen Torso ausgewachsen, der immer mehr die wundervolle gewaltige Harmonie des ganzen Kunstwerkes ahnen läßt. Darwins epochemachende Werke über den Ursprung der Arten und die geschlechtliche Zuchtwahl haben uns eine neue Weltanschauung gegeben und uns das Verständnis der Lebensformen erschlossen. Das Studium des Lebens selbst, oder besser gesagt, seiner Entwickelung hat uns dann Haeckel, der genialste Fortbildner der Darwinschen Theorie, vermittelt und uns gezeigt, in welcher Weise die persönliche Entwickelung der Lebewesen (Ontogenie) mit ihrer Stammesgeschichte (Phylogenie) parallel läuft.

Und diese Forschungen und ihre Resultate haben immer weitere Kreise um sich gezogen und selbst scheinbar abgelegene Gebiete mit ihren Wellen überspielt. Daß sich die Philosophie die Errungenschaften der modernen Forschung nutzbar machen würde, war selbstverständlich, war sie doch zum Teil selbst an deren Schaffung beteilig gewesen, und sind beide Gebiete doch mit der Zeit so verwandt geworden, daß man geradezu von einer Naturphilosophie spricht und diese der Naturforschung zur Seite stellt.

Bemerkenswerter ist es schon, daß sich die Dichtkunst gleichfalls nicht dem Banne dieser neuen Erkenntnisse zu entziehen vermag, ja mit prophetischem Blick in die Zukunft schaut und durch das Belauschen und Nachspüren geheimster Seelenregungen und das Aufdecken wunderlicher Wechselbeziehungen zwischen allen vorhandenen Organismen, selbst mit zur Pfadweiserin wird und neue Anregungen gibt.

Bei dieser Lage der Sache kann es natürlich nicht ausbleiben, daß sich Individualitäten entwickeln, welche in harmonischer Weise den Ernst und die Gründlichkeit des wissenschaftlichen Forschers und Gelehrten mit der glücklichen Gabe des hellseherischen Dichters in sich vereinigen und kraft ihrer künstlerischen Begabung die rechten Worte finden, um auch dem Laien, dem es nicht an Interesse, wol aber an dem wissenschaftlichen Untergrund und der nötigen Schulung fehlt, die Früchte dieser Forschungen zugänglich, ja diese Forschungen selbst verständlich und fruchtbar für ihn zu machen.

Eine solche Doppelbegabung tritt uns in erfreulichster Weise in Wilhelm Bölsche entgegen, dessen letztes Buch: „Das Liebesleben in der Natur" (Verlag von Eugen Diederichs) im echten und besten Sinne ein Volksbuch genannt zu werden verdient. Ein Buch, so kühn und neu in seiner Sprache, daß es manchem zuerst seltsam und fremdartig berühren, ja vielleicht abstoßen wird. Fast aus jeder Zeile heraus spürt man jedoch, hier spricht ein Dichter — ein Dichter, der über einen grandiosen Humor verfügt, und der sich hier einen Stoff erwählt hat, der eine solche Fülle von grotesken und phantastischen Momenten in sich birgt, wie vielleicht kein anderer. Aber wiederum spürt man auch Schritt für Schritt, es ist kein gewaltsam in die Dinge hineingetragener Humor, es ist der Humor der nacktesten Tatsachen, es ist der Ernst der Jahrtausende — der Jahrmillionen, die langsam aber sicher fortschreitende Entwickelung in ihren abenteuerlichsten Gestaltungen, die sich zu einem Humor krystallisierten, dessen Wirkung stellenweise an die Schauer des Erhabenen streift.

In welcher köstlichen Art weiß Bölsche in seinem Buche von den „gefährlichsten Dingen" zu reden. Indem er sie eben als die natürlichsten ansieht und sie herzhaft beim rechten Namen nennt, sie zugleich aber wissenschaftlich festlegt, verfolgt und erklärt, erstickt er von vornherein jedes lascive Gefühl und erregt nur Freude an der dabei herausspringenden Erkenntnis und neugewonnenen Wahrheit. Es ist eben ein durchaus ehrliches Buch und sticht woltuend von ähnlichen populären Werken ab. Man vergleiche nur das bekannte und weitverbreitete Werk Mantegazzas: „Die Psychologie der Liebe" damit, die einen Schwall schönrednerischer Phrasen enthält, unten denen die wenigen Körnlein wirklicher Wissenschaft fast verschwinden. Der italienische Professor schlägt bei dem Worte „Liebe" erst jedesmal in idealer Verzückung das Auge himmelwärts auf, während Bölsche das Wort auf seine reale Bedeutung hin prüft und seines melodramatischen Zaubers entkleidet, um es dann zu einem Begriff zu erweitern, der alles Werden und Vergehen, alles Sein überhaupt in sich schließt, und jene gewaltige Linie von dem aus Urzeugung heraus entstandenen ersten Bazillus bis zu der Liebe, die ihre höchste Offenbarung in der Sixtinischen Madonna gefunden hat, in streng gegliederter Kette vorzuführen.

Bölsche setzt sich zu seinen Lesern von vornherein in das herzlichste Verhältnis: „Du und ich — sagt er auf Seite 5 — sind ein paar vernünftige Menschen, nicht wahr, die sich verstehen, laß uns einen Bund schließen, daß wir durch kein Gestrüpp und keine noch so tollen Gespenster uns abschrecken lassen wollen, ein Stück Wahrheitsweg miteinander zu wandern. Vom Blau zum Blau. Was dazwischen liegt, das wollen wir mit gutem Mut und dem Humor schlichten Kinderfriedens hinnehmen. Von der Liebe wollen wir reden!"

In diesen Zeilen liegt in nuce das Programm Bölsches; sie kennzeichnen am besten Art und Ton seines ganzen Buches.

Und ein treuer Begleiter bleibt er dem Leser bis zum Schluß, mit mühevoller Liebe und liebevoller Mühe sucht er ihm alles eindringlich und klar zu machen, was er in jahrelangem Forschen gelernt und erkannt hat, und eingedenk des alten Wortes: exempla docent, erfindet er Beispiele von handgreiflichster Deutlichkeit, die dem Lebenskreise des wissenschaftlich Ungeschulten naheliegen. So kann man denn im Inhaltsverzeichnis Angaben lesen wie: Eine Gespenstergeschichte von Kaffeetassen. Die abgestreifte Pickelhaube. Ein Märchen von klugen Zwergen. Wie die Rumpelstilzchen zu Kindern kamen. Eine Historie vom Zahnschmerz. Vom Wirtshaus zum Totenschädel 2c., Bezeichnungen, die zuerst etwas bizarr wirken, aber durch die Fülle von Poesie, welche in dem Buche steckt, reichlich aufgewogen werden. Man merkt die Absicht und wird — angeheimelt von dem liebenswürdigen Humor und der leisen Schalkheit des Ganzen, nicht verstimmt.

Den innigen Zusammenhang, in dem der Mensch mit der Natur steht, gibt er vor allem wieder und immer wieder zu bedenken.

Dieser erste Teil des Buches erzählt ja nur von den niedersten Anfängen der Liebe bis zu ihren Wundern im Bienenstaat — und doch ruft Bölsche sanft mahnend aus: „Nur so kann dich meine Rede fesseln! Wenn du immer an dich dabei denkst! Ueber dich wird erzählt. Auf dich läuft schließlich alles hinaus. In der Liebe bist du Welt. Und die Weltgeschichte der Liebe ist in diesem Sinne nur ein Kapitel aus deiner Geschichte. Eine Urerinnerung, hinauswandernd in die Aeonen des Raumes und der Zeit, hinauswandernd zu den alten Brüdern im Tier- und Pflanzenreich — hinauswandernd im Gedanken, um zu dir zurückzukehren zur Tat — wenn du liebst!"

Zartbesaitete Seelen, welche immer nur in höheren Regionen schweben, werden ja entsetzt in Ohnmacht sinken, wenn sie die geistreiche Beweisführung Bölsches lesen, daß Liebe nur eine verfeinerte Form des Fressens sei. Bölsche trägt zuweilen mit Willen etwas stark auf, er weiß nur zu gut, warum!

Für freie Geister aber ist es ein Genuß zu sehen, wie eine große, weite und freie Weltanschauung sich auf allen Gebieten immer mehr Bahn bricht, wie alle Kunst und alle Wissenschaft dem Menschen die Wunder der Schöpfung mit den schwerwiegenden Worten zu enträtseln und nahe zu bringen sucht: „Von dir wird erzählt!"



Sonette.

Von **Rosa Mayreder**.

Individualität.

Vor Tag, als nächtlich noch die Stunden schliefen,
Lag ich erwacht und doch entrückt in Traum;
Da fühlt' ich weichen unter mir den Raum,
Ich fiel, ich fiel in bodenlose Tiefen.

An Sternen, die in ihren Kreisen liefen,
Stürzt' ich vorüber, ein gefallner Stern.
Schon waren Erd' und Menschen weltenfern,
Verschollen Freundesstimmen, die mich riefen.

Durch grauenvolle Weltallsnächte, schwirrend
Reißt mich der Flug dahin — hinab, empor?
Ich weiß es nicht, im Grenzenlosen irrend.

Muß ich gleich einem Meteor versprühen,
Das sich für immer in die Nacht verlor?
Werd' ich dereinst auf neuen Bahnen glühen?

* * *

Frage.

In diesem unzulänglichen Gewande
Des Körpers, den ich trage, der mich trägt,
Was ist es, das da rätselhaft sich regt
Mit Lebenseifer an des Grabes Rande?

So frag' ich, wie an unbewohntem Strande
Schiffbrüchig ein verlorner Fremdling steht
Und ruft. — Die Welle kommt, die Welle geht,
Bringt Antwort nicht vom jenseitigen Lande.

Bin ich ein Gott, der, aus des Himmels Sphären,
Gestürzt in diese Welt voll Schmach und Qual,
Nach seiner Heimat strebt zurückzukehren?

Bin ich ein Tier, in dessen dunkle Seele
Gestaltend fiel des Lichtes erster Strahl,
Damit es aus dem Staub empor sich quäle?

* * *

Weltschöpfung.

Das über ewgen Finsternissen schwebte,
Das in der Tiefe der Gewässer lag,
Als sich das Chaos schied in Nacht und Tag,
Als sich das Ungewordene belebte

Im Werdehauch, der durch das Weltall bebte —
Das Wort der Schöpfung, jenes Wort des Lichts,
Das Wort war Gott! Ein Gott, der aus dem Nichts
Sich selbst die Hülle der Erscheinung webte.

Die hohe Kraft, die, wie sie angefangen,
So jetzt als einst das Wort der Schöpfung spricht,
Zum Eigentume hast du sie empfangen.

Nichts Wirkliches kann ohne dich entstehen;
Es spricht ein Gott zur Welt: „es werde Licht",
Wenn du dein Aug' erhebst, sie anzusehen.

* * *

Notwendigkeit.

Nach ehern unbewegten Konsequenzen
Besteht das Reich, das die Natur erhält,
Und was geschehen mag von Welt zu Welt
Steht unverrückbar fest nach allen Grenzen.

Es wird ein wundersames Weiß erglänzen,
Wenn Farbe ihre Farbe sich erwählt;

Zum Bunde wird die Kraft der Kraft vermählt,
Wenn die bestimmten Pole sich ergänzen.

Doch ich? So bin auch ich nur hingetrieben?
Blind wirkende Gewalt von Anbeginn
Hat ihr Gesetz in meine Brust geschrieben?

Wo Elemente ungebändigt schalten,
Da werde ich zunicht, da schwind' ich hin,
Nichts Eigenes kann ich für mich behalten.

* * *

Freiheit.

Wir sind nicht hilflos preisgegebne Knechte,
Die blinde Willkür bindet und begräbt:
Der Geist ist frei, der nach der Freiheit strebt!
Denn als die Botschaft seiner höchsten Rechte

Beglaubigt sich's dem menschlichen Geschlechte,
Daß in dem Wissenden ein Wille lebt,
Der über allen Kräften siegreich schwebt,
Ein Herr der Erden- und der Himmelsmächte.

Ihn kann nur eigenes Gesetz bewegen;
Wie in die heil'ge Schlacht sich stürzt ein Held
Wirft er dem Schicksal mächtig sich entgegen.

Zerschmettern kann's ihn nicht, kann ihn nicht beugen,
Er lebt, wenn auch die flücht'ge Form zerschellt,
Und neu geboren werden seine Zeugen.



Erster Versuch.

Eine Fabelei von **Rosa Mayreder**.

Täglich im Morgengrauen, lange bevor die Sonne aufging, verließ der Prophet seine Höhle und wanderte weit durch die Wüste zur Quelle, aus der er trank. Dort grub er nach Wurzeln und sammelte die Früchte der Palmen, um seinen Hunger zu stillen. Die großen braunen Affen, welche die Oase bewohnten, taten ihm nichts zu Leide. Sie behandelten ihn wie ihresgleichen; und wenn sie in den Palmenkronen saßen und die vollen Datteltrauben lärmend plünderten, warfen sie wol im Uebermute der Schwelgerei angebissene Früchte herab. Von diesen Abfällen ihrer Mahlzeiten nährte sich der Prophet. Er war sehr im Nachteil gegenüber den Affen; er besaß kein zweites Paar Hände zum Klettern und war mit einem nachdenklichen Kopfe beschwert.

Neunmal neunmal und abermals neunmal neunmal — der Prophet konnte nur bis neun zählen — wechselte der Mond, seitdem der Prophet in der Wüste wohnte. Tagsüber saß er in seiner Höhle, die Beine kreuzweise ineinander verschlungen, die Hände über dem Hinterhaupt gefaltet, den nackten Rücken an eine scharfe Felskante gelehnt, und dachte, dachte, dachte nach.

Für ihn war das keine kleine Aufgabe; denn er gehörte zu den ersten Menschen, die sich mit Denken beschäftigten. Vielleicht war er der erste. Er konnte sich an keine Tradition halten; keine Autorität kam ihm zu Hilfe; er mußte sich seine Welt völlig aus dem Nichts schaffen. Aber schon er hatte sein entscheidendes Grunderlebnis gehabt, wie alle Propheten seither, das Erlebnis, das sein Schicksal war, und das er in Gestalt seiner Gedanken auf die Nachwelt vererbte, wie alle Propheten seither.

Ueber die Natur seines eigenen Denkens hatte er eine Theorie erfunden, auf die er seine Weltanschauung gründete. Er dachte, daß in seinem Kopf eine Fledermaus wohne, die mit dunklen Flügeln darin umherfliege und wandelnde Schatten in sein Inneres werfe. Keine andere Annahme schien ihm geeignet, die rätselhaften Zustände zu erklären, die ihn bewegten. Lächelt nicht, ihr späten Enkel des Propheten! Könnte es nicht geschehen, daß auch eure späten Enkel über die Theorien lächeln werden, auf die ihr eure Weltanschauung gründet —?

Es war schon lange her, seit die Fledermaus sich das erste Mal im Kopfe des Propheten geregt hatte. Als er noch ein Knabe war und seines Vaters Schafe hütete, geschah es.

Einst fand er bei der Heimkehr seine Sippe in Aufregung. Die Weiber kreischten, der Vater brüllte. Er hatte aus irgend einem Grund eine der Frauen gezüchtigt. Sie lag auf dem Boden mit weitaufgerissenen Augen und rührte sich nicht.

Eben befahl der Vater einem Sklaven, sie an einen bestimmten verrufenen Ort, den niemand betreten durfte, zu tragen. Dort sollte sie bleiben, preisgegeben den Geiern und Hyänen.

Er wußte den Ort; heimlich stahl er sich hin, als er den Sklaven zurückkommen sah.

Auf den brennenden Felsen hingestreckt, starrte sie mit ihren weitaufgerissenen Augen in den Himmel. Er rief sie an, aber sie gab keine Antwort; er faßte ihre Hand, aber ihre Hand war steif und kalt. Senkrecht über ihr kreiste hoch oben ein schwarzer Punkt in der blendenden Bläue.

Und er stand und schaute. Er gedachte der verflossenen Nächte, als er an das Zelt geschlichen war, in dem sie schlief. Hinter dem Vorhang hervor drang Geflüster. Er wußte, was das Geflüster bedeutete, und hatte in kommenden Nächten auch mit ihr flüstern wollen. Und nun lag sie hier, stumm, kalt, tot. Ja tot, tot! Was war das: tot! Sie war noch hier und war doch nicht mehr hier; sie war es noch ganz und war es doch nicht mehr.

Er kniete nieder und beugte sich lauschend über sie. Kein Hauch ging aus ihrem Munde aus und ein; sie war stille, ganz still. In seiner Brust, dort, wo es innen klopfte, zog sich etwas schmerzhaft zusammen, und aus seinen Augen fielen heiße Tropfen auf ihr unbewegliches Gesicht. Und schluchzend stürzte er sich mit ausgebreiteten Armen über sie.

Am nächsten Abend eilte er noch einmal zu ihr. Rot glühte der Himmel wie in Flammen. Die Sonne hing als eine blutige Scheibe über dem Rand der Wüste; ihm deuchte, nie sei sie so groß und so rot gewesen.

Auf der Brust der Toten saßen zwei Geier und hackten rote Streifen aus dem schönen, jungen, weißen Leib. Er verjagte sie mit seinem Stabe; widerwillig flogen sie auf und setzten sich auf den Absturz nebenan.

Und er betrachtete die Tote mit wachsendem Leide. Er sah aus ihrer zerfleischten Brust ein rötlich weißes Gerüst hervorragen und darunter rätselhafte, grauen-

volle Gebilde, wie wenn ein Lamm geschlachtet worden ist und die Eingeweide herausgenommen werden sollen. Ihr Gesicht aber war seltsam; sie schien zu lachen, mit einem fürchterlichen, grinsenden Lachen; denn die Oberlippe fehlte, und alle die weißen, rundlichen glänzenden Zähne zeigten sich wie bei einem fröhlichen Menschen, der von Herzen in ein lautes Gelächter ausbricht. Ihre Augen schienen noch weit mehr aufgerissen; aber nichts Weißes war mehr daran sichtbar, sondern nur zwei große schwarze Höhlen.

Und während er sie so anstarrte, von Grauen geschüttelt wie vom Fieber, öffneten sich ihre Kinnbacken, und etwas, das aussah wie ein rotes Mäuschen, lief heraus.

Da sträubten sich seine Haare, und mit einem lauten Schrei rannte er davon.

Viele Tage lang dachte er nicht mehr daran, wieder an jenen Ort zu gehen; er hätte es nicht gewagt aus Furcht vor dem roten Mäuschen. Und doch fürchtete er sich vor nichts auf der Welt, nicht einmal vor seinem Vater, dem mächtigen Herrn so vieler Schafe, Weiber, Pferde, Rinder und Kamele. Aber einmal in der Nacht erwachte er jählings. Der Mond schien ihm in das Gesicht, hell wie der Tag. Er sprang auf. Mit festem Schritte ging er zwischen seinen Brüdern hindurch aus dem Zelt. Die Wächter sahen ihn nicht; er schlich an ihnen vorbei in die Wüste hinaus. Das Geheul der Schakale und Hyänen drang an sein Ohr, aber er kehrte sich nicht daran. Er wollte die Tote noch einmal sehen, trotz ihrer leeren Augen und ihres gräßlich lachenden Mundes. Er wollte sie anrufen, sie bei der Hand nehmen und ihr sagen, daß er gekommen sei ihretwegen — vielleicht nützte das. Vielleicht konnte sie dadurch wieder lebendig gemacht werden. Er vergaß ihre schrecklichen Wunden, er vergaß ihren langen Todesschlaf — er empfand nur eine alles verzehrende Sehnsucht nach ihr, also mußte sie noch irgenwo sein und vielleicht nicht unerreichbar für ihn.

Die Wüste glänzte wie Silber. Und in ihren blinkenden Sand halb eingebettet lag ein weißes Gebein, gewölbte Stäbe über einer zerfallenen Kette von kleinen viereckigen Gliedern, und oben ein schöngerundetes Gefäß mit zwei großen Oeffnungen und einer kleineren, darunter zwei Reihen Zähne. Das war alles, was von ihr übrig geblieben war.

Da schwand seine Hoffnung, daß sie zurückkehren könnte, für immer. Und mit seiner gebrochenen Stimme, in der die Männlichkeit ihre ersten rauhen Töne anschlug, hub er eine schwermutvolle Klage an. Laut scholl sein Rufen durch die mondhelle Wüste und vermischte sich in den lauen Lüften mit dem Heulen der nächtlichen Tiere.

„Wohin bist du gegangen, du Schöne, du Geliebte! Wohin bist du gegangen, daß du nicht mehr zurückkehren kannst zu dem, der durch die Nacht wandert nach dir! Wo sind deine Haare, die um dein Gesicht hängen wie die Mähne des schwarzen Pferdes, das auf den Triften weidet? Wo sind deine Wangen, die lieblich waren wie die Wolken, die gegen die Morgensonne gewendet stehen? Wo sind deine Augen, mit denen du mich angesehen hast wie eine Gazelle, vor deren Blick das Herz des Jägers erzittert, daß er den Pfeil nicht abdrücken kann? Wo sind deine Arme, deine Brüste, deine Hüften, die ich begehrt habe wie ein Mann ein Weib begehrt? Ach, es ist alles dahingegangen; du bist dahin gegangen in deiner Schönheit und Tugend, und ich werde dich nicht wiederfinden, nicht an den Weideplätzen, die am Strome liegen, und nicht dort, wo alles Land sich in das große Wasser stürzt. Weh' mir, ich werde dich nie wiederfinden!"

Von dieser Stunde an hatte er kein Verlangen mehr nach Weibern; wenn sie ihm winkten oder mit den Augen blinkten, begann die Fledermaus in seinem Kopfe zu kreisen, und dann fragte er wol: „Weißt du, wohin du gehst, wenn du tot bist?" Aber die Schönen verstanden nicht, was er meinte; sie lachten über ihn, oder sahen ihn scheu an mit furchtsamen Lämmeraugen.

Und als die Zeit gekommen war und er unter die Männer aufgenommen werde sollte, trat er vor die Aeltesten seines Stammes und fragte: „Wißt ihr, wohin die gehen, die tot sind?"

Aber auch die Aeltesten verstanden nicht, was er meinte; sie schüttelten nur ihr kahlen Köpfe über seine Frage. Der Alleräl teste und Weiseste räusperte sich und sagte:

„Wer weiß nicht, wohin die Toten gehen? Sie gehen in das Feuer, in dem sie verbrannt werden. Das ist jedem offenbar, der es gesehen hat. Du aber hebe dich hinweg mit deiner eitlen Frage; willst du uns zum Besten haben, du Narr?"

Hierauf ergrimmten die Aeltesten und hoben Steine auf, um ihn zu steinigen.

Er aber entfloh in die Wüste. Dort konnte er ungestört seiner Frage nachhängen; die braunen Affen verstanden sie zwar auch nicht, doch steinigten sie ihn wenigstens nicht deswegen.

Und der Bart wuchs ihm lang und länger, und die Nägel wuchsen ihm lang und länger, und er dachte, dachte, dachte nach.

Schwer war das Denken, unsäglich schwer; es war eine so gewaltige Arbeit, daß man sie mit keiner anderen vergleichen konnte. Doch der Prophet ließ nichts unversucht, um sich in dieser Arbeit zu fördern. Stundenlang schüttelte er den Kopf, als es ihm zum Bewußtsein kam, daß der Kopf der Sitz jenes widerspenstigen Wesens war, welches Gedanken hervorbrachte. Oder er drehte den Oberkörper mit diesem sonderbaren Kopfe unter beschwörendem Klagegeheul so lange im Kreis herum, bis er ohnmächtig hinfiel, oder bis er sich in Krämpfen auf dem Boden wälzte.

Anfänglich hatte er in der Oase gewohnt, allein er fand bald, daß dieses liebliche Wolleben seinen Bestrebungen nicht zuträglich war. Wenn er in angenehmer Sattheit auf dem kühlen Rasen lag und dem besänftigenden Murmeln der Quelle lauschte, indes die Palmen im Abendwind säuselten, bemächtigte sich seines Gemütes eine solche Zufriedenheit, daß seine Gedanken einschliefen und nicht wieder erwachen wollten. Er aber liebte seine Gedanken mehr als das Wolleben; deshalb ging er hinaus in die Wüste und peinigte sein Fleisch.

So saß er in seiner Höhle, einsam, als wäre er allein auf der Welt, und so dachte er nach, neunmal neun Monde lang und nochmals neunmal neun Monde lang.

Da begab sich in einer Vollmondnacht etwas Unerhörtes. Ferne am Saum der Wüste tauchte eine breite dunkle Schlange auf, eingehüllt in eine helle Staubwolke. Und als die Schlange sich näherte, sah der Prophet, daß es eine große Horde Menschen war, die da einherzog mit Pferden und Eseln und fremdartigen

Tieren, deren Nasen bis an die Erde reichten, mit hochgeschnürten Bündeln und mannigfachen Gerätschaften.

Neugierig ging der Prophet dem Zuge entgegen. Er war ein primitiver Weiser und betrachtete Neugierde noch nicht als etwas, das ein Mann sich nicht eingestehen darf. Ja sein Herz schlug höher bei dem langentwöhnten Anblick menschlicher Gestalten; freundlich begrüßte er die ersten, die in seine Nähe kamen. Allein sie antworteten ihm nicht; scheu und ängstlich wichen sie vor ihm zurück, wie vor einem wilden Tiere. Sie sahen traurig aus und matt bis zum Tod.

Gern hätte der Prophet gewußt, woher sie kämen, wohin sie gingen; er redete lauter und eindringlicher zu ihnen, damit sie doch vielleicht Vertrauen zu ihm gewännen. Endlich blieb ein alter Mann, der wol der Anführer sein konnte, vor ihm stehen und sagte: „Wir haben seit drei Tagen nicht getrunken, wir sind dem Tode nah. Der du hier lebst, weise uns die Quelle, aus der du trinkst."

Das zu hören war dem Propheten nicht lieb. Wenn diese ganze, große Menschenmenge in seine Oase kam, würden sie ihm die Quelle zertrampeln und die Palmen kahl fressen. Wie sollte er dann sein eigenes Leben fristen?

Aber indes der Prophet solchergestalt klüglich überlegte, begann die Fledermaus, dieses wunderliche, fremde, höhere Wesen, in seinem Kopfe zu kreisen. Und es schien ihm plötzlich, daß auch er ein Dürstender unter Dürstenden sei; und er beschloß, daß er seine Quelle denen schenken wolle, die da durstig waren. Seine gebeugte Gestalt richtete sich auf, seine schwarzen Augen erglühten. Hoch erhob er seine abgemagerten Arme und rief mit starker Stimme: „Heil ist euch widerfahren; denn ich will euch weisen den Weg, der zur Quelle führt."

Und die Horde zertrampelte seine Quelle und fraß seine Palmen kahl. Schreiend entflohen die braunen Affen; das älteste Männchen sprang im Vorübereilen auf den Propheten los, zauste ihn weidlich und ohrfeigte ihn. Der Prophet empfand die volle Berechtigung dieses Grimmes; denn hätte er, ohne seine innerliche Fledermaus, selbst anders gedacht als der erfahrene alte Affe?

Als sich alle gesättigt hatten, kam der Führer und erzählte das Schicksal seines Volkes. Sie wohnten an den Niederungen des großen Flusses, in dem fruchtbaren und gesegneten Streifen Landes, der zwischen den Sümpfen und der Wüste liegt, reich und glücklich, ein großes und zahlreiches Volk, bis von den Sümpfen her ein giftiges Wehen entstand und sie mit einer grimmen Seuche heimsuchte, die gewütet habe viele Monde lang und dahin gewürgt fast alles Volk. Da hätten die Ueberlebenden beschlossen, um dem großen Sterben zu entrinnen, auszuwandern aus dem Lande ihrer Väter und sich eine neue Heimat zu suchen, wo das große Sterben sie nicht mehr ereilen könnte. Aber die Furcht des Todes sei über sie gekommen und wandere mit ihnen; und alle Ueberlebenden seien ergriffen von großer Trauer und Unruhe.

Der Prophet hörte gedankenvoll zu. Dann stellte er seine große Frage:

„Wißt ihr, wohin die gehen, die tot sind?"

„Wir wissen es nicht", sagte der Führer; „aber wenn du es weißt, so sage es uns. Denn wir waren ein großes und mächtiges Volk, und jetzt sind wir ein Haufen verlorener Flüchtlinge, verlassen von unseren Weisen und Mächtigen; die Seuche hat sie uns hinweggeführt, wir wissen nicht wohin."

Da erkannte der Prophet, daß seine Zeit gekommen war.

Er hieß den Führer, sich einen zu wählen aus seinem Volk, der für ihn zeuge. Und als es Nacht war, führte er die beiden Männer in seine Höhle und befahl ihnen, niederzuknien auf die spitzen Steine und die Arme auszubreiten und den Kopf auf die spitzen Steine niederzubeugen und in dieser ehrfurchtsvollen Stellung den Morgen zu erwarten.

Der Prophet aber bereitete sich vor auf das Kommende. Noch einmal durchlief er alle seine Methoden und Systeme des Denkens: er schüttelte den Kopf und drehte sich wie ein Kreisel um sich selbst; er schlang sich die Beine um den Rumpf in wilden Verknüpfungen und zog sich die Zunge heraus bis auf die Brust; er heulte, er stöhnte, er brüllte, und der Schaum stand ihm vor dem Munde.

Die beiden Profanen hörten es schaudernd. Zuweilen hoben sie ein wenig die Köpfe, um nach ihm hin zu schielen. Dann sahen sie, wie er sich mühte in ungestümem Eifer, und senkten ihre Köpfe wieder schleunig auf die spitzen Steine. Am liebsten wären sie davongelaufen; allein sie fühlten, daß dieser außerordentliche Mann sie festbannte mit unbegreiflicher Macht.

So kam der Morgen heran.

Der Prophet warf sich zwischen seine Auserwählten auf den Boden hin und hieß sie sich aufrichten auf den Knien. Und sie erhoben ihr Angesicht. Da stand der Himmel vor dem Höhleneingang in rotem Feuer; und über dem dunkelblauen Rande der Felsenhügel schwebte ein flammender Streifen, der langsam wuchs und sich zu einer ungeheuren Scheibe wölbte.

Und in Schauern der Ergriffenheit bebend, hub der Prophet an:

„Das ist sie! Das ist sie! Sehet hin und schauet! Das ist die Mutter alles Lebendigen! Das ist der heilige Schoß, der alles gebiert, was da lebet! Das ist der Quell, aus dem das Leben träufelt! Das ist das Urlicht, das die Strahlen aussendet, das sind die Strahlen, welche die toten Gehäuse in lebendiges Fleisch verwandeln! Und abermals ist es der heilige Schoß, der alles wieder aufnimmt, was da gelebet hat! Der Quell, in den das Leben zurückträufet! Das Urlicht, in das die Strahlen zurückkehren, wenn die Nacht einbricht!"

Die beiden andern starrten ihn erschrocken mit großen Augen an. Er sah, daß sie ihn nicht verstanden hatten, und daß er sich deutlicher ausdrücken mußte.

„Also vernehmet und höret mich an: Das ist die große Urmaus, die große Muttermaus, die Gebärerin aller einzelnen kleinen Mäuse! Denn wisset: was im Menschen sich reget und macht, daß er hier hin schreitet und dorthin, daß er aufsteht und sich niedersetzet, daß er Wohlgefallen empfindet und Schmerz, Freude und Zorn, daß der Hauch aus seinem Munde geht und die Sprache aus seinem Halse, dies alles bringt ein Wesen hervor, das in ihm wohnet in Gestalt einer kleinen roten Maus. Täglich früh, wenn die große Urmaus glanzvoll über den Rand der Welt heraufsteigt, sendet sie auf ihren Strahlen die kleinen roten Mäuse aus. Die laufen einher auf dem goldenen Wege wie hurtige Wiesel und laufen hinein in die Leiber der Kinder, die

an diesem Tage geboren werden und bleiben wohnen in ihnen, bis sie tot sind. Und allabendlich, wenn die große Urmaus schlafen geht hinter den Rand der Welt, laufen die kleinen roten Mäuse aus den Leibern der Verstorbenen zurück auf dem goldenen Wege in den seligen Schoß der großen Urmaus. So lebt der Mensch, so stirbt der Mensch. Von wannen er kommt, wohin er geht, ihr habt es gehört, ihr habt es gesehen."

Da fielen die beiden anderen vor ihm nieder auf ihr Angesicht und küßten den Staub von seinen Füßen. Jetzt hatten sie ihn verstanden.

„Auf, künde unseren Brüdern die Botschaft des Heils", schrien sie begeistert. „Du sollst hinfort unser Herr und Hort sein, unser Führer und Fürst!"

Und die Menge huldigte dem Propheten. Er führte das Volk über das große Gebirge hinab in fruchtbare Thäler und siedelte es dort an, und gab ihm den Anführer als König und dessen Zeugen als Oberpriester. Er selbst zog sich wieder in die Einsamkeit zurück. Denn er liebte die Regierungsgeschäfte nicht; er hatte zuviel nachgedacht in seinem Leben.

Als er aber zu sterben kam, berief er zu sich den König und den Oberpriester, und sprach zu ihnen:

„Meine Freunde, ich habe nicht alles mitgeteilt, was ich weiß. Jetzt in der Stunde, da ich scheide, will ich aussprechen, was mein eigen war als das Süßeste und als das Bitterste meines Lebens. Vernehmt denn: es gibt Menschen, in denen wohnt nicht ein gewöhnliches rotes Mäuschen, sondern ein Mäuschen, das Flügel besitzt. Flügel, meine Freunde, versteht mich wol! Und das geflügelte Mäuschen flattert in ihrem Kopfe herum und erhebt sich überall dorthin, wohin die gewöhnlichen roten Mäuschen nicht laufen können. Die Menschen der geflügelten Mäuschen aber, das sind die Auserwählten; daran sollt ihr erkennen, wer ein König und Herr ist unter den Menschen, und ihnen Ehre erweisen und sie heiligen vor allem Volk."

Nachdem er also gesprochen hatte, sank er zurück und schloß die Augen.

„O Erhabener, deine Rede sei gepriesen", sprach der König; „aber woran sollen wir denn erkennen, ob in einem Menschen ein gewöhnliches Mäuschen oder ein geflügeltes wohnt?"

Darauf gab der Prophet keine Antwort mehr. Der Oberpriester beugte sich über ihn und horchte an seinem Munde. Nach einer Weile sagte er erschüttert: „Sein Mäuschen ist entschwebt!" —

Und bis auf den heutigen Tag wissen die Könige und Oberpriester kein zuverlässiges Zeichen, woran sie die Menschen der geflügelten Mäuschen erkennen sollen.



Moderne Märchenbücher.

Von **Emma Reichen**.

Hoch aufgestapelt liegt ein Stoß Märchenbücher vor uns. Aber aus der reichen Auswahl sind es nur wenige, die man Kindern gern ohne Einschränkung in die Hand geben möchte.

Wer Kinderbücher schaffen will, muß das Kind und seine Seele beobachtet und studiert haben. Das Kind lebt in seiner eigenen Welt und schaut die Wirklichkeit mit ganz anderen Augen an als der Erwachsene. Es sieht nicht die Dinge, wie sie wirklich sind, sondern wie seine Phantasie sie malt. Es liest und lauscht infolgedessen auch mit ganz anderen Sinnen, als man gemeinhin annimmt.

Die Grimmschen Volksmärchen, die Märchen von Andersen sind und bleiben der köstlichste Schatz für das Kind. Sie geben seiner Phantasie Nahrung, ohne sie in das Ungesunde zu steigern. Sie rechnen in hohem Maße mit der Phantasie und kleiden alles was diese stören und an die nüchterne Wirklichkeit gemahnen könnte, in ein poetisches Gewand. So wird im „Märchen von dem standhaften Zinnsoldat" (Andersen) erzählt, daß der Soldat nur deshalb ein Bein besitzt, weil er der Letztangefertigte gewesen wäre, und das Zinn nicht gereicht hätte. Diese Begründung erscheint dem Kinde höchst glaubwürdig. Es würde es aus seiner reizvollen Traumwelt unliebsam in die leere Wirklichkeit zerren, wollte man erzählen, daß des Soldaten Bein abgebrochen worden ist. Ein phantasievolles Kind käme beim Anhören des „Märchen von den zertanzten Schuhen" (Grimm) niemals auf den Gedanken, woher die zwölf Prinzessinnen jeden Abend an Stelle der vertanzten Schuhe ganzsohlige erhalten haben.

Es ist hier nicht die Aufgabe, die unbestrittenen Schönheiten der Volksmärchen im einzelnen und ihre tiefe Wirkung auf das Kindergemüt zu verfolgen. Erwähnenswert wäre jedoch, daß in dem Theo Ströferschen Verlage in Nürnberg in der Sammlung Jugendbücherschatz*) unsere Volksmärchen in kleinen Ausgaben erschienen sind. Diese gut gebundenen Werkchen machen sich durch ihre hübschen Textillustrationen und durch ihren billigen Preis von sechzig Pfennigen pro Band bemerkbar.

Gleich Rühmliches wäre kaum von den anderen Erzählungen dieser Sammlung, die uns vorlagen, zu berichten. Sie wollen zu viel lehren und predigen unbedingt zu viel Moral.**) Gewiß gelangt auch in den Volksmärchen der moralische Gehalt zu seinem Rechte; denn in der Volkspoesie muß stets das gute Prinzip siegen und das schlechte Element unterliegen. Niemals tritt jedoch dort die Moral so aufdringlich auf, wie in unseren Kunstmärchen.

Die Engländer betonen in den Kinderbüchern in weit geringerem Maße das pädagogische Element. Die Engländer befassen sich aber auch eingehend mit dem Studium der Kinderseele. Walter Crane hat mit seinen Kinderbüchern bahnbrechend gewirkt. Er hat eine große Zahl von Nachtretern gefunden. Unter ihren Erzeugnissen stößt man auf recht viele brauchbare Erscheinungen und Gaben für die Kinder. Die Bilderbücher von R. Caldecott***) sind sowol inhaltlich als malerisch ein gutes Material. Im Verlage von Strofer, Nürnberg werden diese englischen Vorlagen zu deutschen Büchern verarbeitet. Aber sie erreichen ihr Vorbild keineswegs,

*) Nr. 1. Das häßliche junge Entlein und andere Märchen von Hans Andersen.
Nr. 2. Der Froschprinz oder der eiserne Heinrich und 5 andere Märchen von Gebrüder Grimm.
Nr. 5. Reinecke der Fuchs.

**) Nr. 8. Die Geschichte vom Rotkehlchen nach d. Engl. von M. Speyer.

***) The Babes in the Wood. (Frederick Warne & Co.) The Farmer's Boy.

zumal sie durch ein starkes Betonen farbiger greller Bilder, denen Natürlichkeit und Wahrheit fehlt, hinter den englischen Originalen zurückbleiben. Dieser Moment fällt unangenehm auf in der Illustration zu dem Gedichtchen: *) „When Mother was a Little Girl." das auch in seiner Verdeutschung wesentlich an Ursprünglichkeit verliert. Zur Probe lassen wir beide Gedichtchen folgen:

Pretty little mother,
She was, long ago
Just a child, you know.

Not like any other —
She was sweeter far
Than we children are,
Father says, and so
Sure he ought to know
Pretty little mother.

Dearest little mother —
Though we cannot be
Prettier than she,
Father says we could
Learn to be as good,
Dearest little mother.

Das Bild.**)

Blauer Hut und Löckchen kraus
Grad so sieht dein Püppchen aus.
Mutter sagt, du sollst das sein
Elschen, als du noch ganz klein.

Seht es zum Verwundern ist,
Wie man in die Höhe schießt.
Väterchen rief's heute noch:
„Wie die Mädels wachsen doch!"

Freundlich schaute er uns an,
Nannte uns sein Zwiegespann,
Und der Mutter raunt er zu:
„Würden sie so gut wie du!

Nicht ganz angenehm berührt es, daß in den vorliegenden Büchern der Tierwelt ein übermäßig großes Gebiet eingeräumt worden ist. Sowol Stadt- wie Landkinder stehen mit geringen Ausnahmen den wilden Tieren fremd gegenüber und von den Vögeln, Katzen und Mäusen wird meistens so wenig Originelles erzählt, daß die Phantasie der Kinder unbeschäftigt bleibt und die Leser sich langweilen. Die Aesopschschen Fabeln***) dagegen werden gerade in dieser Sammlung freudig begrüßt.

Eine völlig isolierte Stellung nimmt das im Verlage von Piloty und Loehle, München erschienene Kinderbuch ein. Der Verfasser, Ernst Kreidolf, ist ein Künstler und gibt in seinen Blumenmärchen im Text wie in den Bildern wirklich Künstlerisches. Ein bewußtes Werk liegt vor uns. Der Verfasser will die Empfindungen der Kinder für die Natur und die Kunst wecken. Daher gibt er uns die Natur in der Kunst, und die Kinder jauchzen auf vor Lust, wenn vor ihren Augen Blatt um Blatt des inhaltlich reichen Bandes umgeschlagen wird, aus dem uns Poesie entgegenströmt, Poesie in Wort und Bild. Ohne irgendwo die Absicht zu verraten, macht Kreidolf die Kinder mit unserem modernen Kunstempfinden, mit unserm Gefühl für die Linie und Farbe vertraut. Nirgends finden wir Moralisierendes in dem Werk, in welchem die Blumen aus Feld, Wiese und Garten in Gestalt von Frauen und Kindern dargestellt sind. „Der Gänseblümchenthee," „Ringelreihn," Sonnenblume und Georgine," „Der Ball" sind wol mit die hübschesten Verse, die den Kindern seit langem geboten wurden. Nur selten irrt Kreidolf in seinem Geschmack; und der schlimmste Fehler, den man in dem Buche entdecken könnte, wären in dem „Schlüsselblumengarten" vielleicht die beiden Verse: „Bis im Herbst, es ist zu schade, Blatt und Blume sinkt ins Grab."

Die Blumenmärchen lagen in dem berühmten Kinderzimmer in der letzten „Dresdener Ausstellung" aus und erregten lebhaftes Interesse. Immer größer wird die Freude an dem Buche, je tiefer man in seine Schönheiten eindringt. „Zu schade für die Kinder!" rufen die Mütter aus, sobald sie des Buches ansichtig werden. Dieser Grundsatz ist veraltet. Nichts ist für ein Kind zu schade, das die Entfaltung seiner Kräfte, seiner künstlerischen Anlage fördert, und am wenigsten ein Buch, das sehen lehrt und den Geschmack der Kinder erzieht und ihn nicht durch die Gewöhnung an Häßliches verdirbt.

Auf diesem Standpunkt stehen die Verfasser des Kinderbuches: Knecht Ruprecht.*) Leider ist sein Erfolg kein unbestrittener; und es zeigt, wie schwer es ist, für die Kinder das Richtige zu treffen. Die Kleinen können mit einem Bilde, das keinen Inhalt gibt und nur auf der Schönheit der Formen beruht, wie die Originalzeichnung, von „Fidus," nichts anfangen. Auch der scharfe Beobachter Th. T. Heine mit seiner Treffsicherkeit für das Satyrische scheint uns wenig geeignet, mit seinen uns ergötzenden Zeichnungen ein Kinderherz zu gewinnen. So niedlich das Liedchen von Klein-Annchen und der Riesen-Käfer Summ ist, so wenig Beifall findet das Blatt bei den Kindern, wie Proben ergeben haben. Um so mehr Freude erregte das Gedichtchen Paula Dehmels von der „Kinderküche." Auch der Onkel „Wackelpfahl" aus Staatsereignis von Paula und Richard Dehmel spielt eine wichtige Rolle im Spiele der Kinder. Richard Dehmel hat in seiner wundervollen Erzählung: „Der Allerseelenspiegel" bewiesen, daß nur ein echter Dichter die Natur des Kindes versteht und sie seinen Worten atemlos und mit Spannung lauschen. Ein echter Dichter vermeidet es, auf die niedrigsten Instinkte der Kleinen zu wirken, wie es der Verfasser von „Vrenelis Weihnacht" tut. Die Kinder werden aus Mitleid zu Thränen gerührt, was vom pädagogischen Standpunkt aus zu verurteilen ist. Betont auch „Das Glöckchen" von Paula Dehmel das erziehliche Moment, so steckt doch viel Poetisches in der Erzählung und macht sie den Kindern dadurch lieb. Was soll aber ein Kind sich bei dem Schluß von „Das goldene Schloß" von Ernst Brausewetter denken? „Seht ihr Kleinen, nicht nur an dem Frühlingsmorgen der Kindheit erweckte mich eine rauhe gebietende Stimme aus den goldigsten und stolzesten Träumen von Glück und Macht und mahnte an die Pflicht und an die Arbeit. Nein, so geht es das ganze Leben hindurch, und wer kein Siebenschläfer ist und daran denkt, daß Sonnenschein und freudiges Tummeln besser ist, als kaltes Gold und faules Träumen im warmen Bett, der folgt der Stimme! Allein — was meint ihr wol, Kinderchen? Ob später im Leben auf die goldigen Träume auch immer eine sonnige Wirklichkeit folgt?"

*) Mothers Portrait. Merry Times with Stories and Rhymes. London, Ernest Nester.

**) Wenn der Frühling blüht. Reime v. Fanny Stockhausen. Bilder von H. Benett. Theo Ströfers Kunstverlag, München.

***) Sechzig Fabeln Aesops, für die Jugend bearbeitet von H. Binder. Jugendbücherschatz von Theo Ströfer, Nürnberg.

*) Knecht Ruprecht. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Verlag von Schaffstein & Co., Köln a. Rh.

Dem kommenden Jahrhundert.

Eine Gabe an das Volk.

Vorrede.

Ludwig Jacobowski, von dessen eigenen Schöpfungen wir im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift wiederholt gesprochen haben, bringt zur Jahrhundertwende eine im höchsten Grade wertvolle poetische Gabe: eine Sammlung von Dichtungen aus der Volksphantasie heraus: „Aus deutscher Seele" (Minden, J. C. C. Bruns Verlag). Wir begrüßen diese Sammlung mit größter Freude. Eine Würdigung versparen wir uns für nächstens, wenn wir den Abdruck eines Teiles der gedankenreichen Einleitung, den wir mit Erlaubnis des Verfassers hier zum Abdrucke bringen und einige Proben den Lesern vorgeführt haben werden.

Ludwig Jacobowski spricht sich über sein Unternehmen so aus:

Herders Mahnung, der Dichter solle den Wahn und die Sagen der Vorfahren studieren, hat der große Säemann der deutschen Kultur selber am innigsten befolgt. Seine Sammlung Volkslieder, die 1778/79 erschien, später „Stimmen der Völker in Liedern" genannt, ist in ihrer Wirkung heute noch nicht abgeschlossen. Ihre Tendenzen sind Gemeingut der Litteratur geworden und ihr Einfluß auf die deutsche Poesie des 18. und 19. Jahrhunderts steht jenseits aller Kritik. Berücksichtigte Herder trotz der unzulänglichen Hilfsmittel, die sein bibliothekarisch geschulter Blick sich mühsam zusammensuchen mußte, nicht nur die europäischen Kulturnationen, sondern auch einige primitive Völker, so verengten Clemens Brentano und Ludwig Achim von Arnim die Kreise ihrer Teilnahme, und ihr Werk „Des Knaben Wunderhorn" (Bd. I, Heidelberg 1806, II und III daselbst 1808) umfaßt daher nur poetische Erzeugnisse deutschen Geistes.

Beide hatten vorher ihr Unternehmen öffentlich im Intelligenzblatt der Jenaer Allgemeinen Lit.-Ztg. von 1805 Nr 116, angezeigt und die Hoffnung ausgesprochen: „Wir erwarten sehr viel von der festen, freudigen Lebensweise dieser Lieder, einen mannigfaltigen, volleren Ton in der Poesie."

Ihre Hoffnungen waren klein im Vergleich zu der reichen Erfüllung. Ihr Buch warf breite Lichtströme über die vergangenen Jahrhunderte, es befruchtete die ganze Epoche, die es einleitete. Es trug Segen, nicht nur im Reiche der schöpferischen Poesie; auch im Bereich der germanischen Wissenschaften trieb sie tausendfältige Frucht. Und unsagbar ist ihr Einfluß auf das Erwachen des deutschen Geistes zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft gewesen.

Der 57jährige Goethe griff zu dem Werke, das dem „Herrn Geheimerath von Goethe" gewidmet war, und mit dem ganzen nachschaffenden Takt des Dichters wurde er ihm in einer ausführlichen Besprechung gerecht. (Jenaische Allgemeine Lit.-Ztg., 1806, Nr. 18/19.) Eine schöne Begeisterung gab seinem Urteil einen vollen persönlichen Klang: „Von Rechtswegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte."

Ist Goethes Wunsch in Erfüllung gegangen?

Für unsere Zeit ist ein rundes „Nein" die Antwort. Im Laufe dieses Jahrhunderts sind, die erste Ausgabe ungerechnet, noch sechs Nachdrucke erschienen. Von diesen scheiden die kritischen Ausgaben L. Erks (1857. 4 Bde.) und Birlinger-Crecelius (Wiesbaden 1874/76. 2 Bde.) ihres Umfanges wegen aus. Von den vier andern Ausgaben hat keine sonderlichen Erfolg gehabt (1868, 1869, 1876, 1891), jedenfalls haben sie sich nicht die Familie in dem Maße erobert, wie es Goethe gewünscht hatte.

Die Wirkung des „Wunderhorn" hat sich in anderer Weise geäußert. Vor allem haben die Poeten der folgenden Jahrzehnte ihre Kraft aus diesem Jungborn geschöpft, und der Forschungseifer einer Unzahl Gelehrter hat ganz Deutschland nach volkspoetischen Erzeugnissen durchforscht. Ein unerhörter Sammelfleiß schuf eine Unmenge Werke voll Liedern, Sagen, Märchen, Sprichwörtern u. a. m.

Von dem Reichtum der in Handschriften, Büchern und Zeitschriften aufgestapelten volkspoetischen Schätze macht man sich keine Vorstellung. Gab Herder eine Sammlung vieler Nationen heraus, kannten die Arnim-Brentano bei der Zusammenstellung ihres „Wunderhorn" keine provinziellen Grenzen, so mußte sich der Sammeleifer der Folkloristen immer mehr beschränken, und schließlich stehen wir vor einer ganzen Bibliothek von Liedersammlungen, die einzelnen Provinzen, Dialekten, Stämmen, Städten und Ständen gewidmet sind.

An Liederhandschriften führt Erk-Böhme („Deutscher Liederhort") 96 an, die mindestens etwa 25000 Lieder enthalten; hat doch Ludwig Erk allein eine Sammlung von 12000 Liedern und 15000 Kinderreimen auf 24000 Seiten hinterlassen. Diesen reihen sich 85 gedruckte Sammlungen evangelischer und 76 katholischer Kirchenliederbücher an. An weltlichen Liederbüchern sind über 400 angeführt. Dazu kommen die Beiträge, die in Zeitschriften zerstreut sind. Ich schätze die deutschen Volkslieder, soweit sie handschriftlich und gedruckt vorliegen, auf etwa Einhunderttausend!

Der alte Goethe klagte einmal über das armselige Los der deutschen Lieder: „Sie sind geschrieben und gedruckt worden und stehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Loose deutscher Dichter."

Das Los der aufgestapelten volkspoetischen Schätze ist das gleiche. Sie modern in Bibliotheken. Ihr Inhalt, da er ungenügend verbreitet wird, macht den platten Gassenhauern der Großstädte und den elenden Sentimentalitäten dummer Operetten Platz. Da schien es mir jetzt an der Zeit, soweit die Kraft eines Einzelnen und das Verständnis meines dichterischen Vermögens reichen, eine Sammlung herauszugeben, die nach ästhetischen Gesichtspunkten geordnet aus dem Wust und Wirrwarr des angehäuften Liederberges ein Teil des wirklich Wertvollen und Herrlichen von neuem dem deutschen Volke darbietet.

Die folgende Sammlung ist das Ergebnis dieser Erwägungen und die Frucht vieljähriger, innigster Beschäftigung mit den Wundern der deutschen Volksseele und Volkspoesie.

Ich will es gestehen: Ich halte das „Wunderhorn" in seiner ursprünglichen Gestalt nicht mehr geeignet, ein Haus- und Familienbuch zu werden. Mit leiser Warnung hatte Goethe die Herausgeber ermahnt, „sich vor dem Singsang der Minnesänger, vor der bänkelsängerischen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meistersänger zu hüten." Es stehen eine Unzahl poesie-

loser Gedichte darin, eine nicht geringe Zahl von Liedern berufsmäßiger Sänger, unsichere Bearbeitungen echter Volkslieder. Das „Wunderhorn" wird in der Litteraturgeschichte seine Unsterblichkeit haben, die Ausbeute für die moderne Zeit aber ist nicht allzureich. Der lyrische Geschmack der Gegenwart, soweit er durch die l'art pour l'art-Feinkunst noch nicht verbildet ist, dieser lyrische Geschmack, der sich an den Großen von Goethe bis Storm gebildet hat, nicht zum mindesten am „Wunderhorn" selbst, kann Hoffmann von Fallersleben zustimmen: „Das Wunderhorn hat seine Sendung erfüllt." Er ist zwar nicht, wie Goethe es gehofft, ein lieber Freund jedes frischen Menschen geworden, aber er wirkt unsterblich in den Werken der großen Lyriker nach, durch das Medium ihrer Schöpfungen.



Chronik.

Kritik der wissenschaftlichen Erkenntnis. Eine vorurteilsfreie Weltanschauung v. Dr. Heinr. v. Schoeler.*) Kant sucht das absolute Wissen dadurch zu retten, daß er es zu einem Bestandteil des menschlichen Geistes macht. Der Mensch ist so organisiert, daß er die Vorgänge in notwendigen Zusammenhängen, z. B. von Ursache und Wirkung, sieht. Alle Dinge müssen, wenn sie dem Menschen erscheinen sollen, in diesen Zusammenhängen erscheinen. Dafür ist aber auch die ganze Erfahrungswelt nur eine Erscheinung, d. h. eine Welt, die an sich sein mag, wie sie will; für uns erscheint sie gemäß der Organisation unseres Geistes. Wie sie an sich ist, können wir nicht wissen. Kant suchte dem menschlichen Wissen seine Notwendigkeit, seine unbedingte Giltigkeit zu retten; deshalb gab er seine Anwendbarkeit auf „Dinge an sich" auf. H. v. Schoeler steht auf Kantschem Boden. Er sucht mit Aufwand von reichem Wissen, mit anerkennenswerter Kenntnis des Details der einzelnen Wissenschaften, den Nachweis zu führen, daß unser Wissen nicht bis zu den Quellen des Seins reicht. Wie Kant sucht auch er nicht in dem Wissen den höchsten Daseinsinhalt des Menschen. Kant hat das Wissen vernichtet, um der Welt Platz zu machen, die er aus dem kategorischen Imperativ mit Hilfe des Glaubens hervorzaubert. Schoeler sucht zu zeigen, daß sich unabhängig von allem Wissen in unserer Seele Daseinsziele ergeben, die uns das Leben viel lebenswerter erscheinen lassen, als die Betrachtung des „plumpen Mechanismus der Natur" und des „physiologischen Automatismus des Leibes, in dem unsere Begierden wurzeln." „Die Idealität des Gefühlslebens ist das rettende Heilmittel, das unsere körperlichen Organe vor Degeneration bewahrt und unsere Seele gesund erhält und sie in den Stand setzt, alle ihre Kräfte harmonisch zu entfalten, in deren reger Betätigung allein, gleichviel auf welchem Gebiete gemeinnütziger Arbeit, der Zweck der menschenwürdigen Existenz besteht. Wer den Idealen der Vernunft und den Kulturzielen des Menschentums **gelebt** hat, der hat gelebt für alle Zeiten; denn mehr als das Wissen gilt das Können — am höchsten steht die Tat." Dieser Schlußfolgerung braucht kein Anhänger der modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung zu widersprechen. Sie ergiebt sich für den, der die moderne Entwickelungstheorie versteht, als eine notwendige Folge dieser. H. v. Schoeler würde das nachgewiesen gefunden haben, wenn er zu dem vielen Wissen, das er sich angeeignet hat, auch noch die Kenntnis meiner vor fünf Jahren erschienenen „Philosophie der Freiheit" hinzugefügt hätte. Ich grolle ihm nicht, weil er es nicht getan hat, finde mich aber auch nicht bemüßigt, ihm hier zu sagen, was er besser im Zusammenhange in meinem Buche lesen kann.

Rudolf Steiner.

* *
*

Neue litterarische Erscheinungen.

Rudyard Kipling: Das Neue Dschungelbuch. Mit Originalzeichnungen von Lockwood Kipling und sämtlichen Gedichten. Berlin.

*) Vergl. Nr. 47 des „Magazin für Litteratur" Spalte 1125

Alexander L. Kielland: Else. Aus dem Norwegischen von Dr. Leo Bloch.

Wilhelm Houtz: Freie Gedanken. Der Ring der Ewigkeit. Vergehen und Entstehen im Weltall. 10. Auflage. Leipzig.

Erich Larsen: Entehrende Arbeit. Drama in vier Aufzügen. Dresden und Leipzig.

Adolf Schafheittin: Das Zeitalter der Cyklopen. Dramatische Dichtung in drei Teilen. Berlin.

Professor E. Arnold, Direktor des elektrotechnischen Instituts der Großherzoglichen technischen Hochschule zu Karlsruhe: Das Elektrotechnische Institut der großherzoglichen technischen Hochschule zu Karlsruhe. Beschreibung des Baues und der inneren Einrichtungen. Mit 31 Textfiguren, einem Titelbilde und 7 Tafeln. Berlin. München.

Arno Holz: Revolution der Lyrik. Berlin.

Ernst Horneffer: Nietzsches Lehre von der Ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung. Leipzig.

Erich Eyck: Die Arbeitslosigkeit und die Grundfragen der Arbeitslosen-Versicherung. Frankfurt a. M.

Dr. D. Saul: Die Verfassungsrevision in Württemberg. Flugschriften der deutschen Volkspartei. Herausgegeben vom engeren Ausschuß. Heft 1. Frankfurt a. M.

Rudolf Oeser: Die Besteuerung des Kleinhandels durch Umsatz-, Branchen-, Filial-, Personal- u. Steuern, sowie die Lage des Kleinhandels und die Mittel zu ihrer Besserung. Nach einem Vortrag von Rudolf Oeser. Heft 2 der oben verzeichneten Flugschriftensammlung.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Erik Pfeiffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner und Otto Erich Hartleben.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 13. Januar 1900. Nr. 2.

Inhalt:

Gottsched-Citate.

Eine Vor-Festgabe zur 200. Wiederkehr des Geburtstages Johann Christoph Gottscheds

Von **Eugen Reichel.**

Am 28. August 1899, kurz vor dem Ende des alten Jahrhunderts, hat man in Deutschland die 150. Wiederkehr des Geburtstages Johann Wolfgang Goethes mit Enthusiasmus und einer Menge von Feuilleton-Artikeln gefeiert. Wird man den 2. Februar 1900, der uns die 200. Wiederkehr des Geburtstages Johann Christoph Gottscheds bringt, auch nur in bescheidenen Grenzen feiern? Ich fürchte fast, es wird nicht geschehen. Alte Vorurteile stehen der allgemeinen gerechten Würdigung des großen Ostpreußen, des eigentlichen Vaters der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, des weitsehenden Begründers unserer Kunst-Schaubühne, immer noch im Wege. Kleinere Geister, die uns den freien Blick auf den größeren Vorgänger verdecken, die man mit künstlichen Mitteln in der Gunst der gelehrten und ungelehrten Welt zu erhalten weiß, müssen erst dorthin gestellt werden, wohin sie gehören, ehe man dazu kommen kann, Gottscheds Persönlichkeit und den bis auf den heutigen Tag noch leise fortwirkenden Wert und Einfluß seiner gewaltigen, von einem geradezu hinreißenden nationalen Pathos getragenen, Lebensarbeit richtig zu schätzen und seine nahezu das ganze vorige Jahrhundert beherrschende litterarische Wirksamkeit in ihrem weiten Umfange zu begreifen.

Seit einigen Jahren hat eine Wandlung zum Besseren allerdings begonnen. Als ich es 1892 in meiner anspruchslosen Schrift: „Die Ostpreußen in der deutschen Litteratur" (Leipzig, Carl Reißner) wagte, mit Energie für den mit nicht immer lauteren Mitteln aus dem Gedächtnis der Welt verdrängten gewaltigen, selbst in seinen Schwächen und Menschlichkeiten noch ehrwürdigen, Mann einzutreten und es aussprach, daß das 20. Jahrhundert lernen würde, gerecht über Gottsched zu urteilen, — da wurde meine Kühnheit von Vielen belächelt. Aber wenige Jahre später veröffentlichte Gustav Waniek seine große Biographie Gottscheds; und neuerdings hat Adalbert von Hanstein in seiner wertvollen Schrift: „Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens" so bedeutsam auf Gottsched und dessen Verdienste auch um die Frauenbewegung hingewiesen, und ein Echo davon ist in so viele Zeitungen gedrungen, daß von einem beginnenden Neuruhm Gottscheds bereits jetzt gesprochen werden darf.

Ich will nun hier nicht weiter über Gottsched selbst sprechen; in einem Litteraturblatte müßte eine solche Festbetrachtung sehr umfangreich ausfallen; und mir fehlt die Zeit, um über meinen großen Landsmann so zu schreiben, wie ich es ihm schuldig zu sein glaube, und wie es die Verehrung fordert, die wir Deutsche allesamt ihm schuldig sind. Es erscheint mir unter diesen Umständen jedoch weit passender, Gottsched mit seiner eigenen Weisheit zu Worte kommen zu lassen — ein paar Citate von ihm zu liefern, die auch dem Gottsched ganz fern Stehenden eine schwache Vorstellung von der geistigen Persönlichkeit des einzigen Mannes geben können. Zu diesem Zweck greife ich auf seine „Kritische Dichtkunst" und auf seine zum Teil ganz ausgezeichneten, und leider ebenso ganz vergessenen, Reden zurück.

Die „Kritische Dichtkunst" wird, wie veraltet sie

uns heute auch in Vielem erscheinen mag, immer eine der festesten Säulen bleiben, auf denen sich der Ruhm Gottscheds stützt; sie bildet den Kern aller jener Bestrebungen, welche der Veredelung und gesunden Entwickelung unserer Litteratur, unseres ganzen geistigen Lebens gewidmet waren. Wie Gottsched mit der Forderung, daß die Dichtersprache der natürliche Ausdruck dichterischen Geistes sein müsse, der vor ihm üblich gewesenen handwerksmäßigen Dichterei den Todesstoß versetzte; wie er mit seiner unaufhörlichen Hinweisung auf das Anschauungsmoment (er sprach gern von dem „sehenden Dichter") der toten Reimerei mehr und mehr den Boden abgrub; wie er zum erstenmal in Deutschland die „innere Natur" der Dichtersprache beleuchtete und dadurch ein ganz neues Licht auf das Material des Dichters warf, den er immer wieder auf die Natur, auf den Menschen und das menschliche Herz hinwies — so war es auch sein Verdienst, daß die Litteratur mehr und mehr zu einer Sache des Volkes, des gelehrten und gebildeten Bürgerstandes wurde. Nicht zum wenigsten der „Kritischen Dichtkunst" verdankt es die deutsche Poesie, daß sie seit 170 Jahren nicht mehr als „Nebenwerk", sondern als eine Hauptangelegenheit des nationalen Lebens, als ein vornehmer Kulturfaktor gilt. Die nachfolgenden Sätze mögen dem Leser von alledem wenigstens eine schwache Vorstellung geben.

* * *

Das würden schlechte Künstler sein, die ihren Ruhm in dem Beifalle eines eigensinnigen Volkes suchen wollten, welches ohne Verstand und ohne Regeln von ihren Sachen urteilt, und dessen Geschmack die unbeständigste Sache von der Welt ist.

II. Hauptstück.

*

Zu einem guten Poeten gehört auch ein guter Geschmack.

*

Ein Poet muß eine starke Einbildungskraft, viel Scharfsinnigkeit und einen großen Witz*) schon von Natur besitzen, wenn er den Namen eines Dichters mit Recht führen will. Aber es gehört zu diesem Naturelle auch die Kunst und Gelehrsamkeit .... Es ist keine Wissenschaft von seinem Bezirk ganz ausgeschlossen.

*

Es ist gut, wenn man ein Ziel vor Augen hat, darnach man streben kann, wenn es gleich noch niemand erreicht hätte. Je näher man ihm kommt, desto vollkommener ist man; und der am wenigsten davon entfernt bleibt, der ist am lobwürdigsten.

*

Vor allen Dingen aber ist einem wahren Dichter eine gründliche Kenntnis des Menschen nötig, ja ganz unentbehrlich . . .

*

So notwendig einem Poeten die Philosophie ist, so stark muß auch seine Beurteilungskraft sein.

*

*) „Des Dichters Witz ist eine Gemütskraft, welche die Aehnlichkeit der Dinge leicht wahrnehmen und also eine Vergleichung zwischen ihnen anstellen kann."

Eine gar zu hitzige Einbildungskraft macht unsinnige Dichter, dafern das Feuer der Phantasie nicht durch eine gesunde Vernunft gemäßigt wird.

II. Hauptstück.

*

Die einfältigsten Weibspersonen legen den ersten Grund zu dem verderbten Geschmack, den viele Menschen haben. Ihre verkehrte Art zu denken und von Dingen zu urteilen, macht einen tieferen Eindruck in die Seele eines zarten Knaben, als mancher sich einbildet.

*

Man halte nichts für schön oder häßlich, weil man es so nennen gehört; oder weil alle Leute, die man kennt, es dafür halten: sondern man untersuche es an und für sich, ob es so sei.

*

Die Griechen waren die vernünftigsten Leute von der Welt. Alles philosophierte daselbst; alles urteilte frei und folgte seinem eigenen Kopf.

*

Die Schönheit eines künstlichen Werkes beruht nicht auf einem leeren Dünkel, sondern sie hat ihren festen und notwendigen Grund in der Natur der Dinge.

*

Die natürlichen Dinge sind schön: wenn also die Kunst etwas schönes hervorbringen will, so muß sie dem Muster der Natur nachahmen.

*

Das genaue Verhältnis, die Ordnung und richtige Abmessung aller Teile, daraus ein Ding besteht, ist die Quelle aller Schönheit.

*

Unsere Gedanken sind so vieler Harmonien, Ordnung, Abmessung und Verhältnisse fähig, als Figuren und Töne.

*

Diejenigen bleiben nur an der äußeren Schale kleben, die sich einbilden, die poetischen Schönheiten wären ganz willkürlich; heute könnte dies und morgen was anderes gefallen; in Rom könnte was häßlich sein, so in Paris oder London unvergleichlich wäre. Nicht der Beifall macht eine Sache schön, sondern die Schönheit erwirbt sich bei Verständigen den Beifall.

*

Es gibt wahre und es gibt auch eingebildete Schönheiten, die oft nur ein Zusammenfluß unzähliger Ungereimtheiten sind.

*

Auch in dem gescheidtesten Volke bleibt allezeit ein Ueberrest des üblen Geschmackes zurück.

*

Der Geschmack alter Leute läßt sich schwerlich bessern. Sie bleiben fest bei ihren Meinungen und schämen sich, dasjenige zu verwerfen, was sie ihr Lebenlang für schön gehalten hatten. Man mag ihnen sagen, was man will, so bleiben sie doch auf ihrem Eigensinn,

weil sie es für schimpflich ansehen, sich bei grauen Haaren in ihren Urteilen zu ändern und dadurch einzuräumen, daß sie so lange geirrt und einen üblen Geschmack gehabt. III. Hauptstück.

*

So viel ist gewiß, daß ein Dichter zum wenigsten dann, wenn er die Verse macht, die volle Stärke der Leidenschaft nicht empfinden kann. Der Affekt muß schon ziemlich gestillt sein, wenn man die Feder zur Hand nehmen und alle seine Klagen in ordentlichem Zusammenhange vorstellen will.

IV. Hauptstück.

*

Es erfordert nicht viel Verstand, alle Augenblick einen Gott vom Himmel kommen zu lassen, um dem Schauspiele auszuhelfen, wenn es widerwärtig ablaufen will, wo nicht ein höherer Beistand dazu kommt. Das heißt mehrenteils den Knoten zerschneiden, aber nicht auflösen. Und darin verstoßen gemeiniglich unsere Opernschreiber. Weil sie ihre Schauspiele gern so wunderbar machen wollen, als es möglich ist, so denken sie fleißig auf Maschinen, das ist, auf göttliche Erscheinungen, Verwandlungen und andere poetische Seltenheiten, so die Augen des Pöbels blenden. Und weil sich dieselben nicht in alle Fabeln schicken wollen, so werden sie mit den Haaren dazu gezogen, damit nur ja was vom Himmel herunterkomme, wie man zu reden pflegt.

*

Weil seichte Geister und ungelehrte Versmacher dazu (d. h. zur Schaffung guter Dramen) nicht fähig sind: so geschieht es, daß man uns statt des wahrhaftig Wunderbaren mit dem Falschen aufhält; anstatt vernünftiger Tragödien ungereimte Opern voller Maschinen und Zaubereien schreibt, die der Natur und wahren Poesie zuweilen nicht ähnlicher sind, als die geputzten Marionetten lebendigen Menschen. Solche Puppenwerke werden auch von Kindern und Unverständigen als erstaunenswürdige Meisterstücke bewundert und im Werte gehalten. Vernünftige Leute aber können sie ohne Ekel und Gelächter nicht erblicken und würden lieber eine Dorfschenke voll besoffener Bauren in ihrer natürlichen Art handeln und reden, als eine unvernünftige Haupt- und Staatsaktion solcher Opermarionetten spielen sehen.

*

Natur und Vernunft müssen (in der dramatischen Kunst) nicht aus den Augen gesetzt werden.

V. Hauptstück.

*

Ein Dichter muß mehr auf einen verständigen Richter als auf eine ganze Stadt voll unwissender Leute sehen.

VI. Hauptstück.

*

Ein deutscher Poet bleibt bei seiner reinen Muttersprache und behängt seine Gedichte mit keinen gestohlenen Lumpen der Ausländer.

*

Leute, die lieber viel schreiben, als zuvor die besten Skribenten unseres Vaterlandes lesen wollen, denken immer, sie müßten unsere Muttersprache erst noch bereichern. Daher hecken sie täglich neue Mißgeburten aus, sie flicken zusammen, verlängern und verkürzen unsere Worte ohne Not, in Meinung, alsdann würden sie erst für große Dichter gehalten werden.

*

Ein gutes Beiwort erhebt oft eine ganze Zeile und macht einen sonst gemeinen Gedanken neu.

VII. Hauptstück.

*

Nichts ist mehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Gewisse Leute verstecken sich in ihren Metaphern so tief, daß sie endlich selbst nicht wissen, was sie sagen wollen. Man sieht alle ihre Gedanken nur durch einen dicken Staub oder Nebel. Der kleinste Satz wird durch ihren poetischen Ausdruck verfinstert. Es ist wahr, daß Unverständige zuweilen eine so blendende Schreibart desto mehr bewundern, je weniger sie dieselbe verstehen. Allein Kenner gehen auf den Kern der Gedanken; und wenn derselbe garnicht oder doch nur kaum zu erraten ist, so schmeißen sie ein solch Gedicht beiseite.

VIII. Hauptstück.

*

Weitläufigkeit ist ein Zeichen schlecht verdauter Gedanken und übel gefaßter Ausdrückungen. Sie macht die deutlichste Sache dunkel und den besten Leser matt und müde.

*

Ich weiß wol, daß es Leute gibt, die alles, was sich reimt, für Verse, und zwar für gute Verse halten. Allein es sind auch Leute darnach, deren Hofpoet zu sein ich nicht begehre. IX. Hauptstück.

*

Kein Mensch kann besser schreiben, als er vorher gedacht hat.

*

Es ist eine vergebliche Sache, wenn sich junge Leute auf eine schöne Schreibart legen wollen, ehe sie recht denken gelernt haben.

*

Will ein Poet poetisch schreiben, so muß er zuvor poetisch denken lernen.

*

Ein wahrer Dichter muß mehr als alle anderen Menschen eine gesunde Vernunft, richtige Begriffe von den Dingen und eine große Kenntnis von Künsten und Wissenschaften haben. Jede Zeile von ihm muß zeigen, daß sie einen vernünftigen Vater habe.

XI. Hauptstück.

* * *

Ich beschränke mich auf dieses Wenige, obwol es mir schwer wird, namentlich aus den auch heute noch lesenswerten Abhandlungen über Tragödie, Komödie und Oper, über die Kostüm-Frage u. dgl. m., nicht auch Einiges (z. B. die gegen den Monolog und das „bei Seite"-Sprechen gerichteten Sätze) mitzuteilen*). Aber

*) Nur auf eine 1751 gehaltene Rede will ich hier wenigstens hinweisen, in der er die (bekanntlich bis in unsere Zeit hinein lebendig gewesene) Forderung, daß der Dramatiker die sogenannte „poetische Gerechtigkeit" siegen lassen müßte, sehr entschieden verwarf und nachdrücklich betonte, daß „die Schaubühne ein wahres Bild des menschlichen Lebens werden sollte". Er trifft hier, wie überall, den Nagel auf den Kopf und fordert, ohne es zu wissen, genau dasselbe, was Shakespeare im „Hamlet" forderte, als er erklärte, daß das Schauspiel „der Natur den Spiegel vorhalten" sollte.

der Raum ist beschränkt, und so wende ich mich noch in aller Kürze den „Reden" zu. Hier steht wol in erster Reihe die schöne „Gedächtnisrede auf den unsterblich verdienten Domherrn Nicolaus Coppernicus", die Gottsched im Mai 1743 auf der Leipziger Universitätsbibliothek hielt. Sie gehört mit dem köstlichen Aufsatz Lichtenbergs zum Besten und Schönsten, was über „den Erfinder des wahren Weltbaues" in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Ein paar Citate mögen dem Leser genügen, und ihm womöglich die Anregung liefern, das ganze kleine oratorische Kunstwerk zu genießen.

* * *

Es ist eine gemeine, aber auch ungegründete Meinung, daß Leute, die sich den theoretischen Wissenschaften widmen, zu allen Welthändeln und wichtigen Geschäften untüchtig sind. Die berühmtesten Männer aller Zeiten, die nicht nur wegen ihren Wissenschaften in philosophischen und mathematischen Wahrheiten, unter die Zahl der Weisen gesetzt werden, sondern auch wegen ihrer Klugheit in politischen Dingen, Regenten ihrer Städte gewesen, sind bei den meisten in Vergessenheit geraten. Man weiß es nicht mehr, oder will es nicht wissen, daß die bekannten sieben Weisen aus Griechenland nicht Schullehrer, sondern Gesetzgeber, Staatsmänner, Fürsten gewesen, welche die Wohlfahrt des gemeinen Wesens eben sowol, ja wol noch mehr, als das Wachstum der Wissenschaften befördert haben. Und daher kommt es mehrmals, daß man bald die Gelehrsamkeit der Regenten für unnützlich, bald die Gelehrten zu Weltgeschäften für ungeschickt schätzet. Schädliches Vorurteil! Wie oft hast du das wahre Heil der Staaten gehindert, wie oft auch wol gar zu Grunde gerichtet.

*

Ihr Thronen! Ihr Herrschaften! Ihr Bischoftümer! Ihr Kriegs- und Hofämter, und was sonst der menschliche Wahn für groß zu achten pflegt: Ihr alle könnt einen wahren Weisen nicht blenden. Die Erkenntnis der verborgenen Wahrheit hat viel stärkere Reizungen für ihn, und die Wunder der göttlichen Allmacht erfüllen seine Seele so sehr, daß er aller Welt Schätze und Herrlichkeiten darüber für Kleinigkeiten hält. So dachte unser Coppernicus. Und dieses eben soll mir den wichtigsten Grund zu seinem wahren Ruhme abgeben

*

Wahrheiten, die schon von anderen erkannt worden, zu wissen, das ist eben so was Großes nicht . . . Aber der erste zu sein, der einen vorhin nie betretenen Pfad bahnt und allen seinen Nachfolgern glücklich die Bahn bricht — das ist eines ewigen Andenkens wert.

*

Der ganze gelehrte Occident hörte mit Entsetzen von einem Domherrn reden, der die bisher sicher und festgegründete Wohnung der Menschen unsicher und wankend gemacht hatte. Und wie es bei neuen philosophischen Meinungen zu gehen pflegt, so waren auch hiervon die Urteile sehr ungleich. Einige, die alles für falsch hielten, was ihnen neu vorkam, hielten ihn für einen Wahnsinnigen, dem vielleicht der Kopf in die Runde ginge. Andere nannten ihn einen Grillenfänger, der eine alte verlegne Meinung wieder aufgesucht hätte; bloß, um sich durch etwas Seltsames und Neues einen Namen zu machen. Noch andere urteilten wieder anders davon, nach den Privatabsichten, Leidenschaften, Liebe des Altertums, der Ekel vor allem, was einheimisch ist oder von Leuten kommt, die wir entweder kennen, oder aus gewissen Ländern sind, und andere Vorurteile mehr, ihnen dies oder jenes in den Kopf setzen. Die Welt sieht sich allezeit ähnlich; und aus demjenigen, was jetzo geschieht, kann man sicher schließen, wie es damals zugegangen.

*

Habe Dank, großer Geist! Unsterblicher Coppernicus! daß du der Welt ein Licht hast anzünden wollen, dessen sie schon so lange bedürftig gewesen war. Habe Dank, daß du durch dein Wachen, durch deinen Fleiß und Eifer uns die wahre Beschaffenheit der Natur und die vortreffliche Ordnung des Weltgebäudes entdeckt hast. Habe Dank, daß du keine Vorurteile geachtet und uns zuerst gelehrt hast, das Joch verjährter Irrtümer vom Halse zu werfen, welches die hohen Schulen so viele Jahrhunderte gedrückt hatte. Du hast uns ein Muster einer wahren Freiheit im Philosophieren gewiesen! Du hast zur Verbesserung der ganzen Weltweisheit und zur gründlichen Erkenntnis der Natur die erste Bahn gebrochen . . . Wie du alle deine Vorgänger übertroffen hast, darunter unstreitig den Thales, Hipparchus und Ptolomäus der größte Ruhm gebührte; so hast du auch alle deine Nachfolger zu Schuldnern gemacht. Vielleicht würden wir keinen Keppler, keinen Hevel, keinen Huygen, keinen Newton bekommen haben, wenn wir nicht dich vor ihnen gehabt hätten. Deine Vaterstadt Thorn, dein Aufenthalt Frauenburg, werden bei der spätesten Nachwelt vornehmlich durch dich unvergeßlich sein. Der erlauchte Kardinal Schönberg und der gelehrte Bischof von Kulm, Tidemann Gisius, sie werden auf die spätesten Zeiten in Ehren sein, bloß, weil sie dich befördert, dich geschützet, dich aufgemuntert, und dir zu deinem gelehrten Fleiße Muße und Unterhalt verschafft haben.

* * *

Es wirkt erhebend, den einfachen Gelehrten in Gegenwart zweier Prinzen des regierenden sächsischen Hauses mit solchem Stolz und Ernste von der Würde der Wissenschaft und der Eitelkeit weltlicher Ehren sprechen zu hören; aber noch erhebender wirkt es, in anderen Reden, so z. B. in der herrlichen „Lob- und Gedächtnisrede auf die Erfindung der Buchdruckerkunst" (gehalten am 25. Juni 1740) dem großen Patrioten zu lauschen, der in jenen Tagen der Erniedrigung Deutschlands den Deutschen die Größe ihres Volkes zum Bewußtsein zu bringen und ihnen ein stolzes Nationalgefühl einzuflößen trachtet. Auch hier muß ich mich auf einige Sätze beschränken und es dem Leser überlassen, sich die reichere Mahlzeit auf eigene Hand zu verschaffen.

* * *

Wer hat wol unter allen heutigen Völkern mehr Ursache, sein Vaterland zu lieben und auf seine einheimische Ehre stolzer zu sein, als ein Deutscher? Hat nicht bisher das zum Herrschen erkorene Germanien fast allen europäischen Reichen Könige und Königinnen gegeben? Ist es nicht Deutschland, dessen Gelehrsamkeit heutzutage den ganzen Norden erleuchtet und sogar

rauhen Völkern Lehrer der Weisheit sendet, nützliche Künste und Wissenschaften bei ihnen einzuführen? Ist es nicht Deutschland, dessen Sprache an dreien der größten nordischen Höfe für eine der reichsten und anmutigsten gehalten wird? Und, wenn man ein wenig zurückgeht, war es nicht Deutschland, welches durch eine sehr wunderbare obwol traurige Erfindung der Welt eine Kunst lehrte, durch ein feuriges Geschoß Wirkungen hervorzubringen, die alle menschlichen Kräfte übersteigen? War es nicht Deutschland, das vor 200 Jahren der im Finstern tappenden Welt in Glaubenssachen ein unverhofftes Licht anzündete? Ist es nicht Deutschland gewesen, welches durch Coppernicus den wahren Weltbau ans Licht gebracht, durch Kepplern die elliptischen Laufkreise der Planeten entdeckt, durch Heveln die Anzahl der Fixsterne übermessen, durch Schreinern die Sonnenflecke, durch Simon Marcus die Trabanten Jupiters, durch Huygens Ferngläser die Trabanten Saturns, die astronomischen Uhren und die Planetenuhr entdeckt, durch Guericken die Luftpumpe, durch Sturmen die sechste Säulenordnung erfunden, durch Grotiussen und Puffendorfen das Recht der Natur aus dem Staube gezogen, durch den von Tschirnhausen den großen Brennspiegel verfertigt, durch Leibnitzen endlich die tiefsinnigsten Rechnungsarten ans Licht gebracht? In Wahrheit, allerseits hochgeschätzte Anwesende, wenn ich alle diese Erfindungen des deutschen Witzes erwäge, so kann ich mich kaum enthalten, mit jenem Alten der ewigen Vorsehung auch dafür zu danken, daß sie mich in einem deutschen Volke und Lande geboren werden ließ, dadurch auch ich gleichsam eines Teiles von diesem so hohen Ruhme der deutschen Nation teilhaftig geworden bin. Wenigstens wird kein anderes heutiges Volk die Verwegenheit haben, dem sinnreichen, dem witzigen Germanien hier die Stirne zu bieten, wofern es sich nicht vor aller Welt zum Gelächter machen will. — Doch was bedarf es aller dieser Weitläufigkeit? Eine einzige Erfindung ist genug, Deutschland die größte Ehre zu machen, wenn es gleich sonst nichts weiter aufzuweisen hätte: die Buchdruckerkunst ist es, was Deutschland so viel Ruhm gebracht, als kein anderes Volk von seinen Erfindungen erlangt hat oder jemals hoffen kann.

*

Es ist bei Erfindungen nicht allemal darauf zu sehen, was das nützlichste ist, sondern wozu der meiste Witz und Verstand gehört; welches die größte Mühe, die größte Geduld, den größten Fleiß und Eifer gekostet hat, ehe es hat herausgebracht werden können. ... Mich dünkt, ich sehe den Urheber der ersten Schrift vor meinen Augen. Er geht in tiefen Gedanken; er sinnt auf sichtbare Zeichen seiner Rede; er will den Augen dasjenige empfindlich machen, was nur für die Ohren gemacht zu sein scheint. Anfangs will er jedem Wort einen eigenen Zug geben, wie die Chinesen noch diese Stunde tun. Er hebt also an und malt mit seinem Stabe eine gute Anzahl derselben in den Sand.; er gibt jeder Figur eine Bedeutung und bemüht sich, selbige zu behalten. Allein ihre Anzahl wird zu groß; die ungeheure Menge überhäuft ihn: er wird irre und löscht voller Ungeduld alle Figuren wieder aus. Viele Tage und Monate verstreichen, ehe unser Erfinder seinen Verdruß über das mißlungene Unternehmen vergessen kann. Endlich aber gerät er auf einen neuen Einfall. Er fängt an, die vielfachen Töne in ihre Teile zu zerlegen. Er betrachtet jedes Wort, indem er es ausspricht. Er gibt auf alle Bewegungen der Lippen, auf alle Bewegungen der Zunge Acht. So oft er eine neue antrifft, malt er sich einen Zug in den Sand. Und siehe da! die Anzahl derselben ist so unendlich nicht, als die vorige war. Eben derselbe einfache Laut kommt in vielen Wörtern wieder vor; und er kann also mit sehr wenigen, oft wiederholten und versetzten Zügen sehr viel unterschiedene Worte abmalen. Er fährt mit dieser Arbeit fort; findet aber zu seinem unbeschreiblichen Vergnügen, daß immer dieselben Figuren zulangen. Und so war seine sinnreiche Erfindung völlig zustande gebracht! Mit wieviel größerer Mühe hingegen hast du, vortrefflicher Faust, dein sinnreiches Werk angegriffen .... Wie viele Wochen, Monate und Jahre gehören nicht dazu, ehe du nur ein mittelmäßiges Buch zustande bringst ... wie mühselig bringst du indessen deine Jahre zu? .. Unzählige Künstler wären, bei so viel Mühe, bei so geringem Vorteile, bei so schlechter Hoffnung bald ungeduldig geworden. Du aber, unermüdeter Faust, warest es nicht ...

*

Die Zahl der Gelehrten ist allemal die kleinste in einem Lande; und die Wissenschaften sind niemals das Werk des großen Haufens in einem Staate gewesen.

*

Es gibt leider! Zeiten und Länder, wo man die Dummheit und Unwissenheit für die sichersten Pfeiler der Republik ansieht. Eine falsche Staatskunst hat sich's hier und da eingebildet, daß es besser sei, den Pöbel in der größten Barbarei zu lassen, als denselben klug zu machen: und wer hat dieses Vorurteil kräftiger unterstützt, als ein lichtscheuender Aberglaube? Umsonst hat hier die dienstfertige Buchdruckerkunst ihre Hilfe angeboten. Man hat ihre Dienste verschmähet, sie für gefährlich ausgegeben und gar verworfen! Kein Wunder, daß die alte Wildheit in so vielen Ländern noch herrschet... Wenn ihr also kein recht glückseliges und ruhiges Regiment führet, ihr Gewaltigen und Götter dieser Erde! Wenn Recht und Gerechtigkeit von euren Beamten nicht gehandhabt werden; wenn ihr von euren Untertanen nur gefürchtet und gehasst, nicht aber geliebt und geehrt werdet ... so ist es bloß eure und eurer Ratgeber Schuld. Laßt aber dem Erkenntnisse der Wahrheit, laßt den Künsten und Wissenschaften freien Lauf — bedienet euch der heilsamen Werkzeuge, die euch unsere gepriesene Kunst an die Hand gibt — so werdet ihr nicht mehr in Furcht und Zittern leben dürfen; so werdet ihr desto gehorsamere und ruhigere Untertanen finden.

*

Darum, so beschwöre ich dich, großmächtiges, sinnreiches Deutschland, deine eigene Ehre künftig besser wahrzunehmen... Bei diesem allen beschwöre ich dich jetzo, dich künftig selbst nicht mehr zu entehren, und deine Vorzüge, deine Hände, deine Waffen, deinen Witz, deine Gelehrsamkeit, deine Erfindungen, wie sie es verdienen, allen in der Welt vorzuziehen.

* *
*

Und nun zum Schlusse noch Einiges aus der Rede „Von dem verderblichen Religionseifer", die ich am liebsten vom ersten bis zum letzten Wort hier wiedergäbe. Vielleicht in keiner seiner Schriften steht Gottsched

so hoch wie hier, wo er sich als ein seiner Zeit vorauseilender, weitherziger Volkserzieher offenbart. Der Ruhm, der ihm auch in dieser Beziehung gebührt, ist ebenfalls seinem Epigonen Lessing zu teil geworden, der 50 Jahre nach ihm und eigentlich schon etwas überflüssiger Weise mit nüchternen Worten dasselbe predigte, was sein bahnbrechender Vorgänger bereits mit feurigem Enthusiasmus gepredigt hatte. Als Gottsched 1725 dieses hohe Lied der Toleranz in die Welt hinaus schmetterte, da lagen die Verhältnisse ganz, ganz anders als zu Ende der siebziger Jahre. Das unduldsame Pfaffentum beherrschte die Geister — Voltaire hatte die Köpfe Europas noch nicht erleuchtet, die Herzen noch nicht aus der Enge religiöser Streitigkeiten hinaus erhoben; kein deutscher Fürst hatte es ausgesprochen, daß in seinem Staate jeder nach seiner Façon selig werden dürfte. Unter diesen Umständen war es eine Tat von hervorragender Kühnheit, offen auszusprechen, daß jede Religion ihren Wert hätte, die religiöse Unduldsamkeit mit flammenden Worten zu verurteilen und liebevolles Anerkennen der Würde jedes ehrlichen Bekenntnisses zu predigen.*) Gottsched war, als er seine Toleranz-Rede hielt, ein Revolutionär auf dem Boden deutschen Gemütslebens. Lessing war, als er die Parabel von den drei Ringen schrieb, nicht nur ein nachhinkender Epigone Gottscheds; er war im Rahmen seiner Zeit auch schon der Vertreter einer rückständigen Geistesrichtung, die eigentlich nur noch in den engen Kreisen der ausübenden Fachtheologen lebendig war und, solange es Priester verschiedener Bekenntnisse geben wird, bis zu einem gewissen Grade lebendig bleiben muß. Der Glaube an die Ueberlegenheit des eigenen Bekenntnisses gehört eben zum Berufsglauben; er ist Parteisache, welche die in religiösen Dingen, vornämlich durch Gottsched, Voltaire und die Encyclopädisten Frankreichs, frei gewordene Menschheit Europas nicht mehr berührt und auch zu Lessings Zeiten nicht mehr berührte. Wenn also dem „Nathan“-Dichter auf künstliche Weise ein Ruhm als Prediger der Toleranz-Idee geschaffen wurde, so hat er ihn von rechtswegen an Gottsched abzutreten, dessen Toleranz-Rede nicht nur sehr viel weiter ausgreift als das dürftige Echo, das sie bei Lessing gefunden (verurteilt doch Gottsched sogar die Missions- und Expansionsgelüste der Konfessionen), sondern auch den großen Vorzug besitzt, eine fortführende Tat im Entwickelungsgange der Menschheit, oder doch wenigstens des deutschen Volkes, zu sein. Es dürfte Zeit werden, daß man sich darüber klar wird — einige Sätze aus der herrlichen Rede mögen allen befangenen „Nathan“-Verehrern die Situation ins rechte Licht rücken:

Hilf, ewiger Gott! Was für ein trauriger Anblick stellet sich hier vor meine Augen? Soviel ich Religionen in der Welt wahrnehme, soviel feindselige Parteien erblicke ich, die nichts als Gift und Galle, die nichts als Eifer und Rache in ihren Herzen kochen; und denselben alle Augenblicke, mit unglaublicher Freude, auf ihre Widersacher auszuschütten begierig sind. Ich sehe alle das Unheil, alle den Jammer, alle das Elend und Herzeleid, so der Unterschied der Religionen auf dem Erdboden angerichtet hat. . . .

*

. . . Das meiste Blut, so jemals die Erde in sich getrunken hat, ist durch die Religion vergossen worden. Ich sage noch mehr! Die Religion allein hat mehr Menschen gefressen, als das Schwert jemals ermordet, als das Wasser jemals ersäufet, als das Feuer jemals verzehret hat. . . . Schlagen Sie alle Geschichtsbücher nach, so die Begebenheiten der alten und neuen Welt beschrieben haben: so werden alle Blätter von den blutigen Religionskriegen Zeugnis ablegen. Die Juden haben mit den Heiden, die Heiden mit den Christen, die Christen mit den Türken von allen Zeiten her um nichts so sehr als um den Glauben gestritten. . . . Alle Nationen fast treten mit verwundeten Häuptern vor unsere Augen: und sobald wir sie nach der Ursache ihrer Beschädigung fragen, geben sie einhellig zur Antwort: daß sie sich dieselben bloß um der Religion halber so blutig gestoßen haben. . . . Was soll ich von Europa sagen? Dieser unselige Weltteil ist vor allen andern allezeit ein Sitz und Schauplatz des allergrausamsten Religionseifers gewesen. . . . Und wie? rauchen die Scheiterhaufen nicht noch, die das entsetzliche Inquisitionsgericht seit so vielen Jahren anzünden lassen! In Frankreich schwimmt ja noch alles vom Blute der Hugenotten. . . . Was hat es in England und Schottland nicht für Köpfe gekostet, ehe die protestierende Religion in den Schwang gebracht worden ist! . . . Und, o! Daß ich auf dich nicht kommen dürfte, du vor andern Ländern uns so wertes Deutschland! O daß doch nur deine Grenzen von solchem unmenschlichen Blutvergießen frei geblieben wären. . . . Allein vergeblicher Wunsch! Auch du, auch du selbst seufzest noch über das in einem dreißigjährigen Religionskriege vergossene Bürgerblut. . . . Sie sehen aber auch wol, daß ich dies alles in keiner andern Absicht vorgebracht habe, als die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes zu beschreiben, die es von einer allgemeinen Duldung der Religionen zu hoffen hätte. . . . O wie selig! o wie glücklich würden die Sterblichen in der Welt leben, wenn entweder allenthalben eine völlige Uebereinstimmung der Meinungen und eine Gleichförmigkeit der äußerlichen Ceremonien im Gottesdienst herrschen möchte; oder doch

*) Waniek bemüht sich, das große Verdienst, welches Gottsched sich in dieser Toleranz-Rede und auch in anderen Schriften um die Toleranz-Idee erwarb, dadurch zu schmälern, daß er auf „die Brandrakete wider die katholische Kirche“, die 1780 gedichtete „Ode auf das Jubelfest der Ueberreichung des Augsburger Glaubensbekenntnisses“ hinweist und verurteilend bemerkt: „Die Geistlichkeit war und blieb ihm immer ein Dorn im Auge, nicht nur die katholische, sondern auch die protestantische“. Waniek erblickt hierin den Beweis, daß die Toleranz-Idee bei Gottsched nicht allzu tief gewurzelt habe Es fällt mir nicht leicht, aber ich muß dem verdienstvollen, wenn auch vielfach noch vorurteilsvollen Gottsched-Biographen den Vorwurf machen, daß ihn hier jene Oberflächlichkeit, welche er so gern Gottsched zum Vorwurf macht (obwol es diesem Bahnbrecher kaum zur Unehre gereicht, daß er bei der, auch von Waniek ausreichend gewürdigten Universalität seines Geistes und zumal seiner Bestrebungen nicht überall und in jedem Augenblick über eine Tiefe und Gründlichkeit verfügte, die auch uns noch befriedigen kann), zu einem falschen Urteil verleitet hat Der Haß gegen die Geistlichkeit (natürlich nur gegen die herrschsüchtige, kampflustige Geistlichkeit) ist nicht nur nicht mit der Toleranz-Idee unvereinbar, er gehört sogar im eigentlichsten Sinne in ihren Bezirk. Denn eben diese Geistlichkeit war (und ist vielfach selbst heute noch) der treibende Faktor in allen Ausschreitungen religiösen Hasses. Gerade dadurch, daß Gottsched einerseits aus seinem Haß gegen die streitsüchtige, anmaßende Geistlichkeit jedes Bekenntnisses kein Geheimnis machte, und die Hierarchie bekämpfte, andererseits aber die Duldung jedes, wie immer gearteten friedfertigen Glaubens forderte, bewies er die Höhe seines geistigen Standpunktes, offenbarte er sich als einen scharfblickenden Mann, der die Wurzel des Uebels genau zu erkennen, der das Gute vom Bösen, das Segensreiche vom Unheilvollen wol zu unterscheiden wußte. — Es ist bedauerlich, daß selbst ein seinen Stoff beherrschender Mann wie Waniek aus überkommenen Vorurteilen nicht heraus kann und für den so schwer mißhandelten Gottsched selbst dort eine geringschätzende Verurteilung zu konstruieren weiß, wo ein kurzes Nachdenken genügt hätte, um das richtige Urteil zu finden.

zum wenigsten eine allgemeine Religionsfreiheit eingeführt würde. . . . Wie viel Krieg würde nicht unterbleiben, wenn der Religionseifer in den Herzen der Menschen einmal gedämpfet wäre, wenn man einen Jeden den Trieben seiner Andacht folgen und eine ungestörte Gewissensfreiheit genießen ließe. . . . Ist es ferner eine bei den größten Statistikern längst ausgemachte Sache, daß die Menge der Einwohner eine Stadt, und der Ueberfluß der Untertanen ein Reich glücklich mache: so ist ja sonnenklar zu spüren, was die Duldung aller Religionen für einen unvergleichlichen Nutzen schaffen würde. . . . Woher ist das kleine Holland zu einer so wunderwürdigen Macht gelanget, als weil es allen Völkern der Welt die unschätzbare Gewissensfreiheit erlaubt? Und ich getraue mir wol zu sagen, daß diese Grundregel der niederländischen Republik allen Staatskünsten eines verschmitzten Mazarins oder Richelieu weit, weit vorzuziehen und daher allen Prinzen und Regenten des Erdbodens auf das nachdrücklichste anzubefehlen sei. . . . Die Vernunft lehrt uns, spricht man, daß die Wahrheit über alles zu schätzen sei, und daß man zu ihrer Verteidigung und Ausbreitung Gut und Blut, Leib und Leben zu wagen verbunden sei. Ganz recht: dieses zu leugnen ist mir niemals in den Sinn gekommen. Allein sage mir, du hitziger Religionseiferer — was ist Wahrheit? Und welches ist diejenige glückliche Partei, die hierin allen übrigen den Vorteil abgewinnen kann? Sage nicht, die römisch-katholische Kirche sei der Mittelpunkt der Wahrheit. . . . Ich weiß, du bist davon fest überzeugt, und die ganze Kirche, alle deine Religionsverwandten stimmen mit dir überein. Was dünkt dich aber? Ein Türke hält sich auch für einen Muselmann, für einen Rechtgläubigen. Ein Chinese glaubt auch, daß er die beste Religion habe. Wer hat von euch dreien recht? Wer soll Macht haben, die andern zu verfolgen? . . . Wird denn die Religion den Seelen durch Waffen und Feuerflammen eingeprägt? Keineswegs. Denn was ist es, warum sie mit einander streiten? Lehren und Meinungen sind es. . . . Die Seele des Menschen ist ein freies Wesen, und der Verstand läßt sich nicht zwingen . . . . und wenn gleich der Mund nachgibt, so bleibt doch das Herz unbesiegt. . . . Ja, ja, ihr (Fanatiker) seid kaum Menschen mehr. Selbst wilde Tiere sind mitleidiger als ihr. Felsen, sinnlose Felsen seid ihr — so viel Häupter ihr von den Rümpfen springen sehet, so vielfach ist das Jubelgeschrei, welches von euren Lippen erschallet ꝛc.

* * *

Ich muß hier aufhören, wie gern ich noch das fünf- und zehnfache aus den zahlreichen Schriften des viel verleumdeten Mannes citierte; wie gern ich zumal dem Leser noch manches aus der „Abhandlung von dem Flore der deutschen Poesie unter Kaiser Friedrich I.“, aus der „Lobrede auf Martin Opitzen“, der „Rede zum Lobe der Weltweisheit“, aus den nach wie vor lesenswerten Traktaten „Sokrates ein unüberwindlicher Weiser“ — „Daß ein Redner ein ehrlicher Mann sein muß“ und „daß ein Jurist ein Philosoph sein muß“ mitteilte. Aber auch eine noch so große Zahl von Citaten kann dem Unkundigen (und wer kennt heute Gottsched?! Ist er doch selbst den gelehrten Herren, die ihn auf die Autorität eines Gotthold Ephraim Lessing hin schmähen und verlachen, eine ganz unbekannte Größe!) keine geschlossene Vorstellung von dem gewaltigen Manne geben, ohne den sich das Geistes- und Kulturleben Deutschlands der letzten 170 Jahre gar nicht denken läßt. Allerdings, wenn man ihn als belletristischen Autor, als Künstler beurteilen will, so wird heute wenig oder nichts zu seinen Gunsten zu sagen sein; nur der aus seiner großen, selbstherrlichen Persönlichkeit heraus schreibende S c h r i f t s t e l l e r, der Patriot und Volkserzieher hat heute noch für uns einen Wert, obwol das Meiste von dem, was er damals als Erster in Deutschland laut verkündigte, in die Schriften seiner Epigonen übergegangen und selbst in angesehenen Büchern neuer und neuester Zeit noch lebendig ist, ohne daß irgend jemand etwas davon ahnt. Aber selbst wenn er nicht eine Menge von Sätzen geprägt hätte, die eben so sehr verdienen, der Nachwelt erhalten zu bleiben, wie etwa ähnliche Sätze eines Lichtenberg, Kant oder Goethe — selbst wenn auch seine besten Schriften heute für uns ungenießbar geworden wären, wenn dieser „mächtige Förderer der deutschen Prosa“, dem die Sprache „ein Organ für klares Denken“ war, in dieser Prosa kein monumentum aere perennius zurückgelassen hätte; so bliebe er trotzdem der große Mann, dem wir Deutsche gar nicht genug danken können.

(Schluß folgt.)



Die Revolution.*)

Von S. Lublinski.

(Fortsetzung.)

Noch einmal, die Junghegelianer begriffen nur die formelle Seite des Kölner Konfliktes und erfaßten dieses Problem nicht in der Tiefe, verkannten seine Schwierigkeit und Härte. Der Staat hätte sich ja sehr wohl aus der Schlinge ziehen können, indem er die Ehe nur als ein juristisch civilrechtliches Institut behandelte und ihre religiöse Weihe den einzelnen Kirchen und den beteiligten Persönlichkeiten selbst überließ. Dadurch wäre die Gewissensfreiheit zugleich mit der bürgerlichen Freiheit gewahrt worden, und auch der aufrichtigste Gläubige, wenn er kein herrschsüchtiger Pfaffe war, brauchte sich dann nicht über Unterdrückung zu beklagen. Jedoch dieser nüchtern bürgerliche Charakter, diese rein juristische Formalität, mußte streng gewahrt werden. Wäre aber der Staat gleich mit den Prätensionen einer neuen „Religion“ aufgetreten und hätte er seine Beamten gleichsam an Stelle der Priester die Ehe einsegnen lassen, dann wäre die Forderung, daß sich jeder, auch der Andersgläubige, dieser staatlichen Institution unterwerfen sollte, in der That ein Gewissenszwang gewesen, wie er schlimmer nicht gedacht werden konnte. Das aber verlangten in der That die Junghegelianer, und es ist bezeichnend für die Macht dieser Zeitstimmung, daß sich selbst die von den Ultramontanen hart befehdete preußische Regierung von der Vorstellung einer religiösen Weihe auch der Civilehe nicht loslösen konnte, und daß sie daher davor zurückschrak, ihren katholischen und protestantischen Unterthanen einen solchen Gewissenszwang zuzumuten. Diese falsche Vor-

*) Aus dem bei Siegfried Cronbach in Berlin erscheinenden Sammelwerke „A m E n d e d e s J a h r h u n d e r t s“. Der obige Aufsatz ist dem demnächst erscheinenden 8. Bande von „Litteratur und Gesellschaft“ (von S. Lublinski) entnommen und enthält einen der interessantesten Abschnitte aus dem geistigen Leben dieses Jahrhunderts.

stellung verschlechterte ihre Position im Kampf gegen die Kurie, verwirrte freilich auch die romantisch und ständisch gesinnten preußischen Konservativen. Diese hatten seit den zwanziger Jahren gemütlich in dem Widerspruch fortgelebt, daß sie zugleich preußische Patrioten und föderalistisch gesinnte Romantiker waren. Wir wissen ja schon, wie dieser Widerspruch gelöst oder vielmehr verschleiert wurde: die Provinziallandtage, wo sich das Ständewesen der romantischen Junker frei entfalten durfte, waren zu einer Scheinexistenz herabgedrückt und über ihnen herrschte nach wie vor unangefochten der preußische Staatsgedanke, dem die Junker als Offiziere und Beamte getreulich dienten. Nur ein Gebiet gab es trotzdem, welches diesem föderalistisch-romantischen Sondergeist eine volle Freiheit gewährte: der pietistisch-kirchliche Boden mit seinen Sekten und Konventikeln. Zwar hatte hier Friedrich Wilhelm III. mit seiner Agende und Liturgie einzugreifen versucht, aber ohne Erfolg. Diese frommen Konservativen blieben protestantische Pietisten der Schule Hengstenberg, fühlten sich aber mit den Katholiken solidarisch im Kampf gegen die „Atheisten“ und „Revolutionäre“. Durch die Kölner Wirren erhielt diese Solidarität einen jähen Riß, und die konservativen Romantiker erschienen sich wie verraten und verkauft. Es schien, als müßten sie entweder ihr protestantisches Preußen im Stich lassen oder sich auf Gnade und Ungnade den Junghegelianern und ihrer „Gesinnungsreligion“ übergeben. Nun waren aber einzelne dieser Romantiker tiefe, grüblerische und bedeutende Naturen, die ihre pietistisch-pessimistischen Träume und Konventikeln nicht um den Preis der platt pathetischen Beamtenvergötterung eines Arnold Ruge verkaufen mochten. Zu ihnen gehörte der Historiker Heinrich Leo, eine überschäumende und dämonische Kraftnatur von rasender Lebensgier, die, wenn ihr etwas versagt wurde, in Grübelei, Verzweiflung und grausame pessimistische Enttäuschung umschlug. Heinrich Leo hatte in seiner Art das Faustproblem eines Goethe innerlich und persönlich durchgelebt, und er wußte, was er that, wenn er sich mit wahrer Wut der Zucht des Glaubens unterwarf: eine widerspruchsvolle, desorganisierte Natur, wie die seinige, bedurfte des Zügels. Dieser Mann wünschte kirchliche Konventikel, die ganz unabhängig vom Staat bleiben sollten, damit die Gläubigen nur ganz unter sich Zucht und Buße thäten. Ihm mußte die „Religion“ eines Ruge, der aus dem Staatsbeamten einen Priester machte, wie frevler Aberwitz erscheinen. Aber Leo war trotzdem ein überzeugter preußischer Patriot, und die Kölner Wirren erschütterten ihn auf das Tiefste. So griff er zur Feder und schrieb eine Broschüre, die naturgemäß von seiner inneren Unsicherheit nicht frei blieb, doch aber im Lager der Ultramontanen als ein wuchtiger Treffer empfunden wurde. Leo wollte am liebsten Staat und Kirche von einander trennen, und so hätte man ihn, wie auch sonst noch manchen preußischen Konservativen, für eine rein juristische Civilehe sicherlich gewinnen können. Zum Unglück aber begehrte Ruge nicht eine juristische, sondern eine „religiöse“ Civilehe, und er hielt sich für ganz besonders gescheidt, als er die Broschüre Leos und die Kölner Wirren benutzte, um dem romantisch-pietistischen Historiker ein schroffes und grausames, triumphierend-höhnisches Entweder-Oder zuzudonnern. Er erreichte das Gegenteil seiner Absicht. Leo schwieg nicht still, denunzierte voll Erbitterung den Atheismus der „Hegelinge“, und nun brach ein wilder Kampf auf der ganzen Linie zwischen den Junghegelianern und der preußisch-konservativen Romantik aus. Dieser Kampf wurde für die deutsche Entwicklung zum Verhängnis. Ohne ihn hätte sich wahrscheinlich schon aus der junghegelschen Schule eine Partei der „Gothaer“ entwickelt und hätte sich die Einigung Deutschlands schon unter Friedrich Wilhelm dem Vierten vollendet. Man darf es den Junghegelianern nicht verargen, daß sie keine nüchternen Realpolitiker waren, sondern ihrem überschwänglichen und lange noch nicht voll realistischen Zeitalter den schuldigen Tribut zahlten. Ihre „Pointe“, ihre „schöne That“, ihre „Emancipation des Fleisches“ war nun einmal diese Vergötterung des Staates. Wohl aber darf man ihnen zum Vorwurf machen, daß sie es nicht verstanden haben, einen tieferen und tragischen Einschlag in ihre Theorie zu verweben, indem sie trotzdem die Theorie als solche voll aufrecht erhielten. Sie durften eben nicht an der Menschheit — und auch am Staate nicht — nur das Gute, das Humane und Vollkommene erblicken, sondern sie hätten auch ihre furchtbaren und schrecklichen Seiten offen bekennen und tapfer auf sich nehmen müssen. Wohl möglich, daß dann manche tiefere Natur, die nunmehr bei den Pietisten Zuflucht suchte, ihre Reihen verstärkt hätte. Merkwürdig aber, daß sich diese politischen Philosophen eine solche Frage gar nicht vorlegten. Sie vertrauten mit blindem Aberglauben dem „Prinzip“ des preußischen Staates. Als sie dann freilich die bittere Enttäuschung erlebten, als mit Friedrich Wilhelm dem Vierten die preußische Romantik den Thron bestieg und eine pietistische Reaktion begann — flammte die Revolution empor!

Im Anfang aber gab der Regierungswechsel in Preußen Veranlassung zu mancherlei Hoffnungen und zu einem Zwischenspiel, das auch der deutschen Litteratur zu gute kam.

So recht eigentlich waren die Junghegelianer, diese starren und geborenen Politiker, auch die geborenen Feinde der Poeten. Die „Halleschen Jahrbücher“ begannen mit einer massiv zerschmetternden Sturmbockkritik Arnolds Ruges gegen Heinrich Heine. Ruges Kritik war geistvoll, in Einzelheiten durchaus richtig und traf manchmal geradezu ins Schwarze, wenn es Schwächen und Unarten dieses Poeten galt. Zuletzt freilich lief diese ganze, mit allem gewaltigen Aufgebot Hegelscher Dialektik produzierte oder vielmehr destillierte Weisheit auf die verblüffend einfache Formel hinaus: so lange Heine die „reaktionäre“ Politik satirisch angreift, ist er wahr und ehrlich; sobald er aber noch andere Dinge, zum Beispiel Ruges „Religion der Gesinnung“, angreift, ist er ein ganz verdammter Lügner. Na, selbstverständlich! Die Gläubigen und Dogmatiker aller Kirchen und Konfessionen hatten nie etwas dagegen, wenn man die Gegenkirche skeptisch angriff — an ihre eigene Kirche durfte freilich keiner rühren. Zumal diese tiefe Skepsis als solche, die sich gegen jeden Glauben kehrte, war ihnen das Verhaßteste, der Frevel, die Lüge, die Infamie an sich. Dann stellten sie sich, um mit Ruge zu sprechen, auf die „olympische Höhe der Substanz“, um von dort herab zu blitzen und zu donnern. Doch diese oberflächliche Kritik wirkte und mußte wirken, weil ihr heller Trompetenton eine neue Zeit verkündigte. Das politische Zeitalter, das sich schon in Börne gemeldet hatte, war voll zum Durchbruch gekommen und mußte natürlich gegen jede willkürliche Genialitätsspielerei erbittert protestieren, wenigstens so weit es sich um sein eigenstes Gebiet, seine besonderen Aufgaben handelte. Und da alles im Leben zusammenhängt, so forderte diese neue Ära auch eine neue geistige Struktur im Gesamtleben der Nation, und es war darum sehr begreiflich und auch ehrlich und mutig, wenn Ruge mit derber Entschlossenheit gerade denjenigen Repräsentanten der alten Zeit herausgriff, der seinem massiven Instinkt als der gefährlichste Gegner der neuen Entwicklung erschien. Man darf ihm darum auch die Psychologielosig-

keit und die falschen Maßstäbe seiner ganz und gar unkünstlerischen Kritik verzeihen. Was kümmerte ihn die Individualität und das künstlerische Lebenswerk des Poeten? Im Grunde auch nicht einmal Heinrich Heine selbst, sondern der „Heinianismus“, eine Geistesrichtung des Jahrzehntes, die sich allerdings durch hunderte und hunderte von Kanälen, Rinnsalen und Bächen auf ihren sehr bestimmten Urheber zurückführen ließ. Aber trotzdem, trotz dieser mildernden Umstände, ist Ruge auch vom Standpunkt des Politikers schuldig zu sprechen, weil in der tiefen Skepsis des Heinianismus etwas enthalten war, was am wenigsten ein Politiker entbehren durfte: der härtere Wirklichkeitssinn. Heine fand wohl reichlich Ursache, über die Oberflächlichkeit des neuen politischen Pathos zu spotten, das von der Größe und den ungeheuren Schwierigkeiten seiner Aufgabe keine Ahnung hatte; welches sich einbildete, mit ein paar dialektischen Fechterstreichen und allenfalls Straßenkrawallen tiefgewurzelte Mächte und womöglich die bisherige Menschennatur über den Haufen zu werfen. Gerade Pflicht des Politikers wäre es gewesen, diese ungeheuren Bedenken mit erschütternder Wucht in seiner Seele durchzuempfinden. Nur hätte er dann sagen müssen, was Heine freilich nicht sagte: trotz alledem! Dann hätte diese Kritik Ruges ihre Berechtigung und ihre Größe gehabt. So aber — eine Farce! Ruge selbst, als seine phantastischen Hoffnungen schon kurz vor der Revolution, und nachher erst recht, kläglich Schiffbruch erlitten, flüchtete sich nach Paris. Die Hegelsche Dialektik wurde ihm zuletzt ein inhaltleeres witziges Geistesspiel und er langte — bei Heinrich Heine an, mit dem er schließlich ganz freundschaftlich verkehrte. Man muß sagen, Heine hat ihm etwas geschenkt, daß er nur mit ein paar Neckereien auf diese „Hallesche Totschlagkritik“ zurückkam.

Ganz so, im Sinn dieser Kritik, verhielten sich die Junghegelianer auch gegen das junge Deutschland. Die urkomische Art und Weise, wie sie der jungdeutschen Liebestheorie beizukommen suchten, indem sie von „Spiritualismus“ redeten und „Harmonie“, ein Gleichmaß aller Kräfte begehrten, so daß auch die Liebe lediglich mit einem nüchtern realistischen Auge angeschaut werden durfte, wurde schon erwähnt, wie auch, daß diese Junghegelianer mit größerem Recht vor der eigenen Thüre hätten kehren müssen, da ihre „politische Religion“ spiritualistischer und unentschuldbarer war, als die Überschwänglichkeiten junger Poeten. Eine starre und philisterhafte Unduldsamkeit gegen jede Eigenart und poetische Individualität gewann in junghegelschen Kreisen immer mehr die Oberhand, ungeachtet sich diese Philosophen selbst dem noch halb ästhetischen Charakter des Zeitalters nicht entziehen konnten. Als Varnhagen von Ense den Nachlaß von Friedrich Gentz und natürlich auch diese proteusartige Persönlichkeit selbst psychologisch zu würdigen suchte, da stand das Junghegeltum wie ein Mann auf und verdammte die „Genüßlinge“, die Epikuräer, die kein Eisen, keine „spartanische Strenge“ im Blut hätten. Wenigstens war Gentz eine Persönlichkeit, die eine so furchtbare Erbitterung und einen solchen Fanatismus bei politischen Gegnern geradezu herausforderte. Ruge aber nannte auch Rahel immer nur das „elle Mensch“, und Georg Gottfried Gervinus veröffentlichte eine Litteraturgeschichte, die am Schluß nicht eine Kritik, sondern eine Beschimpfung des jungen Deutschland enthielt. Mit Recht konnte Gutzkow in seiner Börnebiographie diesem Litterarhistoriker den Vorwurf machen, daß durch seine schematische Kategorienmethode die Individualitäten vollständig verflüchtigt würden. Der Junghegelianer hatte eben kein Verständnis für die tiefe psychologische Umformung, der Hegels Philosophie durch die Jungdeutschen unterworfen wurde. Und darum konnte auch Gervinus den Poeten des Zeitalters kein erfahrener Führer und wohlthätiger, wenn auch strenger Zuchtmeister werden, sondern er konnte ihnen nur den trostlosen Rat geben: laßt die Poesie und treibt Politik, da mit dem Tode Goethes doch alles aus ist. Da Gervinus eine führende Persönlichkeit im politischen und wissenschaftlichen Leben war, und da die älteren Partien seiner Litteraturgeschichte zweifellos bedeutende Qualitäten wenigstens des Forschers und Gelehrten offenbarten, so erregte dieses herbe Schlußurteil das größte Aufsehen und rief bei den zeitgenössischen Dichtern tiefe Niedergeschlagenheit und Erbitterung zugleich hervor, welcher beispielsweise Lenau in einem seiner Briefe einen sehr starken Ausdruck lieh.

So waren die Junghegelianer die Antipoden der Jungdeutschen und die entschiedensten Gegner der zeitgenössischen Poesie. Damit steht nur scheinbar im Widerspruch, daß gerade unter ihrem mächtigen Beistand die politische Lyrik ihre Schwingen entfaltete.

Das aber kam so. Die jungdeutsche Bewegung suchte unruhig neue Bahnen und war sich des rechten Weges wohl im Großen und Ganzen, aber in den Einzelheiten durchaus nicht immer bewußt. Diese Autoren experimentierten viel und keineswegs stets glücklich. Die Zeitverhältnisse und ihr realistischer Drang wiesen sie auf die Prosa, auf den Roman und auf das realistisch-bürgerliche Drama hin. Jeder realistischen Hochflut in der Litteratur pflegt aber eine ästhetische Reaktion auf dem Fuß zu folgen, welche den Vers wieder zu Ehren bringt, freilich einen ganz neu geprägten, eigenartig modulierten Vers, der offenbart, daß auch an ihm die realistische Schulung nicht spurlos vorüberging. So hatten Lenau und Ferdinand Freiligrath mit sprachlicher Meisterschaft und Genialität ethnographisch-poetische Stimmungen heraufbeschworen, die ohne die Reisebildschriftstellerei der Jungdeutschen und ihrer unmittelbaren Vorgänger wohl niemals zur Reife gediehen wären, trotzdem aber gegen jene Manier schon eine künstlerische Reaktion bedeuteten. Natürlich aber konnte eine idealistische Verskunst auf dieser ethnographischen Stufe nicht stehen bleiben, sondern bedurfte einer Weltanschauung, unbedingt einer modernen Idee, die zum Himmel erhob, die an das Herz rührte und begeisterte. Wohl wäre es nicht schwer gewesen, auch aus den Elementen des jungen Deutschland eine solche Idee herauszuspüren. Die Skepsis und schmerzliche Resignation dieser Schule, die mit Wucht den ungeheuren Abstand zwischen Wirklichkeit und Ideal empfand, sich dennoch heldenhaft für die Wirklichkeit entschied und das harte und große Leben mit allen seinen Schmerzen dennoch ergreifen und lieben lehrte .... hier verbargen sich noch unvertönte Stimmungen von einer Tiefe und Höhe, die sehr wohl auch einem hochidealistischen Lyriker genügen konnten. Aber erst nach der Revolution fand sich ein Dichter, der zum erstenmal diesen Weg beschritt, diese Schätze zu heben suchte und manchmal auch hob: Heinrich Heine auf dem Sterbebett. Zunächst schlugen die Poeten einen viel bequemeren Weg ein, indem sie das Ideal aufgriffen, das anscheinend auf dem Präsentierteller lag. Man braucht nur noch einmal daran zu erinnern, daß die Junghegelianer keineswegs nüchterne Politiker waren, sondern „Religiöse“ der Politik, berauschte Trunkenbolde der Dialektik, die ihre simplen Schlagworte als ungeheure metaphysische Offenbarungen empfanden, und man wird dann leicht begreifen, warum die Poeten wähnen mußten, daß sie eine Idee gleichsam vor sich auf dem Tisch liegen hatten. Sie wurden gelehrige Adepten dieser „Religion der Gesinnung“

und die politischen Verwicklungen zur Zeit des preußischen Thronwechsels thaten das Übrige, so daß über Nacht die politische Lyrik in die Halme schoß.

Merkwürdiger und doch natürlicher Weise war es eine Frage der äußeren Politik, welche zuerst die Gemüter in Flammen setzte und die politische Lyrik endgültig aus der Taufe hob. Im Grunde wollte ja diese aufgeregte politische Jugend nur irgends etwas zu thun haben. Sie war nicht revolutionär im vulgären Sinn und konnte es nicht sein, weil sie die Hegelsche Philosophie durchlaufen hatte, die den Staat als das höchste Gut schätzen lehrte und die beste Verwirklichung dieses Staatsideals in Preußen zu finden glaubte. Der Ehrgeiz, die wilde Ungeduld der Jugend, lief nur darauf hinaus, daß sie an diesem Staatsideal mitschaffen und bauen wollte und schier wahnsinnig darüber wurde, daß man ihr jede Wirksamkeit versagte. Und nun, unmittelbar nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Vierten, der anfangs die Censur aufhob und dadurch neue Sympathien für Preußen erweckte, drohte ein Krieg mit Frankreich auszubrechen. Die syrisch-ägyptischen Wirren, die schließlich zu einer drohenden Spannung zwischen Paris und Berlin führten, entzogen sich der Kenntnisnahme des deutschen Volkes. Man sah nur den französischen Chauvinismus und das französische Revanchegelüst, das sich in der Deputiertenkammer stürmisch geltend machte, und vor allem, man sah ein Feld der großen Thätigkeit vor sich, wo diese heiße Sehnsucht nach eigener Geschichtswirkung, nach Bethätigung der „Gesinnungsreligion“ auf weitesten Spielraum hoffen durfte. Hochauf flammte die Begeisterung der deutschen Jugend und erwartungsvoll schaute sie zum König von Preußen empor, während der Zorn über das scheinbar unerklärliche Verhalten der Franzosen wieder etwas von der Stimmung der Freiheitskriege diesmal durch das ganze Deutschland brausen ließ. So wurde das Rheinlied von Nikolaus Becker, einem sonst kleinen Talent, mit einem Schlage populär.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser darnach schrein.

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend
In seine Wogen schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;

So lang in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn!

So lang die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund;

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein.

Dieses frische und warme, wenn auch keineswegs erstrangige Gedicht verdankte seinen plötzlichen und elementaren Erfolg nicht nur der politischen Aufregung jener Tage, sondern auch seiner Darstellungsform, die den Neigungen eines so halb und halb schon realistischen Zeitalters vollkommen entgegenkam. Was ist dieses Gedicht? Durchaus eine Ethnographie, entschieden ein „Reisebild“ in Versen. Der Rhein wird geschildert: sein ruhig wallendes grünes Kleid, das Ruder, das in seine Woge schlägt; seine Felsen, seine Dome und Burgen, die sich in ihm spiegeln; seine Sänger und sogar der flossehebende Fisch auf seinem Grund. Die Antithese, die zu dieser Schilderung in Gegensatz steht und sie dadurch erst in das hellste Licht setzt, ist jedesmal die Versicherung oder der Refrain: sie sollen ihn nicht haben! Nein, nichts sollten diese Franzosen haben: nicht die Sänger des Rheins, nicht seine Dome und Felsen, auch nicht ihn selbst in seinem grünen Wellenkleid. Was Ferdinand Freiligrath mit bewußter Kunst in seinen „Auswandern“ und unbewußt in seinen ersten Jugendgedichten geboten hatte, fand sich alles auch in diesem Rheinlied wieder und wurde nur resolut auf das politische Gebiet übertragen. Auch schon die Vorläufer der politischen Lyrik der vierziger Jahre hatten diese Verbindung bevorzugt, Anastasius Grün zum Beispiel, besonders aber Lenau in seinen „Polenliedern“. In dem Gedicht vom „Polenflüchtling“, das im letzten Quartal des Jahres 1833 gedichtet wurde, schilderte der Poet — arabische Wüstenglut, Oasen und Quellen, endlich eine berittene Beduinenschar, deren blanke Säbel im Mondlicht flimmerten. Den Gegensatz dazu, die Antithese, stellte der Polenflüchtling dar, der schlummernd unter einer Wüstenpalme von Ostrolenka träumte, und dem ein brauner Beduine von Speis und Trank das Beste in das Gras legte. Noch viel weiter wurde diese Manier in dem Gedicht „Maskenball“ getrieben, wo bereits Lenaus Phantasie nach den Urwäldern Amerikas hinüberschweifte, während im ersten dieser Polenlieder die polnische Winterlandschaft die Unterlage und den Hintergrund bildete. Diese Zusammensetzung, die dann bei Ferdinand Freiligrath, dem größten Vertreter der revolutionären Lyrik, zu ihrem vollendetsten Ausdruck gelangte, kann nur immer wieder bestätigen, daß hier eine neue, realistisch geformte Verskunst leidenschaftlich nach einem Ideal strebte und es vorläufig auch fand.

Das Rheinlied Beckers enthielt manche burschenschaftlich-romantische Reminiscenz, und von Burgen und Domen wollte das junge Geschlecht, auch wenn es nicht banal revolutionär war, nichts mehr wissen. Während daher der romantische König Ludwig von Bayern dem Poeten einen goldenen Becher schenkte, fühlte sich der junge Robert Prutz veranlaßt, ein junghegelianisches Gegenlied vom deutschen Rhein zu dichten. Rund heraus gesagt, ein herzlich schlechtes Gedicht. Prutz war zweifellos talentvoller, als sein rheinischer Nebenbuhler und bis in seine späteren Jahre gelang ihm manches zarte oder auch glutvolle Liebesgedicht, das zum besseren lyrischen Mittelgut gehörte. Aber zum großen Landschaftsschilderer, wie bei Lenau oder Freiligrath, langte es nicht bei ihm. Ein Gedicht wie diese ganz unmögliche „Mutter des Kosaken“, könnte heute nur als Parodie wirken, obwohl es völlig ernst gemeint war und seiner Zeit auch Bewunderer fand. Außerdem war Prutz ein sehr positiver Kopf, der als Politiker ganz bestimmt formulierte Forderungen stellte, die ja zu ihrer Zeit ihre volle Berechtigung haben mochten, aber doch schließlich die Lachmuskeln der Nachgeborenen, die ganz andere Sorgen haben, unwiderstehlich in Bewegung setzen, wenn sie uns im weihevollen Priestergewand einer hochpathetisch-religiösen Begeisterung feierlichst entgegentreten. In seinem Gegenlied vom deutschen Rhein fordert der Poet von dem deutschen Fürsten: die Presse frei! Also Aufhebung der Censur — sonst überschreiten die Franzosen den Rhein, sonst ist Deutschland verloren, sonst versagt die Volkskraft in der

Stunde der Gefahr! Nein, da hatte er vorbeigegriffen und einem viel kleineren Nebenbuhler einen billigen Triumph gewährt. Seine Aufgabe war die gewandte Tagessatire, die Verhöhnung politischer Miß- und romantischer Rückstände, die er in seiner Komödie die „politische Wochenstube“ und in seinem Gedicht „Lügenmärchen“ glänzend geißelte. Ein Mitarbeiter auf diesem Gebiet war der Schlesier Hoffmann von Fallersleben, dessen Stachelverse im Volkston vielfach von burschenschaftlichen Elementen durchsetzt waren, und dem das berühmte Lied „Deutschland über alles“ gelang. Noch viel schärfer und giftiger, als diese beiden, pointierte der Hesse Franz Dingelstedt seine Verse, die er einem kosmopolitischen Nachtwächter in den Mund legte. Doch diese satirische Note wird sich zu allen Zeiten in jeder Oppositionslyrik finden und bildete keineswegs das hervorstechende Merkmal der damaligen politischen Lyrik, die durchaus ein Produkt der gesamtlitterarischen Entwicklung der dreißiger und vierziger Jahre war. Neben der Verbindung von Antithese und Reisebild waltete in ihr jener eigentümliche, begeisterte und doch nicht in die Tiefe dringende Idealismus der Junghegelianer. Das Gedicht, in welchem Prutz die politische Lyrik ästhetisch zu rechtfertigen suchte, konnte nur von einem Freund Arnold Ruges geschrieben werden. Es giebt zum mindesten eine weit verbreitete Zeitstimmung konkret wieder:

Was? Wenn der Mond am Himmel steht,
Und wenn die Sternlein flimmern,
Da soll euch hurtig der Poet
Ein Mondscheinliedchen wimmern:
Doch wenn aus Nacht und Nebel bricht
Der Zukunft goldne Sonne,
Da, wollt ihr, soll der Dichter nicht
Ausjauchzen seine Wonne?

An jedem Hälmchen, jedem Moos
Soll der Poet sich freuen,
Er soll die Blumen klein und groß
Poetisch wiederkäuen:
Doch wie? wenn der Geschichte Baum
Laut rauscht mit allen Zweigen,
Das freut euch nicht? das hört ihr kaum?
Da soll der Dichter schweigen?

Ihr loßt ihn gerne dies und das
Von Rausch und Reben singen,
Und wenn der Wein sich rührt im Faß,
Soll auch die Leier klingen:
Doch wenn der Geist, der ew'ge gährt,
Daß alle Herzen dröhnen,
Das dünkt euch nicht Besingens wert,
Da soll kein Lied ertönen?

Hier giebt sich die neue Poesie durchaus als Opposition gegen eine konventionelle Butzenscheibenlyrik und stellt neue Ideale, ein neues Programm auf. Das realistische Element des Reisebildes, die Grundbasis, auf welcher das Ideal aufgebaut wurde, fehlte freilich bei dem abstrakten Prutz, und meistens fehlte es auch bei seinem berühmteren Freunde, dem so erfolgreichen Georg Herwegh.

(Schluß folgt.)



Dem kommenden Jahrhundert!

Eine Gabe an das Volk.

Jacobowskis Vorrede sagt weiter: Keine der nachfolgenden Sammlungen, so treffliche darunter waren — ich erinnere an die Meisterarbeit Ludwig Uhlands — ist ein Hausbuch der deutschen Nation geworden. Die letzte Leistung großen Stiles auf dem Gebiete der Volkslieder-Sammlung, die von Franz Magnus Böhme herausgegebene Neuschaffung des Ludwig Erkschen „Deutschen Liederhorts“ (Leipzig 1893 und 94) ist durch ihre Methode und ihren Umfang auch nicht geeignet, ein Familienbuch zu werden. Als wissenschaftliche Leistung ein Wunderwerk deutschen Fleißes und deutscher Tiefe, das Werk eines ganzen Lebens voll Liebe und Hingabe an die Sache, eine Tat, die den Schöpfern Erk und Böhme eine sichere Unsterblichkeit gewährt, ist ihr Werk mit seinen 2400 Seiten und seinen 2300 Liedern trotzdem nur auf die wissenschaftlichen Kreise angewiesen.

So erschien es mir wie eine Notwendigkeit, in übersichtlicher Ordnung und geprüfter Auswahl eine Sammlung Lieder dem deutschen Volke darzubieten. Ich habe auch die volkstümliche Spruchdichtung berücksichtigt und stütze mich hierbei auf das richtige Urteil W. H. Riehls, daß der Hausschatz deutscher Spruchverse in seiner Art nicht minder reich an lauterem Golde ist, wie das eigentliche Volkslied.

War es meine Hauptabsicht, dem Volke wieder zu geben, was des Volkes ist, was es in unbegreiflicher Verblendung gegen die Bazarware der Gassenhauer eingetauscht hat, so legte sich eine Nebenabsicht stillschweigend zu dieser. Dieses Buch Volkspoesie soll für die zeitgenössische Lyrik eine Art warnende Gabe sein. Es bezweifelt heute der strengste Goethephilologe nicht mehr, daß unsere Lyrik seit 1885 einen prächtigen Aufschwung genommen und die große Entwickelungslinie von Goethe über Uhland, Heine, Möricke hinweg bis Theodor Storm weitergeführt hat . . . .

Aber mir will es scheinen, als ob ein großer Teil der zeitgenössischen Lyrik sich allzusehr individualistischen Neigungen hingibt. Der Vater des letzten Schwabendichters J. G. Fischer gab seinem Jungen fürs Leben den hübschen Spruch mit auf den Weg: „Suche dich zu unterscheiden!“ Und das ist so ziemlich das ganze Gepäck, mit dem der Poet durchs Leben zu schreiten hat. Aber dieser Rat, die Persönlichkeit mit der Pracht ihrer Eigenheiten auszubauen, endigt bei allzu straffer Beobachtung in einer unfruchtbaren Anbetung verstiegener Eigenschaften, Ideen, Wünsche, Träume. Ebenso wenig wie Robinson das Idealbild eines politischen Bürgers sein kann, ebenso wenig ist der individualistische Lyriker, der nur für die Absonderlichkeiten und Bizarrerien seiner Psyche die lyrische Umwertung sucht, für die Lyrik als Nationalgut ein Ideal. Und in der Gegenwart sind es eine ganze Anzahl Dichter und Richtungen, die in der bewußten Abkehr vom Volke und der Volksseele ihre heimlichsten Sensationen suchen und ihre poliertesten Verse dichten.

Hier erschien es mir wichtig, den Quell der Volkspoesie aufs neue zu erschließen und die extremen Individualisten auf den Jungbronnen aufmerksam zu machen, aus dem die Reihe der großen Lyriker Goethe, Uhland, Heine, Eichendorf, Mörike, Storm, Liliencron den stärksten Strom ihrer Kraft hergeleitet haben. Es

fehlt noch an einer genauen Darstellung des Einflusses der Volkspoesie auf ihr Lebenswerk. Aber der Kundige weiß, daß jede neue Blütezeit der deutschen Lyrik ihren Humus und ihre unterirdische Quelle in der Volksdichtung fand, daß jeder unserer großen Lyriker an der Hand der Volkspoesie Fühlung mit dem nationalen Empfinden bekam, daß sie alle poetischen Mittel der Simplizität von ihr gelernt haben. Man mache sich doch nicht weiß: der Goethe, der den über alle Begriffe herrlichen „Prometheus" erlebt und geschrieben, ist ein Poet einer kleinsten Minorität und ruht in Bibliotheken, der Goethe des „Heideröslein", „Da droben auf jenem Berge", „Kleine Blumen, kleine Blätter" u. a. m. hat eine — freilich beschränkte — blühende Unsterblichkeit im deutschen Volke.

Es wäre verfehlt, den Dichter, dem die reiche Welt gehört, auf eine Formel festnageln zu wollen und ihn zur platten Nachahmung der Volkslieder zu veranlassen. Das hat keiner der großen Lyriker getan. Wol aber haben sie die Schlichtheit der Sprache, die prachtvolle Beweglichkeit des Dialogs, die lebendige Gegenständlichkeit des Ausdrucks, das Tempo der Handlung u. a. m. lernen können und gelernt. Sie stiegen von ihren Höhen hinab, um sich auf dem Boden zu bewegen, auf dem sie Bauer, Arbeiter und Könige begrüßen konnten, auf dem Boden der Gemeinbürgschaft, der Nation. Diese Basis wird von dem größten Teil der zeitgenössischen Lyrik zu sehr vernachlässigt, und die Kluft zwischen Volksempfinden und poetisch-künstlerischer Feinfühligkeit dadurch so stark vergrößert, daß wir mitten in der Gefahr stehen, in der deutschen Poesie nicht mehr eine Angelegenheit der Nation, sondern eine künstliche Spielerei einer handvoll geistig oder materiell reicher Menschen zu sehen. Der Geistesprotz, der es geringschätzig ablehnt, die Brücken zu beschreiten, die zu seiner Nation führen, ist ebenso wenig wert wie der Geldprotz, dessen Lebensbehagen nur die eigene Weste umspannt.

* * *

Wir lassen nunmehr einige Proben aus dieser Sammlung folgen.

Ich hab' die Nacht geträumt. — —

(Süddeutschland.)

Ich hab' die Nacht geträumt
Wol einen schweren Traum:
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum.

Ein Kirchhof war der Garten,
Ein Blumenbeet das Grab,
Und von den schönen Bäumen
Fiel Kron' und Blätter ab.

Die Blumen tät ich sammeln
In einem gold'nen Krug;
Der fiel mir aus den Händen,
Daß er in Stücke schlug.

D'raus sah ich Perlen fließen
Und Tröpflein rosenrot:
Was mag der Traum bedeuten?
Ach, Liebster, bist du tot?

Mein Schatz.

(Hessen-Nassau.)

Mei Schatz is e Reiter, e Reiter muß sein,
Der Gaul is dem König, der Reiter is mein.

Mei Schatz is e Schreiber, e Schreiber muß sein,
Er schreibt mir alle Tage, sein Herze sei mein.

Mein Schatz is e Gärtner, e Gärtner muß sein,
Der setzt mir die schönsten Vergißmeinnicht ein.

Mein Schatz is e Schneider, e Schneider muß sein,
Der macht e Mieder so nett und so fein.

Mein Schatz is kein Zucker, was bin ich so froh:
Sonst hätt ich'n schon gesse, jetzt hab' ich ihn no.

Mei Schatz is gschmeidig, mein Schatz is so nett,
Und die Leut' sind so neidig und gönnen mir'n net.

Stammbuchvers.

(Um 1610.)

Was ist der Ehestand?
Es ist ein Taubenhaus:
Die draußen wollen hinein,
Die drinnen wollen heraus.

Adam und Eva.

(Tirol.)

Als Gott dem Herrn die Zeit war zu lang,
Schuf er den Adam aus Pfeifenporz'lan.

Der Herr nahm dem Adam a Ripp' aus'n Leib
Und schuf ihm die Eva, das war holt sein Weib.

Und der Herr gab dem Adam ein scharfes Gebot:
„Freßt's mir keine Aepfel, sonst schlag ich euch tot."

Die Eva, die dumme, die hot's nit geglaubt
Und hot a poor Aepfel vom Bam aberklaubt.

Und die Eva, die kluge, war nit so faul,
Und stöckt'n Adam an holben Apfel ins Maul.

O Adam, du Ochs, du Schaf und du Rind,
Wos host für'n Fraß deiner Aepfel verdient!

Der Herrgott ruaft glei' den Erzmich'l herein:
„Jatz hau' mir nur g'schwind mit'n Knittel darein!"

Der Mich'l, dear sprach: I mach' ma nix d'raus,
I schmeiß die Bagasch glei' zum Fenster hinaus.

Die Eva, die sprach: Und dös Ding is mir z' dumm,
I ziach mit meine Aepf'l af'n Jahrmarkt herum!

Dear Adam, dar sogt: Und dös Ding hot an End',
I geah jatz nach Innsbruck und wear a Student.

Die schöne Hannele.
(Schlesien.)

Es hatt' ein Bau'r ein Töchterlein,
Wie hieß es denn mit Namen sein?
Die schöne Hannele.

Er ließ ihr eine Brücke bau'n,
Darauf sollte sie spazieren geh'n,
Die schöne Hannele.

Und da sie auf die Brücke kam,
Der Wassermann zog sie hinab,
Die schöne Hannele.

Dort unten war sie sieben Jahr,
Und sieben Kinder sie ihm gebar,
Die schöne Hannele.

Und da sie bei der Wiege stand,
Da hört' sie einen Glockenklang,
Die schöne Hannele.

„Ach Wassermann, ach Wassermann!
Laß mich einmal zur Kirche gahn,
Mich arme Hannele."

„Wenn ich dich ließe zur Kirche geh'n,
Du möchtest mir nicht wiederkehr'n,
Du schöne Hannele."

Warum sollt' ich nicht wiederkehr'n?
Wer würde unsere Kinder ernähr'n.
Mir armen Hannele?

Und da sie auf den Kirchhof kam,
Da neigt sich Laub und grünes Gras
Vor der schönen Hannele.

Und da sie in die Kirche kam,
Da neigt sich Graf und Edelmann
Vor der schönen Hannele.

Der Vater machte die Bank ihr auf,
Die Mutter legte das Kissen drauf
Der schönen Hannele.

Sie nahmen sie mit zu Tische,
Und trugen ihr auf viel Fische
Der schönen Hannele.

Und da sie den ersten Bissen aß,
Fiel ihr ein Apfel auf den Schoß,
Der schönen Hannele.

„Ach Herzens-, Herzensmutter mein!
Werft mir den Apfel ins Feuer 'nein,
Mir armen Hannele!"

„Willst Du mich denn verbrennen hier?
Wer wird unsere Kinder ernähren mir,
Du schöne Hannele?

Die Kinder wollen wir teilen gleich:
Nehm' ich mir drei und du auch drei,
Du schöne Hannele!

Das siebente wollen wir teilen gleich:
Nehm ich ein Bein und du ein Bein,
Du schöne Hannele!"

„Und eh' ich mir laß mein Kind zerteil'n
Viel lieber will ich im Wasser bleib'n,
Ich arme Hannele."

Schnadahüpfeln.
(Steiermark.)

1.

Mei' Vater is a Jäger
Und a Jäger, der bin i':
Mei' Vater schießt di Hirsche,
Und die Mädle, di schieß' i'.

2.

Mei' Schatz is a Jaaga,
A gar a verdrahta,
Hat a nigl-nagl-neui Büchs',
Aber treffa thuat er nix.

Lebensregeln.

1.

All', was du siehst, urteile nicht,
All', was du hörest, glaube nicht,
All', was du weißt, sage nicht,
All', was du kannst, tue nicht.

2.
(München.)

Geh' ohne Stock nicht durch den Schnee,
Geh' ohne Steuer nicht zur See,
Geh' ohne Gottes Gruß und Wort
Niemals aus deinem Hause fort.

Selbsterkenntnis.

1.
(Hannover.)

Vor nichts nimm dich bei Tag und Nacht
So sehr, als vor dir selbst in acht.

2.

Jeder hat einen Sparren frei,
Wer's nit glaubt, hat ihrer zwei.

3.
(Schnadahüpfel; Steiermark.)

Da' Schwalb'n macht koa'n Summa,
Da' Tropfa koa'n Reg'n,
Aber oa' Narr macht zehni,
Dös is gar oft g'scheg'n.

Grab-Inschriften.
(Ein Komiker; Alter Wiener Friedhof.)

Wanderer zieh' deine Mütze,
Es liegt ein Komiker und schlechter Schütze
In diesem feuchten Loch.
Die Witze, die er sagte,
Die Hasen, die er jagte,
Die leben alle noch.

(Müllerbuben; Chiemsee.)
Hier in diesen Gruben
Liegen zwei Müllerbuben;
Geboren am Chiemsee,
Gestorben am Bauchweh.

(Oberperfuß; Tirol.)
In diesem Grab ruht Annich Peter,
Die Frau begrub man hier erst später,
Man hat sie neben ihn begraben:
Wird er die ew'ge Ruh' nun haben?



Bemerkungen zu der Sammlung „Aus deutscher Seele".

Von **Rudolf Steiner**.

Es wäre zweifellos interessant, jetzt an der Wende zweier Jahrhunderte eine Untersuchung darüber anzustellen, wie viel die einzelnen Gebiete geistiger Arbeit zu der Unsumme von Torheit beigetragen haben, die im eben abgelaufenen Säculum hervorgebracht worden ist. Es ist ja auf dasjenige der Aufklärung gefolgt. Eines scheint gewiß, in einer solchen Statistik der Torheit käme das Denken über Kunst und Dichtung mit einer hohen Prozentzahl weit oben zu stehen. Man brauchte nicht einmal den gedruckten Unsinn, den Zeitungen und Zeitschriften wöchentlich und täglich in dieser Richtung hervorbringen, zu berücksichtigen. Wenn man sich auf das beschränkte, was in Büchern und Broschüren auf diesem Felde geleistet wird: man müßte auch da schon zu einer märchenhaft hohen Zahl gelangen. Wenn man ästhetische und kritische Arbeiten der Gegenwart liest, dann hat man in den meisten Fällen das Gefühl, als ob der Begriff der Kunst und Poesie überhaupt verloren gegangen sei. Welche merkwürdigen Sachen treten einem da unter die Augen. . . .! Die Vorstellungen: naives Schaffen, unbewußtes Hervorbringen, Individualität, Intuition, und wie sie alle heißen, begegnen uns in einer Weise, die weiter nichts zeigt, als daß diejenigen, die sie hinschreiben, sie auf irgend eine Art aufgeschnappt haben und sie nun, wie Kinder die Steine in einem Kaleidoskop hin- und herwerfen. Gelehrte Abhandlungen über Kunst und Poesie machen von dieser allgemeinen Regel durchaus keine Ausnahme. Brave Philologen, Professoren der Litteraturgeschichte und anderer Geisteswissenschaften, die es als den Gipfel des Dilettantismus betrachteten, wenn man bei dem Nachweis, aus welchem Einfall Wielands ein Einfall Goethes stammt, „unwissenschaftlich" zu Werke ginge —: sie beweisen, wenn sie anfangen, über Goethes „naive" Art, zu schaffen, in ihrer Weise zu faseln, nichts weiter, als ihre eigene — Naivität. Man braucht nur fünf Zeilen der meisten ästhetischen Abhandlungen und Bücher zu lesen, und man wird klar darüber sein, daß ihre Verfasser nicht zu den Elementen derjenigen Erkenntnisse vorgedrungen sind, die Aufschluß geben können über das Wesen des menschlichen Hervorbringens, über Phantasie, über Intuition und dergleichen mehr. Wenn durch einen Zufall 98 Prozent von alle dem verloren ginge, was im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte über Ibsen, Hauptmann u. a. geschrieben worden ist: nichts, rein gar nichts, wäre der Nachwelt entzogen, was einen wirklichen Wert hat. Trotzdem allerorten heute von „Psychologie" gesprochen wird: die Erkenntnis der menschlichen Seele gehört gegenwärtig zu den unbekanntesten Dingen der Welt. Kaum über irgend eine Sache herrscht eine so grenzenlose Unkenntnis wie z. B. über das Wesen der Phantasie.

Wo soll, unter solchen Umständen, ein Urteil über den künstlerischen, über den poetischen Wert der neueren Schöpfungen herkommen? Ist es nicht natürlich, daß auf diese Weise der Begriff der Kunst, der Poesie, geradezu verloren gehen mußte?

In Jacobowskis Sammlung „Aus deutscher Seele" ist für alle diejenigen, die es benutzen wollen, ein Mittel gegeben, ihn wieder zu finden. Der Herausgeber hat sich in seiner „Vorrede", aus der wir im vorhergehenden die wichtigsten Stellen mitgeteilt haben, selbst über die Aufgaben ausgesprochen, die er sich mit seiner Sammlung gestellt hat. Wenn es gelänge, die „Bazarware der Gassenhauer" nur einigermaßen zu verdrängen, so wäre damit für die Volkskultur unsagbares getan. Der Tag, an dem man feststellen könnte, daß das Büchlein „Aus deutscher Seele" dem Apollotheater, Wintergarten u. s. w. eine in Betracht kommende Konkurrenz macht, müßte unter die größten Festtage des eben beginnenden Jahrhunderts gezählt werden. Und nicht minder der Tag, an dem des Herausgebers „Nebenabsicht" in ihrer Verwirklichung aufgezeigt werden könnte. Denn darüber sollte kein Zweifel herrschen, ein Gedicht, wie das oben mitgeteilte „Die schöne Hannele", birgt mehr Poesie in sich, als die Mehrzahl der Bände, die mit sogenannter „moderner Lyrik" angefüllt sind.

Der Herausgeber bringt alles mit, was ihn zu seiner Aufgabe befähigt. In erster Linie kommt in Betracht, daß er unter den Dichtern der Gegenwart in erster Reihe steht. Er hat es in seinen „leuchtenden Tagen" bewiesen, daß in ihm der Quell zu wahren dichterischen Schöpfungen vorhanden ist. Er ist dazu ein vorzüglicher Kenner der Ursprünge der Dichtung. In einer Reihe fesselnder Studien hat er das gezeigt. Woraus die Volksphantasie entspringt, welches Verhältnis sie zum Leben, zu den übrigen Kräften der Volksseele einnimmt, darauf ist sein Forschen und Nachsinnen gerichtet. Aufsätze wie der, den er jüngst in der „Gesellschaft" über die Anfänge der Erzählungskunst veröffentlicht hat, sind mustergültig. Wie die Phantasie sich entwickelt, darauf geht sein Denken aus. Seine Art des Forschens gibt ganz andere Perspektiven, als die kleinlichen Ergebnisse philologischer Haarspalter, die gern ihre Miniatur-Phantasien als Resultate exakten wissenschaftlichen Forschens hinstellen.

Es wird oft nicht leicht, lyrische Sammlungen in einem Zuge zu lesen. Hier wird es zum Genuß. Das kommt davon, daß Jacobowski ein kompositorisches Vermögen ersten Ranges für die Zusammenstellung geistiger Einzelschöpfungen besitzt. Die „Allgemeine Inhaltsübersicht", die der Sammlung vorgedruckt ist, zeigt, daß künstlerischer Sinn in der Zusammenstellung gewaltet hat. Nichts folgt willkürlich aufeinander, alles steht in notwendigem Zusammenhange. Die Totalität der Volksseele, die Summe menschlichen

Empfindens in allen Lebensverhältnissen kommen zur Anschauung. Und sie kommen so zur Anschauung, daß die innere Harmonie des Volkslebens ihren Ausdruck findet. Mit den Gesängen, die der höchsten, freudigsten Lebensbejahung ihren Ursprung verdanken, wird die Reihe eröffnet, mit den Empfindungen über den Tod schließt sie. Der ganze Inhalt des Volksgemütes liegt dazwischen. Die einzelnen Kapitel sind: Glückliche Liebe, Meiden und Scheiden, Unglückliche Liebe, Ehe, Aus frommer Seele, Festtagsverse, Rätsel und Reimscherze, Balladen, Historische und kulturhistorische Lieder, Soldatenlieder, Stände- und Stammeslieder, Jagd- und Tierleben, Naturleben, Volksweisheit, Trunkpoesie, Humor, Vom Sterben, Vom Tode. Man kann Anfang und Ende einer solchen Sammlung nicht überzeugender machen, als indem man an jenen die von Lebensdrang ganz getragenen Verse setzt:

Wollt Gott, ich wär ein weißer Schwan!
Ich wollt' mich schwingen über Berg und tiefe Thal,
Wol über die wilde See,
So wüßten all meine Freunde nicht
Wo ich hinkommen wär'!

und an dieses den Spruch stellt, der mit tiefster Weisheit die „Ewigkeit" in der naiven Empfindung wiederspiegelt:

O ewich is so lanck.

Wie nimmt sich der künstlich konstruierte Begriff von „Individualität" aus, hinter dem die Weisheit unserer Zeitgenossen gigerlhaft einhertrippelt, wenn man ihn in dem Lichte betrachtet, das von solcher Poesie ausstrahlt, wie sie in diesem Buche mitgeteilt wird. Spricht etwa in dem Gedicht „Das schöne Hannele" weniger eine Individualität aus als in den mancherlei poetischen Purzelbäumen unserer Kunstdichter? Die heute immer von „Individualität" reden, sollten doch bedenken, daß noch jeder, der sich in die tiefsten Tiefen seiner Individuums vertieft hat, dort ein Gemeinsames mit allen Menschen gefunden hat. Was heißt denn einen Künstler verstehen? Es heißt nichts anderes, als dessen Individualität in uns selbst finden. Wodurch verstehen wir Shakespeare? Allein dadurch, daß wir alle einen heimlichen Shakespeare in uns haben. Shakespeare verstehen heißt, den heimlichen Shakespeare in sich entdecken. In unserer Individualität ist Shakespeares Individualität. Daß Einer ein Eigener ist, schließt nicht aus, daß sich ihm das Allgemeine offenbart. Das Leben ist wie das Hinansteigen auf einen Berg. Unsere Wege können verschieden sein. Oben auf dem Gipfel aber treffen wir uns; und wir genießen zuletzt alle den gleichen Ausblick auf die gemeinsame, einheitliche Weltenharmonie. Man braucht sich nicht zum Anhänger derjenigen zu machen, die den banalen Durchschnittsmenschen predigen. Aber diejenigen, die da glauben, ein jeglicher von uns sei in sein eigenes individuelles Schneckenhäuschen eingesperrt, und sie müssen sich ihre Eigenheit wahren, die wissen eben nicht, daß es doch nur Eine Welt gibt für alle, die aus dem Schneckenhäuschen heraussehen. Es ist weise eingerichtet, in der Natur, daß man sich auf unzähligen Wegen dem Gipfel nahen kann, auf dem uns die Herrlichkeiten der Welt offenbar werden; aber es ist ebenso weise, daß es nur Einen solchen Gipfel gibt.

Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Marie Döbeli, Schlichte Weisen. Gedichte. 3. vermehrte Auflage. Zürich.

Ferdinand Ebhardt: Der Gegenkaiser. Epische Dichtung mit freier Benützung einer Sage aus dem Berner Oberland. Zürich.

Eugen Stangen: Von der Lotos-Insel (Was mein Dämon singt). Gedichte. Zürich.

Leopold Schmerz: Böse Sieben. Brünn.

Rudolf Bunge: Heimat und Fremde. Gedichte. Vierte veränderte und sehr vermehrte Auflage. Mit einem Anhang: Im Abendsonnenschein, und dem Bilde des Verfassers. Dresden und Leipzig.

A. von Klinckowstroem: Der Zugvogel. Roman. Dresden. Leipzig.

Arnold Mann: Liebet Eure Feinde. Eine apologetische Erzählung. Frankfurt a. M.

Edmond de Amicis: Memorie. Milano.

Gregor Samarow: Der Krone Dornen. Historisch-romantische Bilder aus dem Leben und Leiden der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. 1. Teil. Heilbronn a. N. und Leipzig.

Richard Weltrich: Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. 1. Band. Mit dem Bildnis der Danneckerschen Schillerbüste. Stuttgart.

Adolf Frey: Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart.

Dr. Karl Birkmeyer, o. ö. Professor der Rechte an der Universität München, Mitglied der litterarischen Sachverständigen-Vereins für Bayern, z. Z. Teilnehmer an den Beratungen im Reichsjustizamt: Die Reform des Urheberrechtes. Kritische Bemerkungen zu dem im Reichsjustizamt ausgearbeiteten Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur und der Tonkunst. München.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Erik Pfeffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner und Otto Erich Hartleben.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 20. Januar 1900. Nr. 3.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Von der „modernen Seele".

Von einem geistvollen Schriftsteller habe ich jüngst den Ausspruch gehört: Wenn heute ein Buch eines der Neuesten erscheint, dann lese ich, um mich darüber zu trösten, eines aus den guten alten Zeiten. So etwas mag zunächst paradox klingen; es mag eingegeben sein von einem Vorurteil gegen alles Neue. Dennoch gibt es mancherlei, was auch demjenigen, der dem Neuen mit Sympathie gegenübersteht, eine Praxis nahelegt, die mit obigem Satze nicht unzutreffend bezeichnet wird. Da sind in den letzten Monaten drei Bücher erschienen, charakterische Symptome unserer Gegenwart: „Der neue Gott", ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert von Julius Hart;*) „Die moderne Seele" von Max Messer**) und „Die Revolution der Lyrik" von Arno Holz.***) Es darf die Behauptung gewagt werden, daß es für den Beurteiler dieser drei Geistesleistungen von Vorteil ist, wenn er nach jeder derselben sich in ein älteres Werk desselben Gebietes vertieft. Nach Harts „Neuem Gott" sollte man etwa Friedrich Theodor Vischers „Kritische Gänge", nach Messers „Moderner Seele" könnte man Moriz Carrieres noch nicht einmal sehr alte Abhandlung über Christus im Lichte der modernen Wissenschaft lesen, und nach Arno Holz' kühnen Ausführungen möchte das Kapitel über Lyrik in Max Schaßlers Aesthetik nicht schlecht bekommen. Man wird durch Vergleiche, die einem solche Praxis aufdrängt, zu manchem überraschenden Gefühle kommen. In Julius Hart lebt zweifellos ein echter Philosophengeist. Wer sich in sein Buch hineinliest, hat mehr Gewinn davon, als wenn er ein Dutzend dicker Werke emsig durchstudiert, die von den offiziellen Vertretern der philosophischen Wissenschaft auf den Kathedern gegenwärtig geschrieben werden. Und er hat dazu noch die Freude, bedeutsame Einsichten, mit hinreißender lyrischer Diktion überliefert zu erhalten. An Vischers großen monumentalen Gedankengängen gemessen, nehmen sich aber Harts Vorstellungen doch wie rechte Miniatur-Philosopheme aus. Und dazu kommt noch eins. Bei Hart stört fast auf jeder Seite die Betonung der Bedeutung seiner Ideen. „Kurz gesagt, mein Werk ist ein Versuch, eine neue Weltanschauung aufzustellen", das hat Hart in Hans Lands „Neuem Jahrhundert" selbst gesagt. Und dergleichen läßt er uns durch sein ganzes Buch hindurch merken. Vischer hat so etwas nie gesagt. Und doch: welch größere Perspektiven, welche Tiefe hat der ältere Denker gegenüber dem neueren. Bei Vischer hat man das Gefühl: hier spricht sich ein Riese an Geist aus, der in jeder seiner Arbeiten aus einer ungeheuren Fülle heraus ein paar gewaltige Brocken gibt. Wir ahnen etwas Unerschöpfliches in der Persönlichkeit, die sich darlebt. Bei Hart hat man die Empfindung eines ganz respektabeln Denkers, aber man vermutet nicht viel mehr, als er sagt. Ja er reckt und dehnt die paar Gedanken, die er hat, in die Länge und in die Breite, schreibt sie nicht bloß hin, sondern schreibt sie nochmals hin, dann nochmals wieder in etwas anderer Form, und dann faßt er das Ganze zusammen und unterstreicht es dreimal. In dem folgenden soll das noch bewiesen werden. Max Messer ist eine religiös fühlende Natur. Eine von denen, die gezwungen sind, sich selbst einen Weg in die Tiefen der Erkenntnis zu suchen. Man

*) Leipzig 1899.
**) Leipzig 1899.
***) Berlin 1899.

Vor Zwergen, die mit Seinem Golde prunken,
Mit Seinem Pfund gewuchert, wenn auch schlecht,
Und Ihn dafür zu schänden sich erfrecht —
Vor ihnen stehen wir bewundrungstrunken
Und sind bis heute stolz darauf geblieben,
Daß wir im guten Glauben treu sie lieben.

Ihm aber, der uns frei zu denken lehrte,
Der Duldung jedes Glaubens uns gebot;
Ihm, der des Wissens Schätze nicht nur mehrte,
Der Seinem Volk die Wissenschaft als Brot
Zu Geiste führte; der gleich einem Riesen,
Erfüllt von Seinem heiligen Beruf,
Aus einem Sumpf ein blühend Eden schuf
Und uns den Weg zur echten Kunst gewiesen —
Ihm, der uns groß und mächtig machen wollte,
Erstand kein Mann, daß er den Dank Ihm zollte!

So ward Er denn ein Fremder all' den Seinen;
Selbst Jene, die sich laut um Ihn geschart,
Sie wußten kaum von Ihm, dem einzig Einen,
Von dem was groß in Ihm sich offenbart.
Sie nannten wol Ihn freudig ihren Meister
Und nahmen Seine Lehren freudig hin;
Doch Keiner drang in ihren tiefsten Sinn;
Und schwach nur streifte Sein Genie die Geister;
Und als Ihm dann die Macht entsank, empörten
Sich wider Ihn die Schlauen und Betörten.

Es ist ein Schauspiel, das mit seinen Bildern
Zu Trauer stimmen muß den ernsten Mann.
Wie konnten Deutsche je so weit verwildern,
So ganz geraten in des Bösen Bann?
Wol war's ein Volk von ungereiften Knaben,
Das damals wüst in Bosheit sich erging,
Nicht würdig, daß es Heil von Dem empfing,
Der sie beschenkt mit seinen reifsten Gaben —
Doch auch an Kindern müssen wir es tadeln,
Wenn sie durch Undank ihr Gemüt entadeln.

Heut' stehen wir auf einer höher'n Zinne:
Was damals Gottsched weithin ausgestreut,
Es ward für uns zum herrlichsten Gewinne;
Von Grund aus hat sich unser Volk erneut.
Wir sind es müde, schwach herumzustreifen
Als „Weltenbürger" — unser ist ein Staat;
Und in ihm wuchert Gottscheds reiche Saat;
Und wir sind fähig, dankbar zu begreifen,
Was dieser Genius Gewaltiges dachte,
Was Er erstrebte, was Er kühn vollbrachte.

Von tiefer Ehrfurcht ganz erfüllt, erheben
Wir unsre Blicke jetzt nach Ihm zurück;
Für alles Große, was Er uns gegeben,
Und so begründet unsres Volkes Glück,
Begehren wir, den Dank Ihm abzutragen,
Den Er, der einsam in Verachtung starb,
Vor allen andern Deutschen sich erwarb.
Wir fühlen unsre Herzen für Ihn schlagen;
Und unsre Wünsche werden ungeduldig
Den Mann zu feiern, dem so viel wir schuldig.

Kein edles Volk vergißt es, Dem zu danken,
Von dem ihm wahrhaft Großes ward zu teil.
Die Liebe wird an Ihm empor sich ranken
Und gern darin ihr allerbestes Heil,
Ihr allerstärkstes Daseinsrecht erblicken:
Es stirbt kein Volk, so lang es Größe liebt,
So lang es Raum nicht jenen Mächten gibt,
Die solchen Liebesdrang in ihm ersticken.
So wollen denn auch wir den Einzigen ehren
Und Seines Geistes Güter in uns mehren.

Wie stand Er treu zu Seinem Volk! Ihn banden
Ans Vaterland Gefühle schönster Art.
Wie wenig hell noch war's in deutschen Landen;
Wie wenig hatte hier sich offenbart
Von Geist und Kunst! Als er voll Selbstvertrauen
Durch Nachtgewölk emporstieg sonnengleich,
Aus eigner Macht erschuf ein Geistesreich,
In welchem deutsche Männer, deutsche Frauen,
Mit ernstem Fleiß nach außen und nach innen
Erst jetzt gemach sich anzubau'n beginnen.

Der Genius geht stets auf eignen Pfaden
Und nimmt ein Stück der Zukunft kühn voraus;
Er ist ein Seher von der Muse Gnaden
Und legt schon Fundamente für ein Haus
Ganz neuen Stils auf unbebautem Grunde,
Wenn diese Stätte noch kein Andrer kennt;
Von seinen Zeitgenossen abgetrennt
Genießt er schon die vorbestimmte Stunde,
Da froh die Nachwelt seinem Werk begegnen,
Ihn grüßen wird und sein Vollbringen segnen.

So spann auch Gottsched still aus tiefstem Wesen
Sein Lebenswerk hervor zum Tageslicht;
Er lernte recht zugleich im Buche lesen,
Das mehr bedeutet, als ein Kunstgedicht.
Er lauschte treu mit seinen offnen Sinnen
Den rätselreichen Worten der Natur,
Verfolgte forschend ihres Waltens Spur
Und konnte so das Lösungswerk beginnen,
Das Andre, die gleich ihm nach Wahrheit spürten,
Mit eigner Einsicht herrlich weiterführten.

Doch mehr als Alles, was Er schuf und lehrte,
War teuer Ihm das Volk, dem Er entstammt,
Das groß zu machen sich Sein Herz verzehrte,
Dies große Herz, das immer nur entflammt
Für Edles war; dem nichts genügen konnte,
Dem Alles tadelnswert erschien und arg,
Was nicht für Deutschland Segen in sich barg;
Das froh sich schon in einer Zukunft sonnte,
Die wir, so viel ihr Trübes mag entsprießen,
So viel ihr fehlt, als Gegenwart genießen.

Und weil ein einiges Volk wir sind geworden,
So soll uns Gottsched hoch vor Vielen stehn.
Im Ost und West, im Süden und im Norden
Laßt, Ihm zum Ruhme, Freudensbanner wehn.
Und wenn auch keine Jubelstürme rauschen
An diesem Tage durch das deutsche Reich,
So wollen wir geloben all'zugleich,
Den Worten unsres Meisters ernst zu lauschen
Und noch in aber- aberhundert Jahren
Sein Lebenswerk in Treuen zu bewahren.



Von der „modernen Seele".*)

(Schluß.)

Mit einem Gefühl des Unbehagens habe ich das Buch des jungen Max Messer „die moderne Seele" aus der Hand gelegt. Es scheint mir, daß sich hier ein Mensch ausspricht, dessen Herz von seinem Kopfe, und dessen Kopf von seinem Herzen nicht verstanden wird. Viele Menschen begegnen uns in der Gegenwart, bei denen dieses der Fall ist. Es ist schwer, sich mit ihnen zu verständigen. Denn sie sind unfähig, dasjenige in sich aufzunehmen und geistig zu verarbeiten, was den inneren Einklang ihrer Seelenkräfte wieder herstellen könnte. Was sie beklagen, ist, daß unsere Kultur im hohen Maße eine Kultur des Kopfes, des hellen, klaren, bewußten Denkens ist. Sie werden nicht müde, die Schattenseiten der Kopfkultur, der bewußten Vernünftigkeit hervorzuheben, und immer wieder auf die Vorzüge des Unbewußten, der elementaren Instinkte hinzuweisen. Der klare Denker, der durch Vernunft zur Erkenntnis der Daseinsgeheimnisse kommen will, ist ihnen eine Verfallserscheinung, Decadent. Sie preisen die Seelenkräfte, die dunkel, instinktiv wirken. Wenn ihnen eine Persönlichkeit entgegentritt, die nicht im Elemente der krystallklaren Ideen wandelt, sondern die dunkle und vieldeutige Gedanken, womöglich in ein mystisches Gewand gehüllt, hervorbringt, dann schließen sie sich gerne an. Fast die ganze Anhängerschaft Nietzsches erblicke ich in der Schar moderner Seelen, die ich schildere. Könnte diese Anhängerschaft sich Nietzsches Gedanken, die sie nicht versteht, klar vor die Seele stellen: sie ergriffe stürmisch die Flucht vor dem Propheten, dem sie in ihrem Unverstande Hymnen singt.

Es ist einmal eine unumstößliche Tatsache, daß in dem allmählichen Fortschreiten von den unbewußten, instinktiven Seelenzuständen zu den bewußten die Entwickelung des menschlichen Geistes besteht. Und nicht ärmer, sondern reicher wird der Mensch, der seine Triebe, seine Instinkte mit der Fackel des Bewußtseins zu beleuchten vermag. Saget es immerzu, gegenüber dem Instinkte, gegenüber dem inhaltvollen Unbewußten nehme sich der bloße blutleere, farblose Gedanke leer, arm aus. Ihr habet Unrecht. Denn es liegt an Euch, daß ihr den Reichtum der Ideenwelt nicht sehen könnt. In dem Gedanken, der im hellen Bewußtsein erscheint, liegt ein Inhalt, reicher, farbenvoller, als in allen instinktiven, unbewußten Elementen. Ihr müßt diesen Inhalt nur sehen. Euch friert, wenn die Naturforscher euch die abstrakten Gesetze der Steine, der Pflanzen, der Tiere vorführen. Euch erstarrt das Blut, wenn der Philosoph euch seine reinen Vernunftideen über die Weltgeheimnisse mitteilt. Ihr fühlt euch dagegen wohl, wenn ihr in einem unbewußten Gefühl, in einem mystischen Träumen schwelgen könnt. Ihr mögt nicht heraus, aus Euerer Gefühlsschwelgerei. „Die schweigende Musik ist die Musik des Seienden, des Unbewußten, die Seele der „toten" Dinge. Dem Bewußten ertönt sie nicht. Sie wird vom Herzen gehört, nicht vom Verstande. Den Kindern und den Frauen ertönen alle ihre himmlischen Melodieen und Stimmen sowie den christlichen Männern, als Menschen, welche die Bewußtheit überwunden haben und unbewußt geworden sind! . . ." (Die moderne Seele S. 70.)

Vor mir steht die Büste eines Mannes, der ganz gelebt hat im Reiche der bewußten Idee. Aus seinen Zügen spricht zu mir das selige Entzücken des Geistes, der im Lichte waltete. Der alle Dinge in ihren vollen, frischen Farben sah, weil er das Licht der Idee auf sie fallen ließ. Er lächelte nur über die Gefühlsduselei, die da glaubt, den Enthusiasmus, die Wärme für die Welterscheinungen verlieren zu müssen, wenn sie sich zur hellen Erkenntnis erhebt. Er lächelte über die Schwächlinge des Geistes, die das Dunkel brauchen, um mit der Allseele der Welt fühlen zu können. Vor mir steht die Büste Hegels.

Nein die Denker sind nicht kältere, nüchtenere Naturen als die mystischen Schwärmer. Sie sind nur tapferer, stärker. Sie haben den Mut, bei hellem Tageslicht dem Welträtsel sich gegenüberzustellen.

Sie haben eure Furcht nicht, die Euch hindert, ins Bewußtsein herauf zu heben, was in euren Instinkten, in euerem Unbewußten lebt. Ihr kennt die Wärme nicht, die der Gedanke ausstrahlt, weil ihr nicht den Mut, nicht die Kraft habt, euch ihm mit offenen Augen gegenüberzustellen. Ihr seid zu feige, um in der Welt des Bewußtseins glücklich sein zu können. Oder zu kindlich, um männlich die Tageshelle zu ertragen. Ein unmännliches Buch ist Max Messers „moderne Seele". Die Furcht vor der Klarheit hat es geschaffen. Aus der Unklarheit ist des Menschen Geist geboren, zur Klarheit hat er sich emporgerungen. Aber wieder soll er den Weg zurückfinden zur Unklarheit. Das ist sein Inhalt. „Allen Menschen den Leidensweg zu zeigen, zu erleichtern, alle Menschen durch die Bewußtheit wieder zum unbewußten Sein zu leiten, ist die Absicht Christi gewesen und derer, die da vom Uebermenschen predigen." (Die moderne Seele S. 62.)

Diesen Weg wird die Menschheit nicht gehen. Sie wird sich nicht aufhalten lassen in dem Fortschreiten zu immer bewußteren Zuständen. Aber sie wird immer mehr die Kraft gewinnen, aus dem Bewußtsein dieselbe Befriedigung gewinnen zu können, die der Unentwickelte aus dem Unbewußten schöpft.

Zitternd, mit schlotternden Beinen steht Max Messer vor dem Weltbilde, das sich im Lichte der Erkenntnis vor ihm ausbreitet. Er möchte, daß die ihm woltuende Dämmerung sich über dasselbe breite. Besser aber wäre es, er übte geistige Turnkunst, er stärkte seine Nerven, damit er nicht mehr zittere, damit er tapfer aufrecht stehen lerne im hellen Lichte des Tages.

Dann wird er mich auch verstehen lernen, wenn ich ihm sage: besser ist die redende Musik als die schweigende; und die Natur läßt den Jüngling nicht zum Manne reifen, damit dieser trauernd zurückblicke auf die Ideale verlorener Jugend.

Bücher der Tageshelle sind vor allem schätzenswert. Aber man kann auch über Bücher aus der Morgendämmerung seine Freude haben. Unsere Zeitgenossen schreiten aber gerne in der Abenddämmerung, nachdem sie den Tag über so hingeduselt haben. Unsere gegenwärtige Naturerkenntnis ist der Tag. Max Messer duselt so hin durch sie; er schließt halb die Augen vor ihr. Er erträgt sie nicht. Man möchte ihm zurufen: Wach auf! Dann schreibe weiter, ebenso ehrlich wie jetzt als Duselnder.

* * *

Arno Holz' „Revolution der Lyrik" nannte ich ein ärgerliches Buch, obgleich ich alle von dem Verfasser darin vorgebrachten Behauptungen für so unan-

*) Vergl. „Magazin" Nr. 3 Sp. 65ff. und Nr. 4 Sp. 97 ff.

fechtbar halte wie die Sätze der Elementargeometrie. Ich muß von vornherein betonen, daß ich die neueste Phase der Holzschen Lyrik in meiner Beurteilung vollständig trenne von dem, was Holz theoretisch über die Lyrik auseinandersetzt. Auf mich machen — nicht alle, aber doch viele — der neuesten lyrischen Schöpfungen Holz' einen starken Eindruck. Und ich muß gestehen, daß ich einer dichterischen Kraft meine Bewunderung entgegen bringen muß, die auf hergebrachte bedeutsame Mittel der Form verzichtet, die alles verschmäht, außer dem „letzten, tiefuntersten Formprinzip" der Lyrik, und die innerhalb dieses schlichten, letzten Formprinzipes solche Größe bekundet. Ich finde es durchaus begreiflich, daß eine Persönlichkeit von so starkem Seelenleben sich angewidert fühlen kann von den sich immer wiederholenden alten Formen.

Holzens Theorie aber erscheint wie spanische Stiefel, in die seine eigene Lyrik eingeschnürt ist, und in die er im Grunde alle Lyrik einschnüren will. Er ist mit dieser spanischen Stiefeltheorie hervorgetreten. Darauf haben die verehrlichen deutschen Kritiker in ihrem außerordentlichen Kunstverstand zu zeigen versucht, daß die spanischen Stiefel schlecht sind. Holz hatte nun ein leichtes Spiel. Er hat seine „Revolution der Lyrik" geschrieben und zeigt seinen Angreifern, daß seine spanischen Stiefel tadellos sind, daß die Ausstellungen der Kritiker töricht sind, daß sie überhaupt nichts von Stiefeln verstehen. Es ist traurig, zu sehen, welche Unsumme von Torheiten aufgefahren worden ist, um Holzens Theorie zu widerlegen. Aber er hat tadellose spanische Stiefel gemacht; und an diesen ist nichts auszusetzen. Sehen wir uns die Holzsche Theorie etwas näher an. Unsere alte Lyrik bringt Empfindungen und Vorstellungen zum Ausdruck. Dieser Ausdruck hat gewisse Formen. Diese Formen kommen zu dem Ausgedrückten hinzu; sie haben nichts mit diesem zu tun. Wenn ich ausdrücken will, daß ich im Walde stehe, rings herum Ruhe herrscht, die Vögel schweigen, und ich auch bald zur Ruhe gehen werde: so kann ich das so, wie es Goethe in dem berühmten Gedicht „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" getan hat. Es ist aber kein Zweifel, daß der Rhythmus und Strophenbau etwas außer dem ausgedrückten Inhalt sind. Etwas, das auch anders sein könnte. Diese Form kann also nicht *wesentlich* für die lyrische Schöpfung sein. Das Wesentliche ist nicht diese Außenform, sondern der innere Rhythmus dessen, was zum Ausdruck kommt. Schält man von der Lyrik alles ab, was sie im Laufe der Zeit zu dem hinzugefügt hat, was ihr wesentlich ist, so bleibt Holzens Definition einer Urlyrik übrig: „die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt." Wer gegen diese Definition Einwände macht, weiß eben nicht, was an der Lyrik ursprünglich, und was an ihr abgeleitet ist. Wenn ein Dichter bei dieser *Urform* der Lyrik stehen bleibt, so ist das seine Sache. Der Kritiker hat ihn nur zu begreifen, aber nicht zu schulmeistern.

So richtig aber auch die Urform der Lyrik von Holz definiert sein mag; sie darf der Wirklichkeit nicht als spanischer Stiefel umgeschnürt werden. Die Formen der bisherigen Lyrik sind ihr unwesentlich. Ja wol. Also ist es ein Unsinn, wenn man verlangt, daß sie als etwas Bleibendes, aller Lyrik Wesentliches anerkannt werden. Was folgt daraus? Daß sie durch neue Formen ersetzt werden können. Nicht aber, daß sie abgestreift werden sollen und durch gar nichts zu ersetzen sind. Mein Rock ist mir unwesentlich. Ich kann ihn ausziehen. So weit hat Holz zweifellos recht. Und es war dumm von seinen Kritikern, daß sie ihm verbieten wollten, einen alten Rock auszuziehen. Aber muß darum Holz gleich ganz splitternackt herumgehen? Ich denke, wenn man einen alten Rock ablegt, zieht man einen neuen an. So wird es mit der Entwickelung der Lyrik sein. Die alten Formen werden fallen, und neue werden an ihre Stelle treten. Holz hat der alten Lyrik ihr Kleid ausgezogen. Er läßt die Aermste ohne Hülle herumspazieren. Die Kritiker kommen und erklären: Diese nackte Lyrik ist eine falsche. Er hat natürlich leichtes Spiel. Denn es ist einfach Unsinn, das Nackte falsch zu nennen. Aber es ist doch ein Mangel, daß Holz für die alten keine neuen Kleider finden kann. In der Wirklichkeit stellen sich die Dinge eben nicht rein mit ihrem Wesentlichen bloß; sie umkleiden sich mit allerlei Unwesentlichem. Holz hat nur die halbe Arbeit getan. Er hat das Unwesentliche von dem Wesentlichen gesondert; aber er hat nicht vermocht, ein neues Unwesentliches zu finden. Die neue Lyrik wird neben dem Wesentlichen, auch Unwesentliches, neue Formen enthalten. Es hieße sie in spanische Stiefel einschnüren, wenn man sie auf das Wesentliche beschränken wollte.

Als die Natur über das Affengeschlecht in weiterer Entwickelung zum Menschengeschlecht schritt, schuf sie eine neue Säugetierform. Der Mensch hat manches, was ihm als Säugetier nicht wesentlich ist. Aber die Natur ging nicht vom Affen auf das Ursäugetier zurück, um weiter zu entwickeln. Holz tut dies Naturwidrige. Er will die Lyrik entwickeln. Das ist sein gutes Recht. Aber er geht auf die Urform der Lyrik zurück. So etwas würde die Natur nie machen. Deshalb ist seine Auffassung der Entwickelung eine mißverständliche. Und seine Theorie ist, trotz ihrer Unanfechtbarkeit, eine ärgerliche. Alle Theorie ist ärgerlich, die zwar richtig, unanfechtbar ist, die aber, borniert, sich gegen jede Erweiterung sträubt. Sie kann nicht widerlegt werden, weil sie wahr ist. Aber es gibt *neben* ihrer Wahrheit noch eine weitere Wahrheit. Und das ärgerliche besteht in dem Leugnen dieser Erweiterung der Wahrheit. Holz mußte seine Definition der Urlyrik, die, rein formal, durch einen Rhythmus getragen wird, der nur durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck kommt, erweitern zu der: die neue Lyrik wird von der alten nur den Rhythmus beibehalten, der im Ausgedrückten liegt, dazu aber eine neue unwesentliche Form suchen, die wieder, wie die alten Formen, neben dem Ausdruck eine gewisse Musik durch Worte als Selbstzweck darstellt.

* * *

Als Symptome für gewisse geistige Strömungen unserer Zeit habe ich die drei besprochenen Bücher bezeichnet. Diese Strömungen kann man dadurch charakterisieren, daß man ihre Träger als *überflüssige* Reformatoren und Revolutionäre bezeichnet. Das was sie tun, beruht darauf, daß sie sich in das, was die Geisteskultur bisher geleistet hat, nicht genügend eingelebt haben. Hätte sich *Julius Hart* in die Weltanschauung der Goethezeit eingelebt, so hätte er seine Weltanschauung nicht „gegründet". Er hätte gewiß den Mund nicht

so voll genommen über den Sturz des Gottes der „Ursächlichkeit", wenn er in Erwägung gezogen hätte, daß viel vollkommener, als aus seiner Weltanschauung dies möglich ist, Schiller durch Betrachtung der Goethe'schen Gesichtspunkte zu dem Satze gekommen ist: „Der Relation nach ist es das ewige Bestreben des Rationalismus, nach der Kausalität der Erscheinungen zu fragen, und alles qua Ursache und Wirkung zu verbinden; wiederum sehr löblich und nötig zur Wissenschaft, aber durch Einseitigkeit gleichfalls höchst verderblich. Ich beziehe mich hier auf Ihren Aufsatz selbst, der vorzüglich diesen Mißbrauch, den die Kausalbestimmung der Phänomene veranlaßt, rügt." Diese Ansicht spricht Schiller am 19. Januar 1798 aus. Julius Hart spricht sie ein Jahrhundert später viel unvollkommener aus. Und will sich nun den Anschein geben, als reformiere er die Weltanschauung.

Max Messer hat noch nicht die Zeit gehabt, sich in die Gedankenwelt des neunzehnten Jahrhunderts einzuleben. Er weiß daher nichts davon, welche Befriedigung der modernen Seele aus einem solchen Einleben fließen kann. Er müßte sich sagen, vor mir liegt die Gedankenwelt; ich muß sehen, was sie dem Menschen bieten kann. Das ist ihm zu schwierig. Er kann nicht recht mit. Er möchte, daß es heute ebenso leicht sei, sich in den Bildungsgehalt der Zeit einzuleben, wie das in früheren primitiven Kulturperioden möglich war. Aus seinem persönlichen Unvermögen zaubert er eine Theorie hervor und — schreibt ein Buch darüber. Die Zeit hat zu viele bewußte Gedankenelemente in sich. Sie muß wieder mehr unbewußt werden. Wäre Max Messer in die Geisteswelt des Bewußtseins eingetreten, hätte er sich mehr in dieselbe versenkt, so hätte er ein anderes Buch geschrieben. Er hätte sich nicht gefragt: wie sollen wir aus dem Bewußtsein hinauskommen, um zur Befriedigung zu gelangen? Sondern: wie ist es möglich, innerhalb der Welt des Bewußtseins diese Befriedigung zu erreichen?

Arno Holz hat den Gedanken, daß auch das geistige Leben dem Gesetze der Entwickelung unterliegt, ergriffen und auf die Evolution der Lyrik angewendet. Er hat ihn aber zu flüchtig ergriffen. Der Idee der Evolution nach ist die Entwickelung der Säugetiere über die Affen hinaus zu den Menschen fortgeschritten. Holz tut so, als ob an die Stelle der Affen nicht Menschen getreten wären, sondern Ur-Säugetiere. Die Lyrik wird gewiß die bisherigen Formen abstreifen, und sich auf höherer Entwickelungsstufe in neuen Formen zeigen. Aber sie kann nicht im Laufe der Entwickelung zur Urlyrik werden.

Das habe ich gegen Arno Holzens Theorie einzuwenden. Ich bekämpfe sie nicht. Ich sehe nur die Notwendigkeit ein, sie zu erweitern. Anders betrachte ich Holz, den Lyriker von heute. Das biogenetische Grundgesetz der Entwickelung sagt, daß jede höhere Organismenart im Embryonalzustande aufeinanderfolgend die Stadien in verkürzter Form durchläuft, die seine Vorfahren im Laufe langer Zeiträume als Arten durchgemacht haben. Die Lyrik entwickelt sich gewiß zu einer höheren Form. Sie durchläuft vor ihrer Geburt in einer neuen Gestalt die früheren Gestalten in einer Art Embryonalentwickelung. Holzens Lyrik ist ein Lyrik-Embryo auf einer sehr frühen Stufe. Er soll sich und uns nicht einreden, daß sie ein vollentwickeltes Kind ist. Er soll zugestehen, daß sein Embryo sich weiter entwickeln muß.

Dann verstehen wir ihn und — können warten. Will er uns aber seinen Embryo als ausgetragenes Lebewesen aufschwatzen, dann müßten die Hebeammen der Kritik — die Herren verachtet er als „Recensenten" — ihn aufmerksam machen, daß er es mit einer Fehlgeburt zu tun hat. Rudolf Steiner.



Pessimismus.*)

Nachdem der Kampf um den Pessimismus schon Jahrzehntelang gedauert hat, muß es befremden, daß die allgemeine Meinung, die von diesen Kämpfen um ihre Gunst doch Kenntnis hat nehmen können, noch unbekümmert um alle theoretischen Erörterungen auf ihrem Standpunkt beharrt. Wo immer man dem Ausdruck Pessimismus begegnet, sei es in der Tageslitteratur, sei es in wissenschaftlichen oder religiösen und pädagogischen Büchern, sei es im Gespräch, da enthält dieser Ausdruck meistens eine mehr oder weniger tadelnde oder wegwerfende Bedeutung. In der politischen Beleuchtung ist der Pessimist ein Nörgler, der mit den bestehenden Zuständen unzufrieden ist und an keine vorübergehende oder dauernde Besserung glaubt; in religiöser Beleuchtung erscheint der Pessimist als der verneinende Geist, der die sittliche Vervollkommnungsfähigkeit der Welt hienieden und den verklärten Zustand höchster, wenn auch geistig verfeinerter Glückseligkeit im Jenseits anzweifelt. In der philosophischen Litteratur zieht man sich, wie z. B. Euken in seiner vortrefflichen „Geschichte und Kritik der philosophischen Grundbegriffe der Gegenwart" gern auf den Standpunkt zurück, daß der Pessimismus nur insoweit Geltung habe, als das Ideal nie der Wirklichkeit entspreche, daß aber der Pessimismus zurücktreten müsse, wenn man das Tätigkeitsmoment gegen ihn ins Feld führe. Nur wenn man anfängt, mehr auf sein Empfinden als auf sein Handeln zu achten und das Empfinden als das Bestimmende im Leben anzusehen, trägt der Pessimismus den Sieg davon, weil in den Empfindungen Unlust und Schmerz die Lust überwiegen. In der Pädagogik will man von dem Pessimismus nichts wissen, weil man in seinen Lehren die schädlichsten Folgen für die Jugend wittert, und Indolenz und Schlaffheit an die Stelle der Energie und Schaffenslust treten sieht, wenn die Lehre von dem Ueberwiegen der Unlust über die Lust allgemeingültige Wahrheit wird. In der Ethik spricht man jeder Weltanschauung, die auf pessimistischer Grundlage ruht, kurzweg die Berechtigung ab; und in der Geselligkeit endlich, die sich stets mit der abgegriffensten Münze wichtig zu machen pflegt, wird jeder, der auf die Möglichkeit schlechten Wetters bei einer bevorstehenden Landpartie aufmerksam macht, oder sich den geselligen Freuden gegenüber skeptisch verhält, von den sanguin veranlagten Gemütern ein langweiliger Pessimist gescholten.

*) Hier wird ein Vortrag wiedergegeben, den die Gemahlin Eduard von Hartmanns in einer Gesellschaft Berlins hielt und in dem sie die Ansichten der großen Philosophen über den Pessimismus in geistvoller und übersichtlicher Weise darlegte. — Die Red.

Alle diese Beurteilungen wirren bunt durcheinander, was im wissenschaftlichen Kampfe längst zur Klärung gekommen ist. Der landläufige Begriff des Pessimismus deckt sich ungefähr mit dem der Schwarzseherei, und daß es daneben noch einen philosophischen Begriff desselben gibt, ist selbst denen meist noch unbekannt, die sich gern zu den Pessimisten zählen. Es handelt sich also darum den Vorurteilen auf allen Seiten entgegenzutreten.

Wenn man an die Wertung der Welt herantritt, kann man einen zweifachen Maßstab anlegen, wenigstens tun dies die meisten Menschen, und an diesem Maßstab den Wert oder Unwert des Weltdaseins wie des eigenen Daseins messen. Der eudämonologische Maßstab, welcher die Werte der Welt darnach prüft, ob sie zur Eudämonie oder Glückseligkeit beitragen, ist ganz unabhängig von dem zweiten Maßstab der Teleologie oder Zweckmäßigkeit. Man kann letzteren auch den Maßstab der Entwickelung oder den evolutionistischen Maßstab nennen, insofern er die Entwickelung unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit betrachtet.

Die Unabhängigkeit des Glückseligkeitsmaßstabes von dem Zweckmäßigkeitsmaßstab wird von denjenigen Optimisten bestritten, welche alle Zweckmäßigkeit in der Welt nur unter dem Gesichtspunkt der Glückseligkeit ansehen. Diese Eudämonisten, worunter man Menschen versteht, denen die Glückseligkeit der Zweck aller ihrer Bestrebungen und zugleich der alleinige Zweck der Kulturentwickelung ist, stehen trotz aller Fortschritte des sittlichen Bewußtseins noch heute auf dem Standpunkt, daß der Mensch dazu da sei, um glücklich zu werden, und die Welt dazu da, ihm eine möglichst große Glückseligkeit zu verschaffen. Sie schreiben dieser Ansicht eine so hohe Bedeutung zu und sehen in dem Pessimismus eine so schädliche Lehre, daß sie soweit gehen, zu sagen, der Pessimismus dürfe selbst, wenn er wahr wäre, nicht verbreitet werden, so gefährlich sei er für die ganze Menschheit. Diese Optimisten der strengsten Observanz entschlagen sich soviel als möglich des Nachdenkens über die Uebel des Daseins, schließen die Augen, wenn das Elend gar zu sinnenfällig vor sie hintritt, und bilden sich ein, es sei aufgehoben oder gebessert, wenn es ihnen nicht mehr gegenübersteht. So lange dieses Glückstreben als naiver Instinkt auftritt, wie bei den Kindern oder rohen Völkern, entzieht es sich der sittlichen Beurteilung. Sobald sich aber die Reflexion dieses Standpunktes bemächtigt und zum Prinzip erhebt, was früher wegen der Naturgrundlage als sittlich indifferent anzusehen war, tritt das fortgeschrittene sittliche Bewußtsein der Reflexion verurteilend gegenüber. Diese Klasse von Menschen geht dem Leid soviel als möglich aus dem Wege, indem sie die Kenntnis desselben nicht allein verbreitet, sondern die Verbreitung zu verhindern sucht, wie dies z. B. der größte Teil der Zeitungen tut, die ihre Leser wol von den Unglücksfällen in anderen Ländern unterhalten, aber von dem uns rings umgebenden Elend wolweislich schweigen. Der Anspruch der Uebel auf Sympathie und Mitleid wird dadurch zurückgewiesen, daß die Uebel als vorübergehend, die Mißstände als geringfügig hingestellt werden, womit ein etwa sich regendes Unbehagen schnell beschwichtigt wird. So geht man mit verbundenen Augen durchs Leben, weil man nicht den Mut findet, den Dingen, wie sie sind, furchtlos entgegen zu blicken. Als Pädagogen werden diese Optimisten leichter zur Strenge als zur Milde neigen, da ihnen das Leben als ein so hohes Gut vermöge der in ihm vorwaltenden Lust erscheint, daß sie in Erziehungsfragen unbedenklich zu dem weit bequemeren Mittel der Strenge greifen in der Ueberzeugung, dadurch den Wert des Daseins kaum herabzumindern, als daß sie versuchten, das strafbare Kind durch Güte und Milde auf den rechten Weg zurückzuleiten. Daneben werden sie den Grundsatz befolgen, den Kindern das Glück als ein von allen erreichbares Ziel hinzustellen und kein wirksameres Mittel wissen, den Tatendrang des Kindes auch auf sittlichem Gebiet zu beflügeln als den Hinweis, daß die guten Handlungen jederzeit das Glück des Menschen im Gefolge haben. Die meisten Erzeugnisse der Jugendliteratur sprechen diesen Grundsatz offen aus. Freilich hat eine fortgeschrittene Ethik und das Erwachen kritischer Besonnenheit auch in den Reihen dieser Moralisten die Extreme des naiv-egoistischen Standpunkts gemildert, so daß die nackte Selbstsucht des glückshungrigen Eigenwillens abgeschwächt erscheint durch den Schleier der Nächstenliebe. Wer aber auf dem Standpunkt beharrt, daß der Glückseligkeitsmaßstab dem teleologischen Maßstab übergeordnet sei, der muß auch das Leben und Wirken für den Nächsten lediglich daraufhin betrachten, ob diese Handlungsweise eine größere Glückseligkeit einschließe als das Leben und Wirken für rein egoistische Zwecke.

Die mit den Jahrtausenden fortschreitende Verfeinerung des sittlichen Bewußtseins und die damit eintretende Reflexion erkannte vermöge der sittlichen Instinkte, daß an eine dauernde Befriedigung des Willens nicht zu denken war, wenn man sein Ich isolierte; es sah mehr Befriedigung bei den Menschen, die sich den sozialen Instinkten hingaben als bei denen, die sich rein egoistischen Instinkten überließen und schloß daraus, daß auf jenem Wege eher das Ziel zu erreichen sei als auf dem alten. Man hat dem Altruismus oder dem Streben für andere namentlich in der Form des Gesamtwols einen großen sittlichen Wert beigemessen und darin eine bedeutsame Errungenschaft der Neuzeit für die Moral erblickt. Aber, ganz abgesehen von dem Umstand, daß schon das Christentum das „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ verkündet hat, und die indischen Religionen lange vorher das Mitleid als alleiniges Moralprinzip aufstellten, kann man einer Lehre, die die Sittlichkeit in den Dienst der Glückseligkeit stellt, den von ihr erhobenen Anspruch auf hohen sittlichen Wert nicht zuerkennen. Natürlich ist es ein Fortschritt in der Erkenntnis echter Sittlichkeit, wenn man die rein egoistischen Instinkte der Selbstförderung gegen das Prinzip des Gesamtwols zurückstellt; aber so lange noch der Glaube, dadurch auch für die eigene Person das Glück zu erringen, ausschlaggebender Beweggrund der Handlungsweise ist, hat man es nur mit einer Art verfeinerten indirekten Egoismus zu tun, welcher den Anspruch, höchste Blüte der Sittlichkeit zu sein, nicht erheben darf.

Interessant ist es, den Prozeß der Entwickelung von den Stufen des naiven Egoismus bis zu denen des reflektierten zu beobachten. Die Optimisten werden dabei Schritt vor Schritt durch den Pessimismus, d. h. durch die Einsicht in die Wertlosigkeit aller bisher erstrebten rein egoistischen Ziele dazu getrieben, ein Ziel aufzustellen, welches den bisherigen entgegengesetzt zu sein scheint. Verzweifelnd an der Danaidenarbeit, das Glück in der Verfolgung rein persönlicher Ziele zu sehen, zieht sich der Optimismus in seine letzte Burg zurück und proklamiert

die Förderung des Allgemeinwols, das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl, als bestes, ja einziges Mittel, Ruhe und Zufriedenheit für sittlich gereifte Menschen zu erlangen. Auch hier wird er seinen ersten Prinzipien nicht untreu. Noch immer steht ihm das Glück als erreichbar vor Augen. Es ist nicht der Nullpunkt der Empfindung, die Freiheit von Schmerz und Lust, was er anstrebt, sondern ein rein positiver Wert, und dieser Wert scheint ihm so hoch zu sein, daß darüber alle bisher erlittenen Enttäuschungen nichtachtend beiseite geschoben werden können. Der Optimismus weiß sich in dieser letzten Burg so sicher, weiß sich dabei so eins mit der höchsten Stufe des sittlichen Bewußtseins, daß er glaubt, den verhaßten Gegner fortan ignorieren zu können. Wenn den niederen Stufen des Glücksstrebens der Vorwurf gemacht werden konnte, den sittlichen Wert der Menschennatur zu beinträchtigen, so weiß sich diese oberste Stufe davon vollständig frei, weil man dem Leben für andere, für allgemeine Zwecke, doch nicht mehr den sittlichen Makel des Egoismus anheften kann. Da die Ansicht, daß die Hingebung an das Allgemeinwol positive Befriedigung in sich schließt, von vielen sittlich hochstehenden Menschen geteilt wird, so scheint es, als ob der eudämonologische Maßstab, der alles unter dem Gesichtspunkt der Glückseligkeit betrachtet, der richtige ist, und der Pessimismus, der bei der Anlegung dieses Maßstabes an die Güter des Lebens zu einem negativen Resultat gelangt ist, nur darum scheitern mußte, weil er vom Egoismus nicht zum Altruismus aufzusteigen vermochte. Damit wird ihm zugleich auch noch der schwerwiegende moralische Makel der Voranstellung des individuellen Egoismus angehängt, der dem siegreichen Gegner den Vorteil sittlicher Ueberlegenheit gibt. Eudämonie und Ethik scheinen im Altruismus zum erstenmal in ein harmonisches Gleichgewicht gesetzt zu sein, und der eudämonologische Pessimismus, der die Negativität aller selbstsüchtigen Werte aufgedeckt hatte, mußte an der Positivität der Lust, für das Gesamtwol zu arbeiten, scheitern. Alle Entwickelung drängt, dabei bleibt man stehen, auf die Glückseligkeit sein; sie ist kein über dem Glückseligkeitsprinzip stehendes höheres Prinzip, sondern hat sich diesem letzten Endes unterzuordnen.

Neben dieser Gruppe von Gegnern, die den Unlustüberschuß in der Welt leugnen, steht eine zweite, die dem Pessimismus bereitwillig die Existenz des Uebels, ja vielleicht das Ueberwiegen des Uebels in der Welt zugibt, aber den eudämonologischen Maßstab überhaupt verwirft. Der eine Teil dieser Gegner bestreitet die Möglichkeit, jemals zur Klarheit über diesen Punkt zu gelangen, weil ein Abwiegen subjektiver Empfindungen gegeneinander psychologisch unmöglich sei; er steht auf dem Standpunkt des Skeptizismus und verwirft jede Forschung als unzulässig, wenn sie nicht zu apodiktischer Gewißheit vorzudringen vermöge. Dem Pessimismus wird die wissenschaftliche Grundlage abgesprochen, weil er sich auf Gefühle berufe, Gefühle aber nicht gegeneinander abzumessen seien. Nun bestätigt aber jeder Mensch und jedes Tier die Ansicht, daß Gefühle gegeneinander abzuwägen seien, indem man seine Handlungen durch die zu erwartende Lust- oder Unlustgröße bestimmen läßt. Sehr oft nimmt man eine Unlust mit in den Kauf, um eine desto größere und nicht anders zu erreichende Lust zu gewinnen. Was man aber in Bezug auf die Zukunft gegeneinander abwägen kann, das kann man noch viel leichter in Bezug auf die Vergangenheit. Es ist auch garnicht nötig, daß die gegeneinander abzuwägenden Empfindungen denselben Inhalt zeigen; was verglichen wird, ist immer nur die Intensität und die Dauer der Lust- und Unlustempfindung. Da nun Intensität und Dauer allen Empfindungen, wenn natürlich auch in verschiedenem Grade, gemeinsam ist, so ergibt sich daraus eine Vergleichbarkeit, die eigentlich allen Gegnern genügen müßte. Man spricht gern von der Ueberlegenheit der edlen Gefühle gegenüber den sogenannten niederen Gefühlen und will keine Vergleichbarkeit beider Arten zugeben. Und doch ist das einzige, worin die ersteren letzteren überlegen sein könnten, die Kraft und die Dauer, nicht der Inhalt. Wo ein Mensch durch sittlichen Stolz der Versuchung widersteht, da siegt er nicht durch den Umstand, daß das Gefühl des Stolzes sittlich das höhere ist, sondern durch die größere Intensität dieses Gefühls gegenüber den niederen Begehrungen. Motivierend auf den Willen wirkt der sittliche Stolz nur dann, wenn er von größerer Intensität und Dauer ist und dadurch mehr Befriedigung verspricht als die entgegenstehenden Gefühle. — Um eine Bilance herzustellen, ist es weder nötig, daß zwei gleich große entgegengesetzte Empfindungen sich zu Null aufheben, noch daß sie in demselben Bewußtseinsmoment zusammentreffen. Die Empfindungen können sogar verschiedenen Subjekten angehören und doch noch gegeneinander in Bezug auf ihren Lustwert abgeschätzt werden. Allerdings ist die Aufstellung einer Bilance leichter, wenn es sich um ein einzelnes Empfindungsgebiet handelt. Kommt man aber dabei jedesmal zu einem negativen Resultat, so braucht man nur die einzelnen Summen zu addieren, um auch für das Ganze der Empfindungen ein negatives Resultat in Bezug auf den Lustwert zu gewinnen, und hat garnicht mehr nötig, die einzelnen Gebiete untereinander zu vergleichen.

Die Skeptiker handeln praktisch als eudämonologische Optimisten. Mag die Lust überwiegen in der Welt oder die Unlust: sie wissen es nicht, wollen es nicht wissen, aber in jedem einzelnen Fall scheint ihnen die Befriedigung ihres Willens Lust zu versprechen, und sie handeln also aus eudämonologischer Auffassung heraus, ohne es zu wissen und zu wollen. Tatsächlich besteht eine ganze Menge Lust in der Welt, tatsächlich geht das Bestreben des größten Teils der Menschheit dahin, sich diese Lust anzueignen; mit diesen Tatsachen begnügt man sich und stellt das Uebrige dem Himmel anheim, d. h. enthält sich jedes Werturteils über das Dasein oder den Zweck der Welt. Dieser Agnostizismus ist weit verbreitet. Er verzichtet auf eine tiefere Erkenntnis des Weltgrundes, weil es ihm dogmatisch feststeht, daß es keine Erkenntnis über diesen Punkt geben könne. Zu den Gegnern des Pessimismus kann man ihn deswegen rechnen, weil er das vom Pessimismus gefällte Urteil: „Die Unlust überwiegt die Lust" zurückweist mit der Begründung, daß die Berechtigung zu einem solchen Urteil die Fähigkeit menschlicher Erkenntnis übersteige.

Der andere Teil der Pessimismusgegner verwirft mit voller Absichtlichkeit den eudämonologischen Maßstab als der geistigen und sittlichen Würde der Menschheit nicht entsprechend. Ob das Uebel in der Welt überwiegt oder nicht, scheint diesen Denkern gleichgültig zu sein, weil es nicht darauf ankommt, wieviele Leiden man zu erdulden hat, sondern darauf, wie hoch man in der Entwickelung der sittlichen Vollkommenheit ge-

kommen ist. Der Glückseligkeitsmaßstab wird hier also gänzlich außer Acht gelassen und allein der Entwickelungsmaßstab an die Welt angelegt. Es handelt sich nun nicht mehr darum glücklich zu sein, sondern tugendhaft, und da die Uebel dieser Welt dazu angetan sind, die Sittlichkeit zu befördern, so sind sie als Mittel zum Zweck ebenso wertvoll wie die Güter dieser Welt. Die Welt selbst ist aber dazu geschaffen, eine immer mehr sich vervollkommnende Sittlichkeit heranzubilden; sie hat diesen Zweck schon annähernd erreicht und wird ihn immer mehr erreichen.

Bei diesen Denkern, die alles in der Welt und über der Welt dem Entwickelungsprinzip unterordnen, hat es von jeher nicht an Versuchen zu einer Theodicee, einer Rechtfertigung Gottes, gefehlt. Ihre Deduktion führte sie dazu, alles Geschehen unter dem Gesichtspunkt der Entwickelung zu befassen, und da der Endzweck als sittliche Harmonie aller Lebewesen, soweit sie sich zum Bewußtsein durchgerungen haben, keineswegs der Beseligung entbehrte, so wurde der Optimismus beibehalten; die Beobachtung der Daseinsbedingungen dagegen zwang ihnen so pessimistische Gedanken auf, daß eine Rechtfertigung Gottes notwendig schien. Wenn man auch die Behauptung, daß die Glückseligkeit direkter Zweck der Schöpfung sei, nicht länger aufrecht erhalten konnte, sondern die sittliche Vervollkommnung darüber erhob, so war es doch angesichts des überall vorwaltenden Elends schwer, die Allmacht oder Güte eines Schöpfers zu behaupten, der dies Ziel nur auf so großen Umwegen unsäglichen Leids zu erreichen vermochte. So schlich sich doch immer wieder ein Stück Glückseligkeit, d. h. positiver Lust in den sittlichen Vollendungszustand hier auf Erden oder im Jenseits ein, um den Gläubigen eine Kompensation für etwa erlittenes Leid zu bieten und der Gerechtigkeit und Liebe Gottes genug zu tun. Theoretisch zwar wurde der Entwickelungsmaßstab festgehalten, d. h. die sittliche Vollkommenheit wurde ohne Hinblick auf Glückseligkeit angestrebt, aber der Rigorismus dieser Moral wurde bedeutend dadurch abgedämpft, daß die sittliche Vollendung zugleich ein Glück zu versprechen schien, das alle Leiden und Uebel der Welt aufwog. Die Möglichkeit eines Nichtseins der Welt wird von diesen Denkern niemals ernstlich erwogen, weil das Sein und die Ewigkeit des Seins ihnen als die bestmöglichste Offenbarung des göttlichen Liebeswillens feststand, also auch stets in irgend einer Weise den Vorzug vor dem Nichtsein verdienen mußte. Selbst der oberflächlichste Optimismus ist nun freilich genötigt, sich nach theoretischen Stützen seiner Weltanschauung umzusehen; er findet sie am ehesten in einer rationalistisch-deistischen Gottesauffassung, wo man an Gottes Liebe selbst die beste Unfallversicherung für die schmerzlichen Zufälle dieser Welt hat. Der sich mit dem Grund des Weltleids eingehender beschäftigende Forschungstrieb hat es aber noch viel nötiger, sich dem Ursprung alles Seins zu nähern. Was ihm bei einer Beantwortung seiner Fragen sehr hinderlich ist, ist die Uebertragung sittlicher Eigenschaften auf eine Sphäre, die über aller Sittlichkeit liegt. Vor dem Forum menschlicher Sittlichkeit wird eine Weltregierung, die auch das Sittlichsein so erschwert, um so schlechter bestehen, wenn das Sein der Welt auf irgend eine Weise von dem Vorwurf der Unzulänglichkeit sowol auf sittlichem wie auf eudämonistischem Gebiet gerettet werden soll. Erst wenn man den Anspruch, daß die Sittlichkeit ebensowenig wie die Glückseligkeit Zweck der Schöpfung sei, gänzlich fallen läßt, kann man dazu gelangen, sich nach einem anderen Endzweck umzusehen, dessen Würde den überall sichtbaren großartigen Vorbereitungen entspricht. Die Sittlichkeit ist außerdem ein so unbestimmter Begriff, daß man ihn erst nach allen Seiten hin festlegen muß, ehe er sich willig als Gefäß für einen anderswoher geholten Inhalt verwenden läßt. Das sittliche Bewußtsein hat im Lauf der Jahrtausende so viele Stufen der Entwickelung durchgemacht und spiegelt sich selbst bei den kulturell fortgeschrittensten Nationen in so verschiedenartigen Gestaltungen wieder, daß man daran verzweifelt, eine allgemein gültiges Ideal der Sittlichkeit aufzustellen, weil dieses Ideal mit wachsender Vernunfterkenntnis ein stets anderes Antlitz zeigen muß. Die Sittlichkeit kann kein absoluter Zweck sein, sondern nur ein Mittelzweck, dessen Wert darin liegt, inwieweit er sich einem höheren Zweck willig unterordnet. Daß letzterer nicht die Glückseligkeit sein kann, hat keine andere Lehre so sehr wie der Pessimismus aufgezeigt; nun kommt es darauf an, ob der Pessimismus fähig ist, einen anderen Inhalt an der Hand objektiver Weltbetrachtung aufzuzeigen oder wenigstens den Boden für ein solches Prinzip zu bereiten, um seine sittlich-praktische Bedeutung zu erweisen.

Der Pessimismus ist ein psychologisches Problem. Als solches beschäftigt er sich mit der Natur des Begehrungsvermögens, mit dem Motivationsprozeß und der Zurückführung der Motive auf die Gefühle als ihren letzten Grund, mit dem Gegensatz, beziehungsweise der Uebereinstimmung von Vernunft und Willen und nicht zuletzt mit der psychologischen Unterlage aller Affekte und Neigungen. Das Abwägen der Lust- und Unlustgefühle ist unbedingt nötig, wenn man zu einem objektiv sicheren Resultat kommen will, ebenso nötig ist es natürlich, die in augenblicklichen Stimmungen liegenden Fehlerquellen auszuschließen. Der Pessimismus beurteilt die Werte des Lebens nicht nach einem mitgebrachten Vorurteil, sondern beschäftigt sich zunächst ganz voraussetzungslos mit der Frage nach der Negativität oder Positivität der Lustbilance der Welt, die er mit rein intellektuellen Hilfsmitteln zu lösen bemüht ist. Er kommt in Bezug auf die Daseinswerte zu einem eudämonologisch negativen Resultat. Freilich kann man bei dem Schopenhauerschen Pessimismus nicht stehen bleiben. Schopenhauer negierte alle Lust und schrieb nur der Unlust Positivität zu, was in Anbetracht des durchaus positiven Werts der Lust an den Künsten und Wissenschaften nicht als richtig zugestanden werden kann. Der Genuß an den Künsten und Wissenschaften ist allerdings nur einer geringen Minderheit zugänglich, und diese Minderheit besteht gerade wieder aus denjenigen, deren feinere Empfänglichkeit der Unbill des Lebens wiederum die größte Blöße darbietet, vermag also durch seine nicht abzuleugnende Existenz doch nicht die Unlust des Daseins aufzuheben. Der Wille erlangt seiner Natur nach niemals dauernde Befriedigung, die Kontrastlust des augenblicklich Erreichten hält nicht lange vor und wiegt die Unlust der vorhergegangenen Unbefriedigung in den meisten Fällen nicht auf. Man braucht, um den Pessimismus Ueberzeugungskraft zu verleihen, nichts weiter als auf diese allen erkennbare psychologische Tatsache hinzuweisen. Selbst die Klugheitsmoral, die sich das Streben nach Glückseligkeit des Individuums zum Ziel gesetzt hat, bestreitet nicht, daß ein dauernder Befriedigungszustand

nicht zu erreichen ist. Die Unfähigkeit des menschlichen Gehirns, sich über ein bestimmtes Zeitmaß hinaus irgend einem Eindruck, auch dem die größte Lust gewährenden, hinzugeben, bestätigt diese Aussage. Je reflektierter die Klugheitsmoral zu Werke geht, um so schneller kommt sie zu dem Ergebnis, daß das einzig erreichbare Ziel für ihr Glückseligkeitsstreben nur der Nullpunkt der Empfindung sein kann, die Freiheit von Lust sowie von Unlust. Wer trotz aller psychologischen Einsicht in die Natur des Willens Eudämonist zu bleiben entschlossen ist, der kann nur den stoischen Standpunkt der Ataraxie oder unerschütterlichen Gemütsruhe erwählen. Die vorwiegend intellektuelle Betrachtungsweise der Stoa suchte durch Unterdrückung sinnlicher Affekte und Leidenschaften jene Ruhe der Vernunft wiederzufinden, die in der Sphäre der Sinnlichkeit in Bedrohung geraten war. Optimistisch war sie, weil sie der Vernunft das Uebergewicht zustand und den Besitz des höchsten Guts, der Tugend, jedem Weisen zugänglich machte. So sah sie trotz aller Schattenseiten im Dasein ein Ziel, welches Glück zu spenden vermochte, wenn dieses Glück auch nur wenigen hochgebildeten Geistern zu teil werden konnte.

Der Pessimismus ist auch ein ethisches Problem. Zwar ist er als solches von den verschiedensten Seiten angefochten worden, weil man 1. die Vorstufen desselben, den Entrüstungspessimismus und den Weltschmerz, als alleinige Formen des Pessimismus ansah, und weil man 2. den eudämonologischen Maßstab überhaupt nicht an die Welt gelegt wissen wollte. Dennoch haben sich diese Feinde des Pessimismus zu allen Zeiten sowol der Vorstufen als auch des Glückseligkeitsmaßstabs bedient, wenn sie die Haltlosigkeit irdischen Glücksstrebens aufzeigen wollten. Der Satz, daß man das Gute um des Guten tun solle, ist alt und unter den Ethikern nur von wenigen angefochten worden. Kant ist wol der erste, der die prinzipielle Befreiung der Sittlichkeit von allem eudämonistischen Beiwerk durchgeführt hat; dazu gebracht wurde er durch seine pessimistische Erkenntnis, daß nicht in der Hingabe an eudämonologische Ziele sich die autonome Moral des sittlich gereiften Menschen bewähre, sondern in der Hingabe an das von der Vernunft geforderte Ideal.

Er sieht zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit eine für die Sphäre der Erscheinungswelt unlösliche Antinomie und darin die einzige Möglichkeit der Moralität. Die Glückseligkeit ist weder unabhängig von der Sittlichkeit noch als eine Folge der Sittlichkeit zu erlangen; wäre sie es, so würde sich niemand um die Sittlichkeit kümmern, sondern alles der Glückseligkeit nachjagen. In diesen pessimistischen Gedanken, die zum erstenmal nach der Leibniz-Wolffschen Lehre des Optimismus auftauchten, liegt die Reform der Moral im pessimistischen Sinne im Keime verborgen, und sie werden durch so viele einzelne Stellen über die mangelhafte Beschaffenheit der moralischen Natur des Menschen und die Wertlosigkeit des Daseins in Bezug auf die Glückseligkeit unterstützt, daß man die Anregung, die Schopenhauer aus der Lektüre Kants auch in diesem Punkte empfangen hat, ganz wol begreiflich findet. Im Jahre 1763 vermag Kant, dessen Wandlung vom Optimisten zum Pessimisten sich nur allmählich vollzogen hat, den Untersuchungen Maupertuis über das negative Facit der Summe der Glückseligkeit im menschlichen Leben noch nicht beizustimmen, aber schon 1765 findet die pessimistische Ueberzeugung in den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" seinen Ausdruck. Die Lektüre Rousseaus, der ja den Fortschritt der Kultur für schädlich und unlustbringend erachtete, und eine Schrift des Italieners Grafen Veri bestärkten ihn im Pessimismus. Er schreibt z. B.: „Vor jedem Vergnügen muß der Schmerz vorhergehen, der Schmerz ist immer das erste. — Auch kann kein Vergnügen unmittelbar auf das andere folgen, sondern zwischen einem und dem anderen muß der Schmerz sich einfinden. — Die Schmerzen, die langsam vergehen, haben kein Vergnügen zur Folge, weil der Uebergang unmerklich ist." Vor allem anerkannte Kant jetzt aber die Vergleichbarkeit von Lust und Unlust und das Verhältnis von Lust und Unlust als + a und — a, wodurch sich ihm die früher von ihm noch angezweifelte Meßbarkeit der Empfindungen ergab. Sehr beredt ist er in der Aufdeckung aller der Illusionen, die den Menschen Glückseligkeit vorspiegeln, aber er ist zu sehr von der Zweckmäßigkeit des Weltenplans überzeugt, als daß er nicht die Notwendigkeit dieser Illusion einsehen sollte. In den „Fragmenten" sagt er einmal: „Die gemeinen Pflichten bedürfen nicht zum Beweggrunde der Hoffnung eines anderen Lebens: aber die größere Aufopferung und das Selbstverkennen haben wol eine innere Schönheit. Unser Gefühl der Lust darüber kann an sich niemals so stark sein, daß es den Verdruß der Ungemächlichkeit überwiege, wo nicht die Vorstellung eines künftigen Zustandes von der Dauer einer solchen moralischen Schönheit und der Glückseligkeit, die dadurch vergrößert werden wird, daß man sich noch tüchtiger finden wird, so zu handeln, ihr zur Hilfe kommt." Hier tritt uns der transcendente Optimismus Kants entgegen, ohne den für seine Zeit der irdische Pessimismus keine Existenzerlaubnis, wenn man so sagen darf, erhalten hätte. Dem Zeitalter der Aufklärung und dem Wolfschen Rationalismus war der Optimismus, den Leibniz zuerst in eine wissenschaftliche Form zu bringen gewußt hatte, so in Fleisch und Blut übergegangen, daß eine pessimistische Auffassung nur unter der Hülle eines transcendenten Optimismus Platz greifen konnte. Wenn man anfing, den Blick zu weiten für die Trübsal des menschlichen Lebens und dem Zweifel, ob die Glückseligkeit des Menschen im Plane des Schöpfers gelegen habe, Raum gab, so geschah dies stets unter dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß im Jenseits eine Kompensation alles hier erlittenen Ungemachs einzutreten habe. Kant argumentiert ganz in diesem Sinn, wenn er die Unsterblichkeit annimmt, weil es erstens dem Begriff eines heiligen und allweisen Schöpfers widerspricht, den Widerstreit zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit ewig ungelöst zu lassen, und weil 2. die Annäherung an die Vollkommenheit nicht hier auf Erden in ausreichendem Maße stattgefunden habe. Das Ziel der vereinten Glückwürdigkeit und Seligkeit ist der absolute Schöpfungszweck, der die Existenz der Welt rechtfertigt. Die Motivation Kants zu dieser Formulierung finden wir, abgesehen von den Eindrücken seiner Jugend, in einer Stelle der „Fragmente", wo er sagt, „daß eine gänzliche Verzichttuung auf das Physische der Glückseligkeit dem Menschen, so lange er existiert, nicht zugemutet werden kann."

Seit jener Zeit ist aber die Kraft zur Reflexion gewachsen und zugleich die sittliche Kraft, trotz des Verzichts auf Glückseligkeit freudig seine Pflicht zu tun, auch ohne die Aussicht auf die Belohnungen des Jenseits. Wir stellen jetzt nicht mehr die Forderung, in einer intelli-

giblen Welt für die Leiden dieser Welt entschädigt zu werden. Schon Schiller huldigt dieser Ansicht. In dem Gedicht „Resignation" bringt er, nachdem er die Ewigkeit mit den Worten apostrophiert hat:

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit,"

folgende charakteristische Antwort:

Zwei Blumen, hört es, Menschenkinder,
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andere Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann, die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

(Schluß folgt.)



Musikalisches.

Felix Weingartner war am 3. Kammermusik-Abende des Halir-Quartetts als Komponist und Pianist beteiligt. Der Komponist Weingartner hat so gar keine eigne Physiognomie; jedes seiner Werke zeigt ein anderes Gesicht. Bald hält er es mit den Modernen, bald liebäugelt er mit Mendelssohn oder geht noch weiter zurück. In dem neuen, jüngst aufgeführten Streichquartette ist er wieder ganz modern. Es ist außer allem Zweifel, daß sich Weingartner über die Wirkung des Streichquartetts als Klangkörper durchaus im Klaren ist; umsoweniger begreift man, wie er von den Instrumenten Klangwirkungen verlangen kann, wie im zweiten Satze des fraglichen Werkes. Die Tongebung nach der Vorschrift: „dicht am Stege zu spielen" ist so heikel, daß eine ideale Ausführung kaum zu erwarten ist; diese allein aber kann den beabsichtigten Effekt gewährleisten. Wenn nun eine Künstlergenossenschaft wie das Halir-Quartett diese Wirkung durch seine Interpretation nicht erreicht, so zeigt dies deutlich, daß der Komponist hier fehl gegriffen hat. Der Satz machte einen peinlichen Eindruck. Vom musikalischen Gehalt des Werkes kann mir vieles entgangen sein, darum will ich darüber nicht urteilen; das „Allegro quasi scherzando" hatte mir jede Freude geraubt, die sich erst wieder einstellte, als die Herren Streicher in Gemeinschaft mit Herrn Weingartner das Klavierquintett von Schumann in ausgezeichneter Weise zu Gehör brachten. Das wirkte auch auf die übrigen Zuhörer wie eine Erlösung.

*

Abermals erschien Felix Weingartner als Komponist; diesmal im 7. Symphoniekonzert der Kgl. Kapelle und mit wesentlich anderem Erfolge. Seine symphonische Dichtung „das Gefilde der Seligen" (angeregt durch Böcklins Bild) ist ein gedankenreiches, schön gearbeitetes Tonstück von derselben Farbenpracht wie das Böcklinsche Gemälde. Es ist übrigens nicht neuesten Datums, sondern hat bereits zahlreiche Aufführungen in anderen Städten erlebt und allgemeine Anerkennung gefunden. Auch hier ist ein ehrlicher Erfolg zu verzeichnen. Die Kgl. Kapelle spielte dieses wie die übrigen Werke des Programms glänzend, lebhaft angeregt durch ihren temperamentvollen Leiter.

*

Eugen d'Albert gab in der Singakademie einen Klavierabend vor vollbesetztem Saale und mit außerordentlichem Erfolge, wie immer. Wollte ich aus dem abwechselungsreichen Programme etwas besonders hervorheben, so wäre dies der humorvolle Vortrag des Impromptus op. 142 Nr. 4 von Schubert, eines Scherzos eigner Komposition, einer Humoreske von Paul Juon und des Nachtfalterwalzers von Strauß-Tausig. Das waren köstliche Leistungen, darum eben, weil der echte Humor bei unsern ausübenden Künstlern so selten ist.

*

Drei Künstler allerersten Ranges, Edouard Risler, Willy Burmester und Jean Gérardy haben sich vereinigt, um im Beethoven-Saale einige Kammermusikabende zu veranstalten. Der erste davon mußte ohne Burmester, der erkrankt war, stattfinden. Drei Cello-Sonaten und die Fantasie für Klavier op. 78 von Schubert standen auf dem Programm. Die Vorträge erwiesen sich als künstlerische Darbietungen höchsten Ranges. Besonders erwähnen möchte ich aber die geradezu vollendete Wiedergabe der Schubertschen Fantasie durch Herrn Risler. Daß dieser seltene Künstler (wie kurz vorher auch d'Albert) sich auf Schubert besonnen hat, zeugt für sein urgesundes Musikempfinden; solche Leute tun unserem Musikleben not. Die Zuhörer erzwangen durch minutenlangen Beifall eine Zugabe: Herr Risler spielte — wieder Schubert! Bravo!

*

Von Herrn Eugène Ysaye hatte ich das Höchste erwartet, nämlich eine meisterhafte Interpretation des Beethovenschen Violinkonzerts. Leider gab es eine Enttäuschung; äußerst klangschön und tadellos sauber wurde alles gespielt, aber Beethovens Geist blieb unerweckt. Moderne Werke spielt Herr Ysaye unvergleichlich schön.

*

Im zweiten Vereinskonzert des philharmonischen Chores gelangte Wilhelm Bergers „Euphorion" (Scene aus „Faust", II. Teil) für Soli, Chor und Orchester zur erstmaligen Aufführung. Der Komponist hat die phantastische Dichtung einfach erfaßt, wie sie sich ihm darbot, ohne zu grübeln und dazu eine Musik von treffendem Ausdruck und großer Klangschönheit geschaffen. Die Themen sind glücklich erfunden und mit Meisterhand verarbeitet. Der Chor ist seinem Charakter gemäß behandelt, und der Orchesterpart weist eine Menge feiner Instrumental-Kombinationen auf. Von den Solopartien tritt nur die des lichten Knaben Euphorion — sehr sinnreich einem Sopran übertragen — besonders hervor. Die Charakterisierung dieser Figur scheint mir hervorragend gelungen. Herr Siegfried Ochs hatte dieses wie die anderen Werke auf das sorgfältigste vorbereitet und bot eine vorzügliche Aufführung dar; die Leistung des Chores, wie die der Frau Herzog (Euphorion) war über alles Lob erhaben. Der Erfolg war ein unbestrittener, doch würde

der Eindruck noch intensiver sein, wenn der lange Trauergesang, der dem „Vergehen" Euphorions folgt, zu dem Vorangehenden im richtigen Verhältnis stünde. Hier, wo man den Schluß erwartet, wird die Musik noch einmal sehr breit; der Komponist geht den Tiefen der Dichtung nach, jedoch ohne daß dabei etwas herauskäme, als eben wiederum sehr klangschöne Musik. — Vor diesem Werke kamen zwei Bachsche Kantaten, und nach demselben zwei Brahmsche Chorstücke „Rhapsodie" und „Schicksalslied" zum Vortrage, von denen die gewaltige doppelchörige Kantate „Nun ist das Heil" und das Schicksalslied den nachhaltigsten Eindruck machten.

P. Geyer.



Chronik.

Friedrich Nietzsche und das „Berliner Tageblatt."

In Weimar ist gegenwärtig Friedrich Nietzsche untergebracht. Kein Wunder, daß in dieser „gebildeten" Stadt ein wackerer Bürger das Bedürfnis fühlt, sich in die Lehre des Philosophen zu vertiefen. Er möchte wissen, in welcher Reihenfolge er dessen Schriften lesen solle. Was tut er? Er wendet sich an das „Berliner Tageblatt". Dieses gibt ihm in der Nr vom 28. Januar 1900 folgende Auskunft: „Sie fragen, in welcher Reihenfolge Sie die philosophischen Schriften Friedrich Nietzsches lesen sollen, um in das Verständnis dieses nicht eben leicht verständlichen führenden Geistes einzudringen. Wir raten, mit der Biographie Nietzsches von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche zu beginnen, da sein tragischer Lebensgang der beste Schlüssel für seine Gedankenwelt ist. Sodann lesen Sie einige der unzeitgemäßen Betrachtungen (über Schopenhauer, vom Nutzen und Nachteil der Historie, von der Entstehung der Tragödie, über Richard Wagner); und im Anschluß daran die beiden sich ergänzenden großen Studien: Genealogie der Moral und Jenseits von Gut und Böse. Nach diesen systematischen Arbeiten des gesunden Friedrich Nietzsche mögen Sie sich den Aphorismenbänden des erkrankenden und kranken Philosophen zuwenden, etwa in der Reihenfolge: Morgenröte, Menschliches-Allzumenschliches, Fröhliche Wissenschaft, Antichrist, und erst zuletzt seine großartigste Schöpfung „Also sprach Zarathustra", deren Verständnis die genaue Vertrautheit mit der geistigen Struktur des Mannes voraussetzt. Haben Sie diesen mühevollen, aber gewiß mit reichem geistigen Gewinn lohnenden Weg zurückgelegt, so lassen Sie alle empfangenen Eindrücke ausklingen in der Lektüre seiner „Gesammelten Gedichte".

Diese Zeilen sind symptomatisch für die bodenlose Unwissenheit und Unbildung, mit der die Macher unserer Zeitungen ausgestattet sind und zugleich für den grenzenlosen Leichtsinn, der ihnen in der Auffassung ihres Berufes zukommt. Für jeden, der die Augen offen hat, ist das natürlich eine so bekannte Tatsache, wie die, daß jeden Morgen die Sonne aufgeht. Es scheint aber doch, daß es noch zahlreiche naive Menschen gibt, die es für möglich halten, sich in einer solch wichtigen Frage, wie die obige ist, an die Oberflächlichkeit der Zeitungsmacher zu wenden. Der Herr, der obige Notiz verfaßt hat, redet wie jemand, der etwas von Nietzsche versteht. Er weiß nicht das geringste von ihm. Denn er weiß gar nicht einmal, in welcher Reihenfolge Nietzsche seine Bücher geschrieben hat. Der Wissensbedürftige in Weimar soll erst: einige unzeitgemäße Betrachtungen lesen und dann die großen Studien: Genealogie der Moral und Jenseits von Gut und Böse, weil in diesen systematischen Schriften noch der gesunde Nietzsche spricht; dann sollen daran kommen die Aphorismenbände des kranken Nietzsche: Morgenröte, Menschliches-Allzumenschliches u. s. w. Nun ist „Menschliches-Allzumenschliches" im Jahre 1878, Morgenröte 1881, „Genealogie der Moral" aber 1887 und „Jenseits von Gut und Böse" 1888 erschienen. Die im letzten Jahr vor der Erkrankung erschienenen Werke hält der Gelehrte des „Berliner Tageblattes" für die früheren: die 1878, also 6 Jahre nach dem Beginne von Nietzsches Schriftstellerlaufbahn erschienene Aphorismensammlung „Menschliches-Allzumenschliches" hält er für ein Werk des schon kranken Nietzsche. Armer Fragesteller in Weimar! Du bist am Ende naiv genug, dich an deinen antwortenden Zeitungsmacher zu halten. Frage ihn doch einmal, wie du Mathematik studieren sollst? Er wird dir antworten: Erst mußt du Integralrechnung, dann Differentialrechnung lernen, dann dich an die Trigonometrie machen, dann wirst du genügend vorbereitet sein, das Einmaleins zu lernen. **So sieht es in den Köpfen der Zeitungsmacher aus!!**

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Erik Pfeffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner und Otto Erich Hartleben.

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 10. Februar 1900. Nr. 6.

Inhalt:

Das Nietzsche-Archiv und seine Anklagen gegen den bisherigen Herausgeber.

Eine Enthüllung

von

Rudolf Steiner.

I. Die Herausgabe von Nietzsches Werken.

Es dürfte in weiteren Kreisen bekannt sein, daß sich in Weimar ein Nietzsche-Archiv befindet, in dem die hinterlassenen Handschriften des unglücklichen Philosophen aufbewahrt sind, und dessen Leitung die Schwester des Erkrankten besorgt, Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche. Seit einer Reihe von Jahren ist außerdem eine Gesamtausgabe der Werke Nietzsches im Erscheinen begriffen, die im Jahre 1897 bis zum zwölften Bande gediehen war. Die ersten acht Bände umfassen alle Werke, die vor Nietzsches Erkrankung bereits gedruckt waren, und den nachgelassenen Antichrist, der als abgeschlossenes Werk im Augenblicke der Erkrankung vorlag. Die folgenden Bände sollen den Nachlaß enthalten, nämlich frühere Entwürfe zu den später in vollkommenerer Gestalt ausgearbeiteten Schriften, und Entwürfe, Notizen u. s. w. zu unvollendet gebliebenen Werken. Die vier bis jetzt erschienenen Nachlaßbände umfassen alles aus dem Nietzscheschen Nachlaß, das bis zum Ende des Jahres 1885 entstanden ist. Seit dem Jahre 1897 ist kein neuer Band der Ausgabe erschienen.

Soeben ist nun ein Herr Dr. Ernst Horneffer mit einer Brochüre aufgetreten: „Nietzsches Lehre von der Ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung" (Leipzig, C. G. Naumann), in der er die Gründe auseinandersetzt, warum in so langer Zeit nichts von Nietzsches Werken erschienen ist, und warum der 11. und der 12. Band wieder aus dem Buchhandel zurückgezogen worden sind. Diese Broschüre des Herrn Dr. Horneffer und ein Buch, das auch vor kurzem erschienen ist, sind die Veranlassung, warum ich hier es einmal unternehme, einiges über die Art mitzuteilen, wie vom Nietzsche-Archiv aus die Verbreitung der Leistungen des von so tragischem Geschick heimgesuchten Denkers gehandhabt wird. Ich werde leider gezwungen sein, in diesem Aufsatze auch einiges Persönliche vorzubringen. Ich tue das nicht gerne. Allein hier gehört das Persönliche durchaus zur Sache, und die Erfahrungen, die ich mit dem Nietzsche-Archiv gemacht habe, sind geeignet, Licht zu verbreiten darüber, wie die verantwortlichen Personen mit dem Nachlaß einer der merkwürdigsten Persönlichkeiten der neueren Geistesgeschichte verfahren.

Die zweite Veröffentlichung, von der ich oben gesprochen habe, ist eine deutsche Uebersetzung des französischen Buches: „La philosophie de Nietzsche" von Henri Lichtenberger. Die Uebersetzung hat Friedrich von Oppeln-Bronikowski besorgt. Dies erwähnt Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche in ihrer Vorrede. Mir hat es auch der Uebersetzer selbst gesagt. Dennoch trägt das Buch auf dem Titelblatte die Worte: „Die Philosophie Friedrich Nietzsches von Henri Lichtenberger. Eingeleitet und übersetzt von Elisabeth Foerster-Nietzsche." Doch das nur nebenbei. Die Hauptsache ist, daß Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche in ihrer Einleitung diese seichte, oberflächliche Darstellung der Lehre ihres Bruders so zu sagen zu der offiziellen Interpretion

seiner Weltanschauung macht. Jedermann, der nur eine Ahnung von dem großen Wollen Friedrich Nietzsches hat, muß im tiefsten Innern verletzt sein, wenn er sieht, daß die verantwortliche Hüterin des Nachlasses dieses Buch in ihren besonderen Schutz nimmt. Für Kenner der Nietzscheschen Ideen brauche ich über dieses Buch weiter nichts zu sagen. Es gehört zu den zahlreichen Nietzsche-Publikationen, die man lächelnd beiseite legt, wenn man ein paar Seiten darinnen gelesen hat. Daß ich nicht aus persönlicher Animosität gegen dieses Machwerk auftrete, wird man mir glauben, denn meine eigene Schrift über „Nietzsche als Kämpfer gegen seine Zeit" wird nicht nur von Frau Foerster-Nietzsche auf der ersten Seite ihrer Einleitung als „bedeutend" bezeichnet, sondern auch von Henri Lichtenberger selbst im Laufe seiner Darstellung gelobt. Ueber die „Einleitung" der Frau Foerster-Nietzsche verliere ich weiter kein Wort. Sie ist wie alles, was von dieser Frau über ihren Bruder gesagt wird; und ich werde ja leider in dem folgenden genötigt sein, mich mit ihr zu beschäftigen.

Horneffers Schrift ist zu dem Zwecke geschrieben, um den bisherigen Herausgeber der Nietzsche-Ausgabe, Dr. Fritz Koegel, als einen wissenschaftlich unfähigen Menschen zu kennzeichnen, der diese Ausgabe schlecht gemacht hat, ja, der bei Bearbeitung des 11. und 12. Bandes so viele grobe Fehler gemacht hat, daß diese Bände aus dem Buchhandel zurückgezogen werden mußten. Horneffer versteigt sich zu der Behauptung: „Es ist ein schlimmes Geschick, aber eine nicht zu unterdrückende Wahrheit, auch das ist Nietzsche noch begegnet: er ist zunächst einem wissenschaftlichen Charlatan in die Hände gefallen." Ich habe Dr. Koegels Verteidigung nicht zu führen. Das mag er selbst tun. Die Angelegenheit, um die es sich hier handelt, ist aber eine Sache, die die Oeffentlichkeit interessiert. Und es muß jemand, der wie ich aus genauer Beobachtung die Dinge kennt, sagen, was er zu sagen hat.

Ich bemerke von vornherein, daß nicht wahr ist, was schon öfter und nun auch wieder vor kurzem als Mitteilung durch die Zeitungen gegangen ist, daß ich selbst je Nietzsche-Herausgeber war. Ich muß diese Unwahrheit um so mehr hier feststellen, als Richard M. Meyer in seiner soeben erschienenen Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts mich als Nietzsche-Herausgeber bezeichnet, trotzdem er eigentlich wissen müßte, daß dies unwahr ist, denn er ist ein öfterer Besucher des Nietzsche-Archivs und Freund der Frau Foerster-Nietzsche. Das ist nur ein Pröbchen dafür, mit welchem Leichtsinn heute Bücher geschrieben werden. Wenn ich auch nie Nietzsche-Herausgeber war, so habe ich doch viel im Nietzsche-Archiv verkehrt und Frau Foerster-Nietzsche genügend kennen gelernt. Das werden die folgenden Ausführungen beweisen.

Aber ich habe auch Dr. Fritz Koegel bei seiner Arbeit beobachtet; ich habe unzählige Nietzsche-Probleme mit ihm durchgesprochen. Ich kenne ihn und kenne auch den Hergang bei seiner Entlassung aus dem Nietzsche-Archiv und weiß, wie es gekommen ist, daß ihm die weitere Herausgabe der Werke abgenommen worden ist. Bevor ich zur Darstellung des wahren Sachverhaltes schreite, will ich mich über die offizielle Darlegung von Seite des Nietzsche-Archivs, die Dr. Ernst Horneffer gegeben hat, aussprechen.

Dr. Fritz Koegel ist ein Mann von künstlerischen Fähigkeiten und wahrem wissenschaftlichen Geist. Er hat für die Weltanschauung Nietzsches ein tiefes Verständnis. Ich stimme mit ihm in manchen Punkten nicht überein, und wir haben manche Kontroverse gehabt. Die Nietzsche-Ausgabe hat er mit stets sich steigernder Begeisterung gemacht. Er arbeitete wie ein Mann, der bei seiner fortlaufenden Tätigkeit, die Probleme voll durchlebt und sie im Geiste nachschafft. Seit er mit den Nachlaßbänden beschäftigt war, hat er mir fast von jedem Schritte seiner Arbeit eingehende Mitteilung gemacht. Die Manuskripte Nietzsche selbst habe ich niemals durchstudiert. Nur in einzelnen Dingen haben wir beraten. Ich hatte kein offizielles Verhältnis zur Ausgabe, sondern nur ein freundschaftliches zu Dr. Koegel. Noch immer muß ich der Stunden gedenken, in denen wir viel von dem rätselhaftesten Bestandteil der Lehre Nietzsches, von der „ewigen Wiederkehr" aller Dinge sprachen. In den vollendeten Schriften sind ja nur spärliche Andeutungen über diese Idee. Mit Ungeduld sehnten wir die Zeit herbei, in der Koegel zur Bearbeitung der „Wiederkunfts"-Papiere kommen sollte. Die ersten dieser Papiere stammen aus dem Jahre 1881. Koegel hat nun diese im 12. Bande der Ausgabe veröffentlicht. Und diese Veröffentlichung bietet den hauptsächlichsten Angriffspunkt des Dr. Horneffer und angeblich den Hauptgrund, warum Dr. Koegel die Herausgeberschaft abgenommen worden ist.

Koegel hat in einem Manuskriptheft Nietzsches, das im Sommer 1881 niedergeschrieben ist, Aufzeichnungen gefunden, die sich auf die „Ewige Wiederkunft" beziehen. Es sind 235 Aphorismen. Ferner befindet sich in demselben Hefte eine Disposition Nietzsches zu einem Buche „Die Wiederkunft des Gleichen". Koegel hat sich nun gesagt: nach dieser Disposition wollte Nietzsche eine Schrift verfassen. Die Aphorismen stellen den Inhalt dieser Schrift dar in noch ganz ungeordneter Reihenfolge und in unvollendeter Gestalt. Denn Nietzsche ist von der Abfassung dieser Schrift abgekommen. Wir haben also ihren Inhalt nur in einer unvollendeten Weise vor uns. Nietzsche hat bald anderen Arbeiten sich zugewandt. Da der Nachlaß ein Bild von Nietzsches Geistesentwickelung geben und zu diesem Zwecke auch die unvollendeten Schriften enthalten soll, so mußte Dr. Koegel die unvollendete „Wiederkunft des Gleichen" natürlich in angemessener Form zum Abdruck bringen. Die Disposition war da und 235 Aphorismen in ganz willkürlicher Aufeinanderfolge, wie Nietzsche die Gedanken zu den einzelnen Punkten der Disposition eingefallen waren. Koegel nahm, was natürlich war, die Aphorismen durch, teilte jedem Punkt der Disposition zu, was für ihn bestimmt war, und suchte für die einzelnen Abteilungen einen Gedankenfaden, so daß die Aphorismen nach Möglichkeit ein geschlossenes Ganze bildeten.

Nun macht sich Dr. Horneffer, Koegels Nachfolger, darüber her. Er erklärt, die meisten der Aphorismen hätten garnicht zur „Ewigen Wiederkunft" gehört, sondern es hätte sich zunächst um den „Zarathustra" gehandelt, dessen erstes blitzartiges Aufschießen in seinem Gedankenprozesse Nietzsche in dem gleichen Hefte verzeichnet. Nur wenige, nämlich 44 Aphorismen gehörten dem „ewigen Wiederkunftsgedanken" an. Horneffer veröffentlicht diese 44 Aphorismen neuerdings als „Beilage" zu seiner Broschüre. Ferner beschuldigt er Koegel, daß dieser den Inhalt der Lehre von der „ewigen Wiederkunft" nicht verstanden habe, und deshalb in ganz widersinniger Weise bei der Zuteilung der einzelnen Aphorismen zu den Punkten der Disposition verfahren wäre. Eine weitere

Behauptung Horneffers ist die, daß „der Plan Nietzsches, eine prosaische Schrift über die Wiederkunft des Gleichen, wie Koegel es sich vorstellt, zu schreiben, nur sehr kurze Zeit bestanden haben kann, daß er nie bestanden hat." Verzeihen Sie, Herr Dr. Horneffer, Sie schreiben da etwas ganz Unerhörtes hin. Was meinen Sie denn nun eigentlich? Hat der Plan nur kurze Zeit bestanden, oder hat er nie bestanden? Sie scheinen zu glauben, daß dies dasselbe ist. Dann erlauben Sie mir, an Ihrem gesunden Verstande zu zweifeln. Hat der Plan kurze Zeit bestanden, dann war es Dr. Koegels Pflicht, die Gestalt, die er angenommen hat, im Sinne der Anlage des Nachlaßwerkes festzuhalten. Hat er nie bestanden, dann durfte natürlich auch nichts als „Wiederkunft des Gleichen" publiziert werden. Denn dann gehören die Aphorismen zu anderen Schriften. Dr. Horneffer kriegt das Taschenspielerkunststück zustande, in zwei aufeinanderfolgenden Zeilen sowol zu behaupten, daß er bestanden, wie daß er nicht bestanden habe.

Ein so organisierter Verstand ist eine schöne Vorbedingung für den Bearbeiter einer Nietzsche-Ausgabe! Dieser Herr entpuppt sich auch sogleich in seiner ganzen Größe. Er unternimmt es in einzelnen Fällen zu beweisen, daß Koegel den einzelnen Punkten der Disposition falsche Aphorismen zugeteilt habe. In allen diesen Fällen zeigt Herr Dr. Horneffer, daß er nicht weiß, worauf es bei diesen Aphorismen ankommt; und daß seine Meinung, die Aphorismen gehören nicht in die betreffende Abteilung, nur auf seinem totalen Unverstand beruht. Ich will ein paar Fälle herausgreifen. Horneffer nimmt den 70. von Koegel verzeichneten Aphorismus und bebauptet, daß er besage: „daß Moral nur physiologisch zu verstehen sei. Alle moralischen Urteile sind Geschmacksurteile. Gesunden und kranken Geschmack gibt es nicht, es kommt immer auf das Ziel an." Koegel ordnet den Aphorismus, dem diese Worte angehören, dem Kapitel ein „Einverleibung der Leidenschaften". Horneffer sagt: „Dies ist ein selbständiger, in sich abgeschlossener Gedanke aus dem Gebiete der Moral, mir geht das Verständnis aus, wie man dies unter Einverleibung der Leidenschaften bringen kann." Ich glaube, daß Herrn Horneffer das Verständnis dafür ausgegangen ist, denn er hat nie das Verständnis für den Aphorismus überhaupt gehabt. Horneffer unterschlägt einfach das, worauf es ankommt, nämlich, daß der Mensch sich in seiner Beurteilung des Wertes der Nahrung irrt, weil er statt auf den Nutzen als Nahrungsmittel zu sehen, sich nach dem Geschmacke richtet. Nicht was trefflicher nährt, sondern was besser schmeckt, will der Mensch genießen. Er ist also mit seiner Leidenschaft auf einer falschen Fährte; er hat sich durch verschiedene Bedingungen eine irrtümliche Leidenschaft einverleibt. Wegen dieses seines Sinnes gehört der Aphorismus in das Kapitel „Einverleibung der Leidenschaften". Ein anderes Beispiel. Horneffer behauptet: „Aph. 33, 34, 35 führen aus, daß wir unberechtigter Weise das Unorganische verachten, obwol wir sehr davon abhängig sind." Dazu macht er die Bemerkung: „Ich weiß nicht, wie das mit den Grundirrtümern und ihrer Einverleibung zusammenhängen soll." Horneffer weiß das nicht, weil er wieder nicht weiß, was die Aphorismen für einen Sinn haben. Nun, ich will es ihm sagen. Nietzsche spricht davon, daß wir das Unorganische gering schätzen, daß wir bei Erklärung unseres Organismus auf das Unorganische in ihm zu wenig Rücksicht nehmen. „Wir sind zu drei Viertel eine Wassersäule und haben unorganische Salze in uns." Wenn wir so etwas nicht beachten, so sind wir einem Grundirrtum unterworfen. Wir glauben, das Organische bedürfe zu seiner Erklärung der Rücksicht auf das Unorganische nicht. Deshalb stehen diese Aphorismen mit Recht an dieser Stelle. Eine weitere „Leistung" des Herrn Dr. Horneffer ist der Satz: „Wir lesen Aph. 121 und 122, daß wir nicht tolerant sein sollen, in Aph. 130, daß der Egoismus nicht immer schlimm gedeutet zu werden braucht. Es ist wirklich nicht faßlich, was Koegel veranlaßt hat, dies und ähnliches unter Einverleibung des Wissens zu bringen." Ja wol, es ist für Herrn Dr. Horneffer nicht faßlich, weil er wieder keine Ahnung hat, worauf es ankommt. Sonst hätte er in Aph. 121 nicht unterschlagen: „Die Wahrheit um ihrer selbst willen ist eine Phrase, etwas ganz unmögliches." Das besagt nämlich: der Mensch gibt sich dem Irrtum hin: er strebe die Wahrheit an, um sie zu wissen; während es ganz andere, ganz egoistische Gründe sind, die ihn dazu veranlassen. Der Glaube an das „Wissen um seiner selbst willen" ist also einverleibt.

So könnte man Herrn Dr. Horneffer in jedem einzelnen Fall nachweisen, daß er nur deshalb Koegel vorwirft, dieser habe die Aphorismen unter falsche Gesichtspunkte gebracht, weil er — Horneffer — absolut nichts von dem Sinn dieser Aphorismen versteht.

Aber mit Herrn Horneffers Logik hapert es überhaupt gewaltig. Nietzsche spricht im Anfange des des „Ewigen Wiederkunfts"-Manuskriptes davon, daß der Mensch durch die Bedingungen des Lebens genötigt ist, sich falsche Vorstellungen von den Dingen zu machen. Solche Vorstellungen, die den Tatsachen nicht entsprechen, weil die richtigen Begriffe weniger lebenfördernd wären als die falschen. Es kommt dem Menschen zunächst gar nicht darauf an, ob eine Vorstellung wahr oder falsch ist, sondern ob sie lebenerhaltend, lebenfördernd ist. Und Nietzsche bemerkt, daß die allerprimitivsten Vorstellungen, wie Subjekt und Objekt, Gleiches und Aehnliches, der freie Wille solche falsche, aber zum Leben notwendige Vorstellungen seien. Es gibt in Wahrheit nicht zwei gleiche Dinge. Die Vorstellung der Gleichheit ist also falsch. Es bringt uns aber vorwärts, doch den Begriff der Gleichheit bei unserer Betrachtung anzuwenden. Dies tun wir nun — nach Nietzsche — nicht nur bei den primitivsten Vorstellungen, sondern bei den komplizierten erst recht. Nietzsche führt die primitiven nur an, um zu sagen: seht, selbst die einfachsten, durchsichtigsten Vorstellungen sind falsch. Wie interpretiert Herr Dr. Horneffer. Er sagt: „Also nur die allerprimitivsten Begriffe sind mit diesen Grundirrtümern gemeint, die in Urzeiten gebildet worden sind." Er beschuldigt Koegel, daß er auch kompliziertere Vorstellungen unter dem Begriff „Einverleibung der Grundirrtümer" bringt. Der neue Nietzsche-Herausgeber kann Nietzsche nicht einmal lesen.

Dr. Horneffer bringt noch einige Scheingründe für seine Behauptung vor, die Zusammenstellung der „Ewigen Wiederkunfts"-Aphorismen durch Koegel sei unrichtig. Es steht in dem Manuskript-Heft noch eine andere Disposition, die Horneffer für eine Disposition zum Zarathustra hält, denn auf den „ersten Blitz des Zarathustra-Gedankens" soll sich die Angabe beziehen, die unter dieser Disposition steht: „Sils-Maria

26. August 1881". Unter der oben erwähnten Disposition der „Wiederkunft des Gleichen" steht „Anfang August 1881 in Sils-Maria". Nun behauptet Horneffer, die Disposition vom 26. August gebe „Stimmungen an, mit denen die verschiedenen Kapitel eines Werkes zu schreiben sind." Gewiß; das ist Horneffer zuzugeben. Der erste Punkt dieser Disposition heißt z. B. „Im Stile des ersten Satzes der neunten Symphonie. Chaos sive natura. „Von der Entmenschlichung der Natur". Prometheus wird an den Kaukasus angeschmiedet. Geschrieben mit der Grausamkeit des Kratos, „der Macht". So sind auch die anderen Punkte dieser Disposition. Zugleich meint aber Dr. Horneffer: „der ganze Charakter dieser Disposition beweist ihre Zugehörigkeit zum Zarathustra". Das ist aber eine der allerschlimmsten Behauptungen, die mir in der ganzen Nietzsche-Litteratur begegnet sind. Denn nichts weist darauf hin, daß die Disposition zum Zarathustra gehöre; ihrem ganzen Inhalt nach kann sie aber nur zu einem Werke gehören, das nicht der Zarathustra ist, denn sie enthält nicht die Hauptidee, um derentwillen der Zarathustra geschrieben ist: die Idee des Uebermenschen. Sie enthält vielmehr als Hauptgedanken die „ewige Wiederkunft", die im Zarathustra nur vorübergehend erwähnt wird. Nietzsche ist ganz offenbar von einem über die „ewige Wiederkunft" geplanten Hauptwerke abgekommen, weil der „Uebermensch" in den Mittelpunkt seiner Gedanken trat, und dieser ihn zum Zarathustra veranlaßte. Auch die Worte „Gaya Scienza" (Fröhliche Wissenschaft) finden sich in dem „Wiederkunft"-Heft. Horneffer sagt: „So ergibt sich aus äußeren und inneren Kennzeichen, daß dieses Heft eine Vorarbeit der fröhlichen Wissenschaft ist ... In der fröhlichen Wissenschaft am Schluß des vierten Buches und damit am Schluß des ursprünglichen Werkes überhaupt — das fünfte Buch ist erst später hinzugefügt — spricht Aph. 341 den Gedanken der ewigen Wiederkunft aus." Das ist für Herrn Dr. Horneffer der „nächstliegende" Gedanke. Für jeden anderen, besseren logischen Kopf ist das durchaus nicht der nächstliegende Gedanke. Denn die letzte Niederschrift der „fröhlichen Wissenschaft" ist im Januar 1882, den Nietzsche deshalb den „schönsten aller Januare" nennt, entstanden. Warum sollte er da nicht Gedanken aus einem Manuskriptheft benutzt haben, das einem im August des vorigen Jahres geplanten und aufgegebenen Werke entspricht? Dies ist natürlich für jede logisch denkende Persönlichkeit die „nächstliegende Annahme". Für Herrn Dr. Horneffer ist es nicht der Fall. Doch dieser weiß für seine Meinung noch etwas anzuführen. Nietzsche hat in einem Briefe, den Peter Gast „erst seit kurzem dem Archiv zur Verfügung" gestellt hat, an diesem am 3. Sept. 1883 aus Sils-Maria geschrieben: „Dieses Engadin ist die Geburtsstätte meines Zarathustra. Ich fand eben noch die erste Skizze der in ihm verbundenen Gedanken; darunter steht „Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuß über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen". Nun steht dieser Satz nicht einmal unter der Disposition, von der Horneffer meint, sie gehöre zum Zarathustra; sie steht unter der Disposition, die ganz zweifellos zu einem Werke über die „Wiederkunft des Gleichen" gehört — denn diese Disposition ist so überschrieben. Es folgt also aus dieser Briefstelle nichts weiter, als daß Nietzsche sich geirrt hat. Er erinnerte sich, daß der Zarathustra-Gedanke im Sommer 1881 bei ihm Wurzel gefaßt hat, fand in dem alten Hefte die Bemerkung, sah sie flüchtig an, und glaubte, die Worte darunter bezögen sich auf den Zarathustra. Herr Dr. Horneffer sieht die Disposition allerdings nicht flüchtig an, sondern sehr genau, und glaubt auch, die Worte beziehen sich auf den Zarathustra. Bei ihm ist es kein Gedächtnisfehler, sondern — etwas anderes.

Darin scheint überhaupt die Hauptstärke des neuen Nietzsche-Herausgebers zu bestehen, daß er die Buchstaben der Manuskripte genau anzusehen vermag. Und durch diese Eigenschaft ist es ihm nun gelungen, Dr. Koegel wirkliche, unzweifelhafte Fehler nachzuweisen. Koegel hat sich nämlich hie und da einmal verlesen. Er hat die ungemein schwer zu entziffernden Buchstaben Nietzsches falsch gedeutet. Er hat einmal statt „Procter" „Proklos", einmal statt „Selbstregulierung" „Selbsterziehung", statt „Welten" Wellen" gelesen, und er hat ähnliche Verbrechen mehr begangen. Einmal ist es ihm sogar passiert, daß er ein Stück eines Aphorismus an eine falsche Stelle gesetzt hat. (Dies ist mir nämlich durch die Broschüre des Herrn Dr. Horneffer wahrscheinlich geworden. Die Manuskripte kenne ich nicht.) Damit ist bewiesen, daß Herr Dr. Horneffer ein Organ besser philologisch ausgebildet hat, das bei Dr. Fritz Koegel auf Kosten des Kopfes etwas zurückgeblieben zu sein scheint, und das man in „guter Gesellschaft" nicht nennen darf, wenn es auch gegenwärtig im Nietzsche-Archiv mehr geschätzt zu sein scheint als der Kopf. Denn ich gestehe in Bezug auf Dr. Koegel ohne weiteres zu: Er war mehr mit den Nietzscheschen Ideen beschäftigt, als mit den einzelnen Buchstaben seiner Manuskripte. Gerade deshalb war er aber auch trotzdem ein besserer Herausgeber, als es Herr Dr. Horneffer nach der ersten Leistung zu sein scheint. Denn es ist doch klar, daß in der Zeit, die zwischen den beiden oben genannten Dispositionen liegt (Anfang August bis Ende August 1881) Nietzsche eine Schrift über die „Wiederkunft" geplant hat. Es mag sein, daß die zweite Disposition, vom 26. August, die Stimmungen angibt, darauf hinweist, daß er diese „Wiederkunft"-Schrift poetisch fassen wollte. Der Zarathustra hätte diese Schrift aber nie werden können, denn sie hat einen andern Hauptgedanken im Mittelpunkt als der Zarathrustra. Erst als der Uebermensch-Gedanke diesen ersteren Hauptgedanken verdrängt hatte, konnte die erste Schrift aufgegeben und zum Zarathustra übergegangen werden. — Genug: Es gab in Nietzsches Entwickelung 1881 die Absicht, eine Schrift über die „Wiederkunft" zu schreiben. Es liegt eine Disposition zu ihr vor. In den Nachlaßbänden werden unvollendete Nietzsche-Schriften veröffentlicht. Fritz Koegel hat durch sachgemäße Zusammenstellung von 235 Aphorismen uns eine Vorstellung gegeben, wie diese Schrift etwa geplant war. Es liegt in der Natur der Sache, daß bei Zusammenstellung ungeordneter Aphorismen die Subjektivität des Herausgebers bis zu einem gewissen Grade freies Spiel hat. Die Anordnung hätte ein Anderer vielleicht etwas anders als Dr. Koegel gemacht. Wir hätten dann eine Publikation, die vielleicht von der Koegelschen abwiche, aber deshalb nicht unrichtig zu sein brauchte, wenn sie aus dem Geiste Nietzsches heraus gemacht wäre. Und Dr. Koegel hat aus dem Geiste Nietzsches herausgearbeitet. Anderswoher, als aus diesem Geiste heraus, scheint Dr. Horneffer zu arbeiten. Meiner Ueberzeugung nach lag ein

Grund zur Zurückziehung des 12. Bandes nicht vor. Doch hat Dr. Koegel ja ein paar Lesefehler gemacht, und wenn Nietzscheherausgeber und -Verleger Geld genug haben, so mögen sie wegen ein paar Verlesungen eine neue Ausgabe machen. Das ist natürlich ihre Sache. Ob man aber einen Herausgeber entläßt wegen ein paar Versehen? Ich sehe mich deshalb, weil ich Horneffers Ausführungen als nichtig betrachten muß, gezwungen, meine Beobachtungen über die Vorgänge bei der Entfernung Koegels von Nietzsche-Archiv und Nietzsche-Ausgabe zu erzählen.

II. Zur Charakteristik der Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche.

Die ersten Anzeichen, daß Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche eine Aenderung in dem Verhältnisse Dr. Fritz Koegels zur Herausgabe der Nietzsche-Ausgabe eintreten lassen wolle, traten zu Tage ganz kurze Zeit nach der Verlobung des letzteren im Herbst 1896. Wenige Tage nach dieser Verlobung mit einer Dame aus dem Freundeskreise der Frau Foerster-Nietzsche sagte die letztere zu mir, diese Verlobung bereite ihr Schwierigkeiten. Sie wisse nicht, wie sie die Stellung Dr. Koegels gestalten solle, damit sie einen Rückhalt für seine Verheiratung bilden könne. Von diesem Zeitpunkte an befand ich mich, der sowol mit Frau Foerster-Nietzsche wie mit Dr. Koegel verkehrte, in einem wahren Kreuzfeuer. Zwischen den beiden gab es fortwährend Auseinandersetzungen, und ich mußte, wenn ich mit Frau Foerster-Nietzsche sprach, allerlei merkwürdige Behauptungen über Dr. Koegel hören; wenn ich mit Dr. Koegel zusammentraf, vernahm ich immerwährende bittere Klagen darüber, daß er sich Frau Foerster-Nietzsches Verhalten ihm gegenüber nicht anders erklären könne, als daß sie ihn auf die eine oder die andere Weise aus seiner Stellung drängen wolle. Ich suchte nach beiden Seiten hin zu beruhigen und fand im übrigen meine Lage ziemlich widerlich. Ich kam damals in jeder Woche zweimal zu Frau Foerster-Nietzsche. Sie hatte sich von mir Privatstunden über die Philosophie ihres Bruders geben lassen. Ich hätte gewiß nie über diese privaten Angelegenheiten gesprochen, wenn sie nicht geeignet wären, in der Oeffentlichkeit ein richtigeres Bild über die Qualitäten der Leiterin des Nietzsche-Nachlasses zu geben, als dies durch die heute erscheinenden offiziellen und offiziösen Kundgebungen des Archivs erlangt werden kann. Das was ich vorbringe ist geeignet, zu zeigen, in welchen Händen Nietzsches Schriften sind. Und darüber etwas zu erfahren, hat man heute ein Recht, da Friedrich Nietzsches Lehre einen so großen Einfluß in der Gegenwart ausübt. Die Privatstunden, die ich Frau Foerster-Nietzsche zu geben hatte, belehrten mich vor allen Dingen über das Eine: Daß Frau Foerster-Nietzsche in allem, was die Lehre ihres Bruders angeht, vollständig Laie ist. Sie hat nicht über das Einfachste dieser Lehre irgend ein selbständiges Urteil. Die Privatstunden belehrten mich noch über ein anderes. Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche fehlt aller Sinn für feinere, ja selbst für gröbere logische Unterscheidungen; ihrem Denken wohnt auch nicht die geringste logische Folgerichtigkeit inne; es geht ihr jeder Sinn für Sachlichkeit und Objektivität ab. Ein Ereignis, das heute stattfindet, hat morgen bei ihr eine Gestalt angenommen, die mit der wirklichen keine Aehnlichkeit zu haben braucht; sondern die so gebildet ist, wie sie sie eben zu dem braucht, was sie erreichen will. Ich betone aber ausdrücklich, daß ich Frau Foerster-Nietzsche niemals im Verdachte gehabt habe, Tatsachen absichtlich zu entstellen, oder bewußt unwahre Behauptungen aufzustellen. Nein, sie glaubt in jedem Augenblicke, was sie sagt. Sie redet sich heute selbst ein, daß gestern rot war, was ganz sicher blaue Farbe trug. Ich muß das ausdrücklich vorausschicken, denn nur unter diesem Gesichtspunkte ist alles das aufzufassen, was ich noch vorbringen will.

Bald nach Dr. Koegels Verlobung benutzte Frau Foerster-Nietzsche meine Anwesenheit im Nietzsche-Archiv gelegentlich einer Privatstunde, um mir zu sagen, daß ihr Zweifel an den Fähigkeiten des Dr. Koegel aufgestiegen seien. Sie schätze ihn ja außerordentlich als Künstler und „Aesthetiker", sagte sie, aber er sei kein Philosoph. Deshalb könne sie sich nicht denken, daß er fähig sei, die letzten Bände der Ausgabe, in denen die „Umwertung aller Werte" veröffentlicht werden sollte, entsprechend zu bearbeiten. Sie halte dafür, daß ich, der ich Philosoph sei und in Nietzsches Gedankenkreis ganz eingeweiht, zur Ausgabe zugezogen werden müsse. Sie machte auch Angaben über Einzelheiten, wie sie sich ein Verhältnis von mir zum Nietzsche-Archiv künftig etwa denke. Ich legte einer solchen Unterredung und solchen Angaben von seiten der Frau Foerster-Nietzsche keinen besonderen Wert bei. Denn ich kannte sie und wußte, das sie heute dies und morgen jenes will, und daß es ganz zwecklos ist, ernsthaft mit ihr sich auseinanderzusetzen, wenn zu einer solchen Auseinandersetzung etwas Logik gehört. Ich sagte nur, was sie da sage, hätte gar keine Bedeutung, denn Dr. Koegel sei kontraktmäßig Herausgeber der Nietzsche-Ausgabe. Von einer Erklärung meinerseits, daß ich bereit wäre, auch Herausgeber zu werden, könne keine Rede sein, denn eine solche Erklärung sei sinnlos, wenn nicht erst mit Dr. Koegel eine Auseinandersetzung stattgefunden hätte. Festzuhalten ist hierbei, daß ich nicht nur damals meine Zustimmung zur Herausgabe von Nietzsches Schriften nicht gegeben habe, sondern auch von dem Standpunkt ausgegangen bin, daß bei den Kontrakten zwischen Frau Foerster-Nietzsche und dem Verleger der Nietzsche-Ausgabe, die ich kannte, eine solche Zusage meinerseits ein Unsinn gewesen wäre. Nun kannte ich Dr. Koegels Gereiztheit und Verbitterung in jenen Tagen. Er war durch das fortwährende unglaubliche Gebahren der Frau Foerster-Nietzsche in eine geradezu krankhafte Aufregung hineingetrieben worden. Ich wußte, daß er in dieser Lage es nicht mehr vertrug, von der ganz sinnlosen Unterredung zwischen Frau Foerster-Nietzsche und mir zu erfahren. Außerdem war es völlig zwecklos, sie ihm mitzuteilen, denn sie war vollständig resultatlos verlaufen. Ich bat deshalb Frau Foerster-Nietzsche, mir ihr Wort zu geben, daß über diese Unterredung niemals gesprochen werde. Sie gab dieses Wort. Das war an einem Sonnabend. Dr. Koegels Schwester wohnte in jenen Tagen bei Frau Foerster-Nietzsche. Am darauffolgenden Dienstag sagte nun zu dieser Frau Foerster-Nietzsche folgendes. Ich hätte zugesagt, mit Dr. Koegel zusammen die „Umwertung aller Werte" herauszugeben. Sie, die Schwester, möge Dr. Koegel fragen, ob er damit einverstanden sei. Frau Foerster-Nietzsche sagte das nicht zu Dr. Koegel selbst, der inzwischen wiederholt im Nietzsche-Archiv anwesend war, sondern ließ es ihm durch seine Schwester sagen. So hat Frau Elisabeth Foerster-Nitzsche nicht nur von der

Unterredung drei Tage nachher gesprochen; sie hat das Resultat in ganz falscher Gestalt mitgeteilt Von dieser eigentümlichen Auffassung, die Frau Foerster-Nietzsche von einem gegebenen Worte hatte, war nachher noch öfter die Rede. Und Frau Foerster-Nietzsche hat sich über diese ihre Auffassung in einem unerbetenen Briefe an mich um 23. September 1898 in folgender Weise ausgesprochen: „ich glaubte, daß das Versprechen (es war nicht bloß ein Versprechen, sondern ein verpfändetes Wort) nur für die Zwischenzeit gelte, ehe ich Dr. Koegel das ganze Arrangement vorschlüge, denn natürlich mußte ich bei dem Anerbieten eines zweiten Herausgebers sagen, wen ich dabei im Auge hatte und daß der in Aussicht genommene damit einverstanden sei." Frau Foerster-Nietzsche glaubte also, daß sie ein am Sonnabend gegebenes Wort am Dienstag darauf nicht mehr zu halten brauchte. Frau Dr. Foerster-Nietzsche findet es natürlich, daß sie bei dem Anerbieten eines zweiten Herausgebers sagt, ich hätte zugesagt, obgleich das nicht richtig war, und obgleich jeder logisch denkende bei den kontraktlich bestehenden Verhältnissen der Ansicht sein mußte, daß erst die Sachen mit Dr. Koegel geordnet sein mußten, bevor über einen zweiten Herausgeber geredet werden könne. Da sachliche Gründe nicht vorlagen, um Dr. Fritz Koegel einen zweiten Herausgeber an die Seite zu setzen, hätte eine Zusage meinerseits nur als eine Intrigue gegen diesen gedeutet werden können. Alles was Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche in der Unterredung vom 6. Dezember vorbrachte, waren keine Angriffe auf das, was er bis dahin geleistet hatte, sondern nur die ganz vage, durch nichts sachlich gerechtfertigte Vermutung, Dr. Koegel werde wahrscheinlich die auf den 12. folgenden Bände nicht allein machen können. Damit ich Dr. Koegel gegenüber nicht als Intriguant erscheine, mußte Frau Elisabeth Foerster veranlaßt werden, vor Zeugen und in Dr. Koegels und meiner Gegenwart ausdrücklich zu erklären, daß ich eine Zusage nicht gegeben habe. Das hat sie auch erklärt. Später wollte sie den ihr unangenehmen Eindruck, den eine solche Erklärung gemacht hatte, verwischen. Deshalb erzählt und verbreitet sie den Sachverhalt seither so: am 6. Dezember habe eine Unterredung stattgefunden und sie habe aus Rücksicht für mich diese Unterredung abgeleugnet. Durch ihren Mangel an logischem Unterscheidungsvermögen scheint es ihr nicht klar zu sein, worauf es ankam. Nicht darauf kam es an, ob sie mit mir am 6. Dezember über Dr. Koegel und ihre Absichten mit ihm überhaupt gesprochen habe, sondern darauf, daß ich nicht eine Zusage gegeben habe. Ich habe eine solche Zusage schon deshalb nicht gegeben, weil ich Frau Foerster-Nietzsche gerade klar zu machen versuchte, daß jede Zusage meinerseits bei den bestehenden Kontraktverhältnissen ein Unding wäre. Ich habe eine Zusage auch deshalb nicht geben können, weil es damals meine feste Ueberzeugung war, daß es nur persönliche Gründe seien, die Frau Foerster-Nietzsche veranlaßten, eine Aenderung in Bezug auf Dr. Koegel eintreten zu lassen. Diese Ueberzeugung ist bei mir auch bis heute durch nichts erschüttert. Ich halte alles später vorgebrachte Sachliche nur für eine Maske, die ein ursprünglich rein aus persönlichen Gründen von Frau Foerster-Nietzsche angestrebtes Ziel — Entfernung Dr. Koegels von der Herausgeberschaft — als eine objektiv — durch die behauptete Unfähigkeit Koegels — gerechtfertigte Handlung erscheinen lassen soll.

Die Unterredung zwischen Frau Foerster-Nietzsche und mir hat Sonnabend, den 5. Dezember 1896 stattgefunden. Alle unangenehmen Verhandlungen, die sich an dieses Ereignis knüpften, zogen sich noch viele Wochen hin. Ich bemerke ausdrücklich, daß in dieser ganzen Zeit niemals die Rede davon war, daß Frau Foerster-Nietzsche an der Gediegenheit dessen zweifle, was Dr. Koegel bis dahin für die Nietzsche-Ausgabe gearbeitet hatte. Und es war damals das Koegelsche Manuskript der „ewigen Wiederkunft" für den zwölften Band längst fertig. Ich kannte dieses Koegelsche Manuskript, habe aber nie die Unterlagen dafür, die Nietzscheschen Hefte, kennen gelernt. Was Frau Foerster-Nietzsche von den letzteren damals kannte, weiß ich nicht, Koegels Manuskript kannte sie aber genau. Sie hat oft davon gesprochen und mir gegenüber niemals in dieser ganzen Zeit einen Zweifel darüber ausgesprochen, daß daran etwas fehlerhaft sein könnte. Ich muß das sagen, denn in Hornessers Broschüre steht: „Zur Rechtfertigung von Frau Dr. Foerster-Nietzsche, die zuerst die Unwissenschaftlichkeit der Koegelschen Arbeit erkannt hat (schon Herbst 1896) . . ." Diese Angabe kann also nicht richtig sein. Wie aber Frau Foerster-Nietzsche später die ganze Angelegenheit zurechtfrisierte, das geht aus einer Stelle des erwähnten unerbetenen Briefes an mich hervor. Darin steht zu lesen: „Ich habe Ihnen das Manuskript über die Wiederkunft des Gleichen Oktober 1896 zur Prüfung gegeben, weil ich so großer Sorge darum war. Sie selbst haben die Unzusammengehörigkeit des Inhaltes verschiedentlich konstatiert und meine Besorgnis gerechtfertigt und erwähnt. Trotzdem haben Sie Dr. Koegel kein Wort über Ihren Zweifel über die Zusammenstellung des Manuskripts gesagt." In dieser Briefstelle ist alles unrichtig. Die Sache war so. Während einer längeren Abwesenheit des Dr. Koegel von Weimar, besuchte Dr. Franz Servaes das Nietzsche-Archiv. Frau Foerster-Nietzsche ersuchte mich, ihm einiges aus dem zum Druck bereit liegenden Manuskript Koegels, die „Ewige Wiederkunft", vorzulesen. Ich wollte das nicht unvorbereitet tun und ersuchte, mir das Manuskript bis zum nächsten Tage zu überlassen, damit ich mich für die Vorlesung vorbereiten könne. Ich las dann nicht das ganze Manuskript vor, sondern nur eine Reihe von Aphorismen. Zufällig überschlug ich damals gerade die, von denen jetzt behauptet wird, sie gehören nicht zur „Ewigen Wiederkunft". Später, als Frau Foerster-Nietzsche mit mir wieder anknüpfen wollte, im Frühling 1898, hörte ich, daß Frau Foerster, durch einige Kritiker der mittlerweile gedruckten „Wiedergeburt", Koegels Arbeit tadeln gehört habe, und daß sie jetzt, nach anderthalb Jahren, an die Zurückziehung des zwölften Bandes denke. Ich sagte damals, es sei doch ein sonderbarer Zufall, daß jetzt diejenigen Aphorismen für nicht in das Buch gehörig angesehen würden, die ich damals, weil auch ohne Vorlesung derselben, ein partielles Verständnis des Grundgedankens möglich sei, überschlagen habe. Als ich zuerst von der Zurückziehung des Bandes hörte, glaubte ich, daß nach Untersuchung der Manuskripte Nietzsches sich ganz andere Fehler ergeben hätten als die von Hornesser behaupteten. Ich kenne ja diese Manuskripte nicht. Es ist für mich nicht gleichgültig, daß Frau Foerster-Nietzsche die obige falsche Behauptung bezüglich einer Prüfung der Manuskripte macht, denn sie hat den erwähnten Brief nicht nur an mich gerichtet, sondern, wie ich nunmehr weiß, den Inhalt auch anderen mitgeteilt. Ich muß daher feststellen: 1. Es ist nicht richtig,

daß mir gegenüber Frau Foerster Zweifel an der Güte der Koegelschen Arbeit geäußert hat. 2. Es ist nicht richtig, daß mir Frau Foerster je das Koegelsche Manuskript zur Begutachtung gegeben hat. 3. Es ist nicht richtig, daß ich jemals „die Unzusammengehörigkeit des Inhalts konstatiert" habe.

Infolge der unrichtigen und unstatthaftigen Mitteilung meiner Unterredung mit Frau Foerster-Nietzsche an Dr. Koegels Schwester wurde die Spannung im Nietzsche-Archiv immer größer. Die Auseinandersetzungen nahmen immer breitere Dimensionen an. Es wurden auch andere Persönlichkeiten in die Sache hineingezogen. Im ganzen Verlaufe der Angelegenheit spielte aber der Zweifel an Koegels Fähigkeiten, nach meiner Ueberzeugung, keine Rolle. Die Abneigung der Frau Foerster-Nietzsche gegen Koegel wurde immer größer. Sie war zunächst durch die bestehenden Verträge nicht in der Lage, Koegels Stellung zu ändern. Er blieb zunächst Herausgeber. Aber Frau Foerster-Nietzsche erschwerte ihm das Herausgeben in jeder Weise. Sie beschränkte ihn in der freien Benutzung der Nietzscheschen Manuskripte. Das führte dazu, daß zuletzt das Verhältnis unhaltbar wurde. Eines Tages war Dr. Koegel nicht mehr Nietzsche-Herausgeber. Nun traten später wiederholt an mich Freunde der Frau Foerster-Nietzsche heran, die mir die Absicht der letzteren andeuteten, mich unter gewissen Voraussetzungen zum Herausgeber zu machen. Ich hatte schon früher eine solche Eventualität vorausgesehen und war mit Dr. Koegel darin einig, wenn eines Tages sein Verhältnis zum Nietzsche-Archiv unmöglich geworden wäre, einem etwaigen Ruf der Frau Foerster-Nietzsche zu folgen. Ich habe mich aber niemals, nicht früher und auch nicht später, um die Herausgeberschaft beworben. Aber da von den erwähnten Freunden der Frau Foerster-Nietzsche stets betont worden ist, daß ich der geeignetste Nietzsche-Herausgeber sei, und es schade wäre, wenn die Ausgabe wegen persönlicher Zerwürfnisse in weniger berufene Hände käme: so entschloß ich mich zweimal, nach Weimar zu fahren, nachdem mein Hinkommen jedesmal ausdrücklich durch die genannten Freunde der Frau Foerster-Nietzsche, nachdem diese mit ihr verhandelt hatten, telegraphisch gefordert worden war. Die Einzelheiten der Verhandlungen, die nunmehr stattfanden, haben kein Interesse. Erwähnen will ich nur, daß bei meiner letzten Unterredung mit Frau Foerster-Nietzsche diese verlangte, ich solle über die Unterredung vom 6. Dezember 1896 an ihren Vetter als Vertrauensmann eine „einfach-wahre" Darstellung schreiben. Es wurde auch in Gegenwart eines Dritten ein Entwurf eines Briefes über den Sachverhalt an den Vetter im Nietzsche-Archiv versucht. Ich sah bald, daß Frau Foerster-Nietzsche nicht die Wahrheit wollte, wie ich sie oben dargestellt habe, sondern etwas anderes. Ich ging fort und sagte: ich will mir die Sache überlegen. Ich hatte aber das Gefühl: mit dieser Frau ist nichts zu machen. Ich habe mich seitdem nie wieder mit der Angelegenheit beschäftigt; ich wollte Frau Foerster-Nietzsche einfach ignorieren. Am 23. Sept 1898 schrieb sie mir dann den oben erwähnten Brief. Was sonst in demselben steht, ist ebenso *unrichtig* wie die eine Stelle, die ich erwähnt habe. Ich habe diesen *unerbetenen*, mir ganz gleichgültigen Brief unbeantwortet gelassen. Später erfuhr ich, daß Frau Foerster-Nietzsche für die Verbreitung seines unrichtigen Inhalts gesorgt hat.

Ich hätte auch jetzt geschwiegen, wenn ich nicht durch Hornеffers Broschüre und durch die Protektion, die das Buch von Lichtenberger erfahren hat, in die Empörung darüber getrieben worden wäre: *in welchen Händen Nietzsches Nachlaß ist.*

Es könnte sein, daß Frau Foerster-Nietzsche noch Briefe von mir hat, in denen etwas steht, was sie gegen meine jetzigen Behauptungen aufzeigen könnte. Ich habe eben, trotzdem ich Frau Foerster-Nietzsche bald erkannt habe, immer darauf Rücksicht genommen, daß *sie Friedrich Nietzsches Schwester ist.* Da habe ich vielleicht aus Höflichkeit und Rücksicht im Loben ihrer Eigenschaften zu viel getan. Nun ich erkläre, daß das eine große Dummheit von mir war, und daß ich gerne bereit bin, jedes Lob, das ich Frau Foerster-Nietzsche gespendet habe, in aller Form zurückzunehmen.



Pessimismus.

(Schluß.)

Was Kants Ansicht anbetrifft, daß das Individuum im Jenseits den Aufstieg zur Vollkommenheit zu vollenden habe, der ihm hier wegen der Kürze seines Erdenlaufs versagt sei, so ist dagegen Kants eigene Behauptung ins Feld zu führen, wonach der Mensch seine Bestimmung nicht als Individuum, sondern als Gattung zu erfüllen habe. Ebensowenig ist nach Kants eigenen Voraussetzungen über die intelligible Welt als ein großes Ganze von immateriellen Geistern, frei von den Schranken des Raumes und der Zeit, zu verstehen, wie man da noch von Sittlichkeit und Harmonie sprechen kann. In dem 1791 geschriebenen Aufsatz „Ueber das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee", den man als eine Schlußabrechnung seines Lebens ansehen kann, zieht sich Kant, dem damals bereits feststand, daß das Nichtleben dem Leben vorzuziehen sei, unfähig, den Zwiespalt zwischen Kopf und Herz zu lösen, auf den skeptischen Standpunkt zurück, wol, weil er nicht den Mut fand, die letzten Konsequenzen aus seinen eigenen wissenschaftlichen Prämissen zu ziehen. Den Namen eines Pessimisten hat er nicht für sich in Anspruch nehmen können, weil dieser damals noch garnicht gebräuchlich war.

Der Pessimismus ist so eng mit der Ethik verflochten, daß man sagen kann: Es gibt keine Ethik ohne Pessimismus. Nicht der pessimistische Charakter macht eine Ethik wertlos, wie früher so vielfach behauptet wurde, weil man unter Pessimismus hauptsächlich den Weltschmerz mit seinen quietistischen Folgen oder den Entrüstungspessimismus mit seiner Verbitterung verstand, sondern der Optimismus, der die Möglichkeit einer Erlangung von Glückseligkeit nicht aufgeben will. Der Satz, daß die echte Sittlichkeit erst auf der Stufe der Autonomie anheben könne, war schon lange Zeit Allgemeingut aller Gebildeten geworden, als die Verurteilung des Pessimismus noch ganz an der Tagesordnung war. Und doch gehört der Pessimismus und die echte Sittlichkeit untrennbar zusammen. Es liegt auf der Hand, daß die Forderung der Autonomie so lange ganz unfruchtbar bleiben mußte, als man der

Formel keinen Inhalt geben konnte. Autonom handelt auch der Verbrecher, der seine Handlungen keinem fremden Gebot unterordnet, und echt sittlich kann auch jemand handeln, der einer sittlichen Autorität sich beugt, ohne auf sein eigenes Wol dabei Rücksicht zu nehmen. Zur Sittlichkeit erhebt sich der Mensch nur da, wo das Streben nach Glück ganz beiseite geschoben wird. Der Optimismus steht einer solchen Handlungsweise aber geradezu im Wege. Denn der Optimismus besagt nicht bloß, daß diese Welt die beste aller möglichen Welten sei — das kann der Pessimismus auch zugeben — sondern daß für jeden Einzelnen das Glück entweder hier auf Erden oder doch wenigstens im Jenseits in irgend einer Form erreichbar sei, daß also die Unlust die Lust im Leben überwiege. Nun liegt es aber auf der Hand, daß der glückshungrige Eigenwillen viel eher gebändigt werden kann, wenn man ihn von der Illusion, das Glück jemals dauernd besitzen zu können, befreit, als wenn man ihm das Glück als ein für jeden erreichbares Ziel vor Augen stellt. Eine Ethik, die mit dem Optimismus gebrochen hat, ist nicht allein härter, sondern schonender als eine optimistische Ethik, weil sie den Menschen vor bitteren Enttäuschungen bewahrt. Allerdings gehört dazu, daß sie der Willenstätigkeit neue Motive des Handelns darbietet, indem sie solche Ziele aufstellt, die zu neuer Schaffenslust anregen. Wem die Formel: „Der Mensch ist nicht dazu da, glücklich zu werden" zurückschreckt, der mag sich an den anderen Satz der pessimistischen Ethik halten: „Der Mensch ist dazu da, um immer höhere göttliche Gedanken zu verwirklichen und erreicht in diesem Streben, wenn auch keine positive Lust, so doch jene Ruhe des Geistes und des Herzens, die allein das Leben und das Sterben erträglich macht."

Es handelt sich für den gereiften Menschen darum, mit den Illusionen der Kindheit zu brechen und dem unabwendbaren Leid mit Furchtlosigkeit ins Auge zu blicken; nichts ist aber geeigneter, die Vorbereitungszeit abzukürzen, als die Einsicht, daß der selbstsüchtige Eigenwillen auf der Jagd nach dem Glück erfolglos ist, und zu dieser Einsicht verhilft der Pessimismus. Wann es für den Einzelnen Zeit ist, den pessimistischen Lehren Eingang zu gewähren, ist eine Frage der Pädagogik; daß der Optimismus aber ebenso verwerflich sei wie die Heteronomie, beginnt bereits in weiteren Kreisen eingesehen zu werden, weil man erkennt, daß selbst die politischen und sozialen Fortschritte nicht jenes Maß von Glück gebracht haben, welches man von ihnen erhoffte. Die Ansicht, daß die Summe des Leids nicht allein im Abnehmen sondern trotz aller sozialen Verbesserungen eher im Zunehmen begriffen ist, ist nicht bloß Eigentum der Sozialdemokratie, sondern drängt sich jedem nüchternen Betrachter des Weltgeschehens mit zwingender Notwendigkeit auf. Wer durch optimistische Lehren verzärtelt ist, wird durch diese Erkenntnis leicht zur Verzweiflung oder zur stumpfen Indifferenz gebracht werden; wer als Pessimist seine Aufgabe darin erkannt hat, das unabwendbare Leid als Begleiterscheinung des Lebens geduldig hinzunehmen, der wird ihm bald eine Bedeutung abgewinnen, deren Läuterungskraft ihm eine weit größere Freudigkeit gewährt, als der Optimismus mit seinen steten Enttäuschungen, denen nur ein besonders sanguin veranlagtes Temperament gewachsen ist, sie gewähren kann.

Der Pessimismus ist drittens ein religiöses Problem ebenso oder vielmehr weil er ein psychologisches und ethisches ist. Faßt man die Religion ganz allgemein als Sehnsucht nach Erlösung, so ergibt es sich ganz von selbst, daß der Pessimismus als Grundlage nicht zu entbehren ist. Allerdings wieder nicht der Entrüstungspessimismus oder der Weltschmerz, sondern der philosophische Pessimismus. Dieser wendet sich mit der vollen Objektivität des Denkens der Betrachtung des Leids in seinen mannigfachen Gestaltungen zu. Die in der Menschheit nie rastende Erlösungssehnsucht, welche ohne die Basis des irdischen Pessimismus garnicht zu denken wäre, sucht eine Bewußtseinsform, in der sich das moderne Denken in Einklang setzt mit allen Erfahrungen der Psychologie und Ethik. Sowol die induktive wie die deduktive Beweisführung für die Wahrheit des Pessimismus, die induktive, die sich auf die Welt- und Lebenserfahrung stützt, und die deduktive, die sich auf psychologische Erfahrung und Gesetze stützt, kommt zu so unumstößlich feststehenden Resultaten, daß alle Gegnerschaft dagegen sich in Luft verflüchtigt. Gerade weil der Pessimismus sich nicht auf leicht vorüberrauschende Empfindungen aufbaut, sondern auf die Physiologie und Psychologie, ist an seiner Wahrheit nicht zu zweifeln.

Wenn man vom Wert oder Unwert des Daseins spricht, ist der eudämonologische Maßstab durchaus zulässig. Aber diesen anerkennen, heißt noch nicht, das Streben nach Glückseligkeit auf seine Fahne schreiben. Das verwechseln jene Gegner des Pessimismus immer wieder, die den Glückseligkeitsmaßstab als der Würde der Menschheit nicht entsprechend überhaupt nicht anlegen wollen. Man kann dem Bewußtsein nicht verbieten, die Wertung der Welt am Glückseligkeitsmaßstab vorzunehmen, und nur diejenigen finden ein sittliches Bedenken darin, die von einem pessimistischen Ergebnis die Schaffensfreudigkeit gelähmt zu sehen fürchten. Aber das sind gerade wieder Eudämonisten, d. h. solche Ethiker, denen es in irgend einer Form um die Glückseligkeit zu tun ist, und die schließlich den Glückseligkeitsmaßstab nur deshalb nicht anerkennen wollen, weil sie ein pessimistisches Resultat voraussehen und fürchten. Dies verliert aber für denjenigen alle Schrecknisse, der die Glückseligkeit garnicht mehr anstrebt. Wer erkannt hat, daß der Mensch garnicht dazu da ist, glücklich zu werden, sondern seine Pflicht im Kulturprozeß zu tun, der betrachtet das überwiegende Elend des Daseins mit ganz anderen Augen als der glückshungrige Eudämonist, den diese Erkenntnis aus allen Himmeln stürzt. Daß nach erfüllter Pflicht sich gelegentlich ein der Glückseligkeit verwandtes Empfinden einstellt, vermag den Pessimisten nicht darüber zu täuschen, daß diese Glücksmomente, die der wahre Pessimist ja garnicht leugnet, nur eine sehr vorübergehende Bedeutung haben und die Schale zu Gunsten der Lust nicht wesentlich zu beschweren vermögen. Im Gegenteil, der innerlich ethische Mensch wird, weil er sich wie der wahre künstlerische Genius niemals Genüge zu tun vermag, von seinem Pflichtbewußtsein nach kaum geleisteter Pflichterfüllung so rasch zu immer neuen Leistungen aufgestachelt, daß es schon aus logischen Gründen für ihn unmöglich ist, das Gute um des daraus entspringenden Glücksgefühls wegen zu tun, obgleich dieser Einwand von vielen gerade von echter Sittlichkeit durchdrungenen Menschen immer wieder geltend gemacht wird. Sie erheben die Begleiterscheinung der augenblicklich erreichten seelischen Befriedigung zum Beweggrund ihrer

Handlungsweise, teils um des anerzogenen Vorurteils willen, daß nur ein glückversprechendes Ziel motivierend auf den Willen einwirken könne, teils aus Bescheidenheit, die sich nicht selbst der Sittlichkeit rühmen will. Diese feinen Herzen würden sich aber nie zu einer unsittlichen Tat entschließen, wenn sie auch noch so viel Glück in Aussicht stellte — was sie ihrer Theorie nach tun müßten — und darin liegt die beste Widerlegung der von ihnen an sich selbst geübten Kritik.

Wie alle Religiösität auf der Erlösungssehnsucht beruht, so alle Religion, die in Wahrheit diesen Namen verdient, auf der Behauptung der Erlösungsfähigkeit. In Bezug auf den Pessimismus und Optimismus dreht sich nun aber die Beurteilung um. Die Erlösungssehnsucht erhebt sich auf der Basis des Pessimismus; die Behauptung der Erlösungsfähigkeit schließt dagegen ein optimistisches Element ein. Wenn der Pessimismus zum absoluten wird und neben der Unanfechtbarkeit seines irdischen Geltungbereiches nirgends einen Ausblick auf Erlösung zeigt, so verdient er in der Tat jene Vorwürfe, die ihm von seiten des Ethikers gemacht werden. Der Pessimismus gilt nur für die Welt des Bewußtseins; ja, er hat in ihr eine noch zunehmende Bedeutung zu gewärtigen, weil jede Steigerung des Bewußtseins eine Steigerung der Empfindung des Weltleids mit sich führt. Jemehr die Sphäre des Bewußtseins sich ausbreitet, je feinfühliger die Menschen werden, um so mehr Geltung gewinnt der Pessimismus; auf eine absolute Verminderung des Leids zu hoffen, ist also ganz vergeblich. Nicht das Anderssein der Welt wird den Pessimismus vernichten, sondern erst das Nichtsein.

Die indischen Religionen vertreten einerseits den absoluten Pessimismus, nicht zu verwechseln mit dem Pessimismus des Absoluten -- in der Lehre von dem ewigen Kreislauf des Geschehens, dessen Symbol das Gebetsrad ist, andererseits eine Abschwächung desselben in der Karmalehre, nach welchem der Einzelne dem Leid der Wiedergeburt entrinnen kann, wenn er sich durch sittliches Verhalten zu immer höheren Stufen des Daseins hinaufgeläutert hat. Für die Bedingungen des Daseins bleibt der irdische Pessimismus in voller Kraft. Die christlichen Konfessionen sind in Bezug auf das irdische Dasein sehr pessimistisch veranlagt, und die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen giebt selbst für das Jenseits dem Pessimismus das Uebergewicht. Seit der Herrschaft des Rationalismus, der die Höllenfurcht wesentlich verringerte, ist der Unsterblichkeitsglauben vorwiegend optimistisch. Durch Jahrtausende lange Gewöhnung ist das religiöse Vorurteil so eng mit diesen Anschauungen verwachsen, daß nichts dem Pessimismus so hartnäckig Widerstand leistet als dieses durch Staat und Sitte geheiligte Vorurteil, welches den freien Ausblick auf die letzten nichtegoistischen Ziele der Sittlichkeit verhindert. Man kann die Beseitigung dieses Vorurteils aber getrost der göttlichen Logik überlassen, die sich in der Vertiefung des religiösen Bewußtseins das beste Werkzeug zur Vernichtung einer für die höhere Religiosität so hinderlichen Ansicht schmiedet, so daß es dem kommenden Jahrhundert nicht schwer sein wird, mit der transcendentalen Glückseligkeit, diesem letzten, einer wahren und wissenschaftlichen Ethik sich in den Weg stellenden Bollwerk vollends einzuräumen.

Geht man über die Welt des Daseins hinaus, so verschwindet auch die Nötigung, dem Leid und dem Uebel noch eine Stätte zu lassen. So lange die Entwicklung sich auf diese irdische Welt beschränkt, bleibt der Pessimismus in voller Kraft, ebenso wie der Glückseligkeitsmaßstab, sobald die Entwicklung aber nicht nur das innerweltliche, sondern auch das außerweltliche Sein ins Auge faßt und zu einander in Beziehung setzt, tritt der Pessimismus vor einem teleologischen Optimismus zurück oder verschmilzt sich wenigstens mit ihm, so daß eine Weltauffassung geboren wird, die die beiden Gegensätze zu einer bisher ungeahnten Harmonie erhebt und verklärt.

Dieser philosophische Pessimismus-Optimismus ist eine der feinsten Problemlösungen unseres Jahrhunderts. Er ist voll und ganz Pessimismus in Bezug auf den Glückseligkeitswert des irdischen Daseins und verspricht seinen Anhängern nirgends ein dauerndes Glück; er durchschaut die Versprechungen des Optimismus als trügerische Illussionen oder bewußte Fälschungen und sieht auch in der Zukunft keine Verminderung des Leids vor Augen. Aber er sieht in dem unendlichen Spiel der Kräfte keinen blinden Mechanismus, der sich von Ewigkeit zu Ewigkeit weiter im Kreise dreht, sondern einen festgeordneten Weltenplan, der eine schließliche Erlösung in sich birgt. Dieser Hinweis auf ein Ziel, dem sich alle Mittelzwecke unterzuordnen haben, enthält jenen Zusatz von teleologischem Optimismus — wenn man das Wort Optimismus hier noch anwenden kann — der den philosophischen Pessimismus vom absoluten Pessimismus des Indertums und einiger neuerer Denker wie Bahnsen trennt. Freilich ist diese feinste Blüte philosophischer Spekulation heute nur Wenigen zugänglich, weil sie auf einer Kategorienlehre beruht, die an die Denkfähigkeit die höchsten Ansprüche stellt; aber es genügt, daß die Ansätze vorhanden sind, um auch für das populäre Bewußtsein den Pessimismus in seiner Achtheit, nicht den Entrüstungspessimismus oder den Weltschmerz, zur durchdringenden Welt- und Lebensbetrachtung zu erheben. Selbst die Aussicht auf eine Steigerung des Weltleids mit wachsender Kultur, eine Ansicht, die dem Pessimismus so oft als rigoristische Härte ausgelegt wird, vermag nun nicht mehr zu entmutigen, weil darin ein Mittel zur Welterlösung gefunden wird. Diese ist natürlich nicht als positive Glückseligkeit zu fassen; sie würde ja sonst auf dem Standpunkt der christlichen Religionen mit ihrer jenseitigen Glückseligkeit stehen bleiben; die Erlösung ist nur eine Rückkehr in den friedvollen Zustand unterschiedsloser Ruhe, der mit positiver Lust ebensowenig wie mit der allem menschlichen Dasein anhaftenden Bewußtseinsform etwas zu tun hat. „Die Annahme der Realität des Ich begründet einen unlösbaren Widerspruch zwischen der metaphysischen Beschaffenheit des Individuums und den unerläßlichen Bedingungen seines sittlichen Verhaltens. Darum ist es für die Ethik eine Lebensfrage, daß die Realität des Ich als Illusion enthüllt wird, und giebt es nur dann eine mit den Anforderungen des sittlichen Bewußtseins übereinstimmende Metaphysik, wenn Sein und Bewußtsein an keinem Punkte zusammenfallen."*)

Für den Einzelnen ergibt sich die Erlösung mit dem Erlöschen der endlichen Bewußtseinsform, es vorzeitig herbeizuführen, wird der echte Pessimist gar nicht in die Versuchung kommen, weil er für seine

*) A. Drews: Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Freiburg i. B. Verlag von J. C. B. Mohr.

Person das egoistische Glückseligkeitsbestreben schon lange aufgegeben hat, also auch durch keine Enttäuschungen und Leiden veranlaßt werden kann, seinem Leben ein Ende zu machen, so lange er ihm direkt oder indirekt noch eine Bedeutung beimessen kann. Sein Pessimismus weiß über sich selbst hinaus auf die göttliche Weisheit, und in der Beteiligung an der allgemeinen Arbeit für einen logischen Endzweck findet er schon hier auf Erden die für das Bewußtsein einzig mögliche Form der Erlösung.

A. v. H.



Polonius.*)

Eine Studie von **Eugen Reichel**.

Die Unklarheit, welche über allen Personen und Vorgängen im „Hamlet“ ausgebreitet liegt, erstreckt sich in ganz erheblichem Maße auf die Gestalt des Polonius. So viel man sich auch bemüht hat, dem geschwätzigen alten Herrn ins Gesicht und in die Seele zu schauen — zu befriedigenden Ergebnissen ist man nie gelangt; man hat nicht einmal recht einsehen können, was Polonius eigentlich verbrochen hat, daß er wie eine Ratte von Hamlet niedergestoßen wird.

Ich will nun versuchen, einiges Licht (soweit es bei dem trostlosen Zustande, in welchem der uns überlieferte „Hamlet“ sich befindet, möglich ist) auf diese, für die Handlung der Tragödie zweifellos von großer Bedeutung gewesene Gestalt zu werfen, in der Hoffnung, daß bei der Gelegenheit gleich auch für das ganze, in so grauenhafter Verstümmelung uns vorliegende, Werk noch etwas mehr Helligkeit geschaffen werden kann.

Wir müssen uns zunächst über Eines klar zu werden versuchen: nämlich über die Stellung, welche Polonius am Hofe, insbesondere als Vertrauensmann des Königs, einnimmt. Wollte man die seltsamen Worte, welche die Königin am Grabe Ophelias spricht: „Ich hoffte, du solltest meines Hamlet Gattin sein. Dein Brautbett dacht' ich, süßes Kind, zu schmücken“, ernst nehmen, d. h. als im Sinne Shakespeares gesprochen, gelten lassen, so müßte man notwendigerweise annehmen, daß Polonius zu den fürstlichen Personen Dänemarks gehörte, daß er wol gar in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu dem Königshause stände. Glücklicherweise erhalten die, anscheinend ins Blaue hineingesprochenen Worte**) der Königin ihre Berichtigung durch die männlichen Glieder des Hauses Polonius selbst: In der dritten Scene des ersten Aktes ermahnen Bruder und Vater die verliebte Ophelia sehr dringend, ihre Neigung zu bekämpfen, den Liebesschwüren Hamlets gegenüber auf der Hut zu sein, weil Hamlet als „Haupt des Staates“ nicht daran denken dürfe, ein ihm unebenbürtiges Mädchen zu heiraten. Soviel also dürfen wir für gewiß halten, daß Polonius nicht mehr als ein „Staatsbeamter“ ist — vielleicht nicht eigentlich ein Minister, eine politisch einflußreiche Person, aber ein Vertrauensmann des Königs, eine Art von Hausminister oder Oberkammerherr, als welcher er ja auch im Personenverzeichnis angeführt ist.

Die großen Fragen, vor die wir uns diesem „Oberkämmerer“ gegenüber gestellt sehen, lauten nun so: Was für eine Rolle spielt Polonius an dem Hofe des Claudius? — In welcher Beziehung steht er zu Claudius? — Welche Bedeutung hat er für die Handlung der Tragödie?

Schon der äußerliche Umfang, den diese Gestalt im Stücke zeigt, läßt uns erkennen, daß wir es hier mit einem Individual-Motiv ersten Ranges zu tun haben, mit einem Motiv, das den Haupt-Individual-Motiven „Hamlet“ und „Claudius“ (von der Königin darf ich nicht sprechen, weil sie in unsrem Stücke bedeutungslos ist) zunächst steht. Dem entspricht nun die Art, wie sich dieser Polonius des öfteren gibt, und vor allem die Art, wie er ums Leben kommt, ganz und gar nicht. Wir empfangen nicht nur den Eindruck, daß der hochstehende Hofmann sich zu oft zum Clown herabwürdigt; wir sind uns auch ohne weiteres darüber klar, daß der Ermordung des Polonius (mag sie nun unter den in unserem Stücke sich abspielenden oder unter anderen Verhältnissen erfolgt sein) nicht jene Beachtung geschenkt wird, die ihr schon aus ganz äußerlichen, menschlichen Gründen zukommt.

Sehen wir uns daraufhin den Mann (der in der „ersten Quarte“ noch „Corambis“ heißt,*) was vielleicht bedeutungslos ist, aber doch, da es möglichenfalls für die endgültige Lösung des „Hamlet“-Problems wertvoll werden kann, nicht unbeachtet bleiben darf) einmal etwas genauer an.

Claudius sagt in der zweiten Scene des zweiten Aktes zu ihm: „Du warest stets der Vater guter Zeitung“, und gibt ihm das Zeugnis, daß er „ein Mann von Treu und Ehre“ sei, wohingegen Polonius versichert, daß er nächst Gott, ihm am treuesten anhänge. Da wir wissen, was für ein ehrenhafter Mann Claudius selbst ist, so können wir danach einigermaßen den Wert seines Lobes abmessen; daß diese Wertschätzung nur sehr niedrig ausfallen kann, leuchtet ohne weiteres ein. Wir begreifen deshalb auch, warum Hamlet ihm etwas später ins Gesicht sagt, er wünschte, daß Polonius „ein so ehrlicher Mann wäre“, wie es etwa ein rechtschaffener Fischhändler sein mag. Hamlet spricht diese und einige andere Rücksichtslosigkeiten zwar unter der Maske des Blödlings; aber eben weil er nur so die Wahrheit,

---

*) Ich verweise hier zugleich auf meine „Hamlet“-Artikel in den „Magazin“-Nummern 26, 30, 33 u. ff.

**) Was den obigen Worten, so unmöglich sie scheinen, eine gewisse Berechtigung gibt, ist der, allerdings höchst seltsame Umstand, daß Laertes, der Sohn eines Oberkammerherrn, von Claudius als eine sehr ernste politische Persönlichkeit genommen wird. Laertes wagt es nicht nur, tumultuarisch gegen Claudius vorzugehen (Claudius spricht sogar von einem „riesenmäßigen Aufstande“), er wird auch von diesem diplomatisch behandelt, gebeten, ihm nicht „sein Recht zu versagen“ und mit der Versicherung beruhigt, daß er (Claudius) ihm „Reich, Krone, Leben zur Vergütung geben wolle,“ wenn er schuldig befunden werden würde. Zum Ueberfluß tobt Laertes (den das Volk sogar zum König ausgerufen haben soll!!) noch darüber, daß

„Kein Schwert, noch Wappen über seiner Gruft,
Kein hoher Brauch, noch förmliches Gepräng'“

bei der „heimlichen Bestattung“ seines Vaters in Anwendung gekommen sei, was doch darauf schließen zu lassen scheint, daß Polonius wirklich eine „hohe“ Person gewesen ist, deren Tochter am Ende ganz gut Hamlets Gattin hätte werden können.

Wir sehen, es handelt sich auch hier um so tiefgreifende, schier unversöhnliche Widersprüche, daß wir vorläufig nichts anderes tun können, als sie festzustellen

*) Mit dem Worte dürfte so etwas wie ein „Doppelzüngiger“, ein „Doppelmensch“ oder ein in zweierlei Gestalt Erscheinender gemeint sein, ein Name, der allerdings vorzüglich zu dem verdächtigen Höflingscharakter des Alten passen würde.

seine eigensten Meinungen aussprechen darf, gewinnen sie an Bedeutung.

Es geht uns jedoch fürs Erste weniger an, wie Hamlet über Polonius denkt, als vielmehr, wie Polonius zu seinem königlichen Herrn steht; und bei Betrachtung dieses Verhältnisses fällt uns die merkwürdige Tatsache auf, daß nicht nur Claudius sich gelegentlich bei Polonius Rat einholt („Was dünket Euch?“ fragt er, als er dem Alten von seinem Plane, Hamlet nach England zu senden, erzählt), sondern daß Polonius bei vielen entscheidenden Vorgängen der eigentliche Anreger ist. So veranlaßt er in II, 2 die königlichen Herrschaften, beiseite zu treten, damit er Hamlet ausforschen könne; so kommt er in III, 3 (und das ist von ganz hervorragender Bedeutung) auf den Gedanken, sich, da Hamlet die Mutter aufsucht, hinter die Tapete zu stellen, um „den Hergang anzuhören“ — ja, mehr, der Oberkämmerer wagt es, zu seinem Könige zu sagen: „Es schickt sich wol, daß noch ein anderer Zeuge als eine Mutter, die von Natur parteiisch, ihr Gespräch im Stillen anhört.“*) — und Claudius erwidert darauf nichts als: „Dank, lieber Herr.“

Diese letzten Worte des Polonius lassen uns nicht nur der ganzen Situation (wie sie allerdings nicht in dem uns überlieferten „Hamlet“ zu finden ist, wie sie aber zweifellos in dem von Shakespeare geschaffenen Original vorhanden gewesen sein muß), sondern auch dem Polonius und dem zwischen Claudius und ihm bestehenden Verhältnis klar in die Seele sehen. Wir erkennen erstens, daß von der Königin die Möglichkeit einer Parteiergreifung zu Gunsten Hamlets angenommen wird (was natürlich nur von politischen Gesichtspunkten aus einen Sinn haben kann); wir erkennen zweitens, daß Polonius das größte Interesse hat, die Gesinnung Hamlets zu erfahren; und wir erkennen drittens, daß er den König, soweit das in seiner äußerlich abhängigen Stellung möglich ist, beherrscht, daß er tut, was er für richtig hält, und daß Claudius ihn ruhig handeln läßt, offenbar, weil er weiß, daß ein ganz persönliches Interesse den „treuen“ Diener schon auf den richtigen Weg weisen wird. — Haben wir uns hierüber ausreichende Klarheit gewonnen, so bekommt es für uns auch einen tiefen Sinn, daß Polonius es ist, der in der Schauspielscene so schnell Bescheid weiß und, gleich als wäre er der oberste Gebieter, ruft: „Macht dem Schauspiel ein Ende!“ — es besteht eben jetzt für uns gar kein Zweifel mehr, daß er nicht nur der Mitwisser des Königs, sondern daß er unmittelbar an der Ermordung des alten Hamlet beteiligt gewesen ist.

(Schluß folgt.)

*) In dem uns überlieferten Stück wird dieser feine, die Stellung des Polonius scharf beleuchtende Zug dadurch verwischt, daß Polonius den entscheidenden Worten die Wendung vorausschickt: „und wie Ihr saget, und weislich war's gesagt, es schickt sich wol, daß noch ein anderer Zeug' als eine Mutter ꝛc.“ Nun könnte man meinen, Polonius tue hier nur als Höfling so, als ob die von ihm zu früh (nämlich schon in III, 1) ausgegangene Anregung das Eigentum des Königs sei. Aber das trifft nicht zu und würde der Haltung, die Polonius dem Könige gegenüber, wenn er mit ihm allein ist, an den Tag legt, widersprechen (ganz abgesehen davon, daß, aus dramaturgischen Gründen, jene vorzeitige Anregung gar nicht stattgefunden haben kann). Im Original läßt es sich übrigens ohne weiteres erkennen, daß die Stelle „redigiert“ worden ist und die stilistische und dramaturgische Ungeschicklichkeit, daß Polonius in den paar Zeilen zweimal davon spricht, daß er „den Hergang anhören“ und „ihr Gespräch im Stillen anhören“ wolle, nicht auf das Schuldkonto William Shakespeares gesetzt werden darf. Das Original lautet nämlich also:

„Mylord, he's going to his mother's closet;
Behind the arras I'll convey myself,
(To hear the process, I'll warrant, she'll tax him home
And as you said, and wisely was it said)
'Tis meet, that some more audience than a mother.
Since nature makes them partial should o'erhear
The speech of vantage etc.“

Die Einschaltung macht sich hier durch den sechsfüßigen Jambus

„To hear the process; I'll warrant, she'll tax him home“

kenntlich. Ursprünglich hat die Stelle eben gelautet:

„Behind the arras I'll convey myself,
'Tis meet, that some more audience than a mother etc.“

Der Zusammenhang ergibt sich von selbst; und die ungeschickte Einschaltung sollte nur auf die ungeschickte Vorzeitigkeit der „Anregung“ in III, 1 zurückweisen. Man ersieht aus diesem Falle, wie aus allen Fällen gleicher Art (und es wimmelt natürlich von ihnen in den „Shakespeare-Dramen“ Bacons), daß solche „Entgleisungen“ nicht etwa einem flüchtigen „Nachschreiber“ oder „Regisseur“ zur Last fallen, sondern vom „Bearbeiter“ mit einer gewissen „Besonnenheit“ in den Originaltext eingeflickt wurden.

★ Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. ★

Soeben erschienen:

Ferriani, Cav. Lino,

Staatsanwalt in Como.

Schlaue und glückliche Verbrecher.

Deutsch von A. Ruhemann.

ca. 500 Seiten. Preis Mk. 8,—.

Frühere Werke desselben Verfassers:

Minderjährige Verbrecher.

Deutsch von A. Ruhemann.

500 Seiten. Preis Mk. 8,—.

Das „Centralblatt für Anthropologie" urteilt: Verfasser, schon seit langem wegen seiner socio- und volks-psychologischen Studien in seinem Vaterlande mit Recht bekannt, hat als Staatsanwalt Gelegenheit, die Verbrecherwelt à fond kennen zu lernen. In obigem eleganten, geistreichen, von Menschenliebe durchdrungenen und gut übersetzten Buche behandelt Verf. speziell die „minderjährigen Verbrecher" (eine immer mehr zunehmende Crux der civilisierten Staaten), auf 2000 Fälle. Er geht mehr socio- und psychologisch, als anthropologisch vor, was für einen Juristen wohl erklärlich ist. Ein Kapitel über die Kindesnatur eröffnet das Ganze, mit feinen Bemerkungen aller Art, auch nach pädagogischer Hinsicht — u. s. w.

Entartete Mütter.

Deutsch von A. Ruhemann.

Preis Mk. 3,—.

Die „Monatsschrift für Psychiatrie" schreibt: Die Abhandlung kann empfohlen werden, weil sie viele neue Gedanken bringt und zum Nachdenken anregt. Zumal können Psychiater, wenn sie als Sachverständige thätig sein müssen, aus dem Buche lernen, indem Verfasser in seinen Schilderungen bis auf die genauesten Einzelheiten zurückgeht.



Halbmonatschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands.

Für den Jahrgang 1900 sind in Aussicht genommen:

Schlaraffenland, neapolitanischer Sittenroman von **Matilde Serao** (aus dem Italienischen),

Der Wettlauf des Lebens, Erzählungen von **Rud. Kipling** (aus dem Englischen),

Ananke, Blätter einer krankhaften Liebe, von **Wilh. Feldmann** (aus dem Polnischen),

Tine, Roman von **Herman Bang** (aus dem Dänischen) **und vieles andere.**

„Aus fremden Zungen" beabsichtigt auch die Fortsetzung der neuen Romanserie

„Die vier Evangelien" von Emile Zola

zu veröffentlichen, deren 1. Teil „Fruchtbarkeit" im Jahrgang 1899 erschienen ist.

Monatlich erscheinen 2 Hefte von je 48 Seiten. | Preis vierteljährlich (6 Hefte) 3 Mark. Preis jedes Heftes 50 Pfennig.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probeheft ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Litterarische Neuigkeiten

aus dem Verlage

Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.

Zangwill, Kinder des Ghetto, Deutsch von Adele Berger, 2 Bände, Preis elegant. Umschlag 7,50 Mk., elegant gebunden 10 Mk.

Zangwill, Der König der Schnorrer, Humoreske aus dem Londoner jüdischen Leben, eleg. broch. 2 Mk., eleg. geb. 2,50 Mk.

☞ Vergleiche: „Vossische Zeitung" vom 9. Februar 1899. ☜

Dollivet, Jude! Autorisierte Ausgabe des französischen „Sale Juif", elegant broschiert 4 Mk., elegant gebunden 5 Mk.

S. Lublinski, Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig, 8 Bogen 8°. Preis broschiert 2 Mk.

Das Buch der Bücher, Populärwissenschaftlich dargestellt von Dr. S. Bernfeld, 19 Bogen 8°, elegant brosch. 4 Mk., eleg. gebunden 5 Mk.

Nahida Ruth Lazarus, Ich suchte dich, Biographische Erzählung, Preis brosch. 3 Mk., elegant geb. 4 Mk.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.

Luigi Settembrini.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Mit einer Vorrede von

Francesco de Sanctis.

Nach der 9. Aufl. des Italienischen. Deutsch von G. Kirchner. Autorisierte Ausgabe. 2 Bände. In einem Bande broschiert. Broschiert 6 Mk., in Halbfranz geb. 10 Mk.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Erik Pfeffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner und Otto Erich Hartleben.

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 17. Februar 1900. Nr. 7.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Ein unbekannter Aufsatz von Max Stirner.

Vorbemerkung.

Es ist John Henry Mackays Verdienst, Max Stirner der Vergessenheit entrissen zu haben, in die Gedankenfaulheit und Gedankenfeigheit diesen kühnen und freien Geist fast ein halbes Jahrhundert lang haben versinken lassen. John Henry Mackays Lebensbild Stirners „Max Stirner. Sein Leben und sein Werk.“ (Berlin 1898 Schuster & Loeffler) und dessen Ausgabe „Max Stirners Kleinere Schriften“ (ebenda) sind in dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt worden. Mackay hat einen Teil des eigenen Lebens darauf verwendet, der Mit- und Nachwelt eine Vorstellung zu geben von der Persönlichkeit, deren Größe er zuerst erkannt hat. Wer von der Mühe, die der Veröffentlichung Mackays vorangehen mußte, einen Begriff haben will, lese die Einleitung seines Stirner-Buches, in der er die Geschichte seiner zehnjährigen Arbeit (1888—1897) erzählt. Philosophische und unphilosophische Vielschreiber haben, seit er auf den großen Denker hingewiesen hat, die Früchte seiner Arbeit ausgebeutet, meist ohne daß sie gezeigt hätten, woher ihnen ihre Weisheit gekommen ist.

Ich freue mich, John Henry Mackay die folgenden Spalten überreichen zu können, die einen Aufsatz Max Stirners wiedergeben, der ihm trotz aller aufgewendeten Mühe entgangen ist und den Dr. Heinrich H. Houben, gelegentlich seiner Vorarbeiten zu einer umfassenden Arbeit über Gutzkow aufgefunden hat. Der Wieder-Abdruck sei hiermit dem Wieder-Entdecker Stirners zugeeignet.

Der Aufsatz ist in dem von Karl Gutzkow redigierten „Telegraph für Deutschland“, Nr. 6—8 vom Januar 1842 enthalten. Er erscheint als ein für den Entwickelungsgang dieses Denkers höchst wertvolles Dokument. Er ist eine frühere Arbeit Stirners als die von John Henry Mackay in seiner Ausgabe der „kleineren Schriften“ (Berlin 1898, Verlag von Schuster und Loeffler) wieder abgedruckten Aufsätze. Die erste Arbeit Stirners, die Mackay in diese Ausgabe aufgenommen hat, handelt über „das unwahre Prinzip unserer Erziehung oder der Humanismus und Realismus“. Sie ist in den Nummern vom 10., 12., 14. und 19. April 1842 der „Rheinischen Zeitung“ erschienen. Die hier vorliegende Besprechung über Bruno Bauers „Posaune des jüngsten Gerichtes“ ist somit etwa drei Monate vor der ersten der von Mackay aufgefundenen Stirnerschen Arbeiten gedruckt. Sie kann auch nicht viel länger vorher geschrieben sein, denn Bruno Bauers anonymes Buch, auf das sie sich bezieht, die „Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen“ ist 1841 erschienen. Wenn man beide Aufsätze nacheinander liest, bemerkt man, wie rasch Stirner gerade in diesen Monaten auf seinem Gedankenwege vorwärts geschritten ist. In dem Januar-Aufsatz zeigt sich Stirner als ein Philosoph, der noch tief in Hegelschen Ideen steckt; in der Arbeit vom April treten uns in jedem Satze die selbständigen Anschauungen entgegen, die 1844 im „Einzigen und sein Eigentum“ ihre vollendete Ausgestaltung gewonnen haben. Aus der Hegelschen Philosophie, die in der allgemeinen

Weltvernunft den Urgrund alles Seins sieht und das „Ich" des Einzelmenschen nur insoweit gelten läßt, als es teilnimmt und aufgeht in dieser ewigen Vernunft, muß also in diesem Zeitraum Stirner vorgeschritten sein zu seiner Ansicht von der Souveränität des „Ich", deren Ausbildung drei Jahre später sein Lebenswerk brachte. Aus einigen Sätzen des hier mitgeteilten Aufsatzes spricht bereits Stirners eigenste Ideenrichtung, wie aus den: „Aber die Sicherheit gegen Gott war ihnen verloren gegangen in dem Verluste ihrer selbst, und die Gottesfurcht nistete sich in den zerknirschten Gemütern ein. Sie haben sich selbst wiedergefunden und die Schauer der Furcht bezwungen; denn sie haben das Wort gefunden, das hinfort nicht mehr zu vertilgen, das ewig ist, wie auch sie selbst noch dagegen ringen und kämpfen mögen, bis ein jeder es inne wird. Ein wahrhaft deutscher Mann — securus adversus deum — hat es ausgesprochen, das befreiende Wort, das Selbstgenügen, die Autarkie des freien Menschen" —; oder: „Der Deutsche erst und er allein bekundet den weltgeschichtlichen Beruf des Radikalismus; nur er allein ist radikal und er allein ist es — ohne Unrecht. So unerbittlich und rücksichtslos wie er ist keiner; denn er stürzt nicht allein die bestehende Welt, um selber stehen zu bleiben; er stürzt — sich selbst . . . Bei dem Deutschen ist das Vernichten Schaffen und das Zermalmen des Zeitlichen — seine Ewigkeit." Durch solche Sätze ist Stirners Autorschaft verbürgt, die übrigens auch dadurch feststeht, daß der Aufsatz ebenso wie die vier von Mackay wieder veröffentlichten: „Ueber das unwahre Prinzip unserer Erziehung", „Kunst und Religion", „Königsberger Skizzen von Karl Rosenkranz", „Einiges Vorläufige vom Liebesstaat" mit „Stirner" unterzeichnet ist. Der Aufsatz läßt erkennen, daß Stirner durch die Kritik des Hegelschen Allgeistes die Idee des Einzel-Ichs gewonnen hat, indem er erkannte, daß nur dem letzteren zukommen kann, was Hegel dem ersteren zugeschrieben hat. Wenn man die Hegelsche Weltvernunft zum menschlichen Ich werden läßt, so wird aus der Ideenwelt Hegels diejenige Stirners. Diese Umwandlung hat Stirner offenbar in den ersten Monaten des Jahres 1842 vollzogen. Der oben wiedergegebene Aufsatz berechtigt dazu, diese Monate für die wichtigste Epoche in Stirners Werdegang anzusehen. Rudolf Steiner.

* * *

Ueber B. Bauers Posaune des jüngsten Gerichts.

Von **Max Stirner.**

Was soll sich nicht alles mit einander vertragen, ausgleichen, versöhnen! An dieser Verträglichkeit und Milde haben wir lange genug gelitten, haben uns bis zum Ueberdruß eingebildet, daß wir im innersten so uneinig garnicht wären und uns nur zu verständigen brauchten, und haben die edle Zeit mit unnützen Einigungsversuchen und Konkordaten verbracht. Aber der Fanatiker hat Recht: „wie verträgt sich Belial und Christus?" Keinen Augenblick ließ der fromme Eiferer nach im rüstigen Kampfe gegen den gewitterschwangeren Geist der neuen Zeit, und kannte kein anderes Ziel, als seine „Ausrottung". Wie der Kaiser des himmlischen Reichs nur an „Vertilgung" seiner Feinde, der Engländer, denkt, so wollte auch jener von keinem anderen Kampfe wissen, als einem entscheidenden auf Leben und Tod. Wir pflegten, ihn toben und wüten zu lassen, und sahen in ihm nichts weiter, als den — lächerlichen Fanatiker. Taten wir recht daran? Sofern der Polterer immer vor dem gesunden Sinn des Volkes seine Sache verliert, wenn auch der Vernünftige ihn nicht noch besonders zurechtweist, konnten wir getrost jenem Sinne das Urteil über die Bannschleuderer überlassen und folgten dieser Zuversicht auch im allgemeinen. Allein unsere Langmut wiegte uns unversehens in einen gefährlichen Schlummer. Das Poltern tat uns freilich nichts; hinter dem Polterer steckte aber der Gläubige und mit ihm die ganze Schar der Gottesfürchtigen, und — was das Schlimmste und Wunderlichste war — wir selber steckten auch dahinter. Wir waren allerdings sehr freisinnige Philosophen und ließen auf das Denken nichts kommen: das Denken war alles in allem. Wie stand es jedoch mit dem Glauben? Sollte der etwa dem Denken weichen? Bewahre! Die sonstige Freiheit des Denkens und Wissens in allen Ehren, so durfte ja doch keine Feindschaft angenommen werden zwischen dem Glauben und Wissen! Der Inhalt des Glaubens und der des Wissens ist der eine und selbige Inhalt, und wer den Glauben verletzte, der verstände sich selbst nicht und wäre kein wahrer Philosoph! Machte es denn nicht Hegel selbst zum „Zweck seiner religiös-philosophischen Vorlesungen, die Vernunft mit der Religion zu versöhnen" (Phil. d. Rel. II, 355); und wir, seine Jünger, sollten dem Glauben etwas entziehen wollen? Das sei ferne von uns! Wisset, ihr gläubigen Herzen, daß wir ganz einverstanden sind mit euch in dem Inhalte des Glaubens, und daß wir uns nur noch die schöne Aufgabe gestellt haben, euren so verkannten und angefochtenen Glauben zu verteidigen. Oder zweifelt ihr etwa noch daran? Sehet zu, wie wir uns vor Euch rechtfertigen, leset unsere versöhnlichen Schriften über „Glauben und Wissen" und über die „Pietät der Philosophie gegen die christliche Religion" und ein Dutzend ähnlicher, und ihr werdet kein Arg mehr haben gegen eure besten Freunde!

So stürzte sich der gutherzige, friedliche Philosoph in die Arme des Glaubens. Wer ist so rein von dieser Sünde, daß er den ersten Stein aufheben könnte gegen den armen philosophischen Sünder? Die somnambule Schlafperiode voll Selbstbetrug und Täuschung war so allgemein, der Zug und Drang nach Versöhnlichkeit so durchgängig, daß nur wenige sich davon frei erhielten, und diese Wenigen vielleicht ohne die wahre Berechtigung. Es war dies die Friedenszeit der Diplomatie. Nirgends wirkliche Feindschaft und doch überall ein Bezwacken und Uebervorteilen, ein Aufreizen und Wiederausgleichen, ein Aus- und Einreden, eine zuckersüße Friedlichkeit und ein freundschaftliches Mißtrauen, wie die Diplomatie dieser Zeit, diese sinnige Kunst den Ernst des Willens durch oberflächliche Schwänke wegzugaukeln, solche Phänomene des Selbstbetrugs und der Täuschung tausendfach in allen Gebieten aufzutreiben verstanden hat. „Friede um jeden Preis" oder besser „Ausgleichung und Verträglichkeit um jeden Preis", das war das kümmerliche Herzensbedürfnis dieser Diplomaten. Es wäre hier der Ort, ein Liedlein zu singen von dieser Diplomatie, die unser ganzes Leben so energielos gemacht hat, daß wir noch immer im schlaftrunkenen Vertrauen um jene kunst-

fertigen Magnetiseure, welche unsere und ihre eigene Vernunft einlullten, herumtaumeln, wenn es nicht eben — verboten wäre.

Ueberdem aber kümmert uns hier auch nur diejenige Diplomatie, welcher ein Buch, dessen Anzeige durch obige Bemerkungen eingeleitet werden sollte, den letzten Stoß zu versetzen, bestimmt scheint.

„Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum."

Unter diesem Titel erscheint soeben bei Wigand ein Schriftchen von 11 Bogen, dessen Verfasser für denjenigen nicht schwer zu ermitteln ist, welcher seine letzten litterarischen Leistungen und eben daraus seinen wissenschaftlichen Standpunkt kennt.*) Eine köstliche Mystifikation dieses Buch! Ein Mann der gläubigsten Gottesfurcht, dessen Herz von Groll erfüllt ist gegen die verruchte Rotte der jungen Hegelianer, geht auf den Ursprung derselben, auf Hegel selbst und dessen Lehre, zurück, und findet — o Schrecken! — die ganze revolutionaire Bosheit, die jetzt aus seinen lasterhaften Schülern hervorsprudelt, in dem verstockten, scheinheiligen Sünder schon vor, welcher lange für einen Hort und Schirm des Glaubens gegolten. Voll gerechten Zornes reißt er ihm die bisherigen Priestergewänder vom Leibe, setzt ihm, wie die Pfaffen zu Costnitz dem Huß, eine mit Teufeln und Flammen bemalte Papiermütze aufs kahlgeschorene Haupt und jagt den „Erzketzer" durch die Gassen der erstaunten Welt. So unverzagt und allseitig hat noch keiner den philosophischen Jacobiner enthüllt. Es ist dies unverkennbar ein vortrefflicher Griff des Verfassers, daß er einem entschiedenen Knechte Gottes den radikalen Angriff auf Hegel in den Mund legt. Diese Knechte haben das Verdienst, daß sie sich nie blenden ließen, sondern aus richtigem Instinkt in Hegel ihren Erzfeind und den Antichristen ihres Christus witterten. Nicht wie jene „Wolgesinnten", die es weder mit ihrem Glauben, noch mit ihrem Wissen verderben mochten, gaben sie sich zu einem leichtgläubigen Vertrauen her, sondern in inquisitorischer Strenge behielten sie stets den Ketzer im Auge, bis sie ihn fingen. Sie ließen sich nicht täuschen, — wie denn die dümmsten gewöhnlich die Pfiffigsten sind — und können deshalb mit Recht fordern, als die besten Kenner der „gefährlichen Seiten" des Hegelschen Systems gepriesen zu werden. „Du kennst den Schützen, suche keinen andern!" Das wilde Tier weiß sehr genau, daß es sich vor dem Menschen am meisten zu fürchten hat.

Hegel, der den Menschengeist zum allmächtigen Geiste erheben wollte und erhoben hat, und seinen Schülern die Lehre eindringlich machte, daß niemand außer und über sich das Heil zu suchen habe, sondern sein eigner Heiland und Erretter sei, machte es nie zu seinem besonderen Berufe, den Egoismus, welcher in tausendfältigen Gestalten der Befreiung des Einzelnen widerstand, aus jedem seiner Verhacke heraus zu hauen und einen sogenannten „kleinen Krieg" zu führen. Man hat ihm diese Unterlassung auch unter der Form zum Vorwurf gemacht, daß man sein System des Mangels an aller Moral bezüchtigte, womit man wol eigentlich sagen wollte, es fehle ihm jene woltuende Paränese und pädagogische Väterlichkeit, durch welche die reinen Jugendhelden gebildet werden. Der Mann, dem die Aufgabe geworden, eine ganze Welt zu stürzen durch den Aufbau einer neuen, welche der alten keinen Raum mehr läßt, soll schulmeisterlich den Jungen auf allen Schleichwegen ihrer Tücke nachlaufen und Moral predigen oder zornig an den morschen Hütten und Palästen rütteln, die ja ohnehin versinken müssen, sobald er den ganzen Himmel samt allen wolgenährten Olympiern auf sie niederwirft! Das kann die kleinliche Angst der Kreatur nur wünschen, weil es ihr selbst an dem Mute fehlt, den Wust des Lebens von sich abzuschütteln, nicht der mutige Mensch, der nur eines Wortes bedarf, des Logos, und in ihm alles hat und alles aus ihm erschafft. Weil aber der gewaltige Schöpfer des Wortes, weil der Meister sich über die Einzelheiten der Welt, deren Gesamtheit er stürzte, nur gelegentlich ausgelassen hat, weil er im göttlichen Zorn über das Ganze den Zorn über dieses und jenes weniger verriet und weniger empfand, weil er den Gott von seinem Throne schleuderte, unbekümmert darum, ob nun auch gleich die ganze Schar der Posaunen-Engel ins Nichts zerflattern werde: darum haben Einzelheiten und dieses und jenes sich wieder erhoben, und die unbeachteten Engel stoßen aus Leibeskräften in die „Posaune des jüngsten Gerichts". So erwachte nun nach dem Tode des „Königs" eine Geschäftigkeit unter den „Kärnern". Waren denn nicht die lieben Engelein übrig geblieben? „Die Racker sind doch gar zu appetitlich!" Einen Vergleich mit ihnen zu schließen, wäre doch gar zu herrlich! Wenn sie sich nur etwas weltlicher machen, etwas begriffsmäßiger zustutzen ließen!

Ihr schwanket hin und her, so senkt euch nieder,
Ein bißchen weltlicher bewegt die Glieder;
Fürwahr der Ernst steht euch recht schön!
Doch möcht' ich euch nur einmal lächeln seh'n;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meine so, wie wenn Verliebte blicken,
Ein kleiner Zug am Mund so ist's getan.
Dich, langer Bursche, dich mag ich am liebsten leiden,
Die Pfaffenmiene will dich garnicht kleiden,
So sieh' mich doch ein wenig lüstern an!
Auch könntet ihr anständig — nackter gehn,
Das lange Faltenhemd ist übersittlich —
Sie wenden sich — von hinten anzusehn! —
Die Racker sind doch gar zu appetitlich! —

Das Gelüste nach dem Positiven bemächtigte sich derer, an welche das Gebot des Weltgeistes erging, Hegels Werk im einzelnen fortzusetzen, wozu dieser selbst sie ermahnte, z. B. am Schlusse seiner Geschichte der Philosophie: „Ich wünsche, daß diese Gesch. d. Philos. eine Aufforderung für sie enthalten möge, den Geist der Zeit, der in uns natürlich ist, zu ergreifen und aus seiner Natürlichkeit, d. h. Verschlossenheit, Leblosigkeit hervor an den Tag zu ziehen, und — jeder an seinem Orte — mit Bewußtsein an den Tag zu bringen". Für sein Teil dagegen, für sich, als den Philosophen, lehnte er es ab, der Welt aus ihrer zeitlichen Not zu helfen. „Wie sich die zeitliche, empirische Gegenwart aus ihrem Zwiespalt herausfinde, wie sie sich gestalte, ist ihr zu überlassen, und ist nicht

*) Was er in der Anrede an „seine Brüder in Christo" so motiviert: „Wir werden noch in Verborgenheit bleiben, damit es nicht scheint, als trachteten wir nach einer andern Ehre, als nach der himmlischen Krone. Wenn der Kampf, den wir bald zu beendigen hoffen, zu Ende ist, wenn die Lüge ihre Strafe erhalten hat, dann werden wir sie auch persönlich begrüßen und auf dem Wahlplatz heiß umarmen.

die unmittelbar praktische Sache und Angelegenheit der Philosophie." (Relig. Phil. II, 356.) Er breitete den Himmel der Freiheit über ihr aus und durfte es ihr selbst nun wol „überlassen", ob sie den trägen Blick aufwärts richten und so das Ihrige dazu tun wolle. Anders verhielt es sich mit seinen Jüngern. Sie gehörten schon mit zu dieser „empirischen Gegenwart, die sich aus ihrem Zwiespalt heraus zu finden hat," und mußten ihr, die zuerst Erleuchteten, helfen. Aber sie „quängelten" und wurden Diplomaten und Friedensvermittler. Was Hegel im großen und ganzen niedergerissen, das dachten sie im einzelnen wieder aufzubauen; denn er selbst hatte sich ja gegen das Einzelne nicht überall erklärt und war im Detail oft so dunkel wie Christus. Im dunkeln ist gut munkeln: da läßt sich viel hineininterpretieren.

Wol uns, das finstere Jahrzehnt der diplomatischen Barbarei ist vorüber. Es hatte sein Gutes und war — unvermeidlich. Wir mußten uns selbst erst abklären und die ganze Schwäche des Alten in uns aufnehmen, um es so als unser Eigentum und unser eigenes Selbst recht energisch — verachten zu lernen. Aus dem Schlammbade der Erniedrigung, worin wir mit der Unreinigkeit der Stabilität jeder Art besudelt werden, steigen wir gestärkt hervor und rufen neubelebt: Zerrissen sei das Band zwischen euch und uns! Krieg auf Tod und Leben! — Wer jetzt noch diplomatisch vermitteln, wer noch immer den „Frieden um jeden Preis" will, der sehe sich vor, daß er nicht zwischen die Schwerter der Fechtenden gerate und ein blutiges Opfer seiner „wolmeinenden" Halbheit werde. Die Zeit der Aussöhnung und der Sophistik gegen andere und uns selbst ist vorüber.

Der Posaunist stößt den vollen Schlachtruf in seine Posaune des jüngsten Gerichts. Er wird noch an so manches schläfrige Ohr schlagen, worin er gellt, aber nicht weckt; es wird noch mancher meinen, er könne hinter der Fronte bleiben; noch mancher wird wähnen, es werde nur unnützer Lärm gemacht, und man gebe für Kriegsruf aus, was ein Friedenswort sei: aber es hilft nichts mehr. Wenn die Welt in Waffen steht gegen Gott, und der brüllende Donner der Schlacht gegen den Olympier selbst und seine Heerscharen losbricht: dann können nur die Toten schlafen; die Lebendigen ergreifen Partei. Wir wollen keine Vermittlung, keine Ausgleichung; kein diplomatisches „Quängeln" mehr, wollen die Gottlosen sein Stirn gegen Stirn solchen Gottesfürchtigen, wollen wissen lassen, wie wir miteinander daran sind. Und hierin, ich wiederhole es, in dieser Entschiedenheit der Feindschaft gebührt den gottesfürchtigen Zeloten der Vorrang; sie haben aus richtigem Instinkte nie Freundschaft geschlossen. Unter einer geschickteren und zugleich gerechteren Form konnte daher die Enthüllung der Erzketzerei Hegels nicht eingeleitet werden, als es der Verfasser getan hat, indem er im gläubigen Zelotismus die Posaune des Weltgerichts ertönen läßt. Sie wollen keinen „Vergleich der Billigkeit", sie wollen den Vernichtungskrieg". Dies Recht soll ihnen werden.

Was können aber — und mit dieser Frage gedenken wir in das Buch selbst hinein zu kommen — die Gottesfürchtigen an Hegel Arges finden? Die Gottesfürchtigen? Wer droht ihnen mehr den Untergang, als der Vernichter der Furcht? Ja, Hegel ist der wahre Verkünder und Schöpfer der Tapferkeit, vor der die feigen Herzen erzittern. Securi adversus homines, securi adversus Deos, so schildert Tacitus die alten Deutschen. Aber die Sicherheit gegen Gott war ihnen verloren gegangen in dem Verluste ihrer selbst, und die Gottesfurcht nistete sich in den zerknirschten Gemütern ein. Sie haben endlich sich selbst wiedergefunden und die Schauer der Furcht bezwungen; denn sie haben das Wort gefunden, das hinfort nicht mehr zu vertilgen, das ewig ist, wie auch sie selbst noch dagegen ringen und kämpfen mögen, bis ein jeder es inne wird. Ein wahrhaft deutscher Mann — securus adversus Deum — hat es ausgesprochen, das befreiende Wort, das Selbstgenügen, die Autarkie des freien Menschen. Von vielen Arten der Furcht und des Respektes sind wir bereits durch die Franzosen, die zuerst die Idee der Freiheit mit weltgeschichtlichem Nachdruck verkündeten, erlöst worden, und haben sie in das Nichts der Lächerlichkeit hinabsinken sehen. Sind sie aber nicht von neuem wieder aufgetaucht mit den scheußlichen Schlangenhäuptern, und verdüstert nicht hundertfache Angst noch stets das kühne Selbstvertrauen? Das Heil, welches uns die Franzosen brachten, war so wenig gründlich und unerschütterlich, als dasjenige, welches einst aus Böhmen her im Hussitischen Sturme die Flammenzeichen der späteren deutschen Reformation gab. Der Deutsche erst und er allein bekundet den weltgeschichtlichen Beruf des Radikalismus; nur er allein ist radikal und er allein ist es — ohne Unrecht. So unerbittlich und rücksichtslos wie er ist keiner; denn er stürzt nicht allein die bestehende Welt, um selber stehen zu bleiben; er stürzt — sich selbst. Wo der Deutsche umreißt, da muß ein Gott fallen und eine Welt vergehen. Bei dem Deutschen ist das Vernichten — Schaffen und das Zermalmen des Zeitlichen — seine Ewigkeit. Hier ist allein keine Furcht und kein Verzagen mehr: er verscheucht nicht bloß die Gespensterfurcht und diese und jene Art der Ehrfurcht, er rottet alle und jede Furcht aus, die Ehrfurcht selber und die Gottesfurcht. Flüchtet euch nur, ihr ängstlichen Seelen, aus der Gottesfurcht in die Gottesliebe, wofür ihr in eurer Sprache und folglich auch in euerm Volksbewußtsein nicht einmal ein rechtes Wort habt: er leidet auf eure Bitte nicht mehr, denn er macht euren Gott zur Leiche und eure Liebe verwandelt er dadurch in Abscheu.

In diesem Sinne schmettert dann auch die „Posaune" und enthält unter alttestamentlichen Formeln und Stoßseufzern die wahre Tendenz des Hegelschen Systems, damit „die modernen Bedenken, Transaktionen und ängstlichen Kreuz- und Querzüge, die immer noch auf der Voraussetzung beruhen, daß der Irrtum und die Wahrheit vermittelt werden können, ein Ende nehmen." „Hinweg", ruft der gegen alles Denken zornerfüllte Posaunist, „hinweg mit dieser Vermittlungswut, mit dieser sentimentalen Gallerte, mit dieser Schelm- und Lügenwelt: nur das eine ist wahr, und wenn das eine und das andere zusammengestellt werden, so fällt das andere von selbst ins Nichts. Kommt uns nicht mit dieser ängstlichen, weltklugen Zaghaftigkeit der Schleiermacherschen Schule und der positiven Philosophie; hinweg mit dieser Blödigkeit, die nur deshalb vermitteln will, weil sie den Irrtum noch innerlich liebt und nicht den Mut hat, ihn aus dem Herzen zu reißen. Reißt sie euch aus und werft sie hinweg diese doppeltgespaltene, hin- und herfahrende, schmeichelnde und vermittelnde Schlangenzunge; aufrichtig und eines und lauter sei euer Mund, euer Herz und Gemüt u. s. w."

Hinweg also mit der zähen und geistlähmenden, wenn auch geistreichen Diplomatie!

Der Posaunist, ein rechter Knecht Gottes, wie er sein soll, verschmäht seines bewegungslosen Gottes so gewiß, wie der Türke seines Allah, jeden Beistand gegen den Gotteslästerer Hegel, außerdem der Frommen. Dieser Abweichung ist die Vorrede gewidmet, in der zuerst die „älteren Hegelianer" mit den Worten begrüßt werden: „sie hätten immer das Wort der Versöhnung im Munde gehabt, aber Otterngift war unter ihren Lippen." Nun soll ihnen „der Spiegel des Systems vorgehalten werden, und sie werden, ein Göschel, Henning, Gabler, Rosenkranz u. s. w. verpflichtet zu antworten, weil sie es ihrer — Regierung schuldig sind. Es ist die Zeit gekommen, da ferneres Schweigen ein Verbrechen ist." Auch „eine philosophische Schule" hat sich gebildet, welche eine „christliche und positive Philosophie" schaffen und Hegel philosophisch widerlegen wollte, allein sie hat auch nur das eigene Ich lieb gehabt, sie hat sich selbst gegen die Grundlagen der christlichen Wahrheit vergangen und außerdem hat sie unter den Gläubigen sowenig als unter den Ungläubigen Erfolg und Wirkung gehabt. Wenn wir jammern und die Regierungen sich nach dem Arzte umsehn, hat sich da einer der Positiven als Arzt gefunden, haben die Regierungen einem von ihnen die Kur anvertraut? Nein! Anderer Männer bedarf es! Ein Krummacher, ein Hävernick, Hengstenberg, ein Harleß haben sich vor den Riß stellen müssen! Eine dritte Klasse von Gegnern der Hegelschen Philosophie, die Schleiermacherianer, werden endlich gleichfalls desavoniert. „Sie sind selbst noch den Lockungen des Bösen ausgesetzt, da sie es lieben, den Schein hervorzubringen, als seien sie selbst Philosophen. Und doch können sie nicht einmal den weltlichen Neidern Proben dieser Bilder vorhalten. Ihnen gilt das Wort: ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien mit meinem Munde." Ihr Eifer für „kirchliches Leben" wird vom Posaunisten zwar anerkannt, er ist ihm aber doch nicht „ernst, gründlich, umfassend und eifrig genug" und sie haben auch Bruno Bauer (die evangel. Landeskirche Preußens und die Wissenschaft) nichts entgegengestellt, was seine lästernden Behauptungen umstoßen konnte" (S. 30). Schließlich wird Leos, des Mannes gedacht, „der zuerst den Mut hatte, gegen diese gottlose Philosophie aufzutreten, sie förmlich anzuklagen und die christlich gesinnten Regierungen auf die dringende Gefahr aufmerksam zu machen, welche von dieser Philosophie aus dem Staat, der Kirche und aller Sittlichkeit droht." Aber auch er wird getadelt, weil er nicht unnachsichtig genug verfuhr und weil auch seine Werke noch mit „einigem weltlichen Sauerteich durchdrungen sind," was ihm mit vieler Spitzfindigkeit nachgewiesen wird. Den Schluß machen, wie billig, psalmodische Bannflüche gegen die Gottlosen.

Der „Eingang" eröffnet uns nun die eigentliche Absicht des grimmigen Mannes. „Die Stunde hat geschlagen, daß der ärgste, der stolzeste, der letzte Feind des Herrn zu Boden gestürzt wird. Dieser Feind aber ist auch der gefährlichste. Die Welschen — jenes Volk des Antichrists — hatten mit schamloser Oeffentlichkeit, bei hellem Tage, auf dem Markte, angesichts der Sonne, die nie einen solchen Frevel gesehen hat, und vor den Augen des christlichen Europa dem Herrn der Ewigkeit zum Nichtsein herabgestoßen, wie sie den Gesalbten Gottes mordeten, sie hatten mit der Metze, der Vernunft, abgöttischen Ehebruch getrieben; aber Europa, voll von heiligem Eifer, erwürgte den Greuel und verband sich zu einem heiligen Bunde, um den Antichristen in Fesseln zu schlagen und dem wahren Herrn seine ewigen Altäre wieder aufzurichten. Da kam — nein! — Da berief, da hegte und pflegte, da beschützte, da ehrte und besoldete man den Feind, den man draußen besiegt hatte, in einem Manne, welcher stärker war als das französische Volk, einem Manne, welcher die Dekrete jenes höllischen Konvents wieder zur Gesetzeskraft erhob, ihnen neue, festere Grundlagen gab und unter dem einschmeichelnden, besonders für die deutsche Jugend verführerischen Titel der Philosophie Eingang verschaffte. Man berief Hegel und machte ihn zum Mittelpunkt der Universität Berlin. — Man glaubte nun nicht, daß die Rotte, mit welcher der christliche Staat in unsern Tagen zu kämpfen hat, ein anderes Prinzip verfolgt und andere Lehren bekennt, als der Meister des Trugs aufgestellt hat. Es ist wahr, die jüngere Schule ist von der älteren, welche der Meister gesammelt hat, bedeutend unterschieden: sie hat Scham und allen göttlichen Gehalt weggeworfen, sie bekämpft offen und ohne Rückhalt Staat und Kirche, das Zeichen des Kreuzes wirft sie um, wie sie den Thron erschüttern will — alles Gesinnungen und Höllentaten, deren die ältere Schule nicht fähig schien. Allein es scheint nur so, oder es war vielleicht nur zufällige Befangenheit und Beschränktheit, wenn die früheren Schüler sich bis zu dieser teuflischen Energie nicht erhoben: im Grunde und in der Sache, d. h. wenn wir auf das Prinzip und die eigentliche Lehre des Meisters zurückgehen, haben die Späteren nichts neues aufgestellt, sie haben vielmehr nur den durchsichtigen Schleier, in welchen der Meister zuweilen seine Behauptungen hüllte, hinweggenommen und die Blöße des Systems — schamlos genug! — aufgedeckt."

Es läge uns nun ob, auf die Anklage des Hegelschen Systems, den eigentlichen Inhalt des Buches, näher einzugehen. Indessen ist dieser gerade so beschaffen, daß er dem Leser unverkümmert und nicht in eine Rezension verzettelt, vor Augen kommen muß, und überdem wissen wir daran nichts weiter auszusetzen, als daß dem Gedächtnis des Verfassers nicht alle brauchbaren Stellen der Hegelschen Werke zu Gebote gestanden zu haben scheinen. Da inzwischen, wie Seite 163 angekündigt wird, dieser Schrift noch eine zweite Abteilung folgt, die zeigen soll, „wie Hegel von vornherein aus der innern Dialektik und Entwickelung des Selbstbewußtseins die Religion als ein besonderes Phänomen desselben entstehen läßt" und in welcher zugleich „Hegels Haß gegen die religiöse und christliche Kunst und seine Auflösung aller positiven Staatsgesetze dargestellt werden wird:" so ist ja die Gelegenheit noch völlig offen, das etwa Versäumte nachzuholen. So möge sich der Leser — und wer an den Fragen der Zeit ein lebendiges Interesse nimmt, der darf dieses Buch nicht unbeachtet lassen — damit begnügen, eine Uebersicht der 13 Kapitel zu erhalten. 1. Das religiöse Verhältnis als Substantialitäts-Verhältnis. Der Posaunist behauptet nämlich, Hegel habe „über sein Werk der Zerstörung eine zweifache Hülle gezogen," deren eine darin bestehe, daß er unzähligemal von Gott spreche und es fast immer scheine, als verstehe er unter Gott jenen lebendigen Gott, der da war, ehe die

Welt war u. s. w. durch eine zweite Hülle errege er den Schein, daß die Religion in der Form des Substantialitäts-Verhältnisses und als die Dialektik gefaßt wird, in welcher sich der individuelle Geist dem Allgemeinen, welches als Substanz oder — wie es noch öfter heißt — als absolute Idee über ihn Gewalt hat, hingibt, aufopfert, ihm seine besondere Einzelheit preisgibt und sich so mit ihm in Einheit setzt. Diesem gefährlicheren Scheine haben sich die kräftigeren Geister (Strauß u. s. w.) gefangen gegeben. „Aber", heißt es endlich, gefährlicher als dieser Schein ist die Sache selbst, die jedem kundigen und offenen Auge, wenn es sich nur einigermaßen anstrengt, sogleich entgegentritt: diejenige Auffassung der Religion, nach welcher das religiöse Verhältnis nichts als ein inneres Verhältnis des Selbstbewußtseins zu sich selber ist und alle jene Mächte, die als Substanz oder als absolute Idee von dem Selbstbewußtsein noch unterschieden zu sein scheinen, nichts als die eigenen in der religiösen Vorstellung nur objektivierten Momente desselben sind. Hiernach ist der Inhalt des ersten Kapitels evident. — 2. Das Gespenst des Weltgeistes. 3. Haß gegen Gott. 4. Haß gegen das Bestehende. 5. Bewunderung der Franzosen und Verachtung gegen die Deutschen. Dies widerspricht dem Lobe nicht, das wir oben den Deutschen erteilten, so wenig als etwa die von dem Verfasser übersehene Stelle, Gesch. d. Phil. III, 328. 6. Zerstörung der Religion. 7. Haß gegen das Judentum. 8. Vorliebe für die Griechen. 9. Haß gegen die Kirche. 10. Verachtung der heiligen Schrift und der heiligen Geschichte. 11. Die Religion als Produkt des Selbstbewußtseins. 12. Auflösung des Christentums. 12. Haß gegen gründliche Gelehrsamkeit und das Lateinschreiben. (Eine, wie der Posaunist meint, komische Beigabe.)

Die angekündigte zweite Abteilung, für welche dem Verfasser ganz besonders die Hilfe eines umfangreichen Gedächtnisses zu wünschen ist, da es ihm an der sonstigen Begabung nicht fehlt, soll nach ihrem Erscheinen sogleich besprochen und dann vielleicht auch einiges aus der vorliegenden nachgetragen werden.

Warum wir, dies kann schließlich noch gefragt werden, dieses Buch so getrost für eine Mummerei nehmen? Darum, weil nie ein Gottesfürchtiger so frei und intelligent sein kann, wie der Verfasser es ist. „Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, ist wahrlich keiner von den Besten!"

Erschienen im: „Telegraph für Deutschland." (Redigiert von Dr. Karl Gutzkow.) Nr. 6—8. Hamburg, Januar 1842, und auf Seite 81 mit dem Namen „Stirner" unterzeichnet.



Polonius.*)

Eine Studie von **Eugen Reichel**.

(Schluß.)

Auch Hamlet wird sich darüber klar sein, daß Claudius nicht selbst an seinen Bruder Hand gelegt haben kann. Hohe Herren beflecken sich nicht gern selbst; sie finden schon geeignete Subjekte, die ihnen für ausreichende Gegenleistung die häßlichen Arbeiten abnehmen. In Polonius, dem schmiegsamen Hofmanne, haben wir nun zweifellos das für den ehrgeizigen Claudius „geeignete Subjekt" (oder wenigstens den die Ermordung durch einen Meuchelmörder zur Ausführung bringenden Vertrauensmann) zu erblicken; und von diesem Gesichtspunkte aus erhalten plötzlich die Worte, welche Claudius zu Anfang der zweiten Scene des ersten Aktes an Laertes richtet:

„Der Kopf ist nicht dem Herzen mehr verwandt,
Die Hand dem Munde dienstgefäll'ger nicht,
Als Dänemarks Thron es deinem Vater ist"

einen sehr bedeutsamen Sinn; sie erhellen uns jetzt die Situation mit einem Schlage, die für uns in dem Augenblicke, wenn jene Worte gesprochen werden, noch vollständig im Dunkeln liegt. Das gewissermaßen von Claudius und Polonius gemeinsam begangene Verbrechen hat den die Frucht des Verbrechens genießenden Claudius in eine, wenn auch von Polonius nicht weiter ausgebeutete, Abhängigkeit gebracht, die er wol manchmal als drückend empfinden mag, die er jedoch hinnehmen muß. Ist nun aber Polonius der eigentliche (wenn auch vielleicht nicht aktiv gewesene) Mörder des alten Hamlet und Claudius nur der ideelle Urheber des zu seinen Gunsten verübten Mordes, so erhält auch die Tötung des Polonius durch Hamlet eine ganz andere Bedeutung, als sie ihr in dem uns überlieferten Stück beigelegt wird; sie wird zu einer Sühne, der ein ethischer Zug nicht fehlt; und Polonius selbst rückt in die Stellung einer (im üblichen Sinne des Wortes) tragischen Person empor.

Nun wäre es aber sehr falsch, wenn man annehmen wollte, ein edler, geistig hochstehender Mann wie Hamlet, hätte den Polonius nur niedergestoßen, weil er in ihm den Mörder seines Vaters treffen wollte. So wenig, wie ein Hamlet imstande sein kann, den König (falls dieser der Mörder wäre, der er ja als ideeller Urheber immerhin auch ist) niederzustoßen; so wenig kann er dies einem Polonius gegenüber zur Ausführung bringen. Ein Hamlet ist eben kein Mörder — wenn er tötet, so muß das einen höchst persönlichen Grund haben, so muß eine absolute Nötigung dazu vorliegen. Liegt die nun in dem uns überlieferten Stück vor? Ganz und gar nicht. Hamlet stößt hier nur blindlings zu, in dem unsinnigen Glauben, daß er den König vor sich habe. Die Sache muß also einen anderen Zusammenhang, das hochbedeutsame Motiv eine andere Motivierung haben.

Sehen wir uns daraufhin die bedeutsame vierte Scene des dritten Aktes noch einmal genau an.

Daß Bacon sie „bearbeitet" hat, wissen wir bereits; wir wissen, daß der „Geist" nicht in sie hineingehört, und daß die Königin, ganz gegen die ursprüngliche Absicht des „Hamlet"-Schöpfers, zu einem Schatten herabgewürdigt worden ist. Wie steht es nun mit Polonius? — Daß er die ersten 6 Verse der Scene, in der er die Königin ins Vertrauen zieht, nicht gesprochen haben kann, ist selbstverständlich. Er hat ja vorhin dem Könige gesagt, daß von der Königin eine Parteiergreifung zu befürchten sei, und daß er deshalb die Unterhaltung der zwei sich am nächsten stehenden Menschen belauschen wolle. Wie hätte es da einen Sinn, wenn er jetzt zur Königin sagte:

*) Ich verweise hier zugleich auf meine „Hamlet"-Artikel in den „Magazin"-Nummern 26, 30, 33 u. ff.

„Er kommt sogleich: setzt ihm mit Nachdruck zu
— — — — — — Ich will hier still mich bergen,
Ich bitt' Euch, schont ihn nicht."

Shakespeare hätte doch wirklich nicht nur ein stümperhafter Dramatiker, sondern auch ein Fremdling im Gelände der menschlichen Seele sein müssen, wenn er einer so großen Albernheit fähig gewesen wäre. Die ganze Scene zwischen Mutter und Sohn würde überdies, wenn sie mit Wissen der Mutter in Gegenwart eines Dritten stattfände, kaum weniger widerwärtig sein, als die Scene zwischen Hamlet und Ophelia. Schon aus diesem Grunde ist es ganz ausgeschlossen, daß die Königin etwas ahnt, geschweige denn weiß, von der Anwesenheit des Polonius. Nein, Polonius versteckt sich ohne Wissen der Königin hinter die Tapete; denn es kommt ihm, dem schlauen, seinen Vorteil wie kein anderer kennenden, und jedenfalls mit Ueberlegung handelnden Hofmanne, einzig und allein darauf an, zu erfahren, was Hamlet weiß und wie sich die Königin zu der jetzt allgemach brennend gewordenen Sache stellt.

Dadurch bekommt die Situation zunächst einen ganz anderen Charakter; sie verliert ihre Albernheit und Ueberflüssigkeit und wird zu einem neuen, höchst wichtigen dramatischen Motiv. Doch nun weiter. Wie kann Hamlet dazu gekommen sein, den Polonius niederzustoßen und dadurch gewissermaßen die Rolle des rächenden Schicksals zu übernehmen? Ein kopfloses Niederstoßen ist, wie ich schon oben ausgeführt habe, dem von Shakespeare geschaffenen Hamlet nicht zuzutrauen; dergleichen ist auch gar kein Motiv für ein Drama, wo alles, auch das anscheinend Unvernünftige, einen vernünftigen Zweck, eine wenigstens in ihren Voraussetzungen vernünftige Ursache haben muß und hat. Was also kann Hamlet gezwungen haben, eine Tat zu begehen, die ihm, dem fein organisierten, hochstehenden Menschen tief zuwider sein muß, über die er denn auch, wie wir später aus dem Munde der Königin erfahren, bitterlich weint, d. h. als deren Vollführer er sich mit Schmerz und Grauen empfindet? Der Fall liegt für uns, die wir uns über die Hauptmotive des „Hamlet" und über den politischen Charakter seiner Handlung bereits klar geworden sind, glücklicherweise sehr einfach: Polonius steht, unbemerkt von der Königin sowol wie von Hamlet, hinter der Tapete. Nun entwickelt sich das Gespräch zwischen Mutter und Sohn — Polonius erfährt zu seinem Entsetzen, daß Hamlet viel mehr weiß, als er vermutet hat, und wird nun gar noch Zeuge der Sinneswandlung der Königin, die offen erklärt, Hamlet in seinem Kampfe gegen Claudius heimlich unterstützen zu wollen.*) Selbstverständlich löst das alles eine tiefgehende Bewegung und Erregung bei Polonius aus; und der Zufall (d. h. das Schicksal, da es, wie ich schon bei einer früheren Gelegenheit sagte, im Drama keinen Zufall gibt, hier vielmehr alles zwingende Notwendigkeit äußerer oder innerer Art ist) will es, daß in dieser Erregung Polonius seine Anwesenheit verrät (das kleinste Geräusch reichte ja hin, um den mit den feinsten Sinnen ausgestatteten, jeder Kombination fähigen Hamlet aufmerksam zu machen) — und nun kann es für Hamlet nur den einen Weg geben: er muß den zum Mitwisser seines Geheimnisses gewordenen Polonius beseitigen; er ist das seiner großen Sache absolut schuldig. Polonius schonen, bedeutete für Hamlet nichts anderes, als sich selbst dem Henker ausliefern und den Gedanken an eine Sühnung des an seinem Vater und ihm begangenen Verbrechens für alle Zeit preisgeben; es bedeutete geradezu den Triumph des Verbrechens. Hamlet muß Polonius in dieser, aufs höchste gespannten Situation töten — und er darf es, abgesehen von allen zwingenden persönlichen Gründen, schon deshalb tun, weil Polonius ja immerhin zugleich der Mörder seines Vaters ist. Die beiden Motive treffen also in diesem Brennpunkte des Dramas zusammen und üben von zwei Seiten aus einen unabweislichen Zwang auf Hamlet aus, dem dieser sich daher auch nicht entziehen kann und entziehen darf.

Soweit tritt die psychologische Seite des, die höchste Bedeutung beanspruchenden, Motives in die Erscheinung. Als dramatisches Motiv (und zwar als ein Motiv ersten Ranges) bewirkt es die entscheidende Beschließung des Claudius, der bis dahin (d. h. nach der Vorführung des Schauspieles) nur die einfache Wegsendung Hamlets im Auge hatte, jetzt aber, da er sieht, daß Hamlet vor keinem Gewaltstreich zurückschreckt, daß es bitterster Ernst wird mit dem Gegenspiel, ohne weiteres daran denkt, Hamlet zu beseitigen. Daraus erwächst dann das zwingende Motiv für Hamlet, in Claudius nicht nur den (wenn auch nur ideellen) Mörder seines Vaters, sondern den ihm persönlich nach dem Leben trachtenden Gegner zu erblicken, so daß von jetzt ab das Handeln Hamlets unter dem Einfluß der zwei großen Forderungen steht: Kampf ums Recht und Kampf ums Leben.

Wir sehen, was für ein grandioser Plan hier vor uns liegt — und mit wie grandiosen Mitteln er von einem unvergleichlich großen Meister zur Entfaltung gebracht werden sollte und zweifellos gebracht war, ehe Bacon mit verbrecherischer Stümperhand den herrlichen Organismus vernichtete!



Die Gesänge der Bilitis

sind von Pierre Louys, dem Autor der Aphrodite, den jungen Mädchen der zukünftigen Gesellschaft gewidmet. Das klingt wie Spott und Verhöhnung. So schön sie auch sind, die Gesänge der Bilitis, sie sollten sie nicht lesen, die zukünftigen jungen Mädchen.

Nach Pierre Louys soll die Heldin seiner sonettenartigen Prosa anfangs des sechsten Jahrhunderts an den Ufern des Melas, in Ostpamphylien geboren worden sein, als Tochter eines Griechen und einer Phönikierin. Vielleicht vaterlos wuchs sie auf, sie erwähnt nur der Mutter, der Schwestern, ihrer Gespielinnen. Eine unglückliche Liebe läßt sie das Land ihrer Heimat meiden; sie gelangt nach Mitylene, nach G. Heim soll sie in einem Vers des Pittakos Erwähnung getan haben. Lesbos war damals ein besonderer Sitz der Kultur. Bilitis sieht, wie Sappho, von ihrer Halbinsel die Küsten Asias jenseits des blauen Meeres, den Hafen von Pergamon. Pittakos verbietet dort den allzumüden Flötenspielerinnen auch bei den nächtlichen

*) Man vergleiche hierüber meinen Artikel „Hamlets Mutter" in Nr. 48/9 der „Dr. Bl."

Festen zu musizieren — so toll scheint das Leben zweier Welten am Tage geflutet zu haben. Bilitis soll uns etwa dreißig Elegieen zum Preise ihrer Freundin Mnasidika hinterlassen haben, dieser melodische Name wird von der Meisterin Sappho selbst erwähnt; Bergk meint aber, sie habe nur Mnaïs geheißen. — Als nichts mehr sie in Mytilene zurückhielt, kam Bilitis nach Cypern. — Die Alten sind voll des Lobes der Liebesstadt Amathunt . . . Venus Amathusia heißt die hehre Göttin da. Von dem Schönheitskultus gibt die Geschichte des Advokaten Hyperides und der Phryne Zeugnis. Bilitis sagt, am Tage, da sie nicht mehr geliebt wurde, hörte sie auf zu schreiben. — Ihr Grab soll (nach G. Heim) bei Palaeo-Limisso, nahe den Ruinen von Amathunt, sein. Ihre Lieder gleichen einer Sammlung von Terracotten aus Tanagra. Ich habe versucht, einige in verschiedenen Formen zu übersetzen. Möge der reife Mann das ganze Buch lesen, dessen 19. Auflage (Société du Mercure de France) ich benutzte.

Der Passant.

Eines Tages saß ich an der Pforte,
Und da kam ein junger Mann gegangen,
Ich sah weg, mich hielt sein Blick gefangen,
Und nicht gab ich Antwort seinem Worte.

Nahen wollt' er. — Aber von der Mauer
Nahm ich eine Sense, hätt' gespalten
Seine Wangen, wenn nicht eingehalten
Er, dann liegend leise auf der Lauer.

Er blies in die Hand, sprach: „Nimm diese Küsse!"

Und als er zurücktrat, mußt' ich weinen,
Schreien mußt' ich, wie ich nie geschrieen,
Sah nur noch den Missetäter fliehen,
Und der Mutter plötzliches Erscheinen.

Mutter fragte: „hat dich ein Skorpion gestochen?
Doch ich weinte, schrie: „daß er mich küßte!"
Und die Mutter tat, als ob sie's wüßte,
Trug mich fort und hat kein Wort gesprochen.

* * *

Lied.

Schatten des Hains, wohin sie kommen sollte, sag' mir, wohin ist meine Liebste gegangen? — Sie ist in die Ebene hinabgestiegen. — Ebene, wohin ging meine Liebste? — Entlang den Ufern des Flusses — —

Schöner Fluß, der du sie wandeln sahest, sage mir, ist sie in der Nähe? — Sie hat mich verlassen, jenen Weg zu schreiten. Weg, siehst du sie noch? — Sie verließ mich und nahm die Straße.

O weiße Straße, Straße zur Stadt, sag' mir, wohin du sie geführt hast? — Zur goldenen Straße, die nach Sardes geleitet. — O Lichtstraße, berührst du ihre nackten Füße? — Sie hat den Palast des Königs betreten. —

O, Palast, Glanz der Erde, gib sie mir wieder! — Sieh, Perlschnüre bedecken ihre Brüste — ihren Busen—, sie hat Goldquasten in den Haaren, hundert Perlen fallen ihr von den Knieen bis zu den Füßen, und zwei Arme umschlingen ihre Mitte.

* * *

Der symbolische Ring.

Die Reisenden, die aus Sardes zurückkommen, sprechen von den Halsbändern und Edelsteinen, welche die lydischen Frauen tragen, vom Scheitel bis zu den gepuderten Füßen.

Die Töchter meines Landes kennen nicht Armreife, noch Diademe, aber ihr Finger trägt einen Silberring und auf dem Kästchen, das einen Stein hält, ist eingegraben das △ Dreieck ▽ der Göttin.

Wenn sie die Spitze nach außen kehren, so bedeutet das: Psyche ist frei. Drehen sie das Kästchen nach innen, so soll das heißen: Psyche vergeben.

Die Männer glauben das. Nicht die Frauen. Ich kehre mich nicht nach dem Stand des Steinkästchens (châton), denn Psyche befreit sich leicht. Psyche ist immer zu haben. (frei!)

* * *

Märchen.

Die kleinen Kinder lieben mich; sobald sie mich sehen, laufen sie mir zu, sie hängen sich an meine Tunica und mit ihren kleinen Armen umschlingen sie meine Kniee.

Wenn sie Blumen gepflückt haben, geben sie mir sie alle; wenn sie einen Käfer gefangen genommen, legen sie ihn in meine Hand; haben sie nichts, liebkosen sie mich und setzen sich um mich im Kreise.

Dann küssen sie mich auf die Wange, sie schmiegen ihre Köpfchen in meine Brust; sie bitten mich mit den Augen. Ich weiß wol, was das besagen will.

Das heißt: Süße, liebe Bilitis, sag' uns, denn wir sind artig, die Geschichte vom Helden Perseus oder den Tod der kleinen Helle.

* * *

Nachtrosen.

Wenn in den Himmel steigt die Nacht, gehört die Welt
Uns und den Göttern. Leise von den Feldern
Gehn wir zum Quell, zur Lichtung in den Wäldern,
Die Richtung gibt die Laune, der's gefällt!

Die kleinen Sterne droben leuchten reichlich
Uns armen Schatten. — Manchmal tief im Walde
Erwecken wir ein Reh. — Doch unvergleichlich

Vor allem ist ein Ort, den wir nur kennen,
Ein stiller Ort an einer Waldeshalde,
Da Rosen in geheimnisvollem Feuer brennen.

Nichts gleicht dem Rosenduft zur Nacht auf Erden.
— Uns beiden Schatten glänzt ein Stern am Himmelszelt —
Nichts göttlicher als Rosenduft in nächt'ger Welt —
Wie konnt' ich nur, allein, davon nicht trunken werden!

* * *

Rückkehr.

Als er wiederkam, verbarg ich mein Antlitz in meinen Händen. Er hat mir gesagt: fürchte nichts. Wer hat unsern Kuß gesehen? „Wer uns gesehen hat? Die Nacht und der Mond."

Und die Sterne und die Morgenröte. Der Mond hat sich im See gespiegelt und es dem Wasser unter den Weiden gesagt. Das Wasser des Sees sagte es dem Ruder.

Das Ruder sagte es weiter der Barke und die Barke dem Fischer. Ach, ach, wenn das alles wäre! Aber der Fischer plauderte mit einem Weibe darüber.

Der Fischer hat es einer Frau gesagt: mein Vater, meine Mutter und meine Schwestern, ganz Hellas wird es wissen.

* * *

Wiegenlied.

Schlaf! Aus Sardes laß ich dir dein Spielzeug kommen,
Und Gewande, feine, dir aus Babylon.
Schlaf, du bist Bilitis kleine, süße Tochter
Und des Königssohns aus Morgenland.

Diese Wälder sind Paläste, dir entstanden,
Dir geschenkt sind diese Pinienfäulen,
Und die Cedernzweige sind die Wölbung,
Sind die Hallen deiner stolzen Wohnung!

Schlaf. Damit sie, Liebling, dich nicht wecke,
Will die Sonne ich dem Meer verkaufen.
Schlaf. Der Flügelschlag der zahmen Taube
Ist nicht leiser als dein süßer Atem.

Tochter, Fleisch von meinem Fleische, sage
Wenn erwacht, willst du die Stadt, die Ebne,
Willst den Berg du, willst den Mond, die Sonne
Oder gar den weißen Götterfestzug?

Alfred Friedmann.



Die Meister der finnischen Litteratur.

Eine Studie von **Ernst Brausewetter**.

I.

Schwedisch-schreibende Dichter.

Die finnische Litteratur ist eigentlich eine Volkslitteratur. Wir finden in diesem Lande den fast einzig dastehenden Fall, daß nicht nur in den ältesten Zeiten bei einer Kulturblüte in vergangenen Jahrhunderten Männer aus dem Volke Heldengesänge, nämlich die 23000 Verszeilen umfassende Nationaldichtung: „Kalevala" und Volkslieder, die sich auf 24000 Verse belaufenden: „Kanteletar" geschaffen haben; sondern es ist auch wiederholt in diesem Jahrhundert vorgekommen, daß sich im Volke selbst, unter den Knechten, Bauern, ländlichen Handwerkern, Dorfschulmeistern und in ähnlichen Berufsarten dichtungsbegabte Leute gefunden haben, die oft eine reiche Produktivität entfalteten und die ein durchaus echtes künstlerisches Können besaßen. Während in früheren Perioden die Versdichtung dabei vorherrschte, stilistische Nachahmungen der alten „Kanteletar" und Volkslieder, hat sich in den drei letzten Jahrzehnten eine ganze Schar Volksschriftsteller dem Roman, der Erzählung und Skizze zugewandt, und einige, die später eine höhere Ausbildung genossen haben, sogar dem Drama gewidmet, und kann man in Bezug auf diese finnische Volkslitteratur der Gegenwart von einer wirklichen Blüte sprechen. Es sind eine ganze Reihe solcher Volks-Dichter tätig, deren Werke zum großen Teil hohen künstlerischen Anforderungen genügen: der greise hochbedeutende Päivärinta, der talentvolle, entwickelungsfähige Kauppis-Heikki, beide ursprünglich Bauernknechte, der witzig geistvolle Alkio (Alexander Filander), der Schmied Heikki Meriläinen, Kyösti, (der Waldhüter Juhana Kokko) Eero Sissala, Otto Tuomi, auch eine Bäuerin Liisa Tervo. Dazu kommen einige, die auch aus den untersten Volksschichten stammen, sich später aber eine höhere Bildung angeeignet haben, wie der Begründer des Volksromans Alexis Kivi, die aus dem Arbeiterstande hervorgegangene Dramatikerin und Novellistin Minna Canth und der Volksschilderer und Romanschriftsteller Teuvo Pakkala.

Diese Dichter, abgesehen von den letzten, schaffen nicht aus freier Phantasie, sie erfinden nicht, ersinnen nicht, schmücken nicht aus, was sie erzählen; sie berichten schlicht und einfach, was sie gesehen, gehört und erkannt haben; aber sie knüpfen ihre Betrachtungen daran, sie verhehlen nicht, daß sie ihre persönliche Auffassung geben, sie trachten niemals nach abgeklärter Objektivität. Einige wählen daher zur Darstellung auch nicht das Wichtigere aus, um das Unwichtigere fortzulassen, sondern erzählen genau der Reihe nach, wie die Dinge sich ereignet haben. Andere verstehen eine Auswahl zu treffen, zu gruppieren, zu beleuchten. Bald überstrahlen sie das Dargestellte mit Humor, bald betrachten sie es voll Wehmut, bald mit Ironie oder voll Zorn.

Aber solche Naturlichter sind nicht diese Autoren, die ich hier vorführen will,*) sondern ich möchte zeigen, daß Finnland auch eine echte und künstlerisch hochstehende Kunstlitteratur besitzt, die sich der der übrigen Kulturstaaten ruhig an die Seite stellen kann. Ich will die Meister der finnischen Gegenwarts-Dichtung vorführen.

Unter den Autoren der älteren Periode, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts geboren waren und um die Mitte, zum Teil bis in die Gegenwart schufen, sind drei zu diesen Meistern zu zählen: Joh. Ludv. Runeberg, Zachris Topelius und Jul. Wecksell.

Joh. Ludv. Runeberg ist der erste wirklich große, geistestiefe Dichter, den Finnland in seiner neuen Kulturperiode hervorbrachte; man könnte ihn als den Klassiker Finnlands bezeichnen. Seine volkstümliche Gesinnung und nationale Begeisterung veranlaßte ihn als einen der ersten, wahrheitsgetreue Bilder aus dem Bauernleben (Gedichtsammlung „Idyll und Epigramm") und aus dem Landleben der gebildeten Stände („Hanna" und „Weihnachtsabend") zu schaffen, wobei er freilich bei der damaligen romantischen Richtung der Poesie alles „häßliche" fortließ und die Personen und Verhältnisse ein wenig „idealisierte". Auch das Naturleben seiner Heimat malte er in den „Elchjägern" und in seinen Gedichten in wunderbaren Stimmungstönen. Später offenbarte sich diese nationale Begeisterung noch mächtiger und poesiereicher in seinem kraftvollen, heroisch-vaterländischen Gedichtcyklus „Fähnrich Stals Erzählungen" (1848 u. 60), der mit dem

*) Näheres über diese in meinem Buche „Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter". Schuster & Loeffler, Berlin. 1900.

schwungvollen Liede „Unser Land“ einsetzt, das Finnlands Nationalgesang geworden ist. Und endlich schuf er noch „König Fjalar“ (1844), eine Dichtung die zu den geistestiefsten der Weltlitteratur gehört. Runeberg war 1804 in Jakobstad als Sohn eines ziemlich gebildeten Seekapitäns geboren, mußte sich durch Stundengeben und eine Hauslehrerstelle das Universitätsstudium ermöglichen, erlangte aber trotzdem schon mit 23 Jahren den Magistergrad. 1828 ging er von Abo nach dem Brande der Universität nach Helsingfors, wo er zu dem „Samstagabendkreise“ gehörte und mehrere seiner Hauptwerke schrieb. Dennoch mußte er eine Brotstelle annehmen als Lektor am Lyceum in Borga (1837) und wurde 1844 zum Professor ernannt. 1857 legte er sein Amt nieder, um sich nur noch der Dichtung zu widmen, wurde aber schon 1863 durch einen Schlaganfall für immer an das Bett gefesselt und erst 1877 von seinem Leiden erlöst. In der kurzen freien Zeit schrieb er den II. Teil von „Fähnrich Stal“ und mehrere Dramen, darunter „Die Könige auf Salamis“, eine litterarisch bedeutende Tragödie. Runebergs Werke sind, wie die der meisten Autoren in Finnland, die aus den gebildeten Ständen hervorgegangen sind, in schwedischer Sprache geschrieben.

Ein junges, starkes Talent war Jul. Weckfell (geb. 1838), der vielleicht einer der größten unter den finnischen Dichtern geworden wäre, denn die von ihm hinterlassene Sammlung „Jugendgedichte“ gehört zum hervorragendsten, hinsichtlich der Glut der Leidenschaft, der tiefen Gedankenfülle und machtvoller mystischer Stimmung, und sein historisches Trauerspiel „Daniel Hjort“ ist eine ergreifende Dichtung, reich an tiefsinnigen Grübeleien über das Rätsel des Lebens und voll Unterdrückungshaß, dabei der erste Vorbote der neuen realistischen Kunstrichtung in Finnland; aber Jul. Weckfell wurde bereits mit 24 Jahren von unheilbarem Wahnsinn befallen, seine Werke erschienen erst nach seinem geistigen Tode.

(Fortsetzung folgt.)



Musikalisches.

Ueber Mangel an Novitäten in den Konzertprogrammen der gegenwärtigen Saison kann man nicht klagen, wohl aber darüber, daß wenige darunter sind, denen die Merkmale eines echten Künstlerwerkes aufgeprägt erscheinen. Häufiger als je finden Konzerte „mit eigenen Kompositionen“ statt, die dann, soweit Orchester- und Chorwerke in Frage kommen, gewöhnlich von dem Komponisten selbst geleitet werden, nicht in jedem Falle zum Vorteile der Werke. Der Komponist ist nicht immer zugleich ein gewandter Dirigent und geübter Einstudierer. Wenn dann nicht eine größere Anzahl von Proben zur Verfügung waren, kommen oft Aufführungen zu Stande, die unter unzulänglicher Vorbereitung stark zu leiden haben. Bei dem jüngsten Konzerte dieser Art lagen die Sachen anders: der Komponist Karl Gleitz ist ein umsichtiger Dirigent, und seine Verbündeten, das philharmonische Orchester, ein gemischter Chor und eine Reihe von Solokräften standen sämtlich auf der Höhe ihrer Aufgaben. Hier ist der Grund für den geringen Erfolg also nur in den Werken selbst zu suchen. Herr Gleitz ist gewiß nicht arm an musikalischen Gedanken, aber er besitzt nicht Gestaltungskraft genug, um ein überzeugend wirkendes Kunstwerk zu schaffen. Zeigt sich in den Orchesterwerken ein unberechtigter Zug ins Breite, so kann er in den Vokalwerken nicht schnell genug zu Ende kommen. In den Liedern wie in dem Chorwerke „Hafbur und Signild“ wird der Text ohne jede Ruhepause von Anfang bis zu Ende herunterdeklamiert, so daß es schon aus diesem Grunde zu einer Vertiefung gar nicht kommen kann. Man hat stets den Eindruck, als fürchte der Komponist, das Stück könne zu lange dauern, ein Gedanke, der ihm bei der Komposition seiner Orchesterwerke leider nie gekommen ist. Von den letztgenannten befriedigte mich nur die symphonische Dichtung „Pietà“, deren Stimmungsgehalt jedoch stark an den „Charfreitagszauber“ erinnert. Allerdings liegt in diesem Umstande eine gewisse Konsequenz, denn auch das vorgedruckte Programm enthält ein Citat aus jenem Parsifal-Fragmente.

*

Herr Georg Schumann aus Bremen gab ein Konzert, in welchem er als Pianist auftrat und außerdem eine eigene Komposition: Symphonische Variationen über den Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, für Orchester und Orgel, dirigierte. Ein innerer Grund für die Wahl des Chorals als Variationen-Thema ist nicht erkennbar. Davon abgesehen, ist das Werk mit sicherer Hand gestaltet, wirksam instrumentiert, — trotzdem die Orchesterfarben durchschnittlich zu dick aufgetragen sind — und läßt überall den durchgebildeten Musiker erkennen. Als solcher zeigte sich Herr Schumann auch im Vortrage der Klavierkonzerte amoll von R. Schumann und fmoll von Chopin; wenn gleich sein Spiel nicht so nüancenreich ist, wie das unserer ersten modernen Pianisten.

*

Im 7. philharmonischen Konzert erschien Herr Emil Sauer als Solist und trug das Emoll-Konzert von Chopin vor. Der Künstler hat seit etwa 10 Jahren in Berlin nicht gespielt, und man durfte auf sein Wiederauftreten gespannt sein, da er seinerzeit zu den bedeutendsten jüngeren Pianisten gerechnet wurde. Heute dürfte Herr Sauer selbst unter den Jüngsten manchen Rivalen haben; das Chopinsche Werk gab er scheinbar ohne innere Anteilnahme wieder und erzielte infolge dessen damit keinen nachhaltigen Eindruck. — Unter den in demselben Konzert aufgeführten Orchesterwerken befand sich auch — Herrn Nikisch sei besonders gedankt dafür — Richard Strauß' sympathische Dichtung „Tod und Verklärung“. Wohl in keinem anderen Tonwerke ist durch rein musikalische Mittel eine so gewaltige, furchtbar realistische Wirkung erreicht worden, und nur in wenigen dürfte der Welt-Erlösungsgedanke gleich erhaben ausgedrückt sein, wie in diesem genialen Musikstücke. Der Eindruck, den das Werk diesmal machte, wurde noch erhöht durch die überaus glänzende Wiedergabe, die es durch Herrn Nikisch und das philharmonische Orchester erfuhr.

*

Ein musikalisch sehr wertvolles Programm hat Herr Ferruccio Busoni für seine drei Klavier-Abende

aufgestellt; es weist die glänzenden Namen Bach, Beethoven, Brahms, Chopin, Schumann und Lißt auf. Am zweiten Abend trug der Künstler nur Werke von Chopin vor, darunter die Bmoll-Sonate und die zwölf Etüden op. 25. Was die virtuose Seite seines Vortrages betrifft, so dürfte kaum ein Wunsch unbefriedigt geblieben sein; die Launenhaftigkeit aber, mit der er einzelne Stücke behandelte, mußte auf die ernsten Freunde des großen polnischen Klavierpoeten verstimmend wirken.

*

Am zweiten Kammermusikabende der Herren Risler, Burmester und Gérardy stand Herr Burmester im Mittelpunkte des Interesses. Er spielte Stücke von Bach und Spohr, von Herrn Risler am Klavier auf das wirksamste unterstützt, in jeder Beziehung vollendet. Herr Burmester steht allen modernen Violinvirtuosen in nichts nach, überragt sie aber alle an seiner musikalischer Empfindung und sicherem Stilgefühl, besonders in Bezug auf die Werke unserer großen deutschen Meister.

Paul Geyer.



Chronik.

Schluck und Jau. Ueber dieses vielumstrittene „Spiel zu Scherz und Schimpf" von Gerhart Hauptmann, das in S. Fischers Verlag (Berlin) soeben erschienen und im „Deutschen Theater" aufgeführt worden ist, soll erst in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift gesprochen werden. Unser Urteil weicht so sehr von dem ab, was bisher pro und contra zu vernehmen war, daß wir erst dann hoffen dürfen, gehört zu werden, wenn sich die aufgeregten Gemüter etwas beruhigt haben. R. St.

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

Heinrich von Stein: Giordano Bruno. Gedanken über seine Lehre und sein Leben. Zum dreihundertjährigen Gedenktage der Verbrennung Giordano Brunos. Neu herausgegeben von Friedrich Poske. Leipzig und Berlin.

Felix Salten: Der Hinterbliebene. Kurze Novellen. Umschlagbild von R. Grosz. Wiener Verlag.

Carl Ewald: Die alte Stube. Aus dem Dänischen von Walther Ernst. Umschlagbild von Rudolf Jettmar. Wiener Verlag.

Gustav Macasy: Novellen. Umschlag-Zeichnung von Franz Schuster. Wiener Verlag.

Bertha von Suttner: Ein schlechter Mensch. Roman. 2. Auflage. Dresden und Leipzig.

Bertha von Suttner: Daniela Dormes. Roman. 2. Auflage. Dresden und Leipzig.

Ottokar Kraft Edler von Helmhacker: Erste Dichtungen. Wien.

Ferdinand Wittenbauer: Das Gispele. Eine Liebesmär aus der Odenwälder Sturmzeit. Erster und zweiter Band. Wien.

Arthur Oelwein: Starke. Vier Novellen. Wien.

d'Aure'villy: Die Besessenen. Deutsch von Hedda Möller-Bruck. Minden i. W.

Captain Nemo: Zwischen zwei Welten. Leipzig.

L. Rafael: Gedichte. Mit einer Einleitung zur ersten Auflage von Felix Dahn. Dritte gesichtete und durchgesehene Auflage. Leipzig.

Leo Greiner: Das Jahrtausend. Dichtungen mit Buchschmuck von Alfred Oppenheim. München.

Dr. Benno Diederich: I. Zola und die Rougon-Macquart. II. Das Milieu bei Emile Zola. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 329—30.)

Dr. O. Finsch. Carolinen und Marianen. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 331/32).

Wilhelm Kunz: Beiträge zur Entstehungsgeschichte der neueren Aesthetik. Berlin.

Enrico Panzacchi: I miei Racconti. Milano.

J. Godryez: Essays on the foundation of education. Lansing. Mich. Lawrence et Van Buren Printing Co.

Dr. jur. et phil. Paul Oertmann: Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich. Fünf Vorträge, gehalten im Verein für Volkswirtschaft und Gewerbe zu Frankfurt am Main. Frankfurt a. M.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Erik Pfeffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner und Otto Erich Hartleben.

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 24. Februar 1900. Nr. 8.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Schluck und Jau.

Spiel zu Scherz und Schimpf mit fünf Unterbrechungen von Gerhart Hauptmann.

„Und nehmt dies derbe Stücklein nicht für mehr, als einer unbesorgten Laune Kind,“ so sagt der Prologsprecher, der „ein Jäger mit dem Hüfthorn, durch eine geteilte Gardine aus grünem Tuch, gleichsam vor die Jagdgesellschaft, tritt, der man, wie angenommen ist, im Bankett-Saal eines Jagdschlosses das nachfolgende Stück vorspielt.“ Ich glaube, solch deutlichen Ausdruck seiner Absichten muß man bei einem Dichter respektieren. Man hätte Unrecht, wenn man eine tiefe Lebensphilosophie von einem Stücke erwartete, das zu dem oben angegebenen Zweck geschrieben ist. Welcher Dichter würde eine solche verschwenden, wenn er sich als Zuschauer eine „Jagdgesellschaft“ denkt und noch dazu diese also durch seinen Prologsprecher anreden läßt: „Laßt, werte Jäger, freundlich euch gefallen, daß sich zuweilen dieser Vorhang öffnet und etwas euch enthüllt — und dann sich schließt. Laßt euer Auge flüchtig drüber gleiten, wenn ihr nicht lieber in den Becher blickt.“ Ich bin also als Zuschauer berechtigt, mein eigenes Hirn einmal abzulegen und mir das eines Mitgliedes einer fürstlichen Jagdgesellschaft in meine Schädelhöhle einzuschalten. Ich habe die Interessen, Gedanken und Meinungen des Fürsten Jon Rand; und es ist für mein Verständnis sehr gut berechnet, wenn mir Karl, mein „denkender“ Genosse seine Lebensphilosophie mitteilt. Man hat Jau, den Säufer, in einem fürstlichen Bett aus seinem Rausch erwachen lassen; man hat ihn in Fürstenkleider gesteckt und redet ihm dann ein, er sei Fürst und nicht wandelnder Strolch. Karl unternimmt dieses Manöver, um seinen Fürsten zu erheitern. Er belehrt ihn dann:

> Nimm dieses Kleid ihm ab, dies bunt gestickte,
> so schlüpft er in die Lumpen wiederum,
> die nun zum kleinen Bündel eingeschnürt,
> der Kastellan verwahrt. Kleid bleibt doch Kleid!
> Ein wenig fadenscheiniger ist das seine,
> doch ihm gerecht und auf den Leib gepaßt.
> Und da es von dem gleichen Zeuge ist,
> wie Träume — seins so gut wie unsres, Jon! —
> und wir den Dingen, die uns hier umgeben,
> nicht näher stehen, als eben Träumen, und
> nicht näher also, wie der Fremdling Jau —
> so rettet er aus unsrem Trödler-Himmel
> viel weniger nicht, als wir, in sein Bereich
> der Niedrigkeit. Wie? Was? Sind wir wol mehr,
> als nackte Spatzen? mehr, als dieser Jau?
> Ich glaube nicht! Das, was wir wirklich sind,
> ist wenig mehr, als was er wirklich ist —:
> und unser bestes Glück sind Seifenblasen.
> Wir bilden sie mit unsres Herzens Atem
> und schwärmen ihnen nach in blaue Luft,
> bis sie zerplatzen: und so tut er auch.
> Es wird ihm freistehn, künftig wie bisher,
> dergleichen ewige Künste zu betreiben.“

Die uralte Weisheit, daß die Unterschiede zwischen den Menschen nur auf einem Scheine beruhen, daß sich uns als das Wesen des Menschen etwas ganz neues enthüllt, wenn wir aus dem Lebenstraum für

eine Weile erwachen, etwas das in jedem Menschen steckt sei er Fürst oder Bettler, diese nicht gerade tiefe, aber doch wahre Weisheit wird hier dargestellt, wie sie in das Hirn eines Menschen, wie Karl einer ist, paßt. Und wunderbar ist der Typus solcher Menschen getroffen, die derlei Dinge, die andere längst in die Kategorie der banalsten Selbstverständlichkeiten verwiesen haben, wichtig nehmen, und mit Wichtigkeit zum Ausdruck bringen. Man kennt ihn, den Grafen, der mit einer Miene, als wenn er bei Buddha selbst in die Schule gegangen wäre, einige Trivialitäten aus einem Katechismus über indische Philosophie vorbringt. Trefflich ist er gestaltet dieser philosophierende Salonheld, von Gerhart Hauptmann. Auch das Nietzschetum hat heute solche philosophierende Grafen gefunden. Ich selbst kannte einen, der die kleine Ausgabe des Zarathustra in einem niedlichen Prachtbändchen immer in den Hosentaschen mit sich herumtrug. In der andern Hosentasche trug der gräfliche Denker eine ebenso wol ausgestattete kleine Ausgabe der Bibel. Er schien der Meinung zu sein, daß man die Lehren des „Buches der Bücher" durch die Sprüche des Zarathustra trefflich bestätigt finden kann, und daß sich Nietzsche nur geirrt habe, wenn er sich für einen antichristlichen Philosophen gehalten hat. Warum sollte es Karl, der eben solchen Geistes Kind ist, nicht einen furchtbaren Spaß bereiten, seinem Genossen klar zu machen, daß es nur der Schleier der Maja ist, der uns einen Unterschied finden läßt zwischen Bettler und König; und daß ein Bettler, wenn man ihn nur in die Lage versetzt, einen Tag König zu sein, seine Rolle ebensogut spielen wird wie der geborene Fürst?

Der Humor, der dazu notwendig wäre, um das ganze Possenspiel durchzuführen, scheint Hauptmann allerdings zu fehlen. Er ist eine kontemplative Natur. Er legt die Seelen in wunderbarer Weise bloß. Die beiden Lumpen Schluck und Jau, mit ihrer Gesindelphilosophie und Gesindellebensführung sind herrlich gezeichnet. Die psychologische Feinkunst Hauptmanns zeigt sich in jedem Strich, mit dem er diese beiden Typen charakterisiert. Dadurch sind Anfang und Ende des Stückes vortrefflich gelungen: die Scene, die uns die beiden angetrunkenen Lumpen auf dem grünen Plan vor dem Schlosse vorführt, und die andere, am Schlusse, die sie uns zeigt, nachdem sie ihre Abenteuer im Schlosse bestanden haben und wieder auf die Straße geworfen worden sind.

Anders steht es mit dem, was dazwischen liegt. Hier hätte ein dramatischer Karikaturenzeichner seine Kunst entfalten müssen. Auf diesem Gebiete versagt Hauptmanns Begabung. Die unwiderstehliche Komik, die hier allein am Platze wäre, ist wol nicht seine Sache. Das eigentliche Possenspiel erscheint daher matt, farblos. Shakespearesche Art wurde angestrebt. Sie ist aber überall nur halb erreicht. Damit ist zugleich darauf hingedeutet, was überhaupt als bedenklich bei diesem Stück erscheint. Es verrät keine ganze Eigenart. Man wird an so vieles erinnert, ohne daß man durch das, was neu in Erfindung und Behandlung ist, zugleich sich voll entschädigt fühlte. Weniger Shakespeare und mehr Hauptmann wäre uns lieber gewesen.

Ich bitte zu entschuldigen, daß es mir doch nicht ganz geglückt ist, mir ein fürstliches Jagdgesellschaft-Gehirn einzuschalten, sondern daß sich mein eigenes so aufdringlich geltend gemacht hat.

Rudolf Steiner.

Sharpeareologie und Baconianismus.

Historisch-kritische Beiträge zur Lösung der Shakespearefrage.

Von **Georg Cantor**.

Einleitung.

Unter Sharpeareologie verstehe ich jenen von fast allen Philologen, Litterarhistorikern und Feuilletonisten mit Glaubenseifer festgehaltenen, oft leidenschaftlich verteidigten und systematisch zu einem Lehrbegriff ausgearbeiteten dreihundertjährigen Irrtum, wonach die unvergleichlichen, unter dem Pseudonym William Shakespeare (Quirinus, Speerschwinger) erschienenen, in den geistigen Besitz aller Kulturvölker übergegangenen Dichtungen, von dem 1564 in Stratford on Avon geborenen, 1616 daselbst gestorbenen Schauspieler William Sharpeare als Autor herrühren sollen.

In Wahrheit diente derselbe nur als Maske und besoldeter Agent dem rätselhaften, unerkannt gebliebenen, durch eine wunderbar in ihm zusammentreffende Vereinigung von Blut, Geist und Willensstärke, unter den schwierigsten Verhältnissen zum höchsten Gipfel der Menschheit erhobenen Dichterfürsten.

Den Namen Sharpeare schreibe ich mit gutem Grunde in dieser ungewohnten Form. Der Viehhändler und Handschuhmacher John Sharpeare, der Vater von William Sharpeare, kommt in den Ratsbüchern des unbedeutenden Städtchens Stratford on Avon unter 166 Fällen 69 mal in der Weise „Sharpeare" geschrieben vor; die 13 davon abweichenden Schreibungen sind hingegen nur je 1 bis 18 mal vertreten. (Vgl. Karl Elze, William Shakespeare, Halle 1876, pag. 620.) Die 6 für echt gehaltenen, mit unbeholfener zitteriger Hand niedergeschriebenen Namensautographen des Schauspielers, welche sämtlich geschäftlichen Urkunden angehören und, soweit sie leserlich, nicht einmal übereinstimmen, vielmehr zwischen „Shakspeare" und „Shakspere" zu schwanken scheinen, können für die Schreibung des Familiennamens nicht maßgebend sein. (Vgl. Karl Elze, l. c. pag. 617).

Als wesentlich muß hervorgehoben werden, daß fast alle Schreibungen des Familiennamens der ersten Silbe (Shax = Shaks) eine kurze Aussprache geben, während die erste Silbe des Dichternamens „Shakespeare" eine langgedehnte ist.

Da die litterarhistorische Reflexion auf das Elisabethanische Zeitalter erst unter der Regierung der Königin Anna von Großbritannien festere Gestalt annahm, so können wir die Geburt der Sharpeareologie, soweit sie den Schein wissenschaftlicher Begründung sich anmaßt, in die ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts versetzen. Dem Bel-Esprit Dramenschreiber und Politiker Nicholas Rowe (1673—1718) kommt das fragwürdige Verdienst zu, auf Grund kritiklos zusammengetragener Schauspieleranekdoten und dunkler, in ungebildeten Volksschichten cirkulierender Traditionen die Sharpearelegende zuerst fixiert zu haben. Seine Nachfolger in der sogenannten „Shakespearebiographie", einem Galimatias von Dichtung und Wahrheit, befolgen bis auf die Gegenwart im wesentlichen das von ihm dargebotene Schema.

Da die Integrität von Rowes Charakter nach gewissen Anzeichen nicht außer Zweifel zu stehen scheint, so halte ich es garnicht für ausgeschlossen, daß er dieses litterarische Wagnis im Auftrage hochstehender Personen ausgeführt hat, die absichtlich den ihnen wohl-

bekannten Dichter noch nicht ans Licht treten lassen wollten, gegen die ursprüngliche Intention des letzteren selbst, der, wie ich nachzuweisen imstande bin, eine beschränktere Zeitdauer für sein Mysterium vorgesehen hatte.

Die auf einem Proton Pseudos basierte Sharpeareologie hat naturgemäß eine Unzahl von Wunderlichkeiten, Verkehrtheiten und schreienden Widersprüchen gezeitigt, die sich mehr oder weniger in jedem ihrer vielen Lehrbücher, Compendien, Monographien oder ausführlichen Darstellungen nachweisen lassen. Von hier aus sind sie in das Bewußtsein und die Anschauungen der Gebildeten und Gelehrten aller Nationen eingedrungen. Vermutlich wird es der geschlossenen zielbewußten Arbeit einer ganzen Generation bedürfen, um den von der Sharpeareologie in der Litteratur angerichteten Schaden seinem ganzen Umfange nach zu erkennen, systematisch zu ordnen und schließlich ihn aus der Welt zu schaffen.

Ich nenne diese Früchte unkritischen philologisch-historischen Gelehrtentums, diese Wissenschaftskarrikaturen, die leider in so viele vortreffliche Köpfe sich eingeschlichen haben, die Atopien der Sharpeareologie; die schlimmsten Exemplare unter ihnen, die geradezu einen Nonsens involvieren, heiße ich sharpeareologische Metaptosen, weil sie sich als Umkehrungen der Wahrheit zu erkennen geben. Hierbei erinnere ich, um ein Beispiel vorzuführen, vor allem an die unerhörte Zumutung, daß wir den größten, um die Menschheit verdientesten Dichter als völlig gleichgiltig um die Erhaltung seiner Schöpfungen, dagegen aufs höchste besorgt um äußerer nichtiger Ehren willen und vor allem den Reichtum gierig erstrebend uns vorzustellen haben.

Und zu welchem verkehrten Begriffe des dichterischen Genies sind nicht die deutschen Litteraten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts dadurch geführt worden, daß sie vor allem den behäbigen Stratforder Rentier als Genietypus verdauen mußten!

Wie viele abnorme Gestaltungen und Gestalten innerhalb unserer Litteratur mögen nicht auf den Grundirrtum der Sharpeareologie zurückführbar sein!

Seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, nach etwa hundertfünfzig Jahren unbeschränkter Herrschaft der Sharpeareologie hat sich der Baconianismus ihr entgegengestellt, welcher den Großkanzler Francis Bacon, Baron of Verulam, Viscount St. Albans einerseits für den Schöpfer der unter seinem Namen publizierten philosophischen Schriften hält, andererseits aber ihm auch die Autorschaft der unter dem Namen „William Shakespeare" erschienenen unsterblichen Dichtungen zuschreibt.

Wer das vortreffliche, in Deutschland so gut wie unbekannt gebliebene, auch in Amerika und namentlich England viel zu wenig beachtete standardwork des Baconianismus von Nathaniel Holmes*) „The authorship of Shakespeare" (1. Aufl. 1866, 4. Aufl. 1887) einem gründlichen vorurteilsfreien Studium unterwirft, muß, wie ich glaube, zu der Ueberzeugung einer so großen und weitreichenden Ideengemeinschaft zwischen den beiden in Betracht kommenden, derselben Epoche und demselben Lande entstammenden originalen Geistesschöpfungen gelangen, daß die räumlich-zeitliche Coincidenz allein als Erklärung dafür nicht genügt. Es muß entweder Identität zwischen den Autoren oder ein so nahes verwandtschaftliches und freundschaftliches Verhältnis unter ihnen angenommen werden, daß sie als gegenseitige Berater, vielleicht sogar bis zu einem gewissen Grade als Mitarbeiter zu denken wären.

Bekanntlich ist die letztere Alternative weder von Holmes, noch von sonst einem der wissenschaftlich in Betracht kommenden Baconianer gewürdigt worden; sie haben einseitig nur die erstere im Auge gehabt und geglaubt, mit ihrer anerkennenswerten Vergleichsarbeit einen vollgiltigen Beweis für Francis Bacons Autorschrift in Bezug auf die Shakespearedichtungen erbracht zu haben. Schon hierin liegt eine große, wenn auch verzeihliche Illusion. Es muß aber noch auf einen zweiten Umstand aufmerksam gemacht werden, der vollends erkennen läßt, daß der vom Baconianismus bisher eingeschlagene Weg nicht zum Ziele führen kann.

Wer durch langjähriges mühevolles Studium zu der Ueberzeugung sich durchgearbeitet hat, daß die Rosenkreuzerei des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts keine Spielerei, wie dies in der bisherigen Geschichtsschreibung pflegt angenommen zu werden, sondern vielmehr eine reale Politik, Wissenschaft und Kunst geheimnisvoll beherrschende weltumspannende organisatorische Macht gewesen ist, dem wird nicht nur die Möglichkeit des von den Baconianern behaupteten Bacon-Shakespearemysteriums einleuchtend sein, er wird auch die vergrößerte Perspektive in Betracht ziehen, daß vielleicht auch Francis Bacon seinerseits sich dazu hat verstehen müssen, die gewaltigen reformatorischen Ideen eines ihm nahestehenden Philosophen mit seinem Namen zu vertreten, analog seiner mit dem Stratforder Sharpeare in Scene gesetzten Mystifikation.

Mit anderen Worten, es wäre von den Baconianern, wenn sie ihr Ziel erreichen wollen, noch zweierlei zu leisten.

Erstens müßte auf Grund von zweifelfreien Urkunden der Beweis geliefert werden, daß die Hauptwerke, welche den Namen von Francis Bacon tragen, auch tatsächlich von ihm selber verfaßt worden sind.

Zweitens müßte bewiesen werden, daß die vorhin hervorgehobene zweite Alternative, die eine intime Geistesgemeinschaft von zwei verschiedenen Personen betrifft, auszuschließen sei.

Ich selbst bin seit ungefähr fünfzehn Jahren eifrig bemüht, nach einer ganz andern, rein historischen auf unanfechtbare Quellen sich stützenden Methode, sowohl die Shakespearefrage, wie auch mehrere andere Autorschaftsprobleme zu lösen und will zunächst einige Argumente darlegen, durch welche meines Erachtens die völlige Unhaltbarkeit der Sharpeareologie definitiv entschieden wird.

Erstes Kapitel.

Vernichtung der Sharpeareologie.

Glücklicherweise hat der im Helldunkel des Mysteriums absichtlich sich haltende Dichter eine Urkunde hinterlassen, welche von ihm geradezu die Bestimmung erhalten zu haben scheint, dereinst dem sinnlosen Aberglauben einer Autorschaft des nur als Agenten

*) Von demselben existiert auch ein bedeutendes philosophisches Werk: Realistic Idealism in Philosophy itself. 1888. Boston and New-York, Houghton, Mifflin & Co.

dienenden Schauspielers den wolverdienten Garaus zu machen.

Sie ist seit 1609 allgemein bekannt und damals von niemandem hinsichtlich ihres Wortlautes beanstandet worden, obgleich ihr richtig verstandener Inhalt geradezu vernichtend für die Anhänger der Schauspielerautorschaft ist; in ihr findet sich nämlich, wenn auch durch eine geistreiche änigmatische Form leicht verhüllt, der verhängnisvolle Ausspruch, daß William Sharpeare nicht Autor der unter dem Namen William Shake-speare bekannten Dichtungen ist. Der im damaligen Publikum erzeugte, vom Dichter selbst aus rätselhaften Gründen genährte Glaube an die Autorschaft des Stratforder Geschäftsmannes beruhte daher nur auf Schein, der, wie dies sogleich erhellen wird, von kritischen Naturen jederzeit als solcher entlarvt werden konnte.

Die Urkunde darf Anspruch erheben auf den höchsten Grad von Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit, welcher historischen Zeugnissen überhaupt zugeschrieben werden kann. Sie ist 1609 gedruckt in die Oeffentlichkeit getreten. Hätte der Schauspieler einen berechtigten Anspruch auf die Autorschaft der Dichtungen gehabt, so würden er und seine zahlreichen Freunde sicherlich Protest gegen eine derartige Fälschung erhoben haben; da kein Widerspruch erfolgt ist, so muß das Zeugnis als echt und wahr anerkannt werden.

Die Urkunde enthält aber noch weit mehr. Sie gibt, wie wir sogleich sehen werden, dem suchenden Forscher einen, wenn auch nur leisen Fingerzeig auf die Spur des versteckten Dichters, indem derselbe mit den Initialen W. H. bezeichnet wird.

Das in Rede stehende Dokument, welches aus naheliegenden Ursachen bisher völlig mißverstanden worden ist, bildet eine von den Shakespearegelehrten selbst anerkannte Crux ihrer pseudowissenschaftlichen Forschung. (Vgl. Karl Elze, W. Shakespeare, Halle, 1876; pap. 370.) Es handelt sich nähmlich um Titelblatt und Widmung der von einem gewissen Thomas Thorpe (sicherlich gleichfalls einem Agenten des Dichters) 1609 besorgten ersten Ausgabe von Shakespeares Sonetten.

Das Titelblatt lautet:

„Shake-speares | Sonnets. | Never before imprinted. | At London. | By G. Eld for T. T. and are | to be solde by John Wright, dwelling | at Christ Church gate. | 1609.“

Es folgt ein Blatt mit der wol vom Dichter selbst diktierten und an ihn gerichteten Widmung des Herausgebers T. T. in Groß-Antiqua-Druck mit diesem Wortlaut:

„To. The. Onlie. Begetter. Of. | These. Insuing. Sonnets. | Mr. W. H. All. Happinesse. | And. That. Eternitie. | Promised. | By. | Our. Ever-Living. Poet. | Wisheth. | The.Well-wishing. | Adventurer. in. | Setting. | Forth. | T. T.“

Die fast wortgetreue, dem Sinne nach allein mögliche Uebersetzung dieser Widmung ist:

„Dem einzigen Dichter der folgenden Sonette, Herrn W. H. wünscht alles Glück und diejenige Ewigkeit, welche er sich selbst verheißt. [NB. nämlich in den Sonetten selbst, wo er das Horazische „Exigi monumentum aere perennius“ vielfach variiert auf sich anwendet]. Der wohlaffektionierte Herausgeber dieser Sammlung Thomas Thorpe“.

Wie haben sich nun die Sharpeareologen zu dieser niederschmetternden Eröffnung verhalten?

Sie haben der Mehrzahl nach ihr philologisches Gewissen unterdrückt und ihr Stratforder Idol durch waghalsige Nothypothesen zu retten gesucht, die ja überhaupt in der Sharpeareologie ein großes Feld einnehmen. Dabei sind sie allerdings unter einander oftmals in heftige Fehde geraten, was im Allgemeinen in der Philologie aber zur Tagesordnung gehört.

Es lassen sich in dieser Frage drei Parteien nachweisen, die teilweise selbst wieder nach gewissen Unterschieden gespalten sind und durch die folgenden drei Not-Hypothesen charakterisiert werden.

1. Die Sammler-Hypothese.

Sie ist von George Chalmers (1742—1825) erfunden worden, der einen Sammler der Sonette sich denkt, von dem Th. Thorpe die Kollektion erhalten resp. gekauft haben soll. Dieser Sammler sei jener Mr. W. H., an den die überschwenglich abgefaßte Widmung gerichtet wäre. Die berüchtigte Nonchalence-Atopie der Sharpeareologen stand nämlich schon damals fest. Sharpeare ließ, sorglos wie bei allen anderen Erzeugnissen seines Genies, die Sonette bei den Freunden cirkulieren; was aus ihnen dereinst würde, war ihm „Schnuppe“. Also konnten diese wunderbaren Gedichte nur durch das mühevolle Schnüfflergeschäft eines Sammlers der Menschheit erhalten werden. Darum auch die diesem verheißene Unsterblichkeit, bei der man unwillkürlich an den „Göttlichen Sauhirt“ Homers erinnert wird.

Nicolaus Delius (5. Stereot. Aufl. v. „Shaksperes Werke“, II Bd., p. 752) kümmert sich zwar nicht weiter um die Person des verewigten Sammlers, erklärt aber dafür die Chalmersche Uebersetzung des Wortes „Begetter“ für die „natürlichste.“ Um so eifriger sucht K. Elze nach dem verdienstvollen Manne und ist überzeugt, ihn in einem Schwager Sharpeares, einem William Hathaway (ich vermute in ihm einen Schlächter oder Viehhändler) gefunden zu haben. (Elze, Shakesp. p. 374. Hören wir Elze selbst:

„Kein Wunder, daß entweder ein rühriger Buchhändler oder eine andere dem betreffenden Kreise nahestehende Persönlichkeit auf den Gedanken kam, diesen litterarischen Schatz zu heben, um so mehr als der Dichter selbst gegen diese Kinder seiner Muse sich wo möglich noch gleichgiltiger verhielt als gegen die Dramen. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, empfiehlt sich von allen Hypothesen am meisten die von Samuel Neil aufgestellte, nach welcher die Buchstaben W. H. Sharpeares Schwager William Hathaway bedeuten, der dabei, wenn das Gleichnis erlaubt ist, drei Fliegen mit einer Klappe schlug, indem er den Ruhm seines Schwagers erhöhen half, dem Buchhändler ein gewinnversprechendes Unternehmen ermöglichte und — last not least — für sich selbst von dem Verleger ein gewiß nicht unwillkommenes Honorar entlockte. Sharpeare wird ihm diesen Verdienst sicherlich nicht gemißgönnt haben, auf den er durch die Sammlung und die (allerdings wenig kritische) Zusammenstellung der zerstreuten Handschriften sich ein Anrecht erworben hatte. Was war unter solchen Umständen natürlicher, als daß ihm Thorpe das Büchlein dedicierte und ihm die nämliche Unsterblichkeit anwünschte, die der Dichter dem Gegenstande jener Sonette verheißt? Ja, wer weiß, ob der schlaue und geriebene ‚Adventurer‘ diese Dedikation nicht bei der Honorarzahlung in Anschlag brachte und sie

als ein Mittel benutzte, um etwas billiger in den Besitz des Manuskripts zu gelangen. Die Worte ‚onlie begetter' haben aber möglicherweise noch einen tieferen Sinn. Warum ‚onlie'? Wenn Thorpe die Sonette herausgeben wollte, so war das natürlichste und ordnungsmäßige Verfahren offenbar dies, daß er sich an den Verfasser selbst wandte und ihn um die Handschrift bat. Dieser aber schlug seinen Antrag ab. Auch bei einem oder dem andern der Freunde, die sich im Besitz der ‚zuckersüßen' Sonette befanden, mag Thorpe eine Fehlbitte getan haben, bis er in Master William Hathaway [dem „göttlichen Schlächter"] seinen Mann fand, den Einzigen (the only begetter), der sich seinen Wünschen fügte und die Sache zu stande brachte." Sapienti sat.

Daß derartige geistvoll-romantische Interpretationen nicht ohne Gewissensbisse zu Stande kommen, zeigt sich an einer andern Stelle bei Elze (l. c. pag 375), wo er als Rechtfertigung des Mißbrauchs bei Uebersetzung des Wortes „begetter" durch „Sammler, Herbeischaffer" folgendes zu seiner eigenen Beruhigung durchschlüpfen läßt: „Wenn englische Erklärer an diesem Gebrauche des Wortes keinen Anstoß nehmen, so können sich die deutschen sicherlich dabei beruhigen." Ein schönes Bekenntnis philologischer Akribie.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das englische Wort „Begetter" die einzige ursprüngliche Bedeutung „Erzeuger, Vater" hat. In übertragenem figürlichen Sinne kann es daher nur dort legitim gebraucht werden, wo es sich um eine „primäre, aktive Ursache irgend einer Hervorbringung oder eines Geschehnisses," um einen „Urheber" handelt; sind daher, wie in unserem Falle, geistige Erzeugnisse gemeint, so wird als deren „Begetter" niemand anders zu betrachten sein, als ihr Autor, resp. der Dichter.

Dies dürfte, wie ich mich überzeugt habe, von allen in Betracht kommenden Philologen zugestanden werden, wofern dieselben nur nicht durch den just hier vorliegenden Fall und das sich an ihn knüpfende vitale Interesse der Sharpeareologie parteilich präjudiciert sind.

Wohin aber die durch einen langen Zeitraum fortgesetzte tendentiöse Biegung eines feststehenden Wortsinnes führt, davon kann man sich durch das große „New English Dictionary of Murray" überzeugen, welches bekanntlich als englisches Pendant zum französischen „Dictionnaire de l'Academie française" autoritäres Ansehen beansprucht. Hier findet sich bei dem Worte „Begetter" die Nebenbedeutung einer Gelegenheitsursache als „the agent that occasions." Sieht man aber nach den Belegen für diese unerhörte Oktroyierung, so erhält man als einziges in Betracht kommendes Beispiel die Stelle: „To the only begetter of these insuing sonnets" in Thorpes Sonettenausgabe. Also eine richtige „Petitio principii", eine offenbare Verhöhnung philologischer Gewissenhaftigkeit, ein geradezu herostratischer Einbruch in das Spracheigentum des englischen Volkes. Wie ist so was möglich geworden? Hat etwa der kürzlich von dem Dubliner Trinity-Kollege honoris causa promovierte Mr. Joseph Chamberlain in seiner Hand die Führung, nicht bloß der auswärtigen Politik Großbritanniens, sondern auch der gegenwärtigen englischen Philologie?

Befolgt England vielleicht zur Zeit nicht bloß Raubpolitik, sondern was noch schrecklicher wäre, sogar Raubphilologie?

Von welcher Tragweite aber diese grauenerregende Untat des Murrayschen Dictionary ist, erkennt man daran, daß ein hochverdienter Litterarhistoriker Herr Sidney Lee, Herausgeber des umfangreichen „Dictionary of National-Biographie", in dem von ihm selbst darin verfaßten Artikel über Shakespeare, als Sharpeareologe seine Anhängerschaft zur Sammlerhypothese durch Hinweis auf die exorbitante Exegese des Murrayschen Wörterbuchs zu begründen sucht. Also ein „Circulus vitiosus", wie er schöner nicht erfunden werden kann!

Herr S. Lee hat auch in seinem 1898 erschienenen, von der Wochenschrift „Athenaeum" prämiierten Werke „A life of Will. Shakespeare. London; Smith, Elders & Co." der Chalmersschen Hypothese im Appendix ein ausführliches Kapitel (pag. 390) gewidmet. An Stelle des Elzeschen Mr. William Hathaway tritt hier ein von Herrn S. Lee neu entdeckter Mr. William Hall, dessen Ansprüche auf die Unsterblichkeit, wie man sich leicht überzeugen kann, ebenso lustig sind, wie die aller anderen bisher aufgetretenen Kandidaten für den Chalmersschen Sammler-Olymp. Bei dem häufigen Vorkommen des Vornamens „William" sowol wie auch der englischen Familiennamen mit dem Initial H. zweifle ich nicht, daß die Sharspeareologen noch viele Jahrhunderte hindurch ihren Scharfsinn im Aufspüren von immer neuen Prätendenten für den von Chalmers geschaffenen Posten bewähren werden. So wenigstens bekunden sie sich selbst im wahren Sinne des Wortes als „Begetters", nämlich als Autoren von gelegentlich sogar prämiierten Beiträgen zur Sharpeare-Biographie, die bei der unbesiegbaren Idolatrie der Briten für ihren Stratforder Nationalheros sich stets, neben Büchern über Kochkunst, als die einträglichste Ware des englischen Büchermarktes erweisen wird.

2. Die Inspiratorhypothese.

Die große Mehrzahl der Sonette, nämlich die ersten 126 der im ganzen aus 154 Nummern bestehenden Sammlung, sind an einen, dem Dichter offenbar sehr nahe stehenden jungen Mann gerichtet. Viele Anzeichen scheinen mir dafür zu sprechen, daß es sich hier um eigenes Fleisch und Blut des Dichters, vielleicht um einen natürlichen Sohn, der zugleich Stammhalter eines vornehmen Hauses war, handle.

Wie dem auch sei, so hat diese Persönlichkeit die Litteraten Nathan Drake (1766—1836) und James Boaden (geb. 1762) zur Aufstellung der zweiten sharpeareologischen Nothypothese in der Begetter-Frage geführt, die noch heute von namhaften Sharpeareologen mit Eifer verteidigt und hoch gehalten wird. Ich nenne hier beispielsweise die berühmten Litterarhistoriker F. J. Furnivall (vgl. The Leopold Shakspere. Intrduction, pag. LXIII) und Th. Tyler (Shakespeares Sonnets. London. David Nutt, 1899).

Die Hypothese ist unhaltbar aus zwei Gründen. Erstens, weil, wie ich unter 1. bereits erklärt habe, das Wort „Begetter" nicht die Bedeutung einer sekundären Gelegenheitsursache haben kann, wie bei einem Gedicht das vom Dichter besungene Objekt es ist, das unter Umständen sogar ein lebloses Ding sein kann (wo der Widersinn der hier gemeinten Verwendung des Worts „Begetter" besonders deutlich in die Augen springt). Zweitens aber, weil in der Thorpeschen Widmung es heißt: „To the only begetter of these insuing sonnets."

Nun sind aber die nächst folgenden 25 Sonette nicht an den jungen Freund, sondern an eine schwarzäugige Geliebte des Dichters gerichtet, welche nach dieser

kühnen Theorie denselben Anspruch auf das Prädikat eines „Begetter“ erheben könnte?

Wem leuchtet der Nonsens auch dieser Nothypothese nicht ein und man könnte nur darüber streiten, welche von beiden Hypothesen die ineptere sei?

3. Die Druckfehlerhypothese.

Clement Mansfield Ingleby (1823—1886), ein hervorragender englischer Kritiker und Litterarhistoriker (ursprünglich war er Mathematiker und Professor der Logik und Metaphysik am Midland Institute seiner Vaterstadt Edgbaston bei Birmingham), trat am 25. Juni 1873 in einer Sitzung der Londoner „Royal Society of Literature“ zum Entsetzen seiner Kollegen mit der allein richtigen Ansicht hervor, daß in der Thorpeschen Widmung unter „Only begetter of these insuing sonnets“ der Dichter der Sonette selbst zu verstehen sei. Als Sharpeareologe und gleichzeitiger Logiker schloß er daraus folgerecht, daß ein Druckfehler vorliege; statt W. H. müsse W. S. stehen.

Es dürfte wol diese Druckfehlerhypothese die beiden anderen an Kühnheit übertreffen; an Absurdität steht sie ihnen jedoch gleich.

Ein Bericht über den interessanten Vorgang findet sich im Athenäum (1873. II, pag. 18).

Am 2. August bereits erschien in derselben Zeitschrift (1873, II, pag. 147) von einem mit den Initialen S. N. Zeichnenden eine Erwiderung, in welcher Ingleby mit sieben verschiedenen Gründen treffend widerlegt wird. Ich beschränke mich auf den einen, daß ein so einschneidender, die Autorschaft Sharpeares umwerfender Druckfehler sicherlich vom Herausgeber nachträglich berichtigt worden wäre, falls er unter den obwaltenden Umständen überhaupt hätte vorkommen können.

Auf die für mich nach diesen Darlegungen seitens der Sharpeareologen in Aussicht stehenden Keulenschläge dürfte man gespannt sein, wenn nicht gewisse Anzeichen vorhanden wären, daß ihre kompakte Geschlossenheit und das Bewußtsein, fast sämtliche Berufsphilologen auf ihrer Seite zu haben, es denselben überflüssig erscheinen lassen werden, meine Beiträge zur Shakespearefrage eines Blicks zu würdigen.

Wenigstens ist dies im großen und ganzen in Bezug auf die drei von mir bisher in diesem schwierigen Gebiete publizierten Schriftchen ihr Verhalten gewesen. (Confessio fidei Francisci Baconi, 1896; Resurrectio Divi Quirini Francisci Baconi, 1896; die Rawleysche Sammlung von zweiunddreißig Trauergedichten auf Francis Bacon, 1898; alle drei bei Max Niemeyer in Halle).

(Fortsetzung folgt).



Aus Briefen.

Mitgeteilt von Dr. Alfred Friedmann.

Aus Briefen von Georg Ebers.

Leipzig, den 31. Dez. 1882.

Lieber Freund. Besten Dank für Ihre konsequente Kritiksendung. Sie kommen mir dabei vor, wie eine lustige Maske, welche im Faschingstrouble den alten Bekannten wolmeinend mit Confetti, welche die Haut unsanft berühren, und mit schönen Blumen bewirft. Wenn man alljährlich wie ich hunderte von Meinungsäußerungen über sich selbst lesen muß und dasselbe dort in den Himmel gehoben sieht, was hier heruntergezogen wird, kommt man schließlich zu der berühmten Bismarckschen „Wurstigkeit“ und läßt alles ruhig über sich ergehen. Ich verlange keinen Genuß von meinen fertigen Werken. Während ich sie zeuge, empfind' ich Wonnen und Schmerzen ohne Gleichen. Wenn ich sie mit dem Bewußtsein, es ernst genommen und mein Bestes gegeben zu haben, in die Welt sende, wünsch' ich ihnen alles Gute, sage mir aber, daß ich sie mehr für mich selber, wie für andere geschaffen. Vier oder fünf Leute, deren Urteil ich schätze, und deren Aufrichtigkeit ich kenne, sagen mir stets ihre Meinung, und außer für mich selbst schreib ich auch für sie. Manches unterdrücke ich, manches arbeite ich um, weil ich fürchte, daß sie es nicht billigen würden.

Der Erfolg meiner Romane ist ja ungewöhnlich und vielleicht viel zu groß, mein Genre ist nicht jedermanns Sache, und unserer realistischen Zeit, welche Photographien den Gemälden vorzieht, kann der ideale Zug, der nun einmal unzertrennlich von meinem poetischen Schaffen ist, nicht genehm sein. Dabei stehe ich ganz isoliert da und gehöre zu keiner Lobversicherungsgesellschaft, denen sich so viele Autoren anschließen. So geht es mir natürlich oft übler, als ich es verdiene in der Kritik, oft freilich auch besser. Ich muß eben die Mitte ziehen, wenn ich mich vor Selbsttäuschung bewahren will. Recht ermutigend wirkt der Umstand, daß sich der Kreis meiner Leser immer erweitert und daß im Ausland: Frankreich, England, Amerika, Italien, meine Romane immer lieber und mehr gelesen werden. Aber ich will keine Oratio pro domo halten. — — —

Leipzig, Weihnachten 1880.

Mein lieber Herr Doktor!

Also auch Sie, also auch den fahrenden Sänger hat es gepackt, der noch vor kurzem in Andalusien vor den Fenstern schwarzäugiger Spanierinnen im Dienste des Eros den Schlaf verpaßte. Einmal kommt eben die Zeit, in der man gerne eine feste Kette für die vielen lustigen Bändchen eintauscht, mit denen man sich beim Spaziergang durchs Leben hier und da angeknüpft hatte. Hat man gut gewählt, so wird die gefürchtete Kette zum Halsschmuck. Ich gratuliere Ihnen, auch im Namen meiner Frau, von Herzen, denn ich glaube, daß Sie im Begriff sind, nicht nur eine Glücks-, sondern auch eine Standeserhöhung zu erfahren Der Ehemann ist erst der „homme complet“. Die höchsten Höhen und freilich auch die tiefsten Tiefen des Lebens lernen wir als Junggesellen nie kennen. — Sie haben bis jetzt Blumen im Knopfloch getragen, und nun werden Sie ein Gärtner. Die Ehe ist etwas sehr Reales, aber man kann so viel Ideales in sie hineintragen, wie eben in uns steckt. Ihnen fehlt es ja nicht an Schwingen, die Herz und Sinn über den Staub hinaufheben. Wandeln Sie mit Ihrer Zukünftigen, die ich mir schön und lieb vorstelle, auf gut geebneten, irdischen Pfaden, aber lehren Sie sie auch bisweilen aufwärts zu schauen. Das wird sie wahrscheinlich auch ohne Sie können. — Ich habe Ihnen bisher nur durch mein letztes Buch für Ihre l. Sendungen gedankt. Sie dürfen eben nicht mit mir rechnen. Dürften Sie, wie ich, nicht mehr nach dem Thee des Abends arbeiten und müßten Collegia lesen, Ihren Schülern zur Hand sein, ihre Arbeiten leiten und

durchsehen, in langer Abwesenheit zusammengeströmte Werke studieren, Zeitschriften durchsehen, Anfragen, Briefe 2c. beantworten, Kritiken schreiben, wissenschaftliche Artikel verfassen, Dissertationen beurteilen, ein neues Werk versenden, einen umgestellten ägyptologischen Apparat katalogisieren, Uebersetzern dumme Fragen beantworten 2c. 2c. — Sie würden mich gewiß nicht tadeln, wenn ich nicht jeder Sendung sogleich einen Brief folgen lasse. „Ultra posse nemo obligatur“ und ich strenge mein Vermögen oft bis an die Grenzen des Möglichen an. — Mit meinem Befinden geht es nicht besonders, aber doch erträglich. Ich bin wieder gefangen, fühle mich oft matt und sehne mich bei diesem sonnenlosen Herbstwetter im Winter nach dem Süden. Je älter man wird, je zwingender drückt das Gebot der Pflicht auf unser Tun und Lassen. Sollten Sie dazu kommen, Ihre schöne „Vestalin“ in einer größeren Ausgabe als die „Miniatur“ von Otto Lenz in Leipzig erscheinen zu lassen, so sagen Sie es mir bitte. Gerne will ich Ihr Lob singen, ich kann's ja mit gutem Gewissen, Sie sind ein trefflicher Erzähler und in Ihren Poesien kenne ich Stellen, die ich dem Besten gleichstelle, was die neuere deutsche Litteratur überhaupt aufzuweisen hat. — (Dies ist leider alles nicht zustande gekommen. A. F.) . . . .

Ihr treuergebener

Georg Ebers.

Leipzig, 18. Dez. 1886.

Lieber Freund. Da haben Sie die Nilbraut. Schließen Sie ein festes Bündnis mit ihr. Ihre Frau Gemahlin wird gegen solche Bigamie sicher nichts haben... Die Nilbraut habe ich mit vieler Liebe und rechter Hingabe geschrieben. Lesen Sie sie, und sagen Sie mir gelegentlich, wie sie Ihnen gefällt. Um Ostern bekommen Sie was, das Sie längst von mir zu sehen wünschten: Ein episches Stück, sagen wir eine Novelle in Ottave Rime, der italienischen Stanze. In einer Kritik meiner Frage hatten Sie die Frage gestellt: „Warum nicht in Versen?“ Nun werden Sie Verse zu sehen bekommen. Empfehlen Sie mich 2c.

von Ihrem getreuen

Georg Ebers.

Leipzig, 13. Januar 1883.

Lieber Freund . . . . Sie klagen! Sehen Sie mich . . . . Meine eg. Königstochter ist 9 Jahre ganz langsam gegangen. Sie hatte ein ganz kleines Publikum; plötzlich aber, und besonders nachdem auch die „Uarda“ erschienen war, wurde sie gewürdigt und von allen Seiten begehrt, obgleich ich persönlich nicht das Geringste für ihre Verbreitung getan habe. Ich lebe ja wie auf einer Insel. Keiner der sogenannten „berufenen Kritiker“ für die schöne Litteratur ist mir bekannt, ich stehe dem Journalismus ganz fern und lebe still in der Familie und mit m. Kollegen. Man muß nur nicht ermüden..... Des Dichters Weg ist dornig, auch wenn die Palme des Erfolgs an seiner Seite wächst. Gerade die treibt große und spitze Stacheln. Was muß man sich alles gefallen und sagen lassen, wie oft begegnet es uns, daß gerade unsere höchsten und besten Intentionen verkannt werden. Im Grunde — das wiederhole ich, muß die Lust des Schaffens uns für alles Fatale schadlos halten. Der materielle Gewinn ist eine angenehme Zugabe; aber um seinetwillen, das ist keine Phrase, würde ich keinen Finger als Dichter rühren, denn ich habe zum Leben genug. Ad astra! sollen wir denken, und wenn der Weg per aspera führt, nicht verzagen und uns mehr an der Schönheit des Sternes vor uns freuen, als über die harten Steine unter unseren Sohlen ärgern.

Aus Briefen von Konrad Ferdinand Meyer.

Kilchberg bei Zürich, 21. Okt. 1880.

I. Verehrter Herr! Sie beschämen mich mit Ihrer freundlichen Sendung, die mir, langsam und wenig, wie ich lese, — gewiß zu denken geben wird. Es versteht sich, daß Sie mir bekannt sind, doch mehr Ihre Lyrik und Ethik, als Ihre Novellen, welche ich mich umsomehr freue, kennen zu lernen, als Sie doch wol zu der neuen Schule gehören. Doch Schule hin, Schule her, darauf kommt es nicht an. Wenn etwas wahres ist an jener Stärke, welche Sie mir in unserer undeutlichen Zeit zuzuschreiben die Güte haben, so liegt das wol weniger an meinem Charakter und m. Begabung, als an meiner Objektivität und Ruhe und Freude an der Sache um ihrer selbstwillen, bei einer gewissen Abneigung gegen den Markt und seine Ehren. Das wird nun freilich einem von Hause aus reservierten Mann von 61 Jahren leicht gemacht. Aber Sie dürfen mir trotz dieser Beschränkung auf meinen Kopf und meine Hand hin schon glauben, daß ich jedem neuen Eindruck zugängig bin, durchaus ohne Vorurteile irgend welcher Art und nichts Besseres wünsche, als ad discere in dies. Ich lege ein anfangs anders adressiertes Bildchen bei. Es ist das Einzige, über welches ich in diesem Augenblicke verfüge, und drückt so recht den alten Herrn aus. Sehr herzlich C. F. Meyer.

II. Unterzeichneter ersucht Herrn Dr. Alfred Friedmann, ihn am 25. Sept. in Dresden vertreten und statt seiner stimmen zu wollen für: Auflösung des Allg. D. Schr.-Verbandes. Verschmelzung desselben mit dem Deutschen Schr.-Verein. Gründung eines Gesamtverbandes mit dem Sitz in Berlin.

Kilchberg, 19. Sept. 1885.

Dr. Conrad Ferdinand Meyer.



Zur Knaus-Ausstellung.

Es ist ein löbliches Beginnen der Akademie der Künste durch Sonderausstellungen die Aufmerksamkeit des Publikums auf solche Künstler zu lenken, die, obgleich sie sich hervorragende Verdienste um die deutsche Kunst erworben haben, doch nicht mehr im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehen. Gegenwärtig ist Ludwig Knaus, der liebenswürdige Humorist, aus Anlaß seines 70. Geburtstages durch die Ausstellung seiner hervorragendsten Werke aus den verschiedensten Lebensaltern, sowie einer großen Anzahl von Studien und Skizzen geehrt worden. Ein jeder kennt ihn, seine Werke gehören zu dem unveräußerlichen Besitzstand des deutschen Volkes; und dennoch ist er in unserer von den heterogensten Anschauungen durchtränkten Zeit etwas in das Hintertreffen geraten. Zwar ist seine Schaffenskraft im Greisenalter durchaus nicht erschlafft. Das Publikum wird auch immer noch mit ungeheuchelter

Freude jeden neuen „Knaus“ begrüßen, aber der alte Meister hat längst aufgehört, eine führende Rolle im Kunstleben zu spielen. Es ist die Tragik des Alters, daß es, mag es auch noch so großes geleistet haben, der rücksichtslosen Jugend den Platz räumen muß.

Für uns ist Knaus der Repräsentant einer Kunstrichtung geworden, der man vielleicht schon das Prädikat historisch zuerteilen kann, da die humorvolle Genremalerei kein lebensfähiges Glied mehr aufzuweisen hat. Ein schwermütiger Zug geht durch die moderne Kunst, ihre Vertreter wissen nicht mehr zu scherzen, noch das Leben von der lustigen Seite zu nehmen. Mir fällt da ein Bild von Knaus ein; es ist das Porträt eines Kunstliebhabers aus den fünfziger Jahren. Er ist im Begriff, ein vor ihm stehendes Kunstwerk zu betrachten. Dies ist für ihn ein weihevoller Akt; man sieht, mit welcher Andacht er sich in Positur setzt und mit welcher Sorgfalt er die Brille putzt. Die Vorbereitungen zu dem Kunstgenuß nehmen den alten Herrn schon eine geraume Zeit in Anspruch; und sind sie in aller Exaktheit ausgeführt, dann erst beginnt er, sich in das Kunstwerk zu vertiefen. Er hat Zeit, viel Zeit, darum kann er sich schon den Luxus einer betrachtenden Lebensweise gestatten. Wir Modernen sind anders geartet; auf uns stürmen soviele Eindrücke ein, daß wir das einzelne nur immer halb verdauen. — Mehr Zeit, mehr Muße, mehr Humor sollte die ideale Forderung der neuen Generation werden.

Ist es denn durchaus nötig, daß man das Leben so bitter ernst nimmt? Der Humor ist eine der köstlichsten Gaben der germanischen Völker. Warum machen wir von diesem Naturgeschenk einen so geringen Gebrauch? Der Humor ist das Mittel, das uns über die Aergernisse des Lebens spielend hinweghilft. In der antiken Kunst war er nicht zu Hause, da sie überhaupt wenig für das Individuelle und Charakteristische übrig hatte. Die alten Völker hatten sich zu wenig mit der Psychologie des Menschen beschäftigt, daher besaßen sie nur Hohn und Spott für alle besonderen Neigungen, Eigenarten und Schwächen, die nicht in das hergebrachte System hineinpaßten. Der Mensch war im Altertum noch mehr Staatskreatur und wurde noch weniger als Individualität respektiert, als es heute der Fall ist. Daher haftet dem Witz der Alten, der Satire, stets ein vernichtender Zug an, während der Humor mehr eine lustige Selbstkritik darstellt, die uns mit den menschlichen Schwächen aussöhnt.

Die Ausdrucksmittel des Humors sind verschiedener Art. In der Dichtung beruhen sie wesentlich auf der Dialektik und Situationskomik, in der Malerei auf der Erscheinungsform, dem Gebärdenspiel und der Bewegung der handelnden Personen. Eine dem Humor verwandte Erscheinung ist die Komik, die bedingt wird durch das Mißverhältnis der dargestellten oder geschilderten Person zu ihrem Tun und Treiben. So ist die Wirkung des Knausschen Gemäldes „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen“ zugleich eine komische wie humoristische. Die Komik beruht auch hier in dem Mißverhältnis zwischen Person und Handlung: die lockere Kindergesellschaft gefällt sich in allerlei Liebeständeleien, die man im allgemeinen als das Vorrecht der Erwachsenen in Anspruch nimmt. Durch den schalkhaften Humor wird aber in diesem Fall das Mißverhältnis wieder ausgeglichen; der Künstler weiß die Unarten der lieben Jugend so liebenswürdig zu schildern, daß man mitlachen muß. Ein komischer Humor wird auch in dem Bilde „Geistliche Ermahnung,“ wo der behände geistliche Herr den beiden ungeschlachteten Bauernburschen wegen ihrer Rauffucht den Text liest, durch den Gegensatz der Figuren hervorgerufen. Die Komik der Situation gelangt noch besser zum Ausdruck in der karrikierten Zeichnung, die Knaus nach diesem Bilde angefertigt hat.

Die köstliche Wirkung erzielt Knaus jedoch stets, wenn er auf alle Stimmungsmittel verzichtet und den Menschen schildert. Seine Volkstypen und Judencharaktere sind die herrlichsten Aeußerungen der humoristischen Kunst. Welch eine Lebensfülle und naiven Humor atmet nicht das „Salomonische Urteil“, das frei von jeder Situationskomik ist! oder „Der erste Profit“, ein hoffnungsvoller Judenjüngling, der auf dem besten Wege ist, in die Fußstapfen seiner Väter zu treten! Und selbst wenn Knaus ernste Töne anschlägt, wie in dem „Leichenbegängnis“ in einem hessischen Dorfe, weiß er in der Scene durch die prächtige Wiedergabe der Volkstypen, des alten stockerigen Schulmeisters, der heulenden Weiber und der naseweisen Dorfjugend, eine humorvolle Würze zu geben.

Als Humorist dürfte Knaus von keinem zweiten übertroffen worden sein, als Maler ist er bei aller Anerkennung seiner Verdienste auch nach dieser Richtung hin lange überholt worden. Die Malerei hat sich in neuerer Zeit andere Aufgaben gestellt; es überwiegt das subjektive Element. Der Künstler begnügt sich nicht mehr mit der Wiedergabe der Wirklichkeit, er sucht immer noch etwas hinter der Natur, das ihm als die Erscheinungsform gewisser unklarer Empfindungen oder Stimmungen dient. Die Kunst ist symbolistisch geworden, die Beziehungen mit der Vergangenheit sind fast vollständig gelöst, die Verleugnung der vorhergehenden Künstlergeneration wird nicht selten als eine große Tat gepriesen und der bizarrste Einfall zu einer gewaltigen Idee aufgebauscht. — Wie lange noch? Etwas weniger Symbolismus und Abkehr von den wesenlosen Phantasiegestalten tut not. Auch die Alltagswelt ist reich an künstlerischen Momenten. Ludwig Knaus hat den Beweis dafür erbracht. Joh. Gaulke.



Gedichte.

Von Peter Baum.

Die Pappel.

Der Tag ist hin!
Die spitze Pappel stach ihn in das Herz,
Ins Sonnenherz; — da floß sein rotes Blut
In schmutzge Lachen durch die nassen Binsen.

Ich bin die Pappel, über mir die Wolke,
Und in der Wolke ist kein Licht, kein Blitz. —
So trag ich stolz und stumm die Finsternis,
Und freu mich, daß die große Sonne tot!

Ich stach sie tot.
Darum, daß ich so schwarz und staubig mußte starren
In ihren Glanz.

Wenn einst der neue Morgen kommt mit Stürmen,
Dann fluch' ich und bäume mich
Wieder zur schwülen, roten Sonne!

* * *

Läuterung.

Schwarz und lauschig war der Hain,
Weiß durchwebt von Rosenschimmer
Und es lockte licht Geflimmer
Tiefer immer mich hinein.

Da umfaßten meine Hand
Zwei gebenedeite Hände.
„Laß den Hauch der Tempelwände
Kühlen deiner Seele Brand.

Deine Schuhe, die bestaubt,
Löse. — Nach dem Marmorbecken
Magst du deine Arme strecken,
Und benetzen dir das Haupt.

Siehe! Deine Seele zieht
Gleich dem Schwan des Marmorteiches
Rein und heilig, wie ein weiches,
Wellenschoßgebornes Lied."

* * *

Nächte.

O Nächte, voll von Blütenglocken!
Daraus mein Traum sich Kränze flicht. —
O jener Nächte Balsamlicht
Es träufelt noch in deinen Locken.

Mir ist als ob seit jenen Stunden
Das Glück auf unsern Stirnen läg,
Als hätten Beide einen Weg
Durch lauter Blumen wir gefunden.

* * *

Heil Morgensonne!

Ob ich, entstiegen diesem Sein,
Einst trete vor des Heilands Füße, —
Ob meine Stirn' im Rosenschein
Die Götter des Olympos grüße, —

Ob ich, ein Tropfen, diesem All,
Stets zu verdampfen, neu enttauche,
Ob ich ein Strahl, ein Duft, ein Hall
Ins Nichts verklinge und verhauche, —

Heil Morgensonne! mir verwandt, —
Du kamst mein schlummernd Haupt zu salben.
Ich bin die Lerche, die vom Land
Sich schwingt in deinen Strahl, den falben!

* * *

Schicksal.

Weil er nicht Garben mit den Andern band,
Hat man mit Geißeln ihn zum Frohn getrieben,
Und Tag für Tag auf nasser Stirne stand
Das Mal des Leids mit bleicher Schrift geschrieben.

Da er verloren schritt und einsam sann,
Schalt man ihn kalt und Fremdling auf der Erde,
Indes sein jugendwarmes Herzblut rann,
Daß seiner Schönheit Jeder teilhaft werde.

* * *

In der Frühe.

Vom Dämmernebel stand der Wald umstaubt;
Dann zuckten Lichter über Moos und Wegen.
Da hob die Seele ihr umkränztes Haupt
Und schauerte dem Morgenglanz entgegen.

Und ihre Flügel rauschten in den Tag:
Erstaunt, verwirrt, mit zagendem Frohlocken.
Auf ihren jungen, rauhen Schwingen lag
Der Blütenstaub aus windzerwehten Locken.

* * *

Die Norne.

Verwittert ruht auf morschem Felsgestein
Ein Nornenweib, — noch vor dem Morgenschein, —
Und singt ein Herz in graue Träume ein.
Das junge Herz möcht' springen in den Tag
Und sehnt sich nach der schlanken Schwerter Schlag,
Der Streiter Wurfgeschoß und wilden Küssen.
Es möchte jede Wonne, jede Qual verstehn
Und bunte Farben durch das Leben wehn
Von jedem Sturmwind hin und her gerissen. —
Aber die greise Norne schlingt
Wolkenfetzen um das junge Herz.
Ihrer Thränen Nebelregen sinkt
Grau, besänftigend aufs wilde Herz;
Und im Klange alter, toter Lieder
Wird es stumm und feig und schlummert wieder.

* * *

Rausch.

Nun schweig', und fühle, wie die Schatten wehn!
Aus tiefen Himmeln bunte Flammen sinken;
Und schwarze Wolken felsenzackig stehn
Um blanke Dächer, die gleich Wassern blinken.

Und suche meine Seele nicht. — Die liegt
In einem Baum, weit hinterm Sonnenfeuer,
Der sich im Weltall zwischen Sternen wiegt; —
Und du und ich! sind ihrem Rausch nicht teuer.

* * *

Ein toter Stern.

Bald aus der Nacht
Wird in das Frührot mich die Dämmrung wiegen.
Aus schwarzem Blätternetze glimmert ein Stern
Mit nassem Glanz, gleich einer Silberschuppe
Im Fischernetz am hohen Strand des Meeres,
Die einzig von dem Fischgewimmel blieb.

Du Licht, das droben kränkelt!
Dein Leib, wer weiß, ist lang im All zerstoben,
Und du ein Stern und wieder nicht ein Stern,
Ein Irrwisch, ein Gespenst von einem Wandrer,
Seit Ewigkeiten tot — und heuchelst Leben.

So flackert noch in meiner Seele fort,
Verschwehlend, manches Wort,

Und greises Klingen, das des Blutes leer ist
Und mir im Blicke phosphort mancher Glaube,
Den sie mit Fackeltanz zu Grabe trugen.

Du Stern voll Falsch!
Bald kommt der vogeljunge Morgenwind
Und weht dich aus.
Wenn mir das frische Licht die Lippe netzt.



Das deutsche Drama im neunzehnten Jahrhundert.

Dr. Siegismund Friedmann, Professor an der K. Accademia Scientifico-Letteraria in Mailand, hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte des deutschen Dramas nach Schiller darzustellen. Die von Ludwig Weber besorgte Uebersetzung seines Buches ist soeben erschienen.*) Wir haben es mit einer litterarischen Erscheinung zu tun, die in der Anlage und Durchführung ihrer Aufgaben als eine bemerkenswerte Leistung bezeichnet werden darf. Wer eines Führers bedarf, um sich in der deutschen dramatischen Litteratur nach Schiller und Goethe zu orientieren, kann in diesem Buche einen zuverlässigen und im höchsten Maße anregenden finden. Aber auch, wer bereits ein ausgereiftes selbständiges Urteil besitzt, wird sich mit Interesse in Friedmanns Auseinandersetzungen vertiefen. Ein Mann von energischer, feiner künstlerischer Empfindung spricht zu uns. Von einer hohen Warte herab werden die Dramatiker: Heinrich von Kleist, Christian Dietrich Grabbe, Christian Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Franz Grillparzer geschildert. Friedmann ist es vortrefflich gelungen, die litterarischen Porträts dieser Persönlichkeiten in individualisierender Charakteristik herauszuarbeiten. Er hat die Gabe, auf die Eigenart des einzelnen Geistes einzugehen und ein geschlossenes Bild von ihm zu gewinnen, ohne in die Unart vieler moderner Charakteristiker zu verfallen, welche die Persönlichkeiten durch allerlei Nebensächliches ihres bürgerlichen Daseins zu kennzeichnen suchen. Einen ästhetischen Kritiker und einen geschichtlichen Betrachter lernen wir kennen. Der eine beeinträchtigt den andern nicht. Eine gründliche Kenntnis der deutschen litteraturgeschichtlichen Leistungen verleiht dem Buche eine außerordentliche Gediegenheit. Und es wirkt besonders woltuend, daß der Autor nicht ein zopfiger Gelehrter ist, sondern ein freier, weltmännischer Beobachter. Eine gerechte Würdigung einer solchen Arbeit kann nur derjenige üben, der zu beurteilen vermag, welche Fülle von Studien vorangehen müssen, um zu solcher Freiheit des Urteiles zu gelangen. Was den Fehler so vieler litterarhistorischer Bücher bildet, daß uns ihre Verfasser mit einer Masse von unverarbeitetem Stoffe überschütten, das ist hier ganz vermieden. Friedmann gibt die Ergebnisse, ohne uns durch Vorführung der Studien abzustoßen.

*) Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seinen Hauptvertretern von Dr. Siegismund Friedmann. Erster Band. Autorisierte Uebersetzung von Ludwig Weber (Leipzig 1900, Carl Meyers Graphisches Institut).

Der Verfasser findet überall die springenden Punkte, um uns in die Seele der Persönlichkeiten zu führen, die er schildert. Charakteristiken wie diejenige von Kleists „Penthesilea" oder Hebbels „Gyges und sein Ring" sind Meisterstücke. Die an der Grenze zwischen pathologischer Excentricität und philosophischer Tiefe wie über einem Abgrunde schwebende Gestalt Kleists, die herbe Psychologenkunst Hebbels, der grüblerische Genius Otto Ludwigs, die von einer gewissen Philistrosität nicht freie Klassicität Grillparzers: sie kommen alle zur vollen Geltung und anschaulichen Darstellung.

Rühmend hervorheben möchte ich, daß Friedmann ein echtes Gefühl dafür hat, wie viel von einer genialischen Persönlichkeit der Zeit angehört, und wie viel nur aus dem Grunde ihrer Individualität heraus geholt werden muß. In dieser Beziehung wird ja gerade von Litterarhistorikern besonders viel gesündigt. Die einen stellen nur „Strömungen" dar und lassen die Persönlichkeiten innerhalb dieser Strömungen wie Marionettenfiguren erscheinen, die von den Fäden des Zeitgeistes gezogen werden; die andern übersehen das, was eine Persönlichkeit ihrer Zeit verdankt mehr oder minder ganz. Keine litterarhistorische Methode kann davor bewahren, in den einen oder den andern Fehler zu fallen. Einzig und allein ein richtiges Taktgefühl kann den Ausschlag darüber geben, was in einem Geiste original, individuell; und was nur ein Ergebnis der Zeit ist, in der er gelebt hat. Und man muß gerade Friedmann das Zeugnis ausstellen, daß er diesen Takt besitzt. Er läßt sich in seiner Beurteilung nicht durch eine von vornherein feststehende Methode beeinträchtigen. Seine Methode ist in jedem einzelnen Falle ein Ergebnis der Sache.

Kleist hat in den beiden Gestalten, Penthesilea und Käthchen von Heilbronn die beiden Pole der Weiblichkeit dargestellt. Das Weib „so mächtig im Aufopfern, in der Hingebung, wie der Mann in der Tat und im Vollbringen, personifizierte er in seinem Käthchen von Heilbronn" (S. 38). In der „Penthesilea" ergibt sich gleichsam als Moral: „die Erklärung und die Verdammung jenes unmenschlichen, fabelhaften Staates, in welchem die Frauen die Männer aus ihrer Gemeinschaft ausgestoßen haben, es ist die Verdammung der Frau, welche die — nach den Ideen Rousseaus und Kleists sehr engen Grenzen durchbrechen will, die ihr von der Natur angewiesen sind." Nun deutet Friedmann taktvoll auf den philosophischen Ursprung dieser Entgegensetzung hin, einerseits, ohne Kleists Individualität dadurch zu verwischen, andrerseits ohne die Inhaltsfülle der individualisierten dichterischen Gestalten in abstrakte Schemen aufzulösen. „Das Gegenteil eines solchen Charakters, Penthesilea, die er selbst als „negativen Pol, dem positiven Pol Käthchen" gegenüber, bezeichnete — nach der dunklen Philosophie seines Freundes Müller, der gerade zu dieser Zeit (1808) das System des Gegensatzes aufstellte — mußte untergehen, denn sie stand nicht außerhalb der Natur, sondern auch jenseits der inneren Moral der Dinge."

Mit schlagenden, kurzen Bemerkungen weiß Friedmann über geschichtliche Erscheinungen Licht zu breiten. Bei Besprechung der schrecklichen Erschütterung, die die Aussicht auf den nahen Tod in dem Prinzen von Homburg hervorruft, sagt er z. B. „Es handelt sich hier um eine Reaktion aus der physischen Seite, denn gleich darauf überwiegen wieder die edlen Momente seiner Natur über die rebellischen Sinnesregungen, und

der Prinz zeigt sich in seiner ganzen sittlichen Kraft, in dem Glanze seiner Großmut. Durch diese augenblickliche physische Schwäche lehrt uns der Dichter, die Selbstopferung besser zu schätzen, die der Held nachher vollbringen wird, und ihn noch mehr zu bewundern in seiner stolzen und moralischen Größe. Er hat ihm die Marmorkälte genommen, welche die Helden des Theaters seit dem klassischen Altertum besaßen." Hier ist gleich gut ein Charakter geschildert wie eine künstlerische Erscheinung. Um den Horizont Friedmanns zu kennzeichnen, dessen Weite sein Buch zu einem so interessanten macht, möchte ich noch den Satz anführen, durch den er Kleist seine Stellung in der Weltlitteratur anweist: „Durch das Individuell-Psychologische unterscheiden sich die Personen Kleists von den typischen Idealfiguren der klassischen Schule. Dieses empfanden die Zeitgenossen, und sie fühlten sich eben dadurch von seinen Werken abgestoßen, so daß sie ihnen den verdienten Beifall nie spendeten. Wir aber, die wir immer mehr mit der von ihm eingeschlagenen künstlerischen Richtung vertraut werden durch die Werke Ibsens, Björnsons und überhaupt des heutigen Theaters, wir können ihnen, gerade dieser ihrer neuen Richtung wegen, unsere Bewunderung nicht vorenthalten."

Rudolf Steiner.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Arthur Morrison: Geschichten aus den Winkelgassen. Aus dem Englischen von Edward Falck. Umschlagbild von Emil Orlik. Wiener Verlag.

Susi Wallner: Hallstätter Märchen. Umschlagbild von Max Kaschka. Wiener Verlag.

Max Messer: Wiener Bummelgeschichten. Umschlagbild von Rud. Jettmar. Wiener Verlag.

Richard Specht: Kritisches Skizzenbuch. Wiener Verlag.

Hermann Jaques: Lieder der Décadence. Dresden und Leipzig.

Josef J. Brochet: Nemesis. Drama in vier Akten. Dresden und Leipzig.

K. v. Stelzhammer: Der Scolar. Eine Bühnendichtung. Wien.

Die Sylvesternacht. Zweites Reimspiel des Beatus Rhenanus in fünf Aufzügen. Herausgegeben von Theodor Birt. Marburg.

Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt durch Franz Muncker. 15. Band. Leipzig.

Albert Heiderich: Einführung in das Studium der gotischen Sprache. Zehn praktische Lektionen mit einem etymologischen Wortverzeichnis und einem Anhange zur „Geschichte der deutschen Sprache." München.

Prof. Dionys Rosenfeld-Buchenau: Kreuz und Halbmond. Skizzen aus der Türkei, Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Rumänien, Serbien und den österreichischen Reichslanden. Leipzig.

Carl Maria Klob: Prinz Habezwirn. Dramatisches Märchen in einem Vorspiel und fünf Aufzügen. Leipzig.

De vlaamse school 1899. Antwerpen.

* * *

Carl Hauptmann: Aus meinem Tagebuch. Berlin. S. Fischer. Verlag.

Henrik Ibsens sämtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther. Neunter Band: Klein Eyolf, John Gabriel Borkmann, Wenn wir Toten erwachen. Mit einer Einleitung von Paul Schlenther. Berlin, S. Fischer. Verlag.



☛ Die Fortsetzung des Artikels von Ernst Brausewetter über die Meister der finnischen Litteratur folgt in nächster Nummer.



✶ Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. ✶

Soeben erschienen:

Ferriani, Cav. Lino,

Staatsanwalt in Como.

Schlaue und glückliche Verbrecher.

Deutsch von A. Ruhemann.

ca. 500 Seiten. Preis Mk. 8,—.

Frühere Werke desselben Verfassers:

Minderjährige Verbrecher.

Deutsch von A. Ruhemann.

500 Seiten. Preis Mk. 8,—.

Das „Centralblatt für Anthropologie“ urteilt: Verfasser, schon seit langem wegen seiner socio- und volks-psychologischen Studien in seinem Vaterlande mit Recht bekannt, hat als Staatsanwalt Gelegenheit, die Verbrecherwelt à fond kennen zu lernen. In obigem eleganten, geistreichen, von Menschenliebe durchdrungenen und gut übersetzten Buche behandelt Verf. speziell die „minderjährigen Verbrecher“ (eine immer mehr zunehmende Teue der civilisierten Staaten), auf 2000 Fälle. Er geht mehr socio- und psychologisch, als anthropologisch vor, was für einen Juristen wohl erklärlich ist. Ein Kapitel über die Kindesnatur eröffnet das Ganze, mit seinen Bemerkungen aller Art, auch nach pädagogischer Hinsicht — u. s. w.

Entartete Mütter.

Deutsch von A. Ruhemann.

Preis Mk. 3,—.

Die „Monatsschrift für Psychiatrie“ schreibt: Die Abhandlung kann empfohlen werden, weil sie viele neue Gedanken bringt und zum Nachdenken anregt. Zumal können Psychiater, wenn sie als Sachverständige thätig sein müssen, aus dem Buche lernen, indem Verfasser in seinen Schilderungen bis auf die genauesten Einzelheiten zurückgeht.





Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands.

Für den Jahrgang 1900 sind in Aussicht genommen:

Schlaraffenland, neapolitanischer Sittenroman von **Matilde Serao** (aus dem Italienischen).

Der Wettlauf des Lebens, Erzählungen von **Rud. Kipling** (aus dem Englischen).

Ananke, Blätter einer krankhaften Liebe. Von **Wilh. Feldmann** (aus dem Polnischen).

Tine, Roman von **Herman Bang** (aus dem Dänischen) **und vieles andere.**

„Aus fremden Zungen“ beabsichtigt auch die Fortsetzung der neuen Romanserie

„Die vier Evangelien“ von **Emile Zola**

zu veröffentlichen, deren I. Teil „Fruchtbarkeit“ im Jahrgang 1899 erschienen ist.

Monatlich erscheinen 2 Hefte von je 88 Seiten. ✦ Preis vierteljährlich (6 Hefte) 3 Mark. Preis jedes Heftes 50 Pfennig.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probeheft ist durch jede Buchhandlung gratis zu erhalten.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Am 1. Januar beginnt der neue Jahrgang!

Neue Abonnenten erhalten bis dahin gratis:



DIE UMSCHAU

Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

Preis vierteljährlich M. 3.00.

„Die Umschau“ zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Probenummer durch jede Buchhandlung, sowie von der Geschäftsstelle der „Umschau“, Berlin W 57 zu beziehen.

★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★

VERLAG SIEGFRIED CRONBACH, BERLIN.

Arthur Zapp:

Die Rose von Sesenheim.

Eine Erzählung aus Goethes Liebesleben.

2. Auflage. 1896. 160 S. 8⁰. Brosch. 1,50 M., in elegantem Einband 2,50 M.

★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.

Elsa von Schabelsky.

Harem und Moschee.

Reiseskizzen aus Marokko.

203 S. 8⁰. 1897. Brosch. 2 Mk. Zweites Tausend.

Neues Wiener Tageblatt 19. 7. 96: Wir haben nicht viele so amüsante Reisebücher gelesen, die zugleich so viel des Interessanten und Wissenswerten enthalten hätten. Fräulein v. Schabelsky hat das Europäern nie vollkommen zugängliche Gebiet an der Nordwestküste unter Umständen durchquert, die ihr Vieles zugänglich machten, was anderen europäischen Reisenden wohl immer verschlossen bleiben wird, und sie berichtet darüber in ungemein anziehender und fesselnder Weise.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Erik Pfeffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.



Das Magazin für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner und Otto Erich Hartleben.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 3. März 1900. Nr. 9.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Meine „eingebildete“ Revolution.

Herr Rudolf Steiner überrascht mich in einer Besprechung meines Buches „Revolution der Lyrik“ mit dem Geständnis, daß er „alle von dem Verfasser darin vorgebrachten Behauptungen für so unanfechtbar halte, wie die Sätze der Elementargeometrie“. Da in meinem Buche die von mir vorgebrachten Behauptungen ziemlich zahlreich sind, überdies auch noch sämtliche, um derentwillen ich es schrieb, neu, so ist dieses, um nun auch meinerseits mit einem Geständnis zu kommen, eigentlich mehr, als ich erwartet hatte. Meine Logik sei „so geschürzt, so klar, daß hundert Professoren und dreihundert Privatdozenten fünfzig Kongresse abhalten könnten, und sie würden doch vergeblich nach einem Trugschluß fahnden“. Hoffen wir's. Trotzdem sei mein Buch ein „ärgerliches“. Ich hätte „den Gedanken, daß auch das geistige Leben dem Gesetze der Entwickelung unterliegt, ergriffen und auf die Evolution der Lyrik angewendet.“ Ich hätte ihn aber „zu flüchtig ergriffen.“ Was ich „getan“, beruhe darauf, daß ich mich „in das, was die Geisteskultur bisher geleistet, nicht genügend eingelebt“ hätte. Mein ganzes sogenanntes Reformatorentum sei daher überflüssig und demzufolge auch meine „Revolution“ nur eine eingebildete.

Sehen wir zu.

In meinem Buche, Seite 27, steht: „Man kann in die Lyrik — wenigstens in die niedergeschriebne der Kulturvölker, die andere, über die genügende Dokumente noch nicht vorhanden sind, entzieht sich leider unserer Beurteilung — zurücktauchen, so tief man will: man wird, rein formal, so unzählige Abänderungen es durch alle Völker und Zeiten auch erfahren, stets auf das selbe letzte Grundprinzip stoßen“. Und ich präzisierte dieses, indem ich es „ein Streben nach einer gewissen Musik durch Worte als Selbstzweck“ nannte, „oder noch besser: nach einem Rhythmus, der nicht nur durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt, sondern den daneben auch noch seine Existenz rein als solche freut.“ „Aus dieser Definition, deren Fassung ich preisgebe“, hieß es dann weiter, „ergibt sich zwingend die neue: eine Lyrik, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt.“

Diesen letzten, um mit meinem geschätzten Herrn Kritiker zu reden, unanfechtbaren Satz meiner neuen Elementargeometrie zitiert nun Herr Steiner und gestattet sich dann im Anschluß daran Folgendes: „Der Idee der Evolution nach ist die Entwickelung der Säugetiere über die Affen hinaus zu den Menschen fortgeschritten. Holz tut so, als ob an die Stelle der Affen nicht Menschen getreten wären, sondern Ursäugetiere. Die Lyrik wird gewiß die bisherigen Formen abstreifen und sich auf höherer Entwickelungsstufe in neuen Formen zeigen. Aber sie kann nicht im Laufe der Entwickelung wieder zur Urlyrik werden.“

Nein, gewiß nicht, Herr Steiner. Das kann sie

nicht. Nur — wo steht das bei mir? In dem von Ihnen angeführten Satz doch jedenfalls sicher nicht. Denn der steht in meinem Buche ausdrücklich als Definition derjenigen Lyrik aufgestellt, die momentan erst im Werden ist; „deren Keim", wie es bei mir wörtlich heißt, „kaum erst aus der Erde ragt." Wie Sie dazu kommen, ihn nichtsdestoweniger als „die von mir aufgestellte Definition der Urlyrik" hinzuspielen, um dann von diesem Punkt aus, und zwar wolgemerkt nur von diesem Punkt aus, alle Ihre Schlüsse zu ziehn, ist mir unverständlich. Ist mir um so unverständlicher, als eine Definition der Urlyrik zum Ueberfluß auch noch ausdrücklich bei mir abgelehnt steht; und zwar mit der Begründung die ich bereits anführte; nämlich daß diese Urlyrik sich mangels genügenden Materials zur Zeit noch unserer Beurteilung entzöge. Ist das „geschürzt" und „klar", oder nicht? „Es tut einem weh", schreiben Sie, „sehen zu müssen, wie jemand uns die Geistesgrößen des Jahrhunderts erst zu Miniaturbildchen seiner eigenen Phantasie macht, und dann ein furchtbares Gericht abhält". Sie wenden sich mit diesem Satz gegen Julius Hart. Es ist möglich, daß Sie sein Buch „Der neue Gott" damit treffen. Ich maße mir ein Urteil über diese Materie nicht an. Nur konstatiere ich, und diese Konstatierung macht mir Spaß, daß also eine Methode, die Sie schmerzt, wenn ein Andrer sie anwendet, ihre schmerzende Eigenschaft für Sie zu verlieren scheint, wenn Sie sie selbst anwenden.

Also als „Definition der Urlyrik", so durchaus Herr Steiner mit seiner ganzen Kritik auch davon ausgeht, steht jener Satz bei mir nicht. Trotzdem läge es immerhin in der Möglichkeit, daß er für die Urlyrik stimmt, auch ohne daß ich ihn so begriffen hatte. Herr Steiner würde dann wenigstens in der Sache gerettet sein, wenn natürlich auch nicht in der Form. Aber nicht einmal das ist der Fall!

Jener Dokumentenmangel, den ich beklagte, als ich vor Jahren die betreffende Stelle schrieb, scheint mir inzwischen durch das schnell bekannt gewordene Werk Karl Büchers „Rhythmus und Arbeit" glücklich gehoben und was sich aus dem Studium dieses Gesammelten für das Vorliegende ergibt, ist Folgendes: Die von Herrn Steiner dafür gehaltene Definition der Urlyrik, die bei mir als Definition der Neulyrik steht, stimmt für diese Urlyrik absolut nicht. Sondern? Die Definition, die ich für die bisher überlieferte Lyrik aufgestellt hatte, stimmt auch für die Urlyrik. Also die genau entgegengesetzte! Auch in dieser Urlyrik, genau wie in aller übrigen bisherigen, ist der Rhythmus das Primäre und der sprachliche Inhalt als das Sekundäre wird erst in ihn hineingepreßt. „Dem Rhythmus zu Liebe verändern und kürzen die Andamanesen die Worte ihrer Sprache, so daß man fast sagen kann, sie besäßen eine eigene Dichtersprache. Nach einem anderen Beobachter wäre es nichts Seltenes, daß der Dichter eines neuen Liedes, sowol die Sänger als das Publikum erst in gewöhnlicher Sprache über den Sinn aufklären muß . . . Dieselben Eigentümlichkeiten weisen die Gesangsaufführungen anderer tiefstehender Völker auf. Auf den Inhalt scheint ihnen wenig anzukommen; sie wissen oft selbst nicht anzugeben, was sie singen. Entweder werden Wörter und Sätze im Liede aneinandergereiht, die keinen Sinn ergeben, oder es werden sinnlose Naturlaute immer von neuem wiederholt. Australische Stämme sollen Lieder von anderen Stämmen übernehmen, deren Sprache sie garnicht verstehen . . . Alle Beobachter weisen darauf hin, daß bei ihnen allein dem Rhythmus Bedeutung beigelegt, dieser aber auch mit aller Stärke hervorgehoben wird . . . In den Korriborriliedern wiederholen und versetzen sie die Worte, indem sie offenbar reinen Unsinn singen, um den Rhythmus zu variieren oder einzuhalten". Am Anfang also die Korriborrilyrik und am Schluß — Stefan George. Als letztes Grundprinzip, die ganze Jahrtausende lange Kette hindurch, fungierte das gleiche: „Musik durch Worte als Selbstzweck".

Nachdem ich dieses, ich kann wol sagen mit einiger Mühe „erknobelt" hatte, nachdem ich meinen Schweiß nicht geschont und schließlich sogar ein ganzes umständliches Buch drüber geschrieben, in dem ich nun als wertvollstes, als „Positives," ein neues Prinzip aufdecke, ein noch weit tieferes, und zwar mit einer Logik „so fest geschürzt, so klar, daß hundert Professoren und dreihundert Privatdozenten fünfzig Kongresse abhalten könnten, und sie würden vergeblich nach einem Trugschluß fahnden", kommen nun Sie — Herr Dr. Rudolf Steiner, Herausgeber des Magazins für Litteratur — den es „traurig" gemacht hat, „zu sehen, welche Unsumme von Thorheiten aufgefahren worden ist, um meine Theorie zu widerlegen und fahren — die größte auf! Eine Thorheit, gegen die alle übrigen bisher eigentlich nur das waren, was eben erst ausgekrochene Mücken gegen einen ausgewachsenen Elefanten sind!

„Er will die Lyrik entwickeln. Das ist sein gutes Recht. Aber er geht auf die Urform der Lyrik zurück. So etwas würde die Natur nie machen. Deshalb ist seine Auffassung der Entwickelung eine mißverständliche." Ein Mißverständnis, ich gebe das zu, liegt hier allerdings vor. Nur eben, und das macht den Unterschied, liegt es nicht auf meiner Seite, Herr Steiner, — sondern auf Ihrer. Nicht ich habe Ihre „Entwickelung" mißverstanden, sondern Sie meine „Geometrie".

„So richtig aber auch die Urform der Lyrik von Holz definiert sein mag": schmerzt Sie das nicht? Schmerzt Sie das nicht bis in die letzte Faser Ihres — Denkapparats? Wenigstens jetzt und nachträglich? Zu Ihren Gunsten will ich annehmen, die eben angeführten „Korriborri"-Citate haben Sie über diese „Urform" nun endlich aufgeklärt. Und mit dieser Urform, bitte, vergleichen Sie nun einmal die Form, die ich für heute und für uns als Postulat aufgestellt habe. In beiden als einziges Element der Rhythmus. Nur während früher der Rhythmus den Inhalt bestimmte, bestimmt jetzt umgekehrt der Inhalt den Rhythmus. Verstehen Sie das? Und ferner: sind Sie zugleich imstande zu fassen, daß das ein Unterschied ist? Ein Unterschied so groß, wie er unter Dingen der gleichen Kategorie, überhaupt nur sein kann? „Jede soziale Erscheinung kehrt, sich entwickelnd auf ihr ursprüngliches Niveau zurück, nachdem sie in der Zwischenzeit eine ihr entsprechende Differenzierung erfahren." Sie entsinnen sich: ich bezog mich auf diesen Satz als auf eine geistreiche Hypothese. Angenommen, Sie unterschreiben ihn. Ist diese Differenzierung dann inzwischen eingetreten? In meinem Buche, Seite 101, findet sich eine Entdeckung, die, ehe ich sie endlich niederschrieb, mir Jahre lang das Gegenteil von Amüsement verursacht hatte. Sie lautet: „Seit ich nach und nach eingesehen habe, daß die meisten Menschen, sobald es sich nicht um konkrete, sondern um abstrakte Dinge handelt, nicht mehr fähig

sind, einen Hosenknopf von meinetwegen einem Laternenpfahl zu unterscheiden, oder einen Schluck Leberthran von einem Schluck Malaga, wundre ich mich überhaupt nicht mehr." Können Sie leugnen, daß Ihnen mit Ihrem Artikel das betreffende kleine Malheur passiert ist?

In meinem Buche führte ich an, wie man — um mich auf diese Weise in den üblichen Prioritätsstreit zu verwickeln — auf Walt Whitman und Jean Paul verwies. „Ja, Einige", hieß es dort, „glauben mich noch empfindlicher treffen zu können, indem sie gleich bis auf die Psalmen zurückgehn. Wenn schon, denn schon! Den Weg dazu habe ich eben gewiesen: man komme mir dann doch lieber gleich mit der alten Renntierlyrik aus der Pfahlbauzeit, die wahrscheinlich ‚auch schon so' gewesen. Selbst auf der versunkenen Atlantis werden sicher Lieder erklungen sei, die sich von denen, für die ich heute stimme ‚im Prinzip' nicht unterschieden." Daß jemand dieser ironischen Aufforderung dann allen Ernstes nachkommen würde, hatte ich nicht erwartet. Die Citate nach Herder, die ich ebenfalls anführte, beberuhen nach Karl Bücher offenbar auf einem Irrtum. Wahrscheinlich wird weder Kranz, der Verfasser der „Grönländischen Reise, genügend die Idiome der Eskimos verstanden haben, noch der „Ritter Parny" die Sprache der Madagossen.

„Mein Rock ist mir also unwesentlich. Ich kann ihn ausziehen. So weit hat Holz zweifellos recht. Und es war dumm von seinen Kritikern, daß sie ihm verbieten wollten, einen alten Rock auszuziehen. Aber muß darum Holz gleich ganz splitternackt herumgehen? Ich denke, wenn man einen alten Rock ablegt, zieht man einen neuen an. So wird es auch mit der Entwickelung der Lyrik sein. Die alten Formen werden fallen und neue werden an ihre Stelle treten." Prophezeien Sie nicht! Was sie prophezeien ist bereits eingetreten. Die alten Formen **sind** schon gefallen und neue **treten** schon an ihre Stelle. Daß Sie diese neuen nicht sehn können, daß Sie nicht fähig sind, sie als solche zu erkennen, liegt nicht an diesen Formen, sondern an Ihrer Blindheit. Dieser Blindheit mögen Sie sich meinetwegen freuen, aber Sie sollen nicht mit ihr renommieren!

Sie führen das biogenetische Grundgesetz der Entwickelung an und glauben, seine Anwendung auf meine Lyrik ergäbe, diese wäre „ein Lyrik-Embryo auf einer sehr frühen Stufe." Für jeden, der mit derartigen Dingen Bescheid weiß, ergibt sich aus diesem Ihrem „Ergebnis" nur das Eine: daß nämlich ein solches Embryoküken noch nie durch Ihr **Hirn** gespukt haben kann. Sie müßten sonst wissen, daß solche kleinen Ungetüme denn doch etwas anders aussehn. Was nützt mir das schönste Gesetz, wenn Sie's nicht anwenden können!

Zu meiner Belustigung kontrastiert übrigens bei Ihnen mit Ihrer Embryonal-Theorie auch noch aufs köstlichste der nachstehende Passus: „Auf mich machen — nicht alle, aber doch viele — der neuesten lyrischen Schöpfungen Holz' einen starken Eindruck. Und ich muß gestehen, daß ich einer dichterischen Kraft meine Bewunderung entgegenbringen muß, die auf hergebrachte bedeutsame Mittel der Form verzichtet, die alles verschmäht, außer dem ‚letzten, tiefinnersten Formprinzip' der Lyrik, und die innerhalb dieses schlichten, letzten Formprinzipes solche Größe bekundet." Wenn so schon meine Embryos wirken, was für ein „Dichter" muß ich sein! Schade, daß ich dies Kompliment ablehnen muß.

Der Kritiker, verlangen Sie, hat den Autor nur zu begreifen, aber nicht zu schulmeistern. Leider zogen Sie es vor, mich **nicht** zu begreifen, dafür aber zu schulmeistern. „Holz müßte seine Definition der Urlyrik (!), die, rein formal, durch einen Rhythmus getragen wird, der nur durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck kommt (!!), erweitern zu der: Die neue Lyrik wird von der alten nur den Rhythmus behalten, der im Ausgedrückten liegt (!!!), dazu aber eine neue unwesentliche Form suchen, die wieder, wie die alten Formen, neben dem Ausdruck eine gewisse Musik durch Worte als Selbstzweck darstellt (!!!!)." Gottseidank, daß ich das **nicht** mußte! Aus jedem Absatz Ihrer Periode, — Sie werden ja jetzt endlich, nicht wahr? das Ohr dafür haben, — quieken **ganze Rattenkönige** von Mißverständnissen. Und mit diesem Konzert hinter sich, mit dieser Menagerie im Rücken, glaubten Sie wirklich zum Schluß Ihres Artikels mit einem gewissen, sagen wir Wohlwollen beachselzucken zu dürfen, daß ich die Herren, die Sie mit einer Metapher, die ich zu meinem Bedauern nicht ganz zu deuten weiß, die „Hebeammen der Kritik" nennen, als — **Rezensenten** verachte?

Arno Holz.

* * *

Erwiderung.

Jeder Psychologe kennt den Typus der Menschen, die nur die eigenen mühsam zurecht gezimmerten Gedankengänge zu verstehen fähig sind; und die absolut stumpf sind für alles, was ein Anderer von seinen Gesichtspunkte aus sagt. Arno Holz ist ein gutes Beispiel für diesen Typus. Er hat auch eine charakteristische Geisteseigenschaft dieser Menschen. Sie kommen ins Schimpfen, wenn sie etwas ihren Behauptungen Widersprechenles hören. Bei sachlicher Diskussion können sie nicht bleiben, weil ihnen das Verständnis des Andern eben verschlossen ist.

Nur weil wegen dieser seiner Geistesbeschaffenheit Arno Holz gar zu dicke Mißverständnisse in obigen Ausführungen abladt, komme ich auf sie zu sprechen. Der Ton, in dem diese Ausführungen auftreten, würde auch begreiflich erscheinen lassen, wenn ich auf jede Erwiderung verzichtete.

Ich sehe, um von dem Denkapparat des Herrn Holz begriffen zu werden, hätte ich viel ausführlicher sein müssen. Holz hat keine Ahnung davon, in welchem Sinne ich das Wort „Urlyrik" brauche. Nun ich gebrauche es in demselben Sinne, in dem Goethe die Worte „Urpflanze", „Urtier" gebrauchte. Alles, was ich in dem Aufsatze „Von der modernen Seele" über Holz gesagt habe, beweist das — allerdings nur, wie es scheint, für anders organisierte Denkapparate, als der des Herrn Holz ist. „Urlyrik" ist für mich das **Wesen** der Lyrik, die Summe alles dessen, was allen Arten der Lyrik gemeinsam ist, gleichgültig in welchen Formen sie auftreten. Dieses Wesen wird alle zukünftige Lyrik mit aller vergangenen gemein haben. Goethe sagt, eine **Urpflanze** muß es doch geben, denn woran würde man denn sonst erkennen, daß dies oder jenes eine Pflanze ist.

Er sagt auch, daß man von der Idee dieser Urpflanze aus beliebig viele Pflanzenformen erfinnen

könne, die alle die Möglichkeit des Lebens haben. Von dieser Urpflanze ist auch die allererste Pflanzenform, die je in der Wirklichkeit aufgetreten ist, schon eine besondere Ausgestaltung, eine reale Verwirklichung. So war es auch mit den zeitlich ersten lyrischen Produktionen. Sie verhalten sich zu dem, was ich „Urlyrik" genannt habe, wie äußere Erscheinung zur inneren Wesenheit. Diese Urlyrik war eben nie wirklich da, sondern sie wird von unserer Erkenntnis aus den realen Formen herausgeschält, wie Goethe die Idee der Urpflanze aus den realen Pflanzenformen herausgeschält hat. Es kann jemand auf dem Boden einer andern Weltanschauung stehen, als der ist, auf dem ich stehe. Dann kann er die Berechtigung bestreiten, einen solchen Begriff der „Urlyrik" aufzustellen, wie ich es tue. Holz aber meint, wenn ich von Urlyrik spreche, so denke ich an die Anfangsstadien der lyrischen Produktion. Täte ich das, dann wären meine Ausführungen geradezu unsinnig. Und Holz polemisiert gegen einen Unsinn, den nicht ich gesagt habe, sondern der nur als Zerrbild meiner Behauptungen in seinem Kopfe spukt. Grundlage der Lyrik ist der Empfindungs- und Vorstellungsinhalt und die ihm immanenten rhytmischen Formen. Diese Grundlage macht die Idee der „Urlyrik" in meinem Sinne aus. Was dazu kommt, ist besondere Ausgestaltung im Einzelnen. Da kein Reales der ihm zu Grunde liegenden Idee vollständig entspricht, so wird auch keine reale Lyrik der Idee der „Urlyrik" entsprechen. Es wird zu dem immanenten Rhytmus noch ein äußerer hinzutreten. Wenn in den Korriborriliedern und anderen zeitlich ersten lyrischen Produktionen die äußere Form die Idee der Lyrik kaum erkennen läßt, wenn da des äußeren Rhytmus wegen geradezu inhaltlicher Unsinn zu Tage tritt, so entspricht das ganz einer andern Tatsache: auch die zeitlich ersten Tier- und Pflanzenformen entsprechen in ihrer sinnenfälligen Wirklichkeit nur wenig dem, was man im Sinne Goethes Urtier oder Urpflanze nennen kann. Herr Holz, Sie haben also nicht verstanden, was ich unter Urlyrik verstehe. Ich begreife das, denn ich weiß lange: wenn es sich nicht um konkrete Dinge, sondern um abstrakte Dinge handelt, können die meisten Menschen einen Hosenknopf von einem Laternenpfahl nicht unterscheiden. Ich habe von einem Laternenpfahl gesprochen; Sie haben ihn für einen Hosenknopf gehalten.

Was ich Ihnen aber nicht zugemutet hätte, das haben Sie doch getan. Gewiß nicht absichtlich. Aber vielleicht, weil Sie über dem Spukbild, das sich in Ihrem Kopfe von meinen Ausführungen festgesetzt hat, meine Gedanken nicht gesehen haben. Sie fälschen, um mich zu widerlegen, meine Sätze. Ich habe gesagt: „Die Lyrik wird gewiß die bisherigen Formen abstreifen und sich auf hoher Entwickelungsstufe in neuen Formen zeigen. Aber sie kann nicht im Laufe der Entwickelung zur Urlyrik werden." Warum? In meinem Sinne, deshalb nicht, weil Urlyrik die sich durch alle individuellen lyrischen Arten hindurchziehende Wesenheit der Lyrik ist. Sehen Sie sich meinen Satz genau an. Er besagt das. Sie citieren aber: „Aber sie kann nicht im Laufe der Entwickelung **wieder** zur Urlyrik werden." Das ist, von meinem Gesichtspunkte aus gesehen, ein Unsinn. Ich kann das „**wieder**", das Sie mir andichten, nicht sagen, weil „Urlyrik" noch nie da war. Ich habe es auch nicht gesagt. Sie haben meinen Satz also gefälscht.

Es kommt Ihnen aber überhaupt nicht darauf an, mich zu verstehen. Denn sonst würden Sie nicht zusammenwerfen, was ich sorgfältig getrennt habe: Ihre lyrische Produktion und Ihre theoretischen Ausführungen über die Lyrik.

Damit Sie das können, **fälschen** Sie aber wieder. Sie behaupten: ich hätte gesagt: „Der Kritiker hat den „**Autor**" nur zu begreifen, aber nicht zu schulmeistern." Wo habe ich das gesagt. Bitte lesen Sie: „Wenn ein „**Dichter**" bei dieser Urform der Lyrik stehen bleibt, so ist das seine Sache. Der Kritiker hat ihn nur zu begreifen aber nicht zu schulmeistern." Autor, Herr Holz, sind Sie auch in Ihrem theoretischen Buch: „Revolution der Lyrik", Dichter sind Sie darin doch wol nicht. Gegen den „Autor" eines theoretischen Buches habe ich polemisiert; den „Dichter" habe ich zu begreifen gesucht. Ob mir das in Ihrem Sinne gelungen ist, das ist eine Sache für sich.

Aber was machen Sie überhaupt aus meinen Sätzen! Sie sagen: ich hätte behauptet: Sie haben die „Urform" der Lyrik definieren wollen. Auch davon ist nicht ein Wort wahr. Ich habe, dem Sinne nach, gesagt: das was Sie als Definition der Neulyrik geben, ist, nach meiner Ansicht, die „Urform" der Lyrik.

Ob Sie mein Urteil über Ihre Lyrik ablehnen oder nicht, ist mir höchst gleichgültig. Ebenso ob Sie behaupten, ich verstehe das biogenetische Grundgesetz, oder nicht. Interessant ist mir Ihr Geständnis, daß Sie die Metapher „Hebeammen der Kritik" nicht ganz zu deuten wissen. Denn da Sie dies nicht zu deuten wissen, ist es mir erklärlich, warum Sie auch meine anderen Sätze nicht zu deuten wissen.

Nun aber bin ich fertig. Nicht bloß für diesmal. Wer so polemisiert wie Sie, kann fernerhin mein Sammelheft für psychologische Kuriositäten bereichern. Auseinandersetzen werde ich mich mit Ihnen nicht weiter. Meinetwegen können Sie behaupten, ich sei der ärgste Idiot in ganz Europa.

Rudolf Steiner.



Gedichte.

Aus dem Englischen von Rudyard Kipling.
Von **Elisabeth Landmann.**

Für unsere Soldaten im Felde.

Wenn ihr geschrieen „Rule Britannia", gesungen habt „God save the Queen",
Und endlich auch der alte Krüger vor euren Zungen ist in Ruh —
Laßt gütigst fallen einen Schilling hier in mein kleines Tamburin
Für euren Bruder, der in Waffen dem Tropenlande eilte zu.
Zwar ist er ein leichtsinn'ger Bursche und groß ist seiner Schwächen Zahl,
Doch wir sowol, wie uns're Feinde, wir nehmen ihn so wie er ist.
Als tapf'rer Kämpfer tilgt er draußen die Fehler alle auf einmal
Und ließ zurück hier seine Kinder, viel kleine Würmer, wie ihr wißt.

Adelssproß — Bürgertroß — Sprosse aus Königsblut —
Sie zogen alle zu Fuß und zu Roß hinaus in die fremde Welt.
Ein jeder kämpfend fürs Vaterland (wer sorgt für ihr Hab und Gut?)
Für Tommys Sache der Hut geht herum: gebt Geld — gebt Geld — gebt Geld!

Verlass'ne Mädchen, die er heimlich zum Weib genommen ungefragt, —
Denn wollt er erst die Eltern fragen, hätt' niemals dürfen Hochzeit sein, —
Wie schaffen sie nun Lebensmittel, und Miete, Gas und Kohlen, sagt? —
Und sicher wird schon — Ihr könnt's glauben — was Kleines in der Wiege schrei'n.
Und wieder and're Mädchen trauern, mit denen er zu Tanze ging;
In Sorge sind sie, daß der Leichtfuß an sie im fernen Land vergißt.
Doch keine Predigt gilt's hier halten. S'ist nötig, daß man Hilfe bring'
Dem armen Mädel, das im Winter den Tommy doppelt schwer vermißt.

Bürgertroß — Adelssproß — Sohn aus Grafengeschlecht —
Dunkler Spelunken verworfener Sohn — ein jeder heute ein Held.
Ein jeder erfüllend des Landessohns Pflicht (wer wahrt der Verlass'nen Recht?)
Für die Schutzlosen geht der Hut herum: gebt Geld — gebt Geld — gebt Geld!

Auch gibt's Familien viel tausend, zu stolz zu klagen ihre Not,
Die schweigend ihren Hausrat opfern, zum Leihamt tragen Stück für Stück,
Und doch das Nötigste entbehren; denn der Ernährer, der das Brot
Für sie verdiente, ist da draußen und ließ sie blank und bloß zurück.
Zwar ist er ein leichtsinn'ger Bursche, doch auf des Landes Ruf er hört,
Und ohne Zaudern läßt er willig sein Haus und Tagewerk im Stich
Und folget seinem Regimente, zu dessen Fahne treu er schwört.
Nun müssen wir hier für ihn schaffen, für all die Seinen — du und ich.

Adelssproß — Bürgertroß — Sprosse aus Königsblut —
Wer ist nun in Hütte, Palast und im Stall, der eure Arbeit bestellt?
Ihr alle erfüllet des Landessohns Pflicht (wenn ziemt, daß die eure er tut?)
Für Tommys Sache der Hut geht herum: gebt Geld — gebt Geld — gebt Geld!

Laßt uns so handeln, daß wir später ihm frei ins Auge können sehn,
Ihm dann berichtend, was ihm sicher vor allen Dingen Freude macht.
Nicht wird er nun, dieweil er kämpfet, der Arbeit hier verlustig gehn,
Da du und ich — als seine Brüder — darob getreulich halten Wacht.
Zwar macht dem Bruder Leichtfuß draußen das alles jetzt nicht Pein noch Not,
Wir aber möchten nicht, daß einstmals der Würmer eines uns verklagt,
Daß sie den warmen Herd verloren und ihres Vaters gutes Brot,
Daß wir aus ihres Vaters Hause ins Armenhaus sie rauh gejagt.

Verlassen ist Hütte und Schloß und Palast
Denn alle zogen zu Fuß und zu Roß hinaus in die fremde Welt.
Indessen sie kämpfen fürs Vaterland, gib du her, was erspareт du hast.
Für Tommys Sache der Hut geht herum: gebt Geld — gebt Geld — gebt Geld!



Goethe und die Mathematik.

Zu den Haupthindernissen, die einer gerechten Würdigung von Goethes Bedeutung für die Wissenschaft entgegenstehen, gehört das Vorurteil, das über sein Verhältnis zur Mathematik besteht. Dieses Vorurteil ist ein doppeltes. Einmal glaubt man, Goethe sei ein Feind dieser Wissenschaft gewesen und habe ihre hohe Bedeutung für das menschliche Erkennen in arger Weise verkannt, und zweitens behauptet man, der Dichter habe jede mathematische Behandlungsweise aus den physikalischen Teilen der Naturlehre, die er gepflegt, nur deshalb ausgeschieden, weil sie ihm, der sich keiner Kultur in der Mathematik erfreute, unbequem war.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist dagegen zu sagen, daß Goethe wiederholt in so entschiedener Weise seiner Bewunderung der mathematischen Wissenschaft Ausdruck gegeben hat, daß von einer Geringschätzung derselben durchaus nicht die Rede sein kann. Ja, er will die gesamte Naturwissenschaft von jener Strenge durchdrungen wissen, die der Mathematik eigen ist. „Die Bedächtlichkeit, nur das Nächste ans Nächste zu reihen, oder vielmehr das Nächste aus dem Nächsten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen, und selbst da, wo wir uns keiner Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären.“ Damit ist zu vergl., was Goethe sagt: „Ich hörte mich anklagen, als sei ich ein Widersacher, ein Feind der Mathematik überhaupt, die doch niemand höher schätzen kann als ich.“

Was den zweiten Vorwurf betrifft, so ist er ein solcher, daß ihn kaum jemand im Ernste erheben kann, der einen Einblick in Goethes Wesen getan hat. Wie oft hat sich denn nicht Goethe gegen das Beginnen problematischer Naturen ausgesprochen, die Zielen zustreben, unbekümmert darum, ob sie sich damit innerhalb der Grenzen ihrer Fähigkeiten bewegen! Und er selbst sollte dieses Gebot überschritten, er sollte natur-

wissenschaftliche Ansichten aufgestellt haben, mit Hinwegsetzung über seine Unzulänglichkeit in mathematischen Dingen? Goethe wußte, daß der Wege zum Wahren unendlich viele sind, und daß ein jeder jenen wandeln kann, der seinen Fähigkeiten gemäß ist, und er kommt ans Ziel. „Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken; denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft; nur er darf sich nicht gehen lassen, er muß sich kontrollieren" („Sprüche in Prosa"). „Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht" („Spr. in Prosa").

Es wäre lächerlich, wenn man behaupten wollte, Goethe habe, um überhaupt etwas zu leisten, sich auf ein Feld begeben, das außerhalb seines Gesichtskreises lag. Es kommt alles darauf an, festzustellen, was Mathematik zu leisten hat, und wo ihre Anwendung auf Naturwissenschaft beginnt. Darüber hat Goethe nun wirklich die gewissenhaftesten Betrachtungen angestellt. Der Dichter entwickelt da, wo es sich darum handelt, die Grenzen seiner produktiven Kraft zu bestimmen, einen Scharfsinn, der nur noch von seinem genialischen Tiefsinn übertroffen wird. Darauf möchten wir vor allem jene aufmerksam machen, die über Goethes wissenschaftliches Denken nicht anderes zu sagen wissen, als daß ihm die logisch-reflektierende Denkweise abging. Die Art, wie Goethe die Grenze zwischen der naturwissenschaftlichen Methode, die er anwendete, und jener der Mathematiker bestimmte, verrät eine tiefe Einsicht in die Natur der mathematischen Wissenschaft. Er wußte genau, welches der Grund der Gewißheit mathematischer Lehrsätze ist. Er hatte sich eine klare Vorstellung darüber gebildet, in welchem Verhältnisse die mathematische zu der übrigen Naturgesetzlichkeit stehe.

Soll eine Wissenschaft überhaupt einen Erkenntniswert haben, so muß sie uns ein bestimmtes Wirklichkeitsgebiet erschließen. Es muß sich in ihr irgend eine Seite des Weltinhalts ausprägen. Die Art, wie sie das tut, bildet den Geist der betreffenden Wissenschaft. Diesen Geist der Mathematik mußte Goethe kennen, um zu wissen, was in der Naturwissenschaft ohne Hilfe des Kalküls zu erreichen ist, und was nicht. Hier liegt der Punkt, auf den es ankommt. Goethe selbst hat mit aller Bestimmtheit darauf hingewiesen. Die Art, wie er es tut, verrät eine tiefe Einsicht in die Natur des Mathematischen.

Wir wollen auf diese Natur näher eingehen. Gegenstand der Mathematik ist die Größe; das, was ein Mehr oder Weniger zuläßt. Die Größe ist aber nichts an sich selbst Bestehendes. Es gibt im weiten Umkreise menschlicher Erfahrung kein Ding, das nur Größe ist. Neben andern Merkmalen hat jedes Ding auch solche, die durch Zahlen zu bestimmen sind. Da die Mathematik sich mit Größen beschäftigt, hat sie zu ihrem Gegenstande keine in sich vollendeten Erfahrungsobjekte, sondern nur alles das von ihnen, was sich messen oder zählen läßt. Sie sondert sich alles, was sich der letzteren Operation unterwerfen läßt, von den Dingen ab. So erhält sie eine ganze Welt von Abstraktionen, innerhalb welcher sie dann arbeitet. Sie hat es nicht mit Dingen zu tun, sondern nur mit Dingen, insofern sie Größen sind. Sie muß zugeben, daß sie da nur eine Seite des Wirklichen behandelt, und daß die letztere noch viele andere Seiten hat, über die sie keine Macht hat. Die mathematischen Urteile sind keine Urteile, die wirkliche Objekte voll umfassen, sondern sie haben nur innerhalb der ideellen Welt von Abstraktionen Gültigkeit, die wir selbst als eine Seite der Wirklichkeit von der letztern begrifflich abgesondert haben. Die Mathematik abstrahiert die Größe und die Zahl von den Dingen, stellt die ganz ideellen Bezüge zwischen Größen und Zahlen her und schwebt so in einer reinen Gedankenwelt. Die Dinge der Wirklichkeit, insofern sie Größen und Zahlen sind, erlauben dann die Anwendung der mathematischen Wahrheiten. Es ist also ein entschiedener Irrtum, zu glauben, daß man mit mathematischen Urteilen die Gesamtnatur erfassen könne. Die Natur ist eben nicht bloß Größe; sie ist auch Inhalt; und die Mathematik hat es nur mit der ersteren zu tun. Es müssen sich die mathematische Behandlung und die rein auf den Inhalt ausgehende in die Hände arbeiten; sie werden sich am Dinge, von dem sie jede eine Seite erfassen, begegnen. Goethe bezeichnet dieses Verhältnis mit den Worten: „Die Mathematik ist wie die Dialektik ein Organ des innern höhern Sinnes; in der Ausübung ist sie eine Kunst wie die Beredsamkeit. Für beide hat nichts Wert als die Form; der Gehalt ist ihnen gleichgültig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falsches verteidige, ist beiden vollkommen gleich" („Spr. in Prosa"). Und „Farbenl." 724: „Wer bekennt nicht, daß die Mathematik, als eines der herrlichsten menschlichen Organe, der Physik von einer Seite sehr viel genutzt?" In dieser Erkenntnis sah Goethe die Möglichkeit, daß ein Geist, der sich in Mathematik keiner Kultur erfreut, sich mit physikalischen Problemen befassen kann. Er muß sich auf den Gehalt beschränken. (Vergl. meine Einleitung zum 34. Bande von Goethes Werken in Kürschners Nat.-Litt.)

Rudolf Steiner.



Carl Hauptmanns Schauspiel „Ephraims Breite".

Gerhart Hauptmanns Bruder, Dr. Carl Hauptmann, ist kein Neuling auf dem Gebiete der Kunst. Sein Schauspiel „Marianne" (1894) und seine Novellensammlung „Sonnenwandrer" (1897) sind außerordentlich feine, zum Teil das Körperliche ganz abstreifende Seelenanalysen. Sie gehören zu jenen ernsten Monumenten, deren wir uns in Stunden höchsten Erhebens über das scheinbare Einerlei des Alltags mit herzlicher Dankbarkeit erinnern. Sein Drama „Waldleute" (1895) steht wol nicht auf der nämlichen Höhe; es weht durch dasselbe eine Sentimentalität, welche uns nicht erwärmen und erheben kann, weil sie keine Größe besitzt und vom Dichter in seine Menschen hineingelegt, aber nicht aus ihnen gewonnen ist.

Nun ist Carl Hauptmann mit einem neuen Schauspiele „Ephraims Breite" (Berlin 1900, S. Fischer Verlag) an die Oeffentlichkeit getreten. Im Lobetheater zu Breslau ist es von einer andächtigen Kunstgemeinde mit vielem Herzensdanke aufgenommen worden, ein Erfolg, der dem inneren Werte der Dichtung durchaus entspricht.

Breite (Brigitte), die Tochter des Bauern Gottlieb Ephraim, hat mit der ganzen, natürlichen Naivität und der intimen Sinnlichkeit eines kernigen Mädchens des Volks ihre Liebe dem Großknechte ihres Vaters, Joseph Schindler, geschenkt. In einer „dunkelroten Julinacht“ hat sie ihm auch das Heiligste, das sie besitzt, dahingegeben. Joseph ist der Sohn eines böhmischen Harfenweibes, das im Sommer in den Bauden des Gebirges mit einem jungen Harfenmädel, der böhmischen Franzel, herumzieht, und im Winter in den Gasthäusern des Thales mit dieser ihr Wesen treibt. Franzel ist ein wildes, feuriges Slavenmädchen; mit allen Schönheiten und Schrecknissen ihrer Sinnlichkeit liebt sie den Joseph, der sich ihrer Glut nicht entziehen kann. Seine Liebe zu Breite ist noch nicht ganz erloschen; freilich ist nur noch ein ganz schwacher Lichtstreif erkennbar. Was ihn zu dem deutschen Bauernmädchen noch hinzieht, ist zunächst sein, wenn auch sehr schwach entwickeltes, Pflichtbewußtsein gegenüber dem Kinde, das Breite unter dem Herzen trägt, vor allem aber die Aussicht auf eine sorgenlose Zukunft, auf die ihn seine heimatlose und ehelose Mutter immer wieder mit dem ruckweise aufflackernden Feuer der Südslaven hinweist. Diese Aussicht wird um so glänzender, als der Bauer seinen Sohn zum Hofe hinaus auf die Landstraße gejagt hat, weil er, das „Muttersihnle“, sein junges Leben nicht so einrichten will, wie der starre Bauernkopf des alternden Vaters es wünscht. Der Bauer widerstrebt lange der Heirat seiner Tochter mit dem böhmischen Knechte. Eine Reihe von tiefinnerlichen Regungen, welche dem Gemütsleben des alten Mannes hart zusetzen, heißt ihn schließlich nachgeben. Schon bei der Hochzeitsfeier treten ihm, mehr oder weniger bewußt, leise Bedenken auf, die er zu töten sucht, aber nur betäuben kann. Nach dem ersten Ehejahre ist das Unglück der jungen Leute vollständig. Joseph ist seines Eheweibes und des Ehelebens überdrüssig; er fühlt sich überall gebunden und bewacht. Als er eines Tages in früher Morgenstunde aus den Armen der böhmischen Franzel in seine Wirtschaft zurückkehrt, ist sein treues Weib in ruheloser Nacht zum „Felsenstück“ geworden; in wunderbarer Seelengröße und lebensstarker Schlichtheit sagt sie sich von dem Fremdlinge los.

Das ist in dürren Worten der Inhalt dieser wahrhaft deutschen Tragödie. In dürren Worten, die scheinbar eine Alltagsgeschichte aussprechen und so weit abstehen von der herrlichen Lebensfülle der Dichtung. Es ist die Tragödie des deutschen Herzens, die uns hier wieder einmal ein Künstler singt. Das uralte, wehmütige Lied von Liebe und Treue in ihrer tiefsten Ursprünglichkeit. Keine Tragödie, in der das Aufeinanderwirken von Engeln und Teufeln zum Austrag gebracht wird, sondern die unendlich mehr komplicierte Tragödie, in der die Menschen als Menschen handeln, als Wesen mit guten und schlechten Eigenschaften und Regungen. Eine Anzahl von wundervoll individualisierten Menschen aus den breiten Schichten des Volkes läßt der Dichter in Freud und Leid aufeinander wirken. Der alte Bauer in seiner innerlichen und äußerlichen Einfachheit, in seiner Derbheit und Querköpfigkeit, in seiner Ehrlichkeit und seiner Schwere, in seinem konservativen Sinne, in seinem nüchternen, scheinbar kalten und doch so tiefen Gemüte, seine prächtige Erscheinung. Breite, so recht Ephraims Breite, das kraftstrotzende, fleißige, feste, nur aus seelengütigen Empfindungen jugendlich schwankende, deutsche Bauernmädchen, in Treue ohne Vorbehalt und ohne Hintergedanken dem Manne ihrer Liebe ergeben, und bei alledem eine echt deutsche Einsame. Die Mutter, aus wesentlich weicherem Material, ohne Größe und ohne kräftige Bestimmtheit, aber umsichtig und fürsorglich. Auf der anderen Seite Joseph, ohne Ruhe und Maaß, in gewissem Grade verschlagen, voll von unsteter Leidenschaft, aufgewachsen ohne den richtenden Einfluß eines Elternheims, aber fleißig und frisch; im Grunde kein schlechter Mensch; er würde sonst auf Breite keinen dauernden Einfluß haben ausüben können. Dann die schicksalsreiche, zigeunernde Mutter Schindler, ohne Bürgerrecht auf Erden wie im Himmel, und der tolle Racker, die böhmische Franzel, leise berührt von den Wehmutsklagen eines alten Volksliedes. Zu ihnen kommen noch die vielen, mehr nebenher laufenden Personen.

Sie alle treten in einer individuellen Abgrenzung vor uns, die unser Herz bezaubern muß. In einer Reihe inhaltsreicher, nirgends wesensgleicher Scenen offenbaren sie nach und nach ihr Wesen: im Alltagsleben des Bauernhofes, auf dem Tanzboden im Dorfkretscham, beim ausgelassenen Feiertagsleben des Hochzeitsschmauses. Mit jeder Scene werden diese Menschen reicher und größer, offenbaren sie eine neue Nuance ihres Lebens, Nuancen, die nur die Künstler aus den Menschen hervortreten sehen und alsdann in deren Wesen festhalten können. Dazu kommt natürliche Urwüchsigkeit, Offenheit und Kraft der Volkssprache, die dabei der Milde einfacher Menschen nicht entbehrt. Ich glaube nicht zu viel zu sagen: jeder Satz dieser Dichtung hat seine Bedeutung, wie dies den Worten solcher Menschen von Natur aus eigen ist. Welche Fülle von Leben strömt aus der kurzen Auseinandersetzung, in welcher am Schlusse des Dramas Breite ihrem Ehemann den Laufpaß giebt. Hier liegt in wenigen Worten der Gegensatz von Rassen, von Kulturen, von Individuen, von Lebensschicksalen, von Lebensgemeinschaften, von Jugendeindrücken; Gegensätze, wie sie nicht nur in jenem kleinen, in vieler Hinsicht sehr interessanten Winkel uns entgegentreten, wo Isergebirge und Riesengebirge zusammenstoßen, zwischen Schreiberhau und Neuwelt, im kleinen Gebiete von vier kulturhistorisch höchst eigenartigen Bauden (der Michelsbaude, der Prozenbaude, der Alten und der Neuen Schlesischen Baude), sondern wie sie auch dastehen auf der großen Bühne der Geschichte. Es geht ein feiner Zug von jahrhundertlicher Größe durch die Dichtung.

So komme ich dazu, das Schauspiel „Ephraims Breite“ ohne Einschränkung neben Gerhart Hauptmanns Drama „Fuhrmann Henschel“ zu stellen. Beide Dramen sind unabhängig von einander entstanden; Carl und Gerhart Hauptmann haben es peinlich vermieden, von ihnen sich gegenseitig etwas mitzuteilen. Nur äußerlich sind diese Dichtungen verwandt, ihrem Kunstcharakter nach wesentlich verschieden. Und dennoch führt diese Verschiedenheit sie in enge Berührung. Man kann das nicht mit den Gesetzen der Logik beweisen, sondern nur aus tiefem Versenken in das Leben ihrer beiden Seelen empfinden. Die Stärke des Schauspiels „Fuhrmann Henschel“ liegt auf dem Gebiete der Psychologie des Individuums; in „Ephraims Breite“ tritt, so zu sagen, die Psychologie von Kulturzuständen in den Vordergrund. Wo das Individuum

mit der Kultur, in der es lebt, verwachsen ist, dort liegt auch der Punkt, der aus diesen beiden Dichtungen eine höhere Einheit entstehen läßt. — — —

Ich bin den herrlichen Waldweg von Schreiberhau herauf zur Alten Schlesischen Baude gegangen. Vom stillen Alpenwiesenplane schaue ich über die Tiefe, über Schreiberhau und das Hirschberger Thal hinaus in den Frieden der weiten, ebenen Landschaft. Dort unten wohnt das deutsche Volk, in seiner Arbeit, in seiner Freude, in seinem Leide. Dort kämpfen die Menschen um den Platz an der Sonne, ehrlich und unehrlich. Wie viel Häßliches, wie viel Empörendes, wie viel Niederdrückendes und Entmutigendes hat dieses Leben. Und gleichwol: dieser ewige Reichtum an Kraft, an Fleiß, an Lebensfreude, an Lebensschönheit! Je komplicierter das Leben ist, je mannigfaltiger dieser Widerstreit geworden, um so schwerer ist es, sich aus ihm für Minuten herauszuretten. Können wir Alltagsmenschen es nicht aus eigener Kraft, dann sollen wir den Spuren der Künstler folgen, die in liebevoller Pflege das Wesen und das Wirken solchen Widerstreits zur Bereicherung ihres Lebens und unseres Lebens darstellen. Martin Kriele.



Die Meister der finnischen Litteratur.

Eine Studie von **Ernst Brausewetter**.

(Fortsetzung.)

Der dritte dieser großen Dichter der älteren Periode, Zachris Topelius (geb. 1818, † 1898) entfaltete eine überaus große Produktivität auf allen Gebieten der Schriftstellerei. Er war Lyriker, Märchen- und Sagen-Dichter, Roman- und Novellen-Verfasser und schrieb populärwissenschaftliche Schriften von ungeheuerer Volkstümlichkeit. Sein „Buch der Natur", sowie sein „Buch von unserem Land" sind in Finnland die gelesensten Werke. Seine religiös-romantisch-idealistische Art erscheint den Modernen veraltet und zu naiv; aber für sein Land hat er Bleibendes geschaffen und zu seiner Zeit war er der vergötterte Liebling, namentlich der Frauen. Seine Lyrik ist von wunderbarer Klangschönheit, Formgewandtheit, Anmut der Sprache und sangbarer Flüssigkeit des Verses; aber sie besitzt auch geistige Tiefe und großen Stimmungsgehalt. Es spricht aus ihr seine tiefe Gemütsbescheidenheit, begeisterte Naturschwärmerei, naiv gläubige Frömmigkeit und seine Kenntnis des männlichen und besonders des weiblichen Empfindungslebens. Seine technische Meisterschaft entwickelte sich immer weiter, auch die geistige Tiefe, die innige Gläubigkeit wurde immer größer und es kam ein mystischer Wunderglaube hinein. Das Bedeutendste leistete er, außer in der Schilderung von Gefühlsvorgängen, in der Naturmalerei. Seine Naturstimmungsbilder sind überaus reich an schöpferischer Phantasie, malendem, großartig veranschaulichendem Ausdruck und dabei voll tiefer Symbolik. Auch seine Dramen „Regina von Emmeritz", „Nach fünfzig Jahren", „König Karls Jagd", „Prinzessin von Cypern", „Brita Scrifvars" gehören zu den wenigen bedeutenden dramatischen Schöpfungen Finnlands. Das erste ist das wichtigste Repertoirestück der finnischen Bühnen.

Unter seinen Prosawerken sind seine herrlichen Märchen und Sagen mit ihrer Natursymbolik, ihrem tiefen Gedankengehalt, ihrer kindlichen Naivität, ihrer edlen, reinen und schönen Weltbetrachtung ja auch bei uns bekannt. Aber auch seine „Erzählungen eines Feldscheers" gehören zu den Meisterwerken der finnländischen Erzählungslitteratur. Sie geben Erzählungen, Skizzen und Schilderungen aus der schwedischen Geschichte seit dem 30jährigen Kriege in episodenhafter Form voll echt historischer Wirklichkeit, in lebendiger humorvoller Darstellung mit Dialogstellen und tiefer Erfassung der die einzelnen Zeitperioden bewegenden Ideen und Strömungen.

Müssen wir Modernen zur vollen Anerkennung des Topelius uns auf eine Art historischen Standpunkt stellen, so schwillt unsere Begeisterung, wenn wir an die Dichtergestalt Karl A. Tavaststjernas herantreten.

Tavaststjerna ist der bedeutendste Lyriker in der gesamten finnischen schwedisch-sprachlichen Dichtung der neuesten Zeit. Im Jahre 1883 erschien eine Gedichtsammlung „För morgonbris" („Vor dem Morgenwinde"), die erste dieses damals 23jährigen Dichters. Sie war voll Jugendfrische, Fülle und Klang, manches holperig, aber alles Empfindung, Farbe. Die meisten dieser Gedichte waren wirklich in früher Morgenstunde draußen am Schärenmeere, wo er bei einem Freunde, Hjalmar Neiglick, weilte, entstanden; nur einige waren schon vorher anonym in der „Finsk Tidskrift" erschienen. Von „jungen Gedanken" erzählt er und „junge Gefühle" will er „beichten"; es ist etwas Frühlingsbrausendes und Himmelstürmendes darin, und zugleich verrät sich schon hier seine starke Begabung für scharfe, beißende Satyre.

Aber auch frische, duftige Naturstimmung, farbenreiche Naturmalerei war in den „Schären-Erinnerungen", den ersten Meergedichten voll Poesieglanz in der finnischen Dichtung. Wenige Jahre später (1886) erschien ein Prosawerk von ihm, das ebenso etwas völlig Neues für die schwedisch-finnische Poesie bedeutete, wie es seine Gedichtsammlung gewesen war. Der erste Roman, der aus eigenen Lebenseindrücken geschöpft war, der hineingriff in das echte, wirkliche Gegenwartsleben, der mit unerschrockener Seelenanalyse Empfindungswelten aufdeckte. Wieder kündete Tavaststjerna von der Jugend, von ihrer jubelnden Lust, ihrer himmelhohen Begeisterung, aber auch von ihrem Leichtsinn, von ihrer schnellen, bittern Enttäuschung, dem sich selbst Begraben in einer frühen Resignation. „Ein Zeitschicksal" nannte er diesen Roman „Kindheitsfreunde", und derselbe gibt wirklich ein Bild vom Leben der damaligen Jugend.

Tavaststjerna, der sich mit diesen Werken und der dazwischen liegenden Gedichtsammlung „Nya vers" einen Namen in seiner Heimat gemacht hatte, war ursprünglich für die Architektenlaufbahn bestimmt gewesen. Er war der Sohn eines Generalmajors, hatte seine Kindheit auf dem Herrschaftshof Annilahof bei St. Michel verlebt und besuchte dann das Polytechnikum in Helsingfors, das er 1883 als „Architekt" verließ, um zu weiteren Studien nach Paris zu gehen. Vorher hatte er aber im Sommer seine Sammlung „vor dem Morgenwinde" gedichtet. Der Erfolg ermutigte ihn, sich ganz der Dichtung zu widmen, und er entfaltete nun in den

nächsten Jahren, bei einem Wanderleben draußen in Europa, eine überaus reiche Produktivität, indem er durcheinander Dramen, Romane, Novellen und Gedichtsammlungen veröffentlichte. Aber Tavastſtjerna ist eigentlich doch stets absoluter Lyriker, all sein Schaffen hat etwas stark Subjektives. In allen seinen Werken steht er als lächelnder, tadelnder oder mitleidender Beobachter neben seinen dichterischen Gestalten, oder er verkörpert in ihnen Züge seines eigenen Wesens. Er beherrscht auch wenig die große, konzentrierte Kompositionsweise, wie sie der Roman und das Drama erfordert. Auch diese Dichtungen sind meist bei ihm aneinandergereihte Stimmungsbilder, Einzelscenen von starker Wirkungskraft. Darum ist er, wie in der Lyrik, auch in der Novelle und Skizze ein Meister. Hierin erreicht er eine Kürze und dabei Inhaltsfülle, Charaktertiefe und Stimmungsreichtum, wie kein zweiter finnischer Dichter.

Eine seltsame Zwiespältigkeit geht durch Tavastſtjernas Dichtung: er liebt die Antithese der Charaktere oder auch in den Charakteren; überall derselbe Dualismus, dieselben Doppelwesen, getrennt oder vereint. Es ist das eine Folge seiner eigenen Doppelwesenheit, über die er sich klar werden will, die ihm zum Rätsel seines Daseins wird. In seinem Roman „Der Eingeborene" hat er einen finnischen Charaktertypus geschildert: ein zäher, schwerfälliger, in seine Ideen verbohrter, eigensinniger, gelegentlich selbst brutaler, aber gefühlsweicher, tiefempfindender Mensch von großer Seelenverschlossenheit und Neigung zur grüblerischen Versenkung in das Rätsel des eigenen Ichs. Von diesem finnischen Volkstypus ist auch etwas in Tavastſtjerna. Ueberall hat er trotzige, selbstbewußte Eigenart, finsteres Sich-in-sich-selbst-verschließen dargestellt.

Aber nebenbei ist in ihm auch ein ritterlicher Offizierssohn, ein geschmeidiger, gewandter, weitgereister Weltmann, ein vorurteilsloser, auf der hohen Warte der europäischen Kulturbildung und Kulturschätzung stehender Weltbürger, der, trotz all seiner Vaterlandsliebe und Sympathie für sein Volk, nicht blind ist für die mangelhaften Zustände und die Schwächen bei seinen Landsleuten, der es bitter empfindet, daß dort zu oft um Kleines große Worte gemacht werden und um winzige Fragen Haß und Feindschaft entsteht. Er weiß und fühlt, daß es noch etwas Größeres, als die nationale Idee gibt, nämlich die der allgemeinen Menschenliebe und Menschenverbrüderung, die draußen in Europa dämmert und die er wieder und wieder in seinen Werken verkündet. Die scharfe Spitze der Satyre hat er ebensowol gegen die daheim landläufige Moral (im „Eingeborenen"), wie gegen die üblichen Begriffe von Recht, Gerechtigkeit und Strafe in der Gesellschaft gerichtet („Harte Zeiten"), und er hat den in die Irre gehenden Gerechtigkeitsfanatismus des Naturmenschen und die heuchlerische Gerechtigkeitskomödie der Gesellschaft als Lösung auf die allgemeine Menschenliebe hingewiesen, die alle „Gerechtigkeit" im heutigen Sinne überflüssig macht. (Drama „Uramo-Hof".)

Aus dem gleichen skeptischen Zweifel heraus hat er sich direkt in seinem Roman „Frauenregiment" gegen die National-Verhimmlung gewandt. Darum fühlte Tavastſtjerna auch immer, daß er daheim nicht hinpaßte, daß es in seinem Vaterland für ihn zu eng, zu klein, zu ideenkurz war.

Und diese Entrüstung gegen die Enge und Beschränktheit in seinem Vaterlande fand ihren flammendsten Ausdruck in zornvollster Ironie, stellenweise fast tobend vor Empörung, aber auch in hellleuchtenden Schönheitsgesängen vom Dichterlose in seinem letzten Werke, dem umfangreichen Romanzenkranz „Laureatus". Es ist die Leidensgeschichte eines im „Traumlande" endenden Dichters, der von der Kritik heruntergerissen, von der Gesellschaft wegen seines „losen Lebens" durchhechelt und verleumdet wird, Publikumsdichter und „Zeitungsschreiber" werden muß und seines „Schutzgeistes", seiner Geliebten, durch Verleumdung beraubt wird. Da gibt er die Liebesgedanken auf und steigt ins Dichterland empor, „wird dort von Frau April" „frühlingsverzaubert" und schüttelt „Krönungsdukaten" von Dichtwerken aus. Als er erwacht, senkt sich der Mohnkranz auf ihn herab, er zieht ins „Traumland" ein als König, dem seine einstigen Feinde huldigen und denen er großmütig verzeiht. — Die Visions- und Traumgesänge gehören zum schönsten und bedeutendsten, was T. geschaffen hat durch die Ueberfülle der Phantasie, die Glut der Leidenschaft, die strahlende Sprache und die ganz seltene Verskunst und Sprachbeherrschung.

Tavastſtjerna ist, abgesehen von Stellen im „Laureatus" und einigen Jugenddramen, kein Problem-, Tendenz- oder Ideen-Dichter. All diese polemischen und satirischen Gedanken ergeben sich nur aus seiner Charakterdarstellung. Ihn interessieren nur die Menschen, das Zusammengesetzte, das Unberechenbare, das Unverständliche in ihnen. Er sucht dies aufzudecken, den Triebfedern dafür nachzuspüren; aber sie sind ihm nur Kunstobjekte; als „moralische Wesen" hat er von ihnen keine hohe Meinung.

Er glaubt nicht an die großen Leidenschaften, sondern zeigt in den „tiefen und starken" Gefühlen die Trägheit, Gewohnheit, und den Eigensinn, in ihren scheinbar „selbstlosen" Handlungen die verborgene Selbstsucht oder Eitelkeit. Auch den meisten „Ideen" der Menschen tritt er mit viel Skeptizismus gegenüber, überall sieht er egoistische Motive oder phrasenhafte Selbsttäuschung.

Einfacher sind seine Frauengestalten, rein instinktive Wesen voll Aufopferung des eigenen Selbst für den geliebten Mann, oder voll schlichter, liebender Hingabe. Sein Ideal sind Mädchen und Frauen, die dabei eine gewisse Größe des Charakters: Opfermut und Willensklarheit haben, keusche, feine Seelen, die Tiefstes und Größtes verlangen.

Zuwider ist ihm dagegen jene „Emancipierung", die in der Abstreifung des weiblichen Wesens besteht, sowie jene „Geschlechtsgerechtigkeit", die im Björnsonschen Sinne die moralische Gleichstellung der Geschlechter fordert.

Der künstlerische Höhepunkt, den Tavastſtjerna in seinen letzten Werken erreicht hatte, beweist, welchen unendlichen Verlust Finnlands Litteratur durch seinen frühen Tod erlitten hat. Er hatte offenbar noch eine reiche Entwickelung vor sich.

Ein jüngerer Lyriker von großer Begabung ist Mikaël Lybeck (geb. 1864 in Nykarleberg). Er stammt aus einem hochgebildeten Hause mit geistesvornehmem Verkehr, ist viel gereist und verfügt über reiche Bildung. Seine Begabung ist in erster Reihe eine sprachliche, sein Stil von einer unglaublichen Knappheit ohne alle Bilder und Vergleiche; aber von einer malenden Sicherheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, die oft geradezu erstaunlich wirkt. Dazu kommt im Verse eine seltene Reimgewandtheit und Vermeidung

aller im Verse für statthaft geltenden Wortumstellungen. Seine Verse sind fließend, auch von unerreichbarer Kürze des Ausdrucks und fast ohne Bildersprache. Auch seine Erzählungsweise hat diese zusammengepreßte Kürze.

Dazu besitzt er Humor, bald einen zarten, fein lächelnden mit ironischem Unterton, (in einigen Scherzgedichten), bald einen grotesken, drastischen, aber harmlosen, besonders in seinen mit Naturschilderung verbundenen Burlesken in Gedichtform, endlich aber auch eine zermalmend ironische Satire, eine beißend scharfe Ironie. Die letztere ist eine Folge seiner bitteren Lebensenttäuschtheit, die aus allen seinen Werken spricht, selbst seine Liebeslyrik und Liebes-Darstellung in den Novellen hat, trotz ihrer feinen, duftigen Töne, etwas Müdes, Resigniertes, Enttäuschungsgefaßtes. Und doch ist auch er, wie alle Finnen, von heißer Vaterlandsliebe erfüllt und fordert für das Wohl desselben die größten und schwersten Opfer. Seine Weltanschauung ist ein schöner und poesievoller Pantheismus, wie er ihn in der Novelle „Mosaikarbeit" („Ceri") verkündet hat, und außerdem neigt er zur Mystik und Natursymbolik.

Durch die von ihm erstrebte Kürze und durch seine Neigung zum Mystischen bekommen seine Arbeiten oft etwas Unklares; es wird bisweilen unmöglich, die künstlerische Absicht in dem Werke zu erkennen. Die Ursache kann nicht in der impressionistischen Auffassung und Darstellung allein liegen, es scheint vielmehr ein Versagen der Ausdrucksfähigkeit gerade für die Erhellung seiner tiefsten Gedanken zu sein.



Musikalisches.

Zu der kleinen Künstlerschar, der man es verdankt, ab und zu reine ungetrübte Freude im Konzertsaal genießen zu können, gehört die Violinvirtuosin Frau Irma Saenger-Sethe. Ihre Vorträge tragen sämtlich den Stempel künstlerischer Reife, wie sie nur von einer ernsten musikalischen Persönlichkeit mit Aufbietung höchster Energie erworben werden kann. Mit der Wiedergabe des Brahmsschen Konzerts, eines Werkes, an das sich nur Auserwählte mit Erfolg wagen dürfen, bot die Künstlerin eine Prachtleistung dar. Das von Herrn B. Breuer umsichtig geleitete philharmonische Orchester begleitete vorzüglich.

*

Alfred Reisenauer ist einer unserer allergrößten Pianisten. Durch und durch Musiker, besitzt er von jedem seiner bedeutendsten Kollegen das beste: das starke Temperament eines d'Albert, das feine Stilgefühl eines Risler, die unfehlbare Technik eines Rosenthal, übertrifft aber alle durch den Farbenreichtum seines Anschlags. Und mit diesen glänzenden Eigenschaften stellt sich der Künstler immer in den Dienst des zu interpretierenden Kunstwerks, welches er sich wiederum so zu eigen gemacht hat, daß er durchaus über denselben steht. Daraus ergeben sich natürlich ebenso hochbedeutende wie hochinteressante Leistungen, die in ihrer Eigenart und Vollkommenheit gar nicht genug bewundert werden können.

*

Eine sonderbare Physiognomie zeigte das Programm des 8. philharmonischen Konzerts: zwei Orchesterwerke, und zwar wohlbekannte, rahmten eine Reihe von Solo-Vorträgen ein, die wiederum symmetrisch angeordnet waren, indem zwischen den Arien und Liedern des Fräulein Camilla Landi ein neues Klavierkonzert von Ernst von Dohnányi stand, welches der Komponist selbst vortrug. Nicht ganz mit Recht heißt dieses Opus neu, denn es dürfte wenig darin sein, was nicht in andern musikalischen Werken schon einmal dagewesen wäre. Ich bekam den Eindruck, als hätte es der Komponist für den eigenen Bedarf angefertigt aus einer Reihe von Phrasen, die seiner übrigens recht bedeutenden pianistischen Leistungsfähigkeit besonders angepaßt sind. Das Werk enthält sehr viel „Klavier", besonders im letzten Satze, der von monströser Ausdehnung ist. Sehr peinlich ist es, daß er immer so schön anfängt aufzuhören, während das eigentliche Ende doch gar zu lange auf sich warten läßt. Herrn Nikisch schien das Stück die Laune verdorben zu haben: die Aufführung der Brahmsschen C-moll-Symphonie litt unter einer gewissen Mattigkeit, die erst beim letzten Satze schwand.

*

Ein junger Geiger aus Ungarn, kurzweg Kubelik genannt, sollte uns durch seine außerordentliche Kunst in Erstaunen setzen. Zuerst versuchte er es mit einem Paganinischen und dem Mendelssohnschen Violin-Konzert, später mit dem Brahmsschen und einigen Virtuosenstücken, beide male vergeblich. Es muß zugegeben werden, daß Herr Kubelik über ein respektables technisches Können verfügt, aber seinem Spiel fehlt der virtuose Glanz und die nötige Ausdrucksfähigkeit. Dem schwerwiegenden Inhalte des Brahms-Konzerts steht er vorläufig noch vollkommen fremd gegenüber, wie er auch für die Poesie des Mendelssohnschen Werkes nicht den rechten Ausdruck fand. Wenn Herrn Kubeliks musikalische Begabung so stark ist, wie sein technisches Talent, dann kann er noch einmal werden, was er schon heute gern sein möchte, ein bedeutender Geiger.

*

Als vor einigen Jahren der jugendliche Pianist Ossip Gabrilowitsch zum erstenmale in Berlin auftrat, erregte er beim Publikum wie bei der Kritik Wolgefallen durch solide pianistische Fertigkeit und seine gesunde musikalische Vortragsart. Herr Gabrilowitsch hat sich unterdes „entwickelt", er ist ein tüchtiger Virtuose geworden, aber jene woltuende musikalische Solidität ist ihm verloren gegangen; wenn er sie wiederfindet, dann wird er einst zu den Auserwählten gehören.

*

Mit wechselndem Glücke ist bisher Eugen d'Albert als Komponist an die Oeffentlichkeit getreten. Im Beethovensaale führte er kürzlich eine Reihe von Werken älteren und neueren Datums vor und lieferte den Beweis, daß er der musikalischen Welt doch recht viel zu sagen hat. Das „Konzert für Violoncello mit Orchester" muß an erster Stelle genannt werden. Es ist eine prächtige Komposition in einem Satze und wie aus einem Gusse, voll origineller und wirksamer Gedanken,

wundervoll abgerundet in der Form und dankbar — allerdings auch ungemein schwierig — für das Soloinstrument, das nirgends schablonenhaft behandelt ist. Für die Solopartie war in Herrn Professor Hugo Becker ein Interpret gefunden, wie sich ihn der Komponist nur wünschen konnte, ein Cellovirtuose vornehmster Art und ein fein empfindender Musiker.

Ueber die Bruchstücke aus der Oper „Gernot“ kann nach einer Konzertaufführung kein endgültiges Urteil gefällt werden; doch ist zu konstatieren, daß sich in den vorgeführten Stücken ein starkes Ausdrucksvermögen offenbart, und daß der Orchestersatz von hohem klanglichen Reiz ist. Die etwas ausgedehnte Konzertscene „Seejungfräulein“ ist im vorigen Jahre bereits von Herrn Weingartner in einem Symphonie-Konzert der Kgl. Kapelle mit Frau Herzog als Solistin aufgeführt worden. Diesmal sang Frau Hermine d'Albert das Stück. Einzelne Partien daraus wirken sehr stimmungsvoll, so die Stelle:

„Nur wenn ein Mensch von Lieb' und Lust
Zöge bebend mich an die Brust,
— — — — — — — — — — — — — —
Nur dann, — nur dann —
Gewönne ich das Paradies!“

und der Schluß von der Stelle an: „Ist dies der Tod?“ Hier ist der Ausdruck durchaus treffend, der Farbenreichtum im Orchester von berückendem Glanze. — Von zwei Klavierstücken, die Herr d'Albert selbst vortrug, gefiel das graziöse „Intermezzo“ besser als der „Walzer“. Unter den Liedern, die Frau d'Albert in sehr sympathischer Art vortrug, verdienen „Robin Adair“ und „Frühlingsnacht“ (Gedichte von Mackay) besonderer Erwähnung. — Der Erfolg des in jeder Beziehung gelungenen Konzerts war ein sehr großer und wird dem Komponisten außerordentliche Freude bereitet haben. — Am nächsten Abende vereinigte sich Herr d'Albert mit Herrn Professor Becker zum Vortrage einiger Cellosonaten, unter denen ein Jugendwerk (op. 6) von Richard Strauß, als das Erzeugnis einer frischen und frohen Musikantennatur besonders interessierte. Daß die beiden Künstler dieses, sowie die anderen Werke (von Beethoven [op. 102] und Brahms) meisterhaft zur Darstellung brachten, bedarf kaum der Erwähnung.

P. Geyer.



Chronik.

Prof. Dr. Richard Maria Werner in Lemberg und B. Behrs Verlag (E. Bock) in Berlin sind im Begriff, von **Friedrich Hebbels Werken** eine historisch-kritische Ausgabe zu veranstalten, um dem großen Publikum wie den Fachgelehrten die genaue Kenntnis dieses Dichters zu ermöglichen, der seiner Zeit so weit vorauseilte und die moderne Litteraturentwickelung einleitete. Zum erstenmale soll alles von ihm herrührende gesammelt und auf Grund der Handschriften und ersten Drucke in verläßlicher Gestalt vorgelegt werden.

Den Werken dürften sich im Sinne Hebbels die Briefe und Tagebücher anschließen; zunächst jedoch wird ein Band Nachlese von seinen Briefen unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers als Fortsetzung und Abschluß der Bambergischen Veröffentlichungen erscheinen.

Die Herausgeber bitten daher alle Besitzer von Handschriften Hebbels, sie ihnen gütigst zur Benutzung zu überlassen. Auch für den Nachweis von seltenen Drucken, Zeitschriften 2c. mit Beiträgen Hebbels wäre der Herausgeber zu Dank verpflichtet; er bürgt für sorgfältige Aufbewahrung und Rücksendung, gegebenen Falls könnten die Sendungen an die Direktion der k. k. Universitätsbibliothek in Lemberg adressiert werden, nur mit dem Zusatz, daß sie für den Prof. Dr. R. M. Werner bestimmt seien.

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

Hugo Greinz: Küsse und andere Novellen. Linz und Leipzig.
Ludwig v. Ficker: Sündenkinder. Drama in zwei Aufzügen. Linz und Leipzig.
Heinrich v. Schullern: Im Vormärz der Liebe. Roman aus der Gegenwart. Linz und Leipzig.
Hanns Weber-Lutkow: Schlummernde Seelen. Linz und Leipzig.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Erik Pfeffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1882.

Herausgegeben von
Rudolf Steiner und Otto Erich Hartleben.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. **Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.**

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. | Berlin, den 10. März 1900. | Nr. 10.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Von heute.*)

Ein kleines Büchlein, voll von klugen Gedanken, legt uns Ernst Ziel vor. Wenn man eine solche Aphorismensammlung durch den Geist ziehen läßt, vergegenwärtigt man sich wieder einmal, welch ein kompliziertes Ding das menschliche Denken doch ist. Wir werden da in die mannigfaltigsten Verhältnisse zu einer Persönlichkeit versetzt. Bald stimmen wir einem Gedanken zu, bald lehnen wir ihn ab, bald freuen wir uns höchlich, bald ärgern wir uns. Von Wenn's und Aber's wimmelt's in unserem Kopfe nach der Lektüre. Lesen wir einen Essay, einen Aufsatz, ein Buch, dann gewinnen wir einen Grundeindruck. Zu der Persönlichkeit werden wir aber doch in eine einseitige Beziehung versetzt. Ernst Ziel äußert in seinem Büchlein diese oder jene Meinung, die, wenn ich sie in ausführlicherer Darstellung abgesondert lesen würde, mich veranlaßte, das betreffende Geistesprodukt ärgerlich von mir zu weisen. In dieser Aphorismensammlung kann ich zu einem rechten Aerger nicht kommen; denn kaum ist ein solcher aufgestiegen, lese ich weiter, und bin wieder versöhnt. So ärgere ich mich über den Ausspruch: „Nietzsche mit seiner Sonderung von der natürlichen Gemeinschaft der Menschen, mit seiner ‚Umwertung aller Werte‘ und seinem subjektivistischen Standpunkt ‚jenseits von gut und böse‘ ist ein naturnotwendiges Krankheitsprodukt dieser Aera der Dekadence — das Extrem (an und für sich etwas Krankhaftes) gebiert immer sein Extrem: in einer Zeit der Kollektivierung auf allen Gebieten des Lebens, d. h. der Negierung des Ichs, ist Nietzsche das potenzierte und rabiat gewordene Ich; in einer Zeit der Nivellierung der Individuen ist er der Fanatiker des zuchtlosen Individualismus, ein überreizter Idealanarchist.“ Man kann nicht leicht oberflächlicher über Nietzsche urteilen. Denn man könnte ebenso gut alles als krankhaft, rabiat hinstellen, wogegen sich Nietzsche auflehnt; und Nietzsche den einzig Gesunden nennen. Man findet sich für den Aerger, den dergleichen macht, entschädigt, wenn man Gedanken liest wie diesen: „Von oben her sind die leidigen Zustände in unserer Schule gewollt und diktiert worden. Denn die Klugen da oben — wer wüßte es nicht! — kennen kein eifrigeres Bestreben, als die Dummheit hier unten nach Kräften zu konservieren; dazu ist die philologische Methode mit etwas Theologie verquickt (vide Württemberg!) eben recht: mit den kunstvoll gedrehten Maschen ihres klassisch philologischen Fangnetzes hält sie die jugendlichen Köpfe umgarnt und umschnürt und läßt ihnen vor lauter Altertum gar nicht Zeit, sich modern, d. h. natürlich zu entwickeln. Die da oben sind oft genug pädagogische Fanatiker der Mittelmäßigkeit. Nicht eigenlebige Menschen wollen sie erziehen, wol aber herkömmlich gedrillte und willige Organe einer selbstsüchtigen Staatsraison. Am liebsten machten sie ganz Deutschland von Metz bis Memel zu einer großen, nicht allzu penibel gelüfteten Schulstube, dynastische Porträts und solche von Luther (resp. vom Papst) an den sonst kahlen

*) Von heute. Gedanken auf der Schwelle des Jahrhunderts. Von Ernst Ziel. Leipzig. St. Haessel.

Wänden. Ihr System ist erprobt und bis ins Kleinste hinein subtil erwogen und ausgearbeitet." Und wie viel Vergnügen macht nicht ein Satz wie dieser: „Schon die bloßen Namen unserer höheren humanistischen Schulen sind bezeichnend für den Geist, der in ihnen wohnt: nicht etwa Commenius-, Pestalozzi- oder Diesterweg-Gymnasien haben wir. Gott bewahre! wir haben Kaiser Wilhelms-, König Karls- und sogen. Prinz Heinrich-Gymnasien u. s. w. Ich schlage vor: die nächst zu erbauende Kaserne nennen wir ‚Lessing-Kaserne'". Leuchtet ein solcher Ausspruch nicht treffend in schlimme Krebsschäden unserer Zeit? Fällt einem da nicht ein, daß die Berliner technische Hochschule den neuen Titel Doktor-Ingenieur als Ersten einem Prinzen zu verleihen sich gedrängt fühlte? Möchte man da nicht auch den Vorschlag machen, daß Helmholz ein Reiterstandbild in voller kriegerischer Rüstung, mit dem Schwerte in der Rechten, errichtet würde. Warum wundern sich unsere Hochschullehrer, die also ihre Loyalität bezeugen, daß man ihre weniger loyalen Kollegen, wie den Dr. Arons, aus ihrer Mitte entfernt? An einer Fichte-Universität könnte man gegen Dr. Arons nichts einwenden; an einer Friedrich-Wilhelms-Universität macht ein Sozialdemokrat, sagen wir, einen ästhetisch schlechten Eindruck." „Deutschland wurde zweimal unter die Haube gebracht: unter die theokratische Schlaf- und unter die autokratische Pickelhaube" lautet ein andrer Satz Ernst Ziels.

Bei alledem zweifle ich nicht, daß Nietzsche auch Ernst Ziel unter die Kategorie der „Bildungsphilister" gereiht hätte. Denn erschütternde Meinungen, solche, die sich als Heilmittel großen Stiles gegen eingewurzelte Vorurteile ausnehmen, finden sich in dem Büchlein nicht. Aber wenn man dies behauptet, darf man nicht übersehen, daß Nietzsche den Ausdruck „Bildungsphilister" im Hinblick auf David Friedrich Strauß geprägt hat. Hätten wir nur recht viele „Bildungsphilister" solchen Schlages! Und hätten diejenigen, die es sind, nur auch unter allen Umständen den Freimut Ernst Ziels. Wie mancher denkt heute: „Die Bretter, mit denen in Deutschland heute die Vernunft der oberen Klassen vernagelt ist, heißen nationale Ueberhebung und Königlich preußische Unterwürfigkeit. Und die Nägel dazu? Bureaukratismus, Dogmatismus, Militarismus nebst einigen andern -ismus". Wie mancher fühlt: „Wenn der Herr Leutnant sein stolzestes Wort spricht, dann sagt er mit Betonung: „Ich diene!" Kann man bedientenhafter denken? Selbst Byzanz hätte ihn ausgespieen vor Uebelkeit. Aber dem heutigen Deutschland liegt er nicht schwer im Magen — durchaus nicht — ganz im Gegenteil!" Wie viele aber sprechen solches frei und offen aus. Hier ist einmal Einer. Wie viele werden sich in dem Büchlein recht porträttreu gezeichnet finden. Klopfet an eure Brust, die es Euch trifft. Ihr seid zahlreich. Hört: „Ein litterarischer Redakteur vom allerneuesten Schlage muß alle Litteraturchikanen, Litteraturparolen und Litteraturpraktiken — Gott wie vieles! — am Schnürchen haben — von der Litteratur braucht er nichts zu wissen." Oder: „Die Zahl der deutschen Fürsten ist seit 1866 erheblich kleiner geworden — nämlich auf den Thronen. — In manch einem illustrierten Preßorgan dagegen ist sie bedeutend gewachsen. Heute der junge Prinz von Reuß und seine „hohe" Braut, die blutjunge Prinzessin von Meiningen, im Bilde, morgen der von Lippe und die von Waldeck oder gar alle vier lieblichen Hoheiten in einer Nummer — interessant! gelt? Unsere allersubmissesten Herren Redakteure wissen eben genau, woher in dieser imperialistischen Zeit der Wind weht und wie sie die Abonnenten, gerade ihre Abonnenten einzubeuteln haben .... „Wind weht!" und „einbeuteln" ist gut gesagt! Diese Herren Redakteure sind die reinen Windbeutel geworden."

Rudolf Steiner.



Gedicht.

Von Miriam Eck.

Sieg.

Schwarze, wilde Nacht mitten im Tag. —
Ein greller Blitz! ein dröhnender Donnerschlag!
Und wütendes Stürmen.
Es ist als ob die heillos verworrene Welt,
Urplötzlich von unsichtbaren Händen zerschellt,
Sich wollt aufeinandertürmen.

Prasselnder Regen löscht nicht die tolle Wut,
Löscht nicht die heiße, schwüle Liebesglut
Entfesselter Elemente.
Wildem, jähem Weinen ist er wol gleich,
Weinen über die Welt, die, einst so reich,
Loht, als ob sie verbrennte.

Unheimlich ragen die sonst so heiteren Höhn,
Wie verkohlt stehn Bäume und Kirchen.
Ein furchtbar Weh'n
Droht sie zu stürzen.
Die Glocken läuten, sie wimmern leis und laut,
Und ein wirres Beten zur hohen Himmelsbraut
Fleht — die Marter zu kürzen.

Nie war Flehen vergebens zur hohen Himmelsbraut.
Es verklingen die Stürme — — — — —
Da sieht das Auge und schaut
Voll bebender Freude:
Ueber der kurz noch bangenden, argen Welt,
Einen Bogen gespannt am Himmelszelt
Wie von bunter, flimmernder Seide.

Das ist die Siegesfahne der schönsten Frau!
Licht ist ihr Kleid, Balsam ihr Wort, wie Tau
Und linderndes Lieben.
„Mutter des Lebens, Himmelskönigin, komm!
Scheuche die finstern Gewalten! — Ach, wie fromm
Will ich dich fürder lieben!"

Und es flieht, wie gejagt, wie gepeitscht voll Grauen
und Wanken,
Langsam, zerrissen und schwer, wie der Sünde Gedanken,
Die bedrohliche Schar.
Denn vom Westen her sendet sie mächtige Strahlen,
Steigt sie noch einmal empor, wie zu tausend und
tausend Malen —
Unsere Mutter, die Sonne —
Sieghaft und klar.

König Claudius.*)

Eine Studie von **Eugen Reichel.**

Es ist schon von Shakespeare-Kritikern alten Stils gelegentlich die Meinung ausgesprochen worden, daß in dem uns überlieferten „Hamlet“ König Claudius eigentlich interessanter sei als Hamlet selbst; und diese Meinung hat ihre Berechtigung. Denn während der von Bacon herausdestillierte Hamlet fast während des ganzen Stückes nicht viel mehr ist als ein untätiger, über sich selbst sich in Unklarheit befindender Schwätzer, der immer nur davon deklamiert, daß er doch allen Grund habe, den König umzubringen; zeigt sich Claudius als ein Mann, der genau weiß, was er will, der seinen ruchlosen Zielen ohne viel Nachdenken entgegengeht. — Mit einem Wort: in dem uns überlieferten „Hamlet“ ist Claudius die einzige handelnde (wenn auch vorwiegend kopflos handelnde) Persönlichkeit und deshalb auch die einzige Gestalt, für die wir uns (wenn ich so sagen darf) wahrhaft zu interessieren vermögen. Nicht der edle, aber schattenhafte Hamlet, sondern der Schurke Claudius beschäftigt uns am meisten.

Nun wird es aber meinen, durch mich sehend gemachten, Lesern ohne weiteres einleuchten, daß, wenn die Handlung des „Hamlet“, und mit ihr alle Motive, durch den „Bearbeiter“ von Grund aus zerstört wurden, auch Claudius unmöglich unangetastet geblieben sein kann. Auch dieser königliche Schurke muß notwendigerweise bei Shakespeare eine wesentlich andere Physiognomie gehabt haben; und es liegt für uns deshalb die dringendste Nötigung vor, die „prächtige Charakterschöpfung“ (Hermann Conrad), welche wir der Meisterhand Bacons verdanken, etwas genauer zu prüfen.

Der Umfang, den dieses Individual-Motiv auch in der „Bearbeitung“ behalten hat, macht uns diese Prüfung nicht ganz leicht; sie zwingt uns nämlich, nahezu das ganze Stück in allen seinen Einzelheiten daraufhin zu untersuchen, wie diese zu Claudius in Beziehung stehen. Um den Lesern die, für mich allerdings sehr schwer gewesene, Arbeit zu erleichtern, will ich sie auf dem kürzesten, übersichtlichsten Wege zu all den Charakter-Motiven hinführen, aus welchen die Gestalt des Claudius zusammengefügt ist.

Erster Akt.
Zweite Scene.

Claudius motiviert heuchlerisch die nach Außen hin anscheinend bekämpfte Trauer um den alten Hamlet und seine Heirat. Er führt das Fortinbras-Motiv ein; betont sein Wolwollen für Polonius, ersucht Hamlet, von seiner Trauer um den Vater abzustehen und in Helsingör zu bleiben.

Zweiter Akt.
Zweite Scene.

Claudius befiehlt den Höflingen, Rosenkranz und Güldenstern, auszuforschen, was der Grund der plötzlichen Gemütsumwandlung Hamlets sei. Er nimmt den Bericht Voltimands (Fortinbras-Motiv) entgegen, läßt sich von Polonius den angeblichen Grund für Hamlets „Verrücktheit“ erzählen und räumt dann Polonius, damit dieser seine Unterhaltung mit Hamlet führen kann, das Feld.

*) Ich verweise hier zugleich auf meine „Hamlet“-Artikel in den „Magazin“-Nummern 26, 30, 33, 35, 39/40 u. ff.

Dritter Akt.
Erste Scene.

Claudius ist noch immer in Unklarheit über Hamlet, belauscht alsdann mit Polonius das, zwischen Hamlet und Ophelia sich entwickelnde Gespräch — vermutet, ohne es auszusprechen, den wahren Grund der Gemütsumwandlung Hamlets und beschließt, Hamlet zur Tributeinziehung nach England zu senden (Zweck: Hamlet von sich zu entfernen und doch überwacht zu halten).

Dritter Akt.
Zweite Scene.

Claudius kann das Schauspiel nicht ertragen und entfernt sich vorzeitig aus dem Saal.

Dritter Akt.
Dritte Scene.

Claudius bekennt Rosenkranz und Güldenstern gegenüber, daß er sich vor Hamlet fürchtet („Wir müssen diese Furcht (?!) in Fesseln legen, die auf zu freien Füßen jetzo geht“) und befiehlt ihnen, sich schleunigst für die Verschickung Hamlets in Bereitschaft zu setzen. In dem späteren Monologe windet er sich dann im Gebet vor Gott und bittet, wie ein Christ gewisser Sorte, den Allmächtigen, ihm die Sünde, deren Früchte er genießt und weiter genießen will, zu vergeben.

Vierter Akt.
Erste Scene.

Claudius fragt die Königin über Hamlet aus und erfährt, daß dieser den Polonius getötet hat; er macht sich Vorwürfe darüber, daß er Hamlet nicht „eng eingesperrt“ habe halten lassen; ist sich klar darüber, daß „seine ganze Majestät und Kunst“ die Bluttat wird „vertreten und entschuld'gen“ müssen, und gedenkt so schnell wie möglich Vorkehrungen zu treffen, auf daß „der schlangenartige Leumund“ ihm keinen Schaden zufügen kann.

Vierter Akt.
Dritte Scene.

Claudius äußert sich zu seinem Gefolge darüber, daß er mit Hamlet, dem Mörder des Polonius, dem Liebling „der verworrenen Menge“, nicht „nach strengem Recht verfahren“ dürfe, und daß die schnelle Wegsendung Hamlets dem Volke so dargestellt werden müsse, als ob sie nur durch zwingendste Gründe veranlaßt und ein Schritt reiflicher Ueberlegung sei. — Dann erfolgt die Begegnung mit Hamlet, welchem er mitteilt, daß die Sorge für des Mörders eigne Sicherheit es nötig mache, daß er aus Dänemark entfernt werde. Hierauf verständigt Claudius die zwei Höflinge davon, daß sie noch „zur Nacht“ mit Hamlet an Bord gehen müßten und daß „alles versiegelt und geschehen“ wäre, was „die Sache heischt“. In einem Monologe spricht sich alsdann Claudius offen darüber aus, daß er von dem tributpflichtigen England die Beseitigung Hamlets erwarte.

Vierter Akt.
Fünfte Scene.

Nach dem Auftreten der Ophelia äußert sich Claudius zu Gertrud über die Situation: das Volk ergeht sich in Vermutungen über die Ursache der Ermordung

des Polonius — Laertes sei aus Frankreich zurückgekehrt und scheine „Ohrenbläsern“ gefährlichen Einfluß auf sich einzuräumen. Als dann Laertes mit einem Haufen Volkes herbeistürzt und erklärt, daß er „Rache vollauf“ für seinen Vater haben wolle, da weiß ihn Claudius zu beschwichtigen mit der Bitte, sich von seiner (des Königs) Unschuld zu überzeugen.

Vierter Akt.
Siebente Scene.

Claudius hat Laertes von seiner Unschuld überzeugt und begründet die Lässigkeit in der „Belangung dieser Taten“ dadurch, daß die Königin so sehr an ihm hänge und daß das Volk auf Seiten Hamlets stehe. Als nun Hamlet seine Wiederkehr anmeldet, weiß er Laertes dazu zu stimmen, mit Hamlet ein Wettgefecht auszuführen und diesen bei der Gelegenheit mit einem geschärften und an der Spitze vergifteten Rappier zu töten. Zum Ueberfluß vertraut er dem Laertes noch an, daß er einen Becher mit Gift bereit halten werde, so daß, wenn Hamlet schon dem Rappierstoß entgehen sollte, er doch an dem Gift verenden müßte.

Fünfter Akt.
Letzte Scene.

Sie bringt die Ausführung des Mordanschlages gegen Hamlet und den Tod des Claudius.

Wenn wir nun alle diese Motive des Individual-Motivs „Claudius“ überblicken, so fällt uns Einiges auf. Es ist nämlich seltsam, daß Claudius den Höflingen Rosenkranz und Güldenstern gegenüber von seiner „Furcht“ vor Hamlet spricht.*) Es ist noch seltsamer, daß dieser Claudius, der uns in den ersten Scenen als eine fest auf sich und seinem rücksichtslosen Egoismus ruhende Persönlichkeit entgegentritt, nach der Schauspiel-Aufführung so sehr zerknirscht wird und sich vor Gott im Staube windet; denn dadurch verliert diese Gestalt ihre einheitliche, dämonische Größe. Ein Claudius, der sich über die Leiche seines Bruders hinweg eine Krone raubt, die Wittwe des von ihm beseitigten Bruders heiratet, jedem Sturm auf sein Gewissen gewachsen ist und dann die Beseitigung Hamlets mit allem Nachdruck betreibt, bereut nichts — im Gegenteil: er wird seine größten Verbrechen noch vor sich und seinem Gott zu motivieren wissen. Nur in einem schwächlichen, tatscheuen Individuum können solche moralische Bedenken erwachen und sich bis zur Zerknirschung, zum Gewinsel vor Gott steigern. Ein Mann der Tat, der durch ein Verbrechen groß wurde und sehr gut weiß, daß es bei dem einen Verbrechen nicht bleiben kann, hat auch die Kraft, sich in seiner individuellen, wenn auch noch so verbrecherischen, Art bis ans Ende zu behaupten. Dieser Claudius ist also das Geschöpf eines in christlichen Moral-Anschauungen (gegen die als solche natürlich nichts von mir einzuwenden ist) befangenen Stümpers und darf unter keinen Umständen dem großen Menschen- und Seelenkenner Shakespeare auf die Rechnung gesetzt werden. Doch alle diese Seltsamkeiten möchten am Ende noch hingehen; wenn nur die geradezu belustigenden Auftritte mit Laertes nicht wären! Oder wirkt es nicht geradezu zwerchfellerschütternd, wenn die, hier zur albernsten Theaterpuppe gewordene, Majestät sich von Laertes nur immer so anbrüllen läßt, den kopflosen Wüterich zu beschwichtigen versucht und ihm „Reich, Krone, Leben zur Vergütung“ geben will, falls er ihn schuldig befinden sollte?*) Aber auch das ist noch nicht das Schlimmste! Dieses besteht vielmehr in der Art, wie Claudius den Laertes für die Ermordung Hamlets verwendet. Claudius überredet bekanntlich den ritterlichen Laertes dazu, meuchelmörderisch gegen Hamlet vorzugehen; und dieser läßt sich auch ohne weiteres dazu herbei, obwol er weiß, daß der König selbst davor zittert, Hand an Hamlet zu legen, weil dieser der Liebling des Volkes ist; und er sich daher sagen müßte, daß das Volk den niedrig stehenden Mörder Hamlets einfach lynchen würde. Nun mag das noch hingehen (um so mehr, als es hier nicht unsere Aufgabe ist, über den Laertes zu urteilen). Was aber sollen wir dazu sagen, daß der kluge Claudius sich ohne jeden zwingenden Grund in die Hand dieses jungen Brausekopfes gibt?! Man ließe sich den ganzen Vorgang noch zur Not gefallen, wenn Claudius das, was er umständlich mit Laertes verhandelt, für sich behielte; wenn er etwa so spekulierte: Ich darf Hamlet nicht zu nahe treten; aber hier ist ein tieferregter, junger Mann, dessen Vater von Hamlet ermordet worden ist, und der darüber so empört ist, daß er sogar gegen mich, den vermeintlichen Mörder, die Waffe erhoben hat. Wenn ich es nun dahin bringe, daß Laertes und Hamlet einen Wettkampf ausfechten (der allerdings unter den obwaltenden Verhältnissen, die uns auf der einen Seite den trauernden Laertes, auf der andern Seite den für wahnsinnig geltenden Hamlet zeigen, seltsam genug wäre), so wird es mir leicht fallen, dem hitzköpfigen Laertes, ohne daß er etwas ahnt, ein geschärftes und vergiftetes Rappier in die Hand zu spielen. Trifft er dann den Gegner, so wälze ich die Schuld auf ihn, der ja, wie er vor aller Welt gegen mich zu Felde zog, nun dem wirklichen Mörder seines Vaters nach dem Leben getrachtet haben dürfte. Ich veranlasse daraufhin seine Bestrafung (Hinrichtung), stehe unangefochten da und bin zugleich Hamlet los. — Auf diese Weise käme einerseits wenigstens ein bißchen Vernunft in den jetzt ganz abgeschmackten Vorgang; andrerseits stände Claudius nicht als ein gar zu dummer Teufel vor uns. So, wie er in dem uns überlieferten Stücke hier handelt, verleugnet er vollständig seinen Charakter, läßt er uns keine, auch noch so kümmerliche Spur seines ohne Zweifel großen Verstandes und schlauen Unternehmungsgeistes wahrnehmen; er ist hier einfach ein ungeschickter, seinen Vorteil, ja seine ganze Situation verkennender Tropf, der alle die Dummheiten nur begeht oder vielmehr begehen muß, weil der große „Dramatiker,“ dem er sein Dasein und die Menschheit „die größten Dramen, die der Welt je von einem Sterblichen geschenkt worden sind“ (Bormann), verdankt, die „Tragödie“ nicht anders zu Ende führen konnte als auf Kosten des Verstandes all seiner „handelnden Personen“.

Wenn wir aber sehen, wie sicher, mit wie festen, großen Strichen Claudius im Anfang der Handlung vor uns hingestellt wird, wie er, als ein Schurke großen Stils, dem „um eine Krone“ jedes Unrecht recht ist, vor uns steht; dann ahnen wir auch, wie dieser

*) Charakteristisch ist hier auch der Dilettantismus, daß Claudius „die Furcht, (this fear) die auf zu freiem Fuß umhergeht“ in Fesseln legen will, während er doch nur „die Gefahr“, die er fürchtet, in Fesseln legen kann, d. h. den gefährlichen Hamlet. Wir sehen hier wieder den Meister der Sprache am richtigen Ausdruck vorbeitreffen!

*) Ausführlicheres über diese belustigende Scene findet man in meiner „Shakespeare-Litteratur“ S. 328—331.

Claudius sich an einer weitausgreifenden politischen Handlung entwickelt haben wird. Nicht nur der edle Hamlet wird bei Shakespeare mit seinen großen Zwecken gewachsen sein, sondern auch der schurkische Claudius wird sich, in der Richtung seines Charakters, zu einem unheimlich-gefährlichen Gegner Hamlets ausgewachsen haben — und gerade in dieser gegenseitigen Steigerung ihrer gegeneinander arbeitenden Persönlichkeiten und Kräfte wird ein Hauptreiz der für uns leider vernichteten Tragödie des großen Meisters William Shakespeare bestanden haben. Aber weil die Revolution Hamlets von dem höchst loyalen, stets nur an seinen persönlichen Vorteil denkenden Bacon beseitigt wurde, so mußte natürlich auch der, seine Kräfte steigernde, Kampf des Claudius gegen Hamlet fortfallen; und damit sank die Persönlichkeit dieses grandiosen aber stets im Rahmen besonnener Menschlichkeit bleibenden Schurken zu puppenhafter Trivialität hinunter; und aus dem klugen, so fest verbarrikadierten Kronenräuber wurde ein Dummkopf, der mit einem Laertes paktiert! So haben wir denn auch in diesem Falle festzustellen, daß der freche „Bearbeiter" sich nicht entblödet hat, den großen Menschenschöpfer, dessen Werke er für seine elenden Zwecke verwertete und verstümmelte, zu „verbessern"; wofür ihm gebührender Weise die Bewunderung der Nachwelt, die bisher den harmlosen Tropf aus Stradford für „den größten und sprachgewaltigsten aller Dichter" (Bormann) gehalten hat, zu teil werden soll!



Die Meister der finnischen Litteratur.

Eine Studie von **Ernst Brausewetter**.

(Fortsetzung.)

Weitere hervorragende Autoren auf dem Gebiet des Romans und der Novelle sind Adolf Paul und Jakob Ahrenberg.

Adolf Paul ist nur bedingt zu den finnischen Autoren zu zählen. Er ist in Schweden geboren von Eltern gemischter Nationalität, aber in Finnland zum größten Teile erzogen und ausgebildet und hat eine Reihe Werke geschrieben, die in Finnland spielen und finnisches Leben und die Natur dieses Landes schildern, freilich mit der romantischen, phantastischen und mystischen Auffassung eines Schweden.

Später hat er viele Jahre in Deutschland gelebt und mehrere seiner Werke selbst in deutscher Sprache veröffentlicht.

Darum haben seine Werke auch etwas völlig Kosmopolitisches, sie könnten von einem Schweden, einem Franzosen, einem Deutschen geschrieben sein, Finnisches haben sie wenig.

Er ist einer der phantasiereichsten Dichter der Gegenwart und ein zersetzender Psychologe, der den Seelenmysterien in erster Reihe nachspürt, obwol ihm auch — namentlich in seinen Dramen — realistische Wirklichkeitsbilder und veranschaulichende Milieudarstellung gelingt. Aber in seiner Psychologie, wie in seiner Phantastik liegt ein gewisses übertreibendes Kokettieren. Man kann ihn nicht ganz von der Sucht nach Originalität freisprechen, er ist zu sichtlich bemüht: Neues, Ungewöhnliches, Farbenprächtiges, Geistreiches zu bieten. Daß es ihm gelingt, ist ja ein Beweis für seine Begabung. Charakteristisch ist in dieser Beziehung sein „Buch von einem Menschen," eine unglaublich selbstgefällige Selbstbespiegelung voll größter Originalitätssucht, oder seine Novelle „Ein Charlatan", in der ein falscher Mystiker und Symbolist enthüllt wird. Auch seine Schilderung der finnischen Einöde in seinem Buch „Eine Sage aus der Einöde" ist recht bezeichnend für ihn. Er, im Gegensatz zu allen anderen finnischen Dichtern, sieht in ihr nur die wunderbarsten Naturherrlichkeiten und nicht all die Not und das Elend, die sie verbreitet, und ihre Unwirtlichkeit.

Jakob Ahrenbergs Hauptbedeutung liegt nicht auf dem Gebiet der reinen dichterischen Kunst, sondern vielmehr dem der Kulturschilderung seines Heimatlandes. Er hat Novellen und Romane geschrieben, die sogar geschickt komponiert sind, freilich etwas im Stil der spannenden Handlungsromane; aber sie sind ihm eigentlich nur Mittel, seine Ideen zu verkünden und anschauliche Schilderungen seines Heimatlandes und des Lebens in demselben zu geben, alles im Lichte seiner persönlichen Auffassung. Er ist der ausgeprägteste Vertreter der reinen Tendenzdichtung in Finnland. Seine Werke enthalten zahlreiche theoretisierende Abhandlungen. So zeigt er in seinem Roman „Die Familie auf Haapokoski" und „Unser Landsmann", teils mit bitterer Ironie, teils im Lichte der Tragik, welche Gefahr für die vornehmen Familien Finnlands in dem Militärverhältnis ihrer Söhne zu Rußland liegt.

Ferner hat er in einigen Novellen durch tragische Lebensbilder die Schädlichkeit der Zweisprachigkeit des Landes zu erweisen gesucht, Angriffe gegen soziale Mißstände, namentlich in der Erzählung „Der Stockjunker", gerichtet, so gegen das Spekulantentum, das demoralisierend wirkt und durch die Wälderverwüstung das Land dem Frost und der Verödung öffnet, gegen den Bildungsdünkel, das Hinausstreben aus dem Bauernstande. Endlich bekämpft er in schroffer, wenig verständnisvoller und einseitiger Weise die Frauenemancipation, die ihm nur ein Konkurrenzkampf im Broterwerb ist, und er schildert die emancipierten Frauen als unwissende, arrogante, jeder Weiblichkeit bare Wesen. Auch soziale Reformen sucht er zu verfechten, fördert dabei aber keine neuen oder eigenartigen Anschauungen zu Tage. Mit den großen sozialen Ideen der Gegenwart scheint er nicht zu sympathisieren.

Seine Charakterdarstellung verrät Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe, und einige Figuren sind nicht ohne künstlerisches Gestaltungstalent geschaffen, in vereinzelten Fällen kann er sich zu einer gewissen Größe der Charakterisierungskunst emporschwingen, aber fast alle haben einen oder mehrere Züge, die der „Idee" zu Liebe hineinkonstruiert sind.

Neuerdings besitzt Finland auch eine Novellistin und eine Lyrikerin, die als hervorragendste weibliche Autorinnen hier erwähnt sein mögen. Helena Westermarck ist eine Meisterin auf dem Gebiet der kleinen Skizze. Sie gibt dem Leben abgelauschte Scenen und Bilder mit echter Wirklichkeitstreue, aber von feinem Stimmungshauch erfüllt. Bisweilen liegt ein leichter, zarter Humor über ihren Schilderungen, der sich auch bis zur satirischen Beleuchtung ihrer Gestalten verschärfen kann; doch spürt man immer bei ihr einen

Hauch der Seelensympathie mit ihnen. Andererseits vermag sie in gedrängter Form ganze tragische Menschenschicksale vorführen, mit gut beobachteten und bis auf kleine Charakterzüge durchgeführten Charakteren. Die Satire hat sie auch im Dienst der Problembehandlung gebraucht, wobei sie übrigens weniger Tiefe, als eine gewisse witzige Originalität offenbart. Ihre bedeutendste Schöpfung ist ihre letzte Arbeit, eine größere Erzählung „Sieg des Lebens", in der sie die Notwendigkeit für jeden Menschen, soviel es ihm möglich ist, Glück zu verbreiten und Liebe zu spenden, zu erweisen sucht. Die Charakteristik der Hauptfigur, einer alten Dame, ist meisterlich, mit feinbeobachteten Einzelzügen, aber es fehlt der Erzählung an einheitlicher Komposition und die Charakteristik der Nebenfiguren ist zu schemenhaft.

Die Lyrikerin Adele Weman (Pseudonym Parus Ater) ist eine Debutantin, die erst, außer einigen Skizzen, eine Gedichtsammlung veröffentlicht hat: „Dorfklänge" (1898), die so eigenartig sind, daß sie erwähnt zu werden verdienen. Es sind vorzugsweise Dorfscenen voll seltener Naturtreue, mit realistisch gemaltem Milieu und voll eines lustigen, strahlenden Humors, der die derben Scherze und die scharfe Satire in vielen abdämpft. Diese spottende Laune und in anderen jugendlich phantastische Jubelstimmung verdeckt ihren argen Skeptizismus, der an die Beständigkeit des Glücks, der Liebe, der Freude nicht glaubt, wie eine Reihe mit echtem Lebensleid endigender Scherz- und Jubel-Stimmungsgedichte beweisen.

Ihre Gedichte sind voll schöner, anschaulicher Naturschilderungen, in einer bilderreichen und selbst sprachliche Feinheiten enthaltenden Sprache geschrieben und verraten eine seltene Versgewandtheit.



Der neue Lehrer.

Novelle von Elsa Pleßner.

Motto:

Sie haben dich heiliger . . . . . .
Die mystische Zunge genannt
Und haben, die Wortgelehrten
Den Wert des Worts nicht erkannt.

Mystisch heißest du ihnen
Weil sie Närrisches bei dir denken
Und ihren unlauteren Wein
In deinem Namen verschenken.

Goethe.

Der würzige Frühlingswind spielte mit der bunten Fahne, die sie auf dem Giebel des Schulhauses angebracht hatten, ein neckisches Spiel und zerrte dabei unruhig an den Ranken des wilden Weines, die sich um die Quasten der Fahne verwickelt hatten. Aus allen Fenstern des einfachen Gebäudes, — dessen schönster Schmuck das reiche Laub des wilden Weines bildete, der in diesem Jahr seine kräftigen, jungen Schößlinge bis fast unter das Dach des Hauses entsendet hatte — schauten die jungen Bewohner nach dem jenseitigen Ufer des Sees aus, an dessen Gestade sich das Schulhaus der taubstummen Kinder erhob.

Endlich wurde auf der sonnbeglänzten Wasserfläche ein kleines Boot sichtbar, in welchem sich zwei Personen befanden. Die eine, die am Steuer saß und den Kurs gerade auf das Schulhaus zu hielt, war Hannes, der alte Diener des Hauses, der den neuen Vorstand von der Bahnstation einzuholen geschickt war. Der andere Insasse war der neue Lehrer, dessen kräftige Arme in taktmäßiger Bewegung die Ruder hoben und senkten. Zum Erstaunen des alten Hannes hatte der junge Mann unbekümmert um respektvolle Einwendungen und den Hinweis auf die große Hitze gleich beim Einsteigen in das Schulboot seinen Rock abgelegt und mit ruhiger Bestimmtheit Hannes an das Steuer verweisend, zu rudern begonnen.

Schweigend, ohne daß zwischen beiden ein Wort gewechselt wurde, hatten sie nahezu die Hälfte des Weges zurückgelegt, als plötzlich hinter einer Baumgruppe, die es bis dahin dem Blick des Ankommenden verborgen hatte, das Schulhaus von Neubergen sichtbar wurde.

Der Lehrer betrachtete es aufmerksamen Auges und fragte dann mit tiefer, ruhiger Stimme:

„Also da ist es?"

„Jawol, gnä Herr! Das, wo die Fahne hängt," erwiderte Hannes.

„Die haben Sie wol ausgesteckt?" sagte der Lehrer lächelnd.

„Freili, Freili!" meinte der Alte. „Das gehört sich schon so, wenn der neue Herr Lehrer kommt."

„Na — ich danke auch schön!"

Schweigend setzten sie die Fahrt fort. Die Augen des jungen Mannes schweiften ruhig prüfend in die Runde, während die taktmäßigen Ruderschläge das Boot dem Ziele immer näher brachten. Noch einmal wurde die tiefe Stille durch eine Frage unterbrochen, die der junge Lehrer an Hannes tat.

„Wie viele Kinder sind jetzt in Neubergen?"

„Eines ist im vorigen Monat gestorben, eines haben vergangene Woche die Eltern nach Hause genommen, jetzt sind es nur mehr achtzehn!"

„So . . . achtzehn!" . . . .

Kurze Zeit darauf legte das Boot in der Nähe des Bade- und Bootshauses an, das zu der Anstalt gehörte.

Als der neue Lehrer ans Land stieg, wurde er von dem gesamten Personal der Schule feierlich empfangen. Die Zöglinge bildeten im Thorweg Spalier, und auf der ersten Stufe der Treppe trat dem Ankömmling ein halbwüchsiges Mädchen entgegen, das ihm mit schüchternem Lächeln einen Blumenstrauß überreichte.

„Danke schön, mein liebes Kind," sprach der Lehrer mit freundlicher Stimme und, mit der Linken die Blumen in Empfang nehmend, strich er mit der Rechten sanft über die goldbraunen Haarwellen des Mädchens.

Dann wurde ihm das Personal vorgestellt, — die Wirtschafterin, der Gärtner, — und nach Erledigung der notwendigen Einführungsformalitäten konnte sich der junge Mann endlich in sein Zimmer zurückziehen.

Die Strahlen der Sonne trafen mit voller Kraft die herabgelassenen Rouleaux und ein gedämpftes, weißgelbes Licht erfüllte den nicht allzu großen, aber behaglichen Raum. Ein wenig ermüdet von der Hitze und der ungewohnten Ruderpartie in der glühenden Mittagsonne streckte sich der junge Mann auf das breite, schwarze Lederkanapee, das in altmodischer Bequemlichkeit eine ganze Wand des Zimmers einnahm und

schlief nach wenigen Minuten des Sinnens und der halbwachen Träume fest ein.

So war die Ankunft des neuen Lehrers.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Neubergen a. See, den 14. Mai 189.

Mein lieber Paul!

Du kannst Dir wol vorstellen, wie es mich gefreut hat, durch Deinen Brief, den ich bei meiner Ankunft hier vorfand, — in meinem neuen Wirkungskreis, wie man früher sagte — begrüßt zu werden. Also ich bin da. Die Gegend, der See, das Haus — alles ist wirklich schön. Aber es ist ein trübseliger Witz des Stifters gewesen, gerade hier eine Anstalt für nicht vollsinnige Geschöpfe zu errichten. Hier, wo man alle seine Kraft braucht und alle Sinnesorgane des Menschen in seiner vollsten Gesundheit nicht ausreichen, um genügend Eindrücke in sich aufzunehmen, wo man sich klein fühlt und sich trostlos fühlen könnte vor der Größe der Natur . . . hier sollen taubstumme Kinder aufwachsen!

Du wirst vielleicht schon bemerken, mein Lieber, daß ich nicht sonderlich viel Neigung für meinen Beruf mitgebracht habe, der mir eigentlich so fern liegt. Aber Dir brauche ich doch nichts vorzumachen und wenn ich Dir sage, es ist eine Brotstelle wie eine andere, so wirst Du nicht die Augen verdrehen und von „edler Aufgabe“ und „heiliger Menschenpflicht“ paraphrasieren.

Ich habe einmal studiert — will noch lange und viel weiterstudieren, und durch meine Bemühungen, die Menschenseele zu ergründen, in mir ein gewisses, pädagogisches Talent entdeckt — sozusagen als Nebenprodukt meiner Studien. Obwol ich kaum glaube, daß es stark genug ist, um vollsinnige Geschöpfe heranzubilden, kann ich dies Talent doch ohne jeden Skrupel im vorliegenden Fall zur Melkkuh machen, denn an halben Menschen, wie hier, ist nichts zu riskieren — falls ich doch nicht das Ideal eines Taubstummenlehrers vorstellen sollte. — — —

Ich habe also heute morgen im Schulzimmer eine erste, oberflächliche Prüfung vorgenommen, um über den Stand des Unterrichts klar zu werden und die Kinder kennen zu lernen. Es sind vierzehn Knaben im Alter zwischen fünf und dreizehn Jahren und vier Mädchen.

Aus den Aufnahmsakten habe ich ersehen, daß die Mehrzahl der Kinder taubstumm geboren und nur einige durch Krankheit und Unglücksfälle aus gesunden Kindern zu Krüppeln gemacht wurden. Und . . denke Dir! Es sind auch solche darunter, deren Eltern bereits taubstumm gewesen . . . . und sogar Zöglinge dieser Anstalt waren. Das klingt doch fast unglaublich!

Na — es muß auch so was geben!

Wann schickst Du mir die neuen Bücher? Es freut sich schon sehr darauf

Dein Robert.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Neubergen a. See, den 29. Mai.

Mein Lieber!

Die Bücher erhalten . . herzlichen Dank dafür. Ich komme jetzt aber nicht recht zum Lesen, denn es ist paradiesisches Wetter hier, und ich mache in den Freistunden ausgedehnte Spaziergänge. Ich kann mir vorstellen, wie Dich das erstaunen macht! Trotz meiner alten Feindschaft gegen alle zwecklose Herumlauferei hat es mich hier drangekriegt, und mich zum Spazierengehen gebracht. Zum erstenmal fühle ich mich längere Zeit im Gebirge wol, das ich sonst für mehr als zwei Tage nicht vertragen konnte. Ich kam mir wie gefangen vor, wenn ich jeden Tag dieselben Horizontlinien, dieselben Berge in unveränderlicher Masse, gleich Mauern — vor Augen hatte. Jetzt freut's mich, wenn ich morgens aufwache, daß der schroffe Königstein, der mir gerade ins Fenster guckt, solide und verläßlich seinen Platz behauptet, so heute, wie morgen. — —

Die Schule nimmt mich nicht allzu stark in Anspruch . . . ich habe also viele freie Stunden, in welchen ich mir selbst überlassen bin, wenn ich mich nicht mit dem Hauspersonal anfreunden will. Die Anstalt steht ganz einsam in einem großen Park und mit den umliegenden Ortschaften ist kein Verkehr, außer zu Schiff. Natürlich liege ich auch einen großen Teil des Tages auf dem Wasser und bade oder rudere. Jeden Sonntag Morgen fahre ich mit allen Zöglingen in einer großen Barke nach Fluring zur Kirche, wie es Anstaltsvorschrift ist.

Im großen und ganzen bin ich schon recht eingelebt hier und erfreue mich sogar auch einer gewissen, mißtrauischen Zuneigung von seiten meiner Schüler. Das ist mir nun durchaus nicht so gleichgültig, als ich anfangs versucht war, zu glauben. Im allgemeinen haben sie zwar alle — fast alle — einen stark ausgeprägten Zug von Bösartigkeit. Besonders die später taub gewordenen, die auch an ihrer Sprache Schaden litten und bei allem noch eine Erinnerung an Töne und Laute bewahrt haben, geraten oft in einen wilden Zorn, z. B. wenn sie sich verspottet glauben. Das ist dann ein furchtbarer Anblick, der starke Nerven erfordert. Dies unartikulierte Schreien — das krampfhafte Sprechenwollen — das ist einfach schauerlich — und von grotesker Komik zugleich!! Ich sollte doch schon daran gewöhnt sein — aber ich glaube kaum, daß ich je ganz darüber hinweg kommen werde. . . .

Gestern ertappte ich einen siebenjährigen Knaben im Garten, als er eben damit beschäftigt war, einer Eidechse die er in den Spelt eines abgehauenen Baumstammes geklemmt hatte, den Hinterfuß auszureißen. Er war damit schon beinahe zu Ende gekommen, als ich hinzutrat und mit einem großen Stein die gefolterte Eidechse zum Tode erlöste. Das Kind gab ich in scharfe Strafe.

Es ist nicht Empfindelei gewesen, die mich so handeln ließ — denn schließlich ist eine mißhandelte Eidechse noch kein Staatsverbrechen. Es war direkt nur Ekel über die kleinliche, niedrige Bosheit, die sich in dem Gesicht des Knaben aussprach, als er, über das zappelnde Tier gebeugt, mit hochgezogener Oberlippe lächelte. — —

Von solchen peinlichen Momenten erhole ich mich dann durch schöne lange Spaziergänge, in denen ich ganz geheilt und getröstet über diese traurigen Seiten meines jetzigen Berufs zurückkehre.

Schreibe bald

Deinem Robert.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Neubergen a. See, den 20. Juni.

Teuerster Paul!

Mein Vorgänger im Amt hat es über zwanzig Jahre ausgehalten! . . . Das begreife ich nicht! Ich bin jetzt etwas über vier Wochen hier, finde mein Amt zwar noch nicht entsetzlich, aber ich finde es nur mehr — — interimistisch. Das viele Spazierengehen, das einsame Micheinleben in die große, freie Gebirgswelt wandelt mich langsam, fast unmerklich um. Oft ertappe ich mich dabei, daß ich beim Nachhausekommen zu den

Kindern spreche, wie zu vollsinnigen, daß ich ganz daran vergesse, es ja nur mit Krüppeln zu tun zu haben.

Nach solchen vergeblichen Versuchen fühle ich mich immer so angewidert und zürne mir selbst, daß ich — durch die großartige Harmonie der mich umgebenden äußeren Natur dazu verleitet — mich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen kann, daß die Erhabene auch unvollkommene und mißratene Schöpfungen hervorbringt und daß gerade ich zum Hüter dieser Mangelhaftigkeit bestellt bin. In solchen Stunden wird es mir auch deutlich, wie mich, wenn ich mich mit meinen Zöglingen befasse, trotz allem die dumpfe unbewußte Erwartung erfüllt, daß alle diese Geschöpfe doch eines Tages — unbekannt wodurch — zu hören und zu sprechen beginnen würden, und es dünkt mich der einzige Zweck meines Hierseins, sie allgemach darauf vorzubereiten.

Dann aber drückt mich plötzlich die trostlose Erkenntnis nieder, daß ich frucht- und nutzlos meine beste Zeit an verlorene und nutzlose Wesen verschwende.

Und mein Vorgänger hat es über zwanzig Jahre aushalten können!! — —

Die Haushälterin hat mir erzählt, daß ihn die Liebe zu einem weiblichen Zögling an sein Amt fesselte, und daß das taubstumme Mädchen später seine Frau wurde. Kannst Du das verstehen? Ich nicht. Man hätte den Mann mit Gewalt hindern sollen! — — Nicht alle Taubstummen müssen unbedingt ebensolche Kinder haben — aber gerade das einzige Kind dieser Ehe ist von Geburt an taubstumm. Es ist die fünfzehnjährige Eva, die mir am Tage, als ich ankam, das Bouquet überreichte. — —

Hat der Mann nicht ein furchtbares, ein unmenschliches Verbrechen begangen, als er sein noch ungeborenes Fleisch und Blut zu den Krüppeln verstieß, indem er ihm eine solche Mutter gab? Und weshalb? Sie soll sehr schön gewesen sein! — Kann es denn ein schönes Weib geben, das nicht in erster Linie ein ganzer Mensch ist? — — Und das arme Kind! Ich muß viel an das so willkürlich beraubte Wesen denken! — Sie ist zwar der Schule schon entwachsen, aber sie lebt nach dem Wunsch ihres Vaters wie früher im Hause, ohne regulär als Zögling zu gelten. —

Deine Bücher begleiten mich oft auf den See, wenn ich erst weit hinausrudere und dann im Boot unter meinem aufgespannten Schirm lagernd — eine kühle, prächtige Siesta halte. Es ist viel in diesen Werken enthalten, was mich im Verein mit eigenen Gedanken, die durch die Umgebung angeregt werden — stark und mächtig umbildet.

Herzlich Dein Robert.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Neubergen a. See, den 29. Juni.

Liebster Freund!

Mir ist etwas Seltsames begegnet und ich kann mit all meinem Verstande dem letzten Grund meiner Erregung nicht beikommen. Da reichen meine gedanklichen Werkzeuge nicht aus — — oder wenn sie auch ausreichten — — mein Instinkt findet sich nicht zurecht. Es war nämlich so:

Wie gewöhnlich an jedem Nachmittag ging ich auch gestern aus dem kleinen, rückwärtigen Parkthor über die Wiese den Weg nach Seefelden zu. Mißlaunig, durch einen ärgerlichen Vorfall in der Schule verstimmt, wie ich war, schien mir der gerade Weg plötzlich zu einförmig und öde. Ich schlug einen kleinen Seitenpfad ein, und gelangte bei einer Biegung des Weges zu einer geräumigen Lichtung, die einen wundervollen Ausblick über den See und seine Ufer gestattet. — — Plötzlich wurde ich die kleine Eva gewahr, die, mir den Rücken zuwendend, anscheinend in eifriger Lektüre vornübergebeugt, auf einem Baumstumpf saß. Ich trat näher an sie heran — sie konnte mich natürlich nicht hören — und blickte ihr über die Schulter. Auf ihren Knieen lag ein aufgeschlagenes Skizzenbuch, in welches sie eben eine neue Zeichnung eintrug. Ich wandte mich nun so, daß ich ihr vor Augen kommen mußte. Als sie mich erblickte, blieb sie ruhig auf ihrem Platze und begrüßte mich nur durch ein ruhiges Neigen des Kopfes, das gar nichts Kindliches an sich hatte. Ich bedeutete ihr, daß ich die angefangene Zeichnung sehen wolle. Sie erhob ihre tiefgrauen Augen langsam zu den meinigen; und eine feine Röte stieg ihr in die Wangen als sie mir nach sekundenlangem Zögern das Buch reichte.

Du weißt doch, Paul, daß ich von Malerei etwas verstehe. Nicht wahr? — Das kann ich ohne Uebertreibung sagen. Also — ich habe das Skizzenbuch bis zum letzten Blatte durchgesehen und was ich fand — das waren ausgesprochene, unbestreitbare Talentproben, Landschafts- und Porträtstudien, mit Kraft erfaßt, sicher und mit wenigen Strichen hingeworfen. Und das alles hatte ein kaum fünfzehnjähriges Mädchen geschaffen — ein taubstummes Kind!! —

Ich weiß ja, daß in der Regel der fehlende fünfte Sinn durch besondere Schärfe der übrigen vier ersetzt zu werden pflegt. Aber trotzdem läßt mich die Frage nicht zur Ruhe kommen — ob es möglich sei, daß ein unvollständiges Wesen, das unter dem menschlichen Normalmaß steht, zugleich auf der höchsten Stufe menschlichen Ranges und Wertes, — ein erbärmlicher Krüppel und zugleich — ein Künstler sein kann. Wie denkst du darüber?

Dein Robert.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Neubergen a. See, den 4. Juli.

Lieber Paul!

Ich habe die Haushälterin befragt und sie erzählte mir, daß der alte Professor, — Evas Vater — ihr bis zu seinem Tode hat Malunterricht erteilen lassen, und daß er auf Evas Talent bedeutende Hoffnungen gesetzt habe. Was für Hoffnungen konnte der alte Mann hegen? — —

Eva sitzt jeden Nachmittag auf der Wiese, um ein Aquarell zu beenden, das sie vor kurzem begonnen hat. Ich gehe öfter hin um zu sehen, welche Fortschritte die Arbeit macht. Wenn ich von rückwärts komme, bemerkt sie natürlich nichts. Aber wenn sie mich auch sieht, läßt sie sich nicht stören; und ich kann nie merken, ob meine Gegenwart sie irgendwie beeinflußt. Gewöhnlich mache ich in der Nähe ihres Sitzes halt, lege mich ins Gras und lese in einem von Deinen schönen Büchern. Es steigen mir aber zahllose Gedanken auf; und ich kann zu keiner inneren Ruhe kommen. Hier vor mir sitzt ein Problem — und ich soll aus Büchern schöpfen? Welch eine Seele lebt in diesem Geschöpf — welch eine Gedanken- und Gefühlswelt? Stundenlang harre ich neben ihr aus in unaufhörlichem Grübeln und erharre von irgendwoher eine Antwort auf diese Fragen, während sie ruhig bei ihrer Arbeit sitzt und nur von Zeit zu Zeit nach mir blickt — aber ganz gleichgültig — wie mechanisch.

(Fortsetzung folgt).



Theater.

Jugend von heute.

Eine deutsche Komödie von Otto Ernst. Aufgeführt im Königlichen Schauspielhaus.

Aus mehreren Orten wurde ein bedeutender Erfolg dieser Komödie gemeldet. Auch hier im königlichen Schauspielhaus hat sie einen solchen erzielt. Otto Ernst ist der Stimmung des weitaus größten Teiles des Theaterpublikums in bedenklicher Weise entgegengekommen. Was könnte es auch für dieses Publikum Einleuchtenderes geben, als daß sein Denken, Empfinden und Wollen vortrefflich, einzig und allein gesellschafterhaltend sei; und daß nur lächerliche, alberne Geistesgigerln an der soliden Gesinnung echten Bürgertums etwas tadelnswert finden können. Einer derartig soliden bürgerlichen Familie gehört der junge Arzt Hermann Kröger an. Sein Vater ist ein Philister von demjenigen Typus, wie man ihn in Beamtenstellungen oft findet. Diese Leute sind ihrem Geiste nach so „normal“, daß sie nur wenig brauchen, und sie haben die Grenze überschritten, wo der Schwachsinn beginnt. Haben sie diese Grenze überschritten, dann werden sie pensioniert. Die Mutter ist entsprechend. Sie liebt ihre Kinder, wie „gute“ Frauen ihre Kinder lieben; und sie sorgt für die Mahlzeiten. Hermann Kröger ist ein tüchtiger Arzt geworden; er hat sogar bereits die Entdeckung seines „Bacillus“ weg. Sein jüngerer Bruder ist noch Gymnasiast. Er will eine „Individualität“ sein. Von dem Wege, auf dem er sie zu werden sich bestrebt, erfahren wir, daß er in Bummeln und Zechen besteht, denn die, welche „ochsen“, das sind für ihn die „Vielzuvielen“, die Durchschnittsmenschen. Hermann Kröger hat während seiner Studienzeit ein rechtes Nietzsche-Gigerl kennen gelernt, den nur sich auslebenden Erich. Diese Sorte alberner Menschen giebt es nicht bloß innerhalb der „Jugend von heute“. Es sind die Leute, die nichts zu tun haben; nichts kennen und nichts lernen wollen; eigentlich ein ganz inferiores Gelichter. Sie greifen irgend welche philosophische Phrasen auf, die ihnen an sich ganz gleichgültig sind, die aber ihren hohlen Schädel als einen von tiefer Erkenntnis erfüllten erscheinen lassen sollen. Unter den Leuten, die ihnen im Leben begegnen, sind nun auch solche, die ihnen auf den Leim gehen. Hermann Kröger geht dem Erich auf den Leim. Er ist in Gefahr, von einem Geisteslumpen sich zum Übermenschentum bekehren zu lassen. Er wird aber zur rechten Zeit geheilt und läuft in den Hafen einer rechten braven Ehe ein. In den letzten Jahren hat das Wort „Komödie“ eine neue Bedeutung erhalten. Bei Otto Ernst ist ihre gute alte wieder hergestellt. Was sonst in dem Stück vorgeht, dient der Haupttendenz: das „solide“ Philisterium ist eine prachtvolle Weltanschauung im Vergleich zu dem mit Nietzsche- und Stirnerschen Phrasen sich drapierenden Narrentum eines Teiles der modernen Jugend. Zwar ist an dieser Tendenz nicht viel. Sie ist banal. Aber es liegt kein Grund vor, die „Komödie“ um dieser Tendenz willen zu tadeln. Doch müßte die dramatische Durchführung den trivialen Inhalt in eine bessere Sphäre heben. Der Stil ist hier um nichts besser als derjenige von „Krieg im Frieden“, „Raub der Sabinerinnen“ 2c. ist. Die Charakteristik ist von jener verletzenden Art, die uns die Farben, durch die wir die Eigentümlichkeiten der Personen verstehen sollen, in dicken Klexen hinmalt; die Vorgänge folgen sich, als wenn es so etwas, wie eine Logik der Tatsachen nicht gäbe. Es ist zwar richtig, daß wir diese im Lustspiel auch entbehren können; aber dann gibt es nur ein Mittel, das Unmögliche für unsere Phantasie in ein augenblicklich genießbares umzuwandeln: den Witz. Er hat bei Abfassung der Komödie dem Dichter nicht zur Seite gestanden.

* * *

Die drei Töchter des Herrn Dupont.

Schauspiel in vier Aufzügen von Eugène Brieux. Aufgeführt im Lessing-Theater.

Was ursprünglich Geist hat, zeigt diesen auch in einer mehr oder weniger verstümmelten Nachbildung. Die etwas „freie“ Übersetzung dieses Schauspiels beweist das. Ein soziales Schauspiel ist es, im besten Sinne des Wortes; voll innerer Wahrheit. Herr Dupont hat drei Töchter. Die älteste ist früh verführt, dann ins Leben hinausgeworfen worden; nun lebt sie wie diejenigen, die ein lebender Beweis gegen den nationalökonomischen Grundsatz zu sein scheinen, daß nur „Arbeit“ einen wirklichen „Wert“ darstellt. Die zweite Tochter ist auf den Pfaden der Tugend geblieben. Sie arbeitet sich freudlos in das Stadium der „alten Jungfer“ hinein. Die dritte wird früh verschachert an einen ungeliebten Mann und bald zu der Erkenntnis getrieben, daß sie es machen muß wie unzählige Ehefrauen: ein bürgerlich korrektes Eheleben führen, und sich nebenbei vergnügen, wie sie es kann. Mit strenger, festgefügter Logik wird das Ergebnis aus den sozialen Voraussetzungen, aus den Charaktereigenschaften der Personen entwickelt. Ein künstlerisches Prachtstück ist dieser Herr Dupont. Alles wird anders, als er es gewollt hat; er hält sich aber immer für den schlauen Diplomaten. In ihm stellt sich der rechte Geist des Philistertums dar, die Gabe, das Verkehrteste, das Dümmste für das Richtige, Wünschenswerte zu halten. Die Verlogenheit im Gewande der Biederkeit, das Unmoralische im Kleide des Moralisch-Korrekten. Ein echter dramatischer Satiriker hat diesen Druckereibesitzer gezeichnet.

* * *

Der Athlet.

Schauspiel in drei Aufzügen von Hermann Bahr. Aufgeführt im Lessing-Theater.

Von Hermann Bahrs theatralischen Versuchen ist dieser der beste. Was Rechtes ist er allerdings trotzdem nicht. Ein österreichischer Baron ist, wie man sagt, aus der Art geschlagen. Er hat so seine eigenen Ideen und Grundsätze. Es heißt das nicht viel anderes, als daß er gegenüber den sonstigen Mitgliedern seiner aristokratischen Verwandtschaft relativ vernünftig ist. Deshalb gilt er diesen andern als Sonderling. Er hat sich verheiratet, nicht aus leidenschaftlicher Liebe zu seiner Frau, sondern — nun, weil er sich verheiratet hat. Das ist in dem ganzen „Athlet“ das Charakteristische, daß man auf jedes „Warum“ ohne „Darum“ bleibt. Der Mann arbeitet mit der Frau fleißig zusammen. Die gemeinsamen Pflichten machten sie einander schätzenswert. Sie ist das, was man eine ganz tadellose Frau nennt. Aber sie betrügt doch ihren Mann. Warum?

Ja, weil es eben Bahr so gefällt. Der Mann erfährt die Sache. Er ist zuerst zerknirscht. Er will sich mit dem Verführer schlagen. Sein Bruder soll die Sache einleiten. Als dieser kommt, tritt dem guten Mann die Lächerlichkeit der Gesinnung vor Augen, auf der bei seinen Verwandten in solchen Fällen das Duell beruht. Er gibt es auf, sich zu duellieren. Er kann der Frau zwar nicht verzeihen; aber er wird sich mit ihr weiter den gemeinsamen Pflichten widmen.

Das Ganze ist eine Sammlung dramatisierter Aperçus, die Bahr über das Leben gemacht hat. Unzusammenhängend, unmotiviert, launisch, bahrisch. Dieser Mann hat eine ganz hervorstechende Geisteseigentümlichkeit. Man kann sie an seinen kritischen Ausführungen ganz besonders studieren. Er hat eine selbst erfundene Erkenntnislehre. Bekanntlich kann man viel nachdenken, wodurch etwas wahr ist, das man als wahr behauptet. Der eine führt da dies, der andere jenes an. Bahr hat immer nur einen Grund, warum er etwas behauptet. Das ist der, daß es ihm eben eingefallen ist.

Rudolf Steiner.

Chronik.

Bewohner von Molmerswende, dem abseits der großen Landstraße im Harz gelegenen Geburtsdorfe des Dichters Gottfried August Bürger haben schon seit Jahren an der Verwirklichung des Planes gearbeitet, ihrem berühmten Landsmanne ein wenn auch nur bescheidenes Denkmal zu setzen. Aber ohne Verbindungen mit der litterarischen Welt, nur auf ihre eigene Kraft angewiesen, konnten sie sich der Erfüllung ihres berechtigten Wunsches nicht erfreuen. Deshalb haben unter dem Protektorate Sr. Excellenz des Herrn Grafen von der Asseburg die Mitglieder der Litterarischen Gesellschaft zu Sangerhausen die Aufgabe übernommen, weitere Kreise für die Idee zu interessieren und vom Minister des Innern die Genehmigung erwirkt, zur Einsendung von Beiträgen für den erwähnten Zweck Aufrufe zu erlassen und die eingehenden Spenden entgegenzunehmen.

Gerade jetzt, da 150 Jahre seit der Geburt Bürgers verflossen sind, scheint der Zeitpunkt gekommen, alle Verehrer des Vaters der deutschen Ballade, des Gründers einer neuen deutschen Lyrik, um ein Scherflein zu bitten für einen einfachen Denkstein. Wenn auch als Mensch nicht ohne Fehler, so hat es doch Bürger als Poet, dem wir „Lenore“ und „Das Lied vom braven Mann“ verdanken, gewiß verdient, daß seine Geburtsstätte nicht ganz ohne ein Zeichen des Dankes und der Erinnerung bleibe, und die wackeren Bewohner des kleinen Harzortes, die ihrer Heimat reichbegabten Sohn ehren wollen, dürfen wol darauf rechnen, daß ihnen die Unterstützung der Berufenen nicht fehle.

Die Beiträge können an Bankdirektor U. Schmidt, Sangerhausen, Georgenpromenade, gesendet werden. Die Einsendungen mag man mit der Bemerkung „Für das Molmerswender Bürger-Denkmal“ versehen.

Exemplare dieses Aufrufs und jegliche Auskünfte sind von dem Schriftführer, Gnau, in Sangerhausen, zu erhalten.

Quittung über die Eingänge erfolgt sofort, Bericht über die Verwendung der ganzen Summe nach Abschluß der Sammlung.

Der Aufruf hat leider bisher noch nicht vollen Erfolg gehabt, obwohl manche schöne Opferwilligkeit sich gezeigt hat.

Die zur Zeit vorhandenen Mittel betragen rund 1000 Mark. Das Werk soll kein prunkvolles, doch aber auch ein würdiges werden. Nach den bisher eingezogenen Entwürfen und Kostenanschlägen werden die Kosten etwa 3—4000 Mark ausmachen

* * *

Der Bressa-Preis. Ueber den großen „Bressa-Preis“, welcher am 7. Januar durch Beschluß der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Turin Herrn Professor Ernst Haeckel verliehen wurde, erfahren wir nachträglich folgendes Nähere: Der Preis (— im Betrage von zehntausend Franken —) ist von Dr. Caesar Alexander Bressa in Turin im Jahre 1876 gestiftet worden und wird alle vier Jahre verliehen, abwechselnd an italienische und an auswärtige Gelehrte. Der Wortlaut des bezüglichen Statuts besagt: „Dieser Preis wird bestimmt sein, den Gelehrten oder Erfinder beliebiger Nationalität zu belohnen, der im Laufe des Quadrienniums 1895—98, nach dem Urteile der Akademie der Wissenschaften in Turin, die wichtigste und nützlichste Erfindung gemacht, oder das gediegendste Werk veröffentlicht haben wird auf dem Gebiete der physikalischen und experimentalen Wissenschaften, der Naturgeschichte, der reinen und angewandten Mathematik, der Chemie, der Physiologie und Pathologie, ohne die Geologie, die Geschichte, die Geographie und die Statistik auszuschließen. — Das Werk soll gedruckt sein; man nimmt Handschriften nicht an. — Die Akademie giebt den Preis dem Forscher, welchen sie für den Würdigsten hält, wenn er sich auch nicht beworben hat.“ — In dem vorletzten Konkurse wurde der Preis (1892) an den berühmten, leider zu früh verstorbenen Professor Heinrich Hertz in Bonn erteilt, für seine epochemachenden Entdeckungen über Elektricität. Das Werk von Professor Haeckel, welchem diesmal der Preis zufiel, ist nicht (— wie irrtümlich in einigen Zeitungen stand —) dessen jüngst erschienenes philosophisches Buch über die „Welträtsel“, sondern das dreibändige (in den Jahren 1894—96 erschienene) Werk über die „Systematische Phylogenie; Entwurf eines natürlichen Systems der Organismen auf Grund ihrer Stammesgeschichte“. Haeckel hat in diesem Werk alle die Untersuchungen über die natürliche Entwickelung der organischen Welt systematisch geordnet und zusammengefaßt, mit welchen er seit vierzig Jahren — seit dem Erscheinen von Darwins Hauptwerk über die „Entstehung der Arten“ — ununterbrochen beschäftigt gewesen ist. Einen kurzen populären Auszug derselben hatte er schon 1868 in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ gegeben, von welcher 1898 die neunte Auflage erschien.

* * *

Gegen die Lex Heinze“.

Es war eine imposante Kundgebung der Berliner Kunst- und Litteraturwelt, die wir am 4. März erlebten. Gustav Eberlein, Hermann Nissen, Hermann Sudermann erhoben kräftig Einspruch gegen den unerhörten Gesetzentwurf, der, zur Wirklichkeit geworden und im Sinne ihrer Urheber gehandhabt, jede Entfaltung des Geisteslebens im modernen Sinne einfach unmöglich machen würde. Was alles unmöglich würde, dafür fanden die Sprecher scharfe, ironische, aber durchaus zutreffende Worte. Es ist ja kein Zweifel — wieder einmal stehen in widrigster Art: Finsternis gegen Licht, Autorität gegen Geistesfreiheit, Unvernunft gegen Vernunft. Die deutschen Geister sind keine politischen Raisonaire. Sudermann hat es scharf betont. Jahrelang saßen sie ruhig, allem politischen Getriebe abgewandt, in ihren Ateliers, in ihren Schreibstuben. Die Vertreter mittelalterlicher Institutionen haben heute die Unpolitischsten zu regsamen politischen Agitatoren gemacht. „Nehmen wir an, daß das Gesetz einmal geschaffen ist“ sagte Sudermann. „Wie würden sich die Dinge ausnehmen. Große dramatische Ahnengalerien würden auf der Bühne erscheinen. Wie viele Fürstenhäuser giebt es in Deutschland! Alle ihre Ahnen würden auf den Brettern zu unserer Bewunderung vorüberziehen. In einen Nebel von Vorurteil will man unsere Kunst einhüllen, damit die Wahrheit verborgen bleibe. Denn die, welche dieses Gesetz machen, wollen nicht die Wahrheit. Sie wollen ihre jahrhunderte alten Vorurteile. —

Es ist nicht genug mit diesem einen Proteste. Er muß sich wiederholen. Denn so wahr es ist, daß auf die Dauer der Unsinn nicht die Wahrheit auf der Welt vertreiben kann, so wahr ist es, daß die Unvernunft für lange Zeiten siegen kann. Aber auch das können wir nicht vertragen. Das Leben ist zu kurz. Wir haben keine Zeit für das Spiel täppischer Hände, die uns das Licht verhüllen wollen. —

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

Ludwig Fulda: Schlaraffenland. Märchenschwank in drei Aufzügen. Stuttgart.

Arnold Hagenauer: Muspilli. Roman. Linz. Wien. Leipzig. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Philipp Langmann: Gertrud Antleß. Drama in drei Akten. Stuttgart.

Karl L. Leimbach, Lic. theol. Dr. phil.! Kgl. Provinzialschulrat in Breslau: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Achter Band. 1., 2. u. 3. Lieferung.

Langage humain: Projet. Berne. Librairie Schmid & Francke.

Dr **Th. Achelis**: Moritz Lazarus. Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. XIV. Serie, Heft 333. Die Schrift versucht in allgemein verständlicher Darstellung eine Charakteristik des bedeutenden Denkers, der im vorigen Jahre das seltene Fest seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums feiern durfte, und seiner Weltanschauung zu entwerfen. Maßgebend war dabei, zunächst die hervorragenda Wichtigkeit der von Lazarus im Verein mit seinem Gesinnungsgenossen Steinthal begründeten Völkerpsychologie zu betonen, welche die fruchtbarsten Keime für unsere kulturgeschichtliche, psychologische und ethnologische Anschauung enthält. Dazu trat dann die Betrachtung ethischer Probleme, wie sie geradezu zum Teil als brennend für uns bezeichnet werden müssen; es galt besonders gegenüber einer verhängnisvollen Ueberschätzung des bloßen Wissens in dem landläufigen Begriff der Bildung die sittliche Grundlage und Bestimmung dieses Momentes nachdrücklich zu betonen. Endlich vollendet sich diese Skizze in der Erörterung des Zusammenhanges zwischen Ethik und Aesthetik; ganz besonders galt es, das Wesen des Humors einheitlich zu entwickeln. Um dem Leser überall auch ein selbständiges Urtheil zu ermöglichen, hat es sich der Verfasser angelegen sein lassen, in seiner Ausführung sich öfter auf die Darstellung von Lazarus selbst zu beziehen; auch gewann dadurch die Behandlung an unmittelbarer Anschaulichkeit. So darf das Thema wol auf ein vielseitiges Interesse in den Kreisen aller derer hoffen, welchen es um wahre Aufklärung und sittliche Vertiefung zu tun ist.



Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Erik Pfeffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.



Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 17. März 1900. Nr. 11.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Das tausendjährige Reich.

Drama in vier Aufzügen von Max Halbe.

Halbes Liebesdrama „Jugend" muß auf denjenigen einen peinlichen Eindruck machen, der einen ausgesprochenen Sinn hat für das Gesetzmäßige in allen Vorgängen. Denn ein Schwachsinniger besorgt den Weitergang der fortwährend stockenden Handlung; derselbe Schwachsinnige führt den Konflikt und die Katastrophe herbei. Gesetz- und Regellosigkeit, der Zufall herrscht; nicht die Gesetzmäßigkeit, die der menschliche Geist in allen Dingen immerfort sucht. Wie es scheint, hängt die große Frage nach der Bedeutung des Zufalls in der Welt mit Halbes ganzem Denken zusammen. Denn in seinem neuesten Drama ist es wieder der Zufall, auf den das dramatische Geschehen gebaut ist. Diesmal kann aber auch der energischeste Anhänger der Notwendigkeits-Idee gegen das Zufallsmotiv, als treibende tragische Macht, nichts einwenden. Denn Halbe hat den rechten Punkt im menschlichen Geist aufgefunden, wo sich das Anschauen der „ewigen ehernen Gesetze" und das Walten des blindesten Zufalls die Hände reichen zu jenem verhängnisvollen Bunde, der die tiefsten Seelenkonflikte hervorruft. „Die Entwickelung der ganzen Welt ist ein einheitlicher mechanischer Prozeß, in dem wir nirgends Ziel und Zweck entdecken können; was wir im organischen Leben so nennen, ist eine besondere Folge der biologischen Verhältnisse; weder in der Entwickelung der Weltkörper, noch in derjenigen unserer organischen Erdrinde ist ein leitender Zweck nachzuweisen; hier ist alles Zufall!" Diese Worte stehen in dem Buche, in dem der größte Naturforscher der Gegenwart seine Weltanschauung zusammengefaßt hat, in Ernst Haeckels „Welträtsel" (Bonn, 1899, Emil Strauß). Der menschliche Geist hat Jahrtausendelang nach dem „leitenden Zweck" gesucht. Die naturwissenschaftliche Ansicht der Gegenwart setzt die mechanische Notwendigkeit dahin, wo dieser Geist die weise Leitung vermutet hat. Der gesunde, freie Geist wird gerade in dieser „Lösung des Welträtsels" seine schönste Befriedigung finden. In dem schwachen Geiste wird aber der Zusammenprall des Glaubens an die „weise Weltregierung" mit der gefühllosen mechanischen Naturordnung die verhängnisvollsten tragischen Seelenkonflikte auslösen. Wohl denen, deren gläubig-frommer Sinn nicht beirrt wird durch diesen Zusammenprall mit der Wirklichkeit. Ihr Denken reicht zwar nicht in jene Regionen, in denen sich Goethe so wol fühlte, wenn er die ewige, eherne Konsequenz der Natur wahrnahm; aber sie sind doch glücklich. Ihre Seele erlebt ein idyllisches Schicksal. Halbes Schmiedemeister in Marienwalde ist ein solches Schicksal nicht gegönnt. Er ist eine von den Naturen, die in allen Dingen einen tieferen Sinn erkennen wollen, und die sich für auserlesene Geister, für Heils-Verkünder halten, weil sie glauben, daß gerade ihnen die Gabe geschenkt sei, den tieferen Sinn der Welt zu deuten. Zur Steigerung der inneren Tragik einer solchen Seele gehört, daß gewisse Vorstellungskreise hart an die Grenze getrieben werden, wo der Arzt von Wahnvorstellungen zu sprechen beginnt. Es fehlen in der Struktur des Geistes diejenigen Kräfte, die solche Vorstellungen in Harmonie versetzen mit den übrigen Ele-

menten des Geisteslebens. Mit einer Geisteskonstitution, wie sie hier charakterisiert ist, wird man, wenn man in die Lehren des Johannes sich vertieft, und von dem Gedanken an ein tausendjähriges Reich des Heils sich erfüllt, ein Mann wie der Schmiedemeister Drewss in Halbes Drama; wenn man seine Geistesrichtung aus dem griechischen Geistesleben und aus der Philosophie Schopenhauers herleitet, ein — Friedrich Nietzsche. In jenem Falle erklärt man, man sei berufen, die Menschen dem wieder erstehenden Heiland zuzuführen; in diesem macht man sich zum Verkünder der dionysischen Lehre von der „ewigen Wiederkunft aller Dinge."

Einen tragischen Charakter von solcher Art hat Max Halbe geschaffen. Zwei Welten stoßen an einander. Die der äußeren Vorgänge, und die Spiegelung dieser Vorgänge in Drewss Kopfe. Ein Schmiedemeister heiratet eine Frau, die des Gutsherrn Geliebte war. Er hat sie im Verdacht, daß sie es auch nach der Verheiratung geblieben ist. Ein Zufall hat ihn anno dreizehn im Kriege mit dem Gutsherrn an einen Ort zusammengeführt, wo er hätte leicht Rache nehmen können. Sie waren beide allein auf Vorposten. Er hat zum Schuß angelegt. Ein Zufall fügt es, daß ihn in diesem Augenblicke selbst eine feindliche Kugel trifft. Drewss sieht nicht einen Zufall, sondern eine weise Fügung. Der Herr hat ihm ein Zeichen gegeben, daß er zu Großem auserwählt sei. Ein weiterer Zufall fügt es, daß sein Kind stirbt. Für Drewss ist das wieder ein Fingerzeig Gottes. Dieser hat damit gezeigt, daß es sich um ein Sündenkind handelt, gezeugt von dem Gutsherrn im ehebrecherischen Bett. Drewss fühlt sich als Prophet. Er versammelt Anhänger um sich, die er dem wieder erstehenden Heiland zuführen will. Und nun ist für ihn nichts mehr da als der krankhafte Gedanke an seine Mission. Sein Charakter gewinnt die Prägung, die der Zarathustra-Sänger mit den Worten bezeichnet: „Werdet hart". Sein Weib geht neben ihm elend zu Grunde. Der Glaube ihres Mannes, daß sie die Ehe gebrochen, und alles, was sich an diesen Glauben knüpft, treibt sie zum Selbstmorde. Vollends zerstören kann in Drewss Seele alles aber nur dasjenige Element, das alles aufgebaut hat: der Zufall. Ein Blitz schlägt in seine Schmiede ein und zerstört ihm Hab' und Gut. Der Schmiedemeister verliert allen Halt. Die Seelenpein, die sich seiner bemächtigt, besänftigt er, nach den beiden schrecklichen Ereignissen, dem Selbstmord der Frau und dem Blitzschlag, kurze Stunden durch — Schnaps; und dann folgt der Irrsinnige seiner Gattin freiwillig in den Tod.

Die scharfe Logik in der Seelentragik des Schmiedemeisters springt in die Augen. Man hat die folgerichtige Entfaltung einer Geistesdispisition vor sich. Dieselbe Anlage, die das hervorbringt, was man als religiösen Wahnsinn bezeichnen kann, die intensive Hinneigung zu gewissen einseitigen Ideen und die Stumpfheit gegenüber allen anderen Gedanken und Gefühlen, die mit jenen sich organisch zusammenschließen sollten — diese Anlage führt zuletzt zur Haltlosigkeit. Halbes Schmiedemeister ist nämlich durchaus keine von den großen Naturen, die ein harmonisches Geistesnaturell in die Dienste einer Idee zu stellen haben, und die deshalb im physischen Untergange noch groß, ja erst recht groß erscheinen; nein, er ist einer von den Charakteren, bei denen eine Idee in den Vordergrund tritt, weil sie zu minderwertigen Geistes sind, um die ganze Harmonie des Geistes zur Entfaltung zu bringen In dem Augenblicke, in dem diese Idee für ihn an überzeugender Kraft verliert, in dem bleibt eben nur die geistige Schwäche, allem übrigen Leben gegenüber. Daß dieser Schmied sein Häuflein Gläubiger zu keinem gedeihlichen Ziele führen kann, weiß man vom Anfang an. Halbe hat sich nicht die Aufgabe gestellt, eine von den starken Persönlichkeiten zu schildern, deren Charakter von einer großen Idee bis zu Ende getragen wird, und die sich selbst treu bleiben, auch wenn sie von der ganzen Welt verlacht, verhöhnt, gesteinigt werden; nein er hat eine jener schwachen Naturen gezeichnet, in deren Seele eine Idee wie ein verhängnisvolles, zerstörendes Element eindringt, um diese Seele zu zerstören. Nicht Ueberfülle von Kraft ist es, die solche Menschen zu Propheten macht, sondern im Gegenteil: die Schwäche.

Wer von diesem Gesichtspunkte aus mit künstlerischem Sinne das Drama auf sich wirken läßt, wird dessen dramatische Struktur nur im hohen Grade vollendet finden können. Drei Akte hindurch mit strenger Notwendigkeit das Ausleben einer fixen Idee im Kopfe eines Menschen, in stetiger Steigerung. Und um das Leben dieser fixen Idee herum all die Erscheinungen, die sie folgerichtig mit sich bringen muß. In feinsinniger Weise sind die Charaktere gezeichnet, die innerhalb der Anhängerschar des religiösen Fanatikers stehen. Die feinen Nuancen der Suggestion, durch die eine solche Persönlichkeit auf die Mitmenschen wirkt, kommen gut zur Anschauung. Der Schmiedegeselle Jörgen, der auf seinen Reisen die moderne Form der Mitleidsreligion, den Sozialismus in sich eingesogen hat, gibt eine vortreffliche Kontrastfigur ab zu dem weltfremden Schmiedemeister, der an dem Wortlaut des Johannisevangeliums kleben bleibt. Daß zuletzt die religiöse Propaganda des Schmiedes in eine triviale Kneipscene umschlägt, und der Gottesmann im Alkohol seine gefallenen Götzen zu ertränken sucht, scheint mir durchaus stilvoll. Der Kenner der Menschenseele wird nicht leugnen können, daß es verwandte Geistesdispositionen sind: die eine, die den schwachen Willen und schwachen Intellekt in die fixe Idee hineintreibt, und die andere, eigentlich nicht andere, die ihm in dem Alkoholnebel eine ihm begehrenswerte Atmosphäre schafft. Damit ist auf die innere Wahrheit hingedeutet, die die drei ersten Akte des „tausendjährigen Reiches" mit dem vierten zusammenhält. Gerade in dem vierten Akte, der viel getadelt worden ist, zeigt sich uns der eigentliche Nährboden, aus dem Drewss religiöser Wahnsinn gewachsen ist: die innere Haltlosigkeit, der Defekt in den Geisteskräften. Dieser Defekt mußte sich mit all seinen Schattenseiten zeigen, nachdem die Idee, die den Mann zu etwas anderem stempelt, als er tief innerlich doch ist, von ihm gewichen ist. Die geringe Summe von geistiger Kraft, die er besessen, hat sich nicht natürlich über seinen Organismus verteilt; sie ist zu einem künstlichen Auswuchs seines Hirns geworden. Sie wird aus dem Boden gerissen; und was übrig bleibt, ist ein geistig minderwertiger Mensch. Dieser mußte sich zuletzt enthüllen. Menschen, die aus sich die großen Ideen gebären, werden allerdings so nicht endigen. Wol aber diejenigen, die durch einen Bruch ihres Geistes zum ungesunden Träger solcher Ideen werden. Keine schroffe Grenze ist zwischen der fixen Idee des Wahnsinnigen und der fruchtbaren des großen Genius, sondern ein

allmählicher, stetiger Uebergang. Man kann das zugeben, ohne sich auf den Philisterstandpunkt zu stellen, der im Genie nur eine pathologische Erscheinung erkennen will.

Es ist zweifellos, daß wir gegenwärtig Dramatiker haben, die im äußeren scenischen Aufbau besseres leisten als Halbe. Aber ebenso zweifellos ist es, daß Halbe vielen von diesen voraus ist durch seine Vertrautheit mit den großen Problemen des Daseins. Er hat ein Herz für diese Probleme; und er sucht ihre Wirkung auf die verschiedenartigen menschlichen Charaktere zu verfolgen. Man sieht es seinem neuesten Drama an, daß er die Stimmung, in die wir durch das Zusammenwirken von Zufall und Gesetz versetzt werden, am eigenen Leibe erfahren hat. Er kennt als tragische Stimmung, was er als tragisches Geschick an seinem Schmiedemeister Drewsſ darstellt. Das wird immer das rechte Verhältnis sein zwischen der Persönlichkeit des Dichters und seiner Schöpfung. Die Art der Erlebnisse, die er darstellt, wird er aus eigenster innerer Erfahrung kennen. Diese Art wird in seiner Einzelschöpfung zum individuellen Gebilde werden. Was für den Dramatiker ein Teilerlebnis ist, wird für den dramatischen Helden ein ganzes Schicksal. Ich fühle aus den bedeutenderen Werken Halbes durchaus diesen Zusammenhang zwischen Leben und Wirklichkeit heraus. Es drückt dieser Zusammenhang für mich die innere Wahrheit seiner Schöpfungen aus. Man hat oft an ihm getadelt, daß seine Technik unbeholfen ist. Dem „tausendjährigen Reich“ gegenüber konnte man diesen Tadel wieder hören. Er lasse, sagt man, Dinge geschehen, wie sie in Wirklichkeit nie vorkommen werden. Dergleichen wirke kindlich. Solches behauptet man z. B. von dem Einschlagen des Blitzes in das Haus des Schmiedemeisters. Mir scheint, daß in die Lage, dergleichen Unwahrscheinlichkeiten geschehen zu lassen, jeder Dramatiker kommt, der auf die tieferen Grundlagen des Daseins zurückgeht. Das Drama fordert äußeres Geschehen. Für die Persönlichkeiten, die sich aus innerer Notwendigkeit entwickeln, werden die äußeren Erlebnisse immer mehr oder weniger zufällig sein. Und ich würde es unnatürlich empfinden, wenn in einem Drama, in dem es auf die Entwickelung einer Geistesdisposition ankommt, die äußeren Geschehnisse am Faden einer strengen Tatsachenlogik aufgewickelt wären, wie in einem Drama, in dem sich alles aus den Situationen entwickelt. Was wir in den äußeren Geschehnissen Notwendigkeit nennen, ist doch wol meist nichts als ein gemachter Zusammenhang, der in einem gewissen Glauben an eine moralische Notwendigkeit in den Weltereignissen seinen Ursprung hat. Im Grunde ist es nicht notwendiger und nicht zufälliger, wenn Maria Stuart im Park mit der Königin Elisabeth zusammentrifft, als wenn der Blitz in des Schmiedemeister Drewsſ Haus einschlägt. Die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit, daß dieser Blitz gerade in dieses Menschen Haus einschlägt, ist keine dramatische, sondern höchstens eine mathematische oder statistische. Aber wer ein Haus in eine Feuerversicherung aufnimmt, muß mit einer Wahrscheinlichkeit rechnen, die denn doch für den Dramatiker nichts verbindliches zu haben braucht. Was mathematisch im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, kann doch dramatisch als stilvoll erscheinen.

Rudolf Steiner.

Johannes Schlafs Roman „Das dritte Reich“.

Die Berliner Sezession brachte auf ihrer ersten Ausstellung (1899) Ludwig von Hofmanns Gemälde: „Adam und Eva.“ Das Bild hat mich lange Zeit ausschließlich gefesselt. Unter allen Erzeugnissen der modernen Malerei hat es den tiefsten Eindruck in mir hinterlassen. Es ist schwer, die Einzelheiten desselben in Worte zu fassen. Es gibt eben eine Kunst, die in so eigenartig tiefen Empfindungen spricht, daß die Alltagsworte der Sprache uns für eine Wiedergabe zu abgenutzt erscheinen, daß wir nur in stiller Andacht die Majestät ihres Wesens genießen. Bei Hofmann sprechen Farbe und ruhige Bewegung; sie verleihen dem Bilde seinen äußeren und inneren Ausdruck.

Hofmanns Bild verzichtet auf die Requisiten der biblischen Erzählung; es stellt scheinbar zunächst nichts anderes dar als die Geschlechtserkenntnis der beiden ersten Menschen.

Adam liegt ermattet schlafend am Boden, unter roten und rotblauen Blumen und blaugrünen und gelben Halmen. In einiger Entfernung steht Eva, mit dem einen Arm an einen Baum leicht gelehnt; sie sieht vor sich hin, in die Buntheit der Wiese, doch so, daß ihr Blick ein wenig an den ruhenden Mann erinnert wird. In dem Ausdrucke des Weibes liegt nichts von Erregtheit, Lüsternheit, Unehrlichkeit, er ist voll von Seelenadel, schönster Keuschheit und Empfindungstiefe, von Zukunftsträumen. Hinter der Wiese zieht sich in graugrünem Wasser ein See hin. In dessen Mitte erhebt sich eine fahlfarbene Insel, aus welcher ein Magnolienbaum in lilaroten, hellen und dunklen, Feuerblüten erwächst. Jenseits des Sees erhebt sich der Boden zu einer langgestreckten Anhöhe, zunächst goldgelb, dann allmählich zur Höhe hin grünlich, schließlich dunkelgraugrün. Dahinter breitet sich, wie die Ewigkeit, ein wolkenreicher Himmel aus, in allen Blaufarben von Hellgraublau bis Dunkelrotblau. Eine außerordentliche Empfindungstiefe in diesen Farben.

Wer Augen hat zum Sehen, wer Ohren hat zum Hören, der fühlt aus diesem Bilde die Geschichte der Menschheit. Hier singen die Farben, die Ruhe, die wühlende, kalte Rastlosigkeit den Lebenssang des Menschengeschlechts; hier spricht die Einheit von Mann und Frau, hier spricht ihre Zweiheit; hier redet das erste und das zweite Testament.

Der Dichter aber träumt auch in die fassungslose Weite, von einer neuen Einheit von Geist, Seele und Körper, von einer neuen Menschheit, von einem dritten Reiche. —

Jesus sagte bei dem letzten Mahle, das er, vor seiner Gefangennahme im Hain Gethsemane, gemeinsam mit seinen Jüngern einnahm, zu diesen: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen. Derselbe wird mich verklären; denn von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen.“

Mit unserem Verstande können wir, Bürger des zweiten Testaments, diese Worte nicht begreifen. Aber wir können träumen in ihnen, diesen tiefsten Bekenntnissen einer Künstlerseele, von einem neuen Bunde,

einem neuen Testamente, einem neuen Reiche. Auch wir, die Enkel Darwins.

Johannes Schlaf hat in seinem Roman „Das dritte Reich“ (Berlin 1900, F. Fontane & Co.) uns einen solchen Himmelsträumer geschildert, der in der langen Reihe seit dem jungen Werther zu den am tiefsten empfundenen Seelen zählt. Der junge Doktor Emanuel Liesegang irrt Jahre lang durch das Tosen der endlosen Millionenstadt Berlin, ewig gequält von den Träumen in jenem dritten Reiche, von dem Ringen um die Trennung seines eigenen Ichs aus dem zweiten Reiche. Seine Freunde und seine Freundinnen, die, ein jeder nach seiner Art, den Ernst und die Freude dieses zweiten Reichs leben, die, der eine mehr, der andere weniger, den Inhalt dieses Erdenbürgertums zu einer Art von künstlerischer Harmonie zu gestalten suchen, sie sind ihm, trotz allem und allem, innerlich fremd, so oft er sich auch zu ihnen auf Augenblicke hingezogen fühlt. Er haßt die Menschen, obwol er sie liebt: das ist die fürchterliche Tragik solcher heimatloser Seelen.

„Drüberhinaus, drüberhinaus! — Diese verwegene neue Idee, die sich so tief in ihm festgesetzt von einem Drüberhinaus über alles Menschliche! — Diese neue Verbrecheridee! Jener überkühne Trotzblick, der sich in den Zeiten dieser überreifen Kultur in das Dunkel der Zukünfte richtet, mit dem er behaftet wie mit einem unentrinnbaren Bann, der seine Wonne und Qual! — Wie er auch suchte und suchte: es gab für ihn kein Zurück mehr, nichts als diese unbestimmte neue Dimension eines neuen Lebensbezirks — Drüberhinaus! — Dieses Greifen seiner schluchzenden Sehnsucht nach dem letzten, verhüllenden Schleier; und doch diese hundert stummen Hände, mit denen das Alte, hundertfach unmöglich Gewordene ihn hielt und nicht vorwärts lassen wollte!“

So ist die Grundstimmung dieses Ruhelosen und Friedlosen beschaffen. Er versucht aus seinen Freunden die ruhigen, großen Momente ihres Lebens herauszuholen und aus diesen und aus seinen Träumen einen neuen Typus Mensch, den Menschen des dritten Reiches, zu bilden. Es zerfällt ihm alles, wie Moder, in den Händen. Und diese, immer und immer wieder vergebliche Arbeit erschöpft sein eigenes Ich; seine Seele wird eintöniger und leerer, bis er den letzten Rest seines Lebens niederschießt.

Leute, welche das menschliche Leben in Paragraphen fassen und dieses ihr Tun als Selbstzweck betrachten, werden von dem Doktor Liesegang kurz sagen: verrückt. Von ihrem Standpunkte aus haben sie allerdings recht. Ja, wer es nie erlebt hat!

Lord Byron lebte sein drittes Reich in herrlichen Symphonien aus, bis er keinen neuen Ton mehr hörte. Friedrich Nietzsche gestaltete es zu einem poesieumrankten Gedankenwerke, bis er den letzten neuen Gedanken gefaßt hatte. Wie kämpfte Beethoven! Nur der Größte aller Sterblichen, Goethe, vollendete es in beidem, in Kunst und Wissenschaft, ohne Kapitulation, bis er es an spätem Lebensabend mit gleichmütigem Empfinden überschauen konnte.

Jeder Träumer ist schwach, auch innerhalb des Bereichs seiner kämpfenden Träume. Er wird nur dann Kraft finden, wenn er sie einzeln umgrenzt, wenn er sie gestaltet. Und dann kann er, in glückseliger Einsamkeit, so stark werden, daß die Alltagswelt sich vor ihm beugt, auch wenn sie ihn nicht anerkennen will. Dann wird er Künstler. Der Doktor Liesegang erschöpft sich, ehe er das Wesen des Umgrenzens erfaßt hat.

Der Roman Schlafs muß jeden, der ihn mit der Seele durchlebt, gewaltig packen. Er wird alle, die nur Gedankenarbeit kennen, zu einem kurzen Achselzucken bewegen, sofern sie ihn überhaupt bis zu Ende mit Andacht aufnehmen können; aber er wird diejenigen, welche sich gern einen zeitweiligen Aufenthalte in dem Reiche der Kunst gewähren, welche Kunst und Religion als identisch empfinden, entzücken. Durch das Werk weht eine Sprache von solcher Seelentiefe, daß es uns die Frage nach seiner Technik vollkommen bei Seite schieben heißt. Die Empfindung von dem dritten Reiche, gewiß einem nebelhaften, beweislosen und logiklosen Gebilde, wird zu einer seltenen Tiefe geführt, bis zu dem letzten Meilensteine auf dem weiten Wege eines Traumes.

Hofmanns Gemälde und Schlafs Roman, — ein Vergleich dieser beiden Dichtungen, die den Traum vom Heute zum Morgen, von Ewigkeit zu Ewigkeit in uns zu kunstvollem Leben erwecken, wirft die feinsten Fragen „von den Grenzen der Malerei und der Poesie“ auf. Aber zu ihrer Beantwortung gehört ein Lessing.

Martin Kriele.



Die Meister der finnischen Litteratur.

Eine Studie von **Ernst Brausewetter.**

(Fortsetzung.)

II.

Die finnisch-schreibenden Autoren.

Die ersten Bahnbrecher der neuen finnisch-sprachlichen Litteratur, die sich von der Mitte dieses Jahrhunderts ab entwickelte und besonders in den letzten dreißig Jahren einen ungeheuern Aufschwung nahm, waren die Lyriker Prof. Ahlqrist und Prof. Krohn, die unter den Pseudonymen Oksanen bezw. Suonio dichteten, sowie der unglückliche Alexis Kivi, eines der größten Genies der finnischen Litteratur, der aber schon mit 36 Jahren wahnsinnig wurde und zwei Jahre später im Irrenhause starb. Kivi war der Sohn eines armen Dorfschneiders; er kam erst mit 17 Jahren in die Schule, machte aber bereits mit 23 sein Studentenexamen. Daneben schrieb er eine Reihe Dramen und seinen genialen Roman „Die sieben Brüder“. Diese geistige Ueberanstrengung hat offenbar seinen Verstand zerrüttet. Seine dramatischen Arbeiten sind von großem Wert für die finnische Litteratur, so ein Stück aus dem Volksleben „Der Dorfschuhmacher“, das noch jetzt auf finnischen Bühnen gespielt wird. Auch eine tolle Posse „Die Verlobung“ und kleine Einakter voll fröhlicher Laune schrieb er, daneben ernste Dramen, wie „Kullervo“ und das biblische „Lea“, das sich durch eine glutvolle Sprache und eine fast orientalische Kraft der Leidenschaft auszeichnet. Aber dasjenige Werk, das für die Entwickelung der neufinnischen Litteratur von Bedeutung war, ist sein humoristischer, höchst eigenartiger Roman „Die sieben Brüder“, in eben dem Jahre erschienen,

da er in Geistesnacht versank. Eine Mischung von echtester, realistischer Lebens- und Kultur-Schilderung und von romantischer Abenteurer-Dichtung, ein wirres Durcheinander verschiedenster Stilarten von Stabreimversen durch nüchterne Prosa zum dramatischen Dialog, bald eine mit Detailmalerei überhäufte Darstellung, bald eine jagende Kürze, aber das erste neuere Werk, das finnisches Leben und finnische Charaktere schilderte, die Offenbarung eines Genies und einer neuen Litteratur.

Die meisten Volksdichter sind durch dieses Werk angeregt worden, sich auch in ihrer Art mit der Schilderung des Volkslebens zu beschäftigen.

Zuerst und unter ihnen die Nachahmung anregend Pietari Päivärinta, einst ein Knecht, später Küster in seinem Heimatsort. Dieser jetzt greise Autor hat ein Recht, unter den „Meistern" genannt zu werden. Er ist ein solcher in seiner Art. Wol hat er bisweilen die Weitschweifigkeit und pedantische Moraltreterei der Volksdichter; aber er besitzt auch einen überlegenen Humor, der ihn auf ein hohes geistiges Niveau stellt, er schildert das Leben der finnischen Bauern so schlicht und einfach, aber so echt und feinbeobachtet, daß sich hierin doch eine große und wahre Künstlernatur offenbart.

Auch Miema Canth, geb. 1844 in Tammerfors, ist aus dem Volke hervorgegangen, die Tochter eines Werkmeisters Johnsson; sie hat sich erst später Schulbildung und dann litterarische und populärwissenschaftliche Kenntnisse angeeignet. Sie nimmt eine eigenartige Stellung in der finnischen Litteratur dadurch ein, daß sie, angeregt durch Brandes und später durch die Ideen Taines, Spencers und Stuart Mills, eine absolute Tendenzdichterin und Gesellschaftsreformerin geworden ist und für die Einführung moderner Ideen und Zustände in Finnland eintritt. Sie begann als Volksdramatikerin und erlangte mit dem ersten derb humoristischen und lebensvollen Stück — noch heute auf dem Repertoire — einen Preis der „Finn. Litteraturgesellschaft". Auch ihre zweite Arbeit bewegte sich noch in derselben Richtung; dann aber wandte sie sich der Tendenzdichtung im Drama, wie in der Novelle zu mit einer für eine Frau selten radikalen Auffassung.

Sie kämpft für die Rechte des unterdrückten Volkes, für die Armen gegenüber den Machthabern und Reichen, für die Frau und ihre Rechte gegenüber der heutigen Gesellschaftsordnung, für wahres Christentum der Liebe gegenüber dem offiziellen Christentum im Gewande heuchlerischer Phrase. In ihren Schöpfungen offenbart sich ein kalter, klarer Verstand, eine gewisse Kampfesfreudigkeit, ein scharfer und selbst feiner Blick für Gefühlsleben. Sie besitzt eine starke Gestaltungskraft, die sich vorzugsweise in dramatischen Bildern ausdrückt und auch ihren Novellen bisweilen dramatische Züge verleiht; aber ihr fehlt das naive künstlerische Auge, sie tritt allen Dingen mit einem festen, vorhergefaßten Urteil gegenüber, sie ist stets Polemikerin, Satirikerin, nie bloße Lebensbeobachterin. Ihr Blick ist eng, nicht nur, weil sie aus engen Verhältnissen hervorging und nie aus ihnen herauskam, sondern auch weil ihre Verstandeskühle zu wenig das Gefühl sprechen läßt. Ihr fehlt die Gemütswärme; aber um so meisterlicher ist ihre Kenntnis und darum ihre Darstellung der kleinlichen Vorurteile der kleinbürgerlichen Kreise.

Ein mehr objektiver Realist, aber auch neuerdings ein Schilderer der düstern Seiten des sozialen Lebens ist Teuvo Pakkala (Frosterus), ebenfalls ein Sohn des Volkes, der aus seinen düstern Jugendeindrücken voll Not und Armut heraus schreibt. Er malt mit der vor keiner Häßlichkeit zurückschreckenden Naturtreue des ordischen Naturalismus und hat in eigenartiger Weise die Geschichte des gefallenen und verlassenen Mädchens und ihres Kindes geschildert. Ueberhaupt gehört die Darstellung des Kinderlebens zu seiner Spezialität. Auch bei ihm ist die erste Arbeit eine einfache humorerfüllte Erzählung, die das Leben der Teerbrenner und ihre Fahrten flußabwärts zu den Hafenplätzen, um den Teer zu verkaufen, schildert, das Beste und Eigenartigste, was er geleistet.

Ich komme nun zu den vier größten Meistern der finnisch-sprachlichen Dichtung.

Als ersten möchte ich Juho Reijonen erwähnen, einen Kaufmannssohn aus einem nordkarelischen Städtchen, der nach absolviertem Universitätsstudium Hilfspfarrer in Wirolohti wurde. Er ist vorzugsweise Volksschilderer, und zwar sind es mehr die düstern Seiten aus Finnlands Leben, die Not durch den Frost, den Hunger, die Obdachlosigkeit, den Schnee, für die er die stärksten, anschaulichsten, gewaltigsten und malerischsten Worte gefunden hat. Aber zugleich gärt in diesen Darstellungen auch eine flammende Entrüstung im Gewande scheinbar kühler Ironie gegen die Tatlosigkeit der Machthaber und der Regierung angesichts all des Volkselends und der Landesnot. Andererseits vermag Reijonen auch weiche, zarte, innige und tiefrührende Töne zu finden, wie in der kleinen Skizze „Seelentrost", in der die Vaterliebe eines armen Kleinbauern geschildert wird. Ebenso steht ihm ein feiner Humor zur Verfügung in seinen niedlichen, drolligen Kindergeschichten, wobei er seine besondere Begabung für die Darstellung der Lebensauffassung und des Gebahrens der Kinder offenbart. Auch selbst burleske Scenen und Charaktere gelingen ihm. Seine Psychologie in der Darstellung älterer Leute ist von echt künstlerischer Bedeutung; seine zahlreichen, überall eingestreuten Naturschilderungen geben in gedrängter Kürze und doch großer Anschaulichkeit malerisch gesehene Bilder.

Mehr im humoristischen Genre bethätigt sich Santeri Ingman, ein Pfarrerssohn aus dem finnischen Lappland, erst 33 Jahre alt, aber schon Verfasser einer ganzen Reihe Schriften über finnische Geschichte, sowie von historischen Romanen, Novellen, humoristischen Skizzen und einer sozialen Erzählung. Seine Studien galten der Geschichte; er war auch journalistisch und redaktionell thätig. Sein Erstlingswerk, eine Studentennovelle, war recht burschikos im Ton und verriet ein gewisses Darstellungstalent und die Fähigkeit, gut zu beobachten. Dann folgen zwei Novellensammlungen ‚Vor der Abenddämmerung', Skizzen aus dem Studenten-, Backfisch-, Schuljungen- und Kleinstadt-Leben meist voll eines feinen, lächelnden Humors, der eine ganz ernste Miene macht, und einer lebensvollen Charakteristik namentlich der angehenden kleinen Fräuleins. In einzelnen klang auch bereits ein schärferer, satirischer Ton hindurch, eine grelle Verspottung der Kleinstadt-Prüderie und Kleinlichkeit. Und in einigen, ebenfalls schlichten Alltagsbildern klang etwas hervor wie ein Schrei nach mehr Licht in all diese seelische Enge hinein. Die Skizzen „Aus der Reservekaserne" sind humorvoll, aber leichte Journalisten-Ware. Dagegen lieferte er in seinen großen historischen Romanen „Der Bauernhäuptling" und „Anna Flemming" zwei historische Kulturbilder von großartiger Anschaulichkeit und wußte

zugleich nationale und kulturfördernde Ideen hineinzuweben, wie das bei finnischen Autoren mit ihrer unendlichen Liebe zum Vaterlande und zum nationalen Wesen anders gar nicht möglich ist. So wurde in dem ersten Roman gezeigt, wie die Roheit, Grausamkeit und Kriegslust verderblich wirkt, und der Einzug der Kultur zum Segen wird, und im zweiten, daß finnisch-nationale Grundklänge bereits in jenen frühen Zeiten gegenüber dem Schwedentum heraustönen. In beiden Werken finden sich herrliche, wirklich poetische Episoden; und der Stil gehört, nach finnischen Urteilen, zum Mustergültigen in der finnischen Sprache, wenn er auch den Ahos nicht erreicht.

Auch einen sozialen Roman aus der modernen Gesellschaft „Das Stiefkind der Zeit" hat Ingman geschrieben, der an einem Einzelfall eine typische Tatsache erweisen soll. Der Autor will zeigen, wie die wahren, begeisterten Fahnenträger der Idee oft zu Grunde gehen, während die nüchternen, klugberechnenden Streber, die zur Erreichung ihrer Ziele nebenbei scheinbar und äußerlich, zum Fang der Schwärmer, den Ideenkultus betreiben, triumphierend emporsteigen und nicht nur ihre persönlichen Ziele erreichen, sondern scheinbar auch die Sache fördern. Der echte Idealist ist das „Stiefkind der Zeit", das, obwol zu den größten Taten begeistert und befähigt, schließlich wegen der Mordtat an seinem Gegner im Irrenhaus endet. Die Charakteristik der Hauptgestalten des figurenreichen Romans ist von größter seelischer Vertiefung, wenn auch vielleicht das „Stiefkind der Zeit" nicht geistig und individuell überragend genug erscheint, um wahrhaft tragisch zu wirken. Mustergültig ist auch in diesem Werke sein Stil, und die Darstellung von einer Kürze und Plastik, wie er sie in den historischen Romanen nicht erreicht hatte.

Einer der eigenartigsten finnischen Autoren ist Arvid Järnefelt, dem es fast gar nicht darauf ankommt, Leben und Menschen darzustellen, sondern der nur in Romangestalten und ihren Schicksalen, seine Ideen zum Ausdruck bringen will. Und es fehlt ihm nicht an Ideen, tiefen und großen, aber sie wechseln ständig; und doch ist er stets von ihnen durch und durch erfüllt und spricht von ihnen mit hehrer Begeisterung. Er ist ein Einsamkeitsmensch; er geht nicht die breite Heerstraße, er ist fast immer anderer Meinung als die meisten, und er verkündet seine Meinung mit der Glut der Ueberzeugung und dem Eifer des Bekehrers. In seinem ersten Werke, dem Roman „Heimatland" forderte er die absolute, opferbereite Hingabe des ganzen Individuums für das Wohl des Vaterlandes und lehnte die Einführung der fremdländischen Kultur in die größeren Volksmassen ab und bezeichnete es als verderblich, wenn die Bauernsöhne den Bildungsweg und die Beamtenbahn einschlügen, anstatt sich am Heimatort im nützlichen Tagewerk dem Dienst der Heimat zu widmen. Diese Opferfreudigkeit, dieses Verzichten auf Glänzenderes, auf Scheinideale ist ein Grundzug im Wesen, Fühlen und Denken Järnefelts, die notwendige Voraussetzung seiner letzten Wandlung.

Sein zweiter Roman „Menschenschicksal" kündete nur von bitteren Enttäuschungen; der fanatische Nationalist geht zu Grunde, ohne etwas erreicht zu haben, freilich geht es dem absoluten Egoisten, dem Vertreter des Ichs-Rechts, nicht besser; und selbst das Glaubensvertrauen wird erschüttert, selbst für Gläubige geschehen keine Wunder mehr. Wieder bleibt als einziges mögliches Resultat übrig: sich in stiller Pflichterfüllung, ohne große Hoffnungen und Träume, dem Schaffen für Andere hinzugeben.

Järnefelt war um diese Zeit offenbar mit den alten Ideen zerfallen und hatte noch nichts neues gefunden, was seine Seele mit Begeisterung erfüllt hätte. Nachdem dies geschehen war, schrieb er seine beiden nächsten Werke, die von seiner Wandlung künden, keine Wandlung zu völlig neuem, denn schon aus seinen ersten Werken sprach tiefe Religiosität, wenn auch Dogmenleugnung, hingebungsvoller Opfermut, eine ungeheuere Begeisterungsfähigkeit. Hierauf erbaute sich seine Zuwendung zu einem modifizierten Tolstoiismus, die er in seinen Werken „Meine Erweckung" und „Der Atheist" verkündet, und die er durch die Tat bewies, indem er nach vollendetem Studium, die Richterlaufbahn dem Spruch zu Liebe: „Menschen sollen nicht richten!" aufgab und nach kurzer Tätigkeit in einer Schmiedewerkstatt, Ankerbauer wurde.

Das erste der beiden Bücher ist eine mit unheimlicher Offenheit, aber tiefstem, sittlichem Ernst geschriebene Bekenntnisschrift seiner sittlichen Jugendverirrungen und eine Offenbarung, wie er auf den Weg der Erkenntnis kam und durch eine selbständige Erfassung und Aneignung der Lehre Christi zum Siege über sich selbst und zum höchsten sittlichen Ernst gelangte. In dem zweiten wird dies weiter fortgeführt und namentlich gezeigt, wie der im orthodoxen Glauben Erzogene durch das wissenschaftliche Studium seinen Glauben verliert. „Wir verleugnen Gott, weil wir nicht anerkennen konnten, daß im ganzen Weltall etwas Unnatürliches oder für unsere Vernunft Fremdes existieren könnte." Aber die „Sehnsucht nach Gott" bleibt in seinem Innern zurück, und sie führt ihn schließlich zu der Erkenntnis, daß „Gott sich dort befindet, wo unsere Vernunft wohnt, in uns selbst, in unserm Geist." Gott ist aller Menschen Vater; also alle Menschen Brüder, das Gewissen Gottes Stimme in ihnen. Hieraus folgt eine Umschaffung des innern und äußern Lebens, da die brüderliche Liebe völlig neue Zustände schaffen muß. Man sieht, seine Ideen sind durchaus von Tolstoi entlehnt.

Die Bedeutung dieser Werke Järnefelts beruht weniger in der Eigenart der Ideen oder in der Tiefe derselben; sondern mehr darin, daß sie die Geistes- und Gefühlsoffenbarungen eines Dichters sind. Es klingt aus ihnen eine Gefühlstiefe, Stimmung und ein poetischer Schwung, der sie zu Dichtungen macht, die den Vorzug großen Gedankenreichtums haben und von der wirklichen Seelengröße eines Mannes künden.

(Fortsetzung folgt).



Der neue Lehrer.

Novelle von Elsa Pleßner.

(Schluß.)

den 6. Juli.

Heute habe ich plötzlich — ohne Rücksicht darauf, daß der farbenfeuchte Pinsel, den sie eben auszuwaschen im Begriff war, leicht die ganze Arbeit hätte verderben

können — ihre Hände erfaßt, von dem merkwürdigen Einfall getrieben, daß mir diese vielleicht Aufschluß geben könnten über das, was ich wissen will. Sie erschrak heftig — überließ mir jedoch ihre Hände ohne Sträuben, indem sie mich erstaunt ansah. Ich betrachtete aufmerksam ihre Hände und wendete sie nach allen Seiten. Schmale feine Finger, mit rosigen mandelförmigen Nägeln, — schöne Hände, weich und gelenkig — — aber Kinderhände, in welchen nichts steht — — — nichts! —

Es ist überhaupt lächerlich, nicht wahr? daß ich so viel Wesens mache von einem taubstummen Kinde und seinen Pinseleien, die wahrscheinlich überhaupt keinen künstlerischen Wert haben. — Denn jetzt beginne ich bereits an meinem eigenen Urteile zu zweifeln.

Herzlich grüßt

Robert.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Neubergen a. See, den 10. August.

Lieber Freund!

Es ist jetzt nicht mehr die Malerei allein, die mich an Eva interessiert. Das ganze Wesen hat einen eigenen Reiz für mich, und nicht zum Mindesten aus dem Grunde, weil auch sie eines der elenden Geschöpfe ist, die einem falschen Erbarmen und thörichten Mitleid ein vermindertes Leben — gleichsam unter Flagge auf Halbmast — danken. Ueberhaupt, mein Lieber, geht mir jetzt viel durch den Kopf — Primitives und Revolutionäres — —. Fast erschrecke ich vor den letzten Folgerungen und Schlüssen. Und du hast mir auch gerade jetzt ein Buch geschickt, worin ich einen Teil dessen wiederfinde, was ich für mich längst gedacht, ganz still, aber all die Zeit hindurch, wo ich hier leeres Stroh dresche.

den 12. August.

Ich bin darauf gekommen, was es ist, das mich an Evas Erscheinung so sehr anzieht. Es ist die harmonische Geschlossenheit ihres Wesens. Ich habe in ihrer Gegenwart nie das Gefühl, einem minderwertigen menschlichen Wesen gegenüberzustehen. Nur mein ewig wacher Verstand mahnt mich immer wieder daran. Es scheint, als gehe ihr der fehlende Gehörsinn garnicht ab, als finde sie sich mit vier Sinnen vollständig in der Welt zurecht. Manchesmal erscheint sie mir geradezu als ein Versuch der Natur, die durch sie dartun will, daß ein Mensch gar nicht einmal des Gehörsinnes bedürfe, um unter gewissen Bedingungen eine ästhetisch wohltuende Erscheinung zu bilden. Und außerdem — es ist das Geheimnis, das reizt. Sicher ist es der Zwang des Schweigens, der ihren Zauber ausmacht, das anregende Spiel des Erratenwollens und Vermutens, die Unmöglichkeit, mich von der Unrichtigkeit alles dessen zu überzeugen, was ich mir als ihr Innenleben zusammenphantasiere. Das alles entspricht ungefähr dem Reiz, den jede geschlossene Türe ausübt. Und schließlich — wer weiß welch armselige und verkrüppelte Seele in ihr wohnt? Wer weiß? — — — Und dann noch eins: Das Kind ist schön! Ich will es mir nicht recht eingestehen, weiß aber eigentlich nicht, warum, denn es ist doch genau so, als wenn ich sagen würde: „Diese Statue ist schön!" Nicht wahr?

Aber erregt macht mich dies fortwährende Grübeln und furchtbar nervös, trotz der wunderbaren Gebirgsluft.

Grüße

Dein Robert.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Neubergen a. See, den 22. August.

Mein lieber Paul!

Die lähmende Hitze macht mich auch schreibfaul. Sei daher nicht böse, wenn ich Dir erst heute antworte. Auch fühle ich mich recht elend! — —

Du meinst, ich solle mir Zerstreuung suchen? Ich habe es versucht. Vorige Woche war ich in Fluring, um mir den Ort zu besehen, den ich an den Tagen des Kirchenbesuches immer nur flüchtig durcheilen kann. Auch die berühmte große Leinenweberei habe ich besucht. — Langweilig! Aber weißt Du, es ist schon grauenhaft, wie mich All und Jedes an meinen Beruf erinnert. Alles gewinnt Bezug darauf, und meine Gedanken eilen auf furchtbaren Wegen. Jetzt ist es wieder ein kleiner Vorfall in der Weberei, der mir zu denken gibt. Die Arbeiterin hatte die Kette für ein neues Stück Leinendamast angeschlagen und begann nun mit dem Einschlag. Ich sah zu, wie die Fäden sich durcheinanderschlangen und das Gewebe zunahm. Plötzlich hielt die Arbeiterin das Getriebe an, nahm nach einigen Minuten prüfender Betrachtung eine Schere zur Hand, schnitt das fertige Stück des Gewebes ab und warf es achtlos zu Boden.

„Warum?" fragte ich.

„Weil es mißlungen ist und verdorben in der Zeichnung", antwortete sie gleichgültig und stieß das Stück Zeug mit dem Fuß in eine Ecke. — — —

Und die Beziehung auf meine Gedankenwelt? — Ueberall das Gleiche. In jedem Betriebe wird Mißratenes erzeugt; aber nirgends hegt man es mit besonderer Liebe und Pietät. Das tun die Menschen nur an Menschen und glauben sich darum um so adliger — Lächerlich!! —

den 23. August.

Weißt Du, was ich gestern getan habe? Du kannst daran erkennen, daß mein klarer Verstand nahezu aus den Fugen ist. — Wie gewöhnlich ging ich nachmittags auf die Wiese, wo Eva arbeitet. Ich hatte sie einige Tage nicht gesehen, da sie unpäßlich war und zu Bett gelegen hatte, wie mir die Haushälterin berichtete. Als sie mein Kommen bemerkte, hielt sie einen Augenblick inne und lächelte mir zu. Ich nahm meinen gewöhnlichen Platz an ihrer Seite ein und begann, ihr zuzusehen. Aber sie schien nicht disponiert zu sein, radierte oft, machte Pausen, während welcher sie scheu nach der Seite lugte, wo ich mir mit meinen Büchern zu schaffen machte.

Sie hatte zum erstenmal die Trauer abgelegt und war in ein lichtblaues, leichtes Sommerkleid gekleidet, das den schmalen Hals freiließ. Ueber die rechte Schulter floß breit eine aufgelöste Flechte des braunen Haares, dem die Sonne goldige Lichter entlockte. Ihr Gesicht war ernst und zeigte einen auffälligen Zug von Abgespanntheit und Mattigkeit. Zuweilen schloß sie auf Sekunden die Augen. . . . Sie schien unter der brütenden Hitze furchtbar zu leiden.

— — Ich kann mir nicht erklären, wie es kam, daß mich plötzlich eine so ungeheure Angst ergriff — wie vor einer drohenden Gefahr. Mit äußerster Anstrengung hielt ich mich zurück, um nicht einer heißen Welle zu erliegen, die mich überlief mit dem zwingenden Verlangen, Evas weichen, stummen Mund zu küssen — und ihre gesenkten, leicht gebräunten Augenlider — —

Ich sprang auf. — — —

Ich hatte Angst. — — Und als ich sie so vor mir sitzen sah, scheinbar fehl- und makellos — — da reizte es mich, sie einmal als Krüppel, der sie doch war, zu

empfinden, sie einmal eben so unartikuliert stöhnen und stammeln zu hören, wie alle anderen Taubstummen. Es war mir, als müßte ich mich wehren, mich retten.

Ich ergriff rasch die auf ihren Knieen liegende Zeichnung und ohne meinen Blick von ihrem Gesicht abzuwenden, riß ich in angstvoller Erwartung das Blatt mittendurch entzwei. —

Ohne die geringste Bewegung blieb sie auf ihrem Platze sitzen. Nur die Lippen preßten sich in unterdrücktem Schmerze fest aufeinander, nur die Augen, die noch immer in die meinen blickten, wurden groß und starr und füllten sich langsam mit Thränen.

Und das war alles — sonst keine Bewegung, kein Laut!! — — —

In furchtbarer Aufregung entfernte ich mich eilends.

Robert.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Neubergen a. See, den 25. August.

Liebster Alter!

Ich habe, wie ich glaube, versäumt Dir zu erzählen, daß hier im Schulhaus ein alter Wächterhund ist, der dem Hannes gehört, sich mir aber seit dem Tage meiner Ankunft in rätselhafter Zuneigung anschloß. Dieses Tier begleitet mich häufig auf meinen Spaziergängen, obwol es ihm höchst beschwerlich fällt, denn es ist schon ein wenig asthmatisch. Da der alte Köter schon seit Jahren unverläßlich im Dienste ist, erhält er nur das Gnadenbrot, und Hannes hat einen zweiten Hund angeschafft, der nicht wie der faule, verschlafene Nero siebene gerade sein läßt, sondern selbst in tiefster Nacht jedermann pflichtgemäß ankläfft, der an dem Hause vorbeigeht. — Und heute ist Nero auf dem See verunglückt. —

Ich hatte beide Hunde mit mir im Boot hinausgerudert und mich damit belustigt, von Zeit zu Zeit Fleischbrocken aus meiner Frühstückstasche ins Wasser werfend, die Hunde apportieren zu lassen. Das war einigemal recht gut gegangen. Nero hatte zwar kein einziges Stück erlangen können, da er stark mit Athemnot kämpfte und der junge Hund viel flinker war. Aber er zog sich doch leidlich gut aus der Affaire. Beim dritten oder viertenmal, als er ungefähr zwanzig Schritt von meinem Boot entfernt mit Bello um das Stück Fleisch kämpfte, schnappte er plötzlich in die Luft, stieß einen eigentümlichen, klagenden Laut aus, begann dann mit steifen Beinen, auf der Seite liegend dahinzutreiben und nach wenigen Minuten zu sinken. —

Ich hätte ihm mit dem Ruder zu Hilfe kommen können — — aber ich tat es nicht. Das Tier ertrank vor meinen Augen und ich rührte nicht einen Finger, es zu retten. Mich hielt eine eisige Ruhe und Klarheit davon zurück. — —

Als Bello zappelnd und prustend wieder in mein Boot sprang und mit kräftigem Bellen seine Anwesenheit meldete, warf ich ihm den ganzen Rest des Bratens zu.

— — Wozu schreibe ich Dir das? — Es wäre einfältig von mir, wenn Du nicht wüßtest, warum mich der Vorfall in seinem Zusammenhang mit anderen Dingen außerordentlich tief berührt. — —

Es grüßt herzlich

Robert.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Neubergen a. See, den 30. August.

Mein lieber Freund!

Bist Du schon einmal ohnmächtig gewesen? Erinnerst Du Dich, wie Dir ein Sinn nach dem anderen entglitt, während Du doch ganz deutlich fühltest, daß Du die Herrschaft über Dich verlorst, während Dein Gehirn Dir klare Rechenschaft über Deinen Zustand ablegt. — Nur mit dem Unterschiede, daß dieser Prozeß bei einer körperlichen Ohnmacht in erschreckender Schnelligkeit vor sich geht, während er hier langsam fortschreitet, erlebe ich jetzt das Gleiche an mir, fühle ich die geistige und seelische Ohnmacht mich überwältigen. Und meine Ohnmacht heißt — — Eva.

Du hast mir geraten, meine Gedanken von ihr abzulenken und mich in Fluring nach etwas Weiblichem umzutun. Klug und richtig verordnet, mein lieber Paul! Gewiß hast Du recht. — Wenigstens kann ich Dir das Gegenteil nicht beweisen. — Aber selbst wenn Du recht hättest — — es ist bereits zu spät. Denn es ist nicht mehr meine Phantasie allein, die Eva beherrscht; — von meinem Herzen konnte hier nie die Rede sein, denn das Herz hängt man ja nur an wenigstens vermeintlich Gleichwertiges, als welches ich das taubstumme Wesen trotz allem nicht anerkennen kann. Aber Eva hat sich auch meiner Sinne bemächtigt. Ein wütendes Verlangen nach diesem schlanken, jugendfrischen Leibe hat mich gepackt und tobt mir in jedem Blutstropfen. Es ist dieselbe finstere Macht, die zu Leichenschändungen antreiben kann. — Und es ist ja auch etwas ähnliches, was ich begehre. — Und doch auch wieder nicht, denn das lebende, warmblütige Weib könnte in meiner Umarmung erwachen und meine Glut erwidern. In den heißen, schlaflosen Nächten der letzten Wochen läßt mich das Begehren — die Vorstellung einer Möglichkeit nicht einschlafen, — erblicke ich unaufhörlich die kindlich feinen Glieder von rückhaltloser Leidenschaft durchzittert.

Und wenn dann die Sonne aufgeht, schäme ich mich vor mir selbst bis in mein tiefstes Innere! — Es ist grauenhaft, Paul, wie ich jetzt die Tage hinschleppe. — — Alles ist so öde, so tot! — Und wenn Du wüßtest, wie ich mich selbst verachte! — — Du wirst sagen: „es sind ja nur Gedanken, nur Wünsche!“ — Es ist wahr. So mächtig sie mich auch erschüttern, — ich vermag sie noch zurückzudrängen. Aber ich fühle, wie meine Kräfte nachzulassen beginnen — und dann? — — Siehst Du — ich will nicht weiter denken und bin doch dazu verflucht, das Denken nie überwinden zu können. —

Ich beginne, meines Vorgängers im Amte, — Evas verstorbenen Vaters — mit nachfühlendem Verständnis zu gedenken. Und doch steht er vor mir als lautlose, große Warnung. Ich muß und werde stärker sein, als er gewesen ist. Selbst wenn ich je die Pflichten gegen mich selbst vergessen wollte, um mit Eva ein Glück zu suchen, das mir als ruchlose Erniedrigung meiner selbst erscheint — — — ich habe noch andere Pflichten. Mein ungeborenes Fleisch und Blut gebe ich nicht preis, und wenn ich darüber zu Grunde gehen sollte! —

Ich bin meinem Kinde einen gesunden, makellosen Körper schuldig — der kommenden Generation einen vollsinnigen Menschen! — —

Das ist der Anker, der mich hält, wie es auch kommen möge. — — — —

den 2. September.

Ich habe einen Fluchtversuch gemacht, mir zwei Tage Urlaub gegeben und bin davon gefahren. — — Aber es ist mißglückt. Ich komme nicht los! Noch am Abend des ersten Tages mußte ich zurück unter unser gemeinsames Dach. — —

Eva malt und zeichnet und wenn wir uns begegnen,

was jetzt höchst selten geschieht, sieht sie mich aus ihren schimmernden Augen unverwandt an. Diese Augen mit ihrem metallischen Glanze, diese großen unveränderlichen grauen Augen — —! Sie haben etwas Tierisches im Blick, etwas gedankenloses, unbekümmertes. . . . Oder scheint es mir nur so? — Ich glaube, sie haßt mich mit dem verbissenen Hasse der Schwachsinnigen, der man einmal wehe getan. — Wenn man nur Klarheit gewinnen könnte! — Ob sie mir wegen der zerrissenen Zeichnung noch Groll nachträgt? — Es scheint fast so, denn seit jenem Tage meidet sie ihren alten Platz und hat sich mit ihrem Malzeug unbekannt wo niedergelassen. Sie will mir nicht begegnen!! Aber ich werde ihren Schlupfwinkel finden — — und bald! — —

Dein Robert.

— — — — — — — — — — — — — — —

Neubergen a. See, den 5. September.

Mein lieber, alter Freund!

Alles ist entschieden — — und alles ist zu Ende! — — Als ich hierher kam, ahnte ich freilich nicht, daß mein Schicksal sprungbereit im Hinterhalt lauerte. Und doch ist es über mich hergefallen und hat mich zu Boden gerissen. — —

Diese Zeilen, mein lieber Paul, sollen Dich herzlich und treu von mir grüßen . . . Ich gehe siegend unter, um in dem mörderischen Kampfe meines geistigen und körperlichen Ich beiden Teilen gerecht zu werden. . . . Doch ich will Dir kurz den entscheidenden Hergang erzählen. . . . Als ich heute nachmittags durch das rückwärtige Parkthor schritt, um — wie in den letzten Tagen unaufhörlich — nach Eva zu suchen, die mir im Hause selbst unsichtbar geworden war, trat sie mir im selben Augenblick ohne Scheu oder Trotz entgegen. Ich glaube, sie hatte mich erwartet. Sie trug ein zusammengerolltes Blatt in der Hand, das sie mir mit energischer Gebärde überreichte. Ich entrollte es neugierig und erblickte eine außerordentlich gelungene Wiederholung der Zeichnung, die ich damals vor ihren Augen zerrissen. Jetzt begann ich zu verstehen. Sie hatte also geglaubt, es sei die Unzulänglichkeit der Arbeit gewesen, die mich zu dem rauhen Betragen veranlaßt hatte. — —

Mit unwillkürlicher Rührung streckte ich ihr die Hand entgegen, wie zur Versöhnung. Aber sie sah mich nur an —, stieß meine Hand zurück und lief — in der Richtung nach dem Hause zu — davon. Ich eilte ihr nach und erreichte sie unter dem Thorweg des Hauses, das zu dieser Stunde wie ausgestorben dalag. Auf der ersten Stufe, — wo sie mir damals die Rosen überreicht hatte, war ich ihr endlich so nahe gekommen, daß ich von rückwärts meine Arme fest um sie schlingen konnte.

Von dem Augenblicke an, als meine Arme sie umfaßt hatten, schien sie jede Kraft zum Widerstande verlassen zu haben. — Sie lehnte sich zitternd, wie besiegt — eng an meine Schulter. Und in dem dämmrigen Treppenhause fand ich unter ihren leidenschaftlichen Küssen die Entscheidung. Auf den Lippen jubelndes Lachen und im Herzen die Gewißheit jauchzenden Untergangs trug ich sie die Stiege empor. — Niemand hat uns gesehen. — —

Na — ich habe sie besessen — und habe mir trotzdem alles bewahrt, was mir befiehlt, morgen ihr und mein Leben zu enden. — Warum ich es nicht sofort gethan? Paul — ich habe es nicht können in dem Moment — wo sie in meinen Armen lag — wo sie sich mir gab. — — — Aber ich fühle jetzt ganz deutlich, daß ich sie früher oder später auch ohne ihren Willen genommen hätte.

Und das ist es eben, was mich zum Tode verdammt, daß ich mir selbst nicht Stand halten konnte, entgegen all meiner klaren Einsicht und meiner festen unverrückbaren Ueberzeugung. Und weil ich so tief herabgesunken bin von der Höhe meines festen, beherrschten Willens, weil ich zu schwach war, um siegreich mit dem Leben zu kämpfen, muß ich wertloser Unterlegener mich aus der Welt schaffen, die keinen Raum hat für Krüppel und Schwächlinge.

Und alle die Pflegebefohlenen von Neubergen nehme ich mit mir.

Das Boot, das mich in wenigen Stunden mit den taubstummen Kindern nach Fluring zur Kirche bringen soll, wird mitten auf dem See kentern und seine armselige Ladung von wertlosem Menschenmaterial, von mißratenen Schöpfungen in die Tiefe senken — aus dem Leben fort, an das wir kein Recht haben, weil es den Starken und Großen allein gehört! —

Lebewol!

Und wenn ich morgen meine ahnungslose Eva und die mir anvertrauten Kinder mit mir in den Tod rudere, so tue ich das einzige, was mir auf Erden Großes zu tun vergönnt war.

Robert.



Neue Opern.

I.

Der Bärenhäuter.

Oper in 3 Akten. Dichtung von Herrmann Wette. Musik von Arnold Mendelssohn.

Zum erstenmale aufgeführt im Theater des Westens.

Richard Wagner hat bekanntlich seinem Schüler Engelbert Humperdinck das deutsche Märchen als die Quelle bezeichnet, aus der in Zukunft der Stoff für das musikalisch dramatische Kunstwerk zu schöpfen sei. Diesem Hinweise folgend, schuf Humperdinck „Hänsel und Gretel" und erzielte damit einen ganz außergewöhnlichen Erfolg. Seitdem haben nicht nur Opernlibrettisten, sondern unsere modernsten dramatischen Dichter sich auf das deutsche Märchen besonnen, und letztere, wie bekannt, zum Teil mit ebenfalls großem Erfolge. Auf dem Gebiete der Oper ist dieser Erfolg bis jetzt kein nachhaltiger gewesen. Die Gründe hierfür sind nicht so leicht aufzufinden, wie es scheinen möchte. Vielleicht war es in „Hänsel und Gretel" nicht allein das Märchenhafte sondern in höherem Grade das Kindliche in der Dichtung wie in der Musik, das die Herzen von Jung und Alt bezwang. Tatsache ist, daß Humperdieck es nicht vermocht hat, durch seine Musik zu Rosmers „Königskindern" die Hoffnungen zu erfüllen, die man auf ihn setzen durfte.

Auch späteren Märchenopern war das Glück nicht hold, Thuilles „Lobetanz" leider nicht ausgenommen. Was wird nun dem „Bärenhäuter" beschieden sein?

Merkwürdig genug ist es, daß sich dieses Märchen-

stoffes — er ist den beiden Grimmschen Märchen „des Teufels rußiger Bruder" und „der Bärenhäuter" entlehnt — zwei Dichter resp. Komponisten zugleich bemächtigt haben. Es läßt dies darauf schließen, daß die Idee möglicherweise von einem Dritten stammt, vielleicht von Richard Wagner, denn Humperdinck ist Richard Wagners Schüler, Siegfried Wagners Lehrer und Herrmann Wettes Schwager. Siegfried Wagners „Bärenhäuter", von ihm gedichtet und komponiert, werden wir demnächst im Königlichen Opernhause kennen lernen; wir haben es jetzt mit dem Wette-Mendelssohnschen zu thun. Wettes Dichtung weicht von Grimms Märchen wesentlich ab. Ihr Inhalt ist kurz folgender: der Knecht Ruppert liebt Anna, die Tochter des Dorfschulzen und will sie freien; er wird zwar von ihr wieder geliebt, vom Vater aber, dem Anna nicht zu widersprechen wagt, hohnvoll abgewiesen. Rachebrütend stürmt Ruppert davon und trifft im Walde den Teufel, der ihm Befriedigung seines Rachedurstes und reichen irdischen Besitz verspricht, unter der Bedingung, daß Ruppert ein Jahr in der Hölle als Knecht dient. Während dieser Zeit muß er als Kleid ein Bärenfell tragen und darf sich weder waschen noch kämmen, auch weder Haare noch Nägel kürzen. Nach Ablauf seiner Frist darf er in die Welt zurück, verfällt aber dem Teufel für immer, wenn ihn nicht eine „reine Maid" durch einen „reinen Kuß" erlöst. Nun begegnet ihm Anna, der er sich zu erkennen gibt, die aber, durch sein tierisches Aussehen entsetzt, davon läuft. Sogleich entführt ihn der Teufel wieder in die Hölle; in Anna aber ist inzwischen die Liebessehnsucht so stark geworden, daß sie selbst in der Hölle erscheint und den Geliebten erlöst. — Es ist dem Textdichter nicht gelungen, dramatisches Leben in das Märchen zu bringen; er hat einen richtigen „Operntext" geliefert und dem Komponisten meist lyrische Stimmungen und einen ganzen Ausstattungsakt geboten. Dieser letztere, es ist der zweite des Werkes, gibt dem Ganzen etwas opernhaftes. Der Dichter wollte dadurch wol Bühnenwirksamkeit erreichen, was ihm aber wenig gelungen ist. Und die Bühnenwirksamkeit fehlt auch der Musik; diese letztere ist nicht mit den kräftigen Pinselstrichen des Dekorationsmalers geschaffen, sondern von einer Feinheit, die erst bei näherer Betrachtung erkannt wird, der aber die spontane Wirkung im Theater versagt ist. So hört man den lyrischen Ergüssen des Komponisten mit Freuden zu; wenn man aber einen „Höllenlärm" oder dramatische Wirkungen erwartet, so ist man enttäuscht. Im Grimmschen Märchen heißt es vom „rußigen Bruder", er „ging herum und machte Musik, denn das hatte er beim Teufel in der Hölle gelernt"; Mendelssohn hat dort das Musikmachen sicher nicht gelernt. Seine Kunst hat nichts teuflisches an sich, aber sie ist bedeutend und von höchstem Reize, wenn er sich auf seinem eigensten Gebiete, nämlich auf dem der Lyrik, bewegt. Warten wir indes ab; vielleicht ist ihm auch auf dramatischem Gebiete noch Erfolg beschieden, wenn er einen Textdichter findet, der ihm die erforderliche Grundlage bietet. — Das Theater des Westens verfügt leider nicht über die Kräfte, welche nötig sind, um ein derartiges Werk, wie das vorliegende, zu vollendeter Darstellung zu bringen. Nur zwei Künstler sind lobend zu erwähnen: der Leiter des Ganzen: Herr Kapellmeister Sänger und der treffliche Darsteller des „Satan" Herr Fr. Schwabe.

Paul Geyer.

Chronik.

Preis-Ausschreiben.

Zur Förderung der Wissenschaft und im Interesse des Vaterlandes ist den Unterzeichneten die Summe von 30000 Mk überwiesen worden, um nachfolgende Preisaufgabe zur Lösung zu stellen.

Wir haben gerne die Aufgabe übernommen, die Ausführung der hochherzigen Stiftung zu leiten. Indem wir das Thema veröffentlichen und die Bestimmungen beifügen, nach welchen die Erteilung der Preise erfolgen wird, richten wir an wissenschaftlich gebildete Männer die Aufforderung, sich der Bearbeitung der interessanten und zeitgemäßen Aufgabe zu widmen.

Thema.

Was lernen wir aus den Prinzipien der Descendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwickelung und Gesetzgebung der Staaten?

Erläuterungen.

Bei der Bearbeitung des Themas sind folgende Gesichtspunkte zu beachten:

A. Die Vererbung. Sie bedingt die natürliche Veranlagung des Menschen, seine angeborenen (ererbten) Geistes- und Charaktereigenschaften, seine egoistischen Triebe, Familientriebe, sozialen Triebe &c.

Die natürliche Veranlagung ist in den Grundzügen bei allen Menschen gleich; aber bei genauerer Betrachtung erweist sie sich bei verschiedenen Menschen als ungleich, indem sie von den Familienanlagen abhängt, welche von väterlicher und mütterlicher Seite durch natürliche Vererbung auf den Einzelnen übergegangen sind. Die Beachtung der natürlichen Vererbung und der daraus folgenden Verschiedenheit der Anlagen ist für das Verständnis der sozialen Verhältnisse von großer Wichtigkeit.

Eine Veränderung der natürlichen Veranlagungen in einem Volke kann nur in sehr langen Zeiträumen stattfinden; sie ist möglich entweder durch Selektion oder durch Uebertragung erworbener Eigenschaften (letzteres wird von manchen Naturforschern bestritten).

B. Die Anpassung und die Tradition. Zu der natürlichen Anlage kommt bei jedem einzelnen Individuum die Anpassung an die Umgebung hinzu, bedingt durch die Erziehung, das Beispiel der Eltern, den Unterricht, eigene Erfahrungen &c. insbesondere auch durch überlieferte Anschauungen, Sitten und Gesetze, also durch die ganze Tradition.

Im Volke (insbesondere bei einem Kulturvolke) ist die Tradition in fortwährender Veränderung begriffen. Allmählich ändern sich sowohl die wirtschaftlichen Verhältnisse (Zunahme der Bevölkerung, Fortschritte der Technik, Erleichterung des Verkehrs, Aenderung der Erwerbsverhältnisse &c.) als auch theoretische Lehren (Fortschritt der Wissenschaft, Einfluß litterarischer Persönlichkeiten &c.); dazu kommen die Aenderungen politischer Verhältnisse, welche nicht allein von der ganzen Lage des Volkes, sondern auch von dem Wirken einzelner mächtiger Personen abhängen. Alle diese Veränderungen ziehen allmählich Aenderungen der Sitten und Anschauungen nach sich und diesen folgend Aenderungen der Institutionen und Gesetze.

Im Volke als Ganzem können sich Aenderungen der Anschauungen und Sitten nur langsam vollziehen, denn die überlieferten Anschauungen sind der jeweiligen Generation fest eingeprägt; dasselbe gilt von dem Rechtsbewußtsein, welches den traditionellen Anschauungen und Sitten entspricht, aber auch mit der Gesetzgebung in einer gewissen Wechselbeziehung steht.

Die jeweilige Gesetzgebung des Volkes ist das Produkt der Tradition althergebrachter Normen und der Anpassung an die momentanen Daseinsbedingungen und die daraus entstandenen Anschauungen.

Die neuen Gesetze stellen sich (soweit sie nicht willkürlich gegeben wurden) als Anpassungen dar, welche den veränderten Erwerbsverhältnissen und Anschauungen entsprechen. Da die Grundbedingung einer gesunden und rationellen Weiterentwickelung in der gründlichen Kenntnis und gewissenhaften Befolgung überlieferter Gesetze und Institutionen zu suchen ist, so kann auch von einer ferneren rationellen Entwickelung der Institutionen auf Grund der Anpassung nur dann die Rede sein, wenn der Geist der bestehenden Institutionen sozusagen in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen ist. Soweit dies nicht der Fall ist, kann eine versuchte Weiterbildung der Gesetzgebung nur illusorischen Wert haben (einen scheinbaren Fortschritt bedeuten).

Eine langsame stetige Entwickelung der Gesetze und Institutionen, welche mit der Aufnahmefähigkeit des Volkes

Schritt hält, trägt demnach am meisten zum gesunden Fortschritt des Volkes bei.

Bei den Ausführungen ist in Bezug auf Abschnitt A eine Darstellung der natürlichen Vererbung erwünscht, in Bezug auf B sind Beispiele aus der Geschichte zu erbringen. Am Schlusse wären die Tendenzen der politischen Richtungen in Deutschland zu beleuchten (von den Umsturzbewegungen einerseits bis zur Stagnation und dem Rückschritt anderseits).

Bestimmungen.

Die Bearbeitung der gestellten Preisaufgabe soll wissenschaftlichen Wert haben und zugleich gemeinverständlich sein. Die wichtigste Litteratur ist im Original zu berücksichtigen und es ist auf die Werke der Autoren in üblicher Art zu verweisen.

Die eingereichten Arbeiten müssen in deutscher Sprache verfaßt sein und zwar so, daß das Manuskript als druckfertig bezeichnet werden kann. Detailuntersuchungen, welche als Belege dienen und sich nicht gut in den Text einfügen lassen, können als Anhang gegeben werden.

Die Preisrichter werden die Arbeiten nach ihrer wissenschaftlichen Durchführung beurteilen ohne Rücksicht auf die Tendenz oder Parteistellung des Verfassers.

Das Schiedsgericht besteht aus den Herren: Geh. Dr. J. Conrad, Halle, Prof. Dr. D. Schäfer, Heidelberg, und Prof. Dr. H. E. Ziegler, Jena, deren jeder die Arbeiten selbstständig beurteilt. Durch Vergleichung der Urteile der Preisrichter wird von der unterzeichneten Kommission das Endurteil gebildet.

Jede Arbeit ist mit einem Motto zu versehen. Der Name des Verfassers ist in einem verschlossenen Couvert beizufügen, welches dasselbe Motto trägt.

Die Kommission behält sich das Recht vor, die preisgekrönten Arbeiten unter Wahrung des Eigentumsrechts der Autoren zu publizieren. Die von der Kommission nicht zur Publikation beanspruchten Arbeiten werden den betreffenden Autoren zurückgeschickt.

Als I. Preis ist eine Summe von mindestens 10000 Mk. festgesetzt, der II. und III. Preis soll nicht unter je 5000 Mk. betragen, außerdem ist Honorierung weiterer guter Arbeiten in Aussicht genommen.

Die Manuskripte sind eingeschrieben unter der Adresse: An die Direktion des zoolog. Instituts (Prof. Dr. E. Haeckel), Jena, bis spätestens 1. Dezember 1902 einzureichen.

Von ebenda werden Exemplare des Preisausschreibens auf Wunsch zugesandt.

Jena, den 1. Januar 1900.

Prof. Dr. E. Haeckel, Geh. Dr. J. Conrad, Prof. Dr. E. Fraas
(Jena) (Halle) (Stuttgart).

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

Dr. Benno Diederich, der Verfasser der Biographie Zolas in den Leipziger biographischen Volksbüchern, hat jetzt in der Virchowschen Sammlung, welche bislang noch nichts über den berühmten Franzosen enthielt, zwei Essays veröffentlicht. Sie bildeten einen Vortrag, den Diederich in der Hamburger litterarischen Gesellschaft hielt, und werden in dieser Form weitesten Kreisen zugänglich gemacht, und in dieser Zeit, wo der Name Zolas in aller Munde lebt, gewiß einen dankbaren Leserkreis finden. Sie geben im ersten Teil über das große Romanwerk der Rougon-Macquart einen Gesamtüberblick, der die Leser Zolas über den Zusammenhang der einzelnen Romane anschaulich orientiert, im zweiten Teil von des Dichters Schreibart eine charakteristische Seite, die, durch mannigfaltige Beispiele erläutert, zum Verständnis von dessen Kunst einen interessanten Beitrag liefert. Der Verfasser hat sich, der Tendenz der Virchowschen Sammlung entsprechend, von allem abstrakten, litterarischen Theoretisieren ferngehalten, er setzt keinerlei Kenntnisse voraus und führt seine Leser vollkommen unbefangen an die große Romanreihe heran; auch die schwierige Materie der Milieutheorie behandelt er so, daß der Leser, ohne durch akademisches Gestrüpp aufgehalten zu werden, Schritt für Schritt einen klaren Weg wandelt und an den zahlreichen Beispielen sich selbst über dessen Richtigkeit orientieren kann. Im ganzen ein Heftchen, das mancher mit Interesse lesen wird.

* * *

Ludwig Jacobowski gibt im Verlag G. E. Kitzler in Berlin eine Sammlung „Deutsche Dichter fürs Volk“ heraus. Das Heftchen kostet 10 Pfennige. Das Unternehmen stellt sich zur Aufgabe, in „geprüfter Auswahl solche Werke deutscher Dichter darzubieten, die durch Inhalt und Form, durch sittlichen Gehalt und innere Kraft imstande sind, jedermann in ein näheres Verhältnis zu dem großen Poeten unseres Volkes zu bringen.“

Wenn das Heft I „Goethe“, das von Ludwig Jacobowski herausgegeben ist, Erfolg hat, so wird der Herausgeber andere folgen lassen. In Aussicht ist vorläufig genommen:

Ludwig Uhland (Herausgeber Prof. Dr. H. Friedrich),
Matthias Claudius (Herausgeber Dr. Hans Taft),
Friedrich Schiller (Herausgeber Dr. Rudolf Steiner),
Heinrich Heine (Herausg. Fr. v. Oppeln-Bronikowski),
G. E. Lessing (Herausgeber Dr. A. R. Gotendorf)
u. s. f.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: **Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.**

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Erik Pfeffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. **Anzeigen 40 Pfg.** die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 24. März 1900. Nr. 12.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Die Erlöserin.*)

Vor einiger Zeit brachte ich in diesen Blättern eine Besprechung des bedeutenden Buches „Idole" aus der Feder der Wiener Schriftstellerin Rosa Mayreder. In diesem Kunstwerk wird die abstoßende Wirkung geschildert, welche ein junges Mädchen durch eine Weltanschauung erfährt, die das Verhältnis von Mann und Weib nicht nach den Leidenschaften der Seele, sondern nach dem verstandesmäßigen, nüchternen Prinzip der Rasseverbesserung bestimmen will. Die künftige Generation soll, nach einer solchen Ansicht, maßgebend sein für die Verbindung der Geschlechter. Der Doktor Lamaris in den „Idolen" will, daß ein Mann nur mit einem solchen Weibe eine Ehe eingehe, das ihm eine gesunde, starke Nachkommenschaft verspricht. Das Mädchen, das im Mittelpunkte der Mayrederschen Erzählung steht, verabscheut eine solche Lebensauffassung, die alle Bedürfnisse der menschlichen Seele unter den Gesichtspunkt der Rassenhygiene rückt.

Es ist nun interessant, daß fast gleichzeitig mit dieser Erzählung eine andere mit ähnlichem Thema erschienen ist. In ihr wird zur Hauptperson ein Weib gemacht, das durch seine Lebenserfahrung zu dem Gesichtspunkte gekommen ist, den jener Doktor Lamaris aus seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen heraus gebildet hat. Man hat also ganz das Gegenbild des Weibes, das Rosa Mayreder geschildert hat.

Helene hat sich in einen Komponisten verliebt und ihn geheiratet, weil der Sturm der Leidenschaft sie dazu getrieben hat. Sie hat ihm ein Kind geboren, ein krankes zum Leben untaugliches, idiotisches Kind. Der Mann ist der Frau bald mit einer russischen Gräfin untreu geworden. Er endet die zerrütteten Verhältnisse, in die ihn sein Leben gebracht hat, mit Selbstmord. Die junge Witwe lebt zunächst in völliger Zurückgezogenheit. Alle Vorstellungskreise, die sich in ihr ausbilden, stehen unter der Wirkung, die die unglückliche Ehe und das Dasein des idiotischen Kindes auf sie machen. Immer mehr bildet sich bei ihr die Ueberzeugung aus, daß ein sozialer Zustand, der solch idiotische Wesen aufpäppelt, ein verwerflicher sei. So lange sie glauben kann, daß die medizinische Kunst noch imstande sein werde, das Kind zu Verstand zu bringen, hat die Witwe noch einige Hoffnung. Immer mehr aber wird diese Hoffnung zerstört. Und als sie nach einiger Zeit den wiederfindet, der sie einst geliebt und den sie um des Komponisten willen aufgegeben hat, da tritt zugleich die grausige Gewißheit vor ihre Seele, daß das Kind unheilbar ist, daß nie ein Funke von Menschlichkeit aus dessen blöden, tierischen Augen hervorleuchten werde. Der Mann, den sie verlassen, hat ihr die Liebe bewahrt. Sie steht vor der zweiten Heirat. Seine Gesinnung und Weltauffassung können ihr Bürgschaft sein, daß sie in einem neuen Lebenskreise ein Glück finden werde. Da wird sie zur Mörderin ihres Kindes. Sie muß den Mord ihres Kindes als Pflicht betrachten. Denn es kann nur eine gute Handlung sein, durch die ein Geschöpf aus der Welt befördert wird, das nicht

*) Ernst Georgy. Die Erlöserin. Erzählung. Berlin. 1898. In dieser Nummer bringen wir gleichzeitig eine novellistische Skizze desselben Autors. Vergl. Spalte 306.

verdient, ein Mensch genannt zu werden. Dem liebenden Manne aber wird die Ehe mit einer Frau von solcher Lebensführung zur Unmöglichkeit. Er verläßt die Geliebte und sucht Vergessen im fernen Japan, wo sich ihm ein Wirkungskreis bietet — weit weg von dem Orte, an dem er es erlebt hat, daß ein Weib, an das ihn so viele Bande der Seele fesseln, zu solch für ihn verabscheuungswürdiger Tat fähig ist.

Noch ein anderer Mann wird dieser jungen Witwe gegenübergestellt. Auch er fühlt sich stark zu ihr hingezogen. Aber auch er reißt alle Brücken zwischen sich und dem ihm verehrten Weibe ab, als er von ihrer Tat Kenntniß erhält. Sein Verstand muß sogar diese Tat billigen. Aber sein Herz läßt es nicht zu, mit ihr zusammen durch das Leben zu gehen.

Wenn man Ernst Georgys Erzählung mit den allerdings künstlerisch ungleich reiferen „Idolen" Rosa Mayreders zusammenhält, so enthüllt sich uns in beiden Kunstwerken ein charakteristisches Sympton unserer Zeit. Es ist merkwürdig, daß in beiden Fällen ein Arzt den so ungleich gearteten Frauen gegenübersteht. Das eine Mal ist die Weltanschauung, welche die Pflicht gegen die Nachkommenschaft zum Prinzip der Lebensführung macht, durch den Mann vertreten, und bei diesem ein Ergebnis seiner wissenschaftlichen Grundanschauungen. Das andere Mal tritt uns dieselbe Anschauung durch ein Weib repräsentiert entgegen, das durch ihre Erlebnisse auf sie geführt worden ist.

Es ist etwas in den sittlichen Grundtrieben unserer Zeit, das mächtig zu einer solchen Lebensführung hindrängt. Zweifellos aber gibt es Elemente in der Menschennatur, die ihr deutliches „Nein" zu solchen Anschauungen sagen. Der Arzt, der sich durch seinen Bildungsgrad am intimsten mit den physischen Zusammenhängen des Lebens zu befassen hat, wird am leichtesten zu diesem Gesichtspunkt gebracht. Das Weib, das die Leitmotive des Lebens in den Tiefen des Gemütslebens sucht, wird am leichtesten von ihm abgestoßen werden. Das Leben muß grausam mit der Frau umgehen, wenn es sie doch zu ihm führt. Ernst Georgy schildert ein solch grausames Leben. Und der Autor macht zugleich aus dem Charakter des dargestellten Weibes heraus dessen Handlungsweise im hohen Grade glaubhaft. Durch eine unbarmherzige Logik der Tatsachen, aber auch durch eine scharf ausgebildete Neigung zu allem Wolgebildeten, Gesunden, Vollkommenheiten wird Helene zur Kindesmörderin. Welche Mächte in der menschlichen Seele den ethischen Anschauungen widersprechen, die sich bei ihr ausgebildet haben, das zeigt uns Georgy gerade an dem Arzte, dessen humaner Charakter sich von diesem Weibe abwenden muß. Es sind dieselben Mächte, die in dem Mädchen der „Idole" wirksam sind, und die es von Doktor Lamaris' Grundsätzen zurückprallen läßt.

Es ist deutlich sichtbar, wie in unserer Zeit sich die Augen Aller für das Anschauen des Lebens wirklich öffnen. Denn Hand in Hand mit einem solchen unbefangenen Anschauen muß die Wahrnehmung der Gegensätze des Daseins gehen. Ein Verhältnis zur Welt, wie z. B. das christliche, wird eine künstliche Ausgleichung dieser Gegensätze suchen. Es erbaut ein ideales Reich der Harmonie über dem realen Reich der Gegensätze. Aber nicht in der Harmonie, sondern in diesen Gegensätzen selbst spielt sich das Leben ab. Und wer eine ein für allemal giltige harmonische Idealwelt als Oberbau des Lebens errichten will, der hüllt die Menschheit in einen täuschenden Nebel ein. Denn das Leben kann seine Gegensätze nicht auf einmal überwinden; es ist vielmehr selbst ein fortdauernder, nie endender Ueberwindungsversuch, und die Gegensätze treten sogleich immer wieder auf, wenn sie scheinbar überwunden sind.

Ernst Gorgys Erzählung ist in diesem Sinne ein Ergebnis der neuen Weltauffassung. Christentum und Humanitätsideal treten der auf Erlösung der Welt von allem Lebensunfähigen gerichteten Anschauung einer Frau gegenüber. Wer diesem Kampf zweier Lebensgegensätze, die tief im Wesen der modernen Seele wurzeln, Interesse abgewinnen kann, wird das Buch mit Spannung lesen.

Rudolf Steiner.



Die religiöse Bewegung außerhalb Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.*)

Von Dr. E. Loewenthal.

Der Einfluß, den die Aufklärungsepoche des 18. Jahrhunderts auf die Kirche bezw. auf die bestehenden Religionen selbst ausübte, machte sich in Frankreich später geltend, als in Deutschland, der Schweiz und anderen Ländern. Erst von der französischen Schweiz aus fand die Erweckung (le réveil) auch in Frankreich Eingang. Der in Ouchy bei Lausanne gebürtige Alexander Rudolf Vinet, Professor der französischen Litteratur in Basel, machte in Paris durch seine preisgekrönten Schriften „Mémoire en faveur de la liberté des cultes" (1826) und „Essai sur la manifestation des convictions religieuses et sur la séparation de l'église et de l'état" (1842) nicht geringes Aufsehen und brachte den Protestantismus in der damaligen französischen Litteratur zur Anerkennung. 1837 an die theologische Fakultät nach Lausanne berufen, trat er dort 1840 aus der Landeskirche aus, legte seine Professur nieder und trat zur „Freien Kirche" über. Vinet war ein konsequenter Vertreter des religiösen Individualismus und bezeichnete die Verbindung von Staat und Kirche als einen Ehebruch in der Moral.

Als die Erweckung in Frankreich weitere Kreise erfaßte, da machte sich für die liberale Richtung die Notwendigkeit einer bestimmten und klaren Stellungnahme geltend. Hierbei zeigte es sich, daß noch stark am Uebernatürlichen festgehalten wurde. Auf einer Synode in Paris (1848) verlangte Friedrich Monod dementsprechend, daß die Kirche sich von neuem auf eine feste dogmatische Grundlage als Lehrnorm stellen müsse. Da die Liberalen Widerspruch erhoben, zog Monod nebst seinen Anhängern sich zurück und gründete die „Eglise libre". Dieser schlossen sich auch andere Gemeinden pietistischer Richtung an, und so kam die Union des églises évangéliques zustande, die sich bald eine gewisse Geltung zu verschaffen wußte.

*) Aus dem eben im Verlag S. Cronbach in Berlin erscheinender Buche von E. Loewenthal „Die religiösen Bewegungen im neunzehnten Jahrhundert", das den 15. Band des Sammelwerkes „Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwickelung" bildet.

Auf der Universität Straßburg hatte die freiere theologische Richtung schon längere Zeit ihre Anhänger. Hier war der deutsche Einfluß bemerkbar, besonders in der Revue de Strassbourg, herausgegeben von den Theologen Colani und Schérer. In Paris trat der Prediger Athanase Coquerel für die rationalistischen Ideen ein und bekämpfte die positiven Lehren des Christentums.

Inzwischen arbeitete die orthodoxe Partei mit Eifer auf die Einführung einer Synodalverfassung hin, um dadurch die Einheit in der Kirche zu erhalten und die Ausscheidung der Ungläubigen aus der Gemeinde zu bewirken. Dem gegenüber gründete die freisinnige Partei in Paris 1861 die Union protestante libérale, um die Reformbewegung unter den Protestanten Frankreichs zu unterstützen und gab derselben durch Zweigvereine in den Provinzen bald eine bedeutende Ausdehnung. Hierdurch wie durch verschiedene litterarische Streitigkeiten wurde die Spannung zwischen beiden Parteien immer größer, und sie führte 1864 dazu, daß dem Prediger Coquerel junior, der offen zu den Ansichten Renans hinneigte, die Bestätigung als Hilfsprediger des liberalen Pfarrers Martin-Pachoud versagt wurde. Bald darauf wurde auf einer Generalkonferenz der Geistlichen und Aeltesten der reformierten Kirche beschlossen, daß die Autorität, welche den Geistlichen ihr Amt gibt, ganz und gar auf der Uebereinstimmung ihrer Lehre mit den Erklärungen der heiligen Schrift beruhe, besonders auf deren Uebereinstimmung mit der Lehre von der Gottheit Jesu Christi und der Erlösung. Auf Betreiben Guizots, der an besagter Generalkonferenz teilnahm, wurde ein Antrag der Liberalen, der für die Geistlichen die Freiheit des Gewissens und Forschens in allen Sphären ihrer Tätigkeit gewahrt wissen wollte, abgelehnt. Martin-Pachoud wurde vom Konsistorium abgesetzt, was die Regierung jedoch nicht anerkannte.

Im Jahre 1872 erließ Thiers ein Dekret für die Wahlen der 21 Provinzialsynoden. Die Gewählten, 49 Pfarrer und 59 Laien, traten im Juni 1872 zur Generalsynode zusammen. Diese nahm schließlich eine ziemlich positive déclaration de foi an, wonach die Geistlichen auf die Kirchenlehre verpflichtet werden und das Wahlrecht von der Zustimmung zu den in der heiligen Schrift enthaltenen „geoffenbarten Wahrheiten" abhängig sein sollte. Trotz des Protestes vieler liberalen Konsistorien genehmigte die Regierung jene déclaration de foi im J. 1874.

In den Niederlanden wurde durch eine im J. 1816 erneuerte Synodalverfassung das Kirchenwesen, das unter der französischen Herrschaft bedeutende Wandlungen erfahren hatte, wieder mehr dem Einfluß des Staates unterstellt. Im Zusammenhang mit der Veränderung des Staatsgrundgesetzes im J. 1849 wurde das Synodalwesen immer weiter entwickelt. Das Erscheinen des Renanschen Buches „La vie de Jésus" übte auch in den Niederlanden eine tiefgehende Wirkung aus.

Prediger Zaalberg im Haag bestritt in seinen Predigten offen die Gottheit Jesu Christi, das Dasein eines persönlichen Gottes und den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Bei der allgemeinen Synode 1864 wurde deshalb von mehreren Seiten die Frage aufgestellt, wie weit ein Geistlicher in der Verleugnung der Wahrheiten des Evangeliums gehen dürfe, ohne hierdurch die Befähigung zum geistlichen Amte in der Kirche zu verlieren. Die Synode hielt sich zu einer eigenmächtigen Einschränkung der bestehenden Lehrfreiheit nicht für befugt und verwies die etwaigen Kläger bei vorkommendem Mißbrauch der Lehrfreiheit an die betreffenden unteren Behörden. Durch die Maßnahmen der letzteren aber wird die Erschütterung der Grundlagen des alten Glaubens erfahrungsgemäß nirgends aufgehalten.

In den skandinavischen Staaten Dänemark, Schweden und Norwegen trägt die religiöse Bewegung einen sehr verschiedenen Charakter. In der dänischen Theologie machte sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine dem deutschen Rationalismus verwandte Richtung geltend. Professor Clausen (in Kopenhagen) vertrat die Anschauung, daß die katholische Lehre auf traditioneller Grundlage, die protestantische auf dem freien Denken beruhe, daß jene auf historischem Wege ihr Anrecht an den Christennamen geltend mache, diese auf philosophischem Wege ihre Christlichkeit darthun wolle, indem sie die Vernünftigkeit ihrer Prinzipien zu beweisen suche. Gegen diese Grundsätze erhob sich im J. 1825 eine Partei, an deren Spitze Claus Grundtvig stand, der auch als Dichter und Politiker viel von sich reden machte. Derselbe trat in seinen Predigten rücksichtslos gegen den Abfall der Zeit von dem alten Glauben auf und veröffentlichte eine gegen den Rationalismus Clausens gerichtete Schrift unter dem Titel: „Der Kirche Erwiderung gegen den Afterprotestantismus Clausens", — eine Schrift, die für ihn eine Verurteilung wegen Beleidigung zur Folge hatte. Bald darauf legte Grundtvig sein Pfarramt in Kopenhagen nieder, trat aus der Kirche aus, um eine selbständige Richtung einzuschlagen, die in kirchlicher Hinsicht als orthodox, in politischer Hinsicht als liberal zu bezeichnen ist. Dem Einflusse der Grundtvigianer war es zuzuschreiben, daß 1849 die Staatskirche zu einer Volkskirche umgestaltet, 1855 die Kirchspielverbände aufgelöst, 1857 der Taufzwang aufgehoben und 1862 die freie Benützung der Kirchen durch fremde Prediger gesetzlich festgestellt wurde. Durch seine Forderung der „nationalen Erziehung" bekundete Grundtvig besonders seinen Haß gegen alles Deutsche, der sich bis zur Antipathie gegen die lutherische Reformation und die deutsche Wissenschaft steigerte. — Einen bedeutenden Einfluß auf die religiöse Bewegung in Dänemark übte auch Sören Kierkegard (gest. 1855) aus, wenn auch nicht in orthodoxem Sinne, wie Grundtvig. Es war mehr die Schleiermachersche Richtung, der er folgte. Alle objektive Wahrheit erhält nach ihm für den Menschen nur dadurch Bedeutung, daß sie in seine Subjektivität übergeht. Das Christentum ist ihm zwar völlig unabhängig von dem Urteil des Verstandes; dieser hat sich vielmehr demselben als dem Absoluten unterzuordnen; aber erst dann wird es Wahrheit für den einzelnen Menschen, wenn es in ihm subjektiv geworden ist. „Man soll sich daher nicht sowol objektiv mit dem Worte Gottes beschäftigen, nicht sowol den Spiegel, den es uns vorhält, von außen beschauen, als sich selbst in demselben befruchten. Das offizielle Massenchristentum dagegen hat keinerlei Wert". — Aus all dem ersieht man, daß die religiöse Bewegung in Dänemark in Bezug auf die Glaubensfragen selbst keine besonders tiefgehende war und daß im wesentlichen nur die Verfassung der Kirche im Laufe des 19. Jahrhunderts eine freiere wurde.

Die Entwickelung des religiösen Lebens in Norwegen gleicht im großen und ganzen derjenigen in Dänemark. Grundtvigs Einfluß hat sich auch dorthin erstreckt, bis er von den beiden Professoren Caspari

und Johnson ernstlich bekämpft wurde, von jenem durch wissenschaftliche Widerlegung der Grundtvigschen Ansichten über das apostolische Glaubensbekenntnis, von Johnson durch Anfeuerung zur praktischen Betätigung des Christentums, wenn auch mehr in pietistischem Sinne. Im übrigen ist es mehr dem aufgeweckten Sinn der norwegischen Bauern, als den Bemühungen der Theologen zuzuschreiben, daß im J. 1844 in Norwegen freie Religionsübung zum Gesetz erhoben wurde und daß alle Norweger ohne Rücksicht auf ihr religiöses Bekenntnis gleiche Rechte genießen. Seit 1851 wurde diese Gleichberechtigung auch auf die Juden ausgedehnt. Durch diese politische Reform ist auch in diesem Lande der Weg für weitergehende religiöse Reformen freigelegt worden.

Wie in Dänemark und Norwegen, so wandelt auch in Schweden die Theologie im allgemeinen in den Fußstapfen Deutschlands. Von selbständiger Forschung ist kaum die Rede. Je starrer aber das Verhalten der lutherischen Orthodoxie in den skandinavischen Ländern ist, desto größer ist der Abstand der Kirchenlehre von dem modernen Zeitbewußtsein, wie es aus dem modernen Wissen sich entwickelt. Pfarrer Ignell in Stockholm war es, der in seinem Buche „Geschichte der menschlichen Entwickelung" den Gegensatz der letzteren zu dem Stillstand der kirchlichen Orthodoxie offen zum Ausdruck brachte. Von philosophischem Standpunkte trat gegen letztere Boström, ein Professor der Philosophie in Upsala, auf und bald mehrten sich die Stimmen in dieser Richtung. Der offizielle Einfluß der Kirche wurde aber erst durch das Dissidentengesetz von 1860 verringert, durch welches die schon 1809 formell anerkannte Kultusfreiheit endlich ihre Verwirklichung fand. Im Jahre 1866 traten weitere kirchliche Reformen ein. Besonders wurde die ständische Vertretung des Klerus aufgehoben.

Außerordentlich reich an konfessionellen Streitigkeiten war seit der Zeit der Reformation Großbritannien. Aber es handelte sich dabei fast immer mehr um Aeußerlichkeiten und um kirchenpolitische Fragen, als um eine tiefer gehende religiöse Bewegung. Der Engländer liebt die Frömmigkeit als eine Art Erholung von dem materiellen Geschäftsleben, ohne sich über den Inhalt des Glaubens, zu dem er sich bekennt, den Kopf zu zerbrechen. — Die englische Hochkirche oder die anglikanische Kirche beruht im wesentlichen auf protestantischer Grundlage, behielt aber das Episkopal-System bei. Schon dieser Umstand gab Anlaß zur Bildung zahlreicher protestantischer Sekten, welche sich vom Episkopal-System lossagten. Solche Sekten sind die Presbyterianer, die Methodisten oder Wesleyaner, die Unitarier, die Kongregationalisten oder Independenten, die Baptisten, Irvingianer und Quäker.

Mit der Erneuerung des religiösen Lebens um die Mitte des 19. Jahrhunderts wandte man sich besonders gegen das Recht der Grundbesitzer, ohne Befragung der Gemeinden, Prediger einzusetzen. In der General-Synode von 1834 beschloß man auf Antrag des Predigers Thomas Chalmers, daß die Gemeinden künftig dem vom Grundbesitzer (Patron) präsentierten Geistlichen gegenüber ein Einspruchsrecht (Veto Law) erhalten sollten. Die Gerichtshöfe stellten sich auf die Seite der Grundbesitzer. Dieser Eingriff der weltlichen Macht steigerte die Erbitterung; und da das Parlament keine Abhilfe schaffte, erklärten auf der Generalsynode von 1843 gegen 500 Geistliche und etwa 150000 Laien unter Protest gegen den Gewissenszwang und die durch weltliche Gewalt der Krone Christi angetane Schmach aus der Established Church aus und bildeten eine neue Gemeinschaft: die Free Church. Letztere gab Kirchen und Kirchenvermögen preis und stützte sich auf freiwillige Beiträge ihrer Mitglieder. Hunderte von Kirchen wurden gebaut, ein neues Kolleg unter Leitung von Chalmers wurde gegründet. Das Patronatswesen ist endlich durch Parlamentsbeschluß im Jahre 1874 aufgehoben worden, ohne daß jedoch die „freie Kirche" sich mit der Hochkirche wieder geeinigt hätte.

Ein seit 1846 in England gebildeter Evangelischer Bund (Evangelical Alliance) sollte gegen den immer mächtiger um sich greifenden Katholizismus alle protestantischen Kräfte sammeln. Ein großer Erfolg wurde aber damit nicht erzielt.

Die Broad-Church-Party (breitkirchliche Partei) suchte die Gegensätze zu mildern und dem Einflusse der theologischen Wissenschaft die Wege zu ebnen. Der Anschluß an die deutsche Theologie erregte aber Widerspruch, soweit sie mit der überlieferten Lehre brach. Besonderes Aufsehen machte die in den Bahnen der Tübinger Schule wandelnde seit 1874 erscheinende Revue „Supernatural Religion". Hier ist auch des Konfliktes zu erwähnen, den der Bischof Colenso von Port Natal hervorrief, indem er in einem Werke über den Pentateuch rationalistischen Ansichten Ausdruck gab, die Wunder leugnete und sich so ziemlich zu dem Standpunkt von David Strauß bekannte. Die anglikanischen Bischöfe in Südafrika veranlaßten seine Absetzung. Der oberste geheime Gerichtsrat in London aber, vor den er geladen war, sprach ihn frei.

Die Spuren des englischen Deismus, der den Ausgangspunkt der Aufklärungsepoche des 18. Jahrhunderts bildete, sind im 19. Jahrhundert in England eher verwischt, als vertieft worden. Nur vereinzelt tritt der offene Widerspruch gegen das Christentum und den Offenbarungsglauben überhaupt in die Erscheinung. So vertrat Holyoake, ein Freund des Saint-Simonisten Robert Owen, seit 1846 in seiner Zeitschrift "The Reasoner" den „Non Theism", der Gott und die Religion nicht bekämpft, sondern lediglich unbeachtet und beiseitegesetzt wissen will. Die Anhänger Holyoakes, die sich Säkularisten nennen, wissen, wie sie sagen, nichts von der jenseitigen Welt und ihren sittlichen Ordnungen. „Was vor und hinter uns liegt, ist verhüllt, forschest du danach, so erhältst du nur einen Wiederhall auf deine Frage zur Antwort, gleich als hättest du in einen Abgrund geschrieen." Die Moral der Säkularisten beruht nur auf dem Nützlichkeitsprinzip. Nach Holyoake trat Bradlaugh an die Spitze der Säkularisten. Derselbe machte sich besonders bekannt durch seine Weigerung, den Eid als Parlamentsmitglied zu leisten. Etwas Positives wissen die Säkularisten dem alten Glauben so wenig entgegenzustellen, wie die freireligiösen Gemeinden in Deutschland.

In Nordamerika, wo der Staat sich um die kirchlichen Dinge garnicht kümmert, spielt die äußere Religiosität trotzdem eine große Rolle. Die Sonntagsfeier, der zahlreiche Kirchenbesuch u. dgl. erinnern vollständig an die Verhältnisse in England, von wo Nordamerika bekanntlich den ersten Stamm seiner europäischen Bewohner erhielt. Die eigentümliche Entwickelung der Religiosität bei den Amerikanern hängt, wie Gieseler in seiner Kirchengeschichte treffend ausführt, eng mit ihrem leidenschaftlichen Streben nach Erwerb und Gewinn

zusammen. Dieses Streben nimmt fast ihre ganze Zeit und ihre ganzen Kräfte in Anspruch. Je mehr bei ihren Handelsunternehmungen ihr Vermögen und damit ihr irdisches Glück auf dem Spiele steht, und je größer die Sucht nach Gewinn ist, desto größer ist auch ihr Bedürfnis, den göttlichen Segen und Beistand für ihr Treiben zu erflehen. Auf der anderen Seite kommen so manche gewagte und unreelle Machenschaften in der Jagd nach dem Golde vor, daß das Gewissen der Betreffenden Erleichterung im Gottesdienst sucht. Es handelt sich hier also um jene abergläubische Religiosität, welche durch äußerliche Frömmigkeit und Geldspenden für religiöse Zwecke Gott zu gewinnen und zu versöhnen meint. Im übrigen wird die Religion genommen, wie die Kirche sie bietet; und die Frommen dieser Art rechnen es sich sogar zum Verdienst an, unverändert und ohne Prüfung alles zu glauben, was dargeboten wird. Immerhin ist dieser dem freien Antrieb entspringende Sinn für Religiosität als ein Anzeichen idealer Richtung zu betrachten, daß gerade angesichts der amerikanischen Freiheit und Urwüchsigkeit in religiösen Dingen noch zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Einen interessanten Beleg dafür, daß auch der Staat einer bestimmten Religion, bezw. Weltanschauung als Richtschnur für seine Handlungsweise bedarf, liefern die Vereinigten Staaten von Nordamerika insofern, als sie trotz der Trennung von Staat und Kirche in allen ihren Einrichtungen von den hergebrachten religiösen Voraussetzungen ausgehen und ihnen gerecht zu werden suchen. So wird sogar jede Kongreß-Sitzung in Washington mit Gebet begonnen. Der Präsident ernennt für Armee und Flotte besondere Feldprediger. Auch bestehen in den meisten Einzelstaaten strenge Gesetze zur Bestrafung der Gotteslästerung, der Angriffe gegen das Christentum und die Entweihung des Sonntags. All dies findet statt, obwol der Staat mit den einzelnen Kirchengesellschaften und Konfessionen als solchen durchaus nichts zu tun hat. Letztere sind ausschließlich auf freiwillige Beiträge angewiesen.

Die kirchlichen Sekten sind in Amerika noch zahlreicher als in England, aber die hauptsächlichsten Genossenschaften sind noch dieselben, nämlich: Anglikaner, Presbyterianer, Kongregationalisten oder Independenten, Methodisten und Baptisten, Darbysten und Irvingianer. Dazu kommen aber noch deutsche Lutheraner und Reformierte, Herrnhuter und Swedenborgianer, Unitarier und Quäker, die aus Württemberg stammenden Rappisten, Jumpers, Shakers und als das widerlichste Erzeugnis der Sektirerei, die Mormonen.

Anerkennenswert ist im allgemeinen die große Energie der Amerikaner auf dem kirchlich-praktischen Gebiete. Alle Konfessionen und Sekten haben besondere Einrichtungen für Zwecke der Woltätigkeit und unterhalten Beziehungen zu den großen Woltätigkeitsgesellschaften in New-York. Die Extreme berühren sich in dieser Hinsicht in Amerika. Neben der größten Gewinnsucht geht eine Freigebigkeit für humanitäre Zwecke einher, die unserer europäischen Welt als leuchtendes Beispiel dienen kann.

Von einer tiefer gehenden, dem blinden Glauben überhaupt entgegengesetzten religiösen Bewegung sind in Amerika bis jetzt nur schwache Spuren vorhanden. Hat aber eine solche dort erst Wurzel gefaßt, so ist nach dem Charakter der Amerikaner zu erwarten, daß die alte Welt von der neuen in dieser Hinsicht rasch überflügelt wird.

In den Ländern, in denen die griechisch-katholische Kirche die herrschende ist, also vor allem in Rußland, und Griechenland beschränkte sich die religiöse Bewegung auch im 19. Jahrhundert auf die Sektirerei innerhalb der Kirche, von der die Grundlagen des christlichen Glaubens im allgemeinen wenig berührt werden. Die Zahl der Sekten der griechisch-katholischen Kirche beläuft sich auf nahezu 200. Die beiden Hauptsekten sind die Popowschtschina oder die mit Priestern versehenen und die Bespopowschtschina oder die priesterlosen Raskolniken (Abtrünnige). Unter den letzteren macht sich ein gewisses lichtfreundliches, freireligiöses, aber anderseits auch ein mystisch-antikirchliches Streben geltend. — An der Spitze der griechisch-katholischen Kirche steht in Rußland der Zar selbst, in dessen Namen der „Heilige dirigierende Synod“ die Kirche verwaltet. Die Unduldsamkeit der griechisch-katholischen Kirche gegenüber den andern christlichen Konfessionen findet in dem Artikel 198 des russischen Strafcodex ihren Ausdruck. Derselbe lautet:

„Eltern, welche durch das Gesetz verpflichtet sind, ihre Kinder in der rechtgläubigen Konfession zu erziehen und denselben die Taufe oder andere Sakramente nach den Gebräuchen einer anderen christlichen Kirche erteilen lassen, werden zu einer Gefängnisstrafe von 1—2 Jahren verurteilt. Ihre Kinder werden rechtgläubigen Anverwandten oder in Ermangelung solcher einem von der Regierung zu wählenden rechtgläubigen Vormund zur Erziehung übergeben“.

Wie in Rußland, so ist auch in Spanien von einer dem Geiste der Neuzeit entsprechenden religiösen Bewegung noch wenig oder garnichts zu verspüren. Diese Länder sind bezüglich der allgemeinen Volksbildung noch um hundert Jahre im Rückstande. Erst wenn sie die sog. Kulturstaaten in besagter Hinsicht eingeholt haben werden, wird auch für sie die Stunde der religiösen Erneuerung schlagen.



Moderne Sittlichkeitsbestrebungen.

Von **Johannes Gaulke**.

Der Gesetzesparagraph ist zum Allheilmittel der gesellschaftlichen Schäden geworden. Er ist in den Dienst der Ordnung, Religion und guten Sitte gestellt. Durch ihn glaubt sich der Staat gegen revolutionäre Umtriebe schützen zu können, durch ihn glaubt er aber auch den Fortschritt der Kultur und die Ueberwindung überkommener Ideen aufhalten zu können.

Das letzte Decennium dieses Jahrhunderts hat eine wundervolle Blütenlese von Gesetzesvorlagen aufzuweisen, die der Betätigung des Individuums auf politischem, religiösem, ethischem oder erzieherischem Gebiet eine Schranke auferlegen sollen. Der sog. Umsturzvorlage ist die Zuchthausvorlage gefolgt. Beiden ist aber ein frühzeitiges unehrenhaftes Ende von den gesetzgebenden Körperschaften bereitet worden. Ein zäheres Leben dagegen scheint die sog. lex Heinze zu haben, ein Gesetzentwurf, der die Verschärfung der strafgesetzlichen Bestimmungen bezüglich Verbrechen und

Vergehen wider die Sittlichkeit bezweckt. In Anbetracht der puritanischen Unterströmung ist es nicht ausgeschlossen, daß der Entwurf noch in dieser Legislaturperiode Gesetz wird.

Gegen die bösartigen Begleiterscheinungen der Prostitution (§§ 180, 181) und gegen die Lüsternheit (§ 184) ist die lex Heinze gerichtet. Der derzeitige Prozeß gegen das Heinzesche Ehepaar hatte Zustände sittlicher Verkommenheit ans Tageslicht gefördert, die nach Abhilfe schrieen. Um ein soziales Uebel zu heilen oder wenigstens in seiner Wirkung abzuschwächen, muß man es in seinem Wesen zu ergründen suchen. Für das Vorhandensein der Prostitution wird in erster Linie die wirtschaftliche Not verantwortlich gemacht. Doch wirken auch noch eine ganze Reihe anderer Faktoren zusammen, die tausende und abertausende von unerfahrenen Mädchen in die Arme der Prostitution treibt: Der Hang zum Müßiggang und Genußleben, ein angeborenes oder anerzogenes sittliches Defekt, eine unglückliche Liebschaft, ein sog. Fehltritt u. s. f. Die Prostitution ist zu einem Beruf geworden, der sich wie jeder andere nach Angebot und Nachfrage reguliert. Darum ist es auch ganz gleichgültig, ob die wirtschaftliche Misère oder andere Uebelstände das einzelne Weib zwingt, sich zu prostituieren, die Prostitution als soziale Erscheinung betrachtet, wurzelt in den allgemeinen wirtschaftlichen Zuständen. Sie ist vorhanden, weil eine dauernde Nachfrage nach ihr vorhanden ist. Die meisten Männer kommen heute erst in vorgeschrittenen Jahren dazu, eine Ehe einzugehen — was liegt da näher, als daß sie bis dahin ihren Geschlechtstrieb auf illegitimem Wege befriedigen! Damit ist die Prostitution das Korrektiv der bürgerlichen Ehe, eine soziale Notwendigkeit geworden, die nicht durch Gesetzesparagraphen aus der Welt zu schaffen ist. Ehe und Prostitution sind zwei in der bürgerlichen Gesellschaft nebeneinander bestehende, das Geschlechtsleben regelnde Institutionen. Wir wollen sie im Folgenden auf ihren „sittlichen" Wert hin einer näheren Betrachtung unterziehen.

I.

Seit Jahrtausenden gilt die Inferiorität des Weibes in intellektueller Hinsicht und damit auch in gesellschaftlicher als ein Satz, an dem nicht ohne Gefährdung der allgemeinen Sittlichkeit und der Gesellschaftsordnung zu rütteln ist. Das Weib wird nicht als ein freier Mensch, sondern lediglich als Geschlechtswesen, als ein notwendiges Requisit der gens humana zur Erhaltung der Art bewertet. Die geschlechtliche Funktion, das Kinderempfangen und Gebären, ist sein eigentlicher (natürlicher) Beruf.

Die Erziehung des Weibes wird in allen Gesellschaftsschichten wesentlich von diesem Gesichtspunkte geleitet. Namentlich werden die Töchter des Mittelstandes, der mehr scheinen will als er ist, lediglich auf den Männerfang abgerichtet — nicht aber zur Ehe erzogen. Die Schulbildung der „höheren Tochter" ist eine mangelhafte, der Lehrstoff ist weniger dazu angetan, das Urteilsvermögen zu schärfen, als eine Menge Formen — und Gedächtniskram, der den Anschein einer tieferen Bildung erweckt, der Schülerin einzuschärfen. Die Chancen eines Mädchens, das für den Männerfang abgerichtet ist, sind immer größere, als die eines solchen, das einen praktischen Beruf erlernt hat. Glücklicherweise ist die „höhere" Tochter dank der Verschiebung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu Ungunsten des Mittelstandes im Verschwinden begriffen und manche von ihnen ist schon genötigt, — wenn auch nur ganz im Geheimen — mitzuverdienen. Damit sind aber die hergebrachten Anschauungen über die Stellung des Weibes in der Gesellschaft und im Wirtschaftsleben noch lange nicht überwunden. Es gilt häufig noch als erniedrigend, wenn die Tochter des Hauses einen praktischen Beruf, als Handarbeiterin, Verkäuferin, Buchhalterin u. s. w. ausübt. Und geht es nun einmal nicht ohne einen solchen ab, dann wird er meistens als eine recht unangenehme Zwischenstation betrachtet, das Endziel bleibt immer die Ehe. Mit welchem Raffinement der Männerfang häufig betrieben wird, darüber brauche ich mich nicht zu verbreiten. Das wirtschaftlich schwache Weib muß sich schon mit dem Gedanken an die große Versorgungsanstalt Ehe vertraut machen, das heißt ihre Weiblichkeit gegen Vorzüge materieller Art ausspielen — sich prostituieren.

In vielen Fällen sei es dahingestellt, ob die unfreie, auf Lebenszeit abgeschlossene Ehe oder die freie Prostitution die menschenwürdigere Form ist. Das Freudenmädchen prostituiert lediglich seinen Körper, im übrigen bleibt es in seinen Entschlüssen und Handlungen ein freier Mensch. Die Prostituierte ist nicht durch unlösbare Fesseln an den Mann gebunden, wie die Ehefrau, und daher eine wirtschaftlich und sozial selbständige Person. Eine weibliche Person, die eine Ehe eingeht, begibt sich dagegen fast aller individuellen Rechte. Ihre inferiore Stellung wird allein schon dadurch charakterisiert, daß sie ihren Namen mit dem des Mannes vertauschen muß. Namen machen es freilich nicht. Aber sie sind in unserem Fall doch von Bedeutung. Unterscheidet man doch das verheiratete von dem unverheirateten Weibe durch das Prädikat Frau resp. Fräulein. Darin liegt ausgesprochen, daß das Weib als Aequivalent für den Verlust der sozialen Selbständigkeit in der Ehe eine äußerliche Rangerhöhung erhält. Ursprünglich galt die Bezeichnung „Fräulein" nur den Töchtern des Adels, die Mädchen bürgerlichen Standes wurden „Jungfern" (Jungfrauen) genannt. Im Laufe der Entwickelung verschmolz die Jungfer mit dem Fräulein. Beide Bezeichnungen schließen den Begriff der körperlichen Unberührtheit, der Jungfernschaft in sich — wohl verstanden den herkömmlichen Begriff, denn tatsächlich bezieht sich das Prädikat „Fräulein" nicht auf den physiologischen Zustand des Weibes, sondern es ist lediglich eine Bezeichnung des Familienstandes geworden. Es kann ein verheiratetes Weib, das den Titel „Frau" führt, unter Umständen eine Jungfrau sein, dagegen kann ein Fräulein schon lange vor der Eheschließung aufgehört haben, Jungfrau zu sein. Wir erkennen aus dieser feinen Differenzierung der Titel allein schon, wie gründlich verfahren die Beziehungen der Geschlechter zueinander sind. Der Name ist daher doch von größerer Wichtigkeit, als es erscheinen mag. Würde eine einheitliche Bezeichnung für alle Frauen ohne Unterschied des physiologischen Zustandes eingeführt werden, dann wäre dem unehelichen Geschlechtsverkehr und seinen Folgen schon ein Stück des auf ihm lastenden Makels genommen. Heute unterwerfen sich viele freie Menschen dem Zwang der bürgerlichen Ehe nur aus dem Grunde, um den Kindern einen „ehelichen" Namen zu sichern und sie dadurch vor vielen gesellschaftlichen Nachteilen zu schützen.

Obgleich nun die bürgerliche Ehe als ein veraltetes, mit dem jetzigen Zustand der wirtschaftlichen Verhält-

nisse nicht mehr zu vereinbarendes Institut angesehen werden muß, so geht dennoch die Tendenz der modernen Gesetzgebung dahin, die Ehefesseln fester zu ziehen, als sie zu lockern. Denn was Gott zusammengeführt hat, soll der Mensch nicht trennen. Dabei gibt es aber nicht die geringste Garantie für die Dauerhaftigkeit der Ehe. Der Brautstand, der der Ehe vorausgeht, soll allerdings den künftigen Ehegatten eine Gelegenheit bieten, sich kennen zu lernen und zu prüfen, ob sie für einen Lebensbund geschaffen sind. In den meisten Fällen erfüllt er aber nicht seinen Zweck, sondern er täuscht im Gegenteil die Verlobten über ihren wahren Charakter, namentlich wenn er sich auf viele Jahre ausdehnt und das Dekorum streng beobachtet wird. Man vergegenwärtige sich nur die Folgen! Fortwährend werden die sinnlichen Begierden angestachelt, ohne einen Ausgleich zu finden, physische und psychische Störungen sind meistens die Begleiterscheinungen dieser Verhältnisse. Ist die absolute Enthaltsamkeit in geschlechtlichen Dingen häufig ein Uebel, so artet sie in diesem Fall geradezu zu einer Gewalttätigkeit gegen die Natur aus. Das ist auch ein „sittliches" Moment des Brautstandes!

Ist dann die Ehe in allen Ehren geschlossen, wird den Gatten plötzlich die Erkenntnis werden, eine wie kindische Komödie sie sich im Brautstande gegenseitig vorgespielt haben. Der Sinnesrausch, in dem sie in der Verlobungszeit fortwährend gelebt haben, hat sie zu einem vernünftigen Gedankenaustausch selten gelangen lassen. Nun lernen sie sich aber wirklich kennen und dann folgt eine Enttäuschung nach der andern. Zunächst machen sie die Entdeckung, daß sie in ihren geistigen Anlagen und Bedürfnissen nicht in dem Grade übereinstimmen, wie sie es sich eingeredet haben. Ein anderes trennendes Moment ist das verschieden abgestufte sinnliche Verlangen der Eheleute, das nicht selten der Grund unglücklicher Ehen und einer vollständigen Entfremdung ist. Haben sie sich von dem konventionellen Sittlichkeitsbegriff freigemacht, dann werden sie die Befriedigung, die sie in der Ehe nicht gefunden haben, außerhalb derselben suchen. In diesem Falle wird die Ehe als ein notwendiges Uebel, dem nun mal keiner entgehen kann, mit in den Kauf genommen und es kann — vorausgesetzt, daß die Ehegatten gelernt haben, die menschlichen Schwächen milde zu beurteilen — immerhin zu einem leidlichen Einvernehmen zwischen ihnen kommen. Bei weitem schlimmer bestellt ist es aber, wenn sie über die „Heiligkeit" der alten Form nicht hinwegkommen können und sich verpflichtet fühlen, die äußere Sittlichkeit zu beobachten. Dann hält der Geist der Unzufriedenheit, der Zanksucht und selbst der Gewalttätigkeit seinen Einzug in die Ehe. Das moralische Zuchthaus, in dem der Eingekerkerte stets bemüht sein wird, den lieben Nächsten zu sich hinabzuziehen, ist fertig.

Ein anderes trennendes Moment ist darin zu suchen, daß die wenigsten Mädchen zur Ehe erzogen werden — sie werden, wie ich vorher ausgeführt habe, nur auf den Männerfang abgerichtet. Das heranwachsende Mädchen aus „guter Familie" erfährt so gut wie nichts über die sexuellen Beziehungen der Menschen zu einander, über den Grund der physiologischen Erscheinungen nach erlangter Geschlechtsreife und über den letzten Zweck der Ehe. Ueber das Geschlechtsleben wird ein mystisches Dunkel verbreitet, damit die holde Weiblichkeit nichts von ihrem Duft einbüße. Die äußerliche Schamhaftigkeit mag wol hierdurch gewahrt bleiben, sonst ist aber diese Erziehungsmethode nur dazu angetan, falsche Vorstellungen zu erwecken und die Phantasie krankhaft zu erhitzen. Die verbotenen Früchte schmecken bekanntlich immer am besten. Mit welchem Eifer wird die Bibel auf ihre obscönen Stellen und ihre Schilderungen sexueller Ausschweifungen hin abgesucht! Es dürfte wol wenig Knaben und Mädchen geben, die nicht eine verblüffende Bibelfertigkeit in dieser Hinsicht besäßen.

Kommt nun aber ein in der Keuschheit erzogenes Mädchen, von dem jeder „unreine" Gedanke fern gehalten ist, in die Ehe, so wird es sich in den meisten Fällen recht enttäuscht fühlen, ja es kommt sogar vor, daß eine nach besonders puritanischen Grundsätzen erzogene Jungfrau von einem tiefen Ekel vor dem ihr angetrauten Mann erfüllt wird, der in der Brautnacht sein Gattenrecht beansprucht. Das ist das Endresultat der honetten Erziehung zur Ehe, die im wesentlichen nur auf die Beobachtung veralteter Sittlichkeitsbegriffe und inhaltsloser Formen gerichtet ist. Darum fort mit jeder Ehefessel. Ob die Ehe zu einem Lebensbund wird, kann nur die Zeit lehren.

Wandlungen der sittlichen Anschauung und durchgreifende Umgestaltungen in den Beziehungen der Geschlechter vollziehen sich nicht plötzlich, noch lassen sich neue eheliche Formen ohne Uebergangsstadium einführen. Jedes Institut muß sich historisch ausleben, das heißt an Altersschwäche eingehen, bevor es von dem neuen abgelöst werden kann. So wird es auch dem Institut der bürgerlichen Ehe ergehen, das heute bereits auf einem Stadium angelangt ist, wo es nicht leben und nicht sterben kann. Eine neue Form der Ehe wird jedoch erst mit der sozialen Hebung des Weibes lebensfähig werden.

Die Knechtung des Weibes ist ein Vermächtnis des Altertums. Selbst die kulturell außerordentlich hochstehenden Griechen betrachteten das Weib lediglich als ein Mittel zur Erhaltung der Art. Im Einklang mit dieser Anschauung war das Liebesleben der Griechen ein höchst primitives. In der Dichtung der Alten spielt die sentimentale Liebe keine wesentliche Rolle. Trotz der Freiheitsbeschränkung des Weibes als Gattung war jedoch dem einzelnen Weibe die Möglichkeit einer Emancipation geboten. Allerdings hatte dieser Begriff damals eine andere Bedeutung als heute, Emancipation und Prostitution waren eng mit einander verquickt. Die griechischen Frauen, die einen freien Verkehr mit Männern pflegten, die Hetären, nahmen in der Gesellschaft zwar keine besonders geachtete Stellung ein, aber auch nicht die verachtete der modernen Prostituierten; einige, wie die Aspasia, die Geliebte des Pericles, spielten sogar im politischen Leben eine hervorragende Rolle.

Das Christentum hatte wiederum andere sittliche Anschauungen vertreten als das klassische Altertum. In den hergebrachten Beziehungen der Geschlechter zu einander hatte es jedoch nichts wesentliches geändert. Die vielgepriesene soziale Hebung des Weibes war im Grunde genommen eine rein äußerliche, in Wirklichkeit blieb es das Spielzeug für das stärkere Geschlecht. Zur Zeit der Kreuzzüge kam neben anderen Thorheiten auch ein wunderlicher Frauenkultus auf, das Weib wurde Gegenstand abgöttischer Verehrung — aber nur in der Poesie, sonst verharrte es demütig in seiner untergeordneten Stellung. Daran änderten die Exaltationen der

fahrenden Sänger und Ritter, die sich in ihrer erotischen Ueberspanntheit die albernsten Selbstpeinigungen auferlegten, nicht das Geringste. Im Gegensatz zu ihnen wetterten die Pfaffen gegen die Fleischeslust und Sinnesfreude und nannten gar das Weib ein Geschenk des Teufels. Die asketischen Eiferer waren jedoch nicht immer so große Weiberfeinde, wie sie scheinen wollten; sie verschmähten selbst dieses Teufelsgeschenkes nicht, wenn es ihnen ganz im Geheimen angeboten wurde.

Wir spötteln heute der vielen Verirrungen der Menschennatur auf sexuellem Gebiet, aber dennoch sind wir von einer natürlichen Regelung der geschlechtlichen Beziehungen weit entfernt. Die Liebe ist kaserniert in der Ehe oder im Bordell. Ein freies Sittlichkeitsgefühl sträubt sich im gleichen Grade gegen beide Institute.

Wie aber finden wir einen Ausweg aus diesem Dilemma? — Eine neue ethische Anschauungswelt ist die Folgeerscheinung großer wirtschaftlicher und politischer Umwälzungen. Demnach ist eine Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse das Postulat einer neuen Form der Ehe. Einerseits muß die wirtschaftliche Lage des Mannes im heiratsfähigen Alter so beschaffen sein, daß er imstande ist, einen Haushalt zu begründen und zu erhalten, andererseits muß auch die wirtschaftliche Lage des Weibes soweit gehoben werden, daß es nicht mehr die Ehe als Hauptberuf zu betrachten braucht. Dann erst wird die Liebe wirklich frei. Zwei von einander unabhängige Menschen, die nur die gegenseitige Neigung zusammengeführt hat, schließen einen Bund zum Zweck der Erhaltung der Art. Ein derartiges Uebereinkommen bedarf weder einer bindenden Erklärung noch einer gesetzlichen Form. Die Befürchtung, daß eine freie Ehe keine dauernde werden kann, ist nichtig. Denn es dürfte die gegenseitige Zuneigung auf alle Fälle ein stärkeres Band sein, als das materielle Interesse, das in den meisten Fällen das Ferment der bürgerlichen Ehe bildet. Und sollte selbst die freie Ehe eine durchschnittlich geringere Lebensdauer haben, als die bürgerliche, so ist sie dieser schon aus ethischen Gründen vorzuziehen.

Unter den gegebenen Verhältnissen scheint es allerdings fast ausgeschlossen, daß die freie eheliche Vereinigung die gesellschaftliche Anerkennung finden wird. Die bürgerliche Gesellschaft sträubt sich hartnäckig gegen die neue Form und die Staatsbehörden bekämpfen sie mit allen Mitteln, am Ende siegt aber immer das Sittliche, das heißt das gesellschaftlich Nützliche. Neue Formen lassen sich nicht in ihrer Entwickelung aufhalten, darum ist es auch nicht ausgeschlossen, daß die freie Ehe schon innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft eine rechtliche Anerkennung finden wird. Je mehr uneheliche Kinder geboren werden (in den Großstädten beträgt das Verhältnis der ehelichen Geburten zu den unehelichen 7 : 1), umso energischer wird sich der Gesellschaft die Notwendigkeit aufdrängen, ihren Moralkodex zu revidieren. Und die Zwangsehe wird in dem Maße an Ansehen abnehmen, wie ihre Schäden offenkundiger werden.

Alle Bedenken gegen die freie eheliche Vereinigung werden aber in Fortfall kommen, sobald ein Gesellschaftszustand geschaffen ist, der das Privateigentumsrecht an den Produktionsmitteln aufhebt, denn damit ist die bürgerliche Ehe, deren Zweck es ist, legitime Erben zu erzeugen, überflüssig geworden. Die Paare werden sich vereinigen aus wirklicher Liebe ohne die ökonomischen Folgen — ein Moment, das heute viele Männer von der Eheschließung zurückhält und das viele Frauen von der Hingabe an den Geliebten abschreckt — befürchten zu müssen. Der freien Ehe ist aber noch eine andere Aufgabe zugedacht: sie wird die philiströsen Banden der monogamen Familie, in der immer einer der Knecht des anderen ist und die den einzelnen aus lauter familiärer Rücksichtnahme selten zu einer vollkommenen Entfaltung seiner Individualität gelangen läßt, sprengen. Die Bande des Blutes schafft noch lange keine geistige Interessengemeinschaft. Wie oft sehen wir einen geistig hochstehenden Menschen an seiner Familie zu Grunde gehen, die ein natürliches Anrecht auf seine Persönlichkeit beansprucht. Denn sie hat ja die Kosten zu seiner Erziehung und zu seinem Unterhalt bestritten! Das ist der Fluch der bürgerlichen Familie, daß sie den einzelnen von seiner Geburt an zu Gegendiensten verpflichtet, zu einem Herdentier macht und die Tugenden des unfreien Menschen, die Dankbarkeit, die Sentimentalität, den patriarchalischen Gehorsam in ihm weckt. Um diesen unwürdigen Zustand zu überwinden, ist es nötig, daß man die Kindererziehung zu einer öffentlichen Angelegenheit macht. Denn im Grunde genommen hat nicht der einzelne ein Interesse an der Erhaltung der Art, sondern lediglich die Gesellschaft. Solange diese Erkenntnis noch nicht Gemeingut geworden ist, müssen wir uns mit den vorhandenen Institutionen, die das Verhältnis der Geschlechter zu einander regeln, abzufinden suchen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Meister der finnischen Litteratur.

Eine Studie von **Ernst Brausewetter**.

(Schluß.)

Der hervorragendste unter den finnisch-schreibenden Autoren, der einzige, der beginnt, auch draußen in Europa genannt zu werden, der aber auch den weitesten Blick, die größte Auffassung der Lebensprobleme, des Nationalen- und Kulturlebens hat, ist Juhani Aho, ein Sohn des Probstes Brofeld, geboren 1861 in dem Städtchen Iisalmi, tief im Innern Finnlands. Nach kurzen Universitätsstudien wandte er sich aber Journalistik und Schriftstellerei zu.

Er begann als Darsteller des finnischen Volkslebens und offenbarte dabei die Fähigkeit, sich in die Denk- und Empfindungsweise seiner Gestalten hineinzuversetzen, wie neben ihm wol nur Tavaststjerna es vermochte.

Er versteht ihr Träumen und Fühlen, ihr Denken und Tun. Er hat Sympathie sowol für das Neue, das Kommende, als auch für das Alte, Gehende. Diese tiefe Verständnisinnigkeit bildet einen Hauptreiz seiner Werke. Dazu kommt eine ernste Feierlichkeit, eine fast tragische Erhabenheit darin, wie in den antiken Tragödien. Das Schicksal schreitet in ihnen einher in unaufhaltsamer Gewalt und düsterer Größe, aber still, fast unbemerkt. Es ist kein Zufall, kein von außen kommendes, sondern die unerbittliche Konsequenz der ganzen Wesenheit des dargestellten Menschen, dessen, was er geworden, durch seine Geburt, seine Anlagen, seine Lebensbedingungen, seine Entwickelungsverhältnisse. Er läßt es uns mit düstrem Grausen vorausahnen und sieht selbst zu mit tief wehmutsvollem Lächeln, stiller Resignation, bisweilen auch mit bitter-satirischem Zuge.

Diese zwingende Schicksalsdarstellung ist eine Folge seiner Klarheit in der Erkenntnis der innersten Seelenregungen, der verborgensten Handlungsursprünge im Menschen. Ob er von Bauersleuten oder den seltsamen Sonderlingen des finnischen Einödelebens oder den Männern und Frauen der Oberklasse erzählt — überall eine erstaunliche Enthüllung der ersten Keime der Handlungen, überall der scharfe Blick für die innersten Wurzelfasern des Empfindens. Darum vermochte er, wie keiner, zu schildern, wie in diesem Lande mit den engen, kleinen bedrückten Verhältnissen und überkommenen Weltanschauungen alles individuelle Hinaus- und Einzelstreben aus Selbsterhaltungstrieb erstickt werden muß, besonders im Mädchen, in der Frau. Sie darf keine eigenartige, freiheitbegehrende Natur sein. Gehorsam, Pflicht, Sitte sind ihre Lebensgesetze. In „Die Pfarrerstochter"*) zeigte Aho das typische Bild dieser Mädchenentwickelung: die Erziehung sucht den kindlichen Freiheitsdrang zu ersticken, die erste Enttäuschung im Schulleben pflanzt Zweifel an die Glücksmöglichkeit in die Seele, das Aufflackern der Liebe bedeutet die mächtige Steigerung des Entwickelungsdranges, aber die Eltern-Autorität, die Macht des anerzogenen Kindesgehorsams zwingt sie in die liebesleere Versorgungsehe hinein. Und in dieser Ehe bäumt sich, als bei Gelegenheit die Jugendliebe neu erwacht, noch einmal dieser individuelle Entwickelungsdrang in tiefster Innerlichkeit der im Gewohnheitsjoch fast schon zertretenen Seele auf, noch einmal träumt sie, am Freudenkelch der Liebe zu nippen; und die Blüten ihres schönen Innenlebens brechen auf; aber der Herbstfrost des Pflichtgefühls, der ihrem Wesen tiefeingeimpften „Sitte" ertötet den neuen Lenz im Keim, in einem Kuß nimmt sie Abschied von der Freude des Lebens, von allen Hoffnungen, um der Winterkälte der Empfindungslosigkeit und Alltäglichkeit entgegenzugehen. („Die Pfarrers-Gattin.")**)

Nur ein leiser Klageruf nach einem freieren Frauenlose, nach einer höheren geistigen Entwickelung des Weibes tönt aus dem Schicksal dieser Elli heraus, in der gute Geistesanlagen, feine, fast künstlerische Entwickelungskeime, eigenartige, starke Seelenkräfte verdorren, ersticken; aber es ist keine Problemdichtung, es wird nicht darin gepredigt, nicht „Lösungen" gezeigt; ein schlichtes, alltägliches Menschenschicksal ohne große dramatische Katastrophe, ein stilles Verlöschen einer Flamme, die hell hätte leuchten können, in dumpfer Resignation.

Nichts konnte „finnischer" sein, als diese Behandlung der Frage des weiblichen Entwickelungsrechtes; und doch warf man Aho vor, es sei „ausländische Problemdichtung," eine „Abwendung vom Nationalen" und „unmoralisch," von einer Pfarrersfrau in Finnland „so etwas zu erzählen." Aho werden diese Vorwürfe nicht verwundert haben, er hatte in seiner Erzählung „Das nackte Modell," wo ein Künstler von allen, selbst seiner Braut verlassen wird, weil er eine wunderbare keusche nackte Frauengestalt, eine „Aino" aus der „Kalevala," geschaffen hatte, schon früher gezeigt, daß er weiß, wie echte Kunst von den Moralisten behandelt wird. Aber er wollte auch beweisen, daß er nach wie vor das „nationale" Leben genau kenne und darzustellen vermöge und schrieb daher einen großen, zweibändigen sagenstofflichen Roman aus der Kalevala-Zeit: „Panu", in dem das Unterliegen des letzten heidnischen Zauberers, Sehers und Bauernhäuptling Panu gegen die christlichen Eroberer nicht aus rein äußeren Gründen dargestellt wird, sondern mit tief psychologischer Begründung, daß das Bewußtsein seiner sinkenden Macht Panu zum Bösewicht und Tyrannen macht, so daß schließlich ihn alle verlassen. Ueberdies ist der Roman ein mit dramatischer Gegensätzlichkeit wirkendes Zeitgemälde auf Grund eines ungeheuern Quellenstudiums und dabei mit dem zweiten klaren Blick des phantasiereichen Dichters für die historische Entwickelung und ohne alle Beschränktheit aufgefaßt und erfüllt von den mannigfaltigsten Naturschilderungen von großartiger Farbenfülle und Anschaulichkeit. Auch ist die Darstellung eine durchaus lebensvolle und realistische, nicht eine romantisch-sagenhafte. Vor diesem Werke werden wohl die Anklagen gegen den Dichter verstummen.

*) Deutsch unter dem Titel: „Ellis Jugend. Berlin 1899. Schuster & Löffler.

**) Deutsch: „Ellis Ehe", ebenda.



Aschenreste.

Von **Ernst Georgy.**

Graue Schatten huschen durch das Gemach. Dräuendes Schwarz legt sich auf die farbigen Stoffe der Polster. Dunkle Schleier umhüllen die Konturen der Möbel. Die sinkende Dämmerung verschlingt die Pracht des Raumes. Nur das Gold der Bilderrahmen scheint matt durch die einbrechende Finsternis. Die schweren Portieren lassen von der Straße nur einen trüben gelblichen Schimmer eindringen. Und nur trübe schwebt die Glut im Kamin. Die aufgezehrten Holzscheite knistern und prasseln leise und schwach, in sich zusammensinkend. —

Weltenferne Ruhe, ersterbendes Licht, wo vor kurzem ein Kampf getobt. —

An dem Bücherschrank neben dem Fenster lehnt die schlanke Gestalt eines Offiziers. Er starrt mit zusammengepreßten Lippen vor sich hin — — regungslos. — — — Neben dem prunkvollen Kamin im tiefen Schaukelstuhl verharrt sie, wie er schweigend und ohne Bewegung! Ihre Hände liegen verschränkt im Schoße. Der üppige Körper ist vornübergeneigt, wie zerschmettert von der Wucht empfangener Schläge. Der Kopf stützt sich müde gegen die Lehne. — Nur das Rauschen ihres seidenen Gewandes verrät ein nervös spielendes Zittern ihrer Glieder. —

Man hört den Regen draußen niederklatschen. Ab und zu saust ein Windstoß durch den Schlot in die Stille. Dann überhaucht ein eisiger flüchtiger Strom die Erschaudernden. — — — Plötzlich wendet sich der Stehende. Seine brennenden Augen suchen die Dämmerung zu durchdringen. Ein kurzes, scharfes Lachen entringt sich ihm. Seine Fäuste ballen sich:

„Du — — — — — — Du!" — stößt er hervor — „Du bist nicht besser als die Andern! — — Nein, tausendmal schlechter bist du! — — — Schlecht! — wiederholt er scharf, als er ohne Antwort bleibt. — — — Lug und Trug sind deine Bücher! Elende Betrügereien eines kaltherzigen Weibes. Die glühende Sprache der Sinne, des Herzens, die aus jeder Zeile spricht, ist erlogen! — — — Eine berauschende Blume bist du; aber der Duft, der Glanz der Farben sind unecht. deine Leidenschaft, Deine Sehnsucht gemacht; denn du bist selbst kalt — — — wie — — wie Stein! — —

Jedes Mädel ist mir lieber, das sich mir in den Weg stellte und sich mir an den Hals warf, weil ich ihm gefiel. Der Naturtrieb war da, der aufrichtige Drang, der Mut zu Lust und Sünde. Selbst die, welche sich verkaufen, sind besser als du. Ihre Liebe hat den Zweck des Gewinnes. — — — — — — — — Du aber bist eine Lüge! Dein ganzes Sein in der Gesellschaft, in deinen Werken ist Lüge! Du gehörst zu den Perversen mit der vergifteten Phantasie, den wollüstigen Wünschen und der inneren Kälte, der unglaublichen Feigheit. Jedes neue Buch von dir ist Selbstbetrug, ist eine — — — — — — — — — eine Frechheit!"

„Frechheit?" — sagt sie halblaut und fragend.

„Ja!" — schreit er, mit dem Fuße aufstampfend. — „Glaubst du, ich bin ein Idiot? — — — — — Wenn ich die Bücher in die Hand nahm und eins nach dem andern immer wieder las, mußte ich da nicht verstehen, was du sagen wolltest? — — — — Mußte ich nicht die versteckten Anspielungen, die umhüllten Erinnerungen als auf mich gemünzt annehmen?" — —

„Warum, mit welchem Recht?" — —

„Das wagst du zu fragen? Diese Frage spricht dein Urteil! — — — Wer, wenn nicht ich, hat Rechte auf dich? — Ich habe dich gemacht, ich! — — — — — Unsere Jugendliebe, unser Liebesspiel hat dein Talent erweckt und gereift. Mich hast du geliebt, seitdem du denken kannst! Ich bin es, der in all deinen Schriften auftaucht. Hältst du mich denn für blind?" — —

Ihr Körper beugt sich noch tiefer vornüber. „Viele Bücher sind von mir erschienen, Jahre sind hingegangen, ehe ich vor der Welt das wurde, was ich heute bin!" —

Er unterbricht ihre dumpf gemurmelten Worte:

„Ja, und immer wieder schrie dein Ich nach dem meinen! Glaubst du, ich habe es nicht bemerkt?" —

„Warum kamst du nicht?" —

„Ich hatte den Weg bergauf zu machen, um mein Ziel zu erreichen!" —

„Ja, dein Ehrgeiz trieb dich vorwärts, über die innere Stimme fort!" — sagte sie jetzt lauter. — Von Avancement jagte es dich zu Avancement, sogar zur reichen Heirat, zur Fortpflanzung deines großen Namens! — sie lacht heiser — du durftest über der Jagd nach dem Glücke das Schreien des liebenden Weibes, der geliebten Jugendgespielin, nicht hören, hahaha!"

„Nein!" — entgegnet er finster. — „Ich durfte auch nicht; denn ich hatte Pflichten gegen meine Familie, gegen diesen Namen! So sehr es mich auch zog, ich konnte nicht früher. — — — — — — Was für ein Recht hast du übrigens zu diesem Vorwurf?" — ruft er plötzlich gellend. — „Hast du inzwischen gedarbt? — Wieviel Männer wurden mir nicht genannt, die im Lauf der Zeiten mit dir — — — — — — — — —"

Sie schnellt empor. Ein Stöhnen entringt sich ihr. „Ja," — meint sie heftig mit wallendem Atem — „wie eine Verhungernde bin ich von Schüssel zu Schüssel geeilt. Genippt und gekostet habe ich an allen; aber nicht den Mut gehabt mich sattzuessen. Im halben Genusse bin ich vor Begier nach dir verschmachtet. Und der Welt gegenüber habe ich lachend die Gleichgültige gespielt, die Satte — — — — — — — — mit dem verzehrenden Hunger im Herzen!" — —

Er stürzt vorwärts, hält aber mitten im Zimmer an: „Das ist ja deine Unnatur, verstehst du das nicht? — Warum hast du nicht genossen, wo du doch nicht wissen konntest, daß ich frei werden und kommen würde?!"

Sie schreit wie eine Verwundete auf und stürzt auf ihn zu: „Du bist schlecht und verworfen wie alle Männer! Ein Genußtier wie alle! Du kannst es nicht begreifen, du! Daß es eine innere Mauer gibt, die der Anstand, die Sitte um uns errichtet! — — — Narr! Ein Weib wie ich prostituiert sich nicht, wo sie nur halb liebt. Jauchzend gibt es sich hin, wo es wahrhaft, wo es ganz liebt!! — — — — Gewartet habe — — — ich — — — — —"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er reißt sie wie ein Verzweifelnder an sich. Gierig überschüttet er sie mit seinen Küssen. Man hört sein lechzendes Atmen. — Immer fester pressen sich die beiden aneinander. Willenlos gibt sie sich dem Ersehnten. Plötzlich rieselt ein Schauder über sie. Machtvoll reißt sie sich los, strauchelt und sinkt auf einen Divan. —

Vergehend will er sich auf sie stürzen. Ein eiskaltes, klingendes: „Halt" bannt ihn. —

„Geliebte, sei mein! Endlich, endlich!" — flüstert er heiß.

„Nie, nie!" — entgegnet sie jetzt und richtet sich auf. Ein schnelles Durchgleiten des Gemaches. Sie dreht einen Kurbel. Mit blendender Helle erstrahlt der elektrische Kronleuchter. Totenbleich, mit unruhig wogender Brust bleibt er, die Arme geöffnet. Seine Augen schließen sich, überrascht von der unerwarteten Lichtfülle. — Erst nach einigen Sekunden wendet er sich ihr wieder heischend zu. —

Sie kniet ruhig neben dem Kamin. Die weißen Hände umklammern den bronzenen Kohlenschürer. Das Instrument wühlt in den Glutenresten. Sie flackern kurz auf und vergehen.

„Sieh her!" — sagt sie ruhig und laut — „Aschenreste! Es brennt nicht mehr, will nicht mehr brennen, weil dem Feuer die Nahrung fehlt!" — Ein Schauer überzittert die Sprecherin, als sie fortfährt: „Und nun geh heim! du kannst jetzt in Ruhe meine kommenden Werke erwarten! Dein Zauber hat aufgehört! Ich liebe dich nicht mehr, du bist mir nicht mehr als die andern! —"

„Was heißt das?" — stieß er ernüchtert hervor.

Sie erhob sich, unbewegt und kühl. Ihre Augen suchten die seinen mit unbefangenem Blick: „Das heißt, daß ich die Liebe zu dir in meiner Phantasie künstlich nährte. Sie mag wol einst in mir getobt haben, gewaltig und heiß, wie sie nur in einem jungen Herzen zu lodern vermag! Ich gebe auch zu, daß sie mein Talent wachküßte; aber heute weiß ich doch, daß der Umfang dieser Leidenschaft, daß ihre Dauer ein Wahnbild meiner Phantasie war. Es gibt keine Dramen ohne Helden. Meine Illusion war solch ein Drama!" —

„Du irrst! Du liebtest mich und liebst mich noch! Du täuscht dich jetzt! Habe ich dir denn Grund zur Enttäuschung gegeben?" — fragte er, und ein verhaltener Schmerz bebte aus diesen Worten. Sie schüttelte verneinend das kühne Haupt:

„Nein, du bist der Alte geblieben. Nur eine Forderung an dir ist neu. Als einst die Flamme in mir brannte, da hast du künstlich die Glut erstickt, die natürlichen Bahnen zurückgeleitet. — „Ich liebe dich; aber rühr' mich nicht an!" — — „Ich bete dich an; aber Welten trennen uns. Wir können nie zu einander. — Der Strom flutete zurück, immer wieder zurück! Die Glut erstickte. Jetzt weiß ich es sicher: nicht die Liebe zu dir, nicht Sitte und Moral haben mich

vor dem Fall geschützt! Nein, die Unnatur, die künstliche stete Zurückleitung meiner Sinne durch dich von frühster Jugend an! Darum behielt ich in meiner Kunst, also in der Theorie, die ehemalige Leidenschaft; darum wurde ich in der Praxis zu einem Zwitterwesen. Und deshalb hasse ich dich von dieser Minute an als den Erbfeind meines Wesens, meiner Rechte, meines Glückes!" — Sie verschränkte die Arme und lehnte sich gegen den Kamin.

„Weiberlogik!" — lachte er höhnisch und verfiel gleich darauf in sein Bitten zurück. — „Jetzt bin ich frei. Erben meines Namens sind da. Laß uns wieder jung sein! Denke an einst, und sei mein! Ich werde dich von neuem die Liebe lehren!" — — —

Eine kurze, abweisende Handbewegung hielt ihn im Banne: „Geh heim! Ich bitte dich! — — — Du kommst zu spät: Jetzt bin ich das Produkt der Unnatur geworden!" — Müde vor sich hinstarrend, setzte sie hinzu: — „Wenn die Fremden mich küßten, so war ich der Arzt — — — sie meine Studienobjekte. Nach dir habe ich mich gesehnt, wenn ich, in ihren Armen liegend, sie beobachtete — — — — — — — und ihr ganzes Geschlecht verachtete! — — — — — — — Dich wollte ich haben, um noch einmal in überströmender Liebe selbst im Kusse vergehen zu können! An deinem Herzen wollte ich mich und die Welt vergessen. Aber es geht nicht mehr! — — Die von dir gezüchtete Unnatur läßt mich auch unter deinen Zärtlichkeiten kalt! Leb wol!" —

Sie rauschte an ihm vorüber und verschwand hinter der Portiere. —

„Bleib!" — schrie er tödlich verletzt — „Bleib und verzeihe!" — —

Die Worte verklangen antwortlos. Er stand und stand. Endlich raffte er sich auf — — — — — — und ging — — — — — — ein gebrochener Mann! —

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.

Soeben erschienen:

Cav. Lino Ferriani
Staatsanwalt in Como

Schreibende Verbrecher.

Ein Beitrag zur gerichtlichen Psychologie.

Deutsch von **Alfred Ruhemann.**

Preis 6.00 Mk.

Inhalt: Einführung. — I. Kapitel: Der Briefwechsel der frühreifen Verbrecher. — II. Kapitel: Der Briefwechsel der verbrecherischen Liebe. — III. Kapitel: Der Briefwechsel der Verleumder und Verlästerer. — IV. Kapitel: Der Briefwechsel der Diebe und Betrüger. — V. Kapitel: Der Briefwechsel der Gewaltthätigen.

Von allen Werken, die Ferriani bisher geschrieben, ist dieses neueste bei weitem das interessanteste.

Aus dem vorstehenden Inhaltsverzeichnis wollen Sie ersehen, daß das durchaus auf wissenschaftlichem Boden stehende Werk Gebiete behandelt, die Unreifen nicht als Lektüre dienen dürfen.

Kapitel I. u. II. (Briefwechsel der frühreifen Verbrecher und der verbrecherischen Liebe) sind geradezu haarsträubend und werfen ein grelles Licht auf italienische Zustände.

Aus fremden Zungen

Halbmonatschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands.

Für den Jahrgang 1900 sind in Aussicht genommen:

Schlaraffenland, neapolitanischer Sittenroman von **Matilde Serao** (aus dem Italienischen),

Der Wettlauf des Lebens, Erzählungen von **Rud. Kipling** (aus dem Englischen),

Ananke, Blätter einer krankhaften Liebe. Von **Wilh. Feldmann** (aus dem Polnischen),

Tine, Roman von **Herman Bang** (aus dem Dänischen) **und vieles andere.**

„Aus fremden Zungen“ beabsichtigt auch die Fortsetzung der neuen Romanserie

„Die vier Evangelien“ von Emile Zola

zu veröffentlichen, deren 1. Teil „Fruchtbarkeit“ im Jahrgang 1899 erschienen ist.

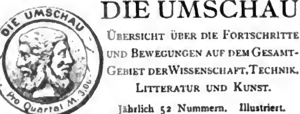
Monatlich erscheinen 2 Hefte von je 48 Seiten. — Preis vierteljährlich (6 Hefte) 3 Mark. Preis jedes Heftes 60 Pfennig.

Abonnements [illegible] Postanstalten. — Probeheft ist [illegible] zur Ansicht zu erhalten.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Am 1. Januar beginnt der neue Jahrgang!

Neue Abonnenten erhalten bis dahin gratis:



DIE UMSCHAU

Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamt-Gebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

Preis vierteljährlich **M. 3.00.**

„Die Umschau“ zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Probenummer durch jede Buchhandlung, sowie von der Geschäftsstelle der „Umschau“, Berlin W 57 zu beziehen.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.

Elsa von Schabelsky.

Harem und Moschee.

Reiseskizzen aus Marokko.

203 S. 8°. 1897. Brosch. 2 Mk. Zweites Tausend.

Neues Wiener Tageblatt 19. 7. 96: Wir haben nicht viele so amüsante Reisebücher gelesen, die zugleich so viel des Interessanten und Wissenswerten enthalten hätten. Fräulein v. Schabelsky hat das Europäern nie vollkommen zugängliche Gebiet an der Nordwestküste unter Umständen durchquert, die ihr Vieles zugänglich machten, was anderen europäischen Reisenden wohl immer verschlossen bleiben wird, und sie berichtet darüber in ungemein anziehender und fesselnder Weise.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Erik Pfeiffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. **Anzeigen** 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. | Berlin, den 31. März 1900. | Nr. 13.

An die geehrten Abonnenten!

Mit der vorliegenden Nummer beschließt unsere Zeitschrift das I. Quartel des laufenden Jahrgangs. Die verehrlichen Postabonnenten werden um schleunige Erneuerung des Abonnements ersucht, damit die Zusendung keine Unterbrechung erfahre. Die geehrten Abonnenten, die „Das Magazin für Litteratur“ durch den Buchhandel beziehen, erhalten das Blatt fortlaufend zugesandt, es sei denn, sie bestellten es ausdrücklich ab.

Nach dem 5. April können Abbestellungen nicht mehr berücksichtigt werden.

Berlin, im März 1900. **Der Verlag des „Magazin für Litteratur“.**

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Zu Carl Hauptmanns „Tagebuch“.*)

Aus einer Protestversammlung gegen die „Lex Heinze“ war ich gekommen. Ich hatte eine Reihe von Reden gehört — vortreffliche Reden — gegen diese wüsteste Ausgeburt einer reaktionären Gesinnung. Es ist ein äußerst peinliches Gefühl, das der Mensch, der wirklich in den Fragen und Zweifeln der Gegenwart lebt, aus solchen Versammlungen heimbringt. Die Urteile, die da ausgesprochen werden, sind für solche Gegenwartsmenschen etwas so selbstverständliches, daß man immer die Empfindung hat: die Männer, die da sprechen, steigen tief herab, indem sie solches aussprechen. Die intellektuelle Erbärmlichkeit der Persönlichkeiten, die diese Urteile herausfordern, ist so groß, daß man seine Seele mit Schmutz zu beladen glaubt, wenn man sie ernsthaft widerlegt. Nach dem Besuche einer solchen Versammlung also war's, als ich das „Tagebuch“ Carl Hauptmanns zur Hand nahm. Mir trat da so recht vor die Seele, wie ungeheuer die Kluft ist zwischen dem Kampf, den eine widerwärtige Zeitströmung uns aufdrängt, und den Ideen und Empfindungen, die unsere Besten beschäftigen, wenn sie mit sich allein sind.

*) Carl Hauptmann: Aus meinem Tagebuch. Berlin 1900. S. Fischers Verlag.

Denn von solchen Ideen und Empfindungen gibt uns dies Buch Kunde. Einer von denen ist Carl Hauptmann, die den großen Problemen nachgehen, an denen sich Friedrich Nietzsches edle Seele verblutet hat. Ein Buch, das die Höhenluft der Gegenwartskultur ausströmt. Nichts erscheint mir verkehrter, als eine „Rezension" im gewöhnlichen Sinne des Wortes über ein solches Buch zu schreiben. Jedes Urteil über Einzelnes, ja auch über das Ganze muß aufhören, wenn die Persönlichkeit aus solchen Tiefen ihrer Seele sich uns gibt. Man kann nur sagen, was eine solche Persönlichkeit in der eigenen Seele des Lesers auslöst. Ich sage daher nichts über das Buch. Ich möchte aber ein paar Gedanken hierhersetzen, die mir oft durch den Kopf gehen, und an die ich nach der Lektüre dieses „Tagebuches" besonders lebhaft wieder erinnert werde.

Eine Elite der Gebildeten arbeitet heute an einer Neugestaltung unserer Lebensanschauung, sowol in Bezug auf Wissenschaft, wie auf Religion und Kunst. Jeder tut das Seine dazu. Was dabei herauskommt, das wird bestimmend für unser Handeln werden. Die Pflege des Wissens, der Wahrheit, der künstlerischen Anschauungen kann der Inhalt gemeinsamer Bestrebungen sein. Sie wird dann von selbst eine in vielen Dingen gemeinsame Ethik zur Folge haben. Lege jeder offen dar, was er weiß, bringe er auf den öffentlichen Plan das, was er geleistet hat; kurz lebe er sich nach jeder Richtung hin aus: dann wird er der Gesamtheit mehr sein, als wenn er mit der Prätension vor sie hintritt, ihr sagen zu können, wie sie sich verhalten soll. Viele unserer Zeitgenossen haben das Gerede über das, was wir tun und lassen sollen, endlich satt. Sie verlangen nach Einsicht in das Weltgetriebe. Wenn sie die haben, dann wissen sie auch, wie sie sich in der von ihnen erkannten Welt zu verhalten haben. Und wer diese Einsicht nicht hat und dennoch mit seinen guten Lehren für unser Handeln an sie herantritt, der gilt ihnen als Moralsophist. Unsere Aufgabe innerhalb der Menschheit ergibt sich einfach aus unserer Erkenntnis des Wesens desjenigen Teiles derselben, zu dem wir gehören. Für denjenigen, der die Wahrheit dieser Sätze erkennt, für den gelten Bestrebungen, die auf eine gemeinsame Ethik abzielen, als unmodern und rückständig.

Wir haben ganz andere Dinge zu tun, als darüber nachzudenken, wie wir uns zu den alten Religionen verhalten sollen. Unser ganzes Leben ist aus dem Grunde in einer Uebergangsperiode, weil unsere alten Anschauungen dem modernen Bewußtsein nicht mehr genügen. Wir kranken wieder an den großen Erkenntnisfragen und an den höchsten Kunstproblemen. Das alte ist morsch geworden. Und wenn sie gefunden sein wird die große Lösung, an die viele Menschen für einige Zeit werden glauben können, wenn es da sein wird, das neue Evangelium, dann wird, wie immer in diesem Falle, auch die neue Sitte als notwendige Konsequenz von selbst entstehen. Neue Weltanschauungen zeitigen ganz von selbst neue Sittenlehren. Eine neue Wahrheit ist immer auch die Schöpferin einer neuen Moral. Volkspädagogen, die viel für unser Herz, nichts aber für unseren Kopf haben, können wir nicht brauchen. Das Herz folgt dem Kopfe, wenn der letztere nur eine bestimmte Richtung hat.

In unserer Zeit mit den vorwiegend praktischen, materiellen Tendenzen ist eine gewisse Schlaffheit in Bezug auf Erkenntnisfragen eingerissen. Das lebhafte Interesse für Fragen des Erkennens und der Wahrheit ist bei vielen erstorben. Es ist ihnen daher bequem, auf dem Ruhebett einer allgemein menschlichen Sittenlehre es sich bequem machen zu können. Woran sie denken, darin hemmt sie die schablonenhafte Moral nicht. Sie kennen nicht die Qualen des Denkers, nicht die des Künstlers. Wenigstens die nicht, welche heute so gern an der Verbesserung unserer ethischen Kultur mitarbeiten möchten. Wer ideelles Leben in sich hat, wer im Geistigen vorwärts will, für den muß die Bahn frei und offen liegen, nicht verlegt sein durch sittliche Vorschriften und volkserzieherische Maßnahmen. Es muß, um ein oft gebrauchtes Wort zu wiederholen, jeder nach seiner Façon selig werden können. Nicht allein die aus reaktionären Köpfen entspringenden Versittlichungsideen sind uns heute im Wege, sondern auch die Moralbestrebungen der sogenannten „Liberalen".

Goethe sagte, er wolle von liberalen Ideen nichts wissen, nur Gesinnungen und Empfindungen könnten liberal sein. Ein eingeschworener Liberaler war, als ich ihm einmal diese Anschauung des großen Dichters citierte, bald mit seinem Urteile fertig: sie sei eben eine der mancherlei Schwachheiten, die Goethe an sich gehabt habe. Mir kommt sie aber vor wie eine der vielen Ansichten, die Goethe mit allen auf geistigem Gebiete energisch sich betätigenden Menschen gemein hat: das rücksichtslose Eintreten für das als wahr erkannte und durchschaute, das sich zugleich verbindet mit der höchsten Achtung der fremden Individualität. Nur wer selbst etwas ist, kann auch den andern erkennen, der gleichfalls etwas bedeutet. Der Durchschnittsmensch, der alles, und deshalb nichts sein will, verlangt ebensolche Nichtse neben seinem eigenen. Wer selbst nach der Schablone lebt, möchte auch die andern danach gestalten. Deshalb haben alle Menschen, die etwas zu sagen haben, auch Interesse für die andern. Die aber, die eigentlich gar nichts zu sagen haben, die sprechen von Toleranz und Liberalismus Sie meinen damit aber nichts weiter, als daß ein allgemeines Heim für alles Unbedeutende und Flache geschaffen werden soll. Sie sollen dabei nur nicht auf die rechnen, die Aufgaben in der Welt haben. Für diese ist es verletzend, wenn man ihnen zumutet, sich unter das Joch irgend einer Allgemeinheit zu beugen; sei es das einer allgemeinen Kunstnorm, oder das einer allgemeinen Sittlichkeit. Sie wollen frei sein, freie Bewegung ihrer Individualität haben. In der Ablehnung jeglicher Norm besteht geradezu der Hauptgrundzug des modernen Bewußtseins. Kants Grundsatz: Lebe so, daß die Maxime deines Handelns allgemein-geltend werden kann, ist abgetan. An seine Stelle muß der treten: Lebe so, wie es deinem innern Wesen am besten entspricht; lebe dich ganz, restlos aus. Gerade dann, wenn ein jeder der Gesamtheit das gibt, was ihr kein anderer, sondern nur er geben kann, dann leistet er das Meiste für sie. Kants Grundsatz aber fordert die Leistung dessen, was alle gleichmäßig können. Wer ein rechter Mensch ist, den interessiert das jedoch nicht. Für einen „freien Kopf" der Gegenwart, der in diesem Sinne denkt, ist ein Buch wie das von Carl Hauptmann eine reizvolle Lektüre, ein Buch, an das er nicht glauben soll, sondern durch das er eine Persönlichkeit anschauen soll.

Rudolf Steiner.



„Schluck und Jau" und die Kritik.

Von **Max Aram.**

Hauptmann ist eigentlich von seinem ersten Auftreten an von der Kritik gröblich verkannt worden. Fontane, der zur Zeit der Sonnenaufgangspremière der Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung" war, vermutete in dem jungen Dichter einen stämmigen Forst- oder Landmann, und Brahm, der damals der Herausgeber der noch in grünem Habit erscheinenden „Freien Bühne" war, deutete auf einen Anzengruber des schlesischen Rayons. Dann wurde der Dichter der „Weber" für einen tendenziösen Politiker gehalten. Er mußte seinen Standpunkt sowol gegen juristische Deduktionen sicher stellen, als sich auch gefallen lassen, daß ein sozialdemokratischer Kritiker der „Neuen Zeit" — in einer wunderlichen Auffassung vom Entstehen eines Kunstwerkes — annahm, er habe seinen Stoff aus der nationalökonomischen Monographie eines schon in den vierziger Jahren marxistischen Schriftstellers geschöpft. In Wahrheit glänzt über den „Webern" eindringlich ein heller zarter Sonnenschein, ähnlich dem, der über den besten erkertraulichen, volksfestefreudigen poetischen Darstellungen deutschen Mittelalters ruht, und dieser konnte vielleicht noch schneller als an die unerfreulichen aus marxistischer Scholastik hergeleiteten Bestrebungen der Sozialdemokratie daran erinnern, wie benachbart Gerhard Hauptmann den großen deutschen Meistern der Schwesterkunst der mittelalterlichen Malerei. Das Volk erscheint als lebendiges Gebilde, um das der Reifen eines wirklichen Volkslebens gelegt ist; der Dichter hatte mit dem ganzen Instinkte des genialen Künstlers eine Epoche gewählt, in der die Volksschichten noch nicht durch abstrakte zeitungsmäßige Begriffe geschieden waren. Auch schon bei den „Einsamen Menschen" hatte sogar Karl Frenzel den subtilen artistischen Zug herausgefühlt und das Wort „Shakspeare" ausgesprochen. Es mußte jedem, der ein ausreichliches Feingefühl für das Wesen von Kunstwerken hatte, immer klarer werden, daß Hauptmann zum Naturalismus gekommen war, weil dieser seiner innigen zarten Poetennatur Gelegenheit gab, durch die Feinheit der Beobachtung zu einer unerhört differenzierten und doch zugleich eindringlichen Darstellung zu gelangen. Bei diesem „Naturalisten" waren die starken, zolamäßigen, wuchtigen Züge kühner Unbefangenheit, wenn sie auch nicht ganz fehlten, viel seltener als feine, zarte, innige Züge; ja, man mochte einen gewissen Mangel an dramatischer Spannkraft nicht nur in der unendlich reichen Fülle feinster Einzelzüge bedingt sehen, sondern vielleicht auch darin, daß, wie in der Lessingschen Fabel, der Bogen, der mit allzu feiner und künstlicher Schnitzerei geziert war, zum Geschäft des Bogenspannens weniger tauglich und kräftig würde. Nach und nach wurde es immer deutlicher, daß Hauptmann sogar der Dichter der sich selber seligen, also romantischen Schönheit. Solch ein Bezirk der Schönheit ist aber unvergänglich, und die Blumen, die innerhalb seiner Grenzen aufblühen, tragen den Ewigkeitsgehalt in sich. Was Treitschke von Mörike sagt, daß die Nachgeborenen aus seinen Werken einmal ersehen würden, wie glücklich dieser Mann gewesen, trifft wie auf jeden schönheitsseligen Dichter auch auf Gerhard Hauptmann zu. Wenn Strindberg in seiner programmatischen Vorrede zu „Fräulein Julie" ein großartig fürchterliches Schauspiel und seine Betrachtung Schönheit nennt, und andere in Verfolg dieser Anschauung in Hebbels Dichtungen vielleicht mehr Schönheit als in Mörikes „Schön Rotraut" finden, so bleibt die wahre Schönheit doch das im eigentlichsten, buchstäblichsten Sinne des Wortes S e l b s t v e r s t ä n d l i c h e. Die Schönheit ist sich selber selig.

* * *

Worauf mag die Seligkeit beruhen, die dem Poeten zumeist im Augenblicke der Empfängnis immer wieder mit mattem rotem Scheine aufflammt? Der Dichter hat das feinste und zarteste Verständnis für die Schönheit eines Kunstwerkes, und ist, ganz unegoistisch, schon dadurch beseligt, daß diese Schönheit sich eben bildet und aufsteigt. Nun hat den schönheitsseligen Dichter bereits eine leise Tragik ereilt, wenn er das gleiche Verständnis für intime Reize von poetischen Gebilden bei irgend welchen anderen erwartet und erhofft. Und diese Tragik wird noch lauter, wenn den Poeten die Natur seiner Begabung zur dramatischen Gestaltung zwängt und somit von einem Theaterpublikum abhängig macht, das naturgemäß im Publikum der großen Städte ist. In den großen Städten, wo die Kultur doch am weitesten vorgeschritten, hat sie den Menschen am ersten die naiven, eingehüllten, treuen, gläubigen Gefühle ausgedorrt, welche noch alle Verpflichtungen und Bindungen anerkennen. So sind alle vasallenhaften, treuherzigen Empfindungen entwichen, die ein Volk wie durch einen Reifen zusammenhalten, und die wir leider nur noch aus den dichterischen und historischen Ueberlieferungen früherer Epochen kennen. Und wenn wir gar eine Republik hätten, würden wir die g e m e i n e n Züge des Demos, die es schon immer gab, in riesenhafter Vergrößerung neu erleben. Aber in dem Theaterleben der großen Städte, in dem der Demos doch stets der Herrscher, quellen aus diesem Untergrunde in Schlangen- und Natterlinien alle treulosen und verräterischen Instinkte auf. In diesem Publikum überwiegen die Philister, auf die die Erscheinung eines ursprünglichen Genies so erbitternd wirkt, als wenn dieses persönlich in einer Gesellschaft auf eine taktlose Weise sein Uebergewicht geltend machte, und die Litteraten, die auf eine eigentlich produktive Tätigkeit resignieren mußten und nun von gehässigem Neid gegen die in der Seligkeit ihres Schaffens begrenzten Poeten verzehrt werden. Die Philister hassen vornehmlich die Dramatiker, die echte und darum selbstherrliche Poeten sind und ihre Begabung gar ernst und feierlich nehmen müssen. Wenn die kleinen halbjournalistischen von den Redaktionen durch Reklamenotizen, durch Publizierung ihrer Bilder an den Premièrentagen, und ähnliche Gefälligkeiten gefördert werden, richtet sich ein erstan unbegreiflicher Haß gegen diejenigen, die der Litteraturgeschichte angehörig sind und somit in der Ewigkeitslinie stehen. Sie loben immer das e r s t e Werk des Anfängers, weil dann ja zumeist noch nicht zu erkennen ist, daß dieses Dichters Genius dereinst noch weithin seinen Schein werfen wird. Sie zischen bei den Premieren mit schlechtem Bewußtsein, auch wenn eine Dichtung ihnen gefallen hat. Wenn sich dergestalt schon gegen die Halbe, Georg Hirschfeld und Langmann ein gehässiges Widerstreben gewandt hatte, so noch viel mehr gegen Gerhart Hauptmann. Bei ihm treten zudem noch all die in die widerstrebende Reihe, die durch den romantischen Zug seiner Dichtung aufgereizt worden: die mit überwiegend familiären, buren-

haften Gefühlen aus den Provinzen in die großen Städte hineingesetzt; die auch die eigentlich romantischen Stücke Shakspeares wie „Wintermärchen“ und „Sommernachtstraum“ ablehnen, und deren Abgott z. B. Karlweis ist; und die in einem heiteren Rationalismus es garnicht begreifen können, wie Erwachsene an märchenhaften Dichtungen Gefallen finden möchten.

* * *

Immerhin hätte Hauptmann trotz aller poetischen, künstlerischen Feinheit seine riesenhaften Theatererfolge nicht erzielen können, wenn er nicht zugleich eine zum mindesten ausreichliche dramatisch treibende Kraft besäße. Diese wuchs mit jedem Versuche des Meisters und in „Schluck und Jau“ erweist er eine reife souveräne alles unbeholfen Ueberflüssige ausschließende Beherrschung des dramatisch gegliederten Stoffes wie nur die alten Meister. Steil und gerade wie eine Lichtsäule steigt die Handlung des romantischen Spieles bis zu dem Schluß des letzten Aktes auf, in einer feinen leuchtenden Spitze auslaufend. So mag es unmöglich sein, die Gründe für die unfreundliche kritische Aufnahme des romantischen Possenspieles irgend wo anders zu suchen als in der unerhört ungerechten Befangenheit von Kritik und Publikum. Denn auch die wunderbaren, so wie aus der Erde kraftvollen Feinheiten der Charakteristik sind über dies romantische Spiel, wenigstens über die beiden einzigen Gestalten der Vagabunden, in so verschwenderischer Fülle ausgestreut als nur über seine naturalistischen Dramen. Es wäre doch ungerecht, deswegen, weil wir durch den Poeten bis zu einem unerhörten Grade verwöhnt worden, die Feinheiten seiner Dichtungen eben als selbstverständlich hinzunehmen, und sie nicht, jede einzeln, sorgsam nachempfindend voll höchster Bewunderung anzustaunen. Diese beiden Vagabunden sind durch eine wunderbar charakteristische, nicht in der leisesten Nüance korrigierbare Sprechweise bis zu solch täuschender und zugleich poetisierter Lebenswahrheit hingezaubert, daß es sich nicht vermeiden läßt, den Namen Shakspeare auszusprechen. Auch wenn man die Tiefe, Weisheit und Sprachgewalt des größten Dramatikers nicht vergißt, kann man im einzelnen Falle betonen, wie die Hauptmannschen Vagabunden über ähnliche Gestalten der Shakspeareschen Dramatik unzweifelhaft emporragen. Man wird nicht bestreiten können, daß die vielgerühmten Holzapfel und Schleewein in „Viel Lärm um Nichts“ oder der Kesselflicker Schlau in dem Vorspiel zu „Der Widerspenstigen Zähmung“ vor ihnen hinfällig werden. Auch wenn man daran denkt, daß sich im „Sommernachtstraum“ doch ein so wunderbar geprägtes großes Wort findet wie das von dem im schönen Wahnsinn rollenden Auge des Dichters, wird man nicht behaupten wollen, daß die Theseus, Egeus, Lysander, Demetrius, Hermia und Helena in schärferer Plastik hervorträten als der Fürst und seine Umgebung in „Schluck und Jau“. Man wird erkennen, daß die beiden Vagabunden an strotzender Lebensfülle und unwiderstehlicher Komik auch die Handwerkerdilettanten des „Sommernachtstraum“'s überragen. Solche Maßstäbe mag die von der Kritik so verständnislos aufgenommene Dichtung in Wahrheit herausfordern, und wenn wir etwa nur an Grillparzers „Der Traum ein Leben“ denken, werden wir uns getrost erinnern, wie schwankend die Aufnahme dieser heute als klassisch betrachteten Dichtung bei ihrer Premiere gewesen.

Moderne Sittlichkeitsbestrebungen.

Von **Johannes Gaulke.**

(Schluß.)

II.

Wie die legitime Ehe, so ist auch die Prostitution eine alte Institution und hat daher eine Geschichte hinter sich, aus der sich viele nützliche Lehren ziehen lassen. Sie hat in allen Kulturstaaten ohne Unterschied der herrschenden sittlichen und religiösen Anschauungen, bei strenger oder milder Handhabung der Gesetze munter ihr Gewerbe ausgeübt. Daraus geht hervor, daß eine Nachfrage stets vorhanden gewesen ist. Im frommen Mittelalter, als die Pfaffen gegen die sündhaften Gelüste wetterten, können wir sogar Ansätze einer zünftlerischen Organisation der Prostitution beobachten. Alle einschränkenden Bestimmungen der Vergangenheit und Gegenwart haben sie in ihrer Existenz nicht wesentlich gefährdet, nur ihre Form und Geschäftstaktik ist dadurch betroffen worden. Den Verhältnissen stets Rechnung tragend, ist sie als öffentliche (Straßen-), kasernierte (Bordell-) oder als geheime Prostitution aufgetreten. In Deutschland ist die Bordellprostitution fast gänzlich verschwunden, dafür blühen aber die anderen Arten umso üppiger. Durch Strafbestimmungen will man nun abermals der Prostitution das Leben erschweren. Daß dies Ziel zu erreichen ist, daran ist nicht zu zweifeln; ob aber auch die bösen Begleiterscheinungen der Prostitution dadurch aus der Welt geschafft werden können, diese Frage bleibt eine offene.

Das schlimmste Uebel, das die Prostitution zeitigt, sind zweifellos die Geschlechtskrankheiten. Dies dürfte wol immer der Hauptgrund ihrer gesetzlichen Bekämpfung gewesen sein, in zweiter Linie kommen erst die „sittlichen Gefahren“ in Betracht. Wenn wir von den kleinen Polizeichikanen ganz absehen, so bleiben nur zwei Mittel zur Bekämpfung der Prostitution übrig: die Sittenkontrolle und die Einschränkung der Bordelle. In Bezug auf die Abnahme der Geschlechtskrankheiten ist der Erfolg dieser Maßnahmen gleich Null. In Ländern ohne Sittenkontrolle wie in England, treten die Geschlechtskrankheiten nicht häufiger und schwerer auf als bei uns. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß eine Geschlechtskrankheit in den meisten Fällen nach erfolgter Infektion nicht festgestellt werden kann, und erwägt man weiter, daß die Prostituierte sich unmittelbar nach der Kontrolle eine Infektion zuziehen und die Krankheit in der Zwischenzeit ohne Einschränkung weiter verbreiten kann, so kommen die geringen Vorteile der Sittenkontrolle gar nicht in Betracht gegenüber dem ungeheuren Arbeitsaufwand, der damit verbunden ist.

Die andere Maßregel gegen die Prostitution, die Aufhebung der Bordelle, hat auf den ersten Blick mancherlei für sich. Es gilt als Regel, daß die freie Prostitution in viel geringerem Grade einer venerischen Infektion ausgesetzt ist, als die kasernierte und einige Statistiken unterstützen diese Annahme. Nach einer in Frankreich aufgenommenen statistischen Tabelle, die der Kommission für die Ausarbeitung der lex Heinze vorgelegt worden ist, erkrankten unter 100 kasernierten Prostituierten in den Jahren 1872—1888 im Durchschnitt 40 pro Jahr. Die höchste Erkrankungsziffer betrug 60 im Jahre 1875, die niedrigste 25 im Jahre 1884. — Dagegen erkrankten in demselben Zeitraum unter 100 isoliert wohnenden Prostituierten im Jahres-

durchschnitt 13. — Aus dieser Tabelle geht hervor, daß die Prostituierten der Bordells dreimal so häufig erkranken als die Prostituierten der Straße. Der Unterschied ist augenfällig. Indessen wäre es verfehlt, auf Grund einer Statistik für die Unterdrückung der Bordelle, als der Brutstätte der Geschlechtskrankheiten, einzutreten. Zu weiteren Schlußfolgerungen über die größere Zweckmäßigkeit der einen oder der anderen Art ist man erst berechtigt, wenn ein größeres statistisches Material vorliegt, das die Prostituierten aller Art umfaßt. Würden alle Prostituierten unter denselben Bedingungen kontrolliert, so dürfte sich die Erkrankungsziffer wesentlich verschieben. Daß die Erkrankungen unter den Insassinnen der Bordelle häufiger sind als unter den Straßenprostituierten, liegt wesentlich daran, daß jene schon eine bedeutende Vergangenheit hinter sich haben und oft schon mit Krankheiten behaftet sind, wenn sie ins Bordell gehen. Die Straßenprostitution erhält dagegen immer frischen Zuzug, was bei der Bordellprostitution nicht der Fall ist. Es gibt hiernach weder für noch gegen die kasernierte resp. freie Prostitution schlagende Argumente. Vor der Infektion schützt nicht einmal die schärfste Kontrolle, und selbst die Vorbeugungsmaßregeln versagen ihre Wirkung.

Bei der Frage, ob freie oder kasernierte Prostitution, geben demnach die hygienischen Gesichtspunkte nicht den Ausschlag, wol aber die ethischen und ästhetischen. Es gebührt daher derjenigen Form der Vorzug, die sich am wenigsten unangenehm bemerkbar macht. Dies ist zweifellos die kasernierte Prostitution. Gelegentlich einer Beratung der lex Heinze wurde im Plenum des Reichstages ausgeführt, daß die Bordelle die öffentliche Sittlichkeit gefährden und namentlich auf die heranwachsende Jugend demoralisierend einwirken. In diesem Einwand gelangt die Anschauung des Moralphilistertums zum vollkommensten Ausdruck. Man kann allerdings nicht in Abrede stellen, daß die Anwohner eines Freudenhauses nicht selten durch das Getriebe der Prostituierten belästigt werden — geschieht dies aber nicht in viel höherem Grade auf der Straße! Irgend einen Anstoß nach dieser oder jener Seite wird die Prostitution in jeder Form erregen. Meines Erachtens ist der demoralisierende Einfluß der Prostitution am größten, wenn sie auf den Straßen und in den Cafes ihren Geschäften nachgeht. Welcher Großstadtjüngling sollte nicht die Geschäftspraktik der Straßenprostituierten, ihre Eigenarten und Redensarten kennen! Um im Jargon der Sittlichkeitsapostel zu sprechen, ist die „Verführung" auf der Straße viel größer, als an geschlossenen Orten, und dennoch eifern gerade die konsequentesten von ihnen am meisten gegen die Kasernierung der Prostituierten — abermals aus sittlichen Bedenken. Es ist ihr Schicksal, daß sie einen ewigen Kampf gegen Windmühlen kämpfen, da sie die Prostitution in ihrem Wesen nicht erkannt haben. Nur die erschreckend um sich greifende Unsittlichkeit der Menschen, ihr Mangel an Religion, ihre Sinneslust und andere böse Erbsünden tragen die Schuld daran, daß ein Institut wie die Prostitution vorhanden ist. Mit dem jeden Menschen eingepflanzten Geschlechtstrieb, der wie der Hunger und Durst nach Befriedigung drängt, rechnen sie nicht. Sie bemängeln sogar, daß der § 181 b sich auf den heidnischen Standpunkt der Notwendigkeit der Prostitution stelle, der — welch ein großer Gedanke! — doch eigentlich durch die christliche Kultur als überwunden betrachtet werden sollte. Das asketische Christentum hat sogar den Geschlechtstrieb als theoretisch überwunden betrachtet, und es hat ja auch genügend Narren zu einer widernatürlichen Lebensweise begeistert. Dadurch ist aber nicht das geringste an der Menschennatur geändert worden, noch ist das asketische Ideal in die breiten Volksschichten gedrungen. Liebeslust und Leid ist immer das Schicksal der Menschheit geblieben. Darum müssen wir uns auch mit den bösen Begleiterscheinungen des Liebeslebens, mit der Prostitution, abzufinden suchen.

Wenn man die Prostitution als eine gesellschaftliche Notwendigkeit in ihrem Wesen erkannt hat, so muß man sie in letzter Konsequenz auch als ein ehrliches Gewerbe gelten lassen. Im Mittelalter galten viele Berufe als „unehrliche", auf denen heute nicht mehr der geringste Makel lastet. Aber wir brauchen nicht einmal soweit zurückzugehen; es gibt selbst unter den modernen Berufen noch „unehrliche" — wenigstens gelten sie in den Augen gewisser Volksschichten als solche. So wird unter anderen der Schauspielerstand von dem biederen Bürgersmann häufig nicht als voll angesehen, aber ins Theater geht er darum doch. Auch die Vollstreckungsbeamten, die Gerichtsvollzieher und Scharfrichter, erfreuen sich keiner besonderen gesellschaftlichen Achtung, obgleich ihr Beruf ein „ehrlicher" ist, das heißt die offizielle Anerkennung gefunden hat, da die Gesellschaft nun einmal auf ihre nicht immer ganz einwandsfreien Dienste verzichten kann. In einem ähnlichen Verhältnis steht aber auch die Prostitution als Beruf zur Gesellschaft. Sie kann ihrer aus vielen Gründen nicht entbehren. Im gewissen Sinne erfüllt sie sogar eine ethische Aufgabe. Böte nicht die Prostitution Individuen, die nur über ein geringes Maß von Selbstbeherrschung verfügen, jederzeit Gelegenheit, ihre sinnlichen Triebe zu befriedigen, so wären sexuelle Excesse, Verbrechen gegen die Sittlichkeit, Vergewaltigungen und perverse Ausschreitungen jedenfalls noch häufiger auf der Tagesordnung. Die Sittlichkeitsapostel haben darum keinen Grund, mit Pharisäerhochmut auf eine Institution hinabzublicken, die der Gesellschaft außerordentliche Dienste leistet — im Interesse der Moral, Ordnung und guten Sitte.

Darum Ehrlichmachung der Prostitution. Das heißt sie als Beruf anzuerkennen und ihre Angehörigen mit den übrigen Staatsbürgern gleichzustellen, indem man ihnen gleiche Pflichten und gleiche Rechte dem Staate gegenüber auferlegt. Alle gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen gegen die Prostitution verfehlen ihre beabsichtigte Wirkung, da sie an einem innerlichen Widerspruch kranken: sie anerkennen die Prostitution wol als eine soziale Erscheinung, wollen aber nichts von einer Organisation derselben wissen. Nur im Dunkel der Nacht soll die Prostituierte ihrem Beruf nachgehen und ihr die Ausübung desselben nach Möglichkeit erschwert werden. Dies ist die durchgehende Tendenz aller Gesetzesparagraphen gegen die Prostitution. Nach der lex Heinze sind die diesbezüglichen Paragraphen ergänzt und verschärft worden, damit namentlich den Mittelpersonen der Prostitution, den Kupplern und Zuhältern, das Handwerk leichter gelegt werden kann. In dem von der Kommission revidierten § 181a heißt es unter anderem: „Eine männliche Person, welche von einer Frauensperson, die gewerbsmäßig Unzucht treibt, unter Ausbeutung ihres unsittlichen Erwerbes ganz oder teilweise den Lebensunterhalt bezieht, oder welche einer solchen Frauensperson gewohnheitsmäßig

oder aus Eigennutz in Bezug auf die Ausübung des unzüchtigen Gewerbes Schutz gewährt oder sonst förderlich ist (Zuhälter), wird mit Gefängnis nicht unter 1 Monat bestraft."

Das Zuhältertum, eine der widerlichsten Erscheinungen der Großstadtkultur, wurzelt tief in den gesellschaftlichen Zuständen, daher ist es nicht mit bloßen Strafandrohungen aus der Welt zu schaffen. Seine Existenzbedingungen sind von denen der Straßenprostitution abhängig; und solange diese ein lohnender Beruf bleibt, wird es trotz aller rigorosen Maßnahmen nicht seine Tätigkeit einstellen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Prostituierte, die durch kein Gesetz in der Wahrnehmung ihrer beruflichen Interessen geschützt wird, sich nach einem männlichen Beschützer umsieht, der nötigenfalls ihre Forderungen unter Anwendung von Gewalt eintreibt. Denn auf ihren nächtlichen Berufsgängen ist sie ständig der Gefahr ausgesetzt, von Individuen, die sich ihrer bedienen, um das „Geschenk" geprellt zu werden. Darum wird das Zuhältertum trotz des neueinzuführenden § 181a weiter bestehen bleiben, und mit demselben negativen Resultat wird auch der Kampf gegen die anderen Begleiterscheinungen der Prostitution und die Sittenlosigkeit im allgemeinen enden.

Es ist überhaupt eine sehr heikle Sache, den Begriff der Sittlichkeit nach überkommenen Vorstellungen zu begrenzen und einen Moralkodex davon abzuleiten. Wir können täglich im Volksleben beobachten, daß sich das ursprüngliche Sittlichkeitsgefühl häufig mit dem formal Sittlichen in Widerspruch setzt. Welche Konsequenzen müssen sich bei einer strikten Anwendung des § 181 ergeben. Nach Absatz 2 ist „die Kuppelei, selbst wenn sie weder gewohnheitsmäßig noch aus Eigennutz betrieben wird, mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren zu bestrafen, wenn der Schuldige zu der verkuppelten Person in dem Verhältnis des Ehemannes zur Ehefrau von Eltern zu Kindern, von Vormündern zu Pflegebefohlenen, von Geistlichen, Lehrern oder Erziehern zu den von ihnen zu unterrichtenden oder zu erziehenden Personen steht." Danach können Eltern, die den geschlechtlichen Verkehr ihrer Tochter mit deren Verlobten dulden, der Kuppelei bezichtet werden! In Hinsicht auf die Kautschuknatur dieses Paragraphen wurde in der Kommission der leider nicht acceptierte Zusatz beantragt: „Als Kuppelei ist die Duldung eines geschlechtlichen Verkehrs zwischen Verlobten nicht zu erachten." — Es wirkt fast erheiternd, mit welcher Würde und echter deutscher Gründlichkeit über die Definition der Begriffe „züchtig" und „unzüchtig" herumgestritten wurde. Es konnte nicht in Abrede gestellt werden, daß in vielen Gegenden Deutschlands und in den breitesten Volksschichten der geschlechtliche Verkehr zwischen Verlobten nicht als unzüchtig angesehen wird. Dessen ungeachtet hält man aber eine Revision der sittlichen Anschauung für dringend notwendig. Schon nach dem bestehenden Gesetz sind Eltern, die der Volkssitte gemäß den Beischlaf unter Verlobten geduldet haben, bestraft worden, daher ist eine Verschärfung desselben durchaus nicht von Nöten. Durch derartige Bestimmungen wird, abgesehen von allen anderen sittlichen Schäden, die sie im Gefolge haben, außerdem ein gemeingefährliches Denunciantentum großgezogen. Wohin sollte es führen, wenn gegen alle Erscheinungen des sozialen Lebens, die nicht in Einklang zu bringen sind mit den begrenzten sittlichen Vorstellungen einer Gesellschaftsschicht, Unterdrückungsmaßregeln getroffen würden! In letzter Konsequenz müßte der voreheliche Geschlechtsverkehr zwischen Verlobten oder Nichtverlobten wegen „Erregung eines öffentlichen Aergernisses" oder „als ein Verstoß gegen die Sittlichkeit" überhaupt bestraft werden. Glücklicherweise reichen unsere Gefängnisse und Zuchthäuser nicht im entferntesten zur Unterbringung dieser Sittlichkeitsfrevler aus. Daher verbieten sich schon aus „technischen Gründen" weitergehende Strafbestimmungen. Auch die sozialen Verhältnisse haben sittliche Anschauungen im Volke hervorgerufen, die mit dem Sittlichkeitsbegriff des gutsituierten Bürgertums nicht recht harmonieren. Es sei nur an eine Erscheinung, an die Spreewälder Amme erinnert. Die Spreewälder Mädchen nutzen dem alten Herkommen gemäß den physiologischen Zustand der Mutterschaft als ein gutzahlendes Gewerbe aus, um sich auf diesem Wege die zur Begründung eines eigenen Hausstandes nötigen Mittel zu verschaffen. In diesem Fall wird niemand an dem außerehelichen Geschlechtsverkehr Anstoß nehmen, weder die Dame der Großbourgeoisie, der die Amme ihre Mutterpflichten abnimmt, noch der junge Mann, der um ihre Hand anhält. Im Gegenteil hat sie, nachdem sie durch die Mutterschaft eine „gute Partie" geworden ist, bessere Chancen, in den Stand der Ehe zu treten, als das „unberührte" Mädchen. In anderen Gegenden Deutschlands, wo dem kleinen Landmann aus wirtschaftlichen Gründen an einer zahlreichen Nachkommenschaft gelegen ist, da sein Betrieb nicht die Einstellung von Lohnarbeitern gestattet, muß das Mädchen erst den Beweis seiner Mutterschaft erbracht haben, wenn es geheiratet sein will.

Ist es schon schwierig, den „sittlichen Schäden" im Volke, die sich aus kühlen Erwägungen über die Nützlichkeit einer Sache ergeben, zu begegnen, so versagen alle gegen die Prostitution und die Sittenlosigkeit als solche gerichteten Bestrebungen vollends in ihrer Wirkung. Ein greifbares Resultat ist nur dann zu erzielen, wenn man die wirtschaftlichen Ursachen einer sozialen Erscheinung zu beseitigen sucht. Und Schritt für Schritt kann die Prostitution mit der Hebung der wirtschaftlichen Lage des Volkes überwunden werden. Bis dahin muß man sich mit ihr abzufinden suchen, indem man sie duldet. Und um ihren Schäden in sittlicher wie gesundheitlicher Hinsicht vorzubeugen ist es nötig, daß alle ins Leben tretenden jungen Männer über ihr Wesen genau unterrichtet werden, dann stehen sie den „Verführungen" gewappneter gegenüber, als wenn man sie den naiven Kinderglauben, der doch eines Tages jäh zusammenbricht, überläßt. — Die Aufklärung ist immer der bitterste Feind alles Unwahren und Unsittlichen.

Hamlet als Gelehrter.*)

Eine Studie von **Eugen Reichel**.

Es ist schon von manchem Shakespeare-Enthusiasten laut beklagt worden, daß in den Shakespeare-Dramen nie eigentlich beschauliche Naturen, Denker, Künstler,

*) Man lese zur besseren Orientierung meine Hamlet-Artikel im „Magazin für Litteratur" beziehungsweise den Dramaturgischen Blättern. (S. H. 26, 30, 33 u. ff.)

Gelehrte, Poeten in den Vordergrund treten; daß in ihnen immer nur Individuen, die von starkem Wollen, heftigen Trieben, praktischen Wünschen und Bestrebungen geleitet werden, zur Erscheinung kommen; wohingegen, wenn wirklich einmal ein „Poet“ auftaucht, wie etwa im „Julius Cäsar“, dieser zur Zielscheibe des Spottes gemacht wird. Im großen und ganzen trifft das allerdings zu. Die kaum zu übersehende bunte Welt, welche uns in den Shakespeare-Dramen entgegentritt (ein Gemisch aus allen möglichen historischen Anekdoten, Novellen und Märchen) hat zweifellos einen sehr materiellen Inhalt; die Menschen in ihr plagen sich weder mit geistigen Problemen herum, noch zeigen sie irgend welche Neigung, sich andere Güter als materielle (Besitz, Macht, Liebe u. dgl. m.) zu erwerben. Ein Kuß, ein guter Bissen, ein kräftiger Trunk, ein ehrliches oder unehrliches Stück Geld sind ihnen mehr wert, als alle Küsse der Musen, als Kunst und Gelehrsamkeit. Wie es in der wirklichen Welt von Spitzbuben, Betrügern und andern Gaunern wimmelt, wie es, außer diesen Ehrenbürgern der Menschheit, in der Welt eigentlich nur politische, gesellschaftliche und ökonomische Streber, Fresser, Säufer, Wollüstlinge — kurz Banausen und wider Banausen gibt, so begegnen wir ihnen fast ausschließlich auch in den Shakespeare-Dramen; und es mag jedem überlassen bleiben, hieraus entweder auf einen banausischen oder auf einen die Welt nur nach ihrem wahren Werte tarierenden Urheber zu schließen. Nun wäre das aber kein wahres, kein vollkommenes Bild der Welt, welches uns nur Männer des Draufgehens, Betrüger, Mörder, Banausen, verliebtes Volk u. dgl. m. böte. Den Millionen inferiorer Gestalten pflegt (abgesehen von anderen Intelligenzen) auch immer, oder doch zuweilen ein Genie der Beschaulichkeit, ein großer Künstler oder Forscher, kurz, ein Mann des Gedankens, ein Ideen-Mensch zu entragen. Wenn also Shakespeare wirklich in seinen Dramen ein richtiges Bild der Welt bieten wollte, so durfte auch das Genie nicht fehlen. Und es fehlt auch nicht. Hamlet, der unglückliche Dänenprinz ist dieses Genie, dieser im Reich der Ideen heimische, auf der Höhe der philosophischen Erkenntnis seiner Zeit, und in manchem sogar über ihr stehende große Kopf. Er ist nicht etwa desselbe ein Genie, weil er (wie Leute, welche vom Wesen des Genies keine Ahnung haben und haben können, uns einreden wollen) sich in der realen Welt nicht zurechtfinden kann, weil er den Uebergang vom Vorstellen zum Handeln stets verfehlt, weil in ihm „die Extreme sich berühren und gegenseitig fordern“,*) weil er gelegentlich sogar wahnsinnig ist (er ist es natürlich nie, aber es gibt eben Leute, welche glauben, daß er wirklich zuweilen wahnsinnig sei, wie angeblich ja auch Genie und Wahnsinn hart aneinander grenzen!) — sondern er ist es, weil er sich einer allgewaltigen Situation gewachsen zeigt, weil er als geistige Potenz in jedem Augenblick seines Denkens und Handelns über der Situation steht, und jedes ihm vom Schicksal entgegengeführte Aktions-Motiv in der geeigneten Weise verwertet.**) Er ist ein Genie, weil er fähig ist, das ganz ungewöhnliche Geschick, welches das Schicksal ihm zuerteilt hat, vom großen Gesichtspunkte aus zu erleben — weil er das Geschick und sich in ihm überhaupt mit vollster Klarheit sieht. Und dem entspricht es, daß Hamlet nicht etwa nur der Prinz von Dänemark, sondern ein Mann der Wissenschaft, der philosophischen Naturbetrachtung ist. Er ist der einzige Mensch in der ganzen Shakespeare-Welt, der ausdrücklich als Gelehrter bezeichnet wird; denn nicht ohne Grund sagt Ophelia von ihm:

O, welch' ein edler Geist ist hier zerstört!
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge ꝛc.

So wird denn auch Hamlet mit Achtung als akademischer Bürger, als ein Schüler der Hochschule zu Wittenberg eingeführt; jener Hochschule, in der zwar zufällig auch Luther seinen Protestantismus lehrte, die aber für das geistige Leben der Menschheit vor allem deshalb von Wichtigkeit wurde, weil sie die erste, für lange Zeit hinaus einzige Hochschule war, in welcher die neue Lehre des Coppernicus traktiert wurde. Hamlet bekommt dadurch, daß er als ein Wittenberger bezeichnet wird, sein wissenschaftliches Relief. Und deshalb wollen wir uns einmal Hamlet nur auf seine Qualität als Gelehrten hin ansehen.

Die wichtigste Aeußerung, die Worte, welche den entscheidenden Beweis dafür liefern, daß Hamlet (und mit ihm natürlich sein Schöpfer) auf der höchsten Höhe der wissenschaftlichen Naturbetrachtung seiner Zeit steht, enthält das kleine Gedicht an Ophelia, das von Schlegel und allen späteren Uebersetzern in ganz unverantwortlicher Weise (oder weil sie möglichenfalls, wie sie ja überhaupt an ihrem Shakespaere nichts rechtes bemerkten, die tiefe Bedeutung der Verse nicht erkannten) falsch verdeutscht, in flache Bonbons-Poesie umgewandelt wurde. Es lautet:

„Doubt thou, the stars are fire;
Doubt that the sun doth move;
Doubt truth to be a liar;
But never doubt, I love.“

zu deutsch:

„Bezweifle, daß die Sterne Feuer,
Die Sonne nicht am Himmel ruht,
Daß Lüge sei der Wahrheit Steuer.
Nur zweifle nicht an meiner Liebesglut.“

Wir sehen: hier spricht ein Mann, der nicht nur die Meinung fast aller seiner Zeitgenossen, daß die Gestirne nichts anderes seien als Lichter, welche der liebe Gott am Himmel angezündet hat, damit den Menschen die Nacht nicht zu dunkel sei, nicht mehr teilt (und sich dadurch als den Propheten Giordano Brunos zu erkennen gibt), sondern auch mit Coppernicus und den ganz wenigen anderen Männern, die, als Schüler des großen Revolutionärs, damals auf derselben Höhe der Erkenntnis standen, davon überzeugt ist, daß die Sonne am „Himmel“ einigermaßen unbeweglich fest steht. Diese Verse sind schon deshalb von der größten Bedeutung für das ganze Shakespeare-Problem, weil sie es zur absoluten Gewißheit machen, daß weder der famose Shakespeare aus Stratford, noch Francis Bacon (der wie alle Durchschnittsintelligenzen jener Zeit, ein erklärter Gegner der neuen Lehre war) der Schöpfer jener Partien in den Shakespeare-Dramen ist, die von einem Künstler herrühren.

*) So meint Hermann Türck, der auf sehr merkwürdige Weise „das Problem der Hamlet-Tragödie gelöst hat“.

**) Es ist sehr amüsant, in der Hamlet-Studie von Hermann Türck zu lesen, warum Hamlet in unserer Tragödie nie recht handelt — wie er aber gehandelt, wie er sich als großer genialer Mensch bewährt, wie er am Ende wol sogar an Claudius die nötige Rache geübt hätte, wenn — wenn — — wenn er nicht vorher selbst umgekommen wäre!

Aber uns geht hier das Shakespeare-Problem nichts an;*) wir haben es hier nur mit Hamlet, dem Gelehrten, zu tun; nur deshalb wollen wir uns den Sinn der oben mitgeteilten Verse noch einmal vergegenwärtigen. Der Sinn dieser Verse ist nun kein anderer als der: Bezweifle dasjenige, was, wenn du es glaubtest, ein unbegründeter Glaube wäre. Denn die Sterne sind nicht Feuer (Lichter), wie der Kirchenglaube lehrt, sondern Weltkörper; die Sonne bewegt sich nicht, sondern sie steht still; die Wahrheit ist keine Lügnerin, weil sie sonst nicht Wahrheit wäre — kurz, alle diese Meinungen bezweifle, aber zweifle nicht daran, daß ich dich liebe.**)

Dieser Weltanschauung entspricht es nun, daß Hamlet als Vertreter einer Philosophie erscheint, die man in gewissem, wenn auch vielleicht nicht ganz zutreffendem, Sinne materialistisch nennen darf. Jedenfalls vertritt er eine mechanisch-monistische Weltanschauung, der das große Prinzip der Umwandlung angegliedert ist. Daher gibt er sich in demselben Briefe an Ophelia, in welchem er sich als Coppernicaner offenbart, zugleich als einen Propheten Lamettries zu erkennen mit den Worten „Der deinige auf ewig, teuerstes Fräulein, solange diese Maschine ihm zugehört" (— „whilst this machine is to him"). Daher sagt er zu Claudius (IV, 3): „Wir mästen alle anderen Kreaturen, um uns zu mästen; und uns selbst mästen wir für Maden. Der fette König und der magre Bettler sind nur verschiedene Gerichte; zwei Schüsseln, aber für eine Tafel: das ist das Ende vom Liede. Jemand konnte mit dem Wurme fischen, der von einem Könige gegessen hat, und von dem Fisch essen, der den Wurm verzehrte. — Das mag euch zeigen, wie ein König seinen Weg durch die Gedärme eines Bettlers nehmen kann" („A man may fish with the worm, that hat eat of a king; and eat of the fish that hat fed of that worm. — — but to show you, how a king may go a progress through the guts of a begger"). Daher sagt er schließlich zu Horatio (V, 1): „Ach, armer Yorck! — — Er hat mich tausendmal auf dem Rücken getragen; und jetzt — wie schaudert meiner Einbildungskraft davor! Mir wird ganz übel! — Hier hingen diese Lippen, die ich geküßt habe, ich weiß nicht wie oft! — — — Alles weggeschrumpft! Zu was für schnöden Bestimmungen wir kommen, Horatio! Warum sollte die Einbildungskraft nicht den edlen Staub Alexanders verfolgen können, bis sie ihn findet, wo er ein Spundloch verstopft." — Man könnte ihm bescheiden genug dahin folgen und sich immer von der Wahrscheinlichkeit führen lassen. Zum Beispiel so: Alexander starb. Alexander ward begraben. Alexander verwandelt sich in Staub; der Staub ist Erde. Aus Erde machen wir Lehm, und warum sollte man nicht mit dem Lehm, worin er verwandelt ward, ein Bierfaß verstopfen können?

Der große Cäsar, tot und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wol vor dem rauhen Norden.
O, daß die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!"
(„Imperious Caesar, dead, and turn'd to clay,
Might stop a hole to keep the wind away;
O, that the earth, which hept the warld in awe,
Should patch awall to expel the winter's flow!")

In dieser grandiosen Betrachtung ist es vielleicht das Grandioseste, daß Alexander nur als „Erde" bezeichnet, also geradezu ausgesprochen wird, daß der Name, vor dem „die Welt gebebt" (d. h. doch, der

---

*) Wer sich in dieses für die ganze Kulturmenschheit höchst bedeutsame Problem einleben will, der lese mein Hauptwerk „Shakespeare-Litteratur" (Stuttgart. Ad. Bonz & Co. 1886).

**) In einer Unterhaltung mit Max Grube, dem intelligenten Oberregisseur des Berliner „Schauspielhauses", wurde mir der gut gemeinte Vorwurf gemacht, daß die Auslegung, welche ich den obigen Worten gegeben, ein unlogisches Denken zur Voraussetzung hätte. Grube meinte, gleich andern Leuten, und wie ich in früheren Jahren, als ich Shakespeare und den „Hamlet" auch nur oberflächlich kannte, ebenfalls glaubte, daß mit jenen Worten ganz unzweideutig die Meinung ausgesprochen wäre, daß die Sonne sich bewegte. Von diesem Gesichtspunkte aus hätten die Worte also etwa den Sinn: Bezweifle das absolut Richtige, das jedem Zweifel entrückte (also: bezweifle die alte Wahrheit, daß die Sonne sich bewegt und die Sterne Feuer sind) — bezweifle meinetwegen, daß die Bäume grün sind, daß ein Neger schwarz ist u. a. m., aber an meiner Liebe zweifle nicht. — Nun hat das allerdings viel Schein für sich; und ich würde wirklich kein großes Gewicht auf dieses Detail legen und ruhig annehmen, daß der Ptolemäer Bacon die Verse geschrieben — wenn die Verse bei genauer Prüfung nicht doch eben für die Richtigkeit meiner Auslegung sprächen. Ich will garnichts darauf geben, daß die Worte „doubt, that the sun doth move" mit offenbarer Absicht so lapidar ausgesprochen worden; denn wenn die Verse nur lauteten: „Bezweifle, daß die Sterne Feuer sind, daß die Sonne sich bewegt, aber zweifle nicht daran, daß ich liebe", so wäre kaum daran zu zweifeln, daß sie sagen sollten: zweifle eher an dem absolut Wahren (also an dem Faktum, daß die Sonne sich bewegt) als an meiner Liebe. Aber nun enthält diese Strophe eben noch einen Vers, der zweifellos von Shakespeare zu dem Zweck hinzugefügt wurde, um die Bedeutung des Ganzen jeder Zweideutigkeit zu entrücken: „Zweifle, daß die Wahrheit eine Lügnerin ist". — Was heißt das? Wenn die zwei ersten Verse den Sinn haben sollten: zweifle daran, daß die Bäume grün sind, daß der Regen naß ist, daß die sich tatsächlich bewegende Sonne sich bewegt — so müßte der dritte Vers notwendigerweise lauten: zweifle an der Wahrheit — oder: zweifle an der Gültigkeit der Wahrheit. Die ganze Strophe müßte also lauten:

Bezweifle, daß die Sterne Feuer,
Bezweifle, daß die Sonne sich bewegt:
Bezweifle, daß die Wahrheit Wahrheit ist —
Aber zweifle nicht an meiner Liebe.

Nun heißt es aber im dritten Verse bedeutsamerweise: „Bezweifle, daß die Wahrheit eine Lügnerin ist" — und hieraus wird es für jeden, der zusammenhängend sehen und logisch denken will, ohne weiteres klar, daß der Gegensatz, der in den Worten „Wahrheit" und „Lügnerin" enthalten ist, auch für die zwei ersten Verse zu gelten hat, oder noch genauer ausgedrückt, daß dieselbe contradictio in adjecto, welche in dem „die Wahrheit lügt" enthalten ist, auch in dem „die Sonne (das Unbewegte) bewegt sich" oder in dem „die Sterne brennen" zu Tage tritt. Der Sinn jener Verse ist also unter allen Umständen der: Bezweifle, daß die Wahrheit eine Lügnerin ist; denn sie ist nicht Lügnerin. Bezweifle, daß die Sonne sich bewegt; denn sie bewegt sich nicht. Bezweifle, daß die Sterne Feuer sind; denn sie sind nicht Feuer, sondern Weltkörper. Alles dieses, in sich Unrichtige, bezweifle — denn zu diesem Zweifel hast du die triftigsten Gründe; nur an meiner Liebe zweifle nicht.

Ich bin auf die Einwendung Grubes hier so ausführlich eingegangen, weil es mir einenteils darum zu tun sein muß, dem intelligenten Bühnen-Gewaltigen den Beweis zu liefern, daß ich seiner Meinung die ernsteste Beachtung geschenkt habe; und weil ich anderenteils durch diese kleine kritische Auseinandersetzung der offenbar nach wie vor allgemein verbreiteten falschen Auslegung der bedeutsamen Verse, die, wie ich hoffe, endgültige Korrektur zu liefern wünsche. Wer nämlich jetzt noch behaupten kann, daß in jenen Versen ein Ptolemäer spricht, der will nicht sehen. Und gegen Leute, die nicht sehen, sich nicht überzeugen lassen wollen, kämpfen Götter selbst vergebens. Aber auch nur einem Narren könnte es einfallen, gegen die Unbelehrbarkeit solcher Leute ankämpfen zu wollen. So stelle ich denn in diesem Falle wie in allen andern Fällen auch nur das Richtige fest — ob sich die Unbelehrbaren dadurch überzeugen lassen wollen oder nicht, ist mir vollkommen gleichgültig, da ich nicht für das „Heute", sondern für das „Morgen" oder „Uebermorgen" arbeite.

Persönlichkeit, die Intelligenz, die **geistige** Kraft) nichts weiter als umgewandelte Erde gewesen ist, die in weiteren Stadien der Umwandlung als gemeiner Lehm Verwendung finden kann.

Zu dieser Aeußerung tritt nun in unmittelbare Beziehung ein Satz, der in dem uns überlieferten Stücke zwar von Laertes gesprochen wird, der aber unter allen Umständen zu dem Besitzstande Hamlets gehört. Daß er in den Mund des Lertes **nicht** paßt, erkennen wir ohne weiteres, wenn wir die Stelle näher prüfen. Sie befindet sich in der dritten Scene des ersten Aktes. Laertes nimmt von Ophelia Abschied und ermahnt sie, dem „Liebesgetändel" Hamlets keinen Wert beizulegen:

„Was Hamlet angeht und sein Liebesgetändel,
So nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts;
Ein Veilchen in der Jugend der Natur,
Frühzeitig, nicht beständig — süß, nicht dauernd ꝛc.
Nichts weiter."

Als nun Ophelia bemerkt: „Weiter nichts?" da fährt er fort:

„Nur dafür halt' es.
Denn die Natur, aufstrebend, nimmt nicht bloß
An Größ' und Sehnen zu; wie dieser Tempel wächst,
So wird der innre Dienst von Seel' und Geist
Auch weit mit ihm. Er liebt euch jetzt vielleicht ꝛc."

(**Laertes**: No more.
Ophelia: No more but so?
Laertes: Think it no more:
For nature, crescent does not grow alone
In thews, and bulk; but as this temple waxes,
The inward service of the mind and soul
Grows wide withal. Perhaps he loves you now etc.)

Wie wir sehen, steht die materialistisch gedachte Einschaltung in gar keiner Beziehung zu dem, was Laertes sagt; und wenn wir das dreimal wiederkehrende „No more" auf ein vernünftiges Maß zurückführen und das „Perhaps" das hier gar keinen Sinn hat, streichen (Hamlet liebt Ophelia „jetzt", aber nicht nur „vielleicht", sondern ganz unbedingt), so bekommen wir, nach Ausmerzung der materialistischen Einschaltung einen ganz regelrecht gebildeten fünffüßigen Jambus:
„No more. — No more but so? — He loves you now."

Aber nicht nur in **diesem** Falle haben wir dem Gelehrten Hamlet etwas zurückzugeben, was ihm genommen worden ist; auch außerhalb des Rahmens unserer Tragödie finden wir zum mindesten drei Auslassungen,*) welche nur im Munde des für seine Zeit hoch modern denkenden Dänenprinzen einen Sinn, eine Bedeutung haben.

Das erste dieser, Hamlet geraubten Besitztümer, hat sich der Herzog in „Maß für Maß" (III, 1) angeeignet. Als nämlich Claudius zu Anfang des dritten Aktes davon spricht, daß er „bereit zu sterben, doch zu leben" hoffe, da antwortet der sonst nichts weniger als materialistisch philosophierende Herzog:

„Denkt euch den Tod gewiß; so Tod wie Leben
Wird euch dadurch versüßt. Sprecht so zum Leben:
Verlier' ich dich, verlier' ich etwas, das
Der Tod nur gern bewahrt; du bist ein Hauch,
Jedwedem luftigen Einfluß untertan,
Der stündlich diese Wohnung deines Lebens
Bedroht. Du bist der Herr des Todes nur;
Du strebst durch deine Flucht ihm zu entgehen,
Und näherst dich ihm stets. Du bist nicht edel,
Denn alles, was dir dienlich ist, ernährt sich
Von Niedrigkeit. Du bist auch keineswegs tapfer,
Da du die zartgespaltene Zunge fürchtest
Des armen Wurms. **Dein bestes Ruhn ist Schlafen;
Das suchst du erst und bebst doch vor dem Tode,
Der auch nur Schlaf ist? Du bist nicht du selbst,
Denn du bestehst aus vielen tausend Körnern,
Aus Staub entsprossen. Glücklich bist du nicht.**
— — — — — — — — — **Was bleibt nun noch
Von dem, was Leben heißt? Und dennoch birgt
Dies Leben tausend Tode, dennoch scheuen
Den Tod wir, der das alles ausgleicht.**

worauf dann Claudio (der natürlich, weil diese lange Rede zu seinen Worten nicht paßt und gar nicht für ihn be-

---

*) Auf eine im „Sturm" sich vorfindende Stelle will ich, um nur ja nicht für voreilig zu gelten, abseits vom Haupttexte hinweisen; sie befindet sich in IV, 1 und wird von Prospero gesprochen, den wir uns bei einer späteren Gelegenheit noch etwas näher ansehen wollen. Prospero, der zwar als ein gelehrter Herr eingeführt wird, aber nur seltsame, die Regionen des Törichten streifende Handlungen ausführt, an Teufel, Geister u. dgl. m. glaubt, sagt da nämlich, nachdem die „Geister" dem auf so überaus komische, d. h. ernst gemeinte Art zusammengekommenen jungen Braut- oder gar schon Ehepaare (Iris sagt wenigstens: „Ein **Bündnis** treuer Liebe hier zu feiern) ein Festspiel vorgegaukelt haben, folgendes:

„Wie dieses Scheines lockrer Bau, so werden
Die wolkenhohen Türme, die Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
Ja, was daran nur Teil hat, untergehn;
Und wie dies leere Schaugepräng erblaßt,
Spurlos verschwinden. Wir sind nur ein Stoff
Wie der zu Träumen; und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf."

Diese ganze, tiefsinnige, durchaus in die Weltanschauung Hamlets hineinpassende Betrachtung schwebt im „Sturm" gerade so in der Luft, wie die materialistische Betrachtung des Laertes; sie knüpft weder an das ihr unmittelbar Vorausgehende an, noch leitet sie zu dem ihr Nachfolgenden hinüber. Prospero will über dem „Festspiel" ganz „den schnöden Anschlag des Viehes Caliban" vergessen haben; er macht jetzt wieder eine böse Miene, die Ferdinand „seltsam" findet; während Miranda meint, daß sie den Vater noch nie so zornig gesehen habe. Darauf sagt Prospero:

„You du look, my son, in a moved sort,
As if you were dismay'd; be cheevfal, sir!"

es folgt hierauf die obige, durch ein paar überleitende Verse vorbereitete Betrachtung; und dann fährt Prospero unvermittelt fort: „Ich bin gereizt, Herr ꝛc.". Wir können nun im Original ganz gut erkennen, daß jene bedeutsame Stelle:

„And like the baseless fabric of this vision
The cloud — capp'd towers, the gorgeous palaces,
The solemn temples, the great globe itself,
Yes, all which it inherit, shall dissolve,
And like this insubstantial pageant faded,
Leave not a rack behind: We are such stuff
As dreams are made of, and our little life
Is rounded with a sleep. — (Sir, I am vex'd)"

nur in den, wahrscheinlich einem älteren Theaterstück (demselben nach welchem Calderon und Ayrer ihre, dem „Sturm" so nahe verwandten Stücke schrieben) entlehnten Dialog-Text eingeschaltet worden ist. In dem ursprünglichen, natürlich nicht von Shakespeare und wahrscheinlich auch nicht von Bacon herrührenden, sondern nach der Vorlage von Bacon verwendeten Text wird der Zusammenhang so gewesen sein:

„You do look, my son, in a moved sort."
As if you were dismay'd. Sir, I am vex'd etc."

Die eingeflickte Betrachtung aber dürfte in eine Liebesscene zwischen Hamlet und Ophelia hineingehören; und mit „the baseless fabric of this vision" ist zweifellos eine am Himmel aufgetürmt gewesene, allgemach sich verflüchtigende Wolkenburg gemeint.

stimmt gewesen ist, den Sinn der Rede auch nicht verstanden hat) erwidert:

„Innigen Dank!
Ich seh', um Leben bittend' such ich Tod,
Tod suchend find' ich Leben: mög' er kommen!"

(Schluß folgt.)

☘

Die Familie als Fundament unseres Erziehungs- und Bildungswesens.

Von **Otto Wendlandt.**

Die Genesis der modernen ökonomischen Gesellschaftsformation weist einmal auf die Bildung der Grundlage unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, das Kapital, und andererseits auf die Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln. Die Folge dieser Entwickelung ist ein großes Proletariat, wie es die Vergangenheit nicht gekannt hat. Die Solidarität desselben mit dem Ziel der Expropriation aller Arbeitsmittel als Grundlage für eine neue soziale Gesellschaftsordnung hat eine Unruhe und Unsicherheit in alle Kreise der Gesellschaft getragen. Gegenwärtig scheint das Unbehagen im Rückgang begriffen zu sein.

Das neue Reich sozialer Freiheit hat sich nicht mit diktatorischer Gewalt einführen lassen. Die Sozialdemokratie ist als eine vorübergehende Erscheinung, die sich austoben wird, erkannt.

Der Ansturm auf unsere Gesellschaftsordnung wird von der Sozialdemokratie nicht allein gegen die materielle Grundlage, das Kapital, geführt. Auch auf die moralische Basis unserer Staatsordnung, auf die Familie, sind die Angriffe gerichtet.

Wie die wirtschaftliche Diagnose, welche Marx der Zukunft stellte, sich als irrig erwiesen hat, so auch die Prophezeiung Bebels von der Auflösung der Familie.

Nächst dem Kapital von Karl Marx ist Bebels Buch die Frau und der Sozialismus eines der hervorragendsten Werke, die der Sozialismus gezeitigt hat. Es gehört mit zu den verbreitetsten Büchern. Zweimal wurde es ins Englische übersetzt (London und New-York). Außerdem ist es ins Französische, Italienische, Schwedische, Dänische, Polnische, Vlämische, Griechische, Bulgarische, Rumänische, Ungarische und Czechische übertragen worden.

Das Buch hat seine Geschichte. Als es im Jahre 1878 zum erstenmal erscheinen sollte, war durch das Sozialistengesetz die Organisation der Partei vernichtet und die Litteratur verboten. So mußte die erste Auflage im geheimen erscheinen. Als die Polizei sie entdeckte, wurde sie vom Berliner Polizeipräsidenten verboten. 1883 erschien dennoch die zweite Auflage. Wenn der Minister v. Puttkamer das Buch bei den Debatten im Reichstage erwähnte, so war unmittelbar darauf große Nachfrage nach demselben auch in nicht sozialistischen Kreisen. In sieben Monaten des Jahres 1891 wurden 20000 Exemplare verkauft. Bis jetzt hat das Buch die 30. Auflage erlebt. Edward Bellamy soll den Stoff zu seinem „Ein Rückblick" aus Bebels Frau geschöpft haben. Mit Bebels eigener Entwickelung läuft die seiner Bücher sowol in Bezug auf Inhalt als auf die Form der Darstellung, die durchaus klar und populär ist, parallel.

Die Voraussetzungen zu Bebels Buch waren eine vorübergehende Erscheinung. Die Verelendungstheorie, welche behauptet, daß bei der kapitalistischen Produktion sich die Lage der Massen ununterbrochen verschlechtert, haben die tatsächlichen Verhältnisse widerlegt. Die Zusammenbruchstheorie, welche die bürgerliche Gesellschaft aus einer Krisis in die andere geraten läßt, bis zum völligen Zusammenbruch, ist ein überwundener Standpunkt.

Bebel hat das Bekenntnis abgelegt, er habe die Krisis im Jahre 1890 für den Anfang vom Ende gehalten und seinen Glauben dahin ausgesprochen, daß der „Kladderadatsch" noch vor Ende des Jahrhunderts eintrete. Er habe sich geirrt und müsse nun zum Schaden auch den Spott tragen.

Liest man Bebels Frau nicht von vorne nach hinten, sondern so, daß man mit dem Kapitel die Frau in der Gegenwart beginnt und mit der Vergangenheit schließt, dann fällt sofort auf, daß sich Bebel selbst widerlegt.

Die Frau in der Vergangenheit ist der beste Teil des Buches. Bebels Ausführungen basieren auf den Forschungen von Morgan: Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch Barbarei zur Civilisation.

Er hat weiter „Das Mutterrecht" von Bachofen und die Schrift von Friedrich Engels: „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates" benutzt und entwirft auf Grund dieser Schriften ein interessantes Kapitel der Geschichte. Auf Grund des historischen Materials will Bebel zeigen, daß auch für die menschliche Gesellschaft, besonders die Ehe, die Gesetze der Entwickelung gelten, und dieser Beweis ist ihm gelungen.

Ist die Einehe ein Produkt einer Entwickelung; hat dieselbe früher nicht die feste Form gezeigt wie in der Gegenwart, so ist es doch reine Willkür, wenn Bebel aus der Ehe der Gegenwart ihre Auflösung ableitet. Die Ehehemmnisse und Ehehindernisse, die Bebel schildert, sind zum Teil vorübergehende Zeiterscheinungen oder wie die Prostitution ein uraltes Uebel der Gesellschaft.

Wenn die Frau des Arbeiters durch gewerbliche Arbeit gezwungen wird, das Haus und die Kinder auf längere Zeit zu verlassen, so muß demgegenüber betont werden, daß auch in der Zeit des Agrarstaats die Frau des Arbeiters und kleinen Besitzers zur Feldarbeit gezwungen wurde. Außerdem sind viele Hausarbeiten in gewerbliche Arbeiten umgewandelt worden. Bebel schreibt: Noch vor wenigen Jahrzehnten galt es in jedem Bürger- und Bauernhause nicht nur als selbstverständlich, daß die Frau nähte, strickte und wusch, sondern sie buck auch das Brot, spann, wob, bleichte, braute Bier, kochte Seife, zog Lichte. Ein Kleidungsstück außerhalb des Hauses anfertigen zu lassen, wurde als eine maßlose Verschwendung angesehen und als ein Ereignis besprochen und verurteilt. Allerdings bestehen solche Zustände auch heute noch hier und da, aber sie sind Ausnahmen. Die Mehrzahl der Frauen unterläßt die meisten dieser Verrichtungen.

Bringt diese wirtschaftliche Entwickelung auch für die Frau eine Erleichterung, die Gefahr, daß die Jugend

ohne Aufsicht der Eltern heranwächst, ist dadurch nicht beseitigt. Und weiter ist die Jugend gefährdet durch das Wohnungselend. Es werden, wie Bebel schreibt, sogenannte Schlafburschen oder Mädchen in Logis genommen, nicht selten beide Geschlechter zugleich. Alte und Junge leben auf engstem Raum, ohne Scheidung der Geschlechter, selbst bei den intimsten Vorgängen eng zusammengepfropft, und wie dabei Schamgefühl und Sittlichkeit fahren, darüber gibt es schauerliche Tatsachen. Die so vielfach kommentierte Zunahme der Verrohung und Verwilderung der Jugend ist nur den Zuständen geschuldet, mit dem die Wohnungsmisere in engster Beziehung steht.

Auch die Verbrechen aller Art stehen hiermit und mit dem sozialen Zustand der Gesellschaft in Beziehung. Das will aber die Gesellschaft nicht Wort haben, sagt Bebel. Sie steckt, wie der Vogel Strauß, den Kopf in den Sand, um die anklagenden Zustände nicht eingestehen zu müssen und lügt sich und andern vor, daran sei nur die Faulheit und Genußsucht der Arbeiter und ihr Mangel an Religion schuld.

Hier geht der Parteifanatismus mit Bebel durch. Schon vor dem ersten Erscheinen der Bebelschen Schrift enthielten die §§ 55 und 56 des Reichsstrafgesetzbuches Bestimmungen über die Zwangserziehung der verbrecherischen Jugend. Die Landesregierungen haben auf Grund dieser Bestimmungen Spezialgesetze erlassen.

Seit einer langen Reihe von Jahren beschäftigt man sich in juristischen und pädagogischen Kreisen mit der Frage der Verwahrlosung der Jugend und der Zunahme der Verbrechen. Die internationale kriminalistische Vereinigung hat die Angelegenheit nie aus dem Auge gelassen. 1891 wurde in Moabit unter dem Vorsitze des Direktors Dr. Krohne eine gemeinschaftliche Sitzung von Juristen, Straf- und Erziehungsanstalts-Vorstehern abgehalten, zu welcher auch die beiden Vorsitzenden des deutschen und der erste Vorsitzende des preußischen Lehrervereins geladen waren. 1892 stellte der deutsche Lehrertag in Halle 10 Leitsätze auf, deren Inhalt sich größten Teils deckt mit den neuen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches über die Erziehung verbrecherischer und verwahrloster Jugendlicher. Die wichtigsten reichsgesetzlichen Bestimmungen über die Zwangserziehung Minderjähriger sind folgende:

1. § 55 des Strafgesetzbuches in neuer Fassung nach Art. 34 II des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch, besagt, wer bei Begehung einer Handlung das 12. Lebensjahr nicht vollendet hat, kann wegen derselben nicht gerichtlich verfolgt werden. Gegen denselben können jedoch nach Maßgabe der landesgesetzlichen Vorschriften die zur Besserung und Beaufsichtigung geeigneten Maßregeln getroffen werden.

2. § 56 des Strafgesetzbuches bestimmt, daß ein Angeschuldigter, welcher eine strafbare Handlung, nachdem er das 12. aber noch nicht das 18. Lebensjahr vollendet hat, begeht, freizusprechen ist, wenn die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht vorhanden ist. In dem Urteile ist zu bestimmen, ob der Angeschuldigte in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt gebracht werden soll.

3. § 1666 des Bürgerlichen Gesetzbuches. Wird das geistige oder leibliche Wol des Kindes durch Mißbrauch des Vaterrechts oder Vernachlässigung des Kindes oder dadurch gefährdet, daß sich der Vater eines ehrlosen und unsittlichen Verhaltens schuldig macht, so hat das Vormundschaftsgericht die zur Abwehr erforderlichen Maßregeln zu treffen.

Dasselbe gilt für die elterliche Gewalt der Mutter § 1686.

4. § 1838 des Bürgerlichen Gesetzbuches. Das Vormundschaftsgericht kann anordnen, daß der Mündel zum Zwecke der Erziehung in einer geeigneten Familie oder in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt untergebracht wird.

5. Art. 135 des Einführungsgesetzes. Die Anordnung der Zwangserziehung kann außer den Fällen §§ 1666, 1838 des Bürgerlichen Gesetzbuches erfolgen, wenn dieselbe zur Verhütung des völligen sittlichen Verderbens notwendig ist.

Diesen Bestimmungen entsprechend hat die preußische Regierung den beiden Häusern des Landtages den Entwurf eines Gesetzes über die Zwangserziehung zugehen lassen. In der Begründung des Entwurfs heißt es: Ueberall zeigt sich, daß der Anteil der Jugendlichen an der Kriminalität in höherem Maße wächst als der Erwachsener. Der Mißerfolg der Freiheitsstrafe spricht sich ziffermäßig darin aus, daß der Rückfall unter den Jugendlichen von Jahr zu Jahr steigt. Nach einer Erhebung im Jahre 1894 befanden sich unter den 17867 Zuchthausgefangenen in Preußen 9489 oder 53 % die drei Freiheitsstrafen und mehr erlitten hatten. Von diesen wurden 8789 oder 93 % als solche bezeichnet, die sich in das gesetzmäßige, gesellschaftliche Leben nicht mehr einordnen lassen und von diesen waren 34 % vor dem 18. Lebensjahre mit einer Freiheitsstrafe belegt.

Mittelst des neuen Gesetzes sollen die Jugendlichen aus ihrer verderblichen Umgebung herausgerissen werden und einer Erziehung unterworfen werden, die geeignet ist, gegen etwaige verbrecherische Neigungen anzukämpfen.

Folgt den erweiterten Bestimmungen über die Erziehung unter staatlicher Aufsicht auch ein neues Wohnungsgesetz und ein Gesetz zur Unterstützung sittlich gut gearteter mit reichem Kindersegen bedachter Familien, dann wären die wichtigsten Ehehemmnisse der Gegenwart beseitigt.

Bebel schließt das Kapitel über Ehehemmnisse mit folgendem Endresultat:

Die Lebenlage der Familie verschlechtert sich

1. es sinkt relativ die Zahl der Geburten, obgleich die Bevölkerung im ganzen wächst;
2. es steigt die Zahl der Ehescheidungsanträge erheblich stärker als die Vermehrung der Bevölkerung und die Anträge gehen meistens von den Frauen aus;
3. es sinkt relativ die Zahl der Eheschließungen, obgleich die Bevölkerung wächst;
4. es besteht in fast allen Kulturstaaten ein Mißverhältnis in der Zahl der Geschlechter, es werden mehr Knaben als Mädchen geboren, die Ungunst der sozialen Verhältnisse bewirkt, daß dennoch mehr Mädchen existieren.

Diese der Frau schädlichen Zustände liegen im Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und steigern sich mit der Dauer; die gegenwärtige Gesellschaft erweist sich als unfähig, die Uebel zu heben und die Frau zu befreien. Eine andere Gesellschaftsordnung ist hierzu nötig.

Mit diesen spezifischen Merkmalen für die Auflösung der Familie verhält es sich ähnlich wie mit den allgemeinen Symptomen für die Auflösung der Gesellschaft.

Es gibt sicher wirkende Mittel dagegen, und die bürgerliche Gesellschaft ist bei der Arbeit, sie anzuwenden. Werden die allgemeinen Uebel beseitigt, dann verschwinden naturgemäß auch die speziellen Erscheinungen, die für den Rückgang der Ehe sprechen.

Wäre es richtig, was Bebel unterstellt, daß in einem gewissen Zeitpunkt alle geschilderten Uebel so auf die Spitze getrieben sind, daß sie der großen Mehrheit unerträglich erscheinen, und ein allgemeines unwiderstehliches Verlangen nach gründlicher Umgestaltung die ganze Gesellschaft ergreift, in Frankreich müßte man davon bereits etwas merken. Die Sozialdemokratie macht dort aber keine besonderen Fortschritte. Für dieselbe sind zuletzt 840000 Stimmen abgegeben, welche im Parlament durch 38 Mandate repräsentiert werden.

Die eingehendste Kenntnis der sittlichen Verfassung Frankreichs beweist Zola in seinem Roman oder in der sozialen Schilderung Fécondité. Er entrollt darin ein Bild von dem großen Drama der Zeit, die Entsittlichung durch den Widerwillen gegen das Leben, durch die gewollte und gepriesene Unfruchtbarkeit. Als Ursache des Uebels in allen Schichten der Gesellschaft, in den mit Kostbarkeiten gefüllten Häusern sowol als in den elenden Schlupfwinkeln des Arbeiters, bezeichnet er die Lockerung der Sitten, die falschen Begriffe über Moral und Schönheit.

Mit ganz eigenartiger Begeisterung arbeitet Zola seit vielen Jahren in seinen Werken an der sozialen Gesundung Frankreichs. Der Gedanke, die Sozialisierung der Gesellschaft vorzuschlagen, ist ihm noch nicht gekommen. In seinem Roman Paris zeigt Zola, wie ein Schritt der Wissenschaft die Menschen der Stätte der Gerechtigkeit und Wahrheit näher bringt als alle sozialen Revolutionen. Nur die Unvorsichtigkeit schleudert revolutionäre Massen in den „Kampf um Wahrheit, Gerechtigkeit und Glück.“ Diejenigen, welche von Zola erwartet haben, er werde in der Verbannung ein revolutionäres Buch, ein Evangelium des Sozialismus schreiben, sind enttäuscht. Gewisse Uebelstände können freilich nur beseitigt werden durch Gründung sozialer Institutionen. In dieser Beziehung hält Zola mit Vorschlägen nicht zurück. Die Frau soll von den ersten Tagen der Schwangerschaft unter öffentlichen Schutz gestellt werden; sie muß in Ruhe gebären können, auf Wunsch im geheimen. Mutter und Kind soll versorgt werden, bis das Kind lebenskräftig ist; auch Asyle für Rekonvalescenten sind erforderlich. Eine derartige tatsächliche Reform sieht Zola als ein ungeheures Werk menschlichen Gemeinsinns und sozialer Wolfahrt an. Die gefallene Norine läßt er durch Mathieu wieder für die Gesellschaft gewinnen.

Die Rückkehr des goldenen Zeitalters, den nahen Zustand allgemeiner Gleichheit und allgemeinen Friedens unter den Menschen und Völkern nennt Zola eine edle Illusion. Die Heiden hatten das goldene Zeitalter vor die Zeit, die Christen nach der Zeit verlegt, während es die Sozialisten es in die Zeit verlegen.

Das Schicksal eines Volkes ruht hauptsächlich im Schoße der Familie. Das zeigt die vorgeführte Musterehe von Mathieu und Marianne mit ihren 12 wolerzogenen und gebildeten Kindern, die in der Welt ihr Fortkommen finden. Zu der moralischen Höhe dieser Ehe kann das französische Volk nur erzogen werden, indem man seinen Schönheitsbegriff verwandelt. Darum muß die Mutter von einem sozialen Kultus umgeben und die säugende Mutter zum höchsten Bild der Schönheit werden.

Bebels Reformidee gipfelt in der freien Liebe. Die Zerstörung der Ehe hält er für eine Vorbedingung zu einer höheren Kulturstufe.

Der Fortschritt zu einer höheren Kulturstufe hängt davon ab, wie weit die Generation der Gegenwart befähigt ist, die gegenwärtige Kultur auf das kommende Geschlecht zu übertragen. Durch Einführung der freien Liebe verliert das Kind den Vater und die Häuslichkeit. Damit wird der Einfluß der Verwandten Bekannten und der Eltern auf das kommende Geschlecht ausgeschaltet. Die Individualität wird bei der allgemeinen Anstaltserziehung verkümmern. Nur eine Minorität hat Gewinn davon. Das Gesetz zur Fürsorge derselben haben wir aber bereits.

Bebel fordert die Uebernahme der Gesamterziehung von der Gesellschaft. Zunächst wird die Gebärende, die Säugende, die Mutter der Gegenstand ihrer Sorge. Bequeme Wohnung, angenehme Umgebung, Einrichtungen aller Art, wie sie diesem Stadium der Mutterschaft entsprechen, aufmerksame Pflege für sie und das Kind sind erste Bedingung. Größer geworden harren des Kindes die Altersgenossen zu gemeinsamem Spiel und gemeinsamer Obhut. Mit den Spielsälen kommen die Kindergärten, später kommt die spielende Einführung in die Anfänge des Wissens und der menschlichen Tätigkeit. Es kommt die geistige und körperliche Arbeit, verbunden mit gymnastischen Uebungen und freier Bewegung auf dem Spiel- und Turnplatz, auf der Eisbahn, im Schwimmbad. Uebungsmärsche, Ringkämpfe und Exerzitien für beide Geschlechter folgen abwechselnd und sich ergänzend. Es soll ein gesundes, abgehärtetes, körperlich und geistig normal entwickeltes Geschlecht herangebildet werden. Die Einführung in die verschiedenen praktischen Tätigkeiten, des Fabrikwesens, die Gartenkultur, den Ackerbau, die ganze Technik des Produktionsprozesses erfolgt Schritt vor Schritt. Darüber wird die geistige Ausbildung in den verschiedenen Wissensgebieten nicht vernachlässigt.

An die Stelle veralteter Methoden und Lehrgegenstände, welche heute die geistige und körperliche Entwickelung hemmen, sollen Kenntnis natürlicher Dinge dem natürlichen Verstande zugeführt, den Lerntrieb ganz anders anfeuern als das jetzige widerspruchsvolle Erziehungssystem, das auf der einen Seite Religion in orthodoxem Sinne und auf der andern Seite Naturwissenschaften lehrt. Alle Bildungsmittel, Kleidung, Unterhalt, von der Gesellschaft gestellt, werden keinen Zögling mehr gegen den andern benachteiligen.

Bebel weist den Einwand der bürgerlichen Ordnungsmänner, daß die Schule zur Kaserne gemacht und den Eltern jeder Einfluß auf die Kinder genommen werden soll, zurück. Die Eltern haben im Zukunftsstaat viel mehr Zeit, sich um die Kinder zu bekümmern als jetzt; außerdem haben sie die Ordnung des Erziehungswesens vollkommen in der Hand. Was sind denn bei freier Liebe Eltern?

Die Vaterschaft läßt Bebel schon in der Einehe mit Bezug auf Friedrichs Worte im Wilhelm Meister auf Glauben beruhen. Die freie Liebe soll ein ähnlicher Zustand der gemeinsamen Ehe werden, wie es zur Zeit des Mutterrechts bestand. Auf diese historische Tatsache stützt Bebel seine Beweisführung. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes soll genau so jedes persönliche Sache werden wie die Befriedigung jedes andern

Naturtriebes. Die Folgen dieser Befriedigung sind die Kinder, deren Vaterschaft in vielen Fällen nicht nachweisbar ist.

Die Anstaltserziehung in der bürgerlichen Gesellschaft wie in Kadettenhäusern, Alumnaten, Seminarien, Priesterschulen, Militärweisenhäusern erscheint Bebel, obgleich dieselbe zum Teil für die bevorrechteten Kreise da ist, als ein verzerrtes Bild der kommunistischen Kindererziehung, bei welcher Ungebärdigkeit, Disziplinlosigkeit und Immoralität verschwinden. Gegen die hier vorausgesetzte Gutartigkeit und Gutwilligkeit spricht die Lehre von der Vererbung. Es ist nicht alles gut, wenn es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht. Die Menschen kommen mit verschiedenen Anlagen zur Welt. Manches Kind ist von Geburt an gesund und kräftig und gutartig; das andere ist kränklich, gebrechlich und auch gar bösartig.

Bebel ist weder Schulmann noch Pädagoge, sonst könnte er nicht so oberflächlich und widerspruchsvoll über eine der allerhöchsten Aufgaben der Menschheit, das ist die Erziehung, schreiben.

Den Gegensatz von Religionsunterricht und Naturlehre beseitigt er mit einem Federstrich. Die Vertreter der Wissenschaft, hervorragende Pädagogen und bekannte Schulmänner haben für die praktische Gestaltung des Unterrichts die Gegensätze nicht zu lösen vermocht.

Frankreich hat auf gesetzlicher Grundlage die Weltlichkeit des Unterrichts eingeführt: allein ein voller Schultag in jeder Woche ist für den Religionsunterricht der Kirche reserviert. Kommt da nicht gleich wieder der Gegensatz zur Geltung, gleichviel in welchen Räumen er betont wird.

Das kommunistische Erziehungssystem soll bis zu dem Alter währen, indem die Gesellschaft ihre Jugend für mündig erklärt. Die Gesellschaft kann jetzt vollkommen sicher sein, nur tüchtige nach allen Seiten entwickelte Glieder erzogen zu haben. Sie darf sicher sein, daß jeder die Gelegenheit ergreifen wird, die in ihm zur Entwickelung gebrachten Keime weiter auszubilden. Die neue Gesellschaft kann den mündig erklärten Nachwuchs für seine weitere Ausbildung sich selbst überlassen. Einen Beweis dafür, daß der Nachwuchs in der neuen Gesellschaft mehr für seine Fortbildung tun wird als in der bürgerlichen Gesellschaft, hat Bebel nicht erbracht. Ebenso zeigt er nicht, wie die kommunistische Erziehung aus den körperlich Gebrechlichen und Schwachsinnigen tüchtige und entwickelte Glieder erzieht.

Die Erziehungslehre gehört noch nicht zu den exakten Wissenschaften. Will man über Erziehung urteilen, so muß man die verschiedenen Systeme mit einander vergleichen. Vor allen Dingen muß man praktische Versuche machen, dadurch stellt sich heraus, was von einer Theorie zu halten ist. Wo immer eine Idee Bebels ausgeführt wird, protestiert er dagegen. Nur Rabeneltern werden ihm ihre Kinder anvertrauen.

Auch bei kommunistischer Erziehung wird die geistige Entwickelung der Einzelnen ebenso wenig, wie die des Volkes mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts schreiten. Das deutsche Volk hat eben erst die Stufe der Elementarbildung in 150 Jahren mittelst des Schulzwanges durchlaufen. Will man darüber etwas hinausgehen, so soll man in den Grenzen bleiben, welche die wirtschaftlichen Verhältnisse vorschreiben.

Die einheitliche Organisation unseres Bildungswesens und die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule sind die nächsten Ziele, welche die Pädagogik erstrebt. Dem Bildungsbedürfnis des Volkes wird damit vollständig entsprochen.

Wie der Körper des Kindes die beste Nahrung zuerst von der Mutter empfängt, so bekommt auch die Seele des Kindes die beste Anregung zuerst von der Mutter. Die ersten Keime moralischer Entwickelung werden vielmehr durch das Mutterauge und Antlitz als durch Worte angeregt. Später wirkt nach dieser Richtung besonders auch die Persönlichkeit des Vaters. So vollzieht sich die erste natürliche Entwickelung des Seelenlebens. Kindergarten und Anstaltserziehung sind ein jämmerlicher Ersatz dafür.

Wie weit die Lehrgegenstände des kommunistischen Erziehungssystems an sich den Lern- und Fortbildungstrieb anfeuern, das lehrt die Geschichte der Berliner Arbeiterbildungsschule. Der Bericht des „Vorwärts" darf wol für Bebel als objektiv gelten. Er schreibt in der Beilage am 10. Oktober 1897: Die Vorträge in der Arbeiter-Bildungsschule, die während dieses Sommers geschlossen war, beginnen wieder in einigen Tagen. Es soll noch einmal der Versuch gemacht werden, ob für ein solches Institut in dem großen Berlin mit seinen Hunderttausenden von Arbeitern Raum vorhanden ist. Der Umfang der Arbeiter-Bildungsschule, die im Frühjahr 1891 mit 6000 Mitgliedern eröffnet wurde, hat sich, das war in den Verhältnissen selbst begründet, nicht auf der ursprünglichen Höhe erhalten können. Zuerst dachte man in möglichst allen Fächern, die theoretischen oder praktischen Wert für strebsame Elemente aus der Arbeiterklasse besaßen, Unterricht zu erteilen. So griff die Schule, die anfänglich auch Buchführung, Rechnen, Stenographie und ähnliches in ihrem Programm eingefügt hatte, auf Gebiete hinüber, die dem Parteiinteresse, dem das neue Institut doch in erster Reihe dienen sollte, sehr fern lagen, und in denen sie die Konkurrenz mit den städtischen durch öffentliche Mittel gespeisten Fortbildungsschulen nicht aushalten konnte. Ein Rückschlag war unvermeidlich; von den ursprünglich sechs Schulen bestanden im Frühjahr 1893 nur noch zwei und die Mitgliederzahl war auf 600 zurückgegangen. Mehr und mehr drängte die natürliche Entwickelung dazu, die Schultätigkeit auf solche Fächer zu beschränken, die in enger Beziehung zu unserer sozialen Gesamtauffassung standen, vor allem wollte man Kenntnisse und Einsichten, die im politischen und gewerkschaftlichen Leben von Bedeutung waren, den Schülern vermitteln und befähigten Arbeitern Gelegenheit gaben, sich zu tüchtigen Kämpfern für die Befreiung der Arbeiterklasse aus den Fesseln des Kapitalismus auszubilden. Auf Nationalökonomie, Geschichte, Deutsch und Redeübungen wurde der Hauptnachdruck gelegt. Aber auch mit diesem eingeschränkten Programm hat die Schule auf die Dauer sich nicht halten können. Die Beteiligung aus den Reihen der Arbeiterschaft war nicht so, wie man sie erwarten durfte. In der letzten Generalversammlung wurde bereits die Möglichkeit der Auflösung diskutiert. Es ist aber dem Stamm der alten erprobten Mitglieder gelungen, die Organisation, wenn auch im Sommer kein Unterricht erteilt wurde, zusammenzuhalten und die Bedingungen zu schaffen, unter denen das Unternehmen in etwas veränderter Form zum Nutzen der Arbeiterschaft hoffentlich wird erhalten bleiben können. Ob sich die neue Form als lebenskräftig erweisen wird, das wird von der Beteiligung der Berliner Arbeiter, deren Idealis-

mus und Wissensdrang unmöglich ein mit so hohen Erwartungen begonnenes Unternehmen wird eingehen lassen wollen, abhängen."

Nach dem letzten Jahresbericht besteht die Schule noch mit dreihundert Mitgliedern.

Das ist ein Maßstab für den Lern- und Bildungstrieb des Volkes ohne Bildungszwang. Ohne Anwendung von Zwang würde auch die Majorität der Schuljugend nicht in den Anstalten bis zur Mündigkeit verweilen. Wer sich mit der Volksbildungsfrage eingehend beschäftigt, der weiß, daß sich mit dem Erwachen des Geschlechtstriebs bei manchen Schülern aus allen Kreisen des Volkes ein unbesiegbarer Widerwille gegen das Lernen einstellt. Kein Zwang hält dieselben auf der Schule.

Es ist das Verdienst Rudolf Hildebrandts in seinem Buch „vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Bildung und Erziehung überhaupt", darauf hingewiesen zu haben, daß beim Schulunterricht das innere Triebleben der Seele zu wenig Berücksichtigung findet. Er schreibt auf Seite 72: „Jeder weiß aus seiner Kindheit, daß alles das, was wir bloß äußerlich zu lernen hatten, in uns sofort eine Zutat aus dem ebenso frischen Gefühls- und Sinnenleben des Kindes erhielt, und — was die Hauptsache ist — daß nur diese Zutat uns das tote Ding anziehend und für unser eigenstes Ich brauchbar machte."

Das Gemüt ist die Wirksamkeit der Seele in ihrem tiefsten Grunde, da, wo Denken, Fühlen und Wollen ihre gemeinsame Wurzel haben. Es gibt keine bessere Pflegestätte des Gemüts als das normale Elternhaus. Auch heute noch gilt das Wort des Apostel Paulus, 1. Korinther 13, V. 1: Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz, oder eine klingende Schelle.



Neue Opern.

II.

Kain. Musikdrama in einem Aufzug. Dichtung von Heinrich Bulthaupt. Musik von Eugen d'Albert.
Zum erstenmale aufgeführt im Kgl. Opernhause.

Zu der Zeit, als die „große Oper" in Blüte stand, waren biblische Stoffe, welche Gelegenheit zu großer musikalisch-theatralischer Prachtentfaltung boten, bei Textdichtern und Opernkomponisten sehr beliebt. Goldmarks „Königin von Saba" und Rubinsteins „Makkabäer" sind die letzten Werke dieser Art; sie sind heute bereits unmodern. Heinrich Bulthaupt fand neuerdings in der Geschichte von Kain und Abel den Stoff für ein Opernbuch, das der modernen Geschmacksrichtung durchaus entspricht. Der biblische Vorgang läßt an Einfachheit und Knappheit ebensowenig zu wünschen übrig wie an furchtbarer Realistik. Dem ausgezeichneten Dramaturgen Bulthaupt konnte es nicht schwer werden, das erschütternde Ereignis, dem ja dramatische Kraft von Hause aus innewohnt, durch dichterische Zutaten zu einem bühnenwirksamen Einakter auszubauen, zumal Byron schon gezeigt hat, daß es möglich ist, die Sache selbst durch drei Akte hinzuziehen, und zwar möglich mit Hilfe des Teufels. Dessen bedient sich auch Bulthaupt, indem er, wie Byron, seinem Kain durch den leibhaftigen Lucifer verführerische Reden halten läßt. Diese Aufreizung Kains durch Lucifer ist in ihren Folgen nicht recht verständlich. Lucifer bezeichnet den Tod, der den ewigen Schlaf bringt als den Erlöser, nach dem sich Kain sehnt: man meint nun, Kain müsse den Tod selbst suchen und begreift nicht, warum er statt dessen seines Bruders Todbringer wird; noch weiter: er erschlägt den Abel im Zorn, ruft aber dabei aus: „den Welterlöser bring ich, den Tod!" Hierin liegt ein Widerspruch, der im musikalischen Drama dem Zuhörer allerdings weniger zum Bewußtsein kommt, weil die Musik darüber hinweghilft, der Dichtung als solcher aber als ein Mangel anhaftet. In der Einmischung Lucifers liegt überhaupt die Schwäche des Werkes; zwar würde die Handlung ohne diese Einmischung gar zu knapp geraten sein, wäre dafür aber rein menschlich verlaufen und hätte darum auch noch ergreifender gewirkt. Im übrigen zeichnet sich das Textbuch durch wirksame Anordnung der Gegensätze und durch eine gewählte aber trotzdem ungekünstelte poetische Sprache aus und sticht so gegen die landläufigen modernen Operntexte vorteilhaft ab. —

d'Alberts Musik ist auf Wagnerschem Boden gewachsen. Sie schmiegt sich überall fest an die Dichtung und tritt selbständig hervor in einem längeren Vorspiele und in einem ebenfalls breit ausgeführten Orchesterstück, das nach Kains Gespräch mit Lucifer den Uebergang von der düsteren Nacht zum hellen Morgen trefflich malt. An dieser Stelle ist auch der Vorgang auf der Bühne von großem Reiz durch den hier besonders deutlich zutage tretenden Gegensatz zwischen dem finstern, ruhelosen Kain und dem froh erwachten Abel, der den rosigen Morgen mit einer Jubel- und Dankeshymne begrüßt. Die musikalische Erfindungsgabe, wie das kompositorische Können d'Alberts zeigt sich im „Kain" auf einer ungewöhnlich hohen Stufe. Die den einzelnen Personen zuerteilten Leitmotive sind für das Empfinden jeder derselben durchaus bezeichnend, andererseits für die thematische Verarbeitung besonders geeignet. Daß der orchestrale Tonstrom zu gleichmäßig voll dahinfließt, wirkt manchmal störend, besonders erweckt durch diesen Umstand das Vorspiel die beste Hoffnung nicht. Die melodische Behandlung der Singstimme, wie sie in Abels Gefühlsergüssen und in dem vierstimmigen Gebet am deutlichsten zutage tritt, verdient vollste Anerkennung. Die dramatische Wirkungskraft des Ganzen tritt leider erst gegen das Ende hin ein, ist aber dann wahrhaft erschütternd. Von dem Augenblicke, wo Kains Art seinen Bruder trifft, steigert sie sich in den folgenden Momenten, da Kains Gewissen erwacht bis zu Evas Aufschrei: „Das ist der Tod!" in mächtiger Weise. Hier erreicht die Musik mit weiser Einschränkung der Ausdrucksmittel ihre stärkste Wirkung und schließt sich so eng an die Handlung, daß beide, Musik und Handlung, in einander vollständig aufgehen, und der Zuhörer den Eindruck gewinnt, die Wirkung gehe von allen zusammenwirkenden Faktoren zugleich und nicht von einem einzelnen aus. Schließlich sei noch bemerkt, daß die scenischen Bilder von großem malerischen Reize sind.

Die Aufführung des Werkes im Kgl. Opernhause muß als hervorragend gelungen bezeichnet werden. Die Lei-

stungen der Darsteller, des Orchesters und der Regie vereinigen sich zu einem harmonischen Ganzen von seltener Vollendung. Es ist aufrichtig zu wünschen, daß sich das Werk auf der deutschen Bühne einbürgern und andere minderwertige Einakter verdrängen möge.

P. Geyer.



Chronik.

Zur Gottsched-Bewegung.

Das neue Jahrhundert hat mit einer gründlichen Ehrenrettung Gottscheds begonnen. Ich darf es zu meiner großen Freude offen aussprechen, daß seit etwa 10 Wochen in Berlin und im Reiche (wenigstens überall dort, wohin meine Gottsched-Artikel gedrungen sind) sich die Gestalt Gottscheds im Mittelpunkt des Interesses gebildeter Männer und Frauen befindet. So ist denn auch der 2. Februar nicht unbemerkt an unserem Volke vorübergegangen; und wenn auch nirgend in Deutschland (soviel mir bekannt geworden) an diesem Tage, der ein Festtag für die ganze Nation hätte sein müssen, Feste gefeiert und Festreden gehalten worden sind; so hat doch kaum eine deutsche Zeitung und Zeitschrift versäumt, ihren Lesern eine wenn auch noch so unzureichende Bekanntschaft mit dem schwer verkannten Manne zu vermitteln. Das „Magazin für Litteratur" darf die Ehre für sich in Anspruch nehmen, Gottscheds geistige Persönlichkeit seinen Lesern durch eine Auswahl von Citaten etwas nahe gebracht, mit Nachdruck für eine Bewegung zu Gunsten Gottscheds eingetreten zu sein. Diese Bewegung wird langsam aber zuverlässig an Kraft gewinnen; und damit sie an Kraft gewinne, ist es vor allem nötig, daß dem deutschen Volke die Möglichkeit geboten wird, Gottsched wirklich kennen zu lernen. Das Beste, das Unvergängliche der Lebensarbeit Gottscheds muß dem Staube entrissen und in seiner ganzen Herrlichkeit in den Gesichtskreis des deutschen Volkes gerückt werden. Es handelt sich hier um Schätze, über welche das deutsche Volk staunen wird, sobald sie ihm in richtiger Beleuchtung vorliegen werden. Dieses Gottsched-Werk wäre nicht nur das schönste würdigste Denkmal, das dem großen Patrioten und Reformator errichtet werden könnte; es würde auch erst das unzerstörbare Fundament liefern für ein Gottsched-Verständnis, das von den fruchtbarsten Folgen für die gesunde Weiterentwickelung unseres Volkes sein müßte. Ehe ich aber meine Kraft dieser großen Arbeit widme, muß der Boden für sie bereitet werden. Und diesem Zwecke soll zunächst ein 6—8 Bogen umfassendes Büchlein dienen das unter dem Titel

„Ein Gottsched-Denkmal"

im Oktober dieses Jahres erscheinen und neben etlichen meiner Gottsched-Artikel eine Auswahl des Besten enthalten wird, was Gottsched gedacht und geschrieben.

Ich richte deshalb an alle Leser des Magazins, die Freunde der Gottsched-Sache geworden sind, die Bitte, mich durch Vorausbestellung dieses Büchleins, das im Buchhandel nicht unter 1 Mark zu haben sein dürfte, zu unterstützen. Wer mir mindestens 50 Pfennige einsendet, soll das Gottsched-Denkmal erhalten.

Jeden, der da geben will, bitte ich, mir zugleich seine genaue Adresse mitzuteilen, damit ich weiß, wohin später die Gegengabe zu senden ist. Ueber die (bei mir oder bei der Redaktion des „Magazins" einlaufenden) Spenden aber wird an dieser Stelle noch besonders quittiert werden.

Berlin, Ende März.

Eugen Reichel,
Gleditschstraße 37 II.

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

Dr. Rudolf Steiner: Lyrik der Gegenwart. Minden in W. J. C. C. Bruns' Verlag.

Dr. Rudolf Steiner: Haeckel und seine Gegner. Minden in W. J. C. C. Bruns' Verlag.

Clara Viebig: Das Weiberdorf. Roman aus der Eifel. Mit Umschlagzeichnung von Prof. Max Liebermann. Berlin.

Dr. Albert Fischer: Ueber das künstlerische Prinzip im Unterricht. Groß-Lichterfelde.

H. Zimmerer. Mädchengymnasium oder Waldmeisters Brautfahrt. Lustspiel in einem Aufzug.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.
Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstr. 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^1/_2$ bis 2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mk. jährlich (4 Mk. vierteljährlich). Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pfg. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstr. 8.) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die „**Nation**" vertritt die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Die „**Nation**" bringt **ausschließlich Originalartikel** von hervorragenden Politikern, Schriftstellern, Gelehrten; regelmäßige orientierende kritische Uebersichten über politische, volkswirtschaftliche, parlamentarische, künstlerische, litterarische Vorgänge; historische und philosophische Essays; Besprechung wissenschaftlicher Tagesfragen; Theater-Kritiken; satirische Glossen zur Zeitgeschichte; internationale Zeitschriften-Revue; Beiträge ausgezeichneter ausländischer Publizisten; Bücherbesprechungen.

Probe-Exemplare gratis. Auf Wunsch schicken wir dieselben auch gratis an aufgegebene Adressen.

Expedition der „Nation"
H. S. Hermann, Berlin SW. Beuthstr. 8.

N. Flerowsky.

Unter drei russischen Kaisern.

Das politische System
Nikolaus I., Alexander II. und Alexander III.

1898. Brosch. 6 Mk.
2 Teile in einem Bande. gr. 8°. 872 S.

Die **Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung** vom 29. Mai 1898 schreibt: Wir können dieses Buch unseren Lesern dringend empfehlen. Der Verfasser, Berwi, denn Flerowsky ist nur sein Schriftstellername, ist zwar russischer Radikaler roter Observanz, aber entschieden wahrhaftig und außerordentlich unterrichtet. Er erzählt uns in großen Zügen die Geschichte der russischen revolutionären, sozialistischen und anarchistischen Bestrebungen, wie sie seit Ende der 40er Jahre bis zum Regierungsantritt Kaiser Nikolaus II. sich entwickelt haben. Da Berwi mitten in der oppositionellen Bewegung stand, berichtet er fast ausschließlich Selbsterlebtes, ohne dabei über Gebühr seine Person in den Vordergrund zu drängen. Sein Urteil ist, wie uns scheint, nur selten zu streng, tatsächlich bringt er neben Bekanntem auch viel Neues, sodaß sein Buch zu den lehrreichsten Quellen für die innere Geschichte des modernen Rußland gerechnet werden muß. Die Übersetzung, die nach einem russischen Manuskript angefertigt zu sein scheint, ist flüssig und gut lesbar.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.

Elsa von Schabelsky.

Harem und Moschee.

Reiseskizzen aus Marokko.

203 S. 8°. 1897. Brosch. 2 Mk. Zweites Tausend.

Neues Wiener Tageblatt 19. 7. 96: Wir haben nicht viele so amüsante Reisebücher gelesen, die zugleich so viel des Interessanten und Wissenswerten enthalten hätten. Fräulein v. Schabelsky hat das Europäern nie vollkommen zugängliche Gebiet an der Nordwestküste unter Umständen durchquert, die ihr Vieles zugänglich machten, was anderen europäischen Reisenden wohl immer verschlossen bleiben wird, und sie berichtet darüber in ungemein anziehender und fesselnder Weise.

Am 1. Januar
beginnt der neue Jahrgang!

Neue Abonnenten erhalten bis dahin gratis:

DIE UMSCHAU



Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

Preis vierteljährlich **M. 3.00.**

„Die Umschau" zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Probenummer durch jede Buchhandlung, sowie von der Geschäftsstelle der „Umschau", Berlin W 57 zu beziehen.

★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★

VERLAG SIEGFRIED CRONBACH, BERLIN.

Arthur Zapp:

Die Rose von Sesenheim.

Eine Erzählung aus Goethes Liebesleben.

2. Auflage. 1896. 160 S. 8°. Brosch. 1,50 M., in elegantem Einband 2,50 M.

★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: **Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.**

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Erik Pfeffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 7. April 1900. Nr. 14.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Kunst und Sittlichkeit.

Von **Johannes Gaulke.**

Der Wechselbalg, der aus der unheilvollen Vereinigung der Sittlichkeitsapostel und Kunstfeinde hervorgegangen ist und seit Jahren im deutschen Reichstage herumspukt, hat in diesen Tagen ganz besonders energisch seinen Willen zum Leben kundgegeben. Wird er die Krisis zur Freude aller Dunkelmänner überstehen? oder sein trostloses Dasein mit Schimpf und Schande beenden? Diese Frage bleibt einstweilen noch eine offene. Die lex Heinze ist der legislatorische Ausdruck der Tartufferie am Ende des XIX. Jahrhunderts und daher ein historisches Produkt, das immer wieder in der einen oder anderen Form die Oeffentlichkeit beunruhigen wird. Anfänglich wollte kein Mensch an das Zustandekommen dieses kulturfeindlichen Gesetzes glauben, bis die zweite und dritte Lesung alle Zweifler darüber unterrichtete, daß es der Regierung und dem Reichstage blutiger Ernst damit sei. Sollte es aber dennoch den vereinten Anstrengungen der Künstler und Litteraten, deren Existenz in erster Linie durch die liebliche lex Heinze gefährdet wird, gelingen, eine Pression auf die Regierung auszuüben, so daß sie es im Interesse der Selbsterhaltung nicht wagt, der Oeffentlichkeit einen Faustschlag zu versetzen, so zweifle ich nicht darin, daß die lex Heinze selbst im Tode noch Unheil anrichten wird. Die bestehenden Paragraphen des Strafgesetzbuches sind dehnbar genug, um einem die öffentliche „Sittlichkeit" durch seine Werke gefährdenden Künstler beizukommen. Ich könnte eine liebliche Blütenlese von Polizeiverdikten gegen künstlerische oder litterarische Leistungen zusammenstellen. Die Polizei hat in ihrer Eigenschaft als höchstes preußisches Kunstrichterkollegium sogar schon die Recitation von Gedichten unserer Klassiker verboten. Daß auch ohne die lex Heinze die Versittlichung der Kunst munter betrieben werden kann, das beweist der „Tagebefehl" des Polizeipräsidenten von Berlin, nach dem Kriminalbeamte angewiesen waren, die Schaufenster auf „unzüchtige" Produkte abzusuchen. Als unzüchtig gelten neben Präservativs und sonstigen Gummiartikeln, die mittlerweile schon zu einem recht nützlichen Hausmittel geworden sind, auch die Aktstudien en face. Aufnahmen en profil gefährden nicht die öffentliche Sittlichkeit und haben daher die gestrenge Censur passiert.

Es ist nicht das erste mal, daß die Kunst einem Reinigungsprozeß unterworfen wird. Im Mittelalter wurden „gefährliche" Schriften kurzer Hand dem Scheiterhaufen überliefert und ihre Verfasser womöglich auch, desgleichen wurden Bilder und Bildwerke, die nach der damaligen Anschauung Aergernis erregten, vom Henker verbrannt. Zur Zeit der Reformation ist eine bedeutende Anzahl kirchlicher Kunstwerke dem

Fanatismus zum Opfer gefallen. Die frommen Bilderstürmer hielten es für ihre sittliche Pflicht, die Kirche von allem „gotteslästerlichen" Beiwerk zu reinigen. Andere, nicht minder fromme Leute bringen dagegen noch heute den kirchlichen Kunstwerken eine abgöttische Verehrung entgegen. Hieraus erhellt allein schon, daß auch in der Kunstanschauung die sittlichen Werte einem fortwährenden Wechsel unterworfen sind.

Nicht selten ist die künstlerische Produktion durch die Indolenz der Menschen ins Stocken gebracht worden oder — was noch schlimmer ist — zu Parteizwecken ausgebeutet worden. In diesem Fall hört sie vollends auf, Selbstzweck zu sein. Sie kann allein in der Freiheit gedeihen, nicht aber wenn sie sich zum Ausdruck begrenzter Ideen mißbrauchen läßt.

Wenn man unseren Sittlichkeitsaposteln Glauben schenken darf, ist das deutsche Volk auf dem besten Wege zur Versumpfung; die Kunst und Dichtung sind unrettbar dem Teufel verfallen. Darum ist es die höchste Zeit, den unbequemen Elementen, den Sittlichkeitsverderbern, einen Maulkorb vorzulegen, um den Rest des sittlichen Bewußtseins dem Volke zu erhalten. Nach den bisherigen strafgesetzlichen Bestimmungen konnten die Sünder nur in beschränktem Maße zur Sühne herangezogen werden. Darum drängte sich allen Sittlichkeitsaposteln die Notwendigkeit auf, den § 184 des Strafgesetzbuches, der den Verkauf sog. unzüchtiger Schriften, Abbildungen u. s. w. ahndet, schleunigst zu erweitern. In der neuen Fassung ist der Begriff des Unzüchtigen gründlich modifiziert worden, wie es eben das feiner differenzierte Sittlichkeitsgefühl des modernen Menschen erfordert. Der revidierte § 184 ist eine wundervolle legislatorische Leistung. Danach ist die Herstellung sog. unzüchtiger Schriften 2c. an sich nicht strafbar. Wehe aber dem Aermsten, der nichts Böses ahnend ein als unzüchtig befundenes Objekt verkauft oder verbreitet! Der Diebstahl ist bekanntlich erlaubt, man darf sich nur nicht kriegen lassen. Es wird auch mit Pauken und Posaunen verkündet, daß es dem Gesetzgeber fern liegt, die künstlerische Freiheit zu beschränken; nur das Unzüchtige soll ausgeschieden werden. Diese Erklärung ist weiter nichts als eine Verlegenheitsphrase. Wer ist imstande, den Begriff des Sittlichen oder Unsittlichen auch nur entfernt festzustellen? Während der eine ein Bild als die höchste und reinste Aeußerung der Kunst bewundert, verdammt der andere es als eine unzüchtige Tat, die im höchsten Grade die öffentliche Sittlichkeit gefährdet.

Schon die bisherige Handhabung des Sittlichkeitsparagraphen hat die seltsamsten Blüten gezeitigt. Kürzlich hatte ein Berliner Schutzmann die Entfernung mehrer Reproduktionen nach Böcklin aus dem Fenster einer hiesigen Kunsthandlung angeordnet, wahrscheinlich weil man an höherer Stelle daran Anstoß genommen hatte. Als der Inhaber den vollstreckenden Sittlichkeitsbeamten darauf hinwies, daß die Bilder von Böcklin seien, antwortete er: „Das geht mich garnichts an." Die Sittlichkeit war wieder einmal gerettet. Die letzte Konsequenz dieser Taktik wäre die Schließung der Museen. Denn hier ist ja — horribile dictu — der ganze menschliche Körper in vielen Exemplaren den lüsternen Blicken des gaffenden Volkes enthüllt. Darum fort mit allen Kunstwerken, die wie die antiken einem Ideenkreise entsprossen sind, der nach der puritanischen Anschauung unbedingt als ein unsittlicher bezeichnet werden muß. In der frommen Bajuvarenhauptstadt hat man in weiser Voraussicht der zunehmenden sittlichen Sensibilität bereits vor Jahren die Antiken in der Kunstsammlung mit einem blechernen Weinblatt züchtig verdeckt.

Wenn der sittliche Kern des Volkes nun einmal im Auflösungsprozeß begriffen ist, wie es die Sittlichkeitsapostel täglich in die Welt posaunen, so wird daran durch Gesetzesparagraphen am allerwenigsten etwas zu ändern sein. Glücklicherweise haben wir aber nicht den geringsten Grund zu derartigen Befürchtungen. Nur die Dunkelmänner wittern überall den Verfall, weil die meisten Erscheinungen des täglichen Lebens nicht in ihr hergebrachtes Sittlichkeitssystem hineinpassen. In der anbrechenden frommen Aera werden wir überhaupt erst erfahren, wie verderbt die Welt ist. Das sittliche Niveau ist bereits so tief gesunken, daß uns der unzüchtige Charakter vieler Gegenstände gar nicht mehr zum Bewußtsein gelangt. Das ist recht bedauerlich, indessen bleibt uns der Trost, daß bald Abhilfe geschaffen werden wird. Die Behörde wird es sich angelegen sein lassen, jeden unreinen Gedanken von ihren Schutzbefohlenen fernzuhalten. Den schutzbedürftigen Untertan wird von der Wiege bis zum Grabe links der Pfaffe, rechts der Polizist begleiten, wie es zuweilen heute schon der Fall sein soll.

Will man den Kampf gegen die Unzucht und Unsittlichkeit konsequent durchführen, müßte neben anderen menschlichen Erzeugnissen auch die Bibel als ein unzüchtiges Buch auf den Index gesetzt werden. Denn es ist nicht zu leugnen, daß die meisten darin vertretenen Anschauungen, namentlich diejenigen, die sich auf das Geschlechtsleben beziehen, heute keine sittliche Geltung mehr haben, ganz abgesehen von den vielen obscönen Stellen, die namentlich von der Jugend mit Heißhunger verschlungen werden. Wer hätte nicht als Junge die Bibel danach abgesucht! Aber auch die höhere Tochter soll in dieser Hinsicht eine ungewöhnliche Bibelfestigkeit besitzen. In Zukunft wird das anders werden, denn es wird nach § 184 a mit Gefängnis bestraft, „wer Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, einer Person unter achtzehn Jahren gegen Entgelt überläßt oder anbietet oder zu geschäftlichen Zwecken oder in der Absicht, das Schamgefühl zu verletzen an öffentlichen Straßen, Plätzen oder anderen Orten, die dem öffentlichen Verkehre dienen, in Aergernis erregender Weise anstellt oder anschlägt." Sollte dieser Paragraph Gesetz werden, sind nicht einmal solche Gewerbetreibende vor einer Bestrafung sicher, die rein künstlerische oder litterarische Produkte vertreiben. Nehmen wir an, es vertreibt jemand einen Zolaschen Roman, und der Käufer fühlt sich in seinem Schamgefühl gröblich verletzt, so kann dem Verkäufer flugs der Prozeß gemacht werden als Attentäter auf die Sittlichkeit. Oder es stellt ein Händler ein Kunstwerk aus, das an sich nicht unzüchtig ist; und es nimmt jemand daran Aergernis, so kann er zur Rechenschaft gezogen werden — im Interesse der Sittlichkeit. Daß durch ein derartiges Gesetz dem Denunziantentum Tür und Tor geöffnet wird, braucht nicht näher ausgeführt werden. Selbst der ausübende Künstler schwebt fortwährend in Gefahr, sich in den Maschen des Strafgesetzbuches zu fangen. Später werden wir neben der Chronik der Majestätsbeleidigungs-Prozesse auch noch eine solche der Prozesse wider die Sittlichkeit zu führen haben. Denn es ist mit Sicherheit nach den bisherigen

Erfahrungen der Strafrechtspflege in Preußen-Deutschland, anzunehmen, daß der dolus eventualis den Sittlichkeitsattentätern gegenüber nicht minder scharf in Aktion treten wird wie gegen Majestätsbeleidiger. — —

Man kann unseren gesetzgebenden Körperschaften das Prädikat eines vorsichtigen Hausvaters, der die Seinen vor allen bösen Einflüssen der unsittlichen Welt zu schützen versteht, nicht absprechen. Deutschland ist noch immer die große Kinderstube; und das deutsche Volk bedarf nun mal der obrigkeitlichen Bevormundung in allen seinen Angelegenheiten. Hierin ist auch der Grund zu suchen, daß es seine großen Anlagen nie recht auszunutzen verstanden und kein rechtes Vertrauen zu sich und seiner Leistungsfähigkeit gefaßt hat. Daher auch das schwach entwickelte Nationalgefühl des Deutschen, die kritiklose Bevorzugung des Fremden und sein außerordentlich entwickeltes Anpassungsvermögen. Der Deutsche im Auslande ist meistens schon in der zweiten Generation in der übrigen Bevölkerung aufgegangen. Man hat ihn daher nicht mit Unrecht den Kulturdünger für fremde Länder genannt.

Anstatt nun aus den Lehren der Vergangenheit eine Nutzanwendung zu ziehen und das Volk im Interesse des nationalen Fortschritts zur Selbständigkeit zu erziehen, sind die berufenen Gesetzesmacher dabei, das System der Bevormundung noch weiter auszudehnen. Damit das deutsche Volk nicht Schaden an Leib und Seele nehme, ist dem § 184 noch ein zweites Schwänzchen angehängt. Dieser Zusatzparagraph (§ 184 b) ist eine so hervorragende legislatorische Leistung und zeugt von einer so wahrhaften Fürsorge für des gemeinen Volkes Wohl und Wehe, daß ich ihn dem Leser nicht vorenthalten möchte: „Mit Gefängnis bis zu einem Jahre wird bestraft, wer öffentlich theatralische Vorstellungen, Singspiele, Gesangs- oder deklamatorische Vorträge, Schaustellungen von Personen oder ähnliche Aufführungen veranstaltet oder leitet, welche durch gröbliche Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls Aergernis zu erregen geeignet sind. — Gleiche Strafe trifft denjenigen, welcher in öffentlichen theatralischen Vorstellungen, Singspielen, Gesangs- oder deklamatorischen Vorträgen, Schaustellungen von Personen oder ähnlichen Aufführungen durch die Art seines Vortrags oder Auftretens das Scham- und Sittlichkeitsgefühl gröblich verletzt."

Weiter kann das Bevormundungssystem kaum ausgedehnt werden. Bisher hatte es mit dem bloßen Verbot einer „anstößigen" Vorstellung oder eines „unsittlichen" Theaterstücks sein Bewenden, in Zukunft können die Veranstalter von Schaustellungen, die das Schamgefühl zu verletzen geeignet sind, mit Gefängnis bestraft werden. Das Unerhörteste ist aber, daß selbst in dem Fall, wo das aufzuführende Stück von der Censur als sittlich befunden ist, dennoch dem Darsteller ein Strick gedreht werden kann, sobald er nämlich durch die Art seines Vortrags Anstoß erregt. Es fehlt nur noch, daß die Schauspieler und womöglich auch die Angehörigen anderer künstlerischer Berufe unter Polizeiaufsicht gestellt werden. Das wäre die Bekrönung des lieblichen Sittlichkeitsgesetzes.

Dann wäre weiter in Erwägung zu ziehen, ob es sich nicht im Interesse der Sittlichkeit empfehle, gewisse Stoffgebiete der Kunst überhaupt zu verschließen und außerdem alle unzeitigen Neuerungen in der Kunst zu verbieten. Denn es liegt nahe, daß der fortwährende Wechsel der Kunstanschauung, wie er bei uns zum guten Ton gehört, die Gefahr einer Erschütterung der sittlichen Werte in sich schließt. Es ist außerdem nicht zu leugnen, daß jeder großen Dichtung schon aus dem Grunde eine unsittliche Tendenz inne wohnen muß, weil sie Anschauungen vertritt, die in den meisten Fällen keine allgemeine Geltung haben. Welche Fülle von Unsittlichkeiten könnte ein gewissenhafter Censor allein aus den Bühnendichtungen unserer Klassiker festnageln! Schiller verherrlicht in den „Räubern" offenbar das Verbrechen, im „Wallenstein" den Treubruch und den Landesverrat, in „Kabale und Liebe" die Sittenlosigkeit. Dasselbe gilt auch von Goethes Dramen. Einem Sittlichkeitsapostel muß selbst der „Faust" Kümmernis bereiten. Was soll aus dem Volke werden, wenn von der Bühne herab die Sittenlosigkeit gepredigt wird! Fast in alle klassischen Dramen werden die hergebrachten religiösen und sittlichen Ideen kritisiert und nicht selten auch verbrecherische Handlungen — die wenigstens in den Augen der Sittlichkeitsapostel als solche gelten — in eine milde Beleuchtung gerückt. Grund genug, sie von den Brettern zu verbannen. Noch größere Sittenverderber sind zweifellos die modernen Bühnendichter. Ihre meisten Gestalten lassen sich von einem leidenschaftlichen Impulse in ihrem Denken und Handeln leiten, während der gut erzogene Mensch in allen Lebenslagen Herr seiner selbst sein soll. Ibsen hat wahre Ausbunde von Sittlichkeitsattentätern auf die Bühne gebracht. Nora ist ein schlechtes Weib, sie verläßt ihren Gatten und ihre in im legitimen Ehebett erzeugten Kinder und bildet sich ein, eine große Tat vollbracht zu haben. Hedda Gabler ist der Teufel in Menschengestalt, zwischen den Polen Lebenslust und Lebensüberdruß fortwährend hin- und hergeschleudert, macht sie alle Phasen der leidenschaftlichen Erregung durch und wird schließlich aus einer eigenartigen Mischung von Kraftgefühl, Schönheitstrunkenheit und Ekel zur Selbstmörderin, nachdem sie zuvor noch einem Manne, der ihr im Wege stand, die Pistole in die Hand gedrückt hat. Desgleichen können wir auch aus anderen Bühnendichtungen die Absicht Ibsens herausfühlen, daß es ihm darum zu tun ist, sogenannte geheiligte Institutionen lächerlich zu machen und die Träger staatsgefährlicher Tendenzen zu feiern. — Doch ich will hier mit der Aufzählung der „unsittlichen" Bühnendichtungen schließen, um nicht der erleuchteten Polizeibehörde eine Handhabe zu bieten. An Ueberraschungen wird es uns ohnehin nicht fehlen, sollte der Theaterparagraph Gesetzeskraft erlangen. —

Nach allem ersehen wir, daß die lex Heinze das schändlichste Bevormundungsgesetz ist, das jemals über ein Kulturvolk verhängt worden ist. Es gewährt dem untersten Polizeiorgan, das den Nachweis seiner litterarischen Urteilsfähigkeit durch nichts weiter als eine neunjährige Militärdienstzeit erbracht hat, einen größeren Einfluß auf die Gestaltung der öffentlichen und künstlerischen Angelegenheiten als den dazu berufenen Persönlichkeiten. Aber auch den höheren Censoren des Polizeistaates kann man beim besten Willen kein bedeutendes Kunstverständnis nachrühmen. Daran scheint auch diesen Herren garnichts gelegen zu sein. — Darum fort mit allen die Rechte des Individuums und die freie Meinungsäußerung einschränkenden Gesetzen. Durch Prohibitivgesetze ist der sittliche Verfall am allerwenigsten aufzuhalten. Soweit sind wir aber trotz der drohenden lex Heinze noch nicht, und dahin

werden wir auch nicht gelangen — trotz der Sittlichkeitsapostel. — —

Neue sittliche Ideen werden die alten ablösen; und ihre Verfechter werden von der im Alten wurzelnden Masse verhöhnt, verfolgt und gesteinigt werden. Aber dennoch werden sie den Sieg davon tragen und die Masse wird ohne ihr Wollen in den Bannkreis der neuen Ideen geraten und sie mit demselben Fanatismus verteidigen, mit dem sie zuvor die alten verteidigt hat, bis abermals eine neue Anschauung der Dinge einsetzt und den Kampf von neuem entfacht. So wird es bleiben bis an das Ende der Tage. Die Entwickelungsgesetze spotten aller papierenen Gesetze; darum handelt man klüger, auch in Sittlichkeitsfragen die Taktik des Laisser aller zu beobachten, als sie durch Gesetze zu lösen suchen.



Moderne Weltanschauung und reaktionärer Kurs.

Von **Rudolf Steiner**.

Es darf doch wol als ein merkwürdiges Symptom der Zeit angesehen werden, daß gelegentlich des Jubiläums derjenigen Körperschaft des deutschen Reiches, welche die gelehrteste sein sollte, ein Theologe im Mittelpunkte des Festes stand. Zwar wird man sagen: der Professor Adolf Harnack sei ein freisinniger Theologe. Aber eines bleibt doch wahr: die Theologie kann nur so weit freisinnig sein, als es ihr gewisse Grundanschauungen gestatten, ohne deren Anerkennung sie sich selbst aufheben würde. Ja sie kann wissenschaftlich nur so weit sein, als ihr wesentlich zugehörige dogmatische Vorstellungen dies erlauben. Die Frage: „Ist die Theologie Wissenschaft im modernen Sinne?“ kann nur mit einem klaren Nein beantwortet werden. Die Wissenschaft muß, wenn sie diesen Namen verdienen soll, souverain, von der menschlichen Vernunft aus, zu einer Weltanschauung kommen. Wir hören das zwar heute in allen Variationen immer und immer wieder betonen. Wenn aber eine wissenschaftliche Körperschaft ersten Ranges ein großes Fest feiert, dann erwählt sie sich nicht einen Mann der Wissenschaft, sondern einen Theologen zum Hauptsprecher und zum Darsteller ihrer Geschichte. Theologische Anschauungen spielten bei diesem Feste ja auch sonst eine so bedeutsame Rolle, daß die ultramontansten Preßorgane mit besonderer Freude von ihm sprechen.

Für viele unserer Zeitgenossen waren erst die schrillen Mißklänge der lex Heinze-Debatten notwendig, um sie zum Aufmerken darauf zu bringen, wie mächtig die reaktionärsten Gesinnungen in unser Leben eingreifen. Für feinere Zeichen, wie das beim Akademiefest zu Tage getretene, sind selbst die Artikel-Schreiber „freisinniger“ Journale seelenblind.

Allerdings liegen die Gründe für den reaktionären Kurs der Gegenwart tief. Sie sind in der Tatsache zu suchen, daß die offiziellen Philosophen der Gegenwart absolut machtlos dem Ansturme unwissenschaftlicher Zeitströmungen entgegenstehen. Wir werden, um diese Gründe darzustellen, auf die Elemente blicken müssen, die den gegenwärtigen Bestand der Kathederphilosophie bewirkt haben. Meine Ansicht ist, daß diese Philosophie in der Tat ungeeignet ist, den Kampf gegen veraltete Vorstellungen an der Seite der freiheitlichen Naturwissenschaft zu führen. Ich will bei dem Beweise für diese Behauptung von dem Manne ausgehen, der den tiefgreifendsten Einfluß auf das philosophische Denken der Gegenwart ausübt, auf Kant; und ich will versuchen, zu zeigen, daß dieser Einfluß ein verderblicher ist.

I.

Kant wurde durch die Bekanntschaft mit Humes Anschauung in der Ueberzeugung erschüttert, die er in früheren Jahren hatte. Daß wirklich alle unsere Erkenntnisse mit Hilfe der Erfahrung gewonnen werden, daran zweifelte er bald nicht mehr. Aber gewisse wissenschaftliche Lehrsätze schienen ihm doch einen solchen Charakter von Notwendigkeit zu haben, daß er an ein bloß gewohnheitsmäßiges Festhalten an denselben nicht glauben wollte. Kant konnte sich weder entschließen, den Radikalismus Humes mitzumachen, noch vermochte er bei den Bekennern der Leibnitz-Wolfschen Wissenschaft zu bleiben. Jener schien ihm alles Wissen zu vernichten, in dieser fand er keinen wirklichen Inhalt. Richtig angesehen stellt sich der Kantsche Kriticismus als ein Kompromiß zwischen Leibnitz-Wolf einerseits und Hume anderseits heraus. Und die Kantsche Grundfrage lautet mit Rücksicht darauf: Wie können wir zu Urteilen kommen, die im Sinne von Leibnitz und Wolf notwendig gültig sind, wenn wir zugleich zugeben, daß wir nur durch die Erfahrung zu einem wirklichen Inhalte unseres Wissens gelangen? Aus der in dieser Frage liegenden Tendenz läßt sich die Gestalt der Kantschen Philosophie begreifen. Hatte Kant einmal zugegeben, daß wir unsere Erkenntnisse aus der Erfahrung gewinnen, so mußte er der letzteren eine solche Gestalt geben, daß sie die Möglichkeit von allgemein- und notwendiggültigen Urteilen nicht ausschloß. Das erreichte er dadurch, daß er unseren Wahrnehmungs- und Verstandesorganismus zu einer Macht erhob, der die Erfahrung miterzeugt. Unter dieser Voraussetzung konnte er sagen: Was auch immer aus der Erfahrung von uns aufgenommen wird, es muß sich den Gesetzen fügen, nach denen unsere Sinnlichkeit und unser Verstand allein auffassen können. Was sich diesen Gesetzen nicht fügt, das kann für uns nie ein Gegenstand der Wahrnehmung werden. Was uns erscheint, das hängt also von den Dingen außer uns ab; wie uns die letzteren erscheinen, das ist von der Natur unsres Organismus bedingt. Die Gesetze, unter denen sich derselbe etwas vorstellen kann, sind somit die allgemeinsten Naturgesetze. In diesen liegt auch das Notwendige und Allgemeingültige des Weltlaufes. Wir sehen: im Kantschen Sinne sind die Gegenstände nicht deshalb in räumlicher Anordnung, weil die Räumlichkeit eine ihnen zukommende Eigenschaft ist, sondern weil der Raum eine Form ist, unter welcher unser Sinn die Dinge wahrzunehmen befähigt ist; zwei Ereignisse verknüpfen wir nicht deshalb nach dem Begriffe der Ursachlichkeit, weil dies einen Grund in der Wesenheit derselben hat, sondern weil unser Verstand so organisiert ist, daß er zwei in aufeinanderfolgenden Zeitmomenten wahrgenommene Prozesse diesem Begriff gemäß verknüpfen muß. So schreiben

unsere Sinnlichkeit und unser Verstand der Erfahrungswelt, die Gesetze vor. Und von diesen Gesetzen, die wir selbst in die Erscheinungen legen, können wir uns natürlich auch notwendig giltige Begriffe machen.

Klar ist es aber auch, daß diese Begriffe einen Inhalt nur von außen, von der Erfahrung erhalten können. An sich sind sie leer und bedeutungslos. Wir wissen durch sie zwar, wie uns ein Gegenstand erscheinen muß, wenn er uns überhaupt gegeben wird. Daß er uns aber gegeben wird, daß er in unseren Gesichtskreis eintritt, das hängt von der Erfahrung ab. Wie die Dinge an sich, abgesehen von unserer Erfahrung, sind, darüber können wir durch unsere Begriffe also nichts ausmachen.

Auf diese Weise hat Kant ein Gebiet gerettet, auf dem es Begriffe von notwendiger Geltung gibt; aber er hat zugleich die Möglichkeit abgeschnitten, mit Hilfe dieser Begriffe über die eigentliche, absolute Wesenheit der Dinge etwas auszumachen. Kant hat, um die Notwendigkeit unserer Begriffe zu retten, deren absolute Anwendbarkeit geopfert. Um der letzteren willen wurde aber die erstere in der vorkantschen Philosophie geschätzt. Kants Vorgänger wollten aus der Gesamtheit unseres Wissens einen centralen Kern bloßlegen, der, seiner Natur nach, auf alles, also auch auf die absoluten Wesenheiten der Dinge, auf das „Innere der Natur“ anwendbar ist. Das Ergebnis der Kantschen Philosophie ist aber, daß dieses Innere, dieses „Ansich der Objekte“ niemals in den Bereich unserer Erkenntnis treten, nie ein Gegenstand unseres Wissens werden kann. Wir müssen uns mit der subjektiven Erscheinungswelt begnügen, welche in uns entsteht, wenn die Außenwelt auf uns einwirkt. Kant setzt also unserem Erkenntnisvermögen unübersteigliche Schranken. Von dem „Ansich der Dinge“ können wir nichts wissen. Ein offizieller Philosoph der Gegenwart hat dieser Ansicht folgenden präcisen Ausdruck gegeben: „So lange das Kunststück, um die Ecke zu schauen, d. h. ohne Vorstellung vorzustellen, nicht erfunden ist, wird es bei der stolzen Selbstbescheidenheit Kants sein Bewenden haben, daß vom Seienden dessen Daß, niemals aber dessen Was erkennbar ist,“ d. h. wir wissen, daß etwas da ist, welches die subjektive Erscheinung des Dinges in uns bewirkt, was aber hinter der letzteren eigentlich steckt, bleibt uns verborgen.

Wir haben gesehen, daß Kant diese Ansicht angenommen hat, um von jeder der zwei entgegengesetzten philosophischen Lehren, von denen er ausging, möglichst viel zu retten. Aus dieser Tendenz heraus entwickelte sich eine gekünstelte Auffassung unseres Erkennens, die wir nur mit dem zu vergleichen brauchen, was die unmittelbare und unbefangene Beobachtung ergibt, um die ganze Haltlosigkeit des Kantschen Gedankengebäudes einzusehen. Kant denkt sich unsere Erfahrungserkenntnis aus zwei Faktoren zustande gekommen: aus den Eindrücken, welche die Dinge außer uns auf unsere Sinnlichkeit machen, und aus den Formen, in denen unsere Sinnlichkeit und unser Verstand diese Eindrücke anordnen. Die ersteren sind subjektiv; denn ich nehme nicht das Ding wahr, sondern nur die Art und Weise, wie meine Sinnlichkeit davon affiziert wird. Mein Organismus erleidet eine Veränderung, wenn von außen etwas einwirkt. Diese Veränderung, also ein Zustand meines Selbst, meine Empfindung ist es, was mir gegeben ist. Im Akte des Auffassens nun ordnet unsere Sinnlichkeit diese Empfindungen räumlich und zeitlich; der Verstand wieder das Räumliche und Zeitliche nach Begriffen. Auch diese Gliederung der Empfindungen, der zweite Faktor unseres Erkennens, ist somit ganz und gar subjektiv. Diese Theorie ist weiter nichts als eine willkürliche Gedankenkonstruktion, die vor der Beobachtung nicht Stand halten kann. Legen wir uns einmal zuerst die Frage vor: Tritt irgendwo für uns eine einzelne Empfindung auf, einzeln für sich und abgesondert von anderen Elementen der Erfahrung? Blicken wir auf den Inhalt der uns gegebenen Welt. Er ist eine kontinuierliche Ganzheit. Wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen Punkt unseres Erfahrungsgebietes richten, so finden wir, daß sich rings herum anderes anschließt. Ein Abgesondertes, für sich allein Bestehendes gibt es hier nirgends. Eine Empfindung schließt sich an die andere. Wir können sie nur künstlich herausheben aus unserer Erfahrung; in Wahrheit ist sie mit dem Ganzen der uns gegebenen Wirklichkeit verbunden. Hier liegt ein Fehler, den Kant gemacht hat. Er hatte eine ganz falsche Vorstellung von der Beschaffenheit unserer Erfahrung. Die letztere besteht nicht, wie er glaubt, aus unendlich vielen Mosaiksteinchen, aus denen wir durch rein subjektive Vorgänge ein Ganzes machen, sondern sie ist uns als eine Einheit gegeben: eine Wahrnehmung geht in die andere ohne bestimmte Grenze über.



Tragödie und moderne Dichtung.

Das Verständnis für die große Tragödie haben wir in den letzten Jahrzehnten mehr oder weniger verloren. Diese unanfechtbare Tatsache läßt sich auf natürliche Weise erklären. Je mehr sich die Anschauung verbreitete, daß das Entscheidende bei aller Kunst in der Art der Ausführung, nicht in dem Gegenstand selbst liege, daß also jeder Stoff an und für sich für die Kunst geeignet und brauchbar sei, desto schneller konnte der Abscheu vor dem Ungewöhnlichen, dem Ungewohnten in der Kunst um sich greifen. Es wuchs eine neue Liebe zum Einfachen, Alltäglichen, Typischen auf, die für die Pose und Festtagsstimmung der Tragödie kein Verständnis haben konnte. Und wo dieser Gegensatz prinzipiell noch hätte ausgeglichen und aufgehoben werden können, da entschied die Tragödie selbst durch ihren Ausgang, die eigentliche Katastrophe, zu ihren Ungunsten. Die moderne Dichtung beschäftigt sich mit den verschiedensten Problemen, aber sie hat eine seltsame Scheu, die Rätsel wirklich zu lösen, die Fragen zu beantworten, und sie beweist darin eine Inkonsequenz, die man bei ihr nicht vermuten sollte — die klarste Lösung ist ihr ein mystisches Helldunkel, die deutlichste Antwort eine Gegenfrage; und so ist für den Ausgang des modernen Dramas das müde Hindämmern äußerst bezeichnend — ein Schluß ohne Schluß!

Mag sein, daß hier ein malerisch-ästhetisches Moment stark mitspricht. Dasselbe, das uns eine Linie bewundern läßt, die gleichsam in sich selber verrinnt, dasselbe, das den Maler zwingt, eine grelle Farbe in ihrem Hintergrund aufzulösen — mag sein! Doch dieser Grund würde zur Erklärung der Erscheinung noch nicht ausreichen — denn auch der Maler wird da, wo er in

seinen Wirkungen über das rein Malerische hinausgehen will, nach den harten Tönen suchen, die nicht zusammenschließen, aber abschließen, begrenzen können. Mag sein, daß selbst der Naturalismus, der sich oft so grausam und ungebärdig stellt, eine gewisse Weichheit oder, sagen wir besser, Weichlichkeit in sich schließt, die ihn hindert, das letzte Wort des mühsam entwickelten Satzes zu sprechen — wie wir im Leben oft ein Ziel mit äußerster Energie verfolgen; und wenn wir ihm bis auf einen kleinen Schritt nahe gekommen sind, so schaudern wir davor zurück; und eine unbegreifliche Ueberschätzung des engen Raumes, der uns noch davon trennt, führt uns zu einer Unterschätzung und naiven Selbsttäuschung über all die tausend Schritte, die wir nach dieser Richtung hin bereits getan haben. Im tiefsten Grund der menschlichen Natur liegt eben eine unwillkürliche Furcht vor aller Konsequenz — wir fühlen ihre Notwendigkeit und suchen ihr zu entfliehen, und wir verkennen dabei, daß wir selbst uns diese Notwendigkeit auferlegt haben.

Doch dazu kommt ein zweites und, wie mir scheint, noch bedeutungsvolleres Erklärungs-Moment. Unsere modernen Dichter suchen nicht nur die Wirkungen des klaren, konsequenten Abschlusses zu vermeiden; sie hassen den Abschluß an und für sich. Das Kunstwerk hat nicht Anfang und Ende — es ist ein Stück einer Ewigkeit, eine Episode, ein Bild; und deshalb darf es auch nicht aus sich selbst heraus erklärt werden. Der moderne Künstler nimmt für sich einen fast religiösen Glauben in Anspruch — er zieht das Fazit eines ewigen Werdens, und in diesem selbstbewußten „Es ist" liegt der Schlüssel und auch der Keim aller Entwickelung. So wird das Kunstwerk zu einer Phase in einem ewigen Zusammenhang, und Anfang und Ende erscheinen nur noch als äußerliche Grenzpunkte. Ich denke dabei an die Tätigkeit des Photographen, der nach rein ästhetischen Prinzipien die abschließenden Linien seines Bildes finden muß, ohne diesen Linien doch irgend welche weitere Bedeutung zuzusprechen. Wie weit diese Erkenntnis aus unserer Poesie selbst herausgewachsen und wie weit sie von der modernen Philosophie und Naturwissenschaft beeinflußt worden ist, darüber läßt sich streiten — doch die Gemeinsamkeit gewisser Gedankengänge hier wie dort kann nicht angezweifelt werden. Vielleicht hat Wagner in den ersten Tönen des Tristan den Gipfel moderner Technik erreicht — denn diese dumpfen Klänge bilden nicht nur die Einleitung in das Kunstwerk, sondern auch das Bindeglied zwischen Gewordenem und Werdendem, das uns ermöglicht, die große Entwickelung, dessen Produkt es darstellt, selbst rückschaffend zu produzieren und so den großen Zusammenhang zu gewinnen, ohne den der Tristan unverständlich bleiben müßte. In diesem Sinne fasse ich auch den Schluß von der mir im übrigen wenig sympathischen „Agnes Jordan" von Georg Hirschfeld auf: Die Minuten, die zwischen den letzten Reden und Worten liegen, dehnen sich zu Ewigkeiten, der Abend kommt und bettet die Worte in seine rosig schimmernden Wolken; und sie klingen fort wie Töne, die nicht ersterben können.

Ich möchte in dieser Verbindung nur kurz auf die Lyrik hinweisen. Schon rein äußerlich genommen fällt es auf, daß die Hälfte der Gedichte vieler Autoren mit dem lieben Wörtchen „und" anfängt. Das mag oft Manier sein — wenn aber z. B. Rainer Maria Rilke ein Gedicht beginnt:

„Und einmal lös' ich in der Dämmerung
Der Pinien von Schulter und vom Schoß
Mein dunkles Kleid wie eine Lüge los
Und tauche in die Sonne bleich und blos
Und zeige meinem Meere: ich bin jung." —

so müssen wir darin doch ein tieferes Phänomen sehen. Der Dichter möchte seinem Werk den Adel der Ganzheit geben und darum bekennt er: „Nicht das, was ich sage, was ihr lest, ist das Kunstwerk — das ist nur der Ausdruck dafür — meine Welt ist mein Kunstwerk, meine Träume, und darum sind meine Lieder nur die Fortsetzungen meiner Träume, Episoden aus meiner Welt. Eine ungesprochene, unausgesprochene Kunst!

Doch gerade die zartesten und empfindsamsten unserer Dichter fühlen den Mangel dieser Kunstauffassung. Sie sehnen sich nach männlich starken Umrissen und Linien, nach dem kraftvollen Mut und der Unerbittlichkeit der Tragödie. Max Halbe mag diese Sehnsucht in seinem „Eroberer", D'Annunzio in seiner „Gioconda" vorgeschwebt haben. Wie es aber natürlich und selbstverständlich ist bei jedem derartigen Versuch, der nicht aus einer gesunden Natur, sondern aus Reflexion herauswächst, das Können blieb weit hinter dem Wollen zurück.

Max Halbe ist die tragische Gestalt unter unseren Dichtern. Er selbst ist der willenloseste Sklave der oben angedeuteten modernen Kunstauffassung — und gerade er möchte die Ketten sprengen; gerade er will sich nicht begnügen mit der Frage, mit dem Rätsel — er will die Lösung, er will Licht sehen. Und so kommt er zu einem seltsamen Kompromiß: ein rein äußerlicher Abschluß soll uns entschädigen für die innere Unabgeschlossenheit — denken wir an seine „Jugend", an die „Mutter Erde", an die „Heimatlosen"; denken wir auch an Hauptmanns „Einsame Menschen". Und tragisch ist es, wie noch hier Gegensatz an Gegensatz liegt, wie die übertriebene Weichheit zur Brutalität führen kann. Wir werden noch viel zu lernen haben, ehe wir uns wieder zu dem Geschmack und zu der edlen Güte der Tragödie erheben können.

Eberhard Buchner.



Hamlet als Gelehrter.*)

Eine Studie von **Eugen Reichel**.

(Schluß.)

Daraus, daß der sehr christliche, auf das ewige Leben des Christen spekulierende Claudio diese, der Situation gar nicht angepaßte, Rede des Herzogs falsch beantwortet, erkennen wir nun zunächst, daß der ganze philosophische Erguß ebensowenig hierher, wie in den Mund des Herzogs gehört. Es gibt in der ganzen Welt der Shakespeare-Dramen nur einen Menschen, der die Worte:

„Thou art not thyself:
For thou exist'st on many a thousand grains
That issue out of dust"

*) Man lese zur besseren Orientierung meine Hamlet-Artikel im „Magazin für Litteratur" beziehungsweise den Dramaturgischen Blättern. (H. H. 26, 30, 33 u. ff.)

sprechen könnte; und dieser Mensch ist Hamlet, zu dessen Betrachtungen über den Tod („Sein oder nicht sein“) die hier eingeflochtenen Betrachtungen über den Tod, den „Alles ausgleichenden Schlaf“ unmittelbar in Beziehung treten. Mit einem Worte: Diese Rede des Herzogs ist das unbestreitbare Eigentum Hamlets. Aber auch die in derselben Scene von Isabella gesprochenen Verse:

„Der Todesschmerz liegt in der Vorstellung;
Der arme Käfer, den dein Fuß zertritt,
Fühlt körperlich ein Leiden ganz so groß,
Wie wenn ein Riese stirbt“

welche ebenfalls an Claudio gerichtet werden, ohne daß er auf sie Rücksicht nimmt, gehören zu Hamlets Besitzstande. Sie vervollständigen die Tendenz im Denken des Philosophen Hamlets, die in dem bekannten Satz: „An sich ist nichts weder gut noch böse; erst das Denken macht es dazu“ ihren Ausdruck findet. Hamlet offenbart sich auch in ihnen als einen Vertreter des Relativismus, für den ein und dieselbe „Erde“ unter gewissen Bedingungen eine die Welt zittern machende Geisteskraft im Hirne Alexanders, unter anderen Bedingungen eine unbelebte, Löcher verstopfende Masse sein kann. Die Einschaltung ist hier im Original ebenfalls ohne Mühe als solche zu erkennen. In dem törichten, offenbar auf ein älteres, von Bacon benutztes Stück zurückzuführenden Hin und Her zwischen Claudio und Isabella, antwortet Isabella auf Claudios Frage, welcher Art der Zwang sein würde, der ihn, wenn er gerettet sein wollte, in „ewige Haft halten“ müßte:

„In solcher Art, daß, willigst du darein,
Sie deine Ehre schälen wird vom Stamm
Und nackt dich lassen.“

Darauf fragt Claudio überflüssigerweise noch einmal: „Sag' mir, was es ist.“ Isabella gibt die, mit einigen scheinbar vorbereitenden Worten versehene Betrachtung zum Besten, und Claudio ruft nun erst, zurückgreifend auf die obigen Worte Isabellas, aus: „Warum mir diese Schmach? Glaubst du etc.“

Im Original ergibt sich die Zusammengehörigkeit der obigen Worte Isabellas mit der Frage Claudios: „Warum mir diese Schmach?“ ganz von selbst.

Isabella:
„In such a one as (you consenting to't)
Would bark your honour from that trunk you bear
And leave you naked. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Claudio:
Why give you me this shame.“

Das gleiche Eigentumsrecht darf Hamlet schließlich für die Verse beanspruchen, welche Cressida in „Troilus und Cressida (IV, 2) spricht:

„(Make Cressid's name the very crown of falsehood.
If ever she leave Troilus!) Time, force and death,
Do to this body what extremes you can;
But the strong base and building of my love
Is as the very centre of the earth,
Drawing all things to it. — (I'll go in, and weep.)“

zu Deutsch:

„(Nennt Cressida die Krone aller Falschheit,
Läßt sie von Troilus.) Zeit, Not und Tod,
Tut diesem Leib die äußerste Gewalt,
Es bleibt doch meiner Liebe Bau und Grund
Fest wie der Mittelpunkt der Erde selbst,
Der alles an sich zieht. (Ich will hinein etc.)“

Dürfen wir es nämlich einem Shakespeare nicht zutrauen, daß er bei einem homerischen Griechen die Bekanntschaft mit dem Gravitationsgesetz voraussetzt; so dürfen wir es ihm noch viel weniger zutrauen, daß er solche, selbst im Zeitalter Shakespeares noch prophetische Worte einem verliebten Mädchen in den Mund legen wird.*) Schon aus diesem Grunde ist es ausgeschlossen, daß diese hochbedeutsame Stelle zu „Troilus und Cressida“ gehört. Auch der böse Vers

„If ever she leave Troilus! Time, force and death“

dem der ebenso böse Vers

„Drawing all things to it. — I'll go in and weep“

entspricht; sie lassen es ganz deutlich erkennen, daß hier eine Einschaltung stattgefunden hat, weil sie in die Liebesscene zu passen schien. Ursprünglich dürfte die Stelle so gelautet haben:

If ever she leave Troilus! — I will
Go in and weep.“

Die Einschaltung aber, die uns den gelehrten Hamlet, den materialistisch-monistisch philosophierenden, in der Erde nur einen vergänglichen „Ball“ erblickenden Coppernicaner als einen Propheten Newtons offenbart, so daß die ganze Weltanschauung dieses von seinem Thron verdrängten Königs sich zu einer wundervollen Einheit zusammenschließt — gehört wahrscheinlich in eine Liebesscene zwischen Hamlet und Ophelia, die dem Gesamt-Plan der Tragödie notwendigerweise angehört haben muß, weil ohne sie dies ganze Liebesverhältnis sinn- und bedeutungslos geworden ist.

Nachdem wir so die zerstreuten Fetzen gesammelt haben, bekommt Hamlet seine ganz bestimmte Physiognomie, seinen ganz großen Persönlichkeits-Charakter, dem wir bei Gelegenheit eine eigene Betrachtung widmen wollen.

---

*) Adolf Gelber, der in seiner durch keinen Skeptizismus getrübten Naivität den zusammenhangslosen, aber viele wertvolle Einzelstücke enthaltenden Unsinn, der unter dem Titel „Troilus und Cressida“ auf die Nachwelt gekommen ist, einer liebevollen, leider durch die von mir in der „Shakespeare-Litteratur“ gegebenen Winke unbeeinflußt gebliebenen „Bearbeitung“ unterzogen hat (bei den an sich ganz vernünftigen Voraussetzungen, von denen der zweifellos geistreiche Autor in der Beurteilung des trostlos verstümmelten Werkes, das ursprünglich immerhin „eines der gewaltigsten Erzeugnisse der Weltlitteratur“ gewesen sein mag, ausgeht, hätte der Wink, den ich auf SS. 266/67 meines Hauptwerkes gegeben habe, wol auf einen guten Boden fallen können; da er unbenutzt geblieben ist, so ist Gelber über einen in der Intention sehr lobenswerten, in der Ausführung aber das „Original“ kaum irgendwie kritisch berührenden Versuch bedauernswerter Weise nicht hinausgekommen), scheint an dieser das Gravitationsgesetz kennenden Cressida gleich mir Anstoß genommen zu haben; er meint wenigstens in einer, ebenfalls herzlich naiv gedachten. Note, Cressida habe sich das Wort „Mittelpunkt“ nur „von Troilus ausgeborgt“! — Was sich doch unsere Shakespeare-Kritiker und Shakespeare-Erklärer alten Stils für Vorstellungen von der Entstehung eines Dramas und von dem Wert, das in einem Drama (d. h. in einem wirklichen Drama, nicht etwa in einer „naturalistischen“ Bagatelle oder einer bühnenüblichen Trivialität) jedes Wort besitzt, machen mögen! Und Gelber ist noch einer von den besseren seiner anscheinend unsterblichen Art!

Das kleine Mädchen, der Bettler und der liebe Gott.

Von **Miriam Eck.**

Die Krankenschwester hatte dem kleinen Mädchen, als es von schwerem Typhus genas, Geschichten und Legenden erzählt, und da war eine, die sprach davon, daß der liebe Gott sich einmal als Bettler verkleidet habe und durch die Welt gewandert sei, um an die Thüren und Herzen der Menschen zu klopfen. Da machte er denn sehr verschiedene Erfahrungen. Es erging ihm, wie es vielen Bettlern heutzutage ergeht, er traf gute, freundliche, böse und harte Menschen — leichtfertige und solche, die die Sache Ernst nahmen. — Die Geschichte war sehr spannend, und das kleine Mädchen machte seine ohnehin vom Fieber geöffneten Augen noch viel weiter auf, ganz besonders wo es nun an den Punkt der Vergeltung kam und die Menschen einen schönen Schrecken kriegten, als sie hörten, dieser Bettler sei der liebe Gott in höchsteigener Person gewesen. — Das kleine Geschöpf sann noch lange über die merkwürdige Begebenheit nach und als es wieder genesen war, faßte es eines Abends zur Dämmerzeit den Bruder beim Rockzipfel und sagte: „Du, Gerd, wir wollen niemals einen Bettler fortschicken, es könnte möglicherweise der liebe Gott sein." —

Ein paar Tage nachdem es den Bruder am Rockzipfel gefaßt hatte, klingelt es draußen und das kleine Mädchen, mit der natürlichen Neugier seines Geschlechts, stürzte herzu — da begegnet ihm schon lautes Schmähen der Köchin, die auf einen ganz versoffenen und verkommenen Menschen dreinredet, und ihn an die frische Luft komplimentiert. Furchtsam hatte sich das Kind in die Ecke gedrückt und kam nun fragend zur Köchin gelaufen, die zuckte ingrimmig mit der Schulter und sagte: „Das verfluchte Bettelpack — die Völker sollte man groß ziehn!" — Die Köchin war die Hüterin der Schwelle und hatte eine Stimme im Haus.

Das kleine Mädchen stürzte der vorübergehenden Pflegerin in den Schoß, zog ungestüm den hübschen Kopf mit der weißen Umrahmung zu sich hernieder und flüsterte mit angstvoller, thränenerstickter Stimme: „Schwester! war das der liebe Gott?!"

* * *

Das kleine Mädchen ist groß geworden. Es steht mitten drin in des Lebens Buntheit, des Lebens Zauber und Poesie. Von seiner gesicherten Stelle aus sieht es des Lebens Grausamkeit, und die Wellen des Jammers schlagen bis heran und über sein weiches, liebendes Herz. Seine Arme und seine weißen Finger sind viel zu schwach und zu zart um der Not und dem Elend zu helfen und all seine kleine Bemühungen sind Tropfen auf heiße, heiße Steine. — O, diese Armut, — diese unendliche Kette des Wehs! Wie das schöne, lautere Gold, war sie, die heilige Armut, der Christus gedient, die Franz von Assisi auf den Thron gehoben, nun vermischt und durchzogen von unlauterem Metall, von Schuld und Verbrechen, von Trunksucht, dieser allerverderblichsten Sucht, von Leichtsinn, Lug und Trug — wie konnte ein reiner Sinn mit ihr, der befleckten, gemeinsame Sache machen?

Man hatte es dem Mädchen oft gesagt. „Wolmeinende" männliche Verwandte hatten ihr törichte Schwärmerei vorgeworfen und sie mehr als einmal überführt, daß der bemitleidenswerte Arme ein abgefeimter Betrüger sei. Aber auch Menschen, die ihr Leben für die Pflege der Armen eingesetzt und ein warmes Herz dazu mitbrachten, hatten ihr in vertraulichen Stunden bekennen müssen, daß ihre Mühe zumeist fruchtlos und das unendliche Meer der Schuld, der Vererbung, wie die immerwiederkehrende Flut unerbittlich herangeschwemmt komme, allen ihren Bemühungen zum Hohn.

Das kleine, große Mädchen, dessen Herz voll Freundlichkeit war, bekam einen wehen Zug um die Lippen, die Wangen fielen ein — es hatte ganz den Ausdruck der Menschen, die vergeblich ringen. Man sagte, es sei überspannt, schrullenhaft und es sei überhaupt nichts mit ihm anzufangen.

Bis es sich plötzlich in den Kopf setzte, einen Mann zu heiraten, der den Leuten gar nicht recht war. Erstens hatte er nicht die Höhe der Lebensstellung, die die wolmeinenden Verwandten für dieses nun plötzlich so herrliche Mädchen beanspruchen konnten, zweitens war er Sozialist und drittens Freigeist.

Aber das sanfte Kind hatte einen sehr energischen Willen gezeigt und man hatte ihr endlich nachgegeben, mit Kopfschütteln nachgegeben.

* * *

In einer guten Stunde erzählte sie dem Manne ihrer Liebe die Geschichte von dem kleinen Mädchen, dem Bettler und dem lieben Gott, die Geschichte, auf die noch niemand eine Antwort gefunden hatte, auch die Krankenschwester nicht. —

Der Mann sah lange mit ernsten Augen ins flackernde Feuer, und sie hing mit demselben angstvollen Blick an seinen Zügen, wie damals das Kind an denen der Schwester — an diesen Zügen, die sie liebte, mit noch weit größerer und tieferer als mit Frauenliebe. Hatte doch die Armut, die heilige Armut ihre Zeichen hineingegraben.

Er war stark und kräftig, er hatte sich mit ihrer Hilfe über sie hinweggeschwungen, aber er hatte nun auch sein ganzes Leben ihrem Dienst geweiht, nicht wie der heilige Franziskus — er würde glücklicher gewesen sein, denn er würde mit Gott gekämpft haben, so kämpfte er nur mit dem Guten, Edlen und Wahren — aber ist es nicht der allerdirekteste Weg zu Gott?

Das kleine Mädchen — ach! es war immer noch etwas vom kleinen Mädchen in dieser Frau — sah, wie es in den wettergebräunten Zügen zuckte, kämpfte und sich glättete — es fühlte das sanfte Streichen einer Hand über Stirn und Locken und hörte die vibrierende, klangvolle Stimme, die sagte leise aber fest: „Und es war doch der liebe Gott!" Da brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen und sie lehnte den Kopf an seine Schulter.

„Wir wollen ihr gemeinsam dienen," sagte der „Atheist", „der Armut, den Armen. — Sind sie uns nicht von Gott gesandt, wie eine immer lebendige Predigt? — Sieh' die Weltgeschichte an — sieh' Buddha, Mohammed, sieh' alle Religionsstifter, ja, sieh' auch nur die Stifter eines philosophischen Systems, sieh' Confucius — Alle haben den Dienst der Armen als eine der Hauptaufgaben, als ein Hauptgebot betrachtet. Mit welch rücksichtsvoller Zärtlichkeit hat Christus, hat das Christentum sie in die Arme genommen. —

Aber sie schänden diesen Namen „Christentum" rief

er aufspringend und seine Stimme wurde wie Sturm — „sie treiben ehrliche Menschen hinaus aus einer Gemeinschaft, der sie die Hülle entnehmen — aber inwendig ist alles hohl und morsch — Ha! wie sie die schönsten und herrlichsten Dinge in den Kot gezogen haben! Mit ihrem Hochmut, ihrer Lieblosigkeit, ihrer Lüge! — Wer hat die Armen hineingestoßen? — Mir ekelt vor ihrem Christentum. Christus müßte wiederkommen mit der Geißel — — — jawol, war es der liebe Gott — es war doch der liebe Gott, der da an deine Thüre pochte, — der mißhandelte, in den Schmutz gezogene Gott. — Armut — Folge — nein, nicht die Armut folgt der Sünde, die Sünde folgt der Armut" — —

Sie war scheu von ihm zurückgetreten, jetzt hatte sie sich an ihn geschmiegt und bittend zu ihm aufschauend, seine Hände in die ihren genommen. Wie erschöpft ließ er einen Augenblick seine Stirn auf ihre Schulter sinken, dann setzte er sich und zog sie leise mit, so kniete sie neben ihm, immer mit diesen bittenden hingebenden Augen zu ihm aufschauend.

„Du kennst die Welt nicht, Kind — und ich danke Gott dafür — aber ich, ich kenne sie" — seine Stimme schwoll wieder an — sie umfaßte ihn angstvoll: „Laß, laß jetzt — bitte, bitte — du hast sie nur von ihrer grausamsten Seite kennen gelernt, aber es gibt holde, gute und das echte, wahre Christentum kennt, liebt und gebietet sie. — Wir wollen helfen, wir wollen gut machen!"

„Ja, gut machen, gut machen — das müssen wir, eine Schuld abzahlen, eine große Schuld —, „ihr habt allezeit Arme bei euch" spricht Christus — er hinterläßt sie uns als sein Pfand — Pfänder der Liebe sollten sie sein; er vertraut sie unserer Fürsorge an — hörst du, Fürsorge; es ist nicht genug mit Almosengeben. Möglich, daß diese Köchin Recht hatte, wenn auch nicht mit dem Herzen. Almosengeben!" —

„Liebster!" sagte sie, sich ein wenig aufrichtend und der Schelm brach aus ihren Blicken „du bist kein Atheist! — — — und auch kein Sozialist, keiner wie die andern." — Er war ganz aus seinem Gedankengang herausgerissen und ein bißchen hilflos dieser direkten lieblichen Anschuldigung gegenüber. Wie die Sonne strahlte eine große, plötzliche Zärtlichkeit ihr entgegen, aber so sehr sie beglückt war — sie ließ nicht locker. „Du bist kein Atheist!"

„Ich will," sagte er ausweichend und wieder düster werdend, der elendesten und verachtesten Kaste angehören. Ich will wenigstens nicht zurückbleiben hinter meinem Bekenntnis." Wie schön und stolz war er, wie ganz anders als die Männer, die sie kannte; ihr Herz jubelte auf. —

„Es ist kein leichter Weg, den du mit mir gehst," sagte er nun, sie emporziehend, und, selbst aufstehend, den Arm um ihre Schulter gelegt, trat er mit ihr an das Fenster, wo eine wehe Wintersonne ihren frühen Untergang feierte. —

„Ich bin ein Mensch der Tat, ich kann mich nicht mit halben Maßregeln abgeben, und du weißt, ich scheue keine Konsequenzen, auch wenn sie mich unglücklich machen sollten. Aber ich muß sehen, wo ich glauben soll, ich muß wenigstens die Ausstrahlungen dieses Glaubens sehen.

„Du weißt, daß ich dich liebte, als ich dich so unermüdlich tätig bei diesen Kindern sah, bei diesen Kleinen, Enterbten — du warst anders tätig als die Andern —"

„O, lobe mich nicht," sagte sie beschämt, du siehst es in einem andern Licht. Ich leiste nicht halb das was andere leisten, ich bin unpraktisch, ungeschickt."

„Darauf kommt es nicht an — es kommt auf den Geist an, den Liebesgeist — den hattest du. Komm," sagte er und legte ihre beiden Handflächen wie kühlende Blätter vor sein erhitztes Gesicht, „sei mein guter Engel, führe mich, gehen wir ihnen gemeinschaftlich entgegen mit offenen Armen und offenen nimmer müden Herzen, nehmen wir ihnen einen Teil der Bürde ab. — — Wir wollen noch einen kleinen Weg durchs Dorf tun, und ich will dir eine Geschichte erzählen."

Und er erzählte ihr die Geschichte der beiden großen Engländer, er entsann sich der Namen nicht mehr, aber der eine mochte Carlyle gewesen sein — die blieben bei einem Gang durch die Stadt London vor der Reproduktion des Leonardo'schen Abendmahls stehen — da sagte der Eine: „Ist nicht dieser Johanneskopf ein Meisterwerk?" Worauf der andere, nachdenklich den Kopf schüttelnd, erwiderte: „Nein, es ist unmöglich, daß ein Jünger der Liebe ein so glattes, unberührtes Angesicht hat — in das Gesicht eines Menschen, der liebt, wahrhaft liebt, müßten tiefe Furchen gegraben sein."

Gott schütze das kleine Mädchen!



Johannisnacht.

Von **Miriam Eck.**

In der Nacht war's, in der Abend- und Morgendämmerung sehnsüchtig einander winken, in der ein bläulicher Schein über der Erde liegt und der Mond etwas vertrauliches hat. — Düfte lagen in der Luft. Der Traum der Vögel spann leise, und aus dem Traum heraus flötete ihre verschlafene Seele von Liebe — von Liebe. Lebende kleine Glühlichter schmückten Blume und Blatt.

Ein Düften stieg zu mir auf, stärker als das andere und mein Fuß glitt an ein Sanftes, Weiches — Ich bückte mich und hob es auf. Es war eine glutrote Rose — eine Vergehende, sich Auflösende — aber im Sterben flammte sie noch einmal empor und sprach:

„Du Menschenkind! grüß mir meine stolze Schwester am Stamm. Sag ihr, ich habe gelebt — eine weiche Hand hat mich gebrochen, ich habe an einem jubelnden Herzen gelegen und heiße, junge Lippen haben mich geküßt — ich sterbe — aber ich habe gelebt. Grüß meine stolze Schwester, ich habe gelebt — und sterbend frage ich sie: ‚Wem hast du geduftet? Wem hast du am Herzen geruht zu Wonnen?'"

Die Rose entblätterte, ein sanfter Hauch trug sie davon und eine Grille summte. —

Ich schritt fürbaß und sann. Und ich kam zu der stolzen, zarten Schwester.

Sie hatte eine warme, weiße Farbe und sie hatte den Kopf gesenkt — lose, träumerisch, verflatternd hing sie am Stamm. Ich näherte mich ihr und flüsterte in den Kelch die Worte der Sterbenden.

Da tat die Rose ihren Kelch auf, errötete leise und sprach:

„Menschenkind! ich sterbe — ich sterbe mit dem Haupt in den Lüften, nicht im Staube. Ich habe nicht an einem Herzen geruht, mich haben nicht heiße, junge Lippen geküßt, aber eine traurige, reine Stirn hat mich berührt und ich habe die Thränen der Entsagung getrunken — ich habe gelebt“ — und sie entblätterte.



Gedichte.

Von **Miriam Eck.**

Sternschnuppe.

Geigenklänge, süße, tönen zage
Durch die sternerfüllte Sommernacht,
Schweben an dem kleinen Haus hernieder,
Fangen sich in dunkler Rosen Pracht.

Aus den Rosen düftet's mir entgegen,
Was dein Aug' zu scheu ist zu geloben.
Junger Gärtnerknabe mit der Fiedel,
Hast dein Träumen also du erhoben?!

Sterne fallen — golden wie Gewährung,
Wünsche fliegen ihnen halb entgegen —
Träume, Knabe! Nie kann Sehnsuchtsflug
Allzuhoch die jungen Schwingen regen.

* * *

Ermattete Furien.

Zu düstern Gründen, wo der Uhu haust,
Wo keines Menschen Fuß vernehmbar schallt,
Wo scheu das Wild erzittert, weil ihm graust,
Und wo ein tiefes Echo schaurig hallt —
Flieh'n zwei gehetzte, wilde, wüste Weiber.
Es flattert das Gewand um ihre Leiber,
In Fetzen scheint es ganz herabzuhangen,
Wirr ist ihr Haar, gleich widerspänst'gen Schlangen.

Zum Tod ermattet läßt die eine sich
Auf dem erratschen Blocke niederfallen,
Das Auge starr — das ganze Antlitz glich
Der steinernen Medusa. — Doch nun hallen
Gar schauerliche Töne durch die Luft. —
Es ist die Jüngste, die sie gellend ruft,
Und, mit den Armen schlagend zügellos,
Sinkt rücklings sie der Schwester in den Schoß.

„O, weh uns, weh! — geboren zu verderben,
Ohn' Ruh und Rast — zu foltern und zu plagen!
Wie glücklich bist du, Mensch! Dir ward ein Sterben —
Doch ewig, ewig, tönen unsre Klagen.
Wie Höllenfeuer siedet unser Blut
Und Teufelsmächte treiben unsere Wut —
Nie wird versiegen unsern gieren Lüsten,
Gift ist die Milch in unsern wunden Brüsten!
Erkennst die Woltat deiner Thränen du,
O Staubgeborner?! — Sag dem Himmel Dank.
Die Flamme unseres Wirkens ohne Ruh
Niemals des Trostes kühlen Tropfen trank.
Nicht einen Augenblick senkt sich der Schlaf
Auf uns hernieder — niemals, niemals traf
Uns sanft beschwichtigend eine weiche Hand,
Und nirgends sehn wir der Befreiung Land.“

Mit wildem Weh wirft nun die Leidgestalt
Die Arme um den Hals der stummen Schwester.
Als suche sie bei ihr den letzten Halt,
Schmiegt sie sich an das Steinbild fest und fester.
Doch diese redet nicht ein einzig Wort —
Nur trauervollen Auges starrt sie fort.
Ein zuckend Lächeln schmerzlich sich verlor.
Dann auf sich raffend, reißt sie sich empor,
Sich und die Schwester, diese mit sich ziehend,
So stürmen sie hindann, von Neuem fliehend.

* * *

Liebe.

Schon oftmals sang ich dich in linden Schlaf,
Mein wildes Kind, du meine arme Liebe,
Dann schlich auf leisen Sohlen ich, wie Diebe
So sacht davon — du warst ja still und brav.

Doch ehe meine Hand die Thüre traf,
Hört ich ein banges Stöhnen und ich schiebe
Den Vorhang sanft zurück. — „Ob ich wol bliebe?“
Fragt da dein Auge — und die Hand sinkt schlaff.

Ach! wenn dein Auge zu, ist's für mich Nacht.
Doch höh'rer Pflicht gehorchend, sing ich wieder
In Schlummer dich, mit vielen, vielen Thränen.

Und immer wieder bist du aufgewacht.
Es weckte dich im Klange dieser Lieder —
Das niemals schlafen will — mein tiefes Sehnen.



Ueber die Grundprobleme des Lebens.

Nach einem Ausspruch des berühmten Psychophysikers Fechner sollen sich physisches und psychisches Sein so zu einander verhalten wie Außen- und Innenseite desselben Kreises, oder wie der Gegenstand zu seinem Spiegelbilde. Nun bedeuten Gleichnisse in wissenschaftlichen Dingen nicht viel, und am allerwenigsten, wenn sie unrichtig sind. Das sogenannte äußere oder objektive Geschehen reflektiert sich in jedem Einzelwesen; und das Bewußtsein wäre demnach jedenfalls nur einem Spiegel zu vergleichen, der boshafterweise in unzählige Scherben zerschlagen wurde!

Der Begriff des Individuums, der uns in der inneren Erfahrung als unmittelbare Tatsache gegeben ist, muß demnach für die Außenwelt erst mühselig konstruiert werden. Am deutlichsten tritt er uns in der organischen Natur entgegen. Das charakteristische Merk-

mal des organischen Individuums ist die Unteilbarkeit der Funktion, das Zusammenwirken der Teile als einheitliches Ganze. Der Organismus kann geteilt werden, aber er hört dann im allgemeinen auf, Organismus zu sein, er kann aber auch als Bestandteil in einem höher zusammengesetzten Organismus aufgehen und zwar entweder direkt physiologisch (z. B. alle mehrzeiligen Organismen) oder indirekt-erologisch, wofür die Tierkolonien, Tierstaaten, ferner der soziale Organismus der menschlichen Gesellschaft ein treffendes Beispiel abgeben. In neuerer Zeit hat die Abstraktion es versucht, diese Grenze auch nach unten zu verrücken; man hat den kühnen Versuch gemacht, selbst den Atomen der Physik und Chemie organische Individualität, d. h. nur funktionelle, nicht absolute Unteilbarkeit zuzuschreiben. Wir werden später noch auf dieses interessante Forschungsgebiet zu sprechen kommen.

In zwei kürzlich erschienenen Abhandlungen suchen zwei Meister moderner biologischer Forschung, Hertwig*) und Hofmann,**) dem Rätsel des Lebens, also auch dem des individuellen Daseins, mit dem Rüstzeug exakter wissenschaftlicher Forschung beizukommen. An der Hand einer schier unübersehbaren Litteratur trachten sie den köstlichen Schatz der bleibenden, positiven Errungenschaften des Geistes auf diesem schwierigen und mühsamen Gebiete zu heben. An eine zusammenfassende Darstellung der Lebenserscheinungen hat sich kürzlich Verworn***) herangewagt. Bezeichnet man doch mit dem Namen der Biologie, welcher zuerst von Treviranus in seiner 1802 erschienenen Philosophie der lebenden Natur gebraucht wurde, gegenwärtig ein geradezu unerschöpfliches Wissensgebiet, welches infolge einer weit gediehenen Arbeitsteilung in zahlreiche verschiedene Lehrfächer zerfallen ist!

Nach drei Richtungen bieten die unmittelbaren Forschungsobjekte der Biologie, die lebenden Organismen, Angriffspunkte für Untersuchungen dar. Dieselben lassen sich als chemisch-, als physikalisch- und als anatomisch-biologische Richtung unterscheiden.

Da jeder Organismus aus Stoff, oder genauer gesagt aus sehr vielen chemischen Verbindungen besteht, gehört er als Forschungsobjekt der chemisch-biologischen Richtung an. Nachdem bereits Paracelsus, Helmont und Sylvius die zu ihrer Zeit noch rohen chemischen Kenntnisse für das Verständnis der Lebens- und Krankheitsprozesse zu enträtseln bemüht waren, hat seit etwa hundert Jahren die chemisch-biologische Richtung ihre gesicherten Fundamente erhalten durch das Genie eines Lavoisier in Frankreich, eines Justus Liebig in Deutschland. Seitdem ist sie in unaufhaltsamem Fortschritt begriffen. Die verwickelten chemischen Prozesse der Atmung, der Blutbereitung, der Stoffaufnahme und Stoffausscheidung, die Verdauung der Eiweißkörper, der Fette und Kohlehydrate wurden durch mühsame Experimente teilweise aufgeklärt.

Eine besondere Chemie der zahllosen Stoffe, welche in den Zellen und Geweben der Pflanzen und Tiere vorkommen, ist entstanden. Der Meisterschaft eines Wöhler gelang zum erstenmal die künstliche Darstellung eines nur im Lebensprozeß der Organismen entstehenden Körpers, des Harnstoffs, was eine vitalistische Schule in der Medizin einst glaubte für unmöglich erklären zu können. Seitdem hat die immer feiner ausgebildete Darstellungskunst des Chemikers zahlreiche andere Stoffe pflanzlichen und tierischen Ursprungs im Reagensglas und in der Retorte aufzubauen vermocht. Jeder Tag — kann man ohne Uebertreibung sagen — bringt uns auf dem Gebiete organischer Synthesen neue Fortschritte.

Vieles ist freilich noch im ersten Werden begriffen. Noch ist die ganze Chemie der Eiweißkörper ein dunkles und schwer zugängliches Gebiet! Zu den chemischen Reaktionen des Laboratoriums, die zu ihrem Zustandekommen im allgemeinen gewaltiger äußerer und physikalischer Einflüsse bedürfen, steht bislang die in ihren Aeußerungen unendlich mannigfaltige und konzentrierte chemische Energie des Lebens in einem sonderbaren Gegensatze. Sie operiert mit geringen Temperaturen und mäßigen Temperaturschwankungen, sie nimmt weder Schmelz- noch Druckprozesse zu Hilfe und erzielt doch Wirkungen, die wir mit all unseren Hilfsmitteln in den meisten Fällen zu erreichen nicht imstande sind. Der Prozeß der Alkoholgärung kann durch keinen anderen Reiz, als durch den Einfluß des Hefepilzes ausgelöst werden. Wodurch bewirkt das lebende Eiweiß seine Oxydation bei einer Temperatur, bei welcher es sich im Laboratorium träge und inaktiv verhält? Mit welchen Mitteln regeneriert die Darmschleimhaut das Pepton zu Eiweiß? Auf diese Fragen muß die Antwort, wenn auch nicht im Sinne einer dumpfen Resignation, so doch zur Vermeidung einer jeden Selbsttäuschung deutlich lauten: Ignoramus.

An die chemische schließt sich die physikalische Richtung in der Biologie am nächsten an. Wie für die unorganische Welt gilt auch für die Organismen, indem sie der Herrschaft der allgemeinen Naturkräfte untertan sind, das von Robert Mayer und Helmholtz begründete Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Mit fein ausgearbeiteten Methoden und Instrumenten, die hoher Scharfsinn erfunden hat, sucht der biologische Physiker messend und zählend in das Wesen der Lebensprozesse einzudringen und uns über die verschiedenen Arten der Energie, welche man als mechanische, thermische, elektrische u. s. w. unterscheidet, exakte Kunde zu geben.

So ist eine besondere Muskel- und Nervenphysik, eine Mechanik des Skeletts und der zur Fortbewegung dienenden Organe, eine Mechanik der Atmung und des Blutkreislaufs entstanden. Das Auge wird als eine nach den Gesetzen der Optik eingerichtete Camera obscura erklärt, das Ohr als ein physikalischer Apparat, um Schallschwingungen durch Vermittelung geeigneter Membranen und Fasern, die wie Saiten eines Klaviers auf die einzelnen Töne abgestimmt sind, den Nerven zur Wahrnehmung zu bringen. Der Kehlkopf wird zur Zungenpfeife, welche durch die Lunge wie durch einen Blasebalg zur Erzeugung von Tönen in Schwingungen versetzt wird. Die Gesetze der Filtration und Osmose werden zur Erklärung der Resorption und Sekretion herangezogen. Durch komplizierte Wärmemessungsapparate (Kalorimeter) dringt der Physiologe in die Bilanz des tierischen Stoffwechsels ein.

Wie in der chemischen, gehören auch in der physikalischen Richtung der Biologie die größten Leistungen und Fortschritte unserem Jahrhundert an. So schnell reihten sich hier eine Zeitlang die Entdeckungen aneinander, daß Emil Du Bois-Reymond in seiner Polemik gegen die Lebenskraft aussprechen konnte: „es kann

*) Hertwig, Die Lehre vom Organismus und ihre Beziehungen zur Sozialwissenschaft. 1899.

**) Hofmann, Das Rätsel des Lebens und die Versuche, es zu deuten. 1898.

***) Verworn, Allgemeine Physiologie, 2. Aufl., 1899.

nicht fehlen, daß dereinst die Physiologie, ihr Sonderinteresse aufgebend, ganz aufgeht in die große Staateneinheit der theoretischen Naturwissenschaften, sich ohne Rest auflöst in organische Physik und Chemie."

Ist diese Ansicht eine berechtigte? Ist in der Tat die Erklärung der Lebenserscheinungen nichts anderes als ein chemisch-physikalisches Problem? Auf diese Frage antworten sowol Hofmann als Hertwig mit einem entschiedenen Nein. Für den modernen, mit Unrecht sogenannten „Neovitalismus", der nicht etwa den übrigens oft über Gebühr verpönten Begriff der Lebenskraft zu Ehren bringen will, sondern nur gegen die Uebergriffe einer einseitig mechanistischen Naturanschauung Verwahrung einlegt, sind die lichtvollen Auseinandersetzungen Hertwigs von programmatischer Bedeutung. — Um sich leichter verständlich zu machen, bedient sich Hertwig eines Vergleiches, welcher seit de la Mettries bekanntem Ausspruch „l'homme machine" so häufig zur Charakteristik organischer Struktur und Wirkungsweise herangezogen wird. Wenn der Vergleich auch kein ganz zutreffender ist, da der Organismus sich durch sehr wichtige und nur ihn kennzeichnende Eigentümlichkeiten von allem Maschinenwesen unterscheidet, so ist er doch in mancher Hinsicht ohne Frage lehrreich. Hertwig vergleicht demnach den Organismus einer außerordentlich zusammengesetzten Maschine.

Auch die vollständige naturwissenschaftliche Erklärung einer solchen läßt sich in drei Teile zerlegen. Der Chemiker hat uns mit der Natur der verschiedenen Körper bekannt zu machen, welche zur Herstellung der Maschine angewendet werden, welche ihr ferner, den Nahrungsmitteln vergleichbar, als Heizmaterial oder sonst als Kraftquelle dienen. Der Physiker klärt uns über das Maß der Energien auf, welche der Maschine durch diese oder jene Kraftquelle zugeführt werden, ferner über ihre Umsetzung beim Maschinenbetrieb in mechanische, in thermische und elektrische Energie und über ihre in Zahlen ausgedrückten gegenseitigen Wertverhältnisse.

Durch derartige Ermittelungen des Chemikers und des Physikers haben wir indessen über das eigentliche Wesen der Maschine selbst noch nichts erfahren. Darüber kann uns nur der Maschineningenieur aufklären, indem er uns den Bauplan der Maschine und die Zwecke, für welche sie konstruiert ist, auseinandersetzt und erläutert, wie die zahlreichen Räder von verschiedener Form und Größe, wie die Stangen, Kolben und Speichen nach bestimmtem Plane und strenger Berechnung verbunden sind, wozu ferner die Dampfkessel und die Ventile dienen. Auch muß er uns zeigen, indem er die Maschine in Gang setzt, wie die einzelnen Teile sich gegeneinander bewegen, und wie sie durch ihr eigenartiges Zusammenwirken die besondere Aufgabe der ganzen Einrichtung zu erfüllen imstande sind.

Obwol also die Maschine aus denselben Stoffen besteht, wie wir sie auch sonst in der Natur vorfinden und obwol in ihr alles nach physikalischen und chemischen Gesetzen vor sich geht, bietet sie dennoch durch die eigentümliche Kombination und Anordnung physikalisch-chemischer Prozesse in Raum und Zeit Probleme dar, welche über die gewöhnlichen Aufgaben des Chemikers und des Physikers hinausgehen. Diese neuen Probleme sind eben dadurch entstanden, daß in der Maschine chemische Stoffe zu neuen Anordnungen nach bestimmten Gesetzen und für bestimmte Zwecke benutzt sind, und daß hierdurch ganz besondere Arten von Leistungen erzielt werden, wie sie, von den Maschinen abgesehen, in der ganzen übrigen Natur nicht wieder vorkommen. So bietet jede Art von Maschine ihr eigenes, vom Maschineningenieur zu lösendes Problem dar.

Der Stellung des Maschineningenieurs in diesem Vergleich entspricht nach Hertwig die Stellung des anatomischen Biologen bei der Erklärung des lebenden Organismus. Das Leben besteht demnach in einer bestimmten, den Lebensträgern eigentümlichen Art von Anordnung ihrer feinsten Teilchen: in der Organisation.

Wenn es also Aufgabe der Chemie ist, die zahllosen Verbindungen der verschiedenartigen Atome zu Molekülen zu erforschen, so kann sie der Hertwigschen Auffassung gemäß streng genommen überhaupt nicht dem eigentlichen Lebensproblem näher treten. Denn dieses beginnt erst da, wo ihre Untersuchung aufhört. Ueber dem Bau des chemischen Moleküls erhebt sich der Bau der lebenden Substanz als eine weitere höhere Art von Organisation, etwa in ähnlicher Weise, wie sich über dem Bau des tierischen Körpers abermals als eine letzte, höchste Stufe die Organisation erhebt, welche durch die soziale Vereinigung der Menschen im Staate entsteht. — Jede dieser verschiedenen Organisationen will mit den ihr entsprechenden Forschungsmethoden in Angriff genommen und aufgeklärt sein: die staatliche Organisation durch die Sozialwissenschaft, die Organisation der lebenden Substanz der Pflanzen und der Tiere von der mikro-anatomischen der Biologie, die Organisation des Moleküls von der Chemie.

Pfaundler war wol der erste, der in einer wissenschaftlichen Abhandlung die geistreiche Wendung von dem „Kampf ums Dasein der Moleküle" gebrauchte und die Verbindungen nach einem „Prinzip der größten Stabilität und Anpassung an die Umgebung" entstehen ließ. Wie in dem Kampfe ums Dasein der Organismen das Klima, die Nahrung u. s. w., so stellen hier die umgebenden physikalischen Einflüsse, die Wärme, das Lösungsmittel u. s. w., das Milieu dar, welches die Bildung einer bestimmten Verbindung begünstigt, das Entstehen einer anderen verhindert. Die uralte Hypothese von der Existenz einer Urmaterie nimmt den Pfaundlerschen Gedankengang auf und führt ihn weiter. Sind nicht vielleicht unsere chemischen Atome im Grunde höchst komplizierte Gebilde, durch epochenlange Differenzierungen der Urmaterie entstanden, und unteilbar nur etwa in dem Sinne, in welchem es ein Organismus ist? In höchst genialer Weise hat der berühmte englische Physiker W. Thomson (Lord Kelvin) diesen Gedankengang variiert. Jederman kennt wol die durch Tabakrauch gebildeten Wirbelringe, deren Größe und Geschmeidigkeit man bei einiger Uebung leicht verändern kann. Wie Helmholtz mathematisch nachgewiesen hat, würden wir solche Wirbel in einer vollkommenen Flüssigkeit nicht hervorrufen können. Wenn sie aber bereits vorhanden wären, würden sie ewig und unverändert bleiben. Die Ansicht Lord Kelvins ist nun die, daß die materiellen Atome solche Wirbel im Aether sind. Die Materie ist demnach ein Teil des Aethers, welcher sich infolge seiner Wirbelbewegung vom Aether differenziert hat, ohne die Substanz zu verändern. Sie ist — eine Störung des Aethers.

Jahrtausende hat es gedauert, ehe der Mensch den Kampf ums Dasein entdeckte, der ihn doch jederzeit und allgegenwärtig umbraust, ehe der Menschheit durch das

Medium eines ihrer genialsten Geistesheroen eine Ahnung davon aufdämmerte, daß die blumenbesäete Wiese keine friedliche Idylle, sondern ein wütendes Schlachtfeld ist. Der Kampf ums Dasein ist an die Stelle der zweckbewußten Vorsehung getreten; sein ehernes Gesetz merzt das unzweckmäßige aus und läßt nur das zweckmäßige bestehen. Wir erblicken jetzt sein Walten von dem wallenden Urnebel an, in dem die chemischen und physikalischen Potenzen in schlummerndem, undifferenziertem Zustande gedacht werden können, durch die unendliche Organismenreihe hindurch bis zu dem höchst differenzierten organischen Verband, dem sozialen Organismus. An Stelle der Krallen und Zähne tritt der Intellekt, an Stelle des primitiven Mordhandels der ökonomische Kampf, an Stelle der Keule die Maschine. Der Organismus selbst tritt zurück und atrophiert; sein Kampfeswerkzeug vervollkommet sich stetig und überwuchert ihn allmählich. Ob dieser unbarmherzige Kampf sich jemals zu friedlichem Zusammenwirken umgestalten wird, ist die nagende Sorge der Gegenwart und das unheimliche Rätsel der Zukunft.

Eduard Sokal.



Neue Opern.

III.

Der Bärenhäuter. In 3 Akten von Siegfried Wagner. Aufgeführt im Königlichen Opernhause.

Wir Berliner sind zwar spät dazu gekommen, Siegfried Wagners Erstlingswerk — man kann es ruhig „Oper" nennen — auf der Bühne kennen zu lernen, dafür ist aber unsere Stadt die einzige, in der nun beide „Bärenhäuter" genossen werden können. — Ganz anders als Herrmann Wette hat sich Herr Wagner sein Buch zurecht gemacht. Im Gegensatz zu jenem hat er sich viel genauer an den Inhalt der Grimmschen Märchen gehalten und Aenderungen nur im Interesse des dramatischen Aufbaues vorgenommen. „Außer den genannten Märchen*) wob ich noch eine Sage aus Wilhelm Hertz' Spielmannsbuch hinein, ja auch ein historisches Ereignis aus dem dreißigjährigen Krieg schien mir geeignet, dem Phantastischen des Stoffes einen realen Hintergrund zu geben;" so schreibt Herr Wagner selbst in seinem Rechtfertigungsbriefe gelegentlich des Streites um die Priorität der Bärenhäuter-Idee. Wozu jener Streit überhaupt nötig war, ist nicht recht einzusehen. Wenn Mendelssohns Textdichter damals schon wußte, wie lose er sich an die Grimmschen Märchen anlehnen würde, so brauchte er doch keineswegs zu vermuten, Wagner könne auf dieselben abweichenden Ideen kommen. In der Tat sind auch zwei ganz verschiedene „Bärenhäuter" entstanden, die sehr wohl nebeneinander bestehen können, ohne sich Konkurrenz zu machen. Im Gegenteil, wer den einen kennt, wird auf den andern begierig sein. Das Wagnersche Textbuch ist in Bezug auf Bühnenwirksamkeit sehr geschickt gestaltet; nur erscheint alles zu breit angelegt. Das würde vielleicht nicht der Fall sein, wenn es Herrn Wagner gelungen wäre, seine Dichtung mit einer stets fesselnden Musik zu versehen; so aber läßt die Musik die „Längen", über die sie hinweg helfen könnte, nur noch empfindlicher werden. Den sicheren Blick für dramatische Schlagkraft verdankt Herr Wagner sicherlich dem bildenden und belehrenden Einflusse seiner Frau Mutter. Wer Frau Cosimas Meisterschaft in der Regiekunst und ihren feinen Sinn für alles dramatisch Wirksame kennt, wird in Siegfried unschwer ihren gelehrigen Schüler erblicken können. Frau Wagner ist es wol überhaupt gewesen, die den Sohn der Kunst seines großen Vaters zugeführt hat; mußte es doch naturgemäß für sie als die Pflegerin der „Bayreuther Idee" ein Herzenswunsch sein, dies Erbe einst in die Hände des einzigen Sohnes legen zu können. Kein Wunder, daß sie von dem, was ihres Geistes ist, dem Sohne soviel mitgab. Vom Vater erbte Siegfried das dichterische Talent, das deutlich aus dem Bärenhäuter-Texte spricht. Daß die Diktion häufig an den Vater erinnert, darf man dem Sohne nicht übel nehmen; er zeigt überdies Selbständigkeit genug. Der zweite Akt ist der gelungenste. Gleich die erste Scene, in der die Leute in der Wirtsstube Geistergeschichten erzählen, ist aus der Volksseele heraus erfunden und empfunden; man glaubt das so und so oft schon mit erlebt zu haben. Leider fällt der dritte Akt gegen die beiden vorhergehenden merklich ab. Das darin enthaltene Liebesduett zwischen Hans und Luise ist unendlich lang und der Schluß gar zu opernhaft.

Nun aber die Musik! An manchen Stellen denkt man: wie schön wäre das, wenn nicht auch Musik dabei wäre. Es kommt vor, daß man in einer Opernvorstellung von der Handlung so ergriffen wird, daß man zuweilen die Musik darüber vergißt. Dann paßt diese aber auch bestimmt zur Handlung. Anders ist's, wenn die Musik störend wirkt; und bei Herrn Wagner wirkt sie eben manchmal störend. Er glaubte gewiß, den frischen, kräftigen Ton der Märchendichtung in der Musik am sichersten zu treffen, wenn er, ohne zu grübeln, frisch zupackte. Hier bleibt aber das Vermögen hinter dem Wollen weit zurück, und es zeigt sich, daß dem Komponisten die Gabe, für alles und jedes musikalisch Darzustellende den richtigen Ausdruck zu finden, nur in geringem Grade eigen ist. Was volkstümlich sein soll, ist trivial, was innig und seelenvoll sein soll, ist sentimental; kurz das Erreichte bleibt hinter dem Gewollten immer zurück. Was an der Musik „gemacht" ist, ist nicht übel, und beweist, daß Herr Wagner in musikalischen Dingen Tüchtiges gelernt hat. So erhält das Werk immerhin eine Reihe beachtenswerter Musikstücke, obgleich diesen meist die Originalität mangelt. — Als Erstlingswerk macht der „Bärenhäuter" seinem Schöpfer im ganzen doch Ehre; vor allen Dingen hat er den Vorzug, ein echtes Bühnenwerk zu sein.

Seit langem sind wir gewöhnt, in unserem Kgl. Opernhause Novitäten in musterhafter Form vorgeführt zu bekommen. Auch die Aufführung des „Bärenhäuter" gehört zu denen, die höchsten Lobes würdig sind. Unsere erlesene Künstlerschar leistet unter Herrn Dr. Mucks ausgezeichneter Führung Vollendetes.

P. Geyer.

*) Gemeint sind „Der Bärenhäuter" und „Des Teufels rußiger Bruder".

Schluß.

Herr Richard M. Meyer in seiner „Deutschen Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts" ergoß sich mit seiner Verständnislosigkeit, wie über alles, so auch über meine neue Lyrik: „Im Prinzip" sei sie „nichts anderes, als jenes formlose Ausschreien der herrschenden Eindrücke (!), das an der Bahre des gefallenen Negerhäuptlings oder beim Ausziehen einer Indianertruppe in den Krieg ertönt." Ich freute mich, diesen Unsinn durch Herrn Steiner endlich formuliert zu sehen, und widerlegte ihn. Mein Vorpostensystem war damit eine Etappe weitergerückt, und wer Lust hatte, mit einem neuen Unsinn zu kommen, konnte sein Kriegsglück versuchen.

Mit diesem neuen Unsinn, zu meiner Ueberraschung, tritt nun Herr Steiner wieder selbst auf. Eine Niederlage genügt ihm also nicht. Er besteht darauf, daß ich ihm noch eine zweite bewillige! Er erklärt, er hätte in seiner Kritik meines Buches „Revolution der Lyrik" das Wort „Urlyrik" nicht im naturwissenschaftlichen Sinne der Entwicklungslehre gebraucht, sondern im „goetheschen". Nach diesem sei für ihn „Urlyrik" nicht die „zeitlich erste" Lyrik, die primitive der uncivilisierten Völker, wie ich ihm dies „untergeschoben" hätte, sondern „das Wesen der Lyrik, die Summe alles dessen, was allen Arten der Lyrik gemeinsam ist, gleichgültig in welchen Formen sie auftreten". Das Malheur mit dem Hosenknopf und dem Laternenpfahl sei demnach nicht ihm passiert, sondern mir. Nicht er hätte diese beiden verwechselt, sondern ich. Gut. Sein Wunsch, wie damals der gleiche des Herrn v. Levetzow, soll erfüllt werden. . . .

Erstens. Um Herrn Steiners Nachträglichkeit Glauben zu schenken, gehört entweder viel Einfalt, oder — viel guter Wille.

Da Herr Steiner gegen mich die Idee der Entwicklung mobilisiert hatte, das biogenetische Grundgesetz und verwandtes, wenn ich auf den Einfall, er hätte seinen Kernbegriff, gerade den Einwurf, der mich zerschmettern sollte, aus einer andern Terminologie rekrutiert haben können, garnicht vorfallen. Ich würde mich mit Herrn Steiner sonst nicht erst aufgehalten haben. Gegen Leute, die ihren Weltbedarf aus zwei Methoden gleichzeitig decken, und die dann mit diesem mixtum compositum wie mit einer Einheit operieren, polemisiert man nicht. Man zuckt nur über sie die Achseln und läßt sie — weiter phantasieren! Herrn Steiner ist eine solche Taktik denn auch thatsächlich garnicht eingefallen. Daß er jetzt in der Voraussetzung, dies könne ihn retten, behauptet, er hätte sich diese Charlatanerie zu Schulden kommen lassen, ist eine Verläumdung seiner selbst, gegen die ich ihn in Schutz nehmen muß.

Beweis:

Herr Steiner schreibt: „Holz hat keine Ahnung davon, in welchem Sinne ich das Wort ‚Urlyrik' brauche. Nun ich gebrauche es in demselben Sinne, in dem Goethe die Worte ‚Urpflanze', ‚Urtier' gebrauchte." Auf das kostbare „Nun", das grade an dieser Stelle mindestens zehn Centner wiegt, weise ich nur im Vorbeigehn. Es fällt mir nicht ein, zu verlangen, daß solche tausendpfündigen Imponderabilien Gewicht haben sollen auch für Andre. Die Gründe, für die ich dieses Gewicht beanspruche, sind greifbarer. Herr Steiner, in seiner ersten Auslassung, schrieb: „Die Natur ging nicht vom Affen auf das Ursäugetier zurück, um weiter zu entwickeln. Holz tut dies Naturwidrige . . . Der Idee der Evolution nach ist die Entwickelung der Säugetiere über die Affen hinaus zu den Menschen fortgeschritten. Holz tut so, als ob an die Stelle der Affen nicht Menschen getreten wären, sondern Ur-Säugetiere". Diese „Ur-Säugetiere" — Herr Steiner mag dagegen böllern, aus so viel alten Strandkanonen er Lust hat — können „goethesch" nicht gefaßt werden. Sie sind durchaus die Haeckelschen „Promamalien". Und wenn Herr Steiner dann fortgesetzt hatte: „Die Lyrik wird gewiß die bisherigen Formen abstreifen, und sich auf höherer Entwickelungsstufe in neuen Formen zeigen. Aber sie kann nicht im Laufe der Entwickelung zur Urlyrik werden", so war es von mir nur logisch, und zwar nicht zu meinen, sondern, wie ich sofort bemerken will, zu Herrn Steiners Gunsten, wenn ich vor dies „zur Urlyrik werden" ohne weiteres ein „wieder" annahm. Denn Herr Steiner hatte, wörtlich, bereits vorher bemerkt: ich ginge „auf die Urform der Lyrik zurück." Es wäre ein Widerspruch in sich selbst gewesen, diese Urform „goethesch" zu gebrauchen und mir gleichzeitig zum Vorwurf zu machen, ich sei auf diese Urform „zurück" gegangen. Auf eine Form, die nie existiert hat, kann man nicht „zurück" gehn. Schon daß Herr Steiner den Ausdruck „Urform der Lyrik", der eine andere Deutung als die naturwissenschaftliche garnicht zuläßt, mit „Urlyrik" identifizierte, schon dieser eine Punkt mußte hinreichen, um es als völlig ausgeschlossen erscheinen zu lassen, daß Herr Steiner dabei an seinen „goetheschen" Sinn nicht einmal gedacht haben konnte!

Zweitens. Nachdem damit Herrn Steiner bewiesen ist, daß seine Nachträglichkeit nicht stimmt, will ich nun mal einen Augenblick annehmen, sie stimmte. Seine Situation, intellektuell — um alles übrige kümmre ich mich nicht — wird dadurch noch unreparierbarer. Für den alten Unsinn wäre dann nur ein neuer gesetzt, und dieser neue wäre noch dicker.

Beweis:

Als Definition des Wesens der Lyrik, das „alle zukünftige Lyrik mit aller voraufgegangenen gemein haben wird", apotheosiert jetzt Herr Steiner meinen Satz: „Eine Lyrik, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet, und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt." Dieser Satz, wie sich schon aus seiner Klausel, „rein formal" ergibt, kümmert sich um das „Wesen" der Lyrik überhaupt nicht. Das „Wesen" der Lyrik, „die Summe alles dessen, was allen Arten der Lyrik gemeinsam ist, gleichgültig in welchen Formen sie auftreten", würde definiert sein etwa durch einen Satz, wie den folgenden: „Lyrik ist Wiedergabe von Empfindungen". Da Herr Steiner aber offenbar nur Wortlyrik meint, denn man kann Lyriker sein z. B. auch als Maler und Musiker, müßte danach die von ihm eigentlich gemeinte Definition also lauten: „Wortlyrik ist sprachliche Wiedergabe von Empfindungen." Mein Satz, den Herr Steiner so erfolgreich mißversteht, hält sich aber nur an diese Lyrik als Erscheinung, und selbst von dieser begnügt er sich wieder, bloß einen Teil abzugrenzen, nämlich den, den ich jetzt als „Neulyrik" überhaupt erst anbahne! Als Definition der „Urlyrik", mißverstanden nach der Terminologie Haeckels, hätte dieser Satz also wenigstens noch Sinn gehabt; nach der Terminologie „Goethes" aber, mißverstanden als Definition des Wesens der Lyrik, ist er rettungs-

los Unsinn von vorneherein; ist er eine Pirouette um sich selbst, gegen die das bekannte „gasförmige Wirbeltier" eigentlich nur ein bescheidener Hupser war! Man denke sich als Illustration dazu Folgendes. In einer „Zeytung", vor hundert Jahren, hätte gestanden: „Ein Ballon, nicht mehr, wie früher, aus Papier geklebt und mit erhitzter Luft gefüllt, sondern aus Seide verfertigt und mit Wasserstoffgas gefüllt." Und gleich dahinter, von Einem, der's wieder mal „besser" gewußt hatte, hätte gestanden: „So richtig damit aber auch das Wesen des Luftballons definiert sein mag" — ich glaube, man würde sich noch heute über dieses Unikum den Bauch halten. Ausstopfen und über den Schreibtisch nageln! Das ist das Einzige . . .

Daß Herr Steiner bei seinem mißglückten Versuch, sich zu rehabilitieren, zugleich für nötig hielt, persönlich zu werden — „die absolut stumpf sind", „ins Schimpfen kommen" ꝛc. — entblühte seiner Situation und amüsiert mich nur. Zu den beiden „Fälschungen", die er so freundlich war, mir vorzurücken, schleppe ich hier, ebenfalls in Fettdruck, noch eine dritte ran. Ich schrieb als Titel von Karl Bücher: „Rhythmus und Arbeit." Wie ich seitdem entdeckt habe, steht aber auf dem Umschlag: „**Arbeit und Rhythmus.**" Also genau umgekehrt!!

Herrn Steiners letzter Satz lautet: „Meinetwegen können Sie behaupten, ich sei der ärgste Idiot in ganz Europa." — Das durfte nicht kommen!

Arno Holz.

* * *

Zu obigen Ausführungen

des Herrn Arno Holz nur ein paar Worte. Sie zwingen mich nicht, meinen Worten untreu zu werden: „Auseinandersetzen werde ich mich mit Ihnen nicht weiter", die ich an Herrn Holz in meiner Erwiderung auf seinen Angriff in Nr. 9 des „Magazins" richtete. Ich habe mich aber zunächst als Redakteur den Lesern der Zeitschrift gegenüber wegen der Aufnahme der Holzschen Auslassungen zu entschuldigen. Ich bin der Meinung, man darf den Leuten dieses Schlages nicht ein vermeintliches Recht zu der Klage geben: man wolle ihnen das Wort abschneiden. — Bekanntlich wollen Kinder immer das letzte Wort haben. Was hätte auch aller Streit für einen Sinn! Herrn Holz fehlt zu einer ernstlichen Diskussion über diese Dinge die notwendige Bildung. Man kann ein ausgezeichneter Lyriker sein, und doch zu ungebildet, um über gewisse Dinge, z. B. das Verhältnis Haeckelscher und Goethescher Weltanschauung ein Urteil zu haben. Da aber Herr Holz doch zu siegesgewiß auftritt, so muß ich hier einiges „Tatsächliche" feststellen:

Herr Holz, der in seinem ersten Artikel in der willkürlichsten Weise den Wortlaut meiner Behauptungen entstellt hat, und der diese Entstellung zu verschleiern sucht, indem er sie mit der harmlosen Umkehrung der Worte „Arbeit" und „Rhythmus" des Bücherschen Buches vergleicht, behauptet jetzt: ich hätte, um mich zu rechtfertigen, nachträglich behauptet, meine Ausführungen seien im Goetheschen Sinne gemeint. Dies ist eine Verleumdung, die Herr Holz höchstwahrscheinlich unwissentlich begeht. Ich habe die Worte „Urform", „Urtier" u. s. w. in einer Reihe von Werken, z. B. auch in meinem 1897 erschienenen Buche „Goethes Weltanschauung" immer in dem Sinne gebraucht, in dem ich sie in dem Artikel über Herrn Arno Holz anwende. Ich habe im letzteren Buche mich klar darüber ausgesprochen, wie sich die tatsächliche (zeitliche) erste Form zu der ideellen Urform verhält. Mir ist deshalb ganz gleichgültig, was Holz über diese Dinge sagt, von denen er nichts versteht. Es muß aber unbedingt festgenagelt werden, daß diesem Herrn jedes Mittel recht ist, wenn er seine elementaren Sätze, die ich obendrein nicht einmal bestritten, sondern nur auf ihre wahre Bedeutung zurückgeführt habe, gegen Dinge verteidigen will, die einmal nicht in seinen Kopf hineingehen. Ich würde, wenn ich jemand vorwerfen wollte, daß er einen solchen Unsinn behauptet, wie Holz ihn mir zumutet, erst die Verpflichtung fühlen, mich mit den Anschauungen des Betreffenden zu befassen; zumal, wenn derselbe seit anderthalb Jahrzehnten in einer Reihe von Schriften diese Anschauungen ausgesprochen hat. Herr Holz verleumdet ins Blaue hinein. Dies ist die Steigerung in der Art seiner Polemik: erst Fälschung, dann Verleumdung. Wenn dies alles nicht in einer beinah rührenden Ignoranz seinen Grund hätte, so wäre man versucht, es frivol zu nennen. Ich würde mich schämen, bei solcher Kampfesweise den Anspruch auf Frivolität durch Unwissenheit verwirkt zu haben.

Rudolf Steiner.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Franz Ferdinand Heitmüller: Der Schatz im Himmel. Novellen. Berlin S. Fischer, Verlag. Inhalt: Der Schatz im Himmel. Theas Apfelgelee. Als der Sommer kam. Abt David.

George Egerton: Die Mühle Gottes. Roman. Berlin.

Carry Brachvogel: Die Wiedererstandenen. Cäsarenlegenden. Berlin Inhalt: Die rote Schlange. Das Pferd des Caligula. Götter a. D. Ahnfrau Lukrezia Napoleon V.

Herman Bang: Hoffnungslose Geschlechter. Roman. Berlin.

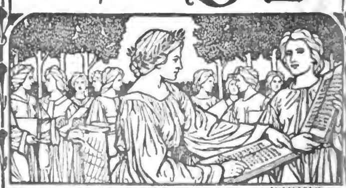
Ernst Gystrow: Der Katholicismus und die moderne Dichtung. Inhalt: Schell und Veremundus. Der Mensch und seine Kunst. Die Moderne. Die Neuromantik. Dickens und kein Ende. Marienlyrik Index ergo.

Leopold Schmerz: Böse Sieben. Brünn.

Die Schädlichkeit mäßigen Alkoholgenusses. Ein Vortrag vom Oberstabsarzt Dr. Matthai in Danzig. Tages- und Lebensfragen. Eine Schriften-Sammlung herausgegeben. von Chr. G. Tienken.







Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Emil Pfeffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. **Anzeigen** 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

—— Preis der Einzelnummer 40 Pfg. ——

69. Jahrgang. | Berlin, den 14. April 1900. | Nr. 15.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Eine Verteidigung der sogenannten „Wiederkunft des Gleichen“ von Nietzsche.

Von Dr. E. Horneffer.

Der frühere Herausgeber der unveröffentlichten Schriften Nietzsches, Dr. Fritz Koegel, hat aus zusammenhangslosen Aphorismen ein nach seiner Meinung zusammenhängendes, in Wahrheit aber völlig sinnloses Buch zusammengestellt, das er als von Nietzsche stammend, wenigstens von Nietzsche geplant, herausgibt. Auf diese Veröffentlichung gründeten sich fortgesetzt die thörichtsten Vorstellungen. Es war daher für die jetzigen Herausgeber im Nietzsche-Archiv unumgänglich, einen öffentlichen Nachweis dieser fehlerhaften Herausgabe, die übrigens auch inzwischen rückgängig gemacht war, zu liefern, um davor zu warnen. Andererseits waren die von Koegel gemachten Fehler hier wie auch überall so stark und so zahlreich, daß man sein Verfahren schlechterdings nicht ungerügt lassen konnte. Wenigstens ich vermochte es nicht, ruhig mitanzusehen, wie durch diesen Bearbeiter die Schöpfung Nietzsches mißhandelt worden war. Ich gab also eine vorläufige Mitteilung über Koegel's Arbeitsweise in einem Schriftchen: „Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung.“ Im Mittelpunkt dieser Darlegung steht der Nachweis der völlig verunglückten, in rohe Verunstaltungen Nietzsches auslaufenden Rekonstruktion der Nietzsche fälschlich beigelegten Schrift „die Wiederkunft des Gleichen“.

Daß Koegel auf meine Broschüre antworten würde, das habe ich erwartet. Daß aber ein anderer sich finden würde, der Koegel's Unsinn in Schutz nähme — ich gestehe, das habe ich nicht erwartet. Sonst haben sich alle Urteilsfähigen, soviel mir bekannt ist, mit Grausen abgewendet von solcher Herausgeber-Tätigkeit, wie ich sie dort aufgedeckt habe. — Dr. Rudolf Steiner, der seiner Zeit hier in Weimar lebte und als Mitherausgeber im Nietzsche-Archiv, als die philosophische Ergänzung Dr. Koegel's in Aussicht genommen war, ein Vorhaben, das sich nachher aber zerschlug, unternimmt es, Koegel's Arbeit zu verteidigen (Magazin für Litteratur 1900 Nr. 6). Ich glaube, es war das wenig klug von ihm. Er kompromittiert sich mit dieser Verteidigung; schon dadurch kompromittiert er sich, daß er es überhaupt wagt, dergleichen in Schutz zu nehmen, mehr aber noch dadurch, wie er es tut. Um das erstere zu beurteilen, muß man meine Schrift lesen. Ueber das letztere nur wenig Andeutungen.

Zunächst gesteht Steiner, daß er das in Frage stehende Manuskript Nietzsches gar nicht kenne. Ich habe aber jeden Gelehrten, der sich ein selbständiges Urteil über die aufgeworfenen Fragen bilden will, aufgefordert, sich hier in Weimar das Manuskript anzusehen. Ich wüßte nicht, daß ich eine Ausnahme gemacht hätte. Auch für Steiner hätten sich Mittel und Wege zur Besichtigung des Manuskripts gefunden. So redet er also überhaupt wie der Blinde von der Farbe. Wenn er das Manuskript sähe, würde er sich vielleicht doch noch besinnen, hier ein zusammenhängendes Buch anzunehmen, so bunt durcheinandergewürfelt wie hier die Aphorismen stehen. Er würde sich z. B. denn doch wundern, wenn er unmittelbar bei der entscheidenden Skizze der Wiederkunftsidee einen Aphorismus findet, der mit den Worten beginnt: „Im Lohengrin gibt es viel blaue Musik“

u. s. w. So unzusammenhängend sind aber die Aphorismen das ganze Heft hindurch. Ehe er also redete, hätte er sich das einmal ansehen sollen. Koegel's Veröffentlichung ist — objektiv — eine vollkommene Fälschung.

Steiner wirft mir vor, ich hätte mich gar nicht klar ausgedrückt, ob ich denn nun an das von Koegel rekonstruierte Buch glaubte oder nicht. Er beruft sich dabei auf eine Stelle, wo ich aus gewissen Daten den Schluß ziehe, „daß der Plan Nietzsches, eine prosaische Schrift über die Wiederkunft des Gleichen, wie Koegel es sich vorstellt, zu schreiben, nur sehr kurze Zeit bestanden haben kann, daß er nie bestanden hat." Ich gestehe, daß ich mein Buch allerdings für Leser geschrieben habe, die etwas wenigstens denken können. Ich setzte voraus, daß man es verstehen würde, daß der zweite Satz eine Verstärkung des ersten ist und das Ganze bedeutet: nie. Hier einen Widerspruch konstatieren, ist lächerlich.

Steiners Haupteinwand ist dieser: Ich suche in meinem Buche zu beweisen, daß die von Koegel rekonstruierte Schrift eine falsche Hypothese ist, daß er unter die Rubriken einer von Nietzsche stammenden Disposition fälschlich Aphorismen bringt, die nicht dazu gehören. Steiner behauptet nun, ich hätte die betreffenden Aphorismen, an denen ich Anstoß genommen hätte, nur lückenhaft wiedergegeben; er sagt, ich hätte wichtige Gedanken derselben unterschlagen. Diese aber hinzugenommen, ergebe sich, daß die Aphorismen zu der betreffenden Ueberschrift gehörten. Ich will einen Fall, den Steiner erwähnt, genauer besprechen. Man wird sehen, mit welchen Mitteln Steiner die Zugehörigkeit beweist.

Der Inhalt des Aphorismus 70 bei Koegel (Nietzsche Werke Bd. XII) ist dieser: Für das Wesentliche jeder Nahrung sind wir unempfänglich; durch Würzen, die unserem Geschmack zugänglich sind, müssen wir zu der Nahrung erst verführt werden. So ist es auch im Moralischen. Die moralischen Urteile sind die Würzen der Handlungen; über den eigentlichen Wert der Handlungen ist damit nichts ausgesagt. Eine Handlung kann uns sehr gut schmecken, uns aber sehr schädlich sein. Nietzsche spricht weiter von den Bedingungen der Veränderung des Geschmacks d. h. des moralischen Geschmacks, daß Urteile wie „gesund" und „krank" in der Moral keinen Sinn haben, es kommt auf das Ziel der jeweiligen Entwickelung an u. s. w. Steiner rückt ohne Bedenken den am Anfang stehenden Neben- und Hilfsgedanken in den Vordergrund und sagt: „Nicht was trefflicher nährt, sondern was besser schmeckt, will der Mensch genießen. Er ist also mit seiner Leidenschaft (sic!) auf einer falschen Fährte; er hat sich durch verschiedene Bedingungen eine falsche Leidenschaft einverleibt. Wegen dieses seines Sinnes gehört der Aphorismus in das Kapitel „Einverleibung der Leidenschaften". Auf diese Weise kann man das Blaue vom Himmel herunter beweisen. Von Geschmack und Schmecken ist hier nur gleichnisweise die Rede. In dem Ganzen handelt es sich um Moral und moralische Urteile. Die Einführung des Wortes „Leidenschaft" von Seiten Steiners ist eine vollkommene Willkürlichkeit, es ist eine Vergewaltigung des Gedankens, die ich nicht mitmachen kann. Solche Künste der Interpretation widerstreben meinem wissenschaftlichen Gewissen. Und selbst wenn man den Gedanken von Geschmack und Schmecken in den Vordergrund rückt, ist die Unterstellung des Wortes „Leidenschaft" ungerechtfertigt. Ich halte auch das für eine höchst gezwungene Weiterführung des Gedankens. Zieht man die allgemeine Verfassung unseres Manuskriptes in Rücksicht, wo die verschiedensten Gedanken aus allen Gebieten der Philosophie neben einander stehen, so sieht man, daß auch dieser Aphorismus ein vollkommen in sich abgeschlossener Gedanke aus dem Gebiete der Moral ist, der mit einer erkenntnistheoretischen Skizze: „was ist Wahrheit?", wie sie hier vorliegt, nicht das geringste zu tun hat. Deutungen, wie die Steiners, kommen, wie gesagt, objektiv für mich einer Fälschung gleich.

Aph. 121, 122 könnten an der richtigen Stelle stehen, wenn der betreffende Gedanke, den Steiner anführt, daß es keine objektive Wahrheit gibt, ungefähr der entgegengesetzte wäre. An dieser Stelle wird gerade ein Wille zur Wahrheit, der in gewissem Sinne unbedingt auftritt und über dessen Wert und Konsequenzen nachher geurteilt werden soll, vorausgesetzt. Ich müßte mich umständlich wiederholen, wenn ich das ausführlicher nachweisen wollte. Man siehe meine Schrift. Ich bedaure, daß Steiner nichts davon verstanden hat.

Ein anderer Fall läßt sich hier noch behandeln, der Steiner in einem noch schlimmeren Lichte zeigt. Nietzsche spricht von Grundirrtümern und meint damit allererste menschliche Vorstellungen, wie die Begriffe eines Objekts, Subjekts, eines freien Willens, gleicher Dinge, ähnlicher Dinge u. s. w. Nietzsche führt diese Beispiele selber an. Diese Vorstellungen, auf denen alles menschliche Urteilen und Handeln beruht, sind aber falsche Vorstellungen, und somit ruht die gesamte menschliche Erkenntnis, die immer mit solchen Begriffen operiert und operieren muß, auf falscher Grundlage. Ich sage nun, daß in einem Abschnitt, wo auf diese Weise die Fehlerhaftigkeit der allgemeinen Grundlage der menschlichen Erkenntnis nachgewiesen wird, niemals die Berichtigung irgend welcher einzelnen Irrtümer später Wissenschaft stattfinden kann, z. B. die Berichtigung des Irrtums, daß wir unberechtigter Weise das Unorganische verachten, während wir doch sehr davon abhängig sind. „Wir sind zu drei Viertel eine Wassersäule und haben unorganische Salze in uns." Steiner sagt: „wenn wir so etwas nicht beachten, so sind wir einem Grundirrtum unterworfen." Ich kann darüber nur lachen. Daß Koegel sich bei seiner Anordnung so etwas gedacht hat, glaube ich sehr; daß Steiner solchen Unsinn in Schutz nimmt und offen ausspricht, verwundert mich allerdings. Wenn Steiner sagt, Nietzsche wolle andeuten, wenn selbst diese primitivsten Vorstellungen Irrtümer seien, wie viel mehr erst die komplizierten späteren, so leugne ich das nicht im Geringsten. Es wird die Grundlage der gesamten menschlichen Erkenntnis als irrtümlich nachgewiesen. Aber daß außer dieser allgemeinen Behauptung und Folgerung einzelne Irrtümer später Wissenschaft hier hätten berichtigt werden können, scheint mir eben lächerlich. Nietzsche hätte das ganze Feld der menschlichen Erkenntnis absuchen können, um hier eine Sammlung menschlicher Irrtümer zu geben! Welche absurde Vorstellung! Aber selbst wenn er solche Berichtigungen hätte vornehmen wollen, so hätte er in diesem Zusammenhange damit nichts erreicht; denn diese Berichtigungen hätten auch nur mit Hilfe der fehlerhaften, aber dem menschlichen Denken und Handeln unentbehrlichen Grundbegriffe geschehen können. In diesem Zusammenhange wäre es gänzlich sinnlos gewesen. Aber es widerstrebt mir, über solchen Unsinn noch ein Wort weiter zu verlieren.

Steiner sagt, auf diese Weise ließe sich die Anordnung Koegels in jedem einzelnen Falle rechtfertigen. Möglich, — auf diese Weise. Neugierig bin ich trotzdem auf den Nachweis, mit welchem Rechte zum Beispiel ein Aphorismus, in dem es heißt, daß andauernder Kaffee-Konsum bedenklich sei, in einem Abschnitt steht, wo es sich um die Frage handelt, ob der unbedingte Wille zur Wahrheit ein lebenförderndes Prinzip sei, ob nicht die Wissenschaft, schrankenlos durchgeführt, die Lebenskraft untergräbt, mit welchem Rechte ein Aphorismus, der sagt, man solle den Tod als Fest empfinden, und ein anderer, der sagt, daß der Egoismus nicht immer schlimm ausgelegt zu werden braucht, in einem Abschnitt stehen, der die Entstehung des Willens zur Wahrheit schildern soll, warum ein letzter, wo es heißt, daß die Menschheit Nietzsches Vorschläge in die Praxis umsetzen werde, z. B. auch in der Frage der Behandlung der Verbrecher, warum dieser Aphorismus in einem Abschnitt steht, der die ewige Wiederkunft behandeln sollte (solche Ungeheuerlichkeiten macht nämlich Koegel in Menge, Steiner nennt das Koegels „wahren wissenschaftlichen Geist“!) — den Beweis der Zusammengehörigkeit dieser Gedanken möchte ich wirklich sehen. Also heraus mit dem Beweise! Die drei Beispiele, die Steiner bringt — mehr bringt er nämlich nicht und falsch sind sie außerdem noch — genügen nicht.

Die ganze Anlage der Steinerschen Widerlegung ist verfehlt. Wenn man mich widerlegen will, so muß man meine Rekonstruktion der Skizze oder des Entwurfs, den Koegel seinem Buche zu Grunde legt, widerlegen. Darüber sagt Steiner kein Wort. Diese Frage umgeht er völlig. Ist meine Rekonstruktion dieser Skizze richtig, so fällt Koegels Buch unwiderruflich dahin. Ist sie falsch, dann läßt sich vielleicht weiter reden. Aber dann muß sie durch eine andere ersetzt werden. Und auf diesen Gedankengang müssen dann die Koegelschen Aphorismen aufgereiht werden. Das heißt nicht, zu Nietzsche einen Kommentar schreiben; das wollen wir Koegel nicht zumuten. Aber dies Buch hat Koegel selbst gemacht. Er wird doch wissen, was er damit gemeint hat. In fortlaufender Darstellung skizziere er kurz den Gedankengang seines Buches. Das kann man verlangen. Tut er es nicht, so bleibt meine Behauptung stehen, daß er sich bei seiner Anordnung überhaupt nichts gedacht hat.

Steiner stellt in Aussicht, Koegel werde sich noch selbst verteidigen. Ich habe lange darauf gewartet; ich hatte gehofft, ich würde den beiden Herren gleich zusammen antworten können. Wir müssen uns aber auch wohl fernerhin auf ein unverbrüchliches Schweigen Koegels, das das Zeichen vollkommener Hilflosigkeit ist, gefaßt machen. Auf so unerhörte Angriffe, wie ich sie gegen ihn gerichtet habe, müßte er antworten.

Steiner macht mir noch einige Einwände, auf die ich besonders hinweisen möchte. Sie charakterisieren die ganze Art seiner Widerlegung. Koegel legt für seine Schrift „die Wiederkunft des Gleichen“ eine Disposition zu Grunde, die den Gedanken der ewigen Wiederkunft behandelt, und ich behaupte, daß diese Disposition nicht für ein bestimmtes Werk gemeint war, sondern die erste flüchtige Skizze der Hauptidee Nietzsches ist, die dann nach kurzer Zeit den Anstoß zum Zarathustra gab. Hierfür führe ich als unmittelbaren Beweis eine briefliche Aeußerung Nietzsches selbst an, wo er auf diese Disposition anspielt. Er schreibt über sie zwei Jahre nach ihrer Abfassung: „Dieses Engadin ist die Geburtsstätte meines Zarathustra. Ich fand eben noch die erste Skizze der in ihm verbundenen Gedanken; darunter steht „Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuß über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen.“ Diese Worte nun stehen unter unserer Disposition. Die Sache ist also damit erledigt — sollte man meinen. Steiner sagt: hier hat sich Nietzsche — „geirrt.“ Ich möchte auf diese Ausflucht Steiners, diese Art zu widerlegen, aufmerksam machen. Bei der Beurteilung seines Hauptwerkes, seiner Hauptidee, ob eine Skizze derselben zu diesem Hauptwerk gehört oder nicht, soll sich Nietzsche geirrt haben! Koegel hat sich nicht geirrt, Gott bewahre! Nietzsche hat sich geirrt! Zu solchen Mitteln muß man greifen, um eine unsinnige Hypothese zu retten! Es gibt aber einen Beweis, daß Nietzsche sich über diese Skizze gar nicht geirrt haben kann. Ich führe noch ein anderes direktes Zeugnis Nietzsches an, das Steiner einfach ignoriert. Im „Ecce homo“ schreibt Nietzsche fünf Jahre später über dieselbe Skizze: „Die Grundkomposition des Werkes (d. h. des Zarathustra!), der ewige Wiederkunftsgedanke, diese höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann, — gehört in den August des Jahres 1881: er ist auf ein Blatt hingeworfen, mit der Unterschrift: 6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit.“ Es ist evident, daß Nietzsche hiermit dieselbe Skizze meint; es ist ferner evident, daß er sie hier aus dem Kopfe zitiert. Daraus folgt, daß sich ihm diese Skizze tief eingeprägt hatte, daß er über sie, als eine überaus wichtige Aufzeichnung, sich nie, weder früher noch später, geirrt haben kann. Und zudem beurteilt Nietzsche sie hier auf die gleiche Weise. Ich begreife nicht, wie Steiner dieses Citat vollkommen verschweigen kann. Wenn man wissenschaftliche Polemik treibt, muß man doch das betreffende Buch, das man angreift, wenigstens lesen. Aber Steiner ist kühn; er wird sagen: hier irrt sich Nietzsche zum zweiten Male. Und Steiner muß annehmen, daß Nietzsche sich noch ein drittes Mal über seine eigene Schöpfung geirrt hat. Steiner wirft mir vor, daß nicht die ewige Wiederkunft, sondern der Uebermensch der Hauptgedanke des Zarathustra sei, und daß deshalb meine Konstruktionen hinfällig würden. Daß der Uebermensch einen breiten Raum des jetzigen Zarathustra einnimmt, leugne ich nicht; aber trotzdem ist mindestens der Ausgangspunkt für den Zarathustra, der Gedanke, der den Anstoß zu diesem Werke gegeben hat, der Wiederkunftsgedanke. Den Beweis enthält meine ganze Schrift. Aber Nietzsche sagt es hier ja auch ganz unzweideutig: „Die Grundkomposition des Werkes (d. h. des Zarathustra), der Ewige Wiederkunftsgedanke“ u. s. w. Nun, Steiner weiß es besser. Hier „irrt“ sich Nietzsche eben wieder. Ich muß hier bemerken, daß es doch zweckmäßig wäre, einen gewissen wissenschaftlichen Anstand zu wahren. Fährt man in dieser Weise fort, mich zu widerlegen, so muß es mir einfach unwürdig erscheinen, überhaupt darauf zu antworten. Bei der Beurteilung der Disposition „zum Entwurf einer neuen Art zu leben,“ die ich zum Zarathustra ziehe, ignoriert Steiner meinen Hauptgrund, daß bei der unmittelbar folgenden und nur formal geänderten Ueberschrift „Fingerzeige zu einem neuen Leben“ das Wort „Zarathustra“ selbst in unserem Manuskript auftritt. Ueberhaupt liegt Steiners Hauptkunst der Widerlegung im Verschweigen. Ich mache Koegel keineswegs nur die falsche Zusammenstellung seines

Buches zum Vorwurf, ich habe noch zahllose andere Fehler Koegels der allerverschiedensten Art aufgedeckt, die mit dieser Zusammenstellung nichts zu tun haben. Diese Fehler verschweigt Steiner bis auf einen Fall, den er zugibt, sämtlich. Was denkt Steiner z. B. über Koegels Herausgabe des II. Bandes, wo dieser einen Text zusammenbraut aus der Nietzscheschen Original-Ausgabe, aus späteren Einzeichnungen Nietzsches aus den verschiedensten Jahren und, unglaublich zu denken, aus den ersten Vorstufen und Vorarbeiten Nietzsches, die noch vor dem Druckmanuskript liegen? Hierfür hat Steiner kein Wort der Rechtfertigung und kann es nicht haben. Nur das erwähnt Steiner, daß ich Koegel Lesefehler moniere, und darüber macht Steiner sich lustig. Und was sind es für sinnentstellende Lesefehler, die ich erwähne! Wenn ein Laie mir sagt, darauf komme es doch nicht an, das seien doch Kleinigkeiten, so verstehe ich das, obwol hier eigentlich jeder stutzig werden sollte. Steiner aber war hier im Goethe-Archiv. Er muß doch wissen, was eine Ausgabe ist. Ich verstehe nicht, wie man seine eigene wissenschaftliche Vergangenheit mit solchem Cynismus durchstreichen kann.

Die Motive für Steiners Auftreten sind vollkommen sichtbar. Steiner hat seiner Zeit hier schon die Fehlerhaftigkeit der Koegelschen Zusammenstellung erkannt; diesen Tatbestand will er aber jetzt nicht aufkommen lassen. Daß er die Fehlerhaftigkeit der Koegelschen Arbeit erkannt hatte, ergibt sich aus folgenden Gründen: Bei einer Vorlesung des Koegelschen Druckmanuskripts hat Steiner die Sachen, die nicht hineinpassen, überschlagen. Steiner, der diese Tatsache zugibt, erklärt zwar, daß sei der reine Zufall gewesen! Indessen Frau Dr. Foerster-Nietzsche wird eine Briefstelle Steiners veröffentlichen, wo er das Ungenügende der Koegelschen Arbeit selber lebhaft beklagt. Nein, Steiner hatte damals schon die Unhaltbarkeit der Koegelschen Arbeit erkannt, hatte aber, von Koegel bedroht und eingeschüchtert — auch dafür werden die Beweise erbracht werden — nicht den Mut, das offen zu sagen, wodurch er diese unglückselige Veröffentlichung hätte verhindern können. Dieselbe Methode nämlich, seine Arbeit zu decken, die Koegel Frau Dr. Foerster-Nietzsche gegenüber anwendete, wendete er auch Steiner gegenüber an, bei letzterem allerdings mit etwas mehr Erfolg, als bei Frau Dr. Foerster-Nietzsche. Daß diese Version nicht aufkomme, dazu verteidigt Steiner jetzt Koegel, damit man glaube, er habe nie, weder früher noch jetzt, an der Richtigkeit der Koegelschen Aufstellung gezweifelt. Ob er hiermit seine Position gerade verbessert, möchte ich bezweifeln. Oder aber Steiner hält wirklich die Zusammenstellung Koegels für richtig — nun, dann ist er eben so unfähig wie Koegel, und ich muß ihn bitten, alles, was ich über Koegel als wissenschaftliche Potenz gesagt habe, auf sich zu übertragen. Auf alle Fälle hat er sich mit Koegels Veröffentlichung identifiziert, und somit nimmt er zum mindesten an dessen wissenschaftlichem Bankerott teil. Ich wünsche ihm Glück dazu!



Erwiderung auf die obigen Ausführungen.

Von **Rudolf Steiner.**

Bevor ich mich auf den sachlichen Inhalt von Dr. Hornessers Ausführungen einlasse, muß ich die „Wahrheitsliebe“, die gegenwärtig im Nietzsche-Archiv herrscht, charakterisieren. Herr Dr. Horneffer sagt in einem obigen Aufsatze: „Steiner stellt in Aussicht, Koegel werde sich noch selbst verteidigen“. Auf jeden unbefangenen Leser, der nicht noch einmal genau meinen, am 10. Februar erschienenen Aufsatz durchliest, muß dieser Satz den Eindruck machen, als ob ich meinen damaligen Angriff auf das Nietzsche-Archiv und dessen gegenwärtige Leitung im Einverständnis mit Dr. Koegel unternommen hätte. Dies ist aber vollkommen unrichtig. Ich schrieb in meinem Aufsatze wörtlich: „Ich habe Dr. Koegels Verteidigung nicht zu führen. Das mag er selbst tun.“ In Wahrheit hat Dr. Koegel von meinem Angriff nicht das geringste gewußt, bevor er gedruckt war. Die Gründe zu diesem Angriff habe ich am Schlusse meines Aufsatzes selbst angegeben. Es gibt keine anderen, als die dort angeführten rein sachlichen. Als ich Dr. Horneffers Manuskript erhielt, dachte ich, die Behauptung, ich stelle eine Verteidigung Dr. Koegels in Aussicht, beruhe auf einem flüchtigen Lesen meines Angriffes. Da ich jede unnötige Erörterung in der Oeffentlichkeit vermeiden wollte, schrieb ich an Dr. Horneffer, daß diese seine Behauptung auf einem vollständigen Irrtum beruhe, daß ich bei Abfassung meines Aufsatzes nichts von Dr. Koegel in Aussicht habe stellen können. Er hätte nun Gelegenheit gehabt, in dem ihm später zugesandten Korrekturabzug den unrichtigen Satz zu tilgen. Er hat es nicht getan. Dr. Horneffer behauptet also, daß ich im Einverständnisse mit Dr. Koegel gehandelt habe, trotzdem ihm diese Behauptung als unwahr bezeichnet worden ist.

Zweitens schreibt Dr. Horneffer: „Die Motive für Steiners Auftreten sind vollkommen sichtbar. Steiner hat hier schon die Fehlerhaftigkeit der Koegelschen Zusammenstellung erkannt; diesen Tatbestand will er aber nicht aufkommen lassen.“

„Daß er die Fehlerhaftigkeit der Koegelschen Arbeit erkannt hatte, ergiebt sich aus folgenden Gründen: Bei Vorlesung des Koegelschen Druckmanuskripts hat Steiner die Sachen, die nicht hineinpassen, überschlagen. Steiner, der diese Tatsache zugibt, erklärt zwar, das sei der reine Zufall gewesen! Indessen Frau Dr. Foerster-Nietzsche wird eine Briefstelle Steiners veröffentlichen, wo er das Ungenügende der Koegelschen Arbeit selber lebhaft beklagt. Nein, Steiner hatte damals schon die Unhaltbarkeit der Koegelschen Arbeit erkannt, hatte aber, von Koegel bedroht und eingeschüchtert — auch dafür werden Beweise erbracht werden — nicht den Mut, das offen zu sagen, wodurch er diese unglückselige Veröffentlichung hätte verhindern können.“ Diese Beschuldigungen Dr. Horneffers gegen mich beruhen natürlich auf Behauptungen der Frau Foerster-Nietzsche. Und ich sehe mich daher genötigt, auf den Brief der letzteren vom 23. Sept. 1898 an mich, von dem ich bereits in meinem Aufsatz vom 10. Februar d. J. sprach, zurückzukommen. In diesem Briefe finden sich neben andern Behauptungen auch die folgenden, die jetzt in Dr. Horneffers Aufsatz wiederkehren: „Ich habe Ihnen das Manuskript über die Wiederkunft des Gleichen Oktober 1896 zur Prüfung gegeben, weil ich so großer Sorge darum war. Sie selbst haben das Unzusammengehörige des Inhalts verschiedentlich konstatiert und meine Besorgnis gerechtfertigt und vermehrt. Trotzdem haben Sie Dr. Koegel

kein Wort über Ihren Zweifel über die Zusammenstellung des Manuskripts gesagt, sondern im Gegenteil noch deshalb gelobt. Hätten Sie den Mut gehabt, Dr. Koegel Ihre Zweifel auszusprechen, so wäre eine Revision des ganzen Manuskripts unvermeidlich gewesen. Da Sie diesen Mut aber nicht hatten, so mußte ich der Sache ihren Lauf lassen. Mir fehlte die wissenschaftliche Ausdrucksweise, um die Fehler beweisen zu können." Es muß einmal ganz klar und deutlich gesagt werden: 1. Es ist nicht wahr, daß mir Frau Foerster-Nietzsche im Oktober oder zu einer anderen Zeit das Manuskript über die Wiederkunft des Gleichen zur Prüfung gegeben hat. 2. Es ist ebenso unwahr, daß ich die Unzusammengehörigkeit des Inhalts verschiedentlich konstatiert habe. Beide Behauptungen sind eine Erfindung der Frau Foerster-Nietzsche. Weiter ist es unwahr, daß ich auf irgend eine Art von Dr. Koegel eingeschüchtert worden bin. Dr. Koegel hat mir gegenüber nichts weiter getan, als einen Brief geschrieben, nachdem ihm durch seine Schwester die in meinem Angriff erwähnte Mitteilung geworden war, die er nicht anders denn als Beweis für eine Intrigue von mir auffassen konnte. Es muß vielmehr betont werden, daß ich nie in die Lage gekommen bin, irgend eine „Prüfung" der Koegelschen Arbeit vorzunehmen. Wenn Frau Foerster-Nietzsche eine solche beabsichtigte — was ich, nach allem was vorgefallen ist, nicht annehmen kann — so kann nur sie es gewesen sein, die nicht den Mut gehabt hat, eine solche vornehmen zu lassen. Ich mußte hier einmal das Märchen von der „Einschüchterung" entsprechend beleuchten, das erfunden worden ist, um meine in der damals sehr heiklen Situation beobachtete korrekte Haltung in einem zweifelhaften Lichte erscheinen zu lassen. Wodurch Frau Foerster-Nietzsche beweisen will, daß ich von Koegel bedroht und eingeschüchtert worden bin: das wollen wir abwarten, und dann weiter sprechen; ebenso die Veröffentlichung der Briefstellen, in denen ich das Ungenügende der Koegelschen Arbeit lebhaft beklage. Ich kann nämlich alles ruhig abwarten; denn ich kann nur volle Klarheit über diese Sache, in der ich mir keines Unrechtes bewußt bin, wünschen.

Ich komme zu einer dritten Behauptung, die Dr. Horneffer der Frau Foerster-Nietzsche gläubig nachspricht: „Dr. Rudolf Steiner, der seiner Zeit in Weimar lebte und als Mitherausgeber im Nietzsche-Archiv, als philosophische Ergänzung Dr. Koegels in Aussicht genommen war, ein Vorhaben, das sich nachher zerschlug ..." Wenn „in Aussicht genommen" irgendwie andeuten soll, daß ich mit einem solchen Vorschlag einverstanden gewesen wäre, so muß ich eine solche Andeutung auf das entschiedenste zurückweisen. Dieses „In-Außicht-nehmen" existierte nur in der Phantasie der Frau Foerster-Nietzsche. Wenn sie mir von einer solchen Sache sprach, so sagte ich nie etwas anderes, als das, was sich in die Worte zusammenfassen läßt: „Wenn ich auch wollte — ich wollte nämlich nie —, so wäre es unmöglich, eine solche Mitherausgeberschaft in Scene zu setzen", denn nach den bestehenden Kontrakten zwischen Nietzsches Erben und der Firma Naumann (der Verlagshandlung von Nietzsches Werken) war das damals ausgeschlossen. Ich konnte überhaupt niemals als Mitherausgeber Dr. Koegels in Frage kommen. Und es war damals lediglich Courtoisie gegen Frau Foerster-Nietzsche, daß ich ihre ins Blaue hineingehenden Phantasien mit anhörte. Sie hat den Umstand, daß ich ihr zugehört habe, dann dazu benützt, um mich in ganz ungehöriger Weise in die Angelegenheit zu verwickeln, mit der ich offiziell nicht das allergeringste zu tun hatte.

Und weil ich nichts zu tun hatte, weil ich von niemand ein Mandat hatte, Koegels Arbeit zu prüfen, so kam es nie zu einer solchen Prüfung. Von einem offiziellen Zusammenarbeiten mit Dr. Koegel hätte schon aus dem Grunde nie die Rede sein können, den ich in meinem Angriff (v. 10. Febr.) mit den Worten ausdeutete: „Ich stimme mit ihm in manchen Punkten nicht überein, und wir haben manche Kontroverse gehabt." Auch habe ich mich doch ganz klar in dem Satze ausgesprochen: „Die Anordnung hätte ein Anderer vielleicht etwas anders gemacht als Dr. Koegel." Nun, es ist wol nicht schwer zu erraten, daß ich mit einem solchen Anderen auch mich selbst meine. Was aus der „Wiederkunft des Gleichen" geworden wäre, wenn ich Herausgeber gewesen wäre, kann ich nicht wissen; ganz dasselbe vermutlich nicht, was sie durch Dr. Koegel geworden ist.

Ich verstehe nur das Eine nicht. Ich könnte jetzt so wunderbar damit renommieren, daß ich, ohne die Manuskripte Nietzsches zu sehen, die Fehlerhaftigkeit der Koegelschen Arbeit erkannt habe. Vor dem Einwand, daß ich die Herausgabe hätte verhindern müssen, brauchte ich mich gar nicht zu fürchten. Denn ich hatte bei einem Verhältnis zum Nietzsche-Archiv, das so unoffiziell wie möglich war, gar keine Möglichkeit zu einer solchen Verhinderung. Dr. Koegel und die Firma Naumann hätten damals die Herausgabe der Koegelschen Arbeit in jedem Augenblicke erzwingen können. Ich könnte also herrlich auf dem Lorbeer ruhen, der mir durch die Unwahrheit, daß ich die Schlechtigkeit der Koegelschen Herausgeberschaft eingesehen habe, geflochten würde — wenn ich wollte. Nun ich ziehe die Wahrheit vor und überlasse anderen die Vertretung der Unwahrheit.

Als im Frühjahr 1898 mir zu Ohren kam, daß der Band mit der „Wiederkunft des Gleichen" aus dem Buchhandel gezogen werden muß wegen des Ungenügenden der Koegelschen Arbeit, da dachte ich: diese Behauptung sei begründet. Ich erinnerte mich, daß ich bei der Vorlesung für Dr. Servaes einiges in Koegels Manuskript überschlagen habe. Ich gestehe offen, daß ich nun das Gefühl hatte, mein Ueberschlagen sei damals einem richtigen Blicke für die Sache entsprungen. Bis Dr. Horneffers Schrift erschien, habe ich das geglaubt. Erst diese Schrift hat mich darüber belehrt, daß die Irrtümer Dr. Koegels doch nicht so erhebliche gewesen sind, wie von Seite des Nietzsche-Archivs ausposaunt worden war. Und damit komme ich zu der obigen Entgegnung Dr. Horneffers. Zunächst wirft er mir vor, daß ich mir die Manuskripte Nietzsches nicht angesehen habe, bevor ich den Angriff unternommen habe. Zu dem, was ich zu sagen hatte, brauchte ich aber die Manuskripte nicht zu sehen. Um Dr. Horneffer zu beweisen, daß er Aphorismen Nietzsches falsch deutet, dazu konnte mir eine Einsicht in die Handschriften nichts nützen. Denn der Wortlaut dieser Aphorismen liegt mir doch vor. Ich gehe nun auf den Aphorismus 70 (in Koegels Ausgabe), von dem Dr. Horneffer in seiner Entgegnung spricht, ein. Er lautet: „Das Wesen jeder Handlung ist dem Menschen so unschmackhaft wie das Wesentliche jeder Nahrung: er würde lieber verhungern als es essen, so stark ist sein Ekel zumeist. Er hat Würzen nötig, wir müssen zu allen Speisen verführt werden: und so auch zu allen Handlungen. Der Geschmack und sein Verhältnis zum Hunger, und dessen Verhältnis zum Bedürfnis des Organismus! Die moralischen Urteile sind die Würzen. Der Geschmack wird aber hier wie dort als etwas angesehen, was über den Wert der Nahrung, Wert der Hand-

lung entscheidet: der größte Irrtum! — Wie verändert sich der Geschmack? Wann wird er laß und unfrei? Wann ist er tyrannisch? — Und ebenso bei den Urteilen über gut und böse: eine physiologische Tatsache ist der Grund jeder Veränderung im moralischen Geschmack; diese physiologische Veränderung ist aber nicht etwas, das notwendig das dem Organismus Nützliche jeder Zeit forderte. Sondern die Geschichte des Geschmacks ist eine Geschichte für sich und eben so sehr sind Entartungen des Ganzen als Fortschritte die Folgen dieses Geschmacks. Gesunder Geschmack, kranker Geschmack, — das sind falsche Unterscheidungen, — es gibt unzählige Möglichkeiten der Entwickelung: was jedesmal zu der einen hinführt, ist gesund: aber es kann widersprechend einer andern Entwickelung sein. Nur in Hinsicht auf ein Ideal, das erreicht werden soll, gibt es einen Sinn bei „gesund" und „krank". Das Ideal aber ist immer höchst wechselnd, selbst beim Individuum (das des Kindes und des Mannes!) — und die Kenntnis, was nötig ist, es zu erreichen, fehlt fast ganz." Um was handelt es sich hier? Es wird gesagt: unser Geschmack wählt nicht das, was dem Organismus aus physischen Gründen nützlich ist, sondern das, was ihm durch Würzen angenehm gemacht ist. Wie die Würzen zu den natürlichen Bedürfnissen des Organismus verhalten sich die moralischen Urteile zu dem eigentlichen natürlichen Antrieb des menschlichen Handelns. Wir brauchen Würzen, damit wir diese und nicht jene Nahrung wählen. Wir brauchen ein moralisches Urteil, damit wir diese oder jene Handlung vollbringen. Es ist aber der größte Irrtum, wenn wir glauben, dieses moralische Urteil entscheide etwas über die Vorteilhaftigkeit der Handlung. Es ist ebenso der größte Irrtum, als wenn wir glauben, daß der durch Würzen bedingte gute Geschmack über den Nährwert der Speisen entscheide. Die Geschichte der Moral ist wie die Geschichte des Geschmacks eine Geschichte für sich. Wie wir uns Grundirrtümern hingeben, um die Wirklichkeit zu beherrschen, so geben wir uns moralischen Irrtümern hin, um dies oder jenes zu tun. Wenn mich irgend ein Trieb dazu bringt, etwas zu vollbringen, und ich glaube: ich tue dies deshalb, weil ich eine bestimmte moralische Vorschrift befolge, so habe ich mir auf dem Gebiete des Tuns, der Affekte, genau so einen Irrtum einverleibt, wie ich mir einen Irrtum einverleibt habe, wenn ich zwei Dinge, die nie ganz gleich sein können, unter dem Gesichtspunkt der Gleichheit betrachte. Man sehe sich doch einmal den Aphorismus 21 der „fröhlichen Wissenschaft" an: „Zur Erziehung und zur Einverleibung tugendhafter Gewohnheiten kehrt man eine Reihe von Wirkungen der Tugend heraus, welche Tugend und Privat-Vorteil als verschwistert erscheinen lassen, — und es gibt in der Tat eine solche Geschwisterschaft! Der blindwütende Fleiß z. B., diese typische Tugend eines Werkzeuges wird dargestellt als der Weg zu Reichtum und Ehre und als das heilsamste Gift gegen die Langeweile und Leidenschaften: aber man verschweigt seine Gefahr, seine höchste Gefährlichkeit. Die Erziehung verfährt durchweg so: sie sucht den Einzelnen durch eine Reihe von Reizen und Vorteilen zu einer Denk- und Handlungsweise zu bestimmen, welche, wenn sie Gewohnheit, Trieb und Leidenschaft geworden ist, wider seinen letzten Vorteil, aber „zum allgemeinen Besten" in ihm und über ihn herrscht." Man nehme dazu Aphorismus 13 derselben „fröhlichen Wissenschaft": „Es kommt darauf an, wie man gewöhnt ist, sein Leben zu würzen ... man sucht diese oder jene Würze immer nach seinem Temperament." Es muß für jeden, der wirklich in die Sache eindringt, klar sein, daß dies zusammengehörige Gedankengänge sind. In die im Januar 1882 entstandene „fröhliche Wissenschaft" ist eben mancher Gedanke herübergenommen aus dem Wiederkunftsmanuskript vom August 1881. Alle diese Gedanken stellen dar, wie die Einverleibung von Gewohnheiten, Trieben, Leidenschaften mit Hilfe der moralischen Irrtümer geschieht. Dr. Horneffer stellt die Sache einfach so dar: dieser Aphorismus 70 sagt: „daß Moral nur physiologisch zu verstehen sei. Alle moralischen Urteile sind Geschmacksurteile. Gesunden und kranken Geschmack gibt es nicht, es kommt auf das Ziel an" und er fügt dieser banalen Interpretation bei: „Mir geht das Verständnis aus, wie man dies unter Einverleibung der Leidenschaften bringen kann" (Vgl. E. Horneffer, „Nietzsche, Lehre von der Ewigen Wiederkunft" S. 38). Mir aber wirft er in der obigen Entgegnung „Vergewaltigung" des Nietzscheschen Gedankens vor, die er nicht mitmachen könne. Ich aber sage ihm, wer in dem Aph. 70 nichts anders sieht als Horneffer, der ist eben ganz unfähig, Nietzsche zu interpretieren. Es ist einfach eine Stumpfheit, hier nichts zu sehen, als „Im ganzen handelt es sich um Moral und moralische Urteile." Nein, es handelt sich darum, inwiefern die Moral grundirrtümliche Leidenschaften, Triebe und Gewohnheiten einimpft.

Es widerstrebt mir eigentlich, bei solcher Unfähigkeit des Gegners mich auf weiteres einzulassen, zumal er wie alle Menschen, die unfähig sind, an einem maßlosen Gelehrtendünkel leidet. Aber er soll nicht wieder sagen können: ich verschweige irgend etwas von seinen Richtigkeiten. Er entstellt und verdreht, was ich gesagt habe, in der unglaublichsten Weise. Ich habe behauptet: Die Disposition mit der Überschrift „Die Wiederkunft des Gleichen" kann keine Disposition zum Zarathustra sein, „denn sie enthält nicht die Hauptidee, um derenwillen der Zarathustra geschrieben ist: die Idee des Übermenschen." Und ich sage, wenn Nietzsche in einem Briefe an Peter Gast am 3. September 1883 diese Disposition in ein näheres Verhältnis zum Zarathustra bringt, als sie ihrem Inhalte nach gebracht werden kann, so irrt er sich. Wer nicht zugibt, daß Nietzsche öfters ungenau ist, wenn er Angaben über seine Arbeiten nach einiger Zeit macht, mit dem ist nicht zu streiten, denn ein solcher leugnet unbestreitbare Tatsachen. Im „Ecce homo" macht Nietzsche Angaben über frühere Werke, die durchaus nicht den Absichten entsprechen, die er bei Abfassung gehabt hat. Ich habe ganz genau gesagt, wie ich mir denke, daß aus dem Plane, eine Schrift über die „Wiederkunft" zu schreiben, sich der andere zum Zarathustra entwickelt hat. Anfang August plante Nietzsche ein Werk über die „Wiederkunft des Gleichen". Die Disposition, die die Ueberschrift trägt „Die Wiederkunft des Gleichen" entspricht dieser Schrift. Aphorismen, die sich Nietzsche aufgeschrieben hat, sind Vorarbeiten dazu. Was von diesen Aphorismen wirklich verwendet worden wäre, ob überhaupt irgend eine der Aufzeichnungen, darüber können wir alle nichts wissen. Natürlich hätte die Schrift über die „Wiederkunft", wenn sie Nietzsche vollendet hätte, eine andere Gestalt gehabt, als ihr ein Herausgeber aus den ersten Vorarbeiten geben kann. Nietzsche ist aber von dieser Schrift abgekommen. Ganz allmählich trat der Gedanke des „Uebermenschen" in den Vordergrund. Der Zarathustra entstand. Man sieht: es widerspricht diese meine Annahme nicht einmal dem, was Nietzsche sagt: „Die Grundkomposition des Werkes (d. h. des Zarathustra)

der ewige Wiederkunftsgedanke, diese höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann, — gehört in den August des Jahres 1881". Aus dieser Grundkomposition ist eben ein ganz anderes Werk geworden, als wozu sie ursprünglich bestimmt war. Ich möchte doch Herrn Dr. Horneffer fragen, ob es heißt „wissenschaftlichen Anstand wahren", wenn man aus den Behauptungen des Gegners macht, was man will. Die ernstgemeinten Einwendungen eines Gegners „lächerlich" finden, ist zwar dünkelhaft — ob aber auch „anständig"? So sagt Herr Dr. Horneffer, er finde es „lächerlich" einen Widerspruch in seiner Behauptung zu konstatieren: „daß der Plan Nietzsches, eine prosaische Schrift über die Wiederkunft des Gleichen zu schreiben, nur sehr kurze Zeit bestanden haben kann, daß er nie bestanden hat." Nun ich will ihm verraten, daß ich dieses Monstrum von Behauptung sehr denkenden Lesern vorgelegt habe. Sie haben zwar mir nicht ganz recht gegeben; daß aber ein Meister des Stiles diesen Satz nicht geschrieben hat: darüber waren alle einig.

Ich habe leider heute nicht den Raum, auf Dr. Horneffers Forderung einzugehen: „Wenn man mich widerlegen will, so muß man meine Rekonstruktion der Skizze oder des Entwurfs, den Koegel seinem Buch zu Grunde legt, widerlegen." Nun eine Beleuchtung dieser „Rekonstruktion" soll ihm in nächster Nummer werden. Dann wird sich auch Gelegenheit finden, die tieferliegenden wahren Gründe des ganzen Wiederkunfts-Feldzuges aufzudecken. Denn es gibt solche.



Gedichte.

Von **Marianne Perl.**

Phantasie in Moll.

Der Tag ging zu Ende. Wir saßen allein
Im stillen Erkerzimmer;
Durch die seid'ne Gardine fiel herein
Der Abendröte Schimmer.

Ich neigte mich wie in Traumes Gewalt
Zu dir, der vor mir kniete —
Hoch über uns ragte die Marmorgestalt
Der Göttin Aphrodite.

Die Uhr tickte leise auf dem Kamin,
Wir hielten uns innig umwunden:
O blicke nicht immer so traurig dorthin,
Was kümmern uns denn die Stunden!

Hier ist mein Reich und vor meiner Gewalt
Beugt selbst die Zeit sich, du Spötter!
Glaub' mir's, wir werden nimmermehr alt,
Wir bleiben stets jung wie die Götter.

Und fürchte dich nicht, daß du sterben mußt,
Ich will dich noch fester umwinden —
In meinen Armen, an meiner Brust
Soll dich der Tod nicht finden!

Ich küsse ins Herz dir lachenden Mut,
Auf die Wangen dir blühendes Leben —
Ich will dir aus meinen Adern das Blut,
Will das Heil meiner Seele dir geben.

Kein Lüftchen regt sich; vom Garten empor
Steigen Düfte der Nachtviolen;
Der Zeiger rückt immer weiter vor,
Die Stunde hat flüchtige Sohlen.

Siehst du, wie der Abendschein draußen verglimmt?
Matter leuchten die farbigen Scheiben,
Doch ob auch der Tag von uns Abschied nimmt,
Die Liebe wird bei uns bleiben.

* * *

Du siehst mich an — welch bange Fragen
Enthält dein thränenschwerer Blick?
Legst du aufs neue heut mit Zagen
In meine Hände dein Geschick?

Ich bin nicht mehr, die einst du kanntest,
Das Leben hat auch mich gereift —
Die Glut, in der du heiß entbranntest —
Ich bin ein Weib, das sie begreift!

Lies es in meinen bleichen Zügen,
Im Schmerzenszucken um den Mund:
Noch gab die Welt mir kein Genügen,
Was Glück ist, ward mir niemals kund.

Jetzt weiß ich es, mit Schauern fass' ich
Des Rätsels Lösung . . . . noch ist's Zeit —
Heiß liebe ich und tötlich hass' ich
Und kommt das Glück — ich bin bereit . . .

* * *

Weißt du's noch oder hast du's vergessen,
Wie wir damals am Meeresstrand
Einsam auf ragender Bank gesessen,
Weltvergessen und selig doch —
Wie die Wellen von fernher rauschten
Und wir Worte der Liebe tauschten,
Aug' in Auge und Hand in Hand —
Weißt du's noch . . .?

Flüchtig enteilten uns jene Stunden,
Kehren nur manchmal im Traume zurück,
Schattenhaft nickend — vernarbt sind die Wunden —
Was wir empfunden — lange ist's her —
Und von all' unser'm heißesten Lieben
Ist nichts der dürstenden Seele geblieben
Und es kehrt selbst die Hoffnung auf Glück
Nimmermehr! —

* * *

Langsam ziehen nun die Tage,
Zieh'n die Jahre mir vorbei —
Ohne Lust und ohne Klage,
Stets im gleichen Einerlei.

Und so wird man alt und älter,
Die Erinn'rung selbst vergeht
Und das Herz wird kalt und kälter,
Bis es endlich stillesteht.

Müde schleichen die Gespenster
Längst begrab'nen Glück's um's Haus —
Leise klopft der Tod an's Fenster
Und das Possenspiel ist aus.

* * *

Ich sitze im Boote; Fährmann, stoß' ab!
Wir gleiten den dunkeln Strom hinab.
Schon seh' ich das lachende Ufer nicht mehr,
Weiß fließt es, wie Schleier, um mich her;
Wir steuern dem andern Gestade zu,
Da singt kein Vogel, da wohnt die Ruh';
Kein Lüftchen weht; schattig ist's und still,
Doch Granaten blühn und Asphodil.
Verhüllte Gestalten sehe ich stehn,
Ich kenne sie, ohne ihr Antlitz zu sehn;
Sie breiten lautlos die Arme aus:
Ich komme . . . wo ihr seid, da bin ich zu Haus.



Zur lex Heinze.*)

1.
Wahrheit kündet das Wort als der lebende Leib des Gedankens,
Meist jedoch ist es für ihn Kleid, das zugleich ihn verbirgt.

2.
Nackt kommt die Wahrheit zur Welt; drum kämpfen gegen das Nackte
Dunkelmänner auch jetzt, wie sie es immer getan.

3.
Eure Sittlichkeit kann nicht bestehen ohne Bekleidung;
Abgetragene könnt neu ihr vom Schneider bezieh'n.

4.
Sittlichkeit, die legale, geht würdig einher im Gewande;
Aber entkleidet sie sich, schleunig dann wende den Blick.

5.
Schöne Natur will gerne im Lichte des Tages sich zeigen:
Siegreich dringt sie hervor, wenn sie die Hülle verkürzt.

6.
Sich zu verbergen, wollt ihr sie zwingen durch strenge Gesetze,
Weil ihr selber nichts habt, was sich zu zeigen verlohnt.

7.
Trennst du Körper und Geist: sie sterben dir unter den Händen;
Beide leben sie nur, wenn sich verkörpert der Geist.

*) Aus einer Sammlung „Philosophische Epigramme" von Robert Schellwien.



Gedichte.

Von Otto Luke.

Hm! hm!

Durch die Gassen sah ich schleichen
Mit dem Schlapphut, hoch den Kragen
Neulich einen Theologen . . .
Still! Er war auf frommen Wegen!

Daß ein Engel sei gefallen,
Hat die Märe ihm berichtet, —
Und nun wollt' er Freundschaft schließen
Mit dem Himmelreichskollegen!

Wol sehr Wichtiges dort hatten
Beide nächtens zu verhandeln,
Müde in dem bleichen Antlitz
Senkten sich die frommen Augen, — —
Sah ihn durch die Gassen schleichen! . . .

* * *

Im Grabe.

Auf die Blätter rauscht der Regen . . .
Jedes Blatt wiegt sich elastisch,
Schüttelt silberblanke Tröpfchen,
Wiegt sich, zittert frosterschauernd . . .

Eine tiefe Rinne bricht sich
Durch des Grabes lockren Hügel
Unablässig still der Tropfen,
Sickernd durch die Epheuranken.

In dem Sarge träumt der Tote.
Seine dumpfe Grabesruhe
Stört der monotone Tropfen . . .
Tapp! tapp! fällt er auf die Bretter.

Angstvoll lauscht die tote Seele,
Ob nicht eis'ge Regentropfen
Durch die morschen Bretter rieseln,
Pioniere der Verwesung . . . . .



Moderne Weltanschauung und reaktionärer Kurs.

Von Rudolf Steiner.

II.

Die Gründe der Reaktion innerhalb der modernen Wissenschaft.

Eine Weltanschauung strebt darnach, die Gesamtheit der uns gegebenen Erscheinungen zu begreifen. Wir können aber stets nur Einzelheiten der Wirklichkeit zum Gegenstande unserer Erfahrungserkenntnis machen. Wollen wir eine Einzelheit für sich abgesondert betrachten, dann müssen wir sie erst künstlich aus dem Zusammenhange herausheben, in dem sie sich befindet. Nirgends ist uns z. B. die Einzelempfindung des Rot als solche gegeben; allseitig

ist sie von anderen Qualitäten umgeben, zu denen sie gehört und ohne die sie nicht bestehen könnte. Wir müssen von allem übrigen absehen und unsere Aufmerksamkeit auf die Eine Wahrnehmung richten, wenn wir sie in ihrer Vereinzelung betrachten wollen. Dieses Herausheben eines Dinges aus seinem Zusammenhange ist für uns eine Notwendigkeit, wenn wir die Welt überhaupt betrachten wollen. Wir sind so organisiert, daß wir die Welt nicht als ganzes, als eine einzige Wahrnehmung auffassen können. Das Rechts und Links, das Oben und Unten, das Rot neben dem Grün in meinem Gesichtsfelde sind in Wirklichkeit in ununterbrochener Verbindung und gegenseitiger Zusammengehörigkeit. Wir können den Blick aber nur nach Einer Richtung wenden und das in der Natur Verbundene nur getrennt wahrnehmen. Unser Auge kann immer nur einzelne Farben aus einem vielgliedrigen Farbenganzen wahrnehmen, unser Verstand einzelne Begriffsglieder aus einem in sich zusammenhängenden Ideengebäude. Die Absonderung einer Einzelempfindung aus dem Weltzusammenhange ist somit ein seelischer Akt, bedingt durch die eigentümliche Einrichtung unseres Geistes. Wir müssen die einheitliche Welt in Einzelempfindungen auflösen, wenn wir sie betrachten wollen.

Wir müssen uns aber darüber klar sein, daß diese unendliche Vielheit und Vereinzelung in Wahrheit garnicht besteht, daß sie ohne alle objektive Bedeutung für die Wirklichkeit selbst ist. Wir schaffen ein zunächst von der Wirklichkeit abweichendes Bild derselben, weil uns die Organe fehlen, sie in ihrer ureignen Gestalt in Einem Akte aufzufassen. Aber das Trennen ist nur der eine Teil unseres Erkenntnisprozesses. Wir sind beständig damit beschäftigt, jede Einzelwahrnehmung, die an uns herantritt, einer Gesamtvorstellung einzuverleiben, die wir uns von der Welt machen.

Die sich hier notwendig anschließende Frage ist nun die: nach welchen Gesetzen verknüpfen wir das, was wir erst getrennt haben? Die Trennung ist eine Folge unserer Organisation; sie hat mit der Sache selbst nichts zu tun. Deshalb kann auch der Inhalt einer Einzelwahrnehmung durch den Umstand nicht verändert werden, daß sie für uns zunächst aus dem Zusammenhange gerissen erscheint, in den sie gehört. Da aber dieser Inhalt durch den Zusammenhang bedingt ist, so erscheint er in seiner Absonderung zunächst ganz unverständlich. Daß an einer bestimmten Stelle des Raumes gerade die Wahrnehmung des Rot auftrete, ist von den mannigfaltigsten Umständen bewirkt. Wenn ich nun das Rot wahrnehme, ohne gleichzeitig auf diese Umstände meine Aufmerksamkeit zu richten, so bleibt es mir unverständlich, woher das Rot kommt. Erst wenn ich andere Wahrnehmungen heranziehe, und zwar solche Dinge und Vorgänge, an die sich jene Wahrnehmung des Rot anschließt, dann verstehe ich die Sache. Jede Wahrnehmung weist mich also über sich selbst hinaus, weil sie aus sich selbst nicht zu erklären ist. Ich verbinde deswegen die durch meine Organisation aus dem Weltganzen abgesonderten Einzelheiten gemäß ihrer eigenen Natur zu einem Ganzen. In diesem zweiten Akte wird somit das wiederhergestellt, was in dem ersten zerstört wurde: die Einheit des Wirklichen tritt wieder in ihr Recht gegenüber der von meinem Geiste zunächst in sich aufgenommenen Vielheit.

Der Grund, warum wir uns der objektiven Gestalt der Welt nur auf dem gekennzeichneten Umwege bemächtigen können, liegt in der Doppelnatur des Menschen. Als vernünftiges Wesen ist er sehr wohl imstande, sich den Kosmus als eine Einheit vorzustellen, in der jedes Einzelne als Glied des Ganzen erscheint. Als sinnliches Wesen jedoch ist er an Ort und Zeit gebunden; er kann nur einzelne der unendlich vielen Glieder des Kosmos wahrnehmen. Die Erfahrung kann daher nur eine durch die Beschränktheit unserer Individualität bedingte Gestalt der Wirklichkeit liefern, aus welcher die Vernunft erst das gewinnen muß, was den einzelnen Dingen und Vorgängen innerhalb der Wirklichkeit ihren gesetzmäßigen Zusammenhang gibt. Die sinnenfällige Anschauung entfernt uns also von der Wirklichkeit, die vernünftige Betrachtung führt uns darauf wieder zurück. Ein Wesen, dessen Sinnlichkeit in Einem Akte die Welt anschauen könnte, bedürfte der Vernunft nicht. Ihm lieferte eine einzelne Wahrnehmung, was wir, mit unserer geistigen Organisation, nur durch das Zusammenfassen unendlich vieler einzelner Erfahrungsakte erreichen können.

Die eben angestellte Untersuchung unseres Erkenntnisvermögens führt uns zu der Ansicht, daß die Vernunft uns die eigentliche Gestalt der Wirklichkeit liefert, wenn sie die einzelnen Erfahrungserkenntnisse in entsprechender Weise verarbeitet. Wir dürfen uns nicht täuschen lassen durch den Umstand, daß die Vernunft scheinbar ganz innerhalb unseres Selbst liegt. Wir haben gesehen, daß in Wahrheit ihre Tätigkeit dazu bestimmt ist, gerade den unwirklichen Charakter, den unsere Erfahrung durch die sinnliche Wahrnehmung erhält, aufzuheben. Durch diese Tätigkeit stellen die Wahrnehmungsinhalte selbst in unserem Geiste den objektiven Zusammenhang wieder her, aus dem sie unsere Sinne gerissen haben.

Wir sind nun an dem Punkte, wo wir das Irrtümliche der Kantischen Auffassung durchschauen können. Was eine Folge unserer Organisation ist: das Auftreten der Wirklichkeit als unendlich viele getrennte Einzelheiten, das faßt Kant als objektiven Tatbestand auf; und die Verbindung, die sich wieder herstellt, weil sie der objektiven Wahrheit entspricht, die ist ihm eine Folge unserer subjektiven Organisation. Gerade das Umgekehrte von dem ist wahr, was Kant behauptet hat. Ursache und Wirkung z. B. sind ein zusammengehöriges Ganzes. Ich nehme sie getrennt wahr und verbinde sie in der Weise, wie sie selbst zu einander streben. Kant hat sich durch Hume in den Irrtum hineintreiben lassen. Letzterer sagt: wenn wir zwei Ereignisse immer und immer wieder in der Weise wahrnehmen, daß das eine auf das andere folgt, so gewöhnen wir uns an dieses Zusammensein, erwarten es auch in künftigen Fällen und bezeichnen das eine als Ursache, das andere als Wirkung. Das widerspricht den Tatsachen. Wir bringen zwei Ereignisse nur dann in eine ursächliche Verbindung, wenn eine solche aus ihrem Inhalte folgt. Diese Verbindung ist nicht weniger gegeben als der Inhalt der Ereignisse selbst.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, findet die alltäglichste, sowol wie die höchste wissenschaftliche Denkarbeit ihre Erklärung. Könnten wir die ganze Welt mit Einem Blick umspannen, dann wäre diese Arbeit nicht notwendig. Ein Ding erklären, verständlich machen heißt nichts anderes, als es wieder in den Zusammenhang hineinsetzen, aus dem es unsere Organisation herausgerissen hat. Ein Ding, das an sich vom Weltganzen abgetrennt ist, gibt es nicht. Alle Sonderung hat bloß eine subjektive Geltung für uns. Für uns legt sich das Weltganze auseinander in: Oben und Unten, Vor und Nach, Ursache und Wirkung, Gegenstand und Vorstellung, Stoff und Kraft, Objekt und Subjekt u. s. w. Alle diese Gegensätze sind aber nur möglich, wenn uns das Ganze, an dem sie auf-

treten, als Wirklichkeit gegenübertritt. Wo das nicht der Fall ist, können wir auch nicht von Gegensätzen sprechen.

Ein unmöglicher Gegensatz ist der, den Kant als „Erscheinung“ und „Ding an sich“ bezeichnet. Dieser letztere Begriff ist ganz bedeutungslos. Wir haben nicht die geringste Veranlassung, ihn zu bilden. Er hätte nur für ein Bewußtsein Berechtigung, daß außer der Welt, die uns gegeben ist, noch eine zweite kennt, und welches beobachten kann, wie diese Welt auf unseren Organismus einwirkt und das von Kant als Erscheinung bezeichnete zur Folge hat. Ein solches Bewußtsein könnte dann sagen: die Welt der Menschen ist nur eine subjektive Erscheinung jener zweiten, mir bekannten Welt. Die Menschen selbst aber können nur Gegensätze innerhalb der ihnen gegebenen Welt anerkennen. Die Summe alles Gegebenen zu etwas Anderem in Gegensatz bringen, ist sinnlos. Das Kantsche „Ding an sich“ folgt nicht aus dem Charakter der uns gegebenen Welt. Es ist hinzuerfunden.

So lange wir mit solchen willkürlichen Annahmen, wie das „Ding an sich“ eine ist, nicht brechen, können wir niemals zu einer befriedigenden Weltanschauung kommen. Unerklärlich ist uns etwas nur, so lange wir das nicht kennen, was notwendig damit zusammenhängt. Dies haben wir aber innerhalb, nicht außerhalb unserer Welt zu suchen.

Die Rätselhaftigkeit eines Dinges besteht nur, solange wir es in seiner Besonderheit betrachten. Diese ist aber von uns hervorgebracht und kann auch von uns wieder aufgehoben werden. Eine Wissenschaft, welche die Natur des menschlichen Erkenntnisprozesses versteht, kann nur so verfahren, daß sie alles, was sie zur Erklärung einer Erscheinung braucht, auch innerhalb der uns gegegebenen Welt sucht. Eine solche Wissenschaft kann als Monismus oder einheitliche Naturauffassung bezeichnet werden. Ihr steht der Dualismus oder die Zweiweltentheorie gegenüber, welche zwei von einander absolut verschiedene Welten annimmt und die Erklärungsprinzipien für die eine in der andern enthalten glaubt.

Diese letztere Lehre beruht auf einer falschen Auslegung der Tatsachen unseres Erkenntnisprozesses. Der Dualist trennt die Summe alles Seins in zwei Gebiete, von denen jedes seine eigenen Gesetze hat und die einander äußerlich gegenüberstehen. Er vergißt, daß jede Trennung, jede Absonderung der einzelnen Seinsgebiete nur eine subjektive Geltung hat. Was eine Folge seiner Organisation ist, das hält er für eine außer ihm liegende, objektive Naturtatsache.

Ein solcher Dualismus ist auch der Kantianismus. Denn für diese Weltanschauung sind Erscheinung und Ansich der Dinge nicht Gegensätze innerhalb der gegebenen Welt, sondern die eine Seite, das Ansich, liegt außerhalb des Gegebenen. So lange wir das letztere in Teile trennen, mögen dieselben noch so klein sein im Verhältnis zum Universum, folgen wir einfach einem Gesetze unserer Persönlichkeit; betrachten wir aber alles Gegebene, alle Erscheinungen als den einen Teil und stellen ihm dann einen zweiten entgegen, dann philosophieren wir ins Blaue hinein. Wir haben es dann mit einem bloßen Spiel mit Begriffen zu tun. Wir konstruieren einen Gegensatz, können aber für das zweite Glied keinen Inhalt gewinnen; denn ein solcher kann nur aus dem Gegebenen geschöpft werden. Jede Art des Seins, die außerhalb des letzteren angenommen wird, ist in das Gebiet der unberechtigten Hypothesen zu verweisen. In diese Kategorie gehört das Kantsche ‚Ding an sich‘ und nicht weniger die Vorstellung, welche ein großer Teil der modernen Physiker von der Materie und deren atomistischer Zusammensetzung hat. Wenn mir irgend eine Sinnesempfindung gegeben ist, z. B. Farbe- oder Wärmeempfindung, dann kann ich innerhalb dieser Empfindung qualitative und quantitative Sonderungen vornehmen; ich kann die räumliche Gliederung und den zeitlichen Verlauf, die ich wahrnehme, mit mathematischen Formeln umspannen, ich kann die Erscheinungen gemäß ihrer Natur als Ursache und Wirkung ansehen u. s. w.: ich mag aber mit diesem meinem Denkprozesse innerhalb dessen bleiben, was mir gegeben ist. Wenn wir eine sorgfältige Selbstkritik an uns üben, so finden wir auch, daß alle unsere abstrakten Anschauungen und Begriffe nur einseitige Bilder der gegebenen Wirklichkeit sind und nur als solche Sinn und Bedeutung haben. Wir können uns einen allseitig geschlossenen Raum vorstellen, in dem sich eine Menge elastischer Kugeln nach allen Richtungen bewegt, die sich gegenseitig stoßen, an die Wände an- und von diesen abprallen: aber wir müssen uns darüber klar sein, daß dies eine einseitige Vorstellung ist, die einen Sinn erst gewinnt, wenn wir uns das rein mathematische Bild mit einem sinnenfällig wirklichen Inhalt erfüllt denken. Wenn wir aber glauben, einen wahrgenommenen Inhalt ursächlich durch einen unwahrnehmbaren Seinsprozeß, der dem geschilderten mathematischen Gebilde entspricht und der außerhalb unserer gegebenen Welt sich abspielt, erklären zu können, so fehlt uns jede Selbstkritik. Den beschriebenen Fehler macht die moderne mechanische Wärmetheorie. Wenn wir sagen das „Rot“ ist nur eine subjektive Empfindung, wie es die moderne Physiologie tut, und außen im Raume sei ein mechanischer Vorgang, eine Bewegung, als Ursache dieses „Rot“ anzunehmen, so begehen wir eine Inkonsequenz. Wenn das „Rot“ nur subjektiv wäre, so wären auch alle mechanischen Vorgänge, die mit dem „Rot“ zusammenhängen, nur subjektiv. Sobald wir etwas von der in sich zusammenhängenden Wahrnehmungswelt in den Geist hereinnehmen, so müssen wir alles, auch die Atome und ihre Bewegungen hereinnehmen. Wir müßten die ganze Außenwelt leugnen.

Ganz dasselbe kann in Bezug auf die moderne Farbentheorie gesagt werden. Auch sie verlegt etwas, was nur ein einseitiges Bild der Sinnenwelt ist, hinter diese als Ursache derselben. Die ganze Wellentheorie des Lichtes ist nur ein mathematisches Bild, das die räumlich-zeitlichen Verhältnisse dieses bestimmten Erscheinungsgebietes einseitig darstellt. Die Undulationstheorie macht dieses Bild zu einer realen Wirklichkeit, die nicht mehr wahrgenommen werden kann, sondern die vielmehr die Ursache dessen sein soll, was wir wahrnehmen. (Schluß folgt.)



Theater.

Man muß es dem „Akademischen Verein für Kunst und Litteratur“ Dank wissen, daß auch er den schon so oftmals unternommenen Versuch, die Dramen des Sophokles auf unserer Bühne heimisch zu machen, nochmals und zwar unter Aufbietung aller Kräfte, und, sagen wir es gleich, um allen unsern kleinen Tadeln die herbe Spitze zu nehmen, im großen und ganzen mit schönem Gelingen wiederholt hat. Nur hätte man wünschen mögen, daß manches in einer anderen, in einer mehr künstlerischen Form geschehen wäre.

Gewiß, man kann ein griechisches Drama wol kaum besser einleiten und stimmungsvoller vorbereiten, als durch Musik, durch ein Tonstück, das gleichsam die großen Linien des folgenden Dramas zusammenfaßt und in Tönen uns die tiefe Schlichtheit, das alle Zeiten überdauernde Menschliche dieser Dichtungen nahezubringen sucht. Das Idealste dafür wäre entschieden ein verdecktes Orchester; die Töne müßten unsichtbar auf uns eindringen und uns dadurch um so gewaltiger erschüttern und rühren — die Illusion verringert sich, sobald wir die ausübenden Künstler vor uns sehen.

In der Art jedoch, wie das symphonische Vorspiel von Schillings zu Gehör gebracht wurde — ich spreche natürlich nicht von der musikalischen Wiedergabe, die unter Rebiczeks Leitung von dem philharmonischen Orchester in trefflichster Weise geschah, mußte jede Illusion vollkommen weichen; und vor allem wurde der Zweck der Musik, die grundlegende Stimmung für das Folgende zu schaffen, von vornherein vereitelt.

Der Vorhang ging in die Höhe; aber anstatt der erwarteten Scenerie des Oedipus steht das ganze philharmonische Orchester in geschlossener Zimmerdekoration vor uns, feierlich mit schwarzem Frack angetan, je zwei Mann vor einem Notenpult vereinigt. Diese aufdringliche Erscheinung der Musik, dieses Gewimmel schwarzbefrackter Leute, diese Notenpulte und modernen Instrumente können doch unmöglich die Stimmung erzeugen, die uns zu dem Genuß eines antiken Dramas wie zu einer hohen Andacht einladet.

Aber noch schlimmere Folgen ergaben sich aus diesem Arrangement, denn das Forträumen der Pulte, das Stellen der neuen Dekoration ꝛc. verursachten eine endlose Pause, die nun gar völlig angetan war, um den letzten Rest der Stimmung, die die Schillingsche Komposition, der eine edle Einfachheit und schlichte Würde nachzurühmen ist, zu ertöten. Die Folge war, daß ein großer Teil der jungen akademischen Zuhörerschaft im Hörsaal zu sein glaubte und seiner Ungeduld durch Pochen mit den Füßen und lebhaftes Händeklatschen Ausdruck gab, das wieder ein anderer Teil durch Zischen zu unterdrücken bemüht war — kurz es entstand eine unruhige, halb kampflustige, halb spöttische Stimmung, die so garnichts an weihevollem Ernst und stiller Erwartung in sich barg. Daß diese sich während der Aufführung immer mehr einfanden, daß Männer sich sogar ihrer Thränen nicht schämten, kann wol als bester Beweis gelten, von welchem würdigen Geiste die Darstellung beseelt war und welche gewaltige auch auf uns noch immer ihre tiefe Wirkung nicht verfehlende Tragik in den Sophokleischen Dramen steckt!

Besonders überraschte mich die Wucht der Chöre. Nie hatte ich geglaubt, daß die rezitierende Art des unisono Sprechens so künstlerisch wirken könnte! Nicht einen Augenblick hatte ich das Gefühl, von dem andere Kritiker zu sprechen beliebten, daß man das Geplapper von Schulkindern zu hören glaube. Die Regie (Hans Oberländer) hat es in wahrhaft mustergültiger Weise verstanden, die Chöre fein abzutönen, und wie erschütternd klang das dumpf geängstete Gemurmel der Greise, der leidenschaftliche Aufschrei der Männer zu den Höhen der Götter, wie war jedes unnatürliche Pathos der Gebärden verbannt und alles von einem großen allgemeinen Geiste getragen! Man fühlt, mit welcher Freudigkeit jeder Einzelne bei der Sache war!

Die Rolle des Oedipus verkörpert Herr Heine in kraftvollster Weise, gleich königlich und gebietend, wie später gebrochen und wild und schmerzvoll unter der zermalmenden Wucht des Schicksals aufstöhnend, ein Bild des Jammers! Herr Kayßler als Kreon hätte zu Anfang seiner Heftigkeit etwas Zügel anlegen sollen, da dadurch seine Gestalt etwas Zwiespaltiges bekam und der Charakter des Kreons an geschlossener Einheit verlor! Frl. Dumont als Jokaste schien mir nicht ganz am Platze. Ihr hartes, scharfes, sprödes Organ klingt zu kühl, ihre Art des Sprechens ist im allgemeinen zu deklamatorisch! Trefflich war dagegen Herr Holthaus als Chorführer, von bewegter Innerlichkeit und herzlicher Wärme. Herrn Reinhard als Teiresius fehlte die Magie des Tones, das Verzückte des von Apollo mit tiefster Weisheit begnadeten Sehers. Er war zu irdisch gebrechlich, zu wenig Sprachrohr der göttlichen Gewalt. Hervorzuheben wäre noch der Korinther des Herrn Paul Pauli, von dem ein Hauch gesunder Natürlichkeit und leisem Humor ausging, wodurch gerade der tragische Gegensatz seiner Botschaft, die er nichts ahnend vorbringt, um so schärfer hervortrat!

Die Uebersetzung von Willomovitz-Möllendorf ist eine überaus vortreffliche, die alle bisherigen weit hinter sich läßt. Ueber einige Einzelheiten ließe sich allerdings rechten, so wenn er Apollo vielfach als „Heiland“ bezeichnet und das Volk ausrufen läßt: „O Apollo — du unser Heiland!“ Daß durch diese moderne Bezeichnung uns das Wesen des griechischen Apollos näher gerückt wird, ist wohl kaum zu leugnen. Aber wie fremd ist den Griechen der Heilandsbegriff und wie wenig hat Apollo, der schönheitsstrahlende, der Gott des Liedes und Gesanges mit dem uns vertrauten Begriffe des Heilands, des mühselig und leidbeladenen, still duldenden Nazareners zu tun!

Kurt Holm.



Chronik muß wegen Raummangel für die nächste Nummer zurückgelegt werden.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

—— Preis der Einzelnummer 40 Pfg. ——

69. Jahrgang. | Berlin, den 21. April 1900. | Nr. 16.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Die „sogenannte“ Wiederkunft des Gleichen von Nietzsche.

(Eine Fortsetzung meiner Erwiderung auf E. Hornesfers Aufsatz „Eine Verteidigung der sogenannten ‚Wiederkunft des Gleichen‘ von Nietzsche.“)

Ernst Horneffer stellt in Hinblick auf meine in Nr. 6 dieser Zeitschrift abgedruckte Widerlegung seiner Broschüre „Nietzsches Lehre von der Ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung“ folgende Forderung: „Die ganze Anlage der Steinerschen Widerlegung ist verfehlt. Wenn man mich widerlegen will, so muß man meine Rekonstruktion der Skizze oder des Entwurfs, den Koegel seinem Buche zu Grunde legt, widerlegen“. Ich glaube nun zwar nicht, daß ich eine solche Verpflichtung behufs Aufrechterhaltung meiner gegen Horneffer erhobenen Einwände habe. Denn diese Einwände beziehen sich nicht auf die Rekonstruktion Horneffers, sondern auf seine falsche Interpretation einzelner Nietzschescher Aphorismen. Und wer Nietzsche so mißversteht wie Horneffer, um dessen Rekonstruktion der „Wiederkunft des Gleichen“ braucht man sich eigentlich nicht zu kümmern. Wenn ich nun doch auch an diese Rekonstruktion einzelne Gedanken anknüpfte, so geschieht es, weil die Märchenbildung nun einmal zu den Mitteln des „Nietzsche-Archivs“ gehört, und es mir nicht angezeigt erscheint, daß zu den vielen andern Märchen sich auch noch das von meiner Kapitulation vor Horneffers Rekonstruktion gesellt.

Wer Nietzsches Gedanken von der ewigen Wiederkunft aller Dinge und seinen Zusammenhang mit dem im 12. Bande der Gesamtausgabe S. 5 abgedruckten „Entwurf“ „Die Wiederkunft des Gleichen“ verstehen will, muß die Quelle dieses Gedankens kennen. Denn ohne Zweifel ist der Aufsatz, der mit diesem Entwurf geplant war, so aufzufassen: daß der Wiederkunftsgedanke den Anlaß zu ihm gebildet hat, und daß alles übrige zu dieser Idee hinzugekommen ist, um sie zu stützen.

Wie kam Nietzsche zu der Idee der ewigen Wiederkunft aller Dinge? Ich habe wiederholt im Gespräche mit Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche und mit Dr. Koegel im Jahre 1896 auf die Quelle dieser Idee hingewiesen. Ich habe meine damals ausgesprochene Ueberzeugung auch heute noch: daß Nietzsche bei Gelegenheit der Lektüre von Eugen Dührings: „Kursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung“ (Leipzig 1875), und unter dem Einflusse dieses Buches die Idee gefaßt hat. Auf S. 84 dieses Werkes findet sich nämlich dieser Gedanke ganz klar ausgesprochen; nur wird er da ebenso energisch bekämpft, wie ihn Nietzsche verteidigt. Das Buch ist in Nietzsches Bibliothek vorhanden. Es ist, wie zahlreiche Bleistiftstriche am Rande zeigen, von Nietzsche eifrig gelesen worden. Uebrigens weiß man auch ohne dies, daß Nietzsche ein eifriger Dühring-Leser war. Dühring sagt: „Der tiefere logische Grund alles bewußten Lebens fordert daher im strengsten Sinne des Worts eine Unerschöpflichkeit der Gebilde. Ist diese Unendlichkeit, vermöge deren immer neue Formen hervorgetrieben werden, an sich möglich? Die bloße Zahl der materiellen Teile und Kraftelemente würde an sich die unendliche Häufung der Kombinationen ausschließen, wenn nicht das stetige Medium des Raumes und der Zeit eine Unbeschränktheit der Variationen verbürgte. Aus dem, was zählbar

ist, *kann auch nur eine erschöpfbare Anzahl von Kombinationen folgen*. Aus dem aber, was seinem Wesen nach ohne Widerspruch gar nicht als etwas zählbares konzipiert werden darf, muß auch die unbeschränkte Mannigfaltigkeit der Lagen und Beziehungen hervorgehen können. Diese Unbeschränktheit, die wir für das Schicksal der Gestaltungen des Universums in Anspruch nehmen, ist nun mit jeder Wandlung und selbst mit dem Eintreten eines Intervalls der annähernden Beharrung oder der vollständigen *Sichselbstgleichheit*, aber nicht mit dem Aufhören alles Wandels verträglich. Wer die Vorstellung von einem Sein kultivieren möchte, welches dem Ursprungszustande entspricht, sei daran erinnert, daß die zeitliche Entwickelung nur eine einzige reale Richtung hat, und daß die Kausalität ebenfalls dieser Richtung gemäß ist. Es ist leichter, die Unterschiede zu verwischen, als sie festzuhalten, und es kostet daher wenig Mühe, mit Hinwegsetzung über die Kluft das Ende nach Analogie des Anfangs zu imaginieren. Hüten wir uns jedoch vor solchen oberflächlichen Voreiligkeiten; denn die einmal gegebene Existenz des Universums ist keine gleichgültige Episode zwischen zwei Zuständen der Nacht, sondern der einzige feste und lichte Grund, von dem aus wir unsere Rückschlüsse und Vorwegnahmen bewerkstelligen." Dühring muß als mathematisch geschulter Kopf den Gedanken einer ewigen Wiederholung gleicher Weltzustände bekämpfen. Denn nur wenn die Zahl der Kombinationen eine begrenzte wäre, müßte, nachdem alle Möglichkeiten erschöpft sind, die erste wiederkehren. Nun ist aber in dem stetigen Raume nicht eine begrenzte, sondern eine unendliche Zahl von Kombinationen möglich. Es können also ins Endlose neue Zustände eintreten. Dühring findet auch, daß eine immerwährende Wiederholung der Zustände keinen Reiz für das Leben hat: „Nun versteht es sich von selbst, daß die *Prinzipien des Lebensreizes mit ewiger Wiederholung derselben Formen nicht verträglich sind*." Nehmen wir nun den mathematisch-logisch unmöglichen Gedanken doch an, machen wir die Voraussetzung, daß mit den materiellen Teilen und Kraftelementen eine zählbare Anzahl von Kombinationen möglich sei, so haben wir die Nietzschesche Idee der „ewigen Wiederkunft des Gleichen". Nichts anderes als die Verteidigung einer aus der Dühringschen Ansicht genommenen Gegen-Idee haben wir in dem Aphorismus 203 (Band XII in Koegels Ausgabe und Aph. 22 in Horneffers Schrift: „Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft"): „Das Maß der All-Kraft ist *bestimmt*, nichts „Unendliches": hüten wir uns vor solchen Ausschweifungen des Begriffs! Folglich ist die Zahl der Lagen, Veränderungen, Kombinationen und Entwickelungen dieser Kraft zwar ungeheuer groß und praktisch „*unermeßlich*", aber jedenfalls auch bestimmt und nicht unendlich, das heißt: die Kraft ist ewig gleich und ewig tätig: — bis diesen Augenblick ist schon eine Unendlichkeit abgelaufen, das heißt, alle möglichen Entwickelungen müssen *schon dagewesen sein*. Folglich muß die augenblickliche Entwickelung eine Wiederholung sein und so die, welche sie gebar und die, welche aus ihr entsteht und so vorwärts und rückwärts weiter! Alles ist unzähligemal dagewesen, insofern die Gesamtlage aller Kräfte immer wiederkehrt . . ." Und Nietzsches *Gefühl* gegenüber diesem Gedanken ist genau das gegenteilige von dem, das Dühring bei ihm hat. Nietzsche ist dieser Gedanke die höchste Formel der Lebensbejahung. Aphorismus 43 (bei Horneffer, 234 in Koegels Ausgabe) lautet: „die zukünftige Geschichte: immer mehr wird dieser Gedanke siegen, — und die nicht daran glauben, die müssen ihrer Natur nach endlich *aussterben*! — Nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig: unter *solchen* aber ist ein Zustand *möglich*, an den kein Utopist gereicht hat!" Es ist der Nachweis möglich, daß viele der Nietzscheschen Gedanken auf dieselbe Art entstanden sind, wie der ewige Wiederkunftsgedanke. Nietzsche bildete zu irgend einer vorhandenen Idee die Gegen-Idee. Schließlich führte ihn dieselbe Tendenz auf sein Hauptwerk: „Umwertung aller Werte".

Man kann in Dühring einen Denker sehen, der die von der abendländischen Geistesentwickelung hervorgebrachte Erkenntnis, wenn auch einseitig, so doch konsequent vertritt. Nietzsche konnte durch ihn nur so angeregt werden, daß er seinen Ausführungen und Wertmaßstäben die entgegengesetzten gegenüberstellte. Wer Dührings „Kursus der Philosophie" mit Nietzsches Aphorismen über die „Wiederkunft" vergleicht, kann das auch im einzelnen beweisen.

Dühring glaubt an die absolute Gültigkeit gewisser Grundwahrheiten. „So wenig man bei einer mathematischen Wahrheit fragen kann, wie lange sie wahr sei oder wahr sein werde, ebenso wenig kann man die absoluten Notwendigkeiten des Realen von einer Dauer, sondern muß umgekehrt die Dauer und deren jedesmalige Größe von jenen selbst abhängig machen." Aus solchen unumstößlichen Grundwahrheiten leitet Dühring die Unmöglichkeit einer ewigen Wiederkunft gleicher Zustände ab. Nietzsche nimmt diese ewige Wiederkunft an. Er muß somit auch die absolute Gültigkeit der Dühringschen Grundwahrheiten leugnen. Warum bekennt sich Dühring zu diesen Grundwahrheiten? Weil sie ihm einfach wahr sind. Für Nietzsche können sie nicht wahr sein. Ihre Wahrheit kann also nicht der Grund sein, warum sie von dem Menschen anerkannt werden. Der Mensch muß sie brauchen, trotzdem sie unwahr sind. Und er braucht sie, um sich mit ihnen in der Wirklichkeit zurechtzufinden, diese zu beherrschen. Was als wahr anerkannt ist, ist nicht wahr; aber es gibt uns die Macht über die Wirklichkeit. Wer die Wahrheit der Erkenntnis annimmt, braucht zu deren Rechtfertigung keinen anderen Grund; ihre Wahrheit an sich ist Grund genug. Wer die Wahrheit leugnet, muß fragen: warum nimmt der Mensch diese Irrtümer in sich auf, *warum verleibt er sich sie ein*? Die Antwort auf diese Fragen will Nietzsche in den vier ersten Kapiteln des Werkes über die „Ewige Wiederkunft" geben.

Ich werde nun zeigen, wie dieses Werk unter solchen Gesichtspunkten aufzufassen ist. Ich werde ferner zeigen, warum Nietzsche von dem Plane, es zu schreiben, abgekommen ist. Dabei wird sich eine Hypothese über die Gründe ergeben, warum man im Nietzsche-Archiv diese Publikation mit so scheelen Augen ansieht, warum man von einer „sogenannten" „Wiederkunft des Gleichen" spricht. Von Horneffers Rekonstruktion wird sich zeigen, was sie wert ist.

Rudolf Steiner.

(Fortsetzung und Schluß in nächster Nummer.)



Moderne Lyrik.

Von **Max Aram.**

In einem Romane, der über das Niveau der alltäglichen Frauenlitteratur bis zu einem wirklichen Kunstwerke hinausragt, schildert Annie Bock amüsant, wie ihre Heldin, eine junge Malerin, an einem schönen glanzvollen Frühlingstage spazieren geht, und ihr im weichen aufgelockerten Gemüte ein Frühlingslied aufkeimen will. Aber es reimen sich nur Luft auf Duft, Lust auf Brust, und sie gibt bald in fröhlicher Selbsterkenntnis den Versuch auf. Jedoch in früheren Epochen, in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren, mochten tonangebende Lyriker solche Versuche nicht aufgegeben, sondern ähnliche Frühlingslieder eingebracht und herausgegeben haben. Von den Lyrikern des Wupperthales, den Waldmeister- und Amaranth-Poeten bis zu Julius Wolff und Ebers hat die Lyrik kein eigenartigeres Gepräge. Jene Dichter waren auch garnicht mehr als solche empfunden worden, die vielleicht nur graduell von den früheren Poeten verschieden wären. Sondern man sah in den Dichtern überhaupt, was sie auch zumeist wirklich waren, eine Abart der Journalisten, Feuilletonisten. Diese Entwickelung hatte schon frühzeitig ihren Anfang genommen mit der Ausbreitung der Journalistik. Sie hatte sich angekündigt in der Vorliebe der Dichter für litteraturhistorische Stoffe. Laube schrieb die „Karlsschüler" und Gutzkow das „Urbild des Tartüffe" und den „Königsleutnant." Später hat Paul Lindau ganz unbefangen, wenn er irgend eine Stimmung erzeugen wollte, Gedichte wirklicher Dichter benutzt und so seine eigenen feuilletonistischen Arabesken gewißlich von dem eigentlichen Begriffe der Poesie geschieden. Das Publikum empfand denn auch diese gesamte Schriftstellerei als einen Zeitvertreib durch amüsante Schriftsteller grade wie die Journalistik, aber durchaus nicht als Fortsetzung der Poesie, von der die Litteraturgeschichte handelt. Aber innerhalb dieses Schrifttums fühlten sich — obgleich heute für uns ein objektiver Grund nicht mehr sichtbar — die sozusagen Epiker oder Dramatiker den Lyrikern weit überlegen; und diese wurden geradezu verachtet und waren wie Puppen, nach denen alle Pfeile überlegenen Witzes abgesandt wurden. Wenn Gustav Freytag im Bellmaus der „Journalisten" die Lyrik verspottet hatte, so folgten jetzt die Stinde u. s. w. Dies wurde aber schon nach dem ersten Auftauchen moderner Dichtung in den achtziger Jahren anders. Wenn sich Conradi als neunundzwanzigjähriger Jüngling erschoß (? die Red.) oder wenn sich ein junger Dichter in einer Berliner litterarischen Gesellschaft eine Kugel in die Stirn jagte, als das Publikum in roher Bierlaune seine kleinen Schöpfungen aushöhnte, so bewies das, wie ernst diese jungen Leute — im Gegensatz zu den seichten, ganz im Gesellschaftstrubel aufgehenden Schriftstellern à la mode — ihre Produktionen nahmen. Und dies nebst der inzwischen eingetretenen Umwälzung der Dichtung mußte erzwingen, daß auch das Publikum den Begriff der Poesie und Lyrik wieder ernst nahm. Jetzt mußte sich dieselbe Lyrik, die früher von ersten hauptstädtischen Kritikern in bedeutenden Zeitschriften wie der „Gegenwart" in eingehenden, durch mehrere Nummern fortlaufenden Essays besprochen worden war, in die bescheidenen Winkel der anspruchslosen Familienblätter zurückziehen. Dort finden wir jetzt die Gedichte von solcher Art wie das folgende, das „Abendlied" betitelt ist:

Leise geht der Tag zur Rüste;
Purpurrot zum letztenmal
Glüht der Wald, als ob ihn küßte
Heiß der Sonne goldner Strahl.

Weiße Nebelschleier steigen
Wallend aus dem See empor.
Rings ist Stille nur und Schweigen,
Und kein Laut klingt an mein Ohr.

Und es streben alle müden
Füße nun der Heimat zu,
Denn der Abend lockt mit Frieden
Und die Nacht mit süßer Ruh.

Und in ferne Weltenweiten
Wogt die Seele mir hinaus,
Gleich als wollte sie bereiten
Sich zum Flug ins Vaterhaus.

Es mag kaum etwas fehlen, wenn der Name dieses Lyrikers fehlt. Es ist nicht anzunehmen, daß sich einst ein Litteraturhistoriker forschend um ihn bemühen möchte.

* * *

Zugleich mit der Eliminierung des offenbaren Dilettantismus bildete sich der Begriff der „modernen Lyrik" heraus, die ausschließlich als eine Kunstübung erscheint, die zu ihrem Genusse und Verständnis einigen artistischen Sinn beansprucht. Es dürfte sich lohnen, das Wesen, aber auch die Grenzen dieser eminent modernen Kunst bloßzulegen. Das Gedichtbuch eines ganz jungen Wiener Poeten, das in einem bekannten modernen Berliner Verlage erschienen, mag dazu die willkommene Unterlage bilden. (Adolf Donath, Tage und Nächte, Berlin, Schuster und Löfflers Verlag.)

* * *

Das, wodurch der Dilettant sich in der weitesten Umgrenzung vom echten Künstler unterscheidet, ist dies, daß er durch bereits von anderen geschaffene Kunstwerke inspiriert werden muß, während jener nur von der rohen, nackten Natur seine Inspiration empfängt. Aber es genügt nicht, daß er die Natur wiedergibt; er muß es auch in zwingender charakteristischer Darstellung tun. Der Naturalismus suchte das zu erreichen, indem er möglichst jedes einzelne Detail darstellte und — gern auf Kosten der künstlerischen Leichtigkeit — doch auch einen sich wahrhaft einprägenden Eindruck erzielt. Der Naturalist, der einen Sabbathabend in einem jüdischen Hause schilderte, hätte es vielleicht so getan, daß er die rote sammtene Decke auf dem Sabbathtische beschrieben, auf der mit Goldfäden zwei Löwen und hebräische Buchstaben eingestickt; daß er die Lichtreflexe beachtet hätte, die die Sabbathkerzen auf die blanken geputzten Leuchter und auf die Decke würfen, und Aehnliches. Donath schildert den Sabbathabend so:

War ein kleines stilles Haus,
Drin ein Jude wohnte.
Sabbath war's. Ein Kerzenpaar
Auf dem Tische thronte.

Und in diesem übrigens schwächeren Gedichte spüren wir nichts von der Sinnfälligkeit und Plastik moderner

Lyrik. Er mag dazu durch den zumeist auf den Klang gerichteten Zug seines Talentes verführt worden sein, den auch Georg Brandes hervorhebt, von dem ein sehr lobender Brief dem Gedichtbuche gleichsam als Vorrede beigegeben ist. Er sagt darin: „Es liegt ein eigentümlicher Wollaut in Ihren Versen . . . Die Musik dieser Verse ergötzt mich, eine jugendliche Musik, die etwas Bethörendes hat." Aber auch der Lyriker, der durch die schmetterlingsmäßige Leichtigkeit seiner besonderen Kunst so viel behindert ist, wird, sofern er ein Moderner ist, die allgemeine künstlerische Forderung einer charakteristischen Darstellung erfüllen, indem er weite Darstellungen in einzelne originelle Bilder zusammenfaßt. Alltägliche Worte erscheinen uns wie neu und von einem ganz besonderen Sinn; die Sprache, die für uns dichtet und denkt, wird nicht mehr gelitten; originelle Bilder und Gleichnisse fließen dem Dichter zu. Und in anderen Gedichten hat Donath diese Ansprüche moderner Lyrik durchaus erfüllt. Die Mitternacht faltet ihre weichen duftenden Hände. In den Städten erkaltet das Leben. Der Tag liegt betend im Arm des Abends mit einer roten Dornenkrone. Wenn der Dichter seiner Kleinen keck das Mündchen schließt, sitzt die schlaue Nacht schon hoch und fest zu Roß. Und ein kleines schönes Gedicht, betitelt: Ein ewiges Lied, lautet:

Es spielt die Nacht ihr Lebenslied
Auf seelisch tiefen Geigen,
In ihrem breiten Mantel kniet
Das schmerzensgroße Schweigen.

Nur wenn ein Stern im Dunkel scheint,
Da regt sich's in den Weiden . . . .
Die Nacht auf ihrer Geige weint,
Und alle Menschen leiden.

* * *

Wodurch sich die moderne Lyrik von der der letzten Epoche unterscheidet, mag auch dies sein, daß sie einen naturgemäßeren Begriff von der Liebe hat, welche doch einmal der eigentliche Inhalt aller lyrischen Poesie ist. Die Lyriker dieser letzten Epoche, die Dilettanten, und selbst Geibel, der mit ihnen doch nur durch wolwollende persönliche Beziehungen verbunden war, mochten in der Liebe so etwas wie eine philosophische Kategorie gesehen haben, etwa gleich dem Pflichtgefühl, dem Patriotismus, und Aehnlichem. Die Gestalt der Geliebten, die ihrerseits nur als züchtige, wol allein für den Hausfrauenberuf vorbestimmte Jungfrau vorgestellt werden konnte, mochte gleichsam hinter blauen Wolken verborgen bleiben, und das Gefühl dieser Liebe begrenzte sich gleichsam in einer Anbetung aus der Ferne. Die moderne Lyrik (aber die alten Meister hatten es längst geübt) unterschied sich nun dadurch, daß sie einerseits die Liebe als das Grundgefühl ansah, das den Geschehnissen zu Grunde liegt, und die konkrete zerlegbare Situation mit sinnlichster Anschaulichkeit herausarbeitete; andererseits in der Liebe nicht mehr ein himmelblaues Gefühl, sondern ein gesundheitrotes sah, das auf der Erde seine sinnliche Befriedigung suchen muß. In Bezug auf die Plastik der Darstellung läßt Donath eigentlich manches zu wünschen übrig. Er dichtet die Verse:

Ich saß mit ihr im Sternenglanz
Und hielt sie sanft umschlungen,
Als in der müden weiten Welt
Der letzte Ton verklungen.

Doch als das freie Lied erscholl:
Es ist der Mai gekommen!
Da hab' ich meiner Nachbarin
Das Herzchen weggenommen.

Und hab' es schnell zu mir gesteckt.
Sie hat es Gott befohlen —
Da hab' ich ihr trotz Gott und Welt
Den ersten Kuß gestohlen.

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Aber die Sache wird nicht ganz klar. Wenn der Dichter, mit ihr im Sternenglanz sitzend, sie sanft umschlungen hält, so begreift man nicht mehr, weshalb es trotz Gott und Welt sein muß, daß er ihr einen Kuß stiehlt, und weshalb dieser Kuß der erste ist. Andererseits ist Donath jedoch völlig modern, da er einen gesunden und sinnlichen Begriff von der Liebe hat. Dazu wäre es nicht notwendig, daß er auch einen Begriff von der venus vulgivaga hat, die es so vielen anderen Poeten angetan. Er dichtet von „frechen Dirnen", und die „Lust steht so da, daß Blut aus ihren Augen tropft, und auf ihren rotgeschminkten Wangen das rote heiße Blut der Sünde klebt". Er singt die „Lieder einer Verlorenen", und „sie zieht ihr grünes Kleid sich an; das muß viel Glück ihr bringen." Immerhin, Vertreterinnen dieser Abart der Liebe spielten schon einmal eine große Rolle in der grandiosen Poesie der Stürmer und Dränger vor Shakespeare, etwa der Beaumont und Fletcher, und Shakespeare selbst führte in seinem „Othello" das Fräulein Bianka ein. Jetzt führt uns die derbste Sinnlichkeit lieber zu frischen kleinen Mädchen. Er sitzt bei seiner Kleinen auf des Bettes Rand. Oder noch lieber führt sie uns aufs Land hinaus zu drallen kräftigen Bauernmädchen. Donath dichtet in einem wunderhübschen, Detlev von Liliencron gewidmeten Liede, das freilich nicht an die erzene Gedrungenheit Liliencronscher Poesie heranreicht, mit vieler Anmut und Grazie:

Draußen auf den grünen Feldern
Spielten weiße Schmetterlinge.
Weiße, schwarze, gelbe, blaue,
Rotgefleckte Schmetterlinge.
Vöglein hüpften auf den Aesten
Piepten, zwitscherten und lachten.
Von den grünen Feldern tönte
Jugendfrischer Sichelklang.
Und die goldnen Sonnenstrahlen
Schielten schlau zu mir herüber.
Grüne Felder. Rote Jacken,
Kerngesunde rote Wangen,
Kerngesunde rote Lippen,
Schelmischfrische Mädchenaugen!
Und die Mädchen sangen leise,
Leise, leise . . . . . ganz verstohlen:

Kling klang mit der Sichel
Im grünen Feld
Mir und dem Liebsten
Gehört die Welt.

Klitsch, klatsch mit den Küßchen
Von Mund zu Mund.

Die Seelen flüstern
Zur Abendstund.

Platsch platsch mit den Händchen
In Manneshand.
Wir bauen uns traulich
Ein Häuschen im Land. — —

Zitternd klangen diese Töne
Fort in meiner wunden Seele,
Klangen, klangen und entflammten
Dürstendheißes Lustverlangen.
Und die goldnen Sonnenstrahlen
Schielten schlau zu mir herüber . . . .
Und ich rannte zu den Mädchen,
Nahm die erste beste mir.
Und ich tollte und ich küßte,
Küßte sie auf ihre Wangen,
Auf die kerngesunden Wangen,
Auf den runden roten Mund . . . .
Und die andern Mädchen lachten,
Ihre roten Jacken schienen
Immer röter mir zu werden,
Und das Liedchen hört' ich singen,
Lauter immer lauter singen:
Kling klang mit der Sichel
Im grünen Feld,
Mir und dem Liebsten gehört die Welt.

* * *

Unsere Epoche mag (wie für die Musik) für die Lyrik nicht vorbestimmt sein, und darunter müssen auch die größten unter den modernen Lyrikern leiden: Liliencron und Dehmel. Wenn eine so gefällige Poesie etwa zur Zeit der Romantik, der Eichendorff und Uhland, sich sogleich an die führenden Künstler angereiht hätte, so wäre ihr doch ein großer individueller Wert geblieben. Wie wertvoll und persönlich liebenswürdig erscheinen uns Wilhelm Müller und selbst Peter Cornelius, der Komponist des „Barbier von Bagdad", der vor etlichen Jahren auch als Dichter entdeckt worden ist! Gervinus meint einmal, daß alle Lyrik nur einen die Persönlichkeit erklärenden, gleichsam deskriptiven, litteraturhistorischen Wert habe. Aber: die Gegenwart von einem braven Knaben ist, dächt' ich, immer auch schon was.

* * *

Vor einiger Zeit war in den Blättern zu lesen, daß in Charlottenburg zur Vivisektion bestimmte Kaninchen aus einer wissenschaftlichen Anstalt entschlüpft wären. Es mag den Kaninchen nicht übel zu nehmen sein, daß sie keine innige Neigung verspüren, im Interesse der Wissenschaft Vivisektionsobjekte abzugeben. Aehnlich könnte sich der Dichter der „Tage und Nächte" dagegen wehren, daß sein Buch als corpus vile benutzt werde, das Wesen der modernen Lyrik zu erläutern, und seine dichterische Persönlichkeit unerwähnt bleibe. Diese mag vielleicht dem Gedichtbuche die eigenste Färbung geben; den, wie Georg Brandes in dem vorangestellten Briefe sagt, „in deutschen Versen so seltenen naiven Klang": eine ungemein liebenswürdige, offene, zutrauliche Dichterpersönlichkeit.

Jakob Bächtolds kleine Schriften.

Es sind noch nicht drei Jahre her, daß der Züricher Litterarhistoriker Jakob Bächtold ins Grab gesunken ist. Damals, in jenen traurigen Augusttagen, als uns nacheinander der Tod Viktor Meyers, Bächtolds und Burckhardts gemeldet wurde, habe ich mit flüchtiger Feder ein Wort der Erinnerung an meinen früh verblichenen Lehrer aufs Papier geworfen.*)

Seither ist mancherlei aus dem Nachlaß des unermüdlich Fleißigen ans Licht getreten. Indessen, was ich und andere am sehnlichsten gewünscht und im stillen gehofft: eine, wenn auch nicht völlig zur Reife gelangte Darstellung der schweizerischen Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts — sie ist ausgeblieben und schwerlich wird sie uns in Zukunft gespendet werden.

Jetzt haben Freunde des Verstorbenen einen wenig umfangreichen Band „kleine Schriften" von ihm zusammengestellt. Die Einleitung bildet ein Lebensabriß Bächtolds von Walther v. Arx, den Schluß macht ein Verzeichnis alles dessen, was von dem Rastlosen im Druck erschienen ist. Das Ganze hat der treffliche Anglist Theodor Vetter herausgegeben.**)

Die Auswahl ist mit sicherer Hand getroffen. Wer diese neun Stücke gelesen hat und sonst nichts von Bächtold wüßte, er hätte ihn und seine Eigenart kennen gelernt. Den ausgezeichneten Gelehrten sowol wie den feinfühligen Nachempfinder und den prächtigen Menschen.

Bächtold war keine aggressive Natur wie der von ihm hochverehrte Wilhelm Scherer. Etwas Beschauliches lag in ihm, etwas behaglich Genußfrohes, sinnvoll Bescheidenes. Er war kein Mann der großen Worte; er haßte alle Aufgeblasenheit, allen hohlen Schein; keine Spur von Gelehrtendünkel haftete ihm an. Nichts war ihm so zuwider wie die tönende Phrase. Er wollte eher trocken erscheinen als unwahr. Und doch, wie begeisterungsvoll war sein Gemüt! Wie ging ihm das Herz auf, wenn er von seinen Lieblingen sprach, von Hölderlin, von Möricke, von Gottfried Keller. Schon daß gerade diese es ihm angetan hatten, ist für ihn bezeichnend. Ich glaube, daß er Goethe und Schiller verehrt hat wie nur einer; aber zu jenen drei fühlte er sich mehr hingezogen; er liebte sie mit der ganzen Hingebung, deren er fähig war. Das Zerwürfnis mit Keller war doch wol das Schlimmste, was ihm in seinem ohnehin nicht allzu freudereichen Dasein widerfahren ist. Die Zeit hat den Schmerz gelindert, verwunden hat er ihn nie.

Die Schweiz war der Nährboden, aus dem er immer neue Kraft sog. Sein Lebenswerk ist die „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz." Sie reicht bis zu Bodmers Tod (1783). Was darin geleistet ist, darf stets der höchsten Anerkennung gewiß sein. Es ist ein Monument, das er sich selbst gesetzt. Nicht alle, aber doch sehr viele seiner sonstigen Arbeiten beschäftigen sich mit schweizerischer Litteratur und Geschichte. Er hat wohl gewußt, was er tat, als er seiner Litteraturgeschichte das Motto gab: „Hier bechenno ih mih, hier bin ih heime, hinnan bin ih purtig, hier sol ih kestaton."

So behandeln auch die meisten der im vorliegenden Buche vereinigten Aufsätze schweizerisches Gut. Bewundernswert, mit welcher Sicherheit der junge Student

*) Vgl. Magazin vom 28. August 1897.
**) Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1899.

in der Vorrede zu seiner Dissertation (der Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven) schon die Schätze zu bezeichnen weiß, die er selbst späterhin heben sollte. Gleich bewundernswert, mit welcher Frische der junge Doktor im Jahre 1870 Genrebilder aus Elsaß-Lothringen zu malen versteht, wohin er als Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung geschickt war. Bächtold, nichts weniger als ein kriegerischer Geist, suchte der Sache die beste Seite abzugewinnen, und neben dem Mitleid, das er den armen Verwundeten entgegenbringt, leuchtet aus diesen Skizzen ein köstlicher Humor hervor. Ihn finden wir auch in den beiden schönen Reiseberichten wieder, die uns dieses Band noch darbietet. In dem einen erzählt er eine Touristenfahrt durch das Walliser Land so meisterlich, daß ein berühmter Forscher launig gesagt hat, das Leukerbad Bächtolds gefalle ihm eigentlich weit besser als das Goethes von 1779.

Und wie vergnüglich weiß er von der Einweihung des Walther-Denkmals in Bozen zu plaudern. Wie man da schon auf der Fahrt nur Waltherisch redet. „Wo die Lokomotive mit frischem Wasser gefüllt wird, ruft ein Passagier: „Ich hôrte ein wazzer diezen." und wenn Einer aus seiner Virginia-Cigarre den Halm zieht und ihn in Brand steckt, citiert er unfehlbar: „Mich hât ein halm gemachet frô."" Wie dann er und seine Genossen eine Einladung zur Mittagstafel von dem Erzherzog Heinrich erhalten, „was wir in Hinblick sowol auf unser Gewand als unsere Sitten und Gebräuche mit Dank ablehnten, es dem würdigeren Herrn Kollegen übertragend, in einem gepumpten Frack für unser drei zu essen."

Aber auch schwereres Geschütz enthält unser Buch. Fast möchte ich zweifeln, ob die Schicksale Josua Malers, eines Lexikographen aus dem sechzehnten Jahrhundert, allgemeineres Interesse erregen werden. Auch die Habilitationsvorlesung ist, wie angemessen, mehr fachwissenschaftlicher Natur. Sie würdigt die Verdienste der Zürcher um die deutsche Philologie und Litteraturgeschichte. Dagegen werden die „Litterarischen Bilder aus Zürichs Vergangenheit" auch weitere Kreise zu fesseln vermögen; gründliche Quellenkenntnis verbindet sich hier mit einer so anmutigen Darstellungsgabe, daß ich nicht anstehe, diese Aufsätze zu den besten zu rechnen, die wir in dieser Art besitzen; es sind deren nicht gar zu viel; an litterarhistorischen Essays ist freilich kein Mangel, aber wie wenige davon haben bleibenden Wert.

Ueber die glänzende Charakteristik Mörickes etwas zu sagen, kann ich mir wol ersparen. Jeder, dem dieser wunderherrliche Poet kein Fremder geblieben ist, kennt sie längst aus der „Allgemeinen Deutschen Biographie." Aber wie schmerzlich, daß sie nun doch der einzige Ersatz für das Möricke-Buch geblieben ist, das er so lange geplant und zu dem er weitschichtiges Material aufgespeichert hat.

Was er gewesen und was er geleistet, führt uns Freundeshand noch einmal vor Augen. Das Lebensbild, das Walther von Arx entworfen, ist nicht das Geringste an diesem schönen Buch. Es ist eine schlichte Schilderung, recht nach dem Geschmack dessen, dem sie gilt; man findet nicht oft knappe biographische Abrisse, die mit solchem Takt, mit so sicherem Blick, mit so ans Herz greifender Innigkeit zu Werke gehen.

Ein wolgelungenes Porträt Bächtolds ist beigegeben. So sah er aus, der starke Herr, mit dem vollen, grundgescheiten Gesicht, mit dem schweizerischen Knebelbart, mit der kurzen scharf hervorspringenden Nase, mit den etwas schwermütig in die Welt blickenden Augen.

Wenn ich das Bild ansehe, muß ich der Stunde gedenken, da ich sein Wort vernahm. Er war damals schon ein müder Mann, der seine beste Kraft ausgegeben hatte. Mitten im Semester mußte er die Vorlesungen abbrechen, was ihm, dem peinlich Gewissenhaften, schwer genug angekommen ist. Als ich ihn zum letztenmal sah, es war an einem schwülen Julitage, schien es ihm besser zu gehen. Ich verließ Zürich, ohne den Gedanken zu hegen, daß ich ihn nicht wiedersehen würde. Nichts Böses ahnend, nahm ich am Montag den neunten August, die Zeitung in die Hand und ließ sie gleich darauf tieferschüttert wieder sinken. Mein erster Blick war auf die Trauerkunde gefallen . . . .
Bächtold ist nicht ganz fünfzig Jahre alt geworden.

Hermann Michel.



In sich selbst.

Von Alexander Zwiętochowski.*)

Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von Moritz Urstein.

Fürwahr, ich bin doch kindisch, thöricht, undankbar dem Zufall, der mich hierher bestimmte! Ich wälze mich umher, wie ein Vogel im Käfig, dessen sämtliche Wände geöffnet sind. Ich dürfte doch nur in einer beliebigen Richtung vorwärts schreiten, um mich aus dieser Wildnis zu befreien und auf einen Weg zu gelangen, der mich — ach! — unbedingt zur menschlichen Herde hinführt. Dennoch werde ich nicht aufbrechen, werde hier bleiben, da ich mich selbst, ganz und gar mich selbst gefunden habe. Ja! Erst hier bin ich Jakob Czarski, nur Jakob Czarski ohne jeglichen Zusatz. Dort gleiche ich dem Klotze eines alten häßlichen Palastes, auf welchem jeder beliebige Narr einen Namen einschneiden oder aushauen konnte. Hier vermag ich all diese Inschriften von mir herunterzukratzen. Ich bin weder Kontrolleur von Coupons, noch Subalternbeamter bei der Kreditbank, noch Ehemann des in Seide, Wolle und Leinen gehüllten Körpers, der meine Taschen leidenschaftlich aussog, noch Vater der Körperchen, die das Familien-Orchester ausmachen, auch nicht Mieter des Herrn Diamantenbarts, einzig und allein Jakob Czarski. Nein — hier bin ich nicht einmal Jakob Czarski, denn ich kann vergessen, daß ich vor etwa dreißig Jahren getauft wurde und den Namen Jakob erhielt, daß mich Casimir Czarski gezeugt und Thekla geborene Chmurska zur Welt brachte. Hier kann ich gelten für anonym, unbeweibt und kinderlos, ohne Genealogie, Rang, Paß, Geburtsschein, ohne jegliches Band, Urteil der Freunde und Feinde — wie jene Eiche, die weder getauft, noch in irgend ein Buch eingetragen und in ihrem Verhältnis zu den übrigen Bäumen näher bezeichnet ist. Sie ist ein Etwas; ich aber ein Jemand — ein Mensch, der von allem und allen losgerissen ist. Ach, wie angenehm ist es nicht, sich aus dieser gesellschaftlichen Haut herauszuschälen! Mein Herz spreizt und dehnt sich; ich fühle, daß ich meinen Gedanken freien Lauf lassen kann, als

*) Das polnische ę (also e mit Cedille) wird etwa wie das französische nasale un ausgesprochen. (Anm. d. Uebersetz.)

wären sie vorher eingezwängt gewesen, wie der Fuß einer Chinesin und nun losgelöst von jedem Druck. Hier will ich mich niederlassen und zum erstenmal im Leben mit freier Brust atmen. Wie angenehm, wie selig! . . . . Ha, ha, ha, winde dich dort in der Ferne umher, du Dunst des menschlichen Staubs, scharre Blätter, Sand, Unkraut zusammen — du interessierst mich nicht weiter. Sollte aber eins deiner Atome es bemerken und sich dadurch beunruhigen, daß Jakob Czarski während eines Jagdausflugs irgendwo im Walde verschollen ist — das kümmert ihn herzlich wenig. Er liegt hier allein, sicher, frei von jedem Joch, losgelöst von jeder Abhängigkeit.

Warum hat die Elster so losgekrächzt? Sie denkt wol, ich hätte mich verborgen, um ihr aufzulauern. Auch sie gab mir einen Titel — den eines Mörders. Die Eidechse ist ebenfalls davongelaufen, auch sie setzt voraus, ich wolle sie töten. Fürchtet euch nicht, ihr Tierchen — es fällt mir gar nicht ein, euer Feind zu sein. Ich werde nur die berauschende Freude meines Selbst-Empfindens genießen.

Sicherlich hatte ich noch nie solch eine Stunde der Erholung. Ich entsinne mich, einmal ein Zimmer betreten zu haben, in dem sich mein Vater mit einem Bekannten aufhielt. „Mein Sohn" — sprach er zu diesem — „Primus in der Tertia". Kein Wort über mich, nur über die, denen ich angehöre — über sich und die Schule — als existierte ich nicht durch mich selbst. Hätte er ihm ein Kalb gezeigt, dann würde er nicht gesagt haben: „Das ist mein Kalb, vor einem Monat wurde es von seiner Mutter getrennt und in der dritten Scheidewand des Viehstalls untergebracht", sondern: „Das ist ein holländisches, dreimonatliches Kalb, wiegt 165 Pfund und besitzt die Eigenschaften seiner Rasse." So ging es beständig. Den Geschwistern war ich nur Bruder, den Kameraden — Kollege, der Dienerschaft — junger Herr. Als ich endlich die Universität absolviert und ein selbständiges Leben zu führen begann, glaubte ich, man würde mich für ein besonderes Wesen halten. Bald jedoch zerstörte die Wirklichkeit meine Illusion. Während eines Gesellschaftsabends ward ich einer jungen Dame vorgestellt und nachdem wir uns einigemale im Walzer umhergedreht hatten, ging ich ins Nebenzimmer, wo ich mich erfrischen wollte. Einen Augenblick später höre ich durch den Vorhang, wie meine Tänzerin zur Wirtin des Hauses spricht: „Ich weiß, daß er Jakob Czarski heißt, aber das sagt mir noch gar nichts."

„Er absolvierte die Universität, ist ein sehr intelligenter junger Mann."

„Nun gut, was ist er aber sonst noch?"

„Doktor der Rechte."

„Ach Gott, was noch mehr?

„Sekretär bei der Kreditbank."

„Jetzt verstehe ich schon."

Ich wollte zu ihr eilen und sagen: „Ich jedoch verstehe nicht, warum Ihr Kopf nicht auf dem Kohlfelde wächst?" Weniger als je wundere ich mich heute darüber, daß ich Ekel an einem Leben empfunden, in dem ich meine Persönlichkeit, statt sie wiederzugewinnen, immer mehr und mehr einbüßte. Und wie weit sperrte doch mein Vater die Augen auf, als ich ihm meinen Kummer mitteilte, bittend, er möge mir zweihundert Rubel geben, damit ich eine Reise ins Ausland antreten könne, zum Wiederfinden meiner selbst:

„Mein Junge" — (wiederum „mein") sagte er — „nicht dich hast du verloren, sondern deinen Verstand, den du tatsächlich wiederfinden müßtest."

Trotz dieser Strafpredigt reiste ich ab. Selbst der verschmitzte Schaffner, als wollte er mir die letzten Augenblicke meines Aufenhalts im Lande verbittern, raunte auf der Grenzstation, auf mich deutend, dem Oberkondukteur zu: „Von diesem Passagier habe ich kein Billet erhalten, da er ein ausländisches besitzt."

Für ihn war ich nur ein Passagier.

Der Fisch im Wasser atmet nicht so leicht wie ein Mensch, der in einer ganz fremden Umgebung im Auslande mit sich allein bleiben kann. Hier weiß niemand, daß ich Jakob Czarski bin, Sohn Casimirs und Theklas, Bruder Wikcias und Manias, Doktor der Rechte, Mieter des Herrn Diamantenbarts; jeder begegnet einem Menschen, und falls er sich mit ihm unterhält, überzeugt er sich, was für einen Menschen. Sogar meine Berliner Wirtin, bei der ich ein Zimmerchen mietete, bezeichnete mich mit keinem Namen, dank dem Widerstande der Zunge, die ihr nicht erlaubte, denselben auszusprechen. Deshalb fühlte ich mich auch so selig in meiner Anonymität und Titellosigkeit. Ich empfand eine berauschende Freude, als ich mich in der Potsdamer Galerie einige Stunden mit einem Deutschen unterhielt. Zuletzt konnte er nicht mehr mit mir Schritt halten: „Ich bin müde — sagte er — gehen wir in einen naheliegenden Garten, dort wollen wir bei einem Gläschen Bier unsere Plauderei fortsetzen."

„Gut — antwortete ich — aber unter der Bedingung, daß wir gegenseitig nicht unsere Karten austauschen. Ich wünsche nicht zu wissen, wie Sie heißen und wer Sie sind, und Sie fragen mich auch nicht danach." Mit welch anfänglich verwunderten und später verdächtigen Blicken starrte er mich an:

„Ich kam hierher, um mit den Menschen nur als Menschen zu verkehren."

Ich glaube in seinen Augen den Gedanken gelesen zu haben: Entweder ist er ein Schurke oder ein incognito reisender Würdenträger. Er ging jedoch in den Garten, plauderte mit mir und drückte sich beim Abschied in lobenswerter Weise über meine Intelligenz aus. Unsere Bekanntschaft würde sich sehr gut entwickelt haben, hätte er sich nicht seinen Freunden anvertraut, die mich in der Kneipe, wo wir einige Stunden verbrachten, zu beobachteten anfingen. Ich verließ schleunigst Berlin, da es sich hätte herausstellen müssen, daß ich Jakob Czarski, Doktor der Rechte 2c. 2c. bin.

In Haag war ich so namenlos wie jeder der dort haufenweise liegenden Käse. Ich würde mich da woler gefühlt haben, als eine Krabbe auf dem Meeresgrunde, wenn . . . .

Soll ich denn stets bei dieser Erinnerung leiden? Selbst dann noch, wenn der durch den Tod nicht völlig verlöschte Lebensfunke zufällig in meiner Asche fortglimmen und ich nach hundertjährigem Liegen im Grabe für einen Augenblick das Bewußtsein und damit mein Gedächtnis wiedererlangen sollte — würde auch dann diese Erinnerung ein Leiden für mich sein? Wie rachsüchtig ist doch die Liebe! Sie vergißt niemals ihre Klage über erlittenes Unrecht und verzeiht auch nie; erlaubt nicht der Zeit, ihre Wunden zu heilen, öffnet und vertieft sie immermehr, erscheint gleich einem Gespenst während eines jeden frohen Momentes, um mit bitterem Vorwurf zu sagen: „Du lachst?" — Wenn ich liebte und das Geschick mit brutaler Hand mein Herz bedrückte und zertrümmerte — muß ich deswegen auch noch leiden? Fort von mir, du mitleidloser Geist! In dieser Einsamkeit will ich allein, ganz mit mir allein sein. Du weidest dich an meiner Qual, als wärest du der blutdürstige

Vampyr des durch mich ermordeten Opfers. Ich aber wünschte doch nur, sie mit Liebe zu umgeben, sie glücklich zu machen. Ach, warum durchziehen nicht die Gefühle unsere Seele wie die weißen Wölkchen den Himmel! Sie fliehen und verschwinden, ohne irgend welche Spuren — Erinnerungen — zu hinterlassen.

Auf den ersten Blick erscheint uns das: „Man muß wollen" die einfachste, allgemein anwendbarste Regel zu sein, denn alle Menschen müssen doch etwas wollen, etwas erstreben. Allein ernstlich wollen, auf sein Verlangen unter keiner Bedingung verzichten, jedes Hindernis beseitigen, zu Grunde gehen im Kampf für dieses Begehren — das vermögen nur Ausnahme-Naturen. Die Mehrzahl der Menschen empfindet und drückt ihre Wünsche aus wie Kinder, denen man nur zu widersprechen, mit dem Finger zu drohen oder eine Rute zu zeigen braucht, damit sie auf ihr Vorhaben verzichten und dasselbe vergessen. Einen starken, unbeugsamen Willen besitzen nur Götter oder ihre Verkörperungen auf Erden; er ist so wenig irdisch wie die Allmacht.

Auch ich wollte, aber schwächlich und weichlich. Nicht wie ein Dolchstoß, der alles durchbohrt, bis er sich schließlich an einem festen Gegenstand bricht, sondern wie ein Spargel, der sich in den offenen Mund hineinschiebt und beim Schließen desselben zusammenbricht. Besäße ich einen stärkeren Willen, ich hätte sicher auch jemand anders, nicht allein mich verletzt und in jenem Schmerz noch eine Annehmlichkeit empfunden. Wir Thoren! Wir genießen gern Senf, Paprika, Meerrettig — Dinge, die unsere Zunge reizen und verstehen es doch nicht, uns wonnige Schmerzen zu bereiten. Eins nur könnte ich zu meiner Rechtfertigung anführen. Die Liebe der kleinen, seichten Seelen gebiert mit einemmal reif und gescheit, ähnlich wie eine wilde Ente, die aus dem Ei auf die Oberfläche des Wassers herausschwimmt; die Liebe der erhabenen und tiefen Herzen dagegen wie ein ratloses, unbeholfenes Kind, das gepflegt und genährt werden muß. Ein verliebter Mensch gleicht einem Wurm am Fuße eines Berges, den er zu heben versucht. Er versteht, etwas mit dem Gefühl anzufangen, weiß aber nicht, den Verstand zu gebrauchen. In solchen Fällen müßte er sich stets einen fremden leihen. Ich hatte nur meinen eigenen!

Wieviel Geheimnisse birgt ein einziger Austausch der menschlichen Blicke! Schau mich nicht an, Gespenst, erbarme dich! . . . .

II.

Natürlich, wenn ein Mann nicht ein einfaches Mädchen, das sich mit dem Anblick seines Schnurrbarts, Rocks und Beinkleids zufrieden geben und ihn von jeder Legitimation befreien würde, kennen lernen möchte, sondern die Bekanntschaft mit einer Dame zu machen wünscht, dann muß er mindestens seinen Namen nennen. Er kann aber auch unter einer Million *eine* finden, die ihn sogar von dieser Pflicht befreit. Wollte man an eine Frau „aus der Gesellschaft" herantreten und einfach sagen: „Ich möchte mit Ihnen bekannt werden, aber bitte mich nicht danach zu fragen, wer ich bin" — das hieße eine unverschämte Kühnheit in den Augen aller, ausgenommen derjenigen, die den gleichen Wunsch hegt. Warum erriet ich nun, daß diese schöne elegant gekleidete Frau, in deren ernstem Gesicht bisweilen ein Zauberlächeln aufblitzte, die ihren Blick unverwandt auf die schimmernden Meereswellen gerichtet hielt, eben die von mir gesuchte und begehrte sei? Ich weiß es wirklich nicht. Ihre schlanke zierliche Gestalt, das schmale, etwas bleiche Gesicht, die dunklen üppigen Haare und die ausdrucksvollen Augen sagten mir nur, daß sie wunderhübsch sei. All dieser Zauber drückt noch keine Grundsätze aus, kennzeichnet nicht einmal die Gesinnung. Ungeachtet dessen empfand ich, als mein geistiges Auge sie voll und ganz erfaßte, im Moment, da sie auf einer Bank des Schweveninger Boulevards saß, im Innern eine freudige Vorahnung, daß ich zu ihr sprechen könne, ohne vorher die Kommentare meines Passes offenbart zu haben.

Ich glaube, daß auf alle Männer, denen irgend eine Frau gefällt, ein sie begleitendes Kind den Eindruck eines Trauerflors ausübt, welcher warnt: „Nähere dich nicht mit mutwilligen und widerrechtlichen Gedanken." Ich sah in dem mit dem Ball um die Mutter herspringenden Knaben einen drohenden Engel, der mir den Eintritt ins Paradies zu wehren schien. Und doch hat er mir die Tore geöffnet. Der Ball sprang empor und traf meinen Kopf. Der Knabe eilte davon, und als ich den Ball aufgehoben, sagte sie dankend, aber verlegen in deutscher Sprache:

„Bitte um Verzeihung, bitte vielmals um Verzeihung!"

Ich stotterte etwas hervor, kehrte wieder zur Bank zurück und machte mir Vorwürfe wegen der Unbeholfenheit, die Situation nicht ausgenutzt zu haben. Der Junge lief nach der entgegengesetzten Seite und spielte wieder mit dem Ball, der diesmal ins Meer hineinfiel. Ich stieg die Treppe des Boulevards hinunter, holte den Ball herauf und reichte ihn der Mutter:

„Sie sind zu gütig gegen meinen Sohn, ich danke Ihnen."

„Wofür? Vor einem Augenblick hat er mir eine Gefälligkeit erwiesen, jetzt tue ich ihm das Gleiche."

„Er . . . der Sie mit dem Ball belästigt?"

„Ja!"

„Das verstehe ich nicht."

„Ganz einfach. Hätte ich vorher den Hut abgenommen und gesagt, wie ich heiße, wer ich bin, woher ich komme, Sie würden sich von hier entfernt haben, ohne auch nur ein einziges Wort zu entgegnen. Inzwischen hat ein kleiner Vorfall die Mauer der Konvenienz durchbrochen."

„Er hat aber die Notwendigkeit nicht beseitigt, daß Sie mir sagen, mit wem ich das Vergnügen habe . . ."

„Bis jetzt haben Sie noch kein Vergnügen . . . Ich bin jedoch ein Mensch."

„Das sehe ich wol, aber es sagt mir zu wenig."

„Natürlich! Wenn Sie mir daher gütigst gestatten wollen, Sie bei einer Begegnung hier oder anderswo anzureden, dann werde ich mehr Einzelheiten über meine Person liefern."

„Warum bringen Sie mich in diese Verlegenheit?"

„Keinesfalls! Aus Ihren Augen schaut Vernunft, daher werden Sie meine Rechtfertigung gewiß berücksichtigen. Ich besitze Nationalität, Namen, Titel — alles, was einem gut registrierten Staatsbürger notwendig ist. Da aber in diesen äußerlichen Zugaben mein *inneres* Wesen, nach welchem *niemand* fragt, verschwindet, so erfaßte mich ein Verlangen danach, einige Monate unter fremden Leuten als Anonymus zu leben. Erlauben Sie mir, diesen Wunsch vor mir selbst zu befriedigen, bereuen Sie nicht, diese kleine Nachgibigkeit da, wo es gilt, jemandem eine große Freude zu bereiten. Jedoch dürfen Sie keine Angst haben — mein moralisches Legitimationsbuch ist in vollkommenster Ordnung." Ihre Augen funkelten vor Neugierde.

(Schluß folgt.)

Moderne Weltanschauung und reaktionärer Kurs.

Von Rudolf Steiner.

III.

Die Gründe der Reaktion innerhalb der Wissenschaft.

Es ist nun gar nicht zu verwundern, daß es dem dualistischen Denker nicht gelingt, den Zusammenhang zwischen den beiden von ihm angenommenen Welten — der subjektiven in uns und der objektiven außer uns — begreiflich zu machen. Die eine ist ihm erfahrungsmäßig gegeben, die andere von ihm hinzugedacht. Er kann also auch folgerichtig alles, was die eine enthält, nur durch Erfahrung, was in der andern enthalten ist, nur durch Denken gewinnen. Da aber aller Erfahrungsinhalt nur eine Wirkung des hinzugedachten wahren Seins ist, so kann in der unserer Beobachtung zugänglichen Welt nie die Ursache selbst gefunden werden. Ebensowenig ist das Umgekehrte möglich: aus der gedachten Ursache die erfahrungsmäßig gegebene Wirklichkeit abzuleiten. Dies letztere deshalb nicht, weil, nach unseren bisherigen Auseinandersetzungen, alle solche erdachte Ursachen nur einseitige Bilder der vollen Wirklichkeit sind. Wenn wir ein solches Bild überblicken, so können wir mittelst eines bloßen Gedankenprozesses nie das darin finden, was nur in der beobachteten Wirklichkeit damit verbunden ist. Aus diesen Gründen wird derjenige, welcher zwei Welten annimmt, die durch sich selbst getrennt sind, niemals zu einer befriedigenden Erklärung ihrer Wechselbeziehung kommen können.

Wer die eigentlichen wirklichen Wesenheiten außerhalb der Welt der Erfahrung ihr Wesen treiben läßt, der setzt unserer Erkenntnis Grenzen. Denn wir nähmen, wenn seine Voraussetzung richtig ist, nur die Wirkung wahr, welche die wirklichen Wesen auf uns ausüben. Diese, als die Ursachen, sind ein uns gänzlich unbekanntes Land. Und hiemit sind wir bei der Pforte angelangt, wo die moderne Wissenschaft alle alten religiösen Vorstellungen einlassen kann. Bis hieher und nicht weiter, sagt diese Wissenschaft. Warum sollte der Herr Pastor mit seinem Glauben nun nicht dort anfangen, wo Du Bois-Reymond mit seinem wissenschaftlichen Erkennen aufhört.

Der Anhänger der monistischen Weltanschauung weiß, daß die Ursachen zu den ihm gegebenen Wirkungen im Bereiche seiner Welt liegen müssen. Mögen die ersteren von den letzteren räumlich oder zeitlich noch so weit entfernt liegen: sie müssen sich im Bereiche der Erfahrung finden. Der Umstand, daß von zwei Dingen, die einander gegenseitig erklären, ihm augenblicklich nur das eine gegeben ist, erscheint ihm nur als eine Folge seiner Individualität, nicht als etwas im Objekte selbst Begründetes. Der Bekenner einer dualistischen Ansicht glaubt die Erklärung für ein Bekanntes in einem willkürlich hinzugedachten Unbekannten annehmen zu müssen. Da er dieses letztere unberechtigter Weise mit solchen Eigenschaften ausstattet, daß es sich in unserer ganzen Welt nicht finden kann, so statuiert er hier eine Grenze des Erkennens. Unsere Auseinandersetzungen haben den Beweis geliefert, daß alle Dinge, zu denen unser Erkenntnisvermögen angeblich nicht gelangen kann, erst zu der Wirklichkeit künstlich hinzugedacht werden müssen. Wir erkennen nur dasjenige nicht, was wir erst unerkennbar gemacht haben. Kant gebietet unserem Erkennen Halt vor einem Geschöpfe seiner Phantasie, vor dem „Ding an sich," und Du Bois-Reymond stellt fest, daß die unwahrnehmbaren Atome der Materie durch ihre Lage und Bewegung Empfindung und Gefühl erzeugen, um dann zu dem Schlusse zu kommen: wir können niemals zu einer befriedigenden Erklärung darüber gelangen, wie Materie und Bewegung Empfindung und Gefühl erzeugen, denn „es ist eben durchaus und für immer unbegreiflich, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- u. s. w. Atomen nicht sollte gleichgiltig sein, wie sie liegen und sich bewegen, wie sie lagen, und sich bewegten, wie sie liegen und sich bewegen werden. Es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammenwirken Bewußtsein entstehen könne." Diese ganze Schlußfolgerung fällt in nichts zusammen, wenn man erwägt, daß die sich bewegenden und in bestimmter Weise gelagerten Atome ein Geschöpf des abstrahierenden Verstandes sind, dem ein absolutes, von dem wahrnehmbaren Geschehen abgesondertes Dasein gar nicht zugeschrieben werden darf.

Eine wissenschaftliche Zergliederung unserer Erkenntnistätigkeit führt, wie wir gesehen haben, zu der Überzeugung, daß die Fragen, die wir an die Natur zu stellen haben, eine Folge des eigentümlichen Verhältnisses sind, in dem wir zur Welt stehen. Wir sind beschränkte Individualitäten und können deshalb die Welt nur stückweise wahrnehmen. Jedes Stück an und für sich betrachtet ist ein Rätsel, oder, anders ausgedrückt, eine Frage für unser Erkennen. Je mehr der Einzelheiten wir aber kennen lernen, desto klarer wird uns die Welt. Eine Wahrnehmung erklärt die andere. Fragen, welche die Welt an uns stellt und die mit den Mitteln, die sie uns bietet, nicht zu beantworten wären, gibt es nicht. Für den Monismus existieren demnach keine principiellen Erkenntnisgrenzen. Es kann zu irgend einer Zeit dies oder jenes unaufgeklärt sein, weil wir zeitlich oder räumlich noch nicht in der Lage waren, die Dinge aufzufinden, welche dabei im Spiele sind. Aber was heute noch nicht gefunden ist, kann es morgen werden. Die hierdurch bedingten Grenzen sind nur zufällige, die mit dem Fortschreiten der Erfahrung und des Denkens verschwinden. In solchen Fällen tritt dann die Hypothesenbildung in ihr Recht ein. Hypothesen dürfen nicht über etwas aufgestellt werden, das unserer Erkenntnis prinzipiell unzugänglich sein soll. Die atomistische Hypothese ist eine völlig unbegründete, wenn sie nicht bloß als ein Hilfsmittel des abstrahierenden Verstandes, sondern als eine Aussage über wirkliche, außerhalb der Empfindungsqualitäten liegende wirkliche Wesen gedacht werden soll. Eine Hypothese kann nur eine Annahme über einen Tatbestand sein, der uns aus zufälligen Gründen nicht zugänglich ist, der aber seinem Wesen nach der uns gegebenen Welt angehört. Berechtigt ist z. B. eine Hypothese über einen bestimmten Zustand unserer Erde in einer längstverflossenen Periode. Zwar kann dieser Zustand nie Objekt der Erfahrung werden, weil mittlerweile ganz andere Bedingungen eingetreten sind. Wenn aber ein wahrnehmendes Individuum zu der vorausgesetzten Zeit da gewesen wäre, dann hätte es den Zustand wahrgenommen. Unberechtigt dagegen ist die Hypothese, daß alle Empfindungsqualitäten nur quantitativen Vorgängen ihre Entstehung verdanken, weil qualitätslose Vorgänge nicht wahrgenommen werden können.

Der Monismus oder die einheitliche Naturerklärung geht aus einer kritischen Selbstbetrachtung des Menschen hervor. Diese Betrachtung führt uns zur Ablehnung aller außerhalb der Welt gelegenen erklärenden Ursachen der-

selben. Wir können diese Auffassung aber auch auf das praktische Verhältnis des Menschen zur Welt ausdehnen. Das menschliche Handeln ist ja nur ein spezieller Fall des allgemeinen Weltgeschehens. Seine Erklärungsprinzipien dürfen daher gleichfalls nur innerhalb der uns gegebenen Welt gesucht werden. Der Dualismus, der die Grundkräfte der uns vorliegenden Wirklichkeit in einem uns unzugänglichem Reiche sucht, versetzt dahin auch die Gebote und Normen unseres Handelns. Auch Kant ist in diesem Irrtume befangen. Er hält das Sittengesetz für ein Gebot, das von einer uns fremden Welt dem Menschen auferlegt ist, für einen kategorischen Imperativ, dem er sich zu fügen hat, auch dann, wenn seine eigene Natur Neigungen entfaltet, die einer solchen aus einem Jenseits in unser Diesseits hereintönenden Stimme sich widersetzen. Man braucht sich nur an Kants bekannte Apostrophe an die Pflicht zu erinnern, um das erhärtet zu finden: ‚Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, der du ‚ein Gesetz aufstellst . . ., vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich im Geheimen ihm entgegenwirken.‘ Einem solchen von außen der menschlichen Natur aufgedrungenen Imperativ setzt der Monismus die aus der Menschenseele selbst geborenen sittlichen Motive entgegen. Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, der Mensch könne nach anderen als selbstgemachten Geboten handeln. Die jeweiligen Neigungen und Kulturbedürfnisse erzeugen gewisse Maximen, die wir als unsere sittlichen Grundsätze bezeichnen. Da gewisse Zeitalter oder Völker ähnliche Neigungen und Bestrebungen haben, so werden die Menschen, die denselben angehören, auch ähnliche Grundsätze aufstellen, um sie zu befriedigen. Jedenfalls aber sind solche Grundsätze, die dann als ethische Motive wirken, durchaus nicht von außen eingepflanzt, sondern aus den Bedürfnissen heraus geboren, also innerhalb der Wirklichkeit erzeugt, in der wir leben. Der Moralkodex eines Zeitalters oder Volkes ist einfach der Ausdruck dafür, wie Anpassung und Vererbung innerhalb der ethischen Natur des Menschen wirken. So wie die Naturwirkungen aus Ursachen entspringen, die innerhalb der gegebenen Natur liegen, so sind unsere sittlichen Handlungen die Ergebnisse von Motiven, die innerhalb unseres Kulturprozesses liegen. Der Monismus sucht also den Grund unserer Handlungen im strengsten Sinne des Wortes innerhalb der Natur. Er macht dadurch den Menschen aber auch zu seinem eigenen Gesetzgeber.

Der Mensch hat keine andere Norm, als die aus den Naturgesetzen sich ergebenden Notwendigkeiten. Er setzt die Wirkungen der Natur im Gebiete des sittlichen Handelns fort.

Der Dualismus fordert Unterwerfung unter die von irgend woher geholten sittlichen Gebote; der Monismus weist den Menschen auf sich selbst und auf die Natur, also auf seine autonome Wesenheit. Er macht ihn zum Herrn seiner selbst. Erst vom Standpunkte des Monismus aus können wir den Menschen als wahrhaft freies Wesen im ethischen Sinne auffassen. Nicht von einem andern Wesen stammende Pflichten sind ihm auferlegt, sondern sein Handeln richtet sich einfach nach den Grundsätzen, von denen jeder findet, daß sie ihn zu den Zielen führen, die von ihm als erstrebenswert angesehen werden. Eine dem Boden des Monismus entsprungene sittliche Anschauung ist die Feindin alles blinden Autoritätsglaubens. Der autonome Mensch folgt eben nicht der Richtschnur, von der er bloß glauben soll, daß sie ihn zum Ziele führt, sondern er muß einsehen, daß sie ihn dahin führe, und das Ziel selbst muß ihm individuell als ein erwünschtes erscheinen.

Der autonome Mensch will nach Gesetzen regiert werden, die er sich selbst gegeben hat. Er hat nur eine einzige Vorbilderin — die Natur. Er setzt das Geschehen da fort, wo die unter ihm stehende organische Natur stehen geblieben ist. Unsere ethischen Grundsätze finden sich vorgebildet, auf primitiverer Stufe, in den Instinkten der Tiere. Kein kategorischer Imperativ ist etwas anderes als ein entwickelter Instinkt.

Rudolf Steiner.



Antigone.

Das, was ich in meiner Besprechung des „König Oedipus“ über die Wirkung einer unsichtbaren Musik ausführte, sah ich in höchstem Maße bei der Aufführung der Antigone, oder richtiger gesagt des Vorspiels von Hugo von Hofmannsthal, welches der Antigone voranging, bestätigt. Welch eine magische Gewalt ging von den Tönen der Mendelsohnschen Ouvertüre aus und wie wunderbar wirkte es, als man noch im Bann der letzten verhallenden Akkorde, sich den Vorhang erheben und den Palast des Kreon vor sich stehen sah! Das war die rechte Stimmung, um eine Antigone in sich aufzunehmen. Leider wurde diese Stimmung diesmal von der Kunst der Scene zum Teil zerstört!

Doch zunächst einige Worte über das Vorspiel. Die Idee desselben ist sehr schön! Die Probe der akademischen Jugend zur Antigone hat soeben ihr Ende erreicht, lachend und lärmend zerstreut sich die bunte Schar der Mitwirkenden, nur ihr Regisseur sitzt noch in sich versunken in der Mitte der Bühne auf seinem Stuhl, noch erfüllt von den Geistern, die er heraufbeschworen. Sein Freund erweckt ihn aus seinen Träumen, indem er ihn zum Gehen antreibt, da die Türen schon geschlossen werden. Nur schwer kann er sich von diesen Räumen, die ihn geheimnisvoll anziehen, trennen; noch einmal läßt er seine Blicke rings umher streifen! Plötzlich faßt er seinen Freund hart an und fragt ihn verstört, ob er dort nicht etwas Weißes sehe. Der Freund beruhigt ihn, es sei nur ein Gewand, was dort hänge, er aber entgegnet hastig: „du siehst nur ein Gewand, ich sehe mehr!“ Bei diesen Worten wird es dunkel, eine weiße Statue — der Genius der griechischen Kunst naht sich ihm, feierlich und schweigsam. Er wähnt erst eine der Schauspielerinnen im Bühnengewand vor sich zu haben, aber ihr rätselhaftes Wesen bringt seine scherzenden Worte bald zum Schweigen. Er weiß nicht mehr, ob er wacht oder träumt, er will sie berühren, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen und weicht entsetzt vor dem kalten Hauch ihres Körpers zurück und vor ihren seltsamen Worten, „Die ewig leben, senden mich an dich.“ Und sie küßt ihn auf beide Augen, daß sie aufgetan werden; und mit Schaudern erlebt er nun in tiefster Seele die furchtbaren Greuel und grausen Qualen des Oedipus, die schrankenlose Ueberhebung des Kreon und die selbst den Tod überwindende Liebe der Antigone. Die tiefste Schönheit der griechischen Tragödie wird ihm in ihrer herben strengen Größe offenbart; erst jetzt in

seinem liebenden Erfassen ihr echter Geist nahe gerückt. In den Tönen der Mendelsohnschen Ouvertüre klingt das Vorspiel weihevoll aus.

Ich muß indessen offen gestehen, daß ich dieses ganze Vorspiel sehr gern entbehrt hätte. Die rechte Stimmung ging erst von der Musik aus; und diese hätte vollauf genügt. Die beiden Studenten Herr Kayßler und Herr von Ledebur waren recht gut, besonders der erstere. Frl. Dumont wollte als Genius gern geisterhaft sprechen; es klang aber zuweilen, als wenn sie einen Kloß im Munde hätte.

Die Aufführung der Antigone selbst stand hinter der des König Oedipus erheblich zurück. Frl. Dumont war nur in den wenigen Momenten, wo sie ruhigere und gedämpftere Töne anschlug, die herbe kraftvolle Griechin. Die Künstlerin liebt es, ganz unmotiviert einzelne Worte herauszuschreien, eine Manier, die gerade hier in diesen Tragödien unerträglich wirkt! Frl. Holgers als Ismene verfiel in den entgegengesetzten Fehler: alles nur mit halber Stimme hervorzuhauchen, was bei der heftigen Sprachart der Antigone umso seltsamer hervorstach. So gelangte dadurch keine der beiden Frauengestalten zur vollen Entfaltung. Der Kreon des Herrn Heine gefiel mir am besten in den Scenen seines Tyrannenwahnsinns. Man konnte hier freudig konstatieren, wieviel dieser junge Künstler, ohne je zur sklavischen Nachahmung herabzusinken, von Matkowski gelernt hat. Trefflich war diesmal Herr Kayßler als Haimon, der Sohn des Kreon und Herr von Winterstein als Diener, während Herr Meinhardt als Wächter eine recht ergötzliche Episode schuf. Alles das, was ich von ihm bei Oedipus vermißte, nämlich das überirdisch Verzückte, das von seiner Seherkraft überzeugte, machtvoll Prophetische bot diesmal Herr Reinhardt als Teiresias. Dieser Greis war ebenso furchtbar wie glaubenheischend. Man spürte den Hauch des Göttlichen!

Die Wirkung der Chöre war dagegen diesmal eine weniger günstige; sie wirkten nicht rein künstlerisch. Ihre Sprache war oft aufdringlich, ihre Gebärden falsch und statistenhaft. Der Grund dafür liegt sehr nahe. Während die Chöre des Oedipus Begleiter und Teilnehmer der Handlung sind, und ihre Reden sich fast ausschließlich um die Begebenheiten, die sie eben schaudernd miterlebt, drehen — sind die Chöre der Antigone mehr reflektierender, lehrhafter, ja fast philosophischer Art — wie in dem zweiten Chore, der die geistige Größe des Menschen und seine Macht über alle anderen Geschöpfe behandelt. Dergleichen zu rezitieren ist, unendlich viel schwerer, als dramatisch bewegte Reden! Der Fehler, wodurch diese Chöre unnatürlich wirkten, war eben, daß man sie dramatisch auffaßte und sie zu beleben versuchte! Ich verkenne jedoch nicht, daß sich der Chorführer (Herr Holthaus) am entferntesten davon hielt. Seine schlicht, eindringliche Art zu sprechen, rettete die Chöre noch einigermaßen!

Das Haus war nahezu ausverkauft; und man spendete zum Schluß begeisterten Beifall. Die Aufführung des König Oedipus war erheblich schwächer besucht! Wahrscheinlich, weil sie die bessere war!

Kurt Holm.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Die blaue Blume: Eine Anthologie romantischer Lyrik von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski. Mit Einleitung der Herausgeber. Leipzig.

Marie Madeleine: Auf Kypros. Berlin. Vita. Deutsches Verlagshaus.

August Strindberg: Die Schlüssel des Himmelreichs oder Sankt Peters Wanderung auf Erden. Märchenspiel in fünf Akten. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Erich Holm. Mit Umschlagzeichnung von Theodor Schinkel. Berlin und Leipzig.

Ferdinand Groß: Von der leichten Seite. Geschichten und Skizzen. Leipzig.

Diedrich Bischoff: Maurertum und Menschheitsbau. Freimaurerische Gedanken zur sozialen Frage. Leipzig.

Meinrad Sadil: Tantalos. Tragödie in fünf Akten. Wien.

Herman Schiller (Geheimer Oberschulrat und Universitätsprofessor a. D.) Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein Handbuch. 1. Band. Geschichte des Altertums. Berlin und Stuttgart.



Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.






für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. **Anzeigen 40 Pfg.** die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. | Berlin, den 28. April 1900. | Nr. 17.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Die „sogenannte" Wiederkunft des Gleichen von Nietzsche.

(Eine Fortsetzung meiner Erwiderung auf E. Hornessers Aufsatz „Eine Verteidigung der sogenannten ‚Wiederkunft des Gleichen' von Nietzsche.")

Daß Nietzsches Lehre von der „Ewigen Wiederkunft aller Dinge" die Gegen-Idee zu dem von Dühring in seinem „Kursus der Philosophie" vertretenen Standpunkt gegenüber dieser Idee ist, glaube ich in dem letzten Artikel (Nr. 16 Spalte 401 ff. dieser Zeitschrift) bewiesen zu haben. Ich möchte noch darauf hinweisen, daß sich Nietzsche selbst über eine solche Bildung von Gegen-Ideen ausgesprochen hat. Auf Seite 65 des 11. Bandes der Gesamtausgabe von Nietzsches Werken lesen wir folgenden „Aphorismus": „Was ist die Reaktion der Meinungen? Wenn eine Meinung aufhört, interessant zu sein, so sucht man ihr einen Reiz zu verleihen, indem man sie an ihre Gegenmeinung hält. Gewöhnlich verführt aber die Gegenmeinung und macht nun neue Bekenner: sie ist inzwischen interessanter geworden." Ich will noch einiges anführen, was beweist, daß Nietzsche diese Idee der „Ewigen Wiederkunft" nicht anders als naturwissenschaftlich auffaßte. Frau Lou Andreas-Salomé hat nämlich erst in der Zeitschrift „Freie Bühne", Mai 1892 und dann in ihrem Buche „Friedrich Nietzsche in seinen Werken" eine Mitteilung gemacht, die zur Aufhellung der Tatsachen interessant ist, trotzdem das ganze Buch dieser Frau, die 1882 einige Monate mit Nietzsche verkehrte, eine vollständig schiefe Auffassung seiner Lehre gibt. Frau Lou Salomé behauptet: „Schon ein oberflächliches Studium zeigte Nietzsche bald, daß die wissenschaftliche Fundamentierung der Wiederkunftsidee auf Grund der atomistischen Theorie nicht durchführbar sei; er fand also seine Befürchtung, der verhängnisvolle Gedanke werde sich unwiderleglich als richtig beweisen lassen, nicht bestätigt und schien damit von der Aufgabe seiner Verkündigung, von diesem mit Grauen erwarteten Schicksal befreit zu sein. Aber nun trat etwas Eigentümliches ein: weit davon entfernt, sich durch die gewonnene Einsicht erlöst zu fühlen, verhielt sich Nietzsche gerade entgegengesetzt dazu; von dem Augenblick an, wo das gefürchtete Verhängnis von ihm zu weichen schien, nahm er es entschlossen auf sich und trug seine Lehre unter die Menschen; in dem Augenblick, wo seine bange Vermutung unbeweisbar und unhaltbar wird, erhärtet sie sich ihm, wie durch einen Zauberspruch, zu einer unwiderleglichen Ueberzeugung. Was wissenschaftlich erwiesene Wahrheit werden sollte, nimmt den Charakter einer mystischen Offenbarung an, und fürderhin gibt Nietzsche seiner Philosophie überhaupt als endgültige Grundlage, anstatt der wissenschaftlichen Basis, die innere Eingebung — seine eigene persönliche Eingebung". Gegen diese Ansicht der Frau Lou Andreas-Salomé, daß sich in Nietzsches Geist eine anfänglich naturwissenschaftliche Idee in eine mystische Eingebung verwandelt hat, wendet sich Nietzsches langjähriger Freund, Peter Gast, in seiner wirklich hervorragenden, tiefgründigen Einleitung, die er vor einigen Jahren zu Menschliches, Allzumenschliches" geschrieben hat. Er verurteilt jede Hinüberspielung von Nietzsches Anschauungen ins Mystische und sagt, daß die Lehre von der Wiederkunft eine „rein mechanistisch zu verstehende Lehre von der Erschöpfbarkeit, also Repetition,

der kosmischen Molekularkombinationen" sei. Frau Lou Salomé gibt also für die ersten Zeiten, in denen Nietzsche den Wiederkunftsgedanken vertrat, zu, daß er „auf Grund der atomistischen Theorie" gedacht sei; Peter Gast nimmt die mechanische Auffassung an mit Ausschluß aller Mystik, durch die Frau Lou Salomé die Sache dann verworren macht. Die mechanische Auffassung ist aber die Gegen-Idee zur Dühringschen, und wir *müssen* daher annehmen, daß Nietzsche im Jahre 1881 die „Ewige Wiederkunft" in dieser mechanischen Fassung konzipiert hat. Ich war sogleich, als ich durch Dr. Koegel seine Abschriften des Wiederkunftsmanuskriptes erhielt, im Sommer 1896 ein entschiedener Vertreter der Peter Gastschen Auffassung. Ich hatte gegen manche Personen zu kämpfen, die damals zu einer mystischen Auffassung sich bekannten. Dieser mechanische Gedanke Nietzsches stimmt nun aber nicht zu der ganzen übrigen Gestalt, welche unsere mechanische Wissenschaft hat. Wer im Sinne der rationellen Mechanik denkt, muß wie Dühring die „ewige Wiederkunft" bekämpfen. Wollte sie Nietzsche verteidigen, so durfte er nicht für diese *eine* mechanische Conception allein, sondern er mußte für die ganze mechanische Naturanschauung die Gegen-Meinung aufstellen. Er mußte zeigen, daß diese ganze mechanische Auffassung nicht so unumstößlich sei, wie sie von Leuten vom Schlage Dührings gehalten wurde. Von da aus gelangte er zu der Frage nach dem Werte der Wahrheit. Warum werden die allgemein anerkannten Wahrheiten als solche geglaubt? Das wurde seine Frage. Dühring und Andere hätten einfach darauf geantwortet: nun weil sie eben wahr sind, weil sie der Wirklichkeit entsprechen. Nietzsche sagte sich, daß dies gar nicht der Fall ist. Wo entspricht irgend einer unserer Begriffe der Wirklichkeit? Nirgends. „Unsere Annahme, daß es Körper, Flächen, Linien, Formen gibt, ist erst die Folge unserer Annahme, daß es Substanzen und Dinge, Beharrendes gibt. So gewiß unsere Begriffe *Erdichtungen* sind, so sind es auch die Gestalten der Mathematik. Desgleichen gibt es nicht, — wir können eine Fläche, einen Kreis, eine Linie ebenso wenig *verwirklichen*, als einen Begriff." (Aph. 18 S. 17 des 12. Bandes der Koegelschen Ausgabe.) Diese Begriffe, diese Erdichtungen sind aber die Dinge, mit denen die Wissenschaften operieren. Es kann also gar nicht die Rede sein von der Absolutheit der wissenschaftlichen Wahrheiten. Warum nehmen wir sie denn doch an? Weil wir sie brauchen, um uns in der Wirklichkeit zu orientieren. Es gibt nirgends einen Kreis, nirgends eine Fläche; aber wir orientieren uns mit solcher Erdichtung innerhalb der Wirklichkeit. Nicht die Wahrheit, sondern die Zweckdienlichkeit für das Leben ist der Grund zu unserem Glauben an die sogenannten Wahrheiten. Um diese Zweckdienlichkeit aber gewahr zu werden, müssen wir die Anwendbarkeit unserer Begriffsdichtungen an unserem eigenen Leibe erfahren. Wir müssen uns diese Erdichtungen *einverleiben* und *versuchen*, mit ihnen zu leben. Bisher hat die Menschheit ihre sogenannten Wahrheiten nur deshalb geglaubt, weil sie sich sie *einverleibt* hat, und gefunden hat, daß sich mit ihnen leben läßt. Will man nun tiefer dringen in das Gefüge der Weltwesenheit, so kann man nicht dabei stehen bleiben, diese Einverleibung, wie sie bisher geschehen ist, einfach mitzumachen. Es könnte ja sehr wohl sein, daß sich auch mit ganz anderen Meinungen leben ließe. Ein Beweis gegen die „ewige Wiederkunft" hat nur die Bedeutung, daß er zeigt, man kann diese Idee mit den Erdichtungen nicht vereinigen, von denen man bisher gefunden hat, daß sich bei *ihrer* Einverleibung leben läßt. Will man aber *dahinter* kommen, ob die „ewige Wiederkunft" eine Lebensmöglichkeit bietet, dann muß man *versuchen*, mit den Gegenmeinungen der bisherigen Ideen zu leben. Man muß sich zurückversetzen in den Zustand der *Unschuld*, in dem noch keine Meinungen einverleibt sind; man muß sich zum „*Experiment*" machen, um zu sehen, wie sich mit anderen Ideen leben läßt als den bisherigen. Nur so können wir das Leben wirklich prüfen, ob es in seinen tiefsten Tiefen lebenswert ist. Wenn wir die *Schwere* von uns abgestreift haben, die wir in uns empfinden durch den Glauben an absolute Wahrheiten, wenn wir uns „wie die Kinder zu dem stellen, was früher den *Ernst des Lebens* ausgemacht hat", dann können wir probieren, wie sich mit Meinung und Gegenmeinung leben läßt. (Aph. 148 in Band 12 S. 89 in Koegels Ausgabe). Die bisherigen Menschen waren *beschwert* mit der Zuversicht, daß sich nur mit den einverleibten Erdichtungen leben läßt. Man werfe diese Zuversicht ab; man streife allen Glauben an bestimmte Meinungen ab; man experimentiere mit allen Trieben, Leidenschaften und warte ab, wie weit sie sich einverleiben lassen d. h. wie weit sich mit ihnen leben läßt. Man muß das Leben *erleichtern* von allen einverleibten Erdichtungen. Zunächst wird das allerdings eine *Erniedrigung, Abschwächung des Lebens* geben. Denn wir sind darauf eingerichtet, mit dem bisher angesammelten Rüstzeug zu leben. Werfen wir es ab, so schwächen wir uns zunächst. Aber gerade dadurch machen wir uns fähig, es im Gegensatz zum alten Schwergewicht einmal mit dem „neuen Schwergewicht" mit der „ewigen Wiederkunft" zu versuchen. Noch einmal als „Einzelner" wollen wir den Lebenskampf aufnehmen, auf breiterer Basis als mit den bisher einverleibten Erdichtungen. „*Ein Spiel der Kinder*, auf welches das Auge des Weisen blickt, Gewalt haben über *diesen* und *jenen Zustand*" (Aph. 148 in Koegels Ausgabe). Was muß nun bei einem solchen *versuchenden* Leben herauskommen, wenn uns das Leben lebenswert erscheinen soll, wenn wir nicht lieber die Vernichtung wählen wollen? „Ein absoluter Ueberschuß muß nachzuweisen sein, sonst ist die Vernichtung unserer selbst in Hinsicht auf die Menschheit als Mittel der Vernichtung der Menschheit zu wählen". (In demselben Aphorismus.) Wir haben dadurch einen Maßstab gewonnen für die Einverleibung einer neuen Lehre. Bisher haben wir nur immer mit der entgegengesetzten Lehre gelebt; jetzt wollen wir sehen, ob die „Lehre von der Wiederkunft" einen Ueberschuß an Lust gibt. „Damit ist der Zusammenhang zwischen Punkt 4 des Entwurfs" von der „Ewigen Wiederkunft" gegeben mit dem Punkt 5. Der erste heißt: „Der Unschuldige. Der Einzelne als Experiment. Die Erleichterung des Lebens, Erniedrigung, Abschwächung, Uebergang". Der letztere lautet: „Das neue Schwergewicht: die ewige Wiederkunft des Gleichen u. s. w." — Diese beiden letzten Kapitel hätten also darzustellen gehabt, welche Aufgabe Nietzsche *vor* sich hatte, wenn er ein „neues Schwergewicht" schaffen wollte. Im Gegensatz dazu sollten die drei ersten Kapitel zeigen, wie die Menschheit bisher sich entwickelt hat. Sie hat sich mit Hilfe von Irrtümern durchs Leben durchgekämpft (Einverleibung der Grundirrtümer). Die ir-

tümlichen Glaubenssätze wurden geglaubt, weil sie sich als nützlich erwiesen. Aber nicht bloß die Glaubenssätze, durch die wir uns in der Wirklichkeit orientieren, sind einverleibte Irrtümer: auch die Triebe und Leidenschaften, auch Lust und Unlust sind solche Irrtümer. Was ich als Schmerz empfinde, ist in Wirklichkeit kein Schmerz. Es ist nur ein ganz gleichgiltiger Reiz, zunächst ohne Lust oder Unlust. Erst, wenn ich ihn mit Hilfe meines Gehirns interpretiere, wird er Schmerz oder Lust. „Ohne Intellekt gibt es keinen Schmerz, aber die niedrigste Form des Intellekts tritt da zu Tage, derjenige der „Materie“, der „Atome“. — Es gibt eine Art, von einer Verletzung überrascht zu werden (wie jener, der auf dem Kirschbaume sitzend eine Flintenkugel durch die Backe bekam), daß man gar nicht den Schmerz fühlt. Der Schmerz ist Gehirnprodukt.“ (Aph. 47 in Koegels Ausgabe). Indem wir das Leben nach den Eindrücken von Lust und Schmerz bewerten, bewegen wir uns also gar nicht in einem Reiche der Wirklichkeit, sondern in einer Sphäre unserer Interpretation. Es kommt somit im Leben nicht darauf an, wie ein Reiz auf uns wirkt, sondern wie wir glauben, daß er auf uns wirkt. Dieser Glaube ist ein ebenso einverleibter, wie der an die Grundirrtümer. Wie diese sich vererben, so vererben sich die Einschätzungen, die Interpretationen der Reize. „Ohne Phantasie und Gedächtnis gäbe es keine Lust und keinen Schmerz. Die dabei erregten Affekte verfügen augenblicklich über vergangene ähnliche Fälle und über die schlimmen Möglichkeiten, sie deuten aus, sie legen hinein. Deshalb steht ein Schmerz im allgemeinen ganz außer Verhältnis zu seiner Bedeutung für das Leben, — er ist unzweckmäßig. Aber dort, wo eine Verletzung nicht vom Auge oder dem Getast wahrgenommen wird, ist sie viel weniger schmerzhaft, da ist die Phantasie ungeübt.“ (Aph. 50 in Koegels Ausgabe). Ich will nun hier an einem Beispiel erweisen, wie tiefgehend Dührings Einfluß auf Nietzsches Gedanken im Jahre 1881 war. Dühring sagt in seinem „Kursus der Philosophie“: wenn „Empfindungen und Gefühle einfach wären, so müßte über sie durch unmittelbares axiomatisches Urteil in verwandter Art entschieden werden, wie über einen mathematischen Grundsatz“ . . . „Die Art von Beifall oder Einstimmung, die eine völlig einfache Erregung mit sich brächte, würde eben auch eine nicht mißverständliche Tatsache sein und in ihrem Gebiet ebenso gelten müssen, wie eine geometrische oder physikalische Notwendigkeit.“ (Kursus der Philosophie S. 165). Man sieht, Dühring behauptet, daß ein Reiz nur eine Folge nach sich ziehen kann d. h., daß er durch sich lust- oder schmerzvoll ist. Nietzsche stellt auch hier der Dühringschen Meinung die Gegenmeinung gegenüber: „Warum tut ein geschnittener Finger wehe? An sich tut er nicht wehe (ob er schon „Reize“ erfährt), der, dessen Gehirn chloroformiert ist, hat keinen „Schmerz“ im Finger“. (Aph. 48 in Koegels Ausgabe). Auch die moralischen Triebe und Leidenschaften beruhen auf einer Interpretation der Wirklichkeit, nicht auf einem wahren Sachverhalt, sondern auf einem als wahr gegeglaubten. „Wenn wir die Eigenschaften des niedersten belebten Wesens in unsere „Vernunft“ übersetzen, so werden „moralische“ Triebe daraus“. (Aph. 64 in Koegels Ausgabe). „Im Wolwollen ist verfeinerte Besitzlust, verfeinerte Geschlechtslust, verfeinerte Ausgelassenheit des Sicheren u. s. w.“ (Aph. 95 bei Koegel). Bei unseren Handeln haben wir nicht die Wirklichkeit: Besitzlust, die verfeinerte Geschlechtslust im Auge, sondern die uns einverleibte Leidenschaft des Wolwollens, die aber nur eine Interpretation des Wirklichen ist. Wir sehen, wie die Menschen zu „Wahrheiten“ und „Leidenschaften“ kommen. Sie interpretieren die Wirklichkeit und verleiben sich die Interpretationen ein. In dem Augenblicke, wo die Menschen dahinter kommen, daß sie nicht die Wirklichkeit, sondern ihre Interpretationen der Wirklichkeit besitzen, beginnt auch der Zweifel an diesen Interpretationen. Während man sich bisher das als wahr einverleibt hat, was lebenfördernd war, gleichgültig ob es wahr oder falsch war, frägt man jetzt nach der Wahrheit als solcher. Man hat das lebenfördernde als „wahr“ bezeichnet. Dadurch hat „das Wahre“ ein gewisses Ansehen, einen Wert erhalten. Man fing an, nach „dem Wahren“ zu streben. Aber man konnte nichts anderes tun, als eine Auslese halten unter den Grundirrtümern. Denn man hatte doch nichts anderes als diese. Eine besonders ausgelesene Gattung von Grundirrtümern nannte man „Wahrheiten“. Man hatte sogar zum Feststellen dessen, was Wahrheit ist, auch nichts als die Irrtümer. Woher kann ein solches Streben stammen? Nur aus dem Glauben, daß die Wahrheit das Leben steigert (Leidenschaft der Erkenntnis).

So ungefähr mögen die Ideen ausgesehen haben, die Nietzsche durch den Kopf gingen, als er 1881 in Sils-Maria den „Entwurf“ zur „Wiederkunft des Gleichen“ schrieb. Diese Vorstellung wenigstens gewann ich von dem Sachverhalt, als mir Dr. Koegel im Sommer 1896 seine Zusammenstellung der einzelnen Aphorismen gab. Wer nun den Band 12 (den Frau Foerster-Nietzsche aus dem Buchhandel hat zurückziehen lassen) liest, wird den Eindruck gewinnen, daß die unter den einzelnen Kapiteln eingereihten Aphorismen den Hauptgedankengang in einzelnen Punkten mehr oder weniger ausführen, verdeutlichen. Es ist kein Zweifel, daß Nietzsche diese einzelnen Aphorismen in zwangloser Reihenfolge aufgeschrieben hat. Für die Anordnung ein absolut richtiges Prinzip zu finden, wird daher nie möglich sein. Auch die Frage, ob der eine oder der andere Aphorismus wegbleiben könnte oder nicht, wird der eine Herausgeber so, der andere anders beantworten. Dr. Horneffer behauptet: nur die 44 von ihm in seiner Broschüre „Nietzsches Lehre von der Ewigen Wiederkunft“ angeführten hätten eine Berechtigung, dem Entwurf zugeteilt zu werden. Ich frage mich vergeblich, warum er den Aphorismus 50 (der Koegelschen Ausgabe) wegläßt, der inhaltlich sich sinngemäß den Aphorismen eingliedert, die Koegel als 49 und 51 abdruckt und die doch Horneffer selbst als berechtigte anerkennt. Ich verstehe nicht, warum Aphorismus 119 nicht unter den Entwurf fallen soll, da doch darin ganz klar von einverleibten Irrtümern die Rede ist. „Das Großartige in der Natur, alle Empfindungen des Hohen, Edlen, Anmutigen, Schönen, Gütigen, Strengen, Gewaltigen, Hinreißenden, die wir in der Natur und bei Mensch und Geschichte haben, sind nicht unmittelbare Gefühle, sondern Nachwirkungen zahlloser uns einverleibter Irrtümer, . . .“ Man vergleiche diesen Aphorismus mit dem 51. dem Dr. Horneffer wieder eine Stelle in der „Wiederkunft“ gönnt: „. . . . Ebenso ist das Maß der Lust nicht im Verhältnis zu unserer jetzigen Erkenntnis, — wol aber zur „Erkenntnis“ der primitivsten und längsten Vorperiode von Mensch- und Tierheit. Wir stehen

unter dem Gesetze der Vergangenheit, das heißt ihrer Annahmen und Wertschätzungen." Aber wozu sich um das einzelne streiten, da es einmal in der Natur dieser Asphorismen liegt, daß sie der eine so, der andere anders anordnen kann. Auf was viel mehr ankommt, das ist dies: ich glaube durch meine Darlegungen gezeigt zu haben, daß die Nietzschesche Idee der „Ewigen Wiederkunft" richtig das ist, als was sie Peter Gast angibt: „Die rein mechanisch zu verstehende Lehre von der Erschöpfbarkeit, also Repetition, der kosmischen Molekularkombinationen", und daß Nietzsche, um diese Idee im Gegensatz zu Dühring zu halten, in den vier ersten Kapiteln eine Art neuer Erkenntnislehre liefern wollte. In dieser sollte sich zeigen, daß die Weise, wie die bisherigen „Wahrheiten" entstanden sind, kein Hindernis dafür ist, diesen die Gegenmeinungen entgegenzusetzen. Ich setze einmal den Fall: Dr. Koegel hätte wirklich ganz Unrecht, und es gehörten nur die 44 Asphorismen, die Horneffer anführt, zur „Ewigen Wiederkunft", so bliebe dieser Gedanke doch bestehen, denn auch aus diesen 44 Aphorismen folgt nichts anderes. Also mit einer mechanisch zu verstehenden Lehre und nicht mit einer „religiösen Idee", wie Dr. Horneffer meint, haben wir es zu tun. Und es war gerade Frau Lou Andreas' Fehler, daß sie die durchsichtige Klarheit dieser Idee in einem mystischen Nebel untergehen ließ. Diese Nietzschesche Idee ist vielmehr so konzipiert, daß wir uns sie nur dann einverleiben werden, wenn wir bei dem „Experiment", das wir mit ihr anstellen, finden, daß wir uns mit ihr innerhalb der gesamten Natur so orientieren können, wie mit der bisherigen Naturlehre. Und wenn Horneffer fragt: „Wie konnte er auf den Gedanken verfallen, zu ihrer Stütze die Physik und überhaupt die Naturwissenschaften herbeizurufen?", so ist darauf zu antworten: „Das hätte er tun müssen, wenn er die Idee in derselben Weise hätte durchführen wollen, in der er sie konzipiert hatte. Allerdings nicht, um die Idee zu beweisen, sondern um zu zeigen, daß sie einverleibbar ist. Die ganze Naturwissenschaft hätte ein anderes Gesicht unter dem Einflusse dieser Idee gewinnen müssen. Denn das Gefühl hätte nie geduldet, daß die Naturwissenschaft in der alten Weise fortwirtschaftet, und daneben das religiöse Empfinden sich mit einer dem Naturerkennen widersprechenden Idee abfindet. Ein neuer Konkurrenzkampf der Meinungen hätte vielmehr durchgekämpft werden müssen. Das „neue Schwergewicht" kann sich nur dann behaupten, wenn es sich als lebenfördernder erweist als die alten naturwissenschaftlichen Wahrheiten. Dr. E. Horneffer sagt auf S. 26 seiner Schrift: „Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft": „Ich will noch erwähnen, daß ich nicht glaube, daß Nietzsche seiner Lehre von der ewigen Wiederkunft eine breitere, naturwissenschaftlichen Unterlage hat geben wollen. Ich bezweifle, daß es je beabsichtigt hat, sie durch empirische Kenntnisse ausführlicher zu beweisen. . . . Denn wozu der ausführliche Nachweis, daß wir über die nachweisbare Erfahrung hinausgehende Vorstellungen, daß wir Irrtümer brauchen, sofern dieselben auf das Leben günstig einwirken? Wozu der weitere Nachweis, daß die ewige Wiederkunft eine Vorstellung ist, die, ob wahr oder falsch, sehr günstig auf das Leben einwirken muß? Setzt diese Art, philosophische Vorstellungen zu empfehlen, nicht gerade die Annahme voraus, daß sie empirisch überhaupt nicht beweisbar sind?" Nein, gewiß, diesen Nachweis setzt sie nicht voraus. Aber die Forderung erhebt sie, durch Einverleibung zu entscheiden, ob die neue Meinung günstiger auf das Leben einwirkt, als die alten naturwissenschaftlichen Meinungen. Nicht mit den alten naturwissenschaftlichen Methoden konnte und durfte Nietzsche sein „neues Schwergewicht" beweisen, sondern mit diesem seinem neuen Schwergewicht mußte er die alten Methoden selbst besiegen; er mußte die größere Stärke der neuen Idee durch das Experiment beweisen. Und weil er sich zu einem solchen Nachweis außerstande sah, deshalb ließ er die neue Idee zunächst fallen; deshalb trat immer mehr dafür in seinem Geiste eine Idee in den Vordergrund, die nicht gegen die alten naturwissenschaftlichen Wahrheiten gerichtet war, sondern die in ihrer Richtung lag, die Idee des Uebermenschen. Denn der Uebermensch ist eine mit allen anderen modernen naturwissenschaftlichen Ideen durchaus vereinbare Vorstellung. Man lese im „Zarathustra": „Der Mensch ist ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Uebermensch. . . . Ich liebe den, welcher arbeitet und erfindet, daß er dem Uebermenschen das Haus baue und zu ihm Erde, Tier, Pflanze vorbereite: denn so will er seinen Untergang". Diese Worte sind ganz im Einklange mit der großen modernen Entwickelungsidee der Naturwissenschaft gesprochen. „Alle Wesen bisher schufen etwas über sich hinaus: und ihr wollt die Ebbe dieser großen Flut sein und lieber noch zum Tiere zurückgehen, als den Menschen überwinden? Ihr habt den Weg vom Wurme zum Menschen gemacht, und vieles ist in euch noch Wurm. Einst waret ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe". Diese Zarathustra-Worte hat ein Mann gesprochen, den nicht die „Ewige Wiederkunft", sondern der große Entwickelungsgedanke der neueren Naturwissenschaft zum dichtenden Propheten machte. Daß sich aus dem Plan zu einem Werke über die „Ewige Wiederkunft" derjenige zum „Zarathustra" entwickelt hat: dies hat keinen anderen Grund als den, daß Nietzsche in diesem Augenblicke nicht die „Ewige Wiederkunft", sondern die Idee des Uebermenschen für lebenfördernder gehalten hat. Wenn später dann doch der Gedanke der „Ewigen Wiederkunft" wieder auftaucht, wenn wir ihn sporadisch in der „Fröhlichen Wissenschaft", im „Zarathustra" selbst finden, wenn er ihn sogar als die Krönung, als letzten positiven Gedanken, seines sonst ganz negativen Werkes „Ummertung aller Werte" hinstellt, so kann dies keinen anderen Grund als den haben, daß die sich vorbereitende Erkrankung in ihm den Sinn dafür abstumpfte, wie wenig lebenfördernd dieser Gedanke ist, wie wenig er sich im Kampfe der Meinungen behaupten kann, und daß Nietzsche eine gewisse Schwäche für den Gedanken hatte, nachdem er einmal in ihm aufgetaucht war. Ich fürchte mich nicht vor dem pöbelhaften Vorwurfe, daß ich kein wahrer Nietzsche-Verehrer sei, weil ich meine obige Ueberzeugung ausspreche. Ich weiß, wie schwer sie mir geworden ist, diese Ueberzeugung, daß die Vorstadien der Erkrankung in die letzte Phase des Nietzscheschen Philosophieren doch hineinspielen.

Also ein verfehltes Werk war es, ein Werk, dessen Grundkonzeption unhaltbar, weil nicht lebenfördernd war. Und Nietzsche empfand, daß er mit dieser Grundkonzeption nichts anfangen konnte. Deshalb hat er das Werk nicht zur Ausführung gebracht. Der Herausgeber von Nietzsches Nachlaß konnte kein anderes als ein unhaltbares Werk zustande bringen. Frau

Foerster-Nietzsche sagt in ihrer Einleitung zu Lichtenbergers Buch über „Die Philosophie Friedrich Nietzsches": „Der damalige Herausgeber Dr. Fritz Koegel hat, ohne von den späteren noch unentzifferten Manuskripten Kenntnis zu nehmen, den Inhalt eines geschriebenen Heftes meines Bruders aus dem Sommer 1881 unter eine nicht dazu gehörige Disposition gebracht. .... Das von Dr. Koegel zusammengestellte Manuskript flößte mir von vornherein Mißtrauen ein und ich hatte zur Prüfung, ehe es veröffentlicht wurde, die Zuziehung eines sachverständigen Herausgebers gewünscht. .... Ich selbst war zuerst durch die tödliche Krankheit meiner Mutter und dann durch eigene Krankheit verhindert, die Sache genauer zu untersuchen; nachdem unterdessen aber verschiedene Kritiker, so z. B. in der „Zukunft" und in der „Frankfurter Zeitung", sich über diese wunderliche und dürftige Veröffentlichung, die jeden aufrichtigen Nietzsche-Verehrer enttäuschen mußte, mit Erstaunen und Mißfallen ausgesprochen hatten, sah ich mich im Herbst 1898 genötigt, die Verlagsfirma zu veranlassen, den XII. Band aus dem Buchhandel zu ziehen." Nun die „Dürftigkeit" der Veröffentlichung lag nicht an dem Herausgeber, sondern daran, daß das Werk selbst ein verfehltes war. Und kein aufrichtiger Nietzsche-Verehrer konnte dadurch in seiner Nietzsche-Verehrung irgendwie beeinträchtigt werden, daß er sah, wie Nietzsche sich ein paar Wochen lang mit dem Plane zu einem unausführbaren Werke getragen hat. Und daß sich die Sache so verhält, daran kann der Angriff Horneffers gegen Koegel auch nicht das geringste ändern. Auch die 44 Aphorismen, die jetzt Horneffer nach der Durchsiebung des Manuskriptes veröffentlicht, beweisen, daß Nietzsches Idee der „Ewigen Wiederkunft" im Jahre 1881 eine naturwissenschaftlich-mechanistische Gegen-Idee der Dühringschen Anschauung war und daß sie als solche unhaltbar, verfehlt ist. Dem Eingeständnis dieser Tatsache wurde nun und wird vom Nietzsche-Archiv entgegengearbeitet. Der naturwissenschaftliche Charakter und die naturwissenschaftliche Tragweite dieser Idee werden geleugnet. Aber Dr. Koegel mag noch so viele Fehler bei der Herausgabe gemacht haben: diese Tatsache ist richtig und, wer unbefangen ist, wird sie gerade durch Horneffers Angriff auf Koegel bestätigt finden. Und jede Ausgabe von Friedrich Nietzsches Werken, die diese Tatsache verschleiert, wird eine objektive Fälschung sein. Weil der Gedanke der „Ewigen Wiederkunft" naturwissenschaftlich unhaltbar ist: deshalb will man im Nietzsche-Archiv, daß ihn Nietzsche nie naturwissenschaftlich konzipiert habe. Deshalb fing Frau Foerster-Nietzsche, als ihr die Unhaltbarkeit klar gemacht wurde, an, zu behaupten, dieser Gedanke wäre nicht nur später, sondern auch schon im Jahre 1881 so gefaßt gewesen, wie Frau Lou Andreas-Salomé behauptet, daß er von Nietzsche später angefaßt worden ist: als ein Mysterium. Man sehe, was Frau Foerster-Nietzsche mir im September 1898 schreibt: „Konnte dieser erschütternde Gedanke nicht prachtvoll, unwiderleglich, wissenschaftlich bewiesen werden, so war es besser und pietätsvoller (sic), ihn als ein Mysterium zu behandeln, als eine geheimnisvolle Vorstellung, die ungeheure Folgen haben kann." Nicht die Fehler, die Koegel gemacht hat, bilden den Ausgangspunkt des ganzen Kampfes; nein, sondern die Tatsache, daß er als Herausgeber aus dem „Wiederkunftsgedanken" kein „Mysterium" gemacht hat. Man sehe doch in Frau Lou Salomé's Buch S. 225: „Was wissenschaftlich erwiesene Wahrheit werden sollte, nimmt den Charakter einer mystischen Offenbarung an". Frau Foerster-Nietzsche marschiert also nicht allein in holder Eintracht mit der von ihr sonst so sehr bekämpften Frau Lou Salomé; nein, sie überbietet sie in Bezug auf die Wiederkunftslehre noch. Was Frau Salomé nur für die letzte Zeit Nietzsches in Anspruch nimmt; Frau Foerster-Nietzsche legt es Nietzsche bei von dem Augenblicke an, in dem er den Gedanken konzipierte. Es ist für mich, der ich die stürmische Gegnerschaft der Frau Foerster-Nietzsche gegen Frau Lou Salomé recht oft zu bemerken Gelegenheit hatte, jetzt drollig zu sehen, wie sie Friedrich Nietzsche auf die Schleichwege — nicht etwa Eduard von Hartmanns — sondern von Lou Andreas Salomé führt. Und Herr Dr. Horneffer ist in der Lage, dem „Ewigen Wiederkunfts"-Werk einen Plan zu Grund zu legen, der genau ebenso auf diese Schleichwege von Frau Lou Salomé führt. Er sagt doch: „Nietzsche wollte seine Idee der ewigen Wiederkunft als eine religiöse Idee hinwerfen." Rudolf Steiner.



„Und was fangen Sie mit den dummen Jungen an?"

Von Dr. Hans Schmidkunz.

Vor einiger Zeit versuchte ein Mitstreiter in Dingen der sogenannten Hochschulpädagogik eine ihm bekannte Persönlichkeit für die durch jenes Schlagwort gekennzeichneten Bestrebungen zu gewinnen. Er setzte ihr brieflich auseinander, was ihre Führer wollen; er beschrieb ihr, was sie unter Hochschulpädagogik verstehen — die Anwendung der, bisher nur für die unteren Schulstufen verwerteten Pädagogik auf die höchste Schulstufe; er legte ihr das Interesse nahe, das jedermann an einer Förderung dieser Bestrebungen nehmen könne. Die Antwort enthielt das Ersuchen um einige noch nähere Aufschlüsse und schloß mit der kurzen Frage: „Und was fangen Sie mit den dummen Jungen an?"

Diese Frage war nicht mißzuverstehen. Noch dazu zeichnet sie sich aus durch die Charakteristik, mit der hier die schlichte und dringliche Frage nach der Bedeutung der Hochschulpädagogik für die Studentenschaft oder nach der Rolle, die diese in ihr spielen soll, formuliert ist. Und endlich mahnt sie uns, rasch wieder des an Gegensätzen, Widersprüchen, Gefahren und Hoffnungen wol reichsten Standes zu gedenken, den es in unserer Kultur gibt, falls er wirklich als ein Stand zu bezeichnen ist: ich meine den des deutschen Studenten.

Fassen wir kurz zusammen, was die sogenannten hochschulpädagogischen Bestrebungen wollen, und was sie in den wenigen Jahren ihres Bestehens — abgesehen von den Jahrzehnten ihrer Vorbereitung und den vielen Jahrhunderten aller Vorarbeiten — erreicht haben. Sie gingen aus von der ziemlich weit verbreiteten Erkenntnis, daß unsere Universitäten ihre hohe Bedeutung ebenso vorwiegend ihrer intensiven Pflege der Wissenschaften als solcher zu danken haben, wie die moderne Volksschule ihre Bedeutung vorwiegend ihrem hoch aus-

gebildeten Lehrverfahren zu danken hat, und wie das bisherige Gymnasium seinen Aufgaben um so mehr gerecht wird, je direkter es eine Anstalt nicht der reinen Wissenschaft oder gar Gelehrsamkeit, sondern des Unterrichtes in den wissenschaftlichen Vorkenntnissen sein will — von dem erzieherischen Wirken dieser Schulen ganz zu schweigen. Jener Erkenntnis trat aber allmählich die Einsicht oder wenigstens das Ahnungsgefühl zur Seite, daß die Universitäten ihre Erfolge bei den Jüngern der Wissenschaft mit weit weniger Kraftverbrauch und in weit höherem Maß erreichen könnten, wenn sie sich nicht nur als Stätten der reinen Wissenschaft und etwa der reinen Künstlerschaft auf gewissen Gebieten der Praxis betrachteten, sondern auch als Stätten eines wirklichen und möglichst hoch ausgebildeten, aber auch von den Unterrichtsweisen der unteren Schulen entsprechend verschiedenen Unterrichtes auf ihrem, dem eigentlich wissenschaftlichen, nicht mehr schulmäßig vorgerichteten Gebiet.

Ja selbst das Wort von einer Reform der Universitäten oder wenigstens des Universitätsunterrichtes war dabei gefallen. Insbesondere hat eine darauf gerichtete Broschüre Professor Ernst Bernheims in Greifswald, des Historikers und Autors des Lehrbuchs der historischen Methode, Aufsehen erregt, Billigung und Widerspruch gefunden und schließlich für manches Weitere eine Anknüpfung dargeboten. Keineswegs ist hier dem seit längerm vorhandenen Drängen nach „praktischem" Fachdrill das Wort geredet, vielmehr die wissenschaftliche und universale Aufgabe der Universität streng festgehalten und dadurch auch jeder an diese Broschüre anknüpfenden Bewegung die „akademische" Weihe gegeben.

Bernheim will die Lehrweise der Universität zweckmäßiger eingerichtet haben; er will pädagogischer vorgegangen wissen. Im Speziellen wendet er sich gegen die in den gewöhnlichen Vorlesungen entfaltete gelehrte Breite und gegen den Mangel an Eingehen auf die Bedürfnisse des Studenten; knappe Einleitungs-Vorlesungen zur Uebersicht, dann ein im Sinn der bekannten Uebungskollegien angelegtes Lehrverfahren mit möglichstem Herausentwickeln der Selbständigkeit des Lernenden: das sind wol die nächst wichtigen Hauptpunkte von Bernheims eigenen Reformvorschlägen. Allerdings gelten diese zunächst für die historischen und überhaupt die geisteswissenschaftlichen Fächer der philosophischen Fakultät; mit den naturwissenschaftlichen und dann den medizinischen Fächern ist es ja in diesen Dingen bereits seit längerem besser bestellt, wenngleich auch hier noch für alle Kritik des Pädagogikers Raum bleibt. (Siehe auch Bernheims Rektoratsrede vom 15. Mai 1899: „Die Stellung der deutschen Universitäten im Leben der Nation".)

Bei diesen und ähnlichen Reformbemühungen wird die Sache von Seite des Universitätslehrers aus betrachtet — soweit eben der bisherige „Dozent" bereits als Lehrer gelten kann. Als Gegenstück ist nun die Betrachtung der Sache von Seite des Lernenden aus am Platz — soweit eben der bisherige „Student" bereits als Lernender gelten kann. Die Klagen über die Verhältnisse der „Dummen Jungen" betreffen u. a. die Gefahr des Banausentums, die Gefahr, daß wir nicht mit Jüngern der Wissenschaft und mit angehenden Vertretern eines Berufs in dem hohen und weiten Sinn dieses Wortes, sondern mit angehenden Routiniers eines Faches, mit Handwerkern und mit Strebern zu tun haben. Das wäre also das erste, was wi[r] den „Dummen Jungen" anzufangen hätten: di[e Be-] wahrung vor dem Banausentum; und für diese zu[...] negative Bemühung ist Bernheims Kritik und Re[...] ruf bereits eine gute Hilfe, zumal da in dem bish[erigen] Reformertum für die Universitäten ein ziemliches Drängen nach „Praxis", d. h. nach Beschränkun[g] die Aufgaben der speziellen Fachpraxis enthalte[n]. Immer stärker jedoch macht sich in der seith[...] Weiterbildung des Universitäts-Reformertums und [...] haupt in der gesamten auf die Pädagogik der [...] Schulen gerichteten Bewegung ein Zug nach [...] windung jener „Praxis" in dem beschränkteren und nach ihrer Erweiterung durch übergeordnete [...] ressen geltend.

Wir fragen: tritt der angehende Student i[n die] Universität beziehungsweise in eine andere Hoch[schule] so ein, daß er einer spezifischen Fachbildung ent[gegen-] geht — also in analoger Weise, wie wenn er ei[n ...] eine gewerbliche Fachschule einträte — oder bezie[...] nunmehr die Stätte einer weitergreifenden Bil[dung,] wie auch seine bisherigen, namentlich die sogena[nnten] höheren Schulen es waren? Im allgemeinen b[...] eine Neigung zu der Antwort im ersteren Sinn[...] Universitäten u. s. w. gelten als Stätten einer Sp[ezial-] oder einer Fachbildung: man soll dort Jurist [oder] Mediziner oder Lehrer oder Ingenieur oder sonst ein [Fach-] mann werden. Dem steht aber gegenüber die alte Ueber- lieferung, die unseren Universitäten die Anerkennung [...] nicht versagt, was sie seit jeher sein wollten: Stätten der Wissenschaft als solcher; und bis zu gewissen Grenzen haben die später hinzugetretenen Hochschulen, zumal die technischen, eine solche Anerkennung auch für sich recht- mäßig erworben. Nun verlangt aber Wissenschaft schon von vorne herein etwas weit höheres als ein Spezial- interesse an der Ausübung eines Faches. Zur Rechts- wissenschaft genügt nicht das Interesse an rechtsanwaltlicher oder richterlicher Thätigkeit, und gleiches gilt von den übrigen Gebieten, die hier in Betracht kommen. Denn vor allem verlangt jede Wissenschaft, auch wenn sie selbst zu den „praktischen" oder „theoretisch-praktischen" gehört, zunächst das Interesse der Erkenntnis, nicht des Handelns — sei es auch einer Erkenntnis, die als Grundlage eines Handelns erworben wird. Dann aber steht die Wissenschaft nicht nur unter dem Gebote der Arbeitsteilung, sondern auch unter dem des Zusammenwirkens der geteilten Arbeiten. Eine vollkommene Auffassung des Berufslebens stellt sich zwar auch unter ein solches Gebot; als etwaiges Beispiel möge das Ideal eines gemeinsamen Wirkens von Arzt und Seelsorger genannt sein. Allein die Tatsachen zeigen meist ein niedrigeres Niveau: wenn schon nicht das eines Gegeneinanderwirkens, so doch das eines vereinzelten Dahinarbeitens je für sich. Und wenn irgendwo eine verläßliche Grundlage für eine sowol edlere als auch fruchtbarere Fachtätigkeit geschaffen werden kann, so ist es vor allem die Stätte der wissenschaftlichen Ausbildung, die (theoretische) Hochschule.

Zum Teil stimmt mit dem Gesagten eine auch nicht mehr neue andere Forderung überein, die zwar an mancher Unklarheit und an manchen Gefahren leidet, aber trotzdem einen ganz unentbehrlichen Kern enthält: die überall häufig auftauchende Forderung nach sogenannter Allgemeinbildung und zwar nach einer erhöhten, über die Beschränkungen der unteren Schulen hinausliegenden, soweit möglich wissenschaftlichen Allgemein-

bildung. Man könnte nun ganz gut eine Geschichte des Mißbrauchs schreiben, der mit diesem Begriff bisher getrieben worden ist, und würde damit manch Stückchen schneidender Kulturkritik zustande bringen, namentlich gegenüber der Vergangenheit und Gegenwart des preußischen Schulwesens; Vorarbeiten zu jener Geschichte und Kritik liegen namentlich in Lagardes „Deutschen Schriften" vor. An ihrer Hand läßt sich zunächst sagen, daß jede Schule, hoch oder nieder, die Stätte einer besonderen, bestimmten Bildung sein soll, und das Einreißen einer Unbestimmtheit und eines Allerlei in ihre Bildungstätigkeit zu den allerschwersten Schäden gehört. Wesentlich anders aber wird die Sache, wenn man an der Besonderheit und Bestimmtheit jeder Bildung von Anfang an festhält, jede besondere bestimmte Bildung als integrierenden Bestandteil eines größeren Ganzen faßt und behandelt und als Allgemeinbildung nur diese Eingliederung des Einzelnen in das Ganze betreibt.

In diesem Sinn ist eine erhöhte Allgemeinbildung eines der ersten Stücke, die wir „mit den dummen Jungen" anfangen müssen. An den deutschen Universitäten kann man sich derzeit nicht eben über einen allzu großen Mangel an Gelegenheiten dazu beklagen, wenngleich ihr Benützen eine etwas unsichere und wirre Sache ist. Um so schlimmer ist es damit an den technischen Hochschulen bestellt, zumal angesichts ihres Aufschwungs, ihrer Erweiterungen, ihrer gesteigerten Ansprüche in letzter Zeit. Ihre „Allgemeinen Abteilungen" sind meist versprengte Gruppen von Einzelfächern, an denen man mit einer gewissen Scheu vorübergeht; einflußlos und unvollständig, wie sie sind, haben sie seit Jahren kein Triebwerk zu ihrer Vervollkommnung in Bewegung setzen können, obschon von urteilsfähiger Seite — wie von Egon Zöller in einer einschlägigen Schrift vom Jahr 1891 — gerade der Ausbau jener „Allgemeinen Abteilungen" als eine der dringendsten Aufgaben und die Einfügung von Philosophie samt Pädagogik in sie hinwider als der vielleicht wichtigste Punkt bezeichnet worden ist.

Die Fächer, die eine solche „Allgemeine Abteilung" technischer Hochschulen und dann an jeder Hochschule das, was man Allgemeinbildung nennt, bilden, kommen ungefähr dem Komplex der an den philosophischen Universitätsfakultäten nahe; der eben erwähnte Kenner E. Zöller faßt sogar die „philosophische Fakultät" hüben und die „Allgemeine Abteilung" drüben als gleichwertige Glieder ihres jeweiligen Hochschulganzen auf und sieht in ihnen, als einer Ergänzung der in den übrigen Fakultäten und Abteilungen zu holenden Fachbildung, die Stätten der „Allgemeinbildung." Man erkennt aber schon aus dem Hinweis auf die philosophische Universitätsfakultät, daß die dabei gemeinten Fächer nicht bloß „allgemeine", sondern jedenfalls, vielleicht mindestens auch „besondere" Fächer sind. Philosophie, die als die „allgemeinste" betrachtete Wissenschaft, ist zunächst ebenso eine „besondere", für sich zu lehrende und zu lernende Disziplin wie etwa Botanik oder eine orientalische Sprache, auch wenn man ihren Gegenstand als den allerumfassendsten betrachtet. Die Neigung, Philosophie und desgleichen dann die übrigen hier gemeinten Fächer bloß als blasse „Allgemeinheiten" hinzunehmen, ist eine der größten Gefahren für die mehrerwähnten „dummen Jungen".

Wesentlich anders wird die Sache, wenn man zunächst jede Wissenschaft als eine besondere betrachtet, dann aber von jeglicher die Bedeutungen erkennt, die sie für den Zusammenhang des sie alle umfassenden großen Ganzen hat, und endlich das herausfindet, was für diesen Zusammenhang ganz besonders wichtig ist. Mehr aus dem Motiv, Konkretes zu geben, als aus dem Motiv, eine individuelle Stellung zu vertreten, sei hier auf folgendes aufmerksam gemacht.

(Fortsetzung folgt.)



In sich selbst.

Von **Alexander Świętochowski.*)**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von Moritz Urstein.

(Schluß.)

„Bei Ihrer Jugend haben Sie schon derartige, sonst dem Alter anhaftende Eigentümlichkeiten?"

„Mir scheint, daß diese Eigentümlichkeiten sich gerade in der Jugendzeit am meisten offenbaren. Eine alte Seele trägt bereits eine Schildkrötenschale mit sich herum, die sie weder zerschlagen, noch von sich werfen kann. Ich glaube jedoch, daß alle besseren Menschen, wenn auch nur einmal im Leben, die Lust empfinden möchten, sich ohne zufällige Umhüllungen anderen zu zeigen. Warum sollte wol der Mensch weniger Hochmut besitzen als die Nuß, welche sich aus der grünen Hülle und harten Schale herausschält, um in der Erde zu keimen. Ein Mensch, der unter einer Masse von Titeln und Benennungen seinen inneren Kern birgt, verurteilt denselben häufig nicht nur zum Eintrocknen, sondern wird anderen überdrüssig. Wollen wir sagen, Sie nennen sich Tochter eines Aristokraten, ich mich Sohn eines Sozialdemokraten — sofort würden wir uns feindlich gegenübertreten, trotzdem wir dieselben sozialen Grundsätze verehren können. Nehmen wir ferner an, Sie seien Deutsche, ich Franzose — gleich würden wir anfangen, uns gegenseitig zu hassen, obwol . . ."

Sie senkte ihren Blick zur Erde und seufzte auf:

„Sie haben ganz Recht."

„Ist es daher nicht besser, daß nicht eine Aristokratin mit einem Sozialdemokraten, eine Deutsche mit einem Franzosen, sondern ein Mensch mit einem Menschen spricht? Volapük wurde ausgelacht und doch steckt eine große Idee darin. Eine internationale Sprache würde den Menschen gestatten, ihre Abstammung zu verbergen. Vormals war es das Lateinische, und zu jener Zeit bildeten die Studenten der verschiedensten Nationen in Padua oder Prag, gleichsam eine Familie. Heute teilen sie sich in Bunde, Korporationen, nationale, chauvinistische Vereine 2c. und fletschen gegen einander die Zähne wie Hunde verschiedener Hütten. Der Franzose knurrt auf den Deutschen, der Pole auf den Russen, der Ire auf den Engländer, der Slowak auf den Ungar, nicht nur im eigenen Hause, sondern überall. Möchten sie wenigstens beim Zusammentreffen fern von der Heimat gegenseitig in sich nur Menschen sehen! Volapük würde das zu Wege bringen."

*) Das polnische ę (also e mit Cedille) wird etwa wie das französische nasale un ausgesprochen. (Anm. d. Uebersetz.)

„Ich zweifle daran. Es würde doch nicht imstande sein, die krummen Nasen gerade zu machen und die aufgeworfenen Lippen zusammenzuziehen.“

„Die Europäer haben sich bereits so unter einander vermischt und sehen einander so ähnlich, daß sie ohne Zuhilfenahme von Benennungen sich in keine Stämme teilen ließen. Uebrigens verstehe ich und erkenne einen Rassen-Widerwillen an, wenn er der Ausfluß eines aufrichtigen, natürlichen, nicht aber künstlich hervorgerufenen Gefühls ist, etwa wie die Abneigung eines Vogels gegen einen Fisch.“

„Ach, das allein würde schon genügen, um sich zu beißen.“

„Gewiß, aber wenigstens nicht so häufig und giftig. Die Menschen vergegenwärtigen sich nicht, wie weit sie Sklaven der Worte sind, die auf sie einen hypnotisierenden Einfluß ausüben. Hören sie: das ist ein Fürst — sofort nehmen sie Eleganz und einen überfeinen Geschmack wahr; das ein Schuster — sofort frappiert sie die Roheit; das ein Italiener — sofort fühlen sie die Glut seines Temperaments; das ein Jude — sofort ahnen sie in ihm einen Betrüger. Möchten sie nur die Benennungen vor sich selbst verheimlichen und versuchen, dieselben zu erraten, dann würde oft der Schuster für einen Fürsten, der Jude für einen Italiener gelten können.“

„Haben denn Worte auf Sie nie eingewirkt?“

„Nein!“

Eine stattliche, ältere Dame kam auf sie zu und wechselte einige Worte in englischer Sprache mit ihr.

„Wie gut ist es, daß Sie eine andere Sprache gebrauchen — das verwischt noch mehr die Spuren des Erkennens.“

Sie lächelte, grüßte und entfernte sich mit der Gefährtin. Als ich sie aus den Augen verloren, fühlte ich gleichsam noch im Herzen ihren aufmerksamen, nach allen Seiten schweifenden traurigen Blick. Ich war jedoch lustig. Und warum kam sie den folgenden Tag zur selben Stelle? Des Meeres, der Luft oder meinetwegen? Nie habe ich sie danach gefragt, trotzdem ich sicher bin, daß der geheimnisvolle Faden, der sich zwischen uns spann, sie hierherführte.

Unsere Lage und Stimmungen waren einander so ähnlich, daß wir nicht aus der bisherigen Stellung herauszugehen brauchten, um uns näher zu treten; wir bauten eher Hindernisse zwischen uns auf, statt uns zu bemühen, die vorhandenen zu beseitigen.

Einige Wochen später trennte uns schon einzig unser eigener Wille von einander.

„Quält Sie nicht unsere .... gegenseitige Unbekanntschaft?“

„Ja, sie quält mich infolge des Widerspruchs der Gefühle. Jeden Augenblick empfinde ich eine große Befriedigung und eine starke Angst. Und Sie?“ ...

„Ich nur eine Befriedigung.“

„Sie sind und werden glücklicher sein als ich.“

„Was soll ich tun, um diesen Vorteil, den ich mir kaum wünsche, nicht zu besitzen?“

„Zerteilen Sie den Nebel, der mich umgibt.

„Soll ich mich etwa ausführlich legitimieren?“

„Nein.“

Trotz des scheinbaren Stillstandes schritt unser Verhältnis zu einander so schnell vor, daß wir beide seinen Lauf fühlten und den Augenblick heran kommen sahen, der uns gebieten würde, entweder auseinander zu gehen, oder uns gegenseitig in die Arme zu werfen. Den kalten Schauer, den mir dieser Gedanke verursachte, beseitigte ich schließlich durch eine kühne Bemerkung: Warum ließe wol bei anonymen Menschen, welche die Geheimnisse ihrer Legitimationsbücher vor einander verbergen, nicht auch die Liebe zum Durchbruch kommen können? Ich nahm mir vor, den letzten Akt zu beschleunigen:

„Seit zwei Monaten offenbaren wir uns täglich unsere Gedanken und Gefühle; wir können uns doch wol jetzt die Frage vorlegen: was zieht uns zu einander hin?“

Ihr Gesicht wurde kreideweiß, und sie ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Mich bezaubert deine Schönheit, deine Anmut, deine Vernunft und die innigen heißen Gefühle. Ich liebe dich — und du?“ ....

„Was geht mit mir vor? .... Nein .... es ist unmöglich unter solchen Verhältnissen .... Erbarmen Sie sich meiner .... Nehmen wir schon die Masken ab ....“

„Nein!“

„Gut denn, ich liebe dich, liebe dich wie die Erfüllung der Träume, wie die Linderung eines langwährenden Seelenwehs. Diese Liebe blendet mich wie vielfarbige Blitzstrahlen, betäubt mich wie ein Chor von Engelsstimmen, versenkt mich aber gleichzeitig in ein Dunkel und endet mit Wehklagen. Ihr gegenüber bin ich ohne Willen. Nimm beides hin und tue damit, was du willst.“

„Komme morgen in den Park, dort wollen wir Umarmungen statt der Ringe austauschen.“

„Ich werde kommen, und dann führe mich —, selbst in die Hölle.“

Ich faßte sie bei der Hand — es trat tiefes Schweigen ein: Plötzlich erzitterte sie am ganzen Körper: „Mein Mann!! ...“

Längs der Allee, die der Stadt zugekehrt lag, näherte sich ein großer, starker Mensch, der ihren Sohn an der Hand führte. Die roten, kurzgeschnittenen Haare umgaben ein sommersprossiges Gesicht mit großen, vorstehenden Zähnen und einer langen, krummen Nase. Schon aus der Ferne rief er in gebrochenem Polnisch:

„Wie geht's, Klärchen .... unerwartet — wie?“

Er umfaßte sie mit seinen rauhen Pfoten und küßte sie weidlich.

Ich stand von der Bank auf und entfernte mich, ohne eine Verbeugung zu machen. Ich konnte mir nicht erklären, ob ich's aus Politik, Aerger oder Thorheit tat. Jedenfalls war ich äußerst wütend, nicht infolge der vereitelten Zusammenkunft, sondern weil der in den Wolken schwebende Ballon, in welchem wir, die Verliebten, gesessen, so brutal zur Erde niedergerissen ward. Jener geheimnisvolle Schleier, der unser Glück verhüllte, riß plötzlich in Stücke. Nun wußte ich, daß sie eine Ehefrau, polnische, vermutlich Warschauer Jüdin sei. Eine Jüdin? Sofort bemächtigten sich meiner eine Menge von Vorurteilen, ein übertriebener, seit der Kindheit herstammender Widerwille, eine Anzahl gräßlicher Gestalten — all dieses schrie, spottete und höhnte mit satanischem Gelächter über mich her. Ich laufe davon — und diese Katzenmusik hinter mir.

„Guten Tag!“

Ich bleibe stehen — sehe mich um. Es war ein Warschauer Salon-Geck.

„Bitte um Verzeihung, wenn ich störe. Einige Tage war ich geduldig und habe Sie nur beobachtet. Aber in diesem Loch hat man so entsetzliche Langeweile! Dabei wundert es mich, daß Sie die Blumenfeld belagern. Hier ist sie erträglich, sogar begehrenswert, denn sie ist sehr hübsch und appetitlich. Der beste Kenner, wäre er nur nicht

voreingenommen, würde bei ihr die Rasse nicht herausfinden. Ist es auch gelungen? . . . Hier muß man alles beendigen . . . . In Warschau ist es nicht möglich, die Bekanntschaft der Frau eines Wucherers und Tochter einer Heiratsvermittlerin fortzusetzen.

Ich hemmte seine Worte nicht, die wie geplatzte Bomben aus seinem Munde flogen und, mich einen Augenblick erhellend, niederschmetterten. Ich erlaubte ihm, meine Unwissenheit bis zum letzten Fetzen zu zerstückeln. Wahrscheinlich drangen einige dieser Worte an ihr Ohr, denn ich sah beim Fortgehen, daß sie mit ihrem Mann unweit von mir stand.

Zwei Monate später las ich die Anzeige ihres Todes.

Wer hat sie getötet? Wer hat unser Band zerrissen? Schreckliche, unerbittliche Gespenster und soziale Schranken? — oder ich. Du Geist, der du mich beständig heimsuchst und mit deinem traurigen Blick anstierst, antworte mir! Bis heute bin ich nicht sicher, ob mein Herz oder auch mein Gewissen leidet. Ich liebte und wollte, ich liebte und wollte zu wenig!

Ich höre Stimmen:

„Herr Jakob, Herr Czarski, Herr Kontrolleur, Herr Doktor, Gatte, Vater! . . . . Hier bin ich — ich komme, komme! Ertöne du Wald von meinen Titeln, aber schweige über meine Gefühle und Gedanken.



Moderne Weltanschauung und reaktionärer Cours.

Von **Rudolf Steiner.**

IV.

Wahrhaft lähmend auf die Ausbildung eines allseitig ausgreifenden Denkens hat die durch den „Rückgang zu Kant" bewirkte Annahme von Grenzen des menschlichen Erkennens gewirkt. Gedeihen kann eine vorurteilslose Weltanschauung nur, wenn das Denken den Mut hat, bis in die letzten Schlupfwinkel des Seins, bis auf die Höhen der Wesenheiten zu dringen. Die reaktionären Weltanschauungen werden immer ihre Rechnung finden, wenn sich das Denken selbst seine Flügel beschneidet. Eine Erkenntnislehre, die von einem unerkennbaren „Ding an sich" spricht, kann die beste Verbündete der rückschrittlichsten Theologie sein. Es wäre interessant, das psychologische Problem zu verfolgen, welchen Anteil bei den Theoretikern der Erkenntnisgrenzen die unbewußte, geheime Sehnsucht hat, der Theologie doch ein Hintertürchen offen zu lassen. Es ist doch nichts charakteristischer für die menschliche Natur, als was man sonst ausgezeichneten Denkern als große Freude anmerken kann. Diese kommt über sie, wenn ihnen scheinbar der Beweis gelingt, daß es etwas gibt, wohin kein Wissen dringt — wo daher ein braver Glaube einsetzen darf. Mit wahrhaftem Entzücken hört man verdienstvolle Forscher sagen: seht dahin kommt keine Erfahrung, keine Vernunft; dahin darf man dem Herrn Pfarrer folgen.

Man versuche es sich auszumalen, wo wir heute stünden, wenn wir in den letzten Jahrzehnten in unseren höheren Bildungsstätten nicht die Lehre von allen möglichen Erkenntnisgrenzen gehabt hätten, sondern die Goethesche Forschergesinnung, in jedem Augenblicke mit dem Denken so weit zu dringen, als es die Erfahrungen gestatten; und alles übrige als Problem nicht als unerkennbar hinzustellen, sondern ruhig der Zukunft zu überlassen. Bei einer solchen Maxime hätte die Philosophie den in den fünfziger Jahren zwar etwas ungeschickt aber doch in nicht unrichtiger Weise begonnenen Streit gegen den theologischen Glauben bis heute zu einem schönen Punkte bringen können. Wir wären vielleicht doch heute so weit, die theologischen Fakultäten mit einem Lächeln wie lebendige Anachronismen zu betrachten. Theologisierende Philosophen, wie z. B. Lotze haben unerhörtes Unglück angerichtet. Ihnen hat die Ungeschicklichkeit eines Carl Vogt, der auf dem ganz richtigen Wege war, das Spiel leicht gemacht. O, dieser Vogt! Hätte er doch statt des unglückseligen Vergleiches, die Gedanken verhalten sich zu dem Gehirn, wie der Urin zu den Nieren, einen besseren gewählt. Man konnte ihm leicht einwenden, die Nieren sondern Stoff ab; kann man den Gedanken mit einem Stoff vergleichen? Und wenn, muß nicht das Abgesonderte schon vor der Absonderung in einer bestimmten Form vorhanden sein? Nein, Vogt der Dicke hätte sagen müssen, die Gedanken verhalten sich zu den Gehirnvorgängen wie die bei einem Reibungsvorgang entwickelte Wärme zu diesem Reibungsvorgang. Sie sind eine Funktion des Gehirns, nicht ein von ihm abgesonderter Stoff. Da hätte der biedere philosophische Struwelpeter Lotze nichts einwenden können. Denn ein solcher Vergleich hält allen Tatsachen stand, die sich nach naturwissenschaftlicher Methode über den Zusammenhang von Gehirn und Denken feststellen lassen. Die Materialisten der fünfziger Jahre führten einen ungeschickten Vorpostenkampf. Dann kamen die „Rückgänger auf Kant" mit ihren Erkenntnisgrenzen und fielen den wissenschaftlichen Fortschrittsmännern in den Rücken.

Die Reaktion auf allen Gebieten des Lebens macht sich heute wieder breit. Und die Erkenntnis, die die einzige wirkliche Kämpferin gegen sie sein kann, hat sich die Hände gebunden. Was nützt es, daß der Naturforscher in seinem Laboratorium und auf seiner Lehrkanzel seinen Schülern die Augen über die Gesetze der Natur öffnet, wenn sein Kollege, der Philosoph, doch sagt: alles, was ihr da von dem Naturforscher hört, ist nur Außenwerk, ist Erscheinung; bis über eine gewisse Grenze kann unser Wissen nicht dringen. Ich muß gestehen, daß es für mich unter solchen Verhältnissen kein Wunder ist, wenn neben der fortgeschrittensten Wissenschaft der blindeste Köhlerglaube sein Haupt kühn erhebt. Weil die Wissenschaft mutlos ist, ist das Leben reaktionär. Kämpfer sollt ihr sein, ihr Philosophen, vordringen sollt ihr immer weiter ins Unbegrenzte. Aber nicht Aufpasser sollt ihr abgeben, damit die moderne Weltanschauung die Grenzen nicht überschreite, über die die veraltete Theologie doch in jedem Augenblick hinausgeht. Es ist doch wahrlich sonderbar, daß die Pfarrer jeden Tag die Geheimnisse derjenigen Welt enthüllen dürfen, über die der vorurteilslose Denker sorgsames Schweigen sich auferlegen soll. Je feiger die Philosophie ist, desto kühner ist die Theologie. Und gar die Ansichten, die über das Wesen unserer Schulen herrschen. Man sucht womöglich alles aus dem Unterrichte fernzuhalten, was die Naturwissenschaft als Weltanschauungskonsequenz an ihre festgestellten Tatsachen

knüpft; weil in die Schule unbewiesene Hypothesen — wie man sagt — nicht gehören, sondern nur unbedingt sichere Tatsachen. Aber in dem Religionsunterricht! Ja, Bauer, das ist etwas anderes. Da dürfen die „unbewiesenen" Glaubensartikel ruhig weiter kultiviert werden. Der Religionslehrer, der weiß, wovon der Geologe „nichts wissen kann". Die Gründe liegen tief. Man stelle sich nur einmal vor, daß die moderne Naturwissenschaft alles bestätigt hätte, was die Bibel gelehrt hat; man denke sich, daß Darwin, statt seiner bösen Abstammungslehre des Menschen von den Thieren, eine auf naturwissenschaftliche Grundlagen aufgebaute Bestätigung des Offenbarungsglaubens geliefert hätte: o, dann hörten wir heute des guten Darwins Ruhm von allen Kanzeln verkünden; dann dürften die Religionslehrer davon reden. Den Kindern dürfte es dann wol schon beigebracht werden, daß die sieben Bücher des Moses durch einen englischen Naturforscher vollauf gerechtfertigt sind. Vielleicht hätten wir dann aber keine Theorien über Erkenntnisgrenzen. Ein Ueberschreiten von Grenzen, durch das man in die Theologie kommt, würde man vermutlich gestatten. Was anders ist es allerdings, wenn diese Grenzüberschreitung zu rein natürlichen Ursachen der Welterscheinungen führt.



Thekla Lüdekind.

Die Geschichte eines Herzens.

Von Wilhelm von Polenz. Berlin. W. Fontane u. Co.

Nicht Ereignisse des Lebens, wie sie die Phantasie dem Dichter malt, veranlaßten Wilhelm v. Polenz, seinen Roman Thekla Lüdekind zu schreiben, sondern es war ihm die zwingende Notwendigkeit, aus dem reichen Schatze des selbst Gedachten und lang Uebersonnenen das zu sagen, was von dem festen Fundament des realen Lebens ihm einen Ausblick zur Erreichung höherer Ziele zu geben schien. Er schildert das Seelenleben einer Frau unserer Tage. Mit der ihm eigenen liebevollen Vertiefung erfaßt und löst er seine Aufgabe; man kann auf ihn selbst die Worte anwenden, die er seinen Kleist sagen läßt: „Wo für Alltagsmenschen nichts ist, da sehe ich Welten. — Jeder Blick ist mir ein Wort; — jedes Wort eine Person — jede Person ein Gedanke."

Ueber das Verhältnis der Geschlechter unter einander ist bereits manches Buch geschrieben. Was der ganzen Frauenbewegung nachgesagt wird, sie sei aus unbefriedigter Liebessehnsucht des weiblichen Geschlechts hervorgegangen, scheint eine Menge neuester Frauenlitteratur zu bestätigen. Vergessen ist bei dieser Behauptung die soziale und geistige Not des weiblichen Geschlechts, die durch die Veränderung der Lebensverhältnisse geschaffen war. Das Bestreben, Tausenden von Frauen durch Schaffen von Erwerbstätigkeit den Kampf ums Dasein zu erleichtern, war ebenso aus den Bedingungen der Zeit geboren, wie das Bestreben, den Charakter der Frau zur Klarheit und zum Verantwortlichkeitsgefühl zu entwickeln. Als Laura Marholm in ihrem Buch der Frauen jene Behauptung der Liebessehnsucht aufstellte, da war es eine Opposition gegen die zu strengen Ansichten der ideal strebenden Frauen, da sollte es ein Gegengewicht sein gegen die Leugnung oder wenigstens Nichtbeachtung der natürlichen Anlagen der Frau. Niemand hätte etwas dagegen sagen können, wenn diese Opposition mit Maß vor sich gegangen wäre. Das unnatürlich Verzerrte war es, das Krankhafte, das nicht in den geschilderten Frauen, sondern in der Art der Schilderung selbst lag, was das Buch zu einem so großen Angriffspunkt aller derer machte, die das Natürliche nicht leugnen, aber es der Seele und ihren Anforderungen unterordnen. Auf diesem Standpunkt steht Wilhelm von Polenz.

Er sucht das spezifisch weibliche Sehnsuchtsempfinden nicht in der Sinnlichkeit, sondern in der Sehnsucht nach seelischem Verständnis. Er trifft damit nicht nur das Edlere, sondern auch das Richtigere. Die Frau unserer Tage ist nicht mehr die Blume, die Lord Byron sah, die sich träumend erschließen und bewußtlos blühen soll. Sie hat den Weckruf gehört, der durch die ganze Welt ging, und der nicht wieder ersterben wird. Sie ist erwacht und fordert das Erbteil, das ihr bisher von dem starken Bruder vorenthalten wurde. Es heißt: freie Persönlichkeit. So sieht Polenz die Frau. Er will es verstehen, jenes Rufen nach Gerechtigkeit. Ob er auch vielfach Eitelkeit und Phrasen begegnet, er hört auch das Wort, hinter dem die Persönlichkeit steht, das Wort der Wahrheit und Ueberzeugung. „Was die eigene schmerzhafte Lebenserfahrung zu bitterem Vorwurf formt, das sich hindurchringt wie ein Schrei der Not, wie eine Bitte, ein Bekenntnis durch alle angeborene Frauenart, das alle weibliche Zurückhaltung überwindet. Was die Eine zu sagen vermag, das empfinden Unzählige, die es nicht aussprechen können, vielleicht nicht einmal ganz klar vor sich selbst. Und die Besten und Ernstesten leiden am meisten darunter." Er weiß, die Frau wird nicht wieder zu jenem Zustand kindlich naiver Unschuld zurückkehren, der ihren Urmüttern eigen war. Aber aus deren unbewußter Reinheit der Tat und des Gedankens entwickelt sich immer mehr in der heutigen Frau jene bewußte Reinheit und Unschuld, die sie vom Standpunkt klaren Erkennens das Wesen aller Dinge in ihrer rechten Bedeutung sehen läßt. War die erstere äußerst anziehend, so geht diese, wie Jakobsen sagt, direkt zu Herzen und bezaubert mit jener ganzen Macht die nun einmal dem Vollendeten gegeben ist. Eine solche Frau wird niemals die natürlichen Vorgänge des Lebens zu riesengroßer Verzerrung in ihrer Phantasie entwickeln, wie es so viele moderne Romane zeigen.

Thekla Lüdekind steht von frühester Kindheit dem Leben wie einem großen Rätsel gegenüber. Sie müht sich vergebens, es zu verstehen. In ihrem reinen Sinn sieht sie überall das Höchste; so wird sie immer enttäuscht. Immer gähnt eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem, was sie erwartet und dem, was ihr wird. Durch den Vortrag einer ehemaligen Mitschülerin erst wird sie sich klar darüber, was sie am bittersten empfunden, was sie am schmerzlichsten entbehrt hatte. „Der Mangel an Achtung vor dem Weibe war es, den sie gefunden hatte überall — selbst auf dem tiefsten Grund der Liebe. — An diesem Defekt krankte das Verhältnis der Geschlechter am schwersten. Wer den Frauen die Achtung des Mannes gewann, die tiefe, aus Herz und Kopf stammende Achtung, die nichts zu tun hat mit Verliebtheit, der ersparte ihnen den Kampf ums Recht, um die Emanzipation."

Vielleicht hat Polenz mit dieser Annahme das

Ganze, Richtige getroffen. — Aber nur in der Idee! — In unserer realen Welt fällt die Achtung des Mannes nicht plötzlich vom Himmel herunter. Sie kann und muß verdient werden. Dahin zielen die Bestrebungen der Frauen. Ihr Geschlecht soll wirtschaftlich und geistig selbständig werden, um zu dem Manne sagen zu können: „Ich bin ein Mensch von gleichem Wert wie du, ich habe eine Seele mit Ansprüchen gleich der deinen. Achte mich, wie ich dich achte."

Die Achtung wollte Thekla ihrem Knaben einpflanzen. „So ganz wollte sie seine junge Seele erfüllen mit diesem Gefühl, daß er in jeder Frau, die ihm je begegnen würde, die Mutter wiederfinden sollte, der wehe zu tun, ihm die Kindesehrfurcht unmöglich machte. — Vielleicht lag darin der Schlüssel zu der ganzen Frage. Die Welt konnte dann erst gut werden, wenn das Mutterherz darinnen regierte."

Daß aus den Reihen der Männer ein Roman wie Thekla Lüdekind geschrieben wurde, ehrt in dem Verfasser sein ganzes Geschlecht. Denn die hochsinnige, edle Auffassung weiblichen Fühlens und Denkens beweist am besten, daß es Männer gibt, die dem geforderten Ideal des Verfassers entsprechen, Männer voll ernster Achtung vor dem gleichwertigen Menschen, der ihnen in der Frau entgegentritt.

L. Frost.



Chronik.

Professor Ernst Hundrieser, der Schöpfer der „Berolina", dessen Bismarck-Denkmal am 1. April in Mannheim enthüllt worden ist, hat in seinem Atelier (Bachstraße, Stadtbahnbogen 470/71) eine Ausstellung eröffnet, die für eine Sehenswürdigkeit gelten darf. Hundriesers Kunst blüht nicht im Verborgenen. Der Meister gehört zu unsern vorzüglichsten, gesuchtesten Bildhauern; und mit verschiedenen seiner Werke hat immer sich in Wettkämpfen Preise errungen. Charakteristisch an den Werken Hundriesers ist der kühne, lebhafte Rhythmus; es atmet etwas überschäumendes in fast allen seinen Arbeiten; und zumal in seinen Skizzen flutet ein jugendkräftiges Leben, das entzückend wirkt. So wird jedem, der sie gesehen hat die „Berolina" unvergeßlich bleiben, die Hundrieser vor mehr als 10 Jahren für eine Dekoration des Potsdamer Platzes schuf, und aus der dann später das populäre Bildwerk wurde, welches jetzt den Alexanderplatz schmückt. Die jetzt eröffnete Atelier-Ausstellung beschränkt sich leider nur auf 2 Dutzend Arbeiten aus der neuesten Zeit, sie bietet also nicht die ganze bisherige Lebensarbeit des Künstlers. Aber sie zeigt uns den noch im rüstigsten Mannesalter stehenden Künstler auf der Höhe seiner Leistungskraft. Prachtstücke aus dieser Schaffensperiode des Künstlers sind vor allem das Bismarck-Denkmal für Mannheim der Entwurf zeigt uns einen kraftvoll dastehenden Riesen, dessen geistige Ueberlegenheit in einigen sehr glücklich verwerteten Zügen zu charakteristischem Ausdruck kommt), das Kaiser Friedrich-Denkmal für Charlottenburg, das Kaiser Wilhelm-Denkmal für Koblenz (mit der Architektur von Schmitz, die Grabgruppe „Friede" (von ergreifender, hoheitsvoller Einfachheit) und die der National-Galerie gehörende Statue der Königin Luise. Von ganz besonderem Reiz ist ferner der Entwurf für ein Gottsched-Denkmal, der uns den „Pedanten" Gottsched als einen freien, offenen, ja man darf sagen, stürmischen Kämpfer vor Augen führt. Mit großem Glück hat es Hundrieser verstanden, das Bild, welches Eugen Reichel uns von dem großen Ostpreußen, dem geistigen Reformator unseres Volkes und kühnen Kämpfer für den freien Gedanken, geschaffen hat, körperlich wiederzugeben. An diesen Gottsched wird sich das deutsche Volk halten, wenn es ihn nur erst wirklich kennen gelernt haben wird. Auch die Kolossal-Büste Gottscheds, die Hundrieser als Dekoration für die große Gottsched-Feier am 6. März, geschaffen hatte, darf nicht unerwähnt bleiben; sie bietet eine vorzügliche Ergänzung zu dem Denkmals-Entwurf und zeigt uns Gottsched als den stolzen, trotzig seine Persönlichkeit und seine Tendenzen durchsetzenden Genius. Von hohem Reiz ist ferner der Entwurf zu einem Beethoven-Mozart-Haydn-Denkmal. Obwohl die Idee, den drei so verschiedenen Meistern ein gemeinsames Denkmal zu errichten, nicht für glücklich gelten kann, und, wie es scheint, auch von den Schöpfern dieser Idee inzwischen aufgegeben worden ist; so darf doch die Art, wie Hundrieser das unlösbar scheinende Problem zu lösen versucht hat, für sehr interessant gelten. Der Entwurf zu einer Kolossal-Gruppe für die Weltausstellungsräume der Porzellan-Manufaktur; ein Wandrelief für das Kultus-Ministerium; einige Statuetten des Kaiser Friedrich; eine höchst charakteristische Bismarck-Statuette und 4 Versuche zu einer Adam und Eva-Gruppe bilden den übrigen Teil der Atelier-Ausstellung, mit welcher Hundrieser den Freunden seiner männlichen Kraft ein schönes Geschenk bereitet hat.

X.

Neue litterarische Erscheinungen.

Johannes Gaulke: Lex Heinze. Sittliches, Allzu-Sittliches Breslau.
M. von Tiefenberg: Das Weib. Berlin.
Liselotte Michaëlis: Innenleben. Dresden und Leipzig.
Richard Wulkow: Vater und Sohn. Ein Sang für deutsche Lehrer und fürs deutsche Haus. Braunschweig.
Thé von Rom: Kleingeld der Phantasie. Gedanken und Gedichte. Dresden und Leipzig.
Curt Holm: Tota mulier! Tragikomödie in einem Akt. Dresden und Leipzig.
Albert Geiger: Maja. Drama in drei Akten. Dresden und Leipzig.
A. Sonnenfels: Ein Thronerbe. Roman. Dresden und Leipzig.
Malwina Doris Lampadius: Libussa. Historischer Roman. Dresden und Leipzig.
Giovanni Tolu: Geschichte des sardinischen Banditen. Von ihm selbst erzählt. Berlin.
Annie Neumann-Hofer: Gräfin Sophie. Roman. Berlin.
Maria Janitschek: Frauenkraft. Berlin.
Roy Teller: Liebesrebellen. Roman. Berlin.
Alexis Lugowoi: Ein Brief. Novellen. Berlin.
Camille Flammarion: Lumen. Wissenschaftliche Novellen. Berlin.
J. Potapenko: Ein unüberlegter Schritt. Berlin.
Giuseppe Giacosa: Diritti dell' Anima. Commedia in un atto in prosa. Tristi Amori. Commedia in tre atti in prosa. Milano Fratelli Treves. Editori.

Außerdem verzeichnen wir die höchst interessanten Bände, die ein Bild geben vom „International Congress of women 1899":

1. International council of women. Report of transactions of The second quinquennial meeting hild in London, July 1899. With an introduction by countess of Aberdeen.
2. Women in Education. With an introduction by Miss C. L. Maynard.
3. 4. Women in Professions. With an introduction by Mrs Bedford Fenwick.
5. Women in Politics. With an introduction by Miss E. S. Lidgett.
6. Women in industrial life. With an introduction by Mrs. J. R. Macdonald.
7. Women in social life. With an introduction by Mrs. Benson

Alles erschienen London: Fischers Unwin Paternoster square 1900.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Zeit geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, **Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.**

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 5. Mai 1900. Nr. 18.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

„Und was fangen Sie mit den dummen Jungen an?"

Von Dr. **Hans Schmidkunz.**

(Schluß.)

Seit langem ist der Philosophie an den Universitäten eine umfassende und Vorzugsstellung eingeräumt. Sie gibt der einen Fakultät den Namen. Sie ist an den meisten deutschen Universitäten für die Doktoratsprüfung an dieser Fakultät als Nebenfach obligat. Sie findet unter den übrigen Fakultäten jedenfalls an der theologischen einen altersessenen Ehrenplatz; sie ist an der juristischen wenigstens einigermaßen als Rechtsphilosophie heimisch und hie und da auch als „Praktische Philosophie" im Sinn einer Ethik geduldet, neuerdings manchmal als Psychologie herbeigewünscht. Nur für die materialistischeste Fakultät, für die medizinische, bestehen vorerst lediglich vereinzelte Wünsche nach einer Psychologie, neuerdings auch nach einer Ethik. Alles in allem jedoch liegt in jener bevorzugten Stellung der Philosophie die grundsätzliche Anerkennung von ihr als von einer Ergänzung der übrigen Wissenschaften. Nicht zum Philosophen soll gemacht werden, wer sich irgend einer andern Wissenschaft als just der Philosophie selber widmet; wol aber soll sein Studium mit dem durchtränkt werden, was man „philosophischen Geist" nennt. Unter einem solchen versteht man zunächst — wenn man an keine Definition, sondern lediglich an die hier wichtigen Punkte in der üblichen Behandlung der Philosophie denkt — eine Verständigung über die jeder Wissenschaft die Basis darbietenden Voraussetzungen, Grundbegriffe, Prinzipienfragen; den größten Teil dieser Angelegenheiten rechnet man nicht zu dem speziellen Fach, sondern zur Philosophie, woraus sich eine Rechtsphilosophie, eine Philosophie der Mathematik u. s. w. ergibt. Zu dieser ziemlich allgemein anerkannten, wenngleich meistens sehr flau durchgeführten und angewendeten Auffassung soll nun eine reiche Menge anderer Fäden kommen, die von der Philosophie aus jede der übrigen Wissenschaften zu durchziehen hätten. Insbesondere sind es die teils den übrigen Wissenschaften gemeinsamen, teils verschiedentlich speziellen Prozesse des Forschens und systematischen Anordnens, die überall thatsächlich durchgemacht werden, die aber allermeistens ebenso ohne eine Erkenntnis von ihnen ablaufen, wie der Artist seine Muskeln kunstvoll gebraucht, ohne ihre Bewegungen auch theoretisch zu erkennen, ohne also Physiolog auch nur nebenbei zu sein. Zu wissen, was man thut, und wie man es thut, wenn man in irgend einer Wissenschaft arbeitet, ist nicht mehr eine Angelegenheit dieser selbst, sondern vielmehr — und zwar gerade in dem Maß einer theoretischen Vertiefung dieses Wissens — eine Angelegenheit der Philosophie, speziell der Logik sowol in ihrem ersten Teil, der Elementarlehre, als auch und ganz besonders in ihrem zweiten Teil, der allgemeinen Methodenlehre, von der dann die speziellen Methodenlehren der einzelnen Wissenschaften nur jeweilige Anwendungen sind.

Soviel, um probeweise die Bedeutung der Philosophie für die übrigen Wissenschaften und damit einen Weg zu zeigen, der den rein fachmäßigen Betrieb einer Disziplin erweitert zu einer Eingliederung derselben in ein wissenschaftliches Ganzes, und der den Studenten von vorn herein vom Weg des Banausen wegführt und ihn auf eine würdigere Stufe stellt.

Daneben steht nun noch ein zweites Mittel des Hinaushebens über den handwerksmäßigen Geist des engen Fachbetriebs. Der bloße Fachmensch begnügt

sich mit der Beherrschung des gegenwärtigen Standes in seinem Gebiet; wer es wissenschaftlich behandeln will, verlangt auch nach der bisherigen Entwickelung dieses Gebietes, nach dem seinerzeitigen Werden dessen, was nunmehr fest geworden ist, nach dem Zusammenhang dieses Werdens mit anderem Werden, nach der Eingliederung seines Gebietes auch in den zeitlichen Verlauf des irdischen Geisteslebens. So wird die Geschichte der einzelnen Wissenschaft ein wesentlicher Bestandteil des Studiums von ihr, das sich über eine handwerksmäßige Aneignung erheben will. Tatsächlich finden sich denn auch im theoretischen wie im Unterrichtsbetrieb der Wissenschaften Spuren einer solchen Auffassung. Vielleicht am weitesten geht hierin die Theologie; sie besitzt vor allem an der Kirchengeschichte, dann aber auch an anderen ihrer Teildisziplinen eine feste Grundlage für jene Auffassung und weiß seit langem, daß sie in Philosophie und Geschichte ihre „beiden Augen" hat. Ein ähnlicher Zug nach geschichtlicher Behandlung ist dem heutigen Betrieb und Studium der Rechtswissenschaft eigen; in ihr war ja vor etwa zwei Menschenaltern die „historische Richtung" in ganz besonders bündiger Weise zur Geltung gekommen, allerdings auch mit einer übertreibenden Gegensätzlichkeit gegen die mehr theoretischen oder philosophischen oder dogmatischen Richtungen in der Rechtswissenschaft. Heute sind aus diesen beiden Gegensätzen in ihr vielmehr zwei subsidiäre, aber unentbehrliche Bestandteile von ihr geworden, also wiederum Geschichte und Philosophie als die „zwei Augen", wenngleich in den wirklichen Studienverhältnissen des Juristen der philosophische Bestandteil seiner Wissenschaftsgruppe recht sehr vernachlässigt wird.

Jene „historische Richtung", die nicht nur in der Rechtswissenschaft, sondern auch in der schönen Litteratur, in der bildenden Kunst und selbst in der Politik hervorgetreten war, fand ihre Systematisierung in der damaligen Hegelschen Philosophie mit ihrem „Historismus". Auf diesen nun dürfte die Tatsache zurückgehen, daß heute kaum in einer Wissenschaft sowol ihr Betrieb als auch ihr Unterricht so sehr von der Geschichte des Faches beherrscht wird, wie in der Philosophie, wenngleich in jüngster Zeit bereits eine Abwendung davon zu bemerken ist. Wir fangen jetzt erst an, über den lange geltenden Satz, die Geschichte der Philosophie sei die Philosophie selber, hinauszukommen und zu erkennen, daß Geschichte der Philosophie Geschichte, nicht Philosophie ist. Am wenigsten weit ist man darin mit dem Lehrplan der Philosophie gekommen: das Beginnen des Unterrichts in Philosophie mit ihrer Geschichte ist leider, obschon Fr. A. Lange bereits vor Jahrzehnten dagegen protestiert hat, noch immer fast allenthalben üblich — vielleicht der einzige feste Punkt in dem Chaos des Philosophieunterrichts.

Nun ist aber unsere Uebersicht über die Erfüllung der historischen Pflichten eines jeglichen Wissenschaftsunterrichtes zu Ende. Was in der Philosophie — auch wenn man für sie der Fachgeschichte eine intimere Bedeutung einräumen will als für andere Wissenschaften — durch ein Zuviel gesündigt wird, wird anderswo durch ein Zuwenig gesündigt. Vor allem wol gilt dies von den medizinischen Fächern. Die Geschichte der Medizin ist zwar ein aus respektvoller Ferne verehrtes Heiligtum, aber auch nicht Mehr; das Beispiel der Wiener Universität, das einen ordentlichen Lehrstuhl für dieses Fach besitzt, wird anderswo auch dann nicht nachgeahmt, wenn das Fach gerade glänzend vertreten ist, und Hyrtls, du Bois Reymonds und anderer vorbildliche Interessebethätigung für die Geschichte der Anatomie, der Phisiologie u. s. w. scheint keine tiefen Wirkung ausgeübt zu haben. Für die übrigen Wissenschaften ist an geschichtlicher Forschung und Darstellung ebenfalls nicht wenig getan, wenngleich wol durchschnittlich aller Betrieb von Wissenschaftsgeschichte an einem Zuviel des Stofflichen und an einem Zuwenig der prinzipiellen Durcharbeitung zu leiden scheint; im Unterrichtswesen unserer hohen Schulen wird aber wol ziemlich lange zu suchen sein, bis eine didaktische Verwendung des dort Geleisteten auftaucht. Nicht unmöglich, daß zwischen diesem Ausbleiben didaktischer Verwendung und jenem Mangel prinzipieller Durcharbeitung ein notwendiger Zusammenhang besteht, und daß der Zwang für den Forscher, zugleich Lehrer seines Forschungsgebietes zu sein, auf die prinzipielle Durcharbeitung seines Gebietes auch hier günstig einwirken würde — ein ausgezeichneter Fall des Vorteils der Vereinigung von Forschertum und Lehrertum im Universitätswesen, welcher Vorteil seit langem grundsätzlich hoch gehalten wird. Dieser Vorteil kommt schließlich darauf hinaus, daß der zugleich auf das Lehren angewiesene Forscher, grob gesprochen, „von den dummen Jungen profitiert"; und von wem man etwas profitiert, den hält man gern auch warm — so daß hier die Frage „was mit den d. J. anzufangen" sei, eine reichliche Beantwortung findet. (Der „Verband für Hochschulpädagogik" hatte im Frühjahr 1899 zwei seiner Monatsversammlungen einzig dem Thema gewidmet: „Der pädagogische Wert der Wissenschaftsgeschichte.")

Neben philosophischer und historischer Vertiefung jegliches Spezialstudiums, also den zwei hier erörterten Mitteln, den Studierenden von vorn herein über den Fachhandwerker zu erheben, ist nun noch ein ihnen ähnliches oder vielleicht in ihnen bereits beschlossenes Mittel auch für den Fall erwähnt, daß es mehr dem persönlichen Geschmack des Verfassers dieser Zeilen als einem objektiven Bedarf entsprechen sollte. In dem Sinn nämlich, in welchem wir jemanden über das Niveau eines Handwerkers hinaus schätzen, wenn er sein Handwerkszeug nicht nur gebraucht, sondern auch als solches versteht, werden wir einen Wissenschaftsjünger ebenfalls in dem Maß höher schätzen, als er sein Handwerkszeug nicht nur richtig gebraucht, sondern auch durch und durch versteht. Handwerkszeug ist für ihn vor allem die Terminologie, d. h. die Theorie und der Inbegriff der Kunstausdrücke seines Fachs und womöglich auch der gemeinsamen wissenschaftlichen Kunstausdrücke, wobei jedoch der Ausdruck zunächst zwar ein Name ist, seinen Begriff jedoch mitumschließt und durch seine Etymologie zwar keineswegs schon voll zu verstehen ist, jedoch ohne Kenntnis dieser hinwieder zu einem isolierten Bruchstück menschlicher Geistesentwicklung wird, dessen Besitz allein wiederum nur erst den Fachhandwerker ankündigt. Seit Rudolf Euckens Bearbeitung der „Philosophischen Terminologie", seit Windelbands, Willmanns und Anderer historischer Begriffsforschung und seit der hier mit hinein gehörender Ausbildung der allgemeinen Methodenlehre in den Logiken von Sigwart und von Höfler ist für diese Dinge soviel getan, daß ihre theoretische Fortführung und ihre didaktische Verwertung nur mehr eine Frage des guten Willens ist.

Das wären also die drei oder vielleicht die drei

zunächst wichtigen Mittel einer Erhebung des speziellen Fachstudiums zu einem eigentlichen wissenschaftlichen und insofern hochschulmäßigen Studienbetrieb. Daß diese drei Mittel auf die Unentbehrlichkeit einer auch die griechische Sprache umfassenden humanistischen Vorbildung der Studierenden hinweisen, sei an dieser Stelle nur eben als persönlicher Standpunkt des Verfassers angedeutet.

Wenn wir mit all dem ein bloßes Fachlernen einem tieferen Betrieb des Studiums entgegengesetzt haben, so zielen wir darauf hinaus, nicht nur Fachmenschen, sondern auch Berufsmenschen heranzuziehen. Die „Berufung" zu einem Schaffensgebiet ist mehr als die spezielle Geschicklichkeit darin: diese braucht das Uebrige an einer Persönlichkeit gar nicht berühren, jene bedeutet das Aufgehen der Persönlichkeit in dem besonderen Schaffensgebiet; diese ist lediglich eine Sache des Wissens und speziellen Könnens, jene ist zugleich auch eine ethische Angelegenheit. Ohne gegenseitiges Verständnis und soziales Gefühl gehen die Fachmenschen neben einander her, als Glieder eines Ganzen wirken die Berufsmenschen zusammen. Um solche heranzubilden, dazu genügt nicht bloßer Unterricht: dazu ist auch Erziehung nötig, wenngleich diese zugleich mit jenem, im sogenannten erziehenden Unterricht, geleistet werden kann. Wir brauchen uns hier wahrlich nicht nach einer Reihe von Gründen bemühen, warum ohne eine auch auf die letzte Altersstufe der Jugend ausgeübte Erziehung die Gesamtsorge für die künftige Generation unvollständig und unvollkommen, ja geradezu in ihren sonstigen Erfolgen gefährdet ist. Genug an folgender Zusammenfassung.

Man betrachtet die Hochschulen bisher meistens nicht nur als Stätten einer Spezial- oder Fachbildung gegenüber den unteren Schulen als Stätten einer Allgemeinbildung, sondern auch als bloße Lehr- oder bestenfalls Unterrichtsanstalten gegenüber der an die unteren Schulen gestellten Forderung, auch Erziehungsanstalten zu sein. Nun giebt es sowol im Schulwesen als auch im Privatverkehr Gelegenheiten einer bloßen Fachbelehrung, von denen auch durchaus nicht mehr als diese, weder eine tiefergreifende Berufsbildung noch auch eine erzieherische Wirksamkeit gefordert werden braucht. Hieher gehört bereits jeder Fall, in welchem der eine Privatmann beim anderen sich irgend ein Wissen aneignet, beispielsweise wenn ich bei einem Lehrer des Italienischen „italienische Stunden" nehme. Hieher gehören alle unbestritten so genannten Fachschulen, wie namentlich die Handwerkerschulen, und dem bisherigen tatsächlichen Bestande nach auch einige Hochschulen: die zum Unterschied von den übrigen Hochschulen eigens so genannten „Fachhochschulen", wie etwa landwirtschaftliche, forstliche und ähnliche. Allein schon diese Unterscheidung deutet an, daß uns mindestens ein dunkles Gefühl dazu führt, in den zunächst in Betracht kommenden Hochschulen, namentlich den Universitäten, nicht nur Lehr-, sondern auch Erziehungsanstalten zu sehen. Als solche galten die Universitäten, wenn nicht von jeher, so doch vorwiegend im 18., dem „pädagogischen" Jahrhundert und gelten auch in den meisten Erörterungen über sie aus unserem Jahrhundert als solche; allerdings hat die so rasch ansteigende Entwickelung und Besonderung der Wissenschaften in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit vom Ethischen ab und einseitig dem Intellektuellen zugewendet. Allein es ist nach all dem kein neuer Einfall, wenn wir mit dem erzieherischen Moment an den Hochschulen Ernst machen und sie geradezu mit den unteren Schulen zusammen als „Erziehungsschulen" den wirklich bloßen „Fachschulen" gegenüberstellen. Nur ist innerhalb der Gruppe der Erziehungsschulen die entscheidende Differenz die, daß den unteren Schulen die Heranbildung für das ganze Leben oder für das feinere Kulturleben überhaupt zufällt, den hohen Schulen die Heranbildung für einen bestimmten Beruf oder für eine bestimmte Gemeinschaft von Berufen. Jene machen demnach das aus, was Pestalozzi die „Lebensschule" oder „Menschenschule" genannt hat, diese hinwider das, was wir die „Berufsschule" nennen wollen.

Nun beginnt aber die Schwierigkeit der Sache erst bei der Frage, wie denn auf die „Dummen Jungen" erzieherisch eingewirkt werden soll und kann. Jedenfalls sind zwei Wege dabei entweder gleichgiltig oder sogar geradezu schädlich. Der eine ist der Weg der reglementierenden Vorschriften, der Umzingelung des Studenten mit einem Netz von Disziplinarparagraphen, wie es sogar noch jetzt an den bayerischen Universitäten nicht ganz verschwunden ist; ein besseres Mittel, die ältere Jugend in den Zustand „Dummer Jungen" zu erhalten, gibt es nicht bald wieder. Auch die eine Bitte dürfen wir wol daran anschließen, den Studenten die Formalien der Inskription, des Doktorats u. s. w. zu vereinfachen; was da alles zur Erfüllung von Vorschriften geleistet werden muß, erscheint eines modernen Kultur- oder besser Arbeitsstaates einfach unwürdig. Der zweite jener Wege ist der des Moralpaukens, mag es nun in gelegentlich entladenen Wettern oder auch in der edleren Form weihevoller Rektoratsreden stattfinden; über ihn brauchen wir wol nicht erst Worte verlieren.

Den wichtigsten Weg einer erzieherischen Einwirkung hat die Pädagogik längst darin gefunden, daß sie den Unterricht selbst erzieherisch gestaltet sehen will. Die systematische Durchführung dieser Einsicht ist hier nicht zu geben; genug daran, daß innerhalb der Belehrung ein Gewöhnen des Willens, nicht bloß ein Erzeugen von Wissen erzielt werden soll. Daß an einer wissenschaftlichen Schule vor allem der „Wille zur Wahrheit" auszubilden ist, bedarf wol ebenfalls nicht erst besonderer Betonung. Jedenfalls aber läßt sich für die hier vorliegenden Aufgaben sehr wenig durch Lehrpläne (eher schon einiges durch Lernpläne) und ebenso wenig durch „methodische" Anordnungen von oben herab erreichen. Das Entscheidende wird immer die Persönlichkeit des Lehrers sein. Ist diese nicht durch Anlage und Ausbildung zum erzieherischen Einwirken von Person zu Person und von Augenblick zu Augenblick geeignet, so helfen die besten Absichten und Einrichtungen nichts.

Was die Anlage betrifft, so bedarf es für jeden Lehrer zu den sonstigen persönlichen Erfordernissen, einem ruhigen und zugleich energischen Gemüt u. s. w., auch noch der vielgerühmten „Liebe zur Jugend". Der Universitätslehrer ist ganz besonders in Gefahr, sein theoretisches Wirken mehr zu lieben als die Jugend, und sein Verhältnis zu den „Dummen Jungen" als eine Last zu betrachten. So lange nicht in ihm das heiße Bedürfnis lebt, für sie zu wirken; genauer gesprochen: so lange nicht bei der Ergänzung der Lehrerschaft zunächst nach dem Vorhandensein dieses Bedürfnisses gefragt wird — so lange wird es auch mit dem Erziehungswert der Hochschulen nichts rechtes sein. Nur werden wir in aller Pädagogik an dem Begriff „Liebe zur Jugend" immer nur eine blasse Allgemein-

heit haben, wenn wir nicht jeweils die Liebe zu einer bestimmten Altersstufe der Jugend unterscheiden. In Wirklichkeit kann es sich wol immer nur um ein Interesse entweder für die früheste Jugend oder für eine mittlere oder für die höchste Altersstufe der Jugend handeln. Ist das Interesse für diese vorhanden, dann ist auch die wichtigste Bedingung für eine fruchtbare Erziehungswirksamkeit des Hochschullehrers gegeben.

Was dann seine Ausbildung anbelangt, so hat die „hochschulpädagogische“ Bewegung einen ganz greifbaren konkreten Vorschlag gemacht. Sie nahm die bestehenden Verhältnisse der Ausbildung der Lehrer für untere, namentlich für Volksschulen, zum Muster. Hier ist die Lehrerbildung in „Seminaren“ oder „Lehrerbildungsanstalten“ systematisiert; und eine Uebertragung dieser seminaristischen Vorbildung auf die künftigen Hochschullehrer, unter Aenderung des dabei zu Aendernden, liegt als „Plan eines hochschulpädagogischen Seminars“ zur Verwirklichung bereit. Die Realisierung freilich wird Sache mächtigerer Faktoren sein, als es die Führer jener Bewegung sind.

In der Frage: „Und was fangen Sie mit den dummen Jungen an?“ liegen unbeschadet ihres Verdienstes einer lebhaften Anregung doch zwei Fehler oder wenigstens Gefahren verborgen. Einerseits wird die Sachlage so hingestellt, als hätten wir an unseren Studenten oder an einem großen Teil von ihnen wirklich „dumme Jungen“, die durch eigene Schuld oder durch irgend einen sozialen Schaden diese Dummheit erworben, vielleicht nur eben nicht abgestreift hätten. Andrerseits wird dabei eine Pädagogik vorausgesetzt, die zuerst nach den Schülern und dann erst nach den Lehrern sieht, während die Pädagogik jetzt doch schon so weit ist, zunächst den Lehrer zu ihrem Problem zu machen. Wäre jene Frage so gestellt: „Und was fangen Sie mit den dummen Alten an?“, so würde wenigstens die Richtung der Frage besser gewählt sein; allein dann hätten wir nur eine Umschreibung der bekannten hochschulpädagogischen Weisheit des Laien, die da meint, durch das Schimpfen auf den „deutschen Professor“ den Sitz des Uebels bezeichnet zu haben. Nein: wir haben weder mit dummen Jungen noch mit dummen Alten zu tun, eher mit allzu weisen Jungen und Alten; ein bißchen „reiner Thor“, d. i. weniger intellektuelle Fülle und mehr Gemütsreichtum und ethische Stärke könnten nicht schaden. Dann würden wol auch die Jungen nicht nötig haben, sich von der intellektuellen Fülle und Gemütsleere, die sie offiziell umgibt, anderswo zu erholen und das Erziehungsmoment der Hochschulen in ziemlich naturalistischer Weise selber zu besorgen — was sie ja tatsächlich in ihren „Verbindungen“ thun. Dem Rufe „Mehr Licht!“ sollte doch endlich der Ruf „Mehr Wärme!“ zur Seite treten.

Um nun wieder mit greifbaren konkreten Vorschlägen zu kommen, so sei darauf hingewiesen, daß in der die gegenwärtige hochschulpädagogische Bewegung vorbereitenden Litteratur der Gedanke an eigene „Studentenheime“ bereits ausgesprochen worden ist. Das sollen natürlich nicht Klausuranstalten mit Arbeitsaufsicht und frommen Sprüchen sein. Vielmehr soll in erster Linie dem Lehrer, in welcher Form auch immer, Gelegenheit zu freier, möglichst wenig merklicher, aber höchst persönlicher Einwirkung auf die Studenten gegeben sein. In zweiter Linie soll diesen und ihren Erhaltern eine billigere, hygienischere und geistig reichhaltigere Lebensführung dargeboten werden, als ihnen ihr isoliertes Wohnen in den nicht eben sehr berühmten „Studentenbuden“ und anderswo bietet. Eine Hand voll Vorschriften zur „Hausordnung“, nicht mehr und nicht weniger, wird für den richtigen Zusammenhalt sorgen. Weder die alten „Bursen“ noch die jetziger Einrichtungen in England brauchen dabei nachgeahmt werden; was sich in ihnen gutes Vorbildliches findet, wird ja leicht berücksichtigt werden können. Es ist endlich wol nicht zu viel prophezeit, wenn man erwartet, daß sich solche Anstalten auch ökonomisch „rentieren“ werden: erstens direkt, indem sie billiger arbeiten, zweitens indirekt, indem sie unseren Volkskreisen Kräfte schonen und vermehren helfen. Ohne mäcenatische Faktoren zur Anlage solcher Heimstätten wird es allerdings kaum vorwärts gehen. —

Das wäre etwa das Wichtigste von dem, was sich derzeit als Antwort auf die eingangs gestellte Frage geben läßt. Vielleicht mag von ihr noch mehr an Einzelanweisungen gewünscht werden. Allein wir haben nachdrücklich darauf hingewiesen, daß es wesentlich auf die Persönlichkeit des Lehrers und Erziehers ankommt. So sehr sie einer wolgeordneten Vorbildung bedarf, so wenig bedarf und verträgt sie einzelne Anweisungen. Geben wir ihr nur alle Mittel an die Hand, geben wir ihr die Macht, frei zu wirken, und sie wird schon von selbst das Beste treffen.



Traumgestalten.*)

„Traumwasser schöpfen wir,“ läßt Leopold Weber, der Verfasser der Traumgestalten, in den Schlußzeilen des Eingangsgedichts: „Am Quell“ die Seelen, die sich mit Krügen am Brunnen einfinden, ihm ihr geheimnisvolles Tun erklären. Traumwasser ist es auch, was die kleinen Schöpfungen durchrieselt, die er in seinem Buche vereinigt hat.

Das geheimnisvolle Weben des Traumes mit seinen silbern glänzenden Fäden, seinen weichen, verschwimmenden Linien, seinem Grauen und seiner Angst, seinen Wonnen und Qualen, die dem erschöpften Schläfer die Nächte kürzen und dehnen, mit seinen tollen Fratzen der erhitzten Phantasie, seinen sprunghaften Launen und Gebilden, seinen Thränen und Gelächter, hat sich der Dichter als Untergrund einer Reihe kleiner Prosageschichten erwählt. Von allen gilt als Motto das Wort: „Traumwasser schöpfen wir!“, denn in der Tat, das tun sie alle und in so wunderbarer poetischer Art, psychologisch so fein beobachtet und mit so virtuoser Realistik wiedergegeben, daß man zuweilen wie z. B. in dem „Schlosser Peter“ — dem weitaus besten Stücke der Sammlung — kaum weiß, was ist hier Traum, was Wirklichkeit, oder ist das alles nur ein einziger grauenvoller Traum, das wahnwitzige Schreckensgebilde eines berauschten Menschen!

*) Leopold Weber: Traumgestalten. (Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1900) mit Buchschmuck von Ernst Kreidolf-München.

Das Gebiet des Traumes, jedem bekannt und vertraut, ist künstlerisch überaus schwer zu behandeln, und dieser Erkenntnis ist es wol zuzuschreiben, daß bisher nur wenige Dichter diesem Stoffe nahegetreten sind! Man muß helle Poetenaugen haben und in die Tiefe graben können, seelen- und menschenkundig muß man sein, wenn man hier Anker werfen will, denn im Traum erscheint der nackte Mensch, größer im Haß und Zorn, zügelloser in seinen Leidenschaften, aber auch geläuterter und edler, sehnsüchtiger und vollkommener! Die seelischen Erregungen wechselndster Art, von zarter Liebe zu zügelloser Wut, durch die uns der Traum oft in wenigen Sekunden hindurchjagt, bis wir uns mit jähem Aufschrei, fieberschweißgebadet, seiner furchtbaren Macht entreißen, in plastischer Weise in den realistischen Farben des wachen Lebens darzustellen, das ist eine Aufgabe, an der schon mancher gescheitert ist. Weber aber weiß uns in seiner eindringlichen Art zu erzählen, schon nach wenigen Sätzen so ganz in seinen Bann zu ziehen, daß wir selbst das alles leibhaftig mitzuerleben und mitzuträumen meinen. Unterstützt wird dies noch dadurch, daß er in einigen, wie in dem schon genannten der „Schlosser Peter", seinen heimischen österreichischen Dialekt anwendet und so noch kräftigere Töne erzeugt.

Eines der prächtigsten Stücke der Sammlung ist: „Am Bergsee." Die Urzeit mit ihren Fabelwesen — der Berg- und Höhlenmensch, selbst noch ein fratzenhaftes, halb tierisches Gebild, eins mit der Natur und ihren Geschöpfen — die Nixe — die Hexe, die aus einer Knochenflöte hoch oben vom Berge herab blauen Rauch — Hexendunst — in die Thäler herabbläst, die Mooralte, die des Teufels Ei ausbrüten muß, die Wolken- und Nebelmänner, die Landschaft, in die der Dichter diese Beseelungen der Natur hineinstellt, alles das atmet denselben erdfrischen Zauber, der uns aus den Gemälden Stucks und Böcklins entgegenweht — es ist, als tauchten wir in die Tiefen der Natur, wo alle Formen in abenteuerlichster Gestaltung in einander zu verschmelzen und überzugehen scheinen.

Ein entzückendes, keusches Idyll ist gleich die erste Skizze: „Heimliche Fäden." Etwas bizarr und in dem eigenartigen Humor Th. A. Hoffmanns getaucht, ist: „Die Spieler," von erschütternder Tragik: „Der Schlosser Peter." Ein braver Handwerker, der im Rausch aus Uebermut unbewußt zum Mörder wird, und von seinen Gewissensbissen und schweren Träumen gepeinigt, durch Selbstmord seine Schuld zu sühnen und seinem Weib und Kind die Schande der Entdeckung zu ersparen sucht.

Eine wundervolle Phantasie durchwebt „Traumkönig", worin der Dichter in glücklichster Weise auch den Zustand des Traumwandelns poetisch behandelt. Ein märchenhafter Ton durchklingt das Ganze, die Realistik ist verbannt, die Sprache wird gehobener und klangvoller. Ich möchte mir nicht versagen, gerade aus diesem Stücke eine kleine Probe zu bieten.

Zu der jungen Sennerin Anna — oben im Hochgebirge tritt nachts im Schlaf der Traumkönig als ein Greis, er hockt sich an ihrem Lager nieder, ein Spinnrad erscheint vor ihm, er ergreift den Faden mit runzligen Fingern und spinnt drauf los, daß es surrt. Plötzlich hält der Zaubergreis ein mit Spinnen und Treten. Der Webstuhl zerfließt in der Luft, rasch wächst der Alte empor, und wieder steht Traumkönig da in Krone und Mantel.

„S'ist Zeit, Liebling!" flüstert er und winkt: „komm zum Mond — zur Zwiesprach mit mir!"

Da richtet sich die Dirn auf und steigt aus dem Bett. Ihr grobes Linnenhemd scheint im Mondlicht wie Schnee. Sie bewegt sich dem Geist nach durch die Stube zur Thür. Die Augen weit offen! Aber in ihrem freundlichen Glanz ist noch etwas, das blickt fremd in die wirkliche Welt. Sie klinkt die Thür auf und tritt hinaus. Ei! wie hat sich da alles verändert! Links in den Zweigen der Tanne — schau! — sitzt der blanke Mond selber und hat sein Silber auf die Wiese geschüttet. Rechts hockt am Boden der mächtige, kohlschwarze Auerhahn, der gestern früh Anna auffliegend erschreckt und schlägt seine Schwanzfedern in einem Rad auseinander, nicht schlechter als ein Pfau, daß das Mondlicht in Tropfen davonsprüht. Mitten auf dem Plan aber schwebt eine zweite Anna, doch nicht in einem Rupfenpfaid*), nein, in einem feinen, leuchtenden Seidenhemd, und ihr schwarzes Haar ist ganz aufgegangen.

„Ist's schön, Anna?" ruft der Mand aus der Tanne und lacht.

„So schön!" flüstert die Dirn und führt die Hände langsam durch die Luft ineinander.

Derweil steht unter den Tannen ein dunkler Mann mit goldner Krone. Anna spürt, der ist's, der alles gemacht. Jetzt naht er ihr mit etwas schwankenden Schritten. Ein spitzes Gesicht mit blauen Strahlenaugen hält vor ihr im Mondschein. Das glatte Haar hängt lang ums Gesicht. Sie schaut nur immer auf die schöne Krone, die funkelt.

„Kennst mich nimmer, Anna?" sagt der Mann. Nun sieht sie ihm ins Gesicht.

„Ei freilich," spricht sie dann leis und lächelt so froh. „Du bist ja das Hündchen, mit dem ich als Kind nächtens gespielt."

„Ich bin's!" sagt er.

„Du Lieber!" flüstert die Dirn.

Da schwillt der Mann vor ihren Augen mächtig empor.

„Hast du mich lieb? ist's wahr? hast du mich lieb?" Sie nickt.

„Lieb!" stammelt er: „mich lieb!" und bückt sich zu ihr und haucht sie an. Ihre Augen schließen sich. Sie dreht sich herum und kehrt in die Kammer zurück. . .

In drei kurzen Skizzen „Vom Versöhner", die in stimmungsvoller Weise die Gestalt des Todes vorführen, klingt das Buch aus!

Es ist ein gutes Buch, darum wird es wenig Leser finden, es ist ein seltsames Buch — ohne schrullenhaft und gesucht zu sein, daher wird man nicht viel Lärm davon machen, es ist in seiner Art ein schlichtes und tiefes Buch — darum bin ich der fröhlichen Gewißheit, es wird sich, wenn vielleicht auch erst spät, doch sicher durchringen. Mögen meine Worte dazu helfen!

Kurt Holm.

*) Rupfenpfaid ist eine Art grobes Linnenhemd.



Der schlechte Komödiant.

Lustspiel in 5 Akten

von **Robert Jaffé.**

Personen: Ernst Alberti, ein berühmter Schauspieler.
Hofmann, ein Weinreisender.
Weber, junger Student der Philosophie.
Dr. Busse, Arzt.
Woyde, Assessor.
Schröder, Schriftsteller.
Wandelt, junger Kaufmann.
Reinert, der Gastwirt.
Bertha, seine Tochter.
Emma, Ida, } Cousinen von Wandelt.
Marie, Webers Cousine.
Der Oberkellner.
Erster, Zweiter } Hausdiener.
Kellner, Gäste.

Die Handlung geht in einem Gasthause in einer deutschen Provinzialstadt vor sich.

Erster Aufzug.

Im Gastzimmer. Es ist Abend.

Scene 1.

Weber. Wandelt.

(Weber und Wandelt sitzen vor einem Schoppen Wein.)

Weber (etwa 22 Jahre, von kleiner Figur, mit hübschem, rundem, gutmütigem Gesicht; spricht in sächsischem Dialekt): Immer Berlin und Berlin! Das wird doch langweilig! Sie müssen doch bedenken, Berlin ist nicht Deutschland!

Wandelt (ein junger Kaufmann, von etwa 20 Jahren, sehr schlank, ideale scharf markierte Gesichtszüge, edel gebogene Nase, sehr hohe Stirn und krauses blondes Haar; lächelt).

Weber: Ich bin überhaupt nicht so naturalistisch begeistert, wie Sie zu glauben scheinen. Höchstens in der Art, wie sie Alberti ausübt. Um die —

Wandelt: Aber um Alberti handelt es sich doch.

Weber: Ich sage Ihnen, eine markige Kraft steckt in dem Alberti. Ueberhaupt, seine Leistungen sind ganz . . . . ganz gewaltig.

Wandelt: Bei seiner Sprechweise?

Weber: Eben die Sprechweise ist ganz großartig (kneist das eine Auge verzückt zusammen, während ein seliges Lächeln einen Mund umspielt).

Wandelt: Aber in Berlin haben ihn doch viele Kritiker heruntergerissen.

Weber: Ja. Ich habe die hauptsächlichsten Berliner Blätter gelesen. Da ist so'n Gift, so'n elendes Zeug! (Macht eine wegwerfende Handbewegung.)

Wandelt: Ja.

Weber: Aber ganz gemein! (Mit dem Arm durch die Luft heruntersägend) Runtergemacht! (Wiederholt die Bewegung). Und verdächtigt! — — — — Wo ist da Kunst? Und edele Begeisterung? (Macht eine wegwerfende Handbewegung.) Elendes, neidisches Gezänke und Gemache!

Wandelt (lächelt wieder).

Weber: Ach, Urteile! . . . . . ach je! . . . . . ach je! . . . . . ach je! . . . . . ne! . . . . . 's ist nischts. (Versinkt ins Träumen, murmelt nur unverständliche Worte vor sich hin). — — — — Aus allen Büchern zusammengetragen: Alberti hat die alte Tradition abbrechen wollen, das ist ihm nicht gelungen.

Wandelt (murmelt unverständlich): So?

Weber: Und die gemeinen Blätter, die verläumden ihn doch noch gar, die sagen, daß er ein eitler eingebildeter Mensch ist.

Wandelt: Ja, ja!

Weber: Die Hauptsache ist doch sein Charakter. So'n edler, reiner Mensch! . . . . der nur Edles leisten will!

Wandelt (beinahe unwillig): Ach!

Weber: Er kümmert sich nicht um die Plattheit des Publikums. Wenn ich denke, was ich vorigen Winter in Berlin erlebt habe —! Wie sie die klassischen Stücke geben —! Die reene Posse! Da lachten die Leute, und weiter machten sie nichts als lachen.

Wandelt: Das ist wol überall so. Aber Sie haben doch Ihren Alberti.

Weber (verzückt): O, das ist so 'n Hochgenuß! (In Begeisterung die Finger zusammenlegend und die Hand vorstreckend) Das ist solch feines, abgetöntes Spiel! — — — — — Diese Spielerei! — (Pfeift dabei förmlich vor Entzücken. Ah! — — Ei Gott! nee! Wenn man da noch die anderen sieht, da hat man gar keinen Genuß mehr.

Wandelt: Das glaub' ich. 'S ist riesig langstielig hier in Bezug auf Theater. Aber was soll man machen?

Weber (lächelt)

(Pause.)

Wandelt: Uebrigens tritt der Alberti doch auch in französischen Possen auf. In ganz frivolen Possen. Was müssen Sie nun dazu sagen?

Weber (ganz ruhig): Da sieht man wieder den Künstler; er läßt alles gelten. Das kann ich nun nicht sagen: der sittliche Standpunkt ist mir entschieden wichtiger als der künstlerische.

Wandelt: Ich glaube, wir werden bald zur Bahn gehen müssen. Wie spät ist es?

Weber (sieht nach der Uhr, erstaunt): Herrje ja!

Wandelt: Wie spät ist es?

Weber: Es ist etwa halb sieben.

Wandelt: Da müssen Sie ja bald aufbrechen, wenn Sie den Zug nicht versäumen wollen.

Scene 2.

Vorige. Der Wirt.

(Der Wirt, ein hagerer Mann mit bartlosem, spitzem Gesicht, das Haar schon ganz ergraut; tänzelnder Schritt, niemals fest auftretend, legt die Hände vorn ineinander, während die Arme in eckiger Form gebeugt bleiben; — kommt herein.)

Weber (lächelt): Guten Abend, Herr Reinert!

Reinert (mit ernst verdrossenem Gesicht): Guten Abend! — Na, wie geht's?

Weber: Ich bin jetzt während der Ferien wieder auf kurze Zeit hier bei meinen Verwandten zu Besuch. — Halten Sie noch die vielen Zeitungen, die man früher bei Ihnen lesen konnte?

Reinert: Ja, dieselben! — Uebrigens, hauptsächlich werden die Zeitungen auch nur von den Fremden und Reisenden gelesen. Sämtliche Kaufleute hier, die halten das Lokalblatt, die halten eine Berliner Zeitung.

Weber: Wie geht denn das Geschäft?

Reinert (in klagendem Tone): Nicht übermäßig.

Weber: Wir werden Ihnen jetzt bald einen neuen Gast bringen; wir holen ihn von der Bahn ab. Er kommt jetzt aus Berlin.

Reinert: Mit demselben Zug kommt auch mein neuer Hausdiener an.

Wandelt (zerstreut): So?

Reinert: Eh' man den wieder anlernt, vergeht eine Zeit.

Wandelt (wie oben): Ja.

Reinert: Diese Leute! Man müßte zehn Augen haben und dann noch neun zudrücken.

Wandelt (zu Weder): Sie müssen sich jetzt aber wirklich beeilen, wenn Sie den Zug nicht versäumen wollen. (Weder ab.)

Reinert (begleitet ihn zur Thür).

Scene 3.

Der Wirt. Wandelt. Dr. Busse.

Dr. Busse (ein kleiner korpulenter junger Arzt mit rundem, hübschem Gesicht, goldener Brille, dichtem Haar und Schnurrbart; kommt herein): Sehr liebenswürdig, daß Sie sich noch entschlossen haben, Herr Wandelt — (fordert ihn mit sehr liebenswürdigen Gebärden auf, am Tische Platz zu nehmen).

(Pause.)

Dr. Busse (ruft einen Kellner heran): Bringen Sie mir eine Flasche Essig!

(Der Kellner bringt das Verlangte.)

Reinert (kommt an den Tisch heran): Guten Abend, Herr Doktor!

Dr. Busse (mit heimlichem Spott): Sie können den ganzen Tag dem edlen Banchus und Gambrinus opfern, Herr Reinert!

Reinert (zieht die Schultern hoch).

Dr. Busse: Aber Sie leisten darin doch wenigstens Ihren Gästen Gesellschaft, so lange die hier sind?

Reinert (mit saurer Miene): Dann möchten sie mir die Haare ganz vom Kopfe fressen.

Dr. Busse: Sie sind sehr klug! Wenn Sie einem so schlechten Wein vorsetzen lassen, dann werden Sie sich hüten, davon mitzutrinken.

Reinert: Mein Wein ist nicht gut?

Dr. Busse (gießt aus der Flasche Essig in ein Weinglas, reicht es dem Wirt hin): Bitte, Herr Reinert!

Reinert (trinkt, verzieht das Gesicht fürchterlich, bezwingt sich aber und sagt): Ein schönes Weinchen! Was fehlt dem Wein?

Dr. Busse: Dann werden Sie mir doch die Ehre geben und noch ein Glas mit mir trinken. (Ruft den Kellner wieder.) Noch ein Glas! — Unter allen Umständen, Herr Reinert! (Gießt ein.)

Reinert (verwirrt, lächelnd, trinkt): Prosit, Herr Doktor!

Dr. Busse: Prosit!

Reinert (hat das Glas mit furchtbarer Anstrengung ausgetrunken).

Dr. Busse: Noch ein Gläschen, Herr Reinert! (Will abermals eingießen.)

Reinert (steht eilig auf): Nein! Ich muß aber wirklich danken! Ich kann das garnicht verlangen. Ich habe auch nicht die geringste Zeit. (Eilt, so schnell er kann, hinaus.)

Scene 4.

Dr. Busse. Wandelt. Wonde.

(Assessor Wonde, mit plumpen, massigen Gesichtszügen, recht elegant und modern gekleidet; tritt an den Tisch heran und verbeugt sich gegen die Anwesenden.)

Dr. Busse (mit eleganter Höflichkeit): Guten Abend, Herr Assessor!

(Wonde nimmt Platz.)

Dr. Busse (lacht ihn an).

Wonde (lacht ihn gleichfalls an).

Dr. Busse: Na, wie geht's?

(Pause.)

Wonde: Nun, haben Sie wieder neue Witze, Herr Doktor?

Dr. Busse (lacht): Neue Witze?

Wonde: Ja.

Dr. Busse: Ich habe keine Zeit gehabt, neue Witze (deutet auf seine Stirn) auszudenken. — Sie wollen es jetzt wol dem Schröder gleich machen, Herr Assessor? Vorhin war ich bei ihm auf seiner Bude. Er hat sich jetzt einen großen runden Filzhut zugelegt. Mit solch breiter Krempe! Da sag ich zu ihm: „Sie wollen wol eine Hypotheke auf Ihren Hut aufnehmen?" Sogleich stürzte er auf seinen Schreibtisch zu und notierte sich den Witz. Am liebsten möchte er mir alles gleich nachstenographieren. Wenn er dann ein Drama oder eine Erzählung schreiben will, dann legt er bloß die ganzen Blätter zusammen. Dann steht er da wie ein Baum im Frühling. Während er dann wirklich schreibt, entblättert er sich, wie der Baum im Herbst. „Traurig steht der nackte Strauch."

Wandelt (lachend): Ich wundere mich nur — Sie haben doch einen ganz wunderbaren Humor — ich muß Ihnen schon das Kompliment ins Gesicht sagen — aber den Sachen von Schröder merkt man doch garnicht an, daß Sie etwas dazu beigesteuert haben.

Dr. Busse: Ich erzähle auch Schröder nichts mehr. Er verhunzt mir jeden Stoff. Es wird immer eine Mißgeburt daraus. Ich erzähle ihm eine Humoreske, und nachher wird ein Trauerspiel daraus.

Wandelt: Das mag es sein.

Dr. Busse: Schröder kommt mir vor, als ob er immer auf der Gedankenjagd wäre. (Er ahmt ihm nach, wie er exaltiert mit den Händen durchs Haar fährt.) „Ja, ja, ja, ja; Ein Gedanke! Ein Gedanke! Ein Königreich für einen Gedanken!" Der Gedanke, den ich ihm immer am liebsten geben möcht', ist der, er solle nicht mehr schreiben. Aber wenn dann der arme Kerl eine Humoreske haben will, überwiegt das Mitleid in mir. Dann plaudern wir; gebe ihm einen Entwurf, ich karrikiere u. s. w. Dann beruhigt er sich, er, der schon ganz verzweifelt und dem Gedankenbankerott nahe gewesen war. Uebrigens ein Gedankenbankerott, bei dem kein Mensch auf die Vermutung kommen würde, er habe Gedanken beiseite gebracht. — (Zu Wonde.) Sie verstehen mich . . . . . . juristisch. — Nachher sagt er: „Es ist doch ganz merkwürdig, wenn Sie von mir weggehen, habe ich immer Gedanken." Dabei ist mir nur eins unklar, warum er mich immer auffordert, wiederzukommen. (Lacht heftig.) Und ich bin nie um einen Gedanken ärmer, wenn ich weg gehe.

(Wieder allgemeines Lachen.)

Wandelt: Der Schröder hat eine sehr gute Stellung in einem großen Geschäft gehabt. Eines Tages reitet ihn der Teufel: da gibt er seine Stellung auf und wird sich ganz der Litteratur widmen.

Dr. Busse: Wenn Schröder einmal ein Buch schreiben wird: „Wie Schröder ein Dichter wurde!", dann werde ich ein letztes Kapitel dazu schreiben: „Wie Schröder kein Dichter wurde!"

(Alle lachen.)

Dr. Busse: Schröder lebt in verschiedenen Perioden. Es ist schwer zu entscheiden, zu welcher Zeit er wirklich lebt; man wird später nicht wissen, zu welcher Zeit er

seine große Tätigkeit ausgeübt hat. Wenn man in den Papieren seines Verlegers blättern wird, dann wird man glauben, er lebte erst im zwanzigsten Jahrhundert. Nach den Vorschüssen wird man das doch glauben müssen. Wenn man damit aber die Bücher seines Hauswirts vergleichen wird, wird man annehmen, er habe erst in den achtziger Jahren gelebt. Denn so lange wird's wol her sein, daß er die letzte Miete bezahlt hat.

(Wieder allgemeines Lachen.)

(Ein Hausdiener kommt, mehrere Ueberröcke überm Arm, herein und hängt sie an einen Rechen auf und geht dann wieder hinaus.)

Dr. Busse: Uebrigens kommt Schröder heute noch her. Er soll irgend einen fremden Schauspieler begrüßen, der hier absteigen wird.

Wandelt (sehr interessiert): Ja? Er wird auch Alberti begrüßen?

Dr. Busse: Er memoriert schon seine Begrüßungsrede.

Scene 5.

Vorige. Weber. Hofmann.

Weber (kommt mit Hofmann an den Tisch): Guten Abend, meine Herren! Unser berühmter Gast, den wir erwarteten, ist zwar nicht eingetroffen, dafür bringe ich Ihnen aber einen unberühmten mit. Gestatten Sie, daß ich Ihnen Herrn Weinreisenden Hofmann vorstelle.

Dr. Busse: Wollen die Herren nicht Platz nehmen?

Hofmann (hübscher, eleganter junger Mann mit Lieutenantsmanieren, setzt sich mit Weber an den Tisch).

Wandelt: Nun werden wir wol überhaupt bald viel Besuch von Schauspielern bekommen. — Verkehren Sie gern mit Schauspielern, Herr Doktor?

Dr. Busse: Ja, die Schauspieler sind ein lustiges Völkchen. Es ist eine ganz andere Welt. Schauspieler und Schauspielerinnen! Man kann einen vernünftigen Ton mit ihnen reden.

Wandelt: Ich bin auch Tragödienspieler. Und bin auch Komiker. Ich bin alles, wie das auch (mit übertrieben pathetischer Handbewegung, wobei er den Arm vibrieren läßt) einem großen Schauspieler zukommt. — — — O, Sie können es sich nicht vorstellen, wie gern ich Schauspieler geworden wäre.

Dr. Busse: In mir steckt ein Schauspieler. Sehr häufig haben mir schon bedeutende Künstler gesagt, ich hätte es als Komiker weit gebracht.

(Pause.)

Wandelt: Wird nicht zu Ehren des fremden Künstlers, von dem Sie vorhin sprachen, hier irgend eine Festlichkeit stattfinden?

Dr. Busse: Schröder möchte ihn am liebsten mit dem ganzen Magistrat und allen Stadtverordneten einholen. Womöglich sollten sie ihn ganz mit Diplomen und Orden behängen. Schröder hat doch gesagt, daß Albertis Besuch bei uns wichtiger wäre als die Einweihung unseres neuen Krankenhauses. Da bin ich ihm aber gehörig über den Mund gefahren. — Uebrigens soll ein Kommers doch zu seinen Ehren stattfinden.

Woyde (scheinbar absichtslos, aber voll versteckten Spottes): Können Sie Bier einigermaßen vertragen, Herr Doktor?

Dr. Busse (lacht kalt überlegen): Warum? Wollen Sie mich auf die Probe stellen? Wollen Sie mich einladen?

Woyde (überrascht): Nein! Ich —

Dr. Busse: Ich kann Ihnen zu Ihrer Beruhigung mitteilen, daß ich an einem Abend schon fünfundzwanzig Schoppen geleistet habe. Und wolgemerkt: ich bin geistig ganz unbeeinflußt nach Hause gegangen.

Woyde: Ja?

Dr. Busse (sich behaglich zurücklehnend): Freilich, das war ein Parforce-Trinken.

Wandelt (pfeift eine Operettenmelodie vor sich hin, dreht dabei in der Hand einen Bieruntersatz).

Scene 6 (im Vordergrunde)

Alberti. Der Hausdiener. Der Oberkellner.

Alberti (ein junger Mann Ende der Zwanziger, kommt herein und spricht den Hausdiener an, der gerade an der Thür steht): Ich möcht' um ein Zimmer bitten.

Der Hausdiener (ein vierschrötiger Bursche mit groben Gesicht, ruft durch die offen gebliebene Thür): Ober! Ober!

Der Oberkellner (ein mittelgroßer Mann mit rundem, vollem Gesicht; schwarzem gekräuseltem und pomadisiertem Haar, kommt herein).

Der Hausdiener: Der Herr möcht' ein Zimmer haben.

Der Oberkellner: Numero fünf! Führen Sie den Herrn nach Numero fünf! (Zu Alberti): Wie ist Ihr werter Name?

Alberti: Karl Felisch! Karl Felisch!

Der Oberkellner (notiert mit Kreide den Namen an dem ganz nahe der Thür befestigten schwarzen Brett, der Fremdentafel).

Alberti: Ich konnte nicht gleich Ihren Hotelwagen erreichen. Inzwischen ist er abgefahren. Da bin ich zu Fuß vom Bahnhof hergekommen.

Der Oberkellner (verbeugt sich): Jawol —

Alberti (geht mit dem Hausdiener zur anderen Thür hinaus).

(Fortsetzung folgt.)



Das Weiberdorf.

Was man in den beiden letzten Romanen von Clara Viebig „Dilettanten des Lebens“ und „Es lebe die Kunst“ vermissen mußte, namentlich nachdem man sie in ihren beiden vortrefflichen Dramen „Barbara Holzer“ und „Pharisäer“ in hohem Maße bei ihr schätzen gelernt hatte: die Kunst eindringlicher Charakteristik; in der neuesten Erzählung „Das Weiberdorf“*) tritt sie wieder prächtig zu Tage. Ein Auge, das die derben Linien der Wirklichkeit scharf aus den Dingen herausfindet und sie mit einer gewissen behaglichen Breite zu einer wenig ausgearbeiteten, aber doch das Wesentliche festhaltenden Zeichnung verwendet. Es scheint hier eine Kunst vorzuliegen, die zur Erfassung der Charaktere differenzierter Menschen zu derb ist, die aber gerade den undifferenzierten Wesen die Grundeigenschaften ihres Wesens abzusehen vermag. In der Gemeinde Eifelschmitt sind die Weiber fast das ganze Jahr hindurch allein. Nur zu Weihnachten und um das Peter- und Paul-Fest herum kommen die Männer heim aus den Rheinischen Fabrikstädten, wo sie den Erwerb suchen, den sie in der armen Heimat nicht finden können.

*) Das Weiberdorf. Roman aus der Eifel von C. Viebig. Mit Umschlagzeichnung von Prof. Max Liebermann.

Außer ein paar alten Männern, unreifen Jungen und dem Pastor ist von der männlichen Hälfte der Menschheit nur noch Peter Miffert, das „Pittchen" im Orte vorhanden. Peter will nicht hinausziehen in die Welt, denn „wozu" sich schinden und plagen. Er will sein Pläsier haben in dieser Welt, denn auf das Vertrösten mit einer andern, bessern, läßt er sich nicht ein. So viele Weiber und ein Mann! Da ist denn genug Möglichkeit vorhanden zum Hervorbrechen natürlichster Instinkte; da tobt und wütet das undifferenzierte Triebleben. Der Leser selbst lebt sich wie der arme Peter Miffert durch eine dicke Atmosphäre schwüler Sinnlichkeit hindurch. Es giebt da Szenen, in denen die Darstellung des Anschaulichen wahre Triumphe feiert. „Pittchen" muß zum Falschmünzer werden, um sich in dem seltsamen Amazonenstaat zu halten. Ein Stück menschlicher Wildheit tritt vor unseren Augen auf. Unterhalb von Gut und Böse führen hier die Leidenschaften einen natürlichen Kampf auf. Und mit edler Naivität, in unschuldiger Nacktheit werden sie geschildert, die stürmischen Leidenschaften; mit einer Kraft, die mit jedem Ausgreifen eine plastische Gestalt hinstellt.

Wackere Laura Marholm! Du kannst lachen! Jedes der wilden Weiber in Eifelschmitt ist ein lebendiger Beweis für deine viel angefeindete Theorie: des Weibes Inhalt ist der Mann. Durch das Experiment, dieses Zaubermittel der modernen Weltschauung, ist deine Theorie bewiesen. Und Clara Viebig ist eine meisterliche Schilderin dieses Experimentes, das die Kulturentwickelung der Gegenwart selbst angestellt hat.

Während der arme Peter von dem Büttel hinweggeschleppt wird, damit er büße für seine Falschmünzerei, zu der ihn das Weib getrieben, kommt es aus sämtlichen Weiberkehlen: „Se sein doo!" Die Mannsleut nämlich kehren wieder heim. „Das waren nicht der Weiber viele mehr, das war nur ein Weib noch — das Weib! Jählings wandte es sich, alles vergessend, und stürzte in rasendem Lauf dem Mann entgegen!"

Aber ich will damit dem interessanten Buche nicht die geringste Tendenzmacherei nachsagen. Nein, wahrlich nicht. Aus einer Theorie heraus ist diese naive Erzählung nicht geschrieben. Aus der reinen, herzlichen Freude an der Natur und den Menschen ist es hervorgegangen. Und dem Leser teilt sich auf jeder Seite diese anspruchslose Freude mit. Ein offenes Auge und ein heiterer Sinn, keine raffinierte Künstlerschaft, sprechen da zu uns. Es erzählt jemand, den die Höhenluft des Geistes nicht stört, die uns stündlich so gründliche Atembeschwerden macht. Rudolf Steiner.



Musikalisches.

Die gesamte klavierspielende Menschheit kennt die Ouverture zur Oper „Die Felsenmühle" von Reissiger aus dem Ouverturenalbum zu vier Händen. Ihr Komponist war „fruchtbar aber wenig originell". Der gute, bereits 1859 verstorbene Dresdner Hofkapellmeister hat es sich gewiß nicht träumen lassen, daß sein Stil nach vierzig und mehr Jahren einem Komponisten zum Vorbilde dienen werde und doch sieht die erste Konzert-Ouverture des Herrn Alberto Williams aus Buenos-Aires jener „Felsenmühle" so ähnlich, als ob sie auch vom alten Reissiger sei. Herr Williams hat sich von der Entwickelung der Tonkunst in unserer Zeit nicht beeinflussen lassen, das zeigten auch die übrigen Nummern seines Konzerts mit eigenen Kompositionen. Jedem Orchesterstücke war auf dem Programm die Jahreszahl seiner Entstehung beigedruckt; dennoch scheint Herr Williams seit 1897 nicht mehr zu komponieren, oder er hält uns Europäer noch nicht für reif, seine späteren Werke verstehen und genießen zu können, oder, was noch wahrscheinlicher ist, er besorgte, der Beethovensaal könne zu Schaden kommen durch die Wucht seines Orchestersatzes. In Bezug auf diesen letzteren ist nämlich der Komponist furchtbar modern; aber wie behandelt er das arme Orchester! Es fängt gewöhnlich tutti an, geht tutti weiter und hört tutti wieder auf; von Licht und Schatten keine Spur, alles eine einzige grelle Farbe. Zu diesem äußeren Gewande steht der armselige Inhalt der Werke in gar keinem Verhältnis. Winzige musikalische Sätzchen, inhaltlich für die Kinderstube geeignet, sind zu anspruchsvollen Orchesterstücken aufgebauscht. Von einer organischen Entwickelung der sogenannten Gedanken ist nirgends etwas zu merken, vielmehr reiht sich eine Phrase an die andere ohne inneren Zusammenhang; von Polyphonie ist vollends gar nicht die Rede. Auch zwei Lieder und drei „Oden für Klavier" sind Stücke, die ihrem Werte nach auf derselben Stufe stehen wie die Orchesterwerke. Die Lieder, deren Texte der Komponist in spanischer Sprache selbst gedichtet hat, sang Fräulein Tilly Koenen, deren herrliche Stimmmittel gerade im Beethovensaale wundervoll zur Geltung kamen. Die öden „Oden" spielte Herr Williams selbst. Auf seine pianistischen Fähigkeiten war ein Schluß deshalb nicht möglich, weil die Stücke dem Ausführenden weder große technische Schwierigkeiten, noch sonst Gelegenheit zur Entfaltung besonderer musikalischen Eigenschaften bieten. — Das mitwirkende, bedeutend verstärkte philharmonische Orchester hatte wol eine anstrengende aber technisch nicht schwierige Aufgabe zu lösen; es folgte willig der umsichtigen Leitung des Komponisten.

*

Angelo Kessissoglu, 12 Jahre alt, wollte zeigen, daß er auf dem besten Wege ist, ein tüchtiger Pianist zu werden. Er tut so, als wenn er schon jetzt ein großer Künstler wäre; es fehlt aber noch an allen Ecken und Enden. Bachs italienischem Konzert und zwei Stücken von Chopin erging es übel; in der D-moll-Sonate op. 31 von Beethoven gelang manches ganz gut. Wenn übrigens alle Kinder in Berlin, die in demselben Alter ebenso spielen wie dieser Angelo, öffentlich auftreten wollten, so verlohnte es sich, einen besonderen Kinderkonzertsaal einzurichten.

*

Herr Dr. Ludwig Wüllner, von dem die merkwürdige Sage geht, er habe keine Stimme, hat fleißig studiert. Dank seines künstlerischen Ernstes und seiner bewunderungswerten Energie hat er es im Technischen der Gesangskunst soweit gebracht, daß das Organ nun dem künstlerischen Willen vollkommen untertan ist. Seine diesjährigen Liederabende boten Vielerlei: Altes und Neues, aber fast ausschließlich Gediegenes. Einzelne

Schubertsche Lieder, wie „Alinde“ und „im Grünen“, also gerade solche die schön gesungen werden müssen, entzückten am letzten Abende ganz besonders. Herr Dr. Willner mag wol doch Stimme haben.

*

Eine stattliche Anzahl Berliner Tonkünstlerinnen hat sich zu einem Streichorchester zusammengetan. Der Zusammensetzung haftet der Mangel an, daß die Geigen gegen die Bratschen und Celli (die Kontrebässe werden von Herren gespielt) in erheblicher Ueberzahl sind. In modernen Stückchen, unter denen zwei Melodien von Grieg und eine Serenade von Weingartner besonders interessierten, wurde Passables geleistet; mit dem dritten Konzert von J. S. Bach aber hatten sich die Damen eine zu hohe Aufgabe gestellt. Als Dirigent fungierte Herr Willy Benda; er bediente sich tausenderlei Zeichen, manchmal recht drolliger Art, um den Damen seine künstlerischen Absichten zu erkennen zu geben, wurde aber ausgezeichnet verstanden.

*

Im Kgl. Opernhause gab es ein neues Ballet „Die roten Schuhe“ von Regel und Haßreiter, Musik von Raoul Mader. Es ist überaus glänzend ausgestattet und wird entzückend aufgeführt. Herrn Mader ist nichts besonderes eingefallen.

*

Die populären Konzerte des philharmonischen Orchesters erfreuen sich seit langem größter Beliebheit. Jeden Dienstag und Mittwoch füllen andächtige Zuhörer den großen Saal der Philharmonie bis auf den letzten Platz. Man sitzt an Tischen, benutzt sie aber meist nur als Ablagestellen für Garderobenstücke; man darf auch Bier trinken und ein Butterbrot essen, tut dies aber nur in den genügend lang bemessenen Zwischenpausen, denn man kommt wirklich nicht dahin, um zu essen und zu trinken, sondern um Musik zu hören. Und man hört gute, ja ausgezeichnete Musik, alte und neue, klassische und allermodernste. Das Orchester erscheint in einer Stärke von etwa 60 Mann und löst seine Aufgaben unter der umsichtigen und gediegenen Leitung des Herrn Musikdirektor Rebiceck in echt künstlerischer Weise. Auch namhafte Solisten treten in diesen Konzerten auf; und mehr als ein neues Werk kam auch in diesem Winter hier wieder zur ersten Aufführung in Berlin. Das Konzert am Dienstage in der Charwoche war von ganz besonderem Interesse; es brachte als Novität einen symphonischen Prolog zu „König Oedipus“ von Max Schillings, ein Orchesterstück von ganz hervorragender Bedeutung. Aus einem einzigen, allerdings sehr bedeutungsvollen Thema entwickelt sich das Ganze. Die Großartigkeit des Ausbaues, die vollständige Wahrung des symphonischen Stils, die klare Kontrapunktik und die originelle Harmonik, von der glänzenden, durchaus eigenartigen Instrumentierung gar nicht zu reden, lassen das Werk in imposanter Größe erscheinen. Welch einen Entwickelungsgang hat der Komponist durchgemacht vom unerfreulichen „Seemorgen“ über das ausgezischte „Zwiegespräch“ bis zu diesem Oedipus-Prologe! Das Orchester darf die Ausführung des Stückes zu seinen besten Leistungen zählen. — In demselben Konzerte zeigte sich Herr Busoni mit dem Vortrage von Webers Konzertstück“ und seiner eigenen Bearbeitung von Liszts spanischer Rhapsodie auf der Höhe seiner eminenten Künstlerschaft.

Im letzten populären Konzert, dem Abschiedskonzert des philharmonischen Orchesters brachte Herr Rebicek eine Symphonie in h-moll op. 10 eigener Komposition zum Vortrage. Das in knapper Form gehaltene Werk weist zwei reizende Mittelsätze auf, gegen welche die beiden Außensätze an Bedeutung zurückstehen. Mendelssohn ist das unverkennbare Vorbild des Komponisten gewesen und so ist auch die Symphonie weniger tiefsinnig als anmutig und liebenswürdig. Die Instrumentation weist, ohne anspruchsvoll zu sein, eine Menge sehr feiner Züge auf: das ist auch Mendelssohnisch. Die Aufführung trug dem Komponisten und dem Orchester wolverdiente Ehren ein. — Nun geht das Orchester auf Reisen, um dann den Sommer in gewohnter Weise in Scheveningen zu verbringen. Es hat einen arbeitsreichen Winter hinter sich; möge es im Herbste neu gestärkt zurückkehren!

P. Geyer.



Neue Bücher.

Der Zugvogel. Roman von A. von Klinkowström. E. Piersons Verlag. Dresden. Leipzig.

Agnes von Klinkowström führt in diesem Roman eine lebenslustige Polin in das Haus zweier deutschen Brüder. Als unverheiratete Gutsbesitzer versprechen sie sich von der Anwesenheit einer Hausdame eine wesentliche Verschönerung ihres einsamen, arbeitsreichen Lebens. Bald lieben beide Brüder die Frau, der Eine hoffnungslos, der Andere mit dem vollen Bewußtsein, daß diese Liebe ein unheilvoller Rausch für ihn ist, daß niemals ihre Art und die seine sich in einander finden werden. Er achtet die Frau nicht, er erkennt ihre Leichtfertigkeit und Berechnung, und doch hält ihn ihr fremdartiger Reiz fest, und es kommen Momente, in denen er dem Unterliegen nahe ist. Ein Duell, veranlaßt durch die Frau, trennt diese für immer von den Brüdern. Interessant ist die Schilderung der Eigentümlichkeit beider Nationalitäten. Auf der einen Seite Sehnsucht nach Freude und Veränderung, Lebenslust, Koketterie, auf der anderen Seite deutsche Geradheit und ernste Gesinnung. Gewandt und hübsch sind die einzelnen Szenen geschrieben. Die Erzählung spielt im fernsten Osten der Provinz Preußen und beginnt mit einer stimmungsvollen Schilderung der dortigen Gegend.

L. Frost.

* * *

Die Glocken aus dem Cheruskerwald. Von Huter vom Hayne. Erster Band. Aus Poesie und Liebe. Zweite Auflage. Kommissionsverlag der Dykschen Buchhandlung, Leipzig.

Bei der heutigen Fülle von Lyrik müssen Gedichte ganz besondere Vorzüge haben, wenn sie zu anerkennender Beachtung kommen wollen. Dem vorliegenden Werke fehlen diese Vorzüge durchaus. Dagegen

krankt es sehr bedenklich an Unklarheit des Ausdrucks und fehlerhafter Form. „Die Liebe ist des Lebens Rätsel, — Nimm nur sie dir, wo du sie trafst, — Grad wie die Morgenkaffeebretzel — Man fragt sie nicht, man ißt sie bravst.“ — oder: „Man sagt, man soll sie überwinden — Die Sozialdemokratie — Und denkt nicht an die eignen Sünden — Worin man ihr erscheint als Vieh.“ sind einzelne Verse des 328 Seiten zählenden Buches. Mitunter schaut auch ein guter, eigener Gedanke hervor; im ganzen und großen ist indessen die Weltanschauung eine recht unklare, dabei durchdrungen von einem starken Unfehlbarkeitsgefühl. Wir teilen nicht den Glauben des Verfassers, den er im Vorwort ausspricht, daß jeder freie deutsche Mann und jedes Mädchen und Weib, ja die geistige Aristokratie jeder Nation die hellste Freude empfinden wird an den Schöpfungen, die das Werk für Jeden bietet.

L. Frost.

* *
*

Die Meduse. Roman von Robert Wendlandt, Berlin. Verlag von E. Ebering.

Es heißt, kein Roman könne so Unglaubliches schildern, wie das wirkliche Leben es hervorbringt. Das mag zutreffen. Aber wenn das Leben uns etwas unmöglich Scheinendes bietet, so haben wir es bereits als Tatsache vor uns. Niemand appelliert daran, daß wir es nur glauben sollen; wir sehen und wissen, es ist so. Anders bei einem Roman. Hier muß das Unwahrscheinlichste noch geglaubt werden können, also noch immer glaubhaft sein. Eine Dame, wie Wanda von Haldenbruch kann sich der Leser schwer vorstellen, noch weniger den aus guten Menschen bestehenden Familienkreis ihrer Schwester, der sich ihre Bosheiten Jahrzehnte lang gefallen läßt. Unmöglich ist es in heutiger Zeit, daß diese Dame eine junge Erzieherin in den tiefen Keller ihres alten Schlosses einschließt und dann abfährt, um sie verhungern zu lassen. Nur aus Haß, weil das junge Mädchen schön ist. Das wäre das Tun einer Verrückten, und als solche müßte sie dann gezeichnet sein. — Auch die Art, wie die Personen mit einander sprechen, leidet vielfach an einem Mangel an Natürlichkeit.

L. Frost.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Hans Ostwald: Vagabunden. Berlin.
Wilhelm Hegeler: Ingenieur Horstmann. Roman. Berlin.
Giovanni Verga: Geschichte eines Schwarzblättchens. Uebersetzt von Lolo Ganghofer. Wien.
Else Kastner-Michalitschke: Psyche. Wien und Leipzig.



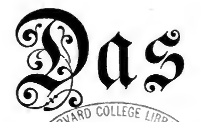


Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.



Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. | Berlin, den 26. Mai 1900. | Nr. 21.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Litteratur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert.*)

(Schluß.)

Die Urteile, die Börne über Schillers Tell und über den König Claudius in Shakespeares Hamlet abgegeben hat, führt Lublinski in treffender Weise an. Er behauptet mit vollem Rechte, daß hinter Börnes Verurteilung der Schillerschen Dichtung tiefere Motive stecken, als die dieser selbst angeführt hat. Nicht die Unredlichkeit Tells gegenüber dem Landvogt, nicht Meuchelmord und Hinterlist können Börne zu seinem harten Absprechen bestimmen; dazu brachte ihn vielmehr der Umstand, daß Schiller im Tell dem Schweizer Volk einen Helden schuf, der nicht die Schicksale dieses Volkes zu seinen eigenen und zur Triebfeder seines Handelns macht, sondern der im Grunde doch nur seine ganz persönlichen Interessen vertritt. „Wer freilich nur so viel Kraft hat, gerade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein; wem aber nach der Selbstbeherrschung noch ein Ueberschuß davon bleibt, der wird auch andere beherrschen und mächtiger werden durch Verbindung“. Der gleiche Grund, der Schiller veranlaßte, in Tell nicht eine Gestalt zu schaffen, aus der heraus der Geist des schweizerischen Volkes wirkte, sondern ganz allgemein-menschliche Interessen; derselbe Grund wirkte bei Börne, diesen Charakter zu verurteilen; denn Börnes politisches Pathos verlangte an dieser Stelle keine individuell-private Persönlichkeit, sondern eine öffentlich-politische. Und von diesem Gesichtspunkte aus war ihm auch Hamlet antipathisch. Dieser Mensch schien ihm durch seine ganze Gesinnung wurzellos innerhalb der sozialen Verhältnisse, die ihn umgeben, zu sein. Er scheint nicht rechts und nicht links zu sehen, sondern nur die Antriebe der eigenen Seele zu kennen. Da war Börne selbst der Bösewicht Claudius lieber, der „nicht schlimm für eigene Rechnung allein“ ist, der zu der Sorte Shakespearescher Bösewichter gehört, die Börne so schildert: „sie bilden Gattung, sie tragen das Kainszeichen auf ihrer Stirn, das Titelblatt von dem Sündenbuche der Menschheit, das nicht verantwortlich ist für den Inhalt, den es anzeigt“. Das Allgemein-Menschliche, das Goethe suchte, als er die Stufe der Klassicität zu erreichen suchte, worin ihm Schiller folgte: dafür hatte Börne keine Sympathie. Goethe und Schiller empfanden es zuletzt wie eine Verfälschung der allgemeinen Menschennatur, wenn dieser etwas anhaftet von den „zufälligen“ Einflüssen der unmittelbaren Umgebung, in die sie hineingeboren ist. Sie suchen daher ihre Charaktere aus dieser Zufälligkeit herauszuheben. Börne scheint diesen Drang nach einer höheren Natur im Menschen als eine Teilnahmslosigkeit gegenüber den tatsächlichen Leiden und Freuden empfunden zu haben, denen der Mensch wirklich auf Schritt und Tritt begegnet. Und diese Empfindung stammt wol aus seinem politischen Pathos, wie das Goethe-Schillersche Ideal des Allgemein-Menschlichen aus einem unpolitischen, rein ästhetisierenden Pathos stammt. Es ist doch ein großer Unterschied zwischen der Gesinnung Goethes, dem der Ausbruch der Pariser Juli-

*) S. Lublinski: Litteratur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert. Band 8 und 4. (Aus dem im Verlage S. Cronbach in Berlin erscheinenden Sammelwerk „Am Ende des Jahrhunderts“ Band XVI und XVII).

revolution ein uninteressantes Ereignis ist neben dem ihn tief bewegenden gleichzeitigen Streit zweier französischer Naturforscher über die tierische Organisation, und derjenigen Börnes, der fieberhaft-gierig jede Nachricht verschlang, die 1830 von dem Pariser Aufstand eintraf. Dem gegenüber möchte ich Lublinskis Satz nicht unterschreiben (S. 43): „So trifft es sich sonderbar, daß Börne, dieser Goethehasser, zugleich in deutschen Landen der erste Goethe- oder, was dasselbe ist, der erste Humanitätsphilister gewesen ist."

Trotzdem sich Lublinski den Gesichtspunkt zur Beurteilung Börnes etwas verrückt, ist die Gesamtcharakteristik dieser Persönlichkeit doch klar, scharf und zutreffend. Mit noch größeren Sympathieen bin ich seiner Charakteristik des jungen Deutschlands und Gutzkows gefolgt. Hier hat man das Gefühl, daß Lublinski eine Geistesströmung schildert, in der er nicht allein gründlich zu Hause, sondern intim heimisch ist. Gutzkows ureigenste individuelle Wesenheit wird in ebenso charakteristischen Strichen wie sein Verhältnis zu Hegel, Goethe und den politischen und sozialen Bewegungen seiner Zeit geschildert. Ein vorzügliches Licht wird über den Aesthetiker des jungen Deutschland, über Ludolf Wienbarg, ein eben solches über Heinrich Laube geworfen.

Hier zeigt sich Lublinski als Historiker von einem ungewöhnlich feinen Takt. Das Thema, das er sich gestellt hat, „Litteratur und Gesellschaft" verlangt von ihm ein bisweilen recht subtiles dynamisches Abwägen der Wirkungen damaliger Zeitströmungen in den einzelnen Persönlichkeiten. Es ist ihm nun gelungen, in taktvollster Weise zu kennzeichnen, wie das Hegeltum, das Goethetum, der Historismus, die Romantik und andere Zeitströmungen im zweiten Drittel des Jahrhunderts von den führenden Geistern empfunden wurden.

Um nur ein Beispiel anzuführen, sei darauf hingewiesen, wie Lublinski den Einfluß des Hegeltums auf das junge Deutschland schildert. „Was den jungen Leuten am Hegelschen System so schrecklich schien, das war der steinerne Turmbau des Meisters, diese mächtige Kolossalpyramide, zu der er nicht gewöhnliche Steine verwertete, sondern historische Zeitalter, alle Völker und Menschen des Erdballs. Da wurde so einem jungen Menschen entgegengehalten: du gehörst dem neunzehnten Jahrhundert an, der letzten Stufe der Pyramide. . . . Luther lebte im sechzehnten Jahrhundert, also machte er die Reformation. Das geheimnisvolle metaphysische Gesetz, das den Turm mauerte, hatte den Reformator eben beim Kragen, und es lag gar nicht in seiner Wahl, war gar nicht seine persönliche Gewissenssache, Reformation oder nicht Reformation zu machen." Es kommt für Lublinskis Aufgabe nicht darauf an, daß damit eine ganz mißverständliche Auffassung der Hegelschen Weltanschauung gegeben ist; sondern darauf, daß damit richtig das Spiegelbild dieser Auffassung in den Köpfen des jungen Deutschland gegeben ist. Denn nur, weil dieses Bild in seinem Geiste lebte, konnte Gutzkow im Hinblick auf Hegels Ideenrichtung sagen: „Starb in Cato ein Begriff oder eine große, edle, hochherzige Seele? War Philipp II., war Robespierre ohne moralische Zurechnung? Ist der Weltgeist der Souffleur aller großen Worte gewesen, die von Menschen gesprochen wurden? Der Souffleur des non dolet der Arria, der sancta simplicitas Hussens und selbst jenes wehmütig herben Spruches, womit ein Gladiator den Kaiser grüßte: Caesar, moriturus te salutat? Dieser philosophische Schematismus betrügt die Menschheit um ihre Erhebungen." Mag Gutzkow mit solchen Worten Hegel gründlich unrichtig charakterisieren: er tut es, weil in ihm der Schöpfer des „Zeitromans" sich herausarbeitet, der nach Menschen verlangt, die den Geist ihrer Zeit als ihr Temperament, als ihre Leidenschaften, als ihr Ethos in sich tragen, die aus diesem Zeitgeiste heraus gestaltet, nicht aus der großen Weltidee heraus begriffen sein wollten. Die sozialen Faktoren, das gesellschaftliche Milieu finden wir in den Wirkungen, wenn wir die Einzelseele der Persönlichkeit studieren. Was sich auf dem Grunde der individuellen Seele abspielt, das ist in hohem Grade ein Ergebnis der Machtfaktoren in der Umgebung, in den politischen Verhältnissen des betreffenden Individuums. Den Menschen aus den volksethischen, volksreligiösen und sozialen Faktoren zu begreifen und zu gestalten: das war die Tendenz, die sich in Gutzkow herausarbeitete. Wir erkennen diese Tendenz bereits in dem Erstlings-Roman „Maha Guru"; wir finden sie auch in seinen „Charakteristiken". Lublinski sagt in Bezug auf die letzteren von Gutzkow: „Er wählte mit Vorliebe entweder seltsame und abnorme oder wenigstens in seltsamen Verhältnissen lebende Charaktere, die er in ihrem innersten Wesen treu, gewissenhaft und dichterisch zu erfassen suchte. Dieses Wesentliche ging in seinen Stil über, der außerdem von beweisender und erklärender Art war und da und dort die Pfauenfedern farbiger Pointen aufsetzte. . . . Nirgends formte er einen Witz um des Witzes willen oder in der Absicht, zu bekämpfen und zu vernichten: sondern die Hauptsache war immer, einen seltsamen Charakter rein sachlich zu erklären und zu erhellen". An einer anderen Stelle führt Lublinski weitere Gründe an, warum die Jungdeutschen besonderes Glück mit der Charakterskizze hatten. „Natürlich kam ihnen die anerzogene Hegelsche Dialektik, diese Gymnastik des Geistes, die sich in psychologischen Scharfblick verwandelt hatte, dabei zu Hilfe. Und da sie öffentliche Charaktere schilderten, so ergab sich ganz von selbst das Prinzip der Wechselwirkung zwischen den sozialen Zuständen und dem Charakter der einzelnen Persönlichkeit."

Ganz im Stile dieser zugleich scharfsinnigen und zugleich fein nuancierten Charakterisierungskunst schreitet Lublinski in der Ausmalung der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre fort. Den mehr ästhetisch veranlagten Lesern wird des Darstellers flüchtiges Vorübereilen an rein künstlerischen und ästhetischen Fragen auffallen. Lublinski berücksichtigt den Gehalt der künstlerischen Erscheinungen durchaus mehr als die Form. Was fest in der ganzen Zeitkultur wurzelt, was der Ausdruck einer charakteristischen Stufe des Zeitgeistes ist, das verfolgt dieser Historiker bis in die feinsten Verzweigungen; das rein Künstlerische kommt dabei zuweilen etwas zu kurz. Ich möchte das nicht als Tadel, sondern gewissermaßen sogar als einen Vorzug des Buches bezeichnen. Es erscheint mir durchaus besser, wenn einer das macht, was er seinen ganz individuellen Fähigkeiten nach, vortrefflich machen kann, als wenn er sich irgend einer sogenannten „objektiven" Methodologie fügt. Es wird gewiß manchem sonderbar erscheinen, was S. Lublinski in dem „Vorwort" zum 4. Band sagt: „Ein Ernst v. Wildenbruch konnte hier, wo es sich um Wechselwirkung zwischen Litteratur und Gesellschaft handelt, übergangen werden,

nachdem ich schon den prägnantesten litterarischen Vertreter des neupreußischen Teutonentums erwähnt hatte: Heinrich von Treitschke.“ Ich finde es durchaus gerechtfertigt, daß Lublinski eine solche subjektive Maxime geltend macht. Was er zu sagen hatte, konnte er an Treitschke besser als an Wildenbruch veranschaulichen.

Ein Meisterstück ist auch das Kapitel, das Lublinski überschreibt: „Das silberne Zeitalter der deutschen Litteratur“. Er gebraucht diese Bezeichnung vornehmlich für die Zeit Hebbels, Otto Ludwigs, Kellers. Bei Hebbel fällt ganz besonders auf, wie Lublinski diesem Dichter in die grandiose Dialektik seiner Phantasie zu folgen vermag, wie er die „hohe Tragödie“, die „große Form“ dieses mächtig ringenden Geistes zu charakterisieren im Stande ist. Ich möchte nur eine treffliche Stelle aus dieser Charakteristik anführen (IV. S. 23): „Hebbel war gleichsam als ein erster Entdecker und Gesetzgeber aus dem Urwald zur Kultur und zur Moral gekommen. Noch fühlte er kochende Naturkräfte in seinem Organismus, während sein Auge mit Entzücken und Schreck auf einer steinernen Tafel flammende Gesetzesworte las, hinter denen der grüblerische Gedanke Kulturgüter ahnte, wie sie im Urwald nicht zu finden sind. Das war das Starre und Elementare, wenn man will, das Nordisch-Atavistische in seiner Natur. Denn es erging ihm, wie den Nordgermanen überhaupt, als sie in alten Zeiten das Sittengesetz als Christentum überliefert erhielten. Auch Hebbel nahm das Gesetz ganz in sein innerstes Wesen auf, welches sich zu spalten begann, indem das junge Kulturelement mit uralten Rasseninstinkten in heftigen Kampf geriet. Die Folgen solcher Kämpfe kennt man ja: Mystik, Gewissensangst, haarspaltende Kasuistik, unermüdliches Bohren und Grübeln, dämonisches Ringen um eine Lösung des Welträtsels“.

In haarscharfen Linien werden die Gestalten Gustav Freytags, Julian Schmidts, Paul Heyses, Friedrich Spielhagens aus den Bedingungen ihrer Zeit heraus erklärt; zugleich wird mit sicherer Empfindung ihre Bedeutung abgewogen. Als guter Beobachter erweist sich Lublinski auch, wo er den Einfluß der Entstehung des „neuen Reiches“ und des Ueberhandnehmens der sozialistischen Propaganda auf Entwickelung von Litteratur und Gesellschaft darstellt.

Zurückhaltender und skizzenhafter wird der Verfasser in seiner Schilderung der jüngst vergangenen und der gegenwärtig noch fortwirkenden litterarischen Strömungen. Er hat ein Gefühl für das Unsichere und Unfertige, das in diesen Strömungen zum Ausdruck kommt. Das bewahrt ihn vor Ueberschätzung einzelner Erscheinungen, denen gegenüber das Urteil anderer Zeitgenossen erheblich ins Bedenkliche gerät. „Bisher ist es nicht gelungen, Werke der Höhenkunst, Monumentaldichtungen hervorzubringen, welche der Weltlitteratur angehören oder auch nur in ihrer Art den besten Schöpfungen der engeren deutschen Litteratur, wie sie der klassischen Zeit oder in den fünfziger Jahren hervorgebracht wurden, entfernt gleich kämen“. Damit sagt Lublinski seine Meinung über die Gegenwart der Litteratur. Ob er damit recht hat oder nicht: darüber enthalte ich mich eines Urteils. Es wäre nutzlos, sich darüber auszulassen, ob der Verfasser dieses Buches der Gegenwart gegenüber die für den Darsteller notwendige Distanz hat, die ihm gegenüber den älteren Erscheinungen zweifellos zuzusprechen ist.

Rudolf Steiner.

Moltke als Philosoph.

Es ist immer von ganz besonderem Interesse, bedeutende Menschen, deren Lebens- und Wirkenssphäre weit abliegt von dem Gebiete theoretischer Weltbetrachtung, sprechen zu hören über die großen Rätselfragen unseres Daseins und über die letzten Gründe der Weltentwickelung. Und gar einen Mann wie Moltke, der mehrmals in der Lage war, des Schicksals Lauf für ganze Staaten durch seine Persönlichkeit bestimmt zu sehen. Die Bedeutung eines solchen Verhältnisses erkennt nur, wer es versteht, was große, tief eingreifende Erlebnisse für unser ganzes Sein zu bedeuten haben, wie sie plötzlich über eine große Reihe unserer Vorstellungen einen anderen Farbenton ausbreiten. Wie viele Menschen werden durch eine Erfahrung von überwältigender Wirkung plötzlich in ihrem ganzen Charakter verändert! Und wertlos sind die doktrinären Gedankenkreise derjenigen Menschen, in deren Lebenslauf niemals Schicksalsschläge, hohe Freuden und tiefe Enttäuschungen eingegriffen haben.

Was mag wol in der Seele des Generalstabschefs Moltke vorgegangen sein in Stunden vor den wichtigen Entscheidungsschlachten mit Oesterreich und später mit Frankreich! In solchen Augenblicken wird dem Menschen von dem Weltengeiste offenbar etwas ganz Besonderes ins Ohr gesprochen; Worte, die nur schwer verständlich sind für Menschen mit Werkeltagserfahrungen.

Es liegt gedruckt der deutschen Leserwelt vor, wie Moltke über Weltzusammenhang und Menschenbestimmung dachte.

Suchen wir uns die Grundzüge seiner Weltanschauung klar zu machen. Moltke ist überzeugt von der durchgängigen Gesetzmäßigkeit des ganzen Weltalls. Er glaubt auch behaupten zu dürfen, daß die Gesetze, welche hier auf unserer Erde das kleinste und größte Geschehen bewirken, in jedem Teile des Universums Geltung haben. Was auf dem Sirius geschieht, soll nicht minder wesentlich denselben Gründen unterliegen wie die Phänomene, die sich vor unsern Augen täglich abspielen. Und alles menschliche Thun und Lassen denkt sich Moltke innerhalb des Kreises dieser Gesetzmäßigkeit eingeschlossen. Unsere Vernunft muß diese Weltgesetzlichkeit aber auch in sich haben; denn nur unter dieser Voraussetzung kann sie die Vernünftigkeit in der Welt draußen überall finden. Zusammenstimmen von Vernunft und Wirklichkeit ist für Moltke ein Postulat seiner Anschauungen.

Letzten Endes sieht unser philosophierender Feldherr die ganze Weltharmonie als einen Ausfluß des göttlichen Geistes an, der es auch eingerichtet hat, daß Welt und Menschenvernunft zusammenstimmen.

Obwol nun diese Ansichten genau übereinstimmen mit der in den Kreisen gegenwärtiger mathematisierender Naturgelehrten herrschenden mathematisch-mechanischen Weltanschauung — Du Bois-Reymond müßte entzückt sein über diese Bundesgenossenschaft —, so erscheint der Gedanke doch richtig, daß bei Moltke in seinem Berufe als Heerführer der Grund zum Entstehen derselben gesucht werden muß.

Die Entschließungen des Feldherrn sind im strengsten Sinne des Wortes Resultate von Erwägungen, denen mathematische Voraussetzungen zu Grunde liegen. So wie es für den Mathematiker und Mechaniker nur ein Rechnungsresultat aus gegebenen Rechnungsansätzen

gibt, so kann auch für den Heerführer eine ganz bestimmte Handlung nur als die notwendige Folge gegebener Tatsachen mit rechnerischer Notwendigkeit erscheinen. Diese führt er aus mit einer Notwendigkeit, gleich jener, mit der ein Stein zu Boden fällt. Die Tätigkeit des Menschengeistes erscheint hier vollständig eingegliedert in das mathematisch-mechanische Weltgeschehen, als eine bloße Fortsetzung desselben. Und der Mensch ergibt sich als Ergebnis rein mathematisch bestimmbarer Voraussetzungen.

Was aber notwendig unter einer solchen Auffassung leiden muß, ist das Gefühl für die Form der Naturgesetzlichkeit, in der mit Mathematik nichts mehr zu machen ist. Dies ist — wie Haeckel so oft betont — schon bei der phylogenetischen Methode in den organischen Naturwissenschaften der Fall. In der Heeresführung muß ohne Frage das Unmathematische in den Hintergrund treten erstens gegenüber den Gesetzen militärischen Wissens und zweitens gegenüber der mathematisch ableitbaren Folge aus bestimmten Voraussetzungen eines vielgliedrigen Körpers. Wer von einem solchen Gebiete aus einen Schluß zieht auf die allgemeine Wesenheit alles Seins, dessen Ueberzeugungen müssen einseitig ausfallen. Der Psychologe aber weiß, daß jeder Mensch, der einen bestimmten Beruf hat, diesen letzteren zum Centrum seiner Weltbeurteilung macht. Jedermann hat ja das Bedürfnis zu den seinen Geist ausfüllenden allgemeinen Ansichten fortwährend konkrete Beispiele aus seiner Erfahrung heranzuziehen. Dieselben sollen ihm das allgemeine nicht bloß bestätigen, sondern vor allen andern Dingen erst recht augenscheinlich machen. Es ist nun natürlich, daß der Feldherr diejenigen Gesetze als die allgemeinen betrachtet, für die er innerhalb seiner Erfahrungswelt Beispiele findet. Das sind aber eben die mathematisch-mechanischen.

Was aber bei solcher Schlußfolgerung entschieden zu kurz kommt, ist die Welt des Organischen. Innerhalb der Moltkeschen Ansichten ist für diese letztere ebenso wenig Raum wie innerhalb der rein mathematischen Weltanschauung der gegenwärtigen Naturlehre. Was bei dem ersteren das Einleben in militärisches Leben und Treiben, das bewirkt bei der letzteren die einseitige Blickrichtung auf das äußere Geschehen und die mathematische Seite des Naturdaseins. Moltke betrachtet das Weltall wie einen großartigen Truppenkörper, die Mechaniker der Gegenwart wie eine vielgliedrige Rechnung. Jener verallgemeinert die Gesetze der Kriegskunst, diese die Regeln der Mathematik. Auf beide Arten kommt eine Einseitigkeit im vollsten Wortsinne heraus, die psychologisch begreiflich, aber doch vor dem Forum einer allseitigen Welt- und Lebensanschauung nicht bestehen kann. Wie notwendig es ist, jegliches Ding mit seinem eigenen Maßstabe zu messen, und nirgends die Erfahrungen aus einem anderen Gebiete hineinzutragen, das gehört zu den höchsten Erkenntnissen des menschlichen Geistes. Theoretisch einsehen, begreiflich finden werden es ja viele Menschen, aber von da aus bis zum Uebergehen in das innerste Wesen unseres psychischen Organismus ist noch ein weiter Weg. Ehe man dazu gelangt, muß man auch viele Erlebnisse haben. Erlebnisse, die sich allerdings nicht auf dem Schauplatz des großen Weltgeschehens abspielen, sondern in den Tiefen unseres Innern. Ein Philosoph ist nicht derjenige, der die Summe der bestehenden philosophischen Lehren kennt, und sie vielleicht um einige neue vermehrt hat, sondern allein der, der die schweren Seelenkämpfe durchgemacht hat, durch die man Wahrheiten nicht erlernt, auch nicht erdenkt, sondern erlebt. Was nun am wenigsten erlernt und erdacht werden kann, sondern was erlebt sein muß, das ist der Grundsatz, daß ein jedes Ding nach der ihm eingeborenen Individualität zu betrachten ist. Diese letztere Betrachtung ist die notwendige Gegenseite zu der Moltkeschen Auffassung, daß eine Gesetzmäßigkeit durch alle Weltwesen gehe. Innerhalb dieser einen Gesetzmäßigkeit sind aber unzählige Gesetzesarten möglich, die sorgfältig im besonderen angeschaut sein wollen.

So interessant also auch die Anschauungen des großen Feldherrn für den Psychologen sind: sie zeigen doch, wie strenges Einleben in eine Sphäre die Grundeigentümlichkeiten dieser letzteren als Leitmotive eines ganzen Menschenlebens wieder erkennen lassen, und daß zu einer allseitig befriedigten Lebenserfassung keine andere Betätigung führen kann als ein für Einzelheiten nicht besonders engagiertes, für alles gleich warmes und gleich kühles, betrachtendes Leben des Denkers.



Genie und Philister.

I.

In der Besprechung meines Buches*) hat Rudolf Steiner als das Wesentliche des Genies zuerst die „Erfindungsgabe" angesehen. Steiner behauptet: „Jeder Kalauer, jeder Einfall, der aus einem Durchschnittskopf entspringt, beweist, daß der Mensch nicht bloß Beobachtungen registriert, sondern produktiv ist. Bei dem Genie ist die Erfindungsgabe nur eine reichere als beim Durchschnittsmenschen." Diese Erfindungsgabe soll identisch sein mit einer Produktion neuer Gedanken. Steiner sagt: „Wenn man keine neuen Gedanken hat, hat man kein Genie. Und man braucht garnicht viel zu wissen — wenn einem etwas einfällt, und sei es nur eine neue Art, sich die Krawatte zu binden, hat man etwas Genialisches an sich." Später definiert Steiner das Genie wieder anders, er meint: „Das Charakteristische am Genie ist die Höhe seiner Kultur, die ihm gestattet, an den höheren Notwendigkeiten der Natur ein eben solches Interesse zu haben, wie der Holzhändler an der Summe Geldes, die ihm sein Wald bringt." Ich frage nun, wie hängt die eine Definition Steiners mit der anderen zusammen? Was hat die Anteilnahme „an den höheren Notwendigkeiten der Natur" mit der „Erfindungsgabe" zu tun und umgekehrt? Inwiefern spricht sich bei der Erfindung „einer neuen Art, sich die Krawatte zu binden", ein „Interesse an den höheren Notwendigkeiten der Natur" aus? Was für eine Erfindungsgabe hatte Jesus oder Buddha oder Sokrates oder Spinoza und Schopenhauer, und worin bestand ihr Interesse an den höheren Notwendigkeiten der Natur? Steiner sagt ferner: „Durch sein Schaffen befriedigt das Genie im höchsten Grade sich selbst. In diesem Schaffen liegt die höchste geistige Wollust. Dennoch liegt das Ziel dieses Schaffens nicht

*) Hermann Türck: Der geniale Mensch. Vierte vermehrte Auflage. Berlin 1899, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

in der Beförderung des eigenen Selbst, sondern in der Mitwirkung an den großen Daseinsnotwendigkeiten der Weltordnung. Auf dieser höchsten Daseinsstufe des Menschen, im genialen Wirken, ist er aus Selbstsucht selbstlos. Hier fallen Egoismus und Altruismus zusammen, in einer höheren Einheit. Dieses hat Hermann Türck übersehen. Statt auf den Punkt hinzuweisen, auf dem in der Genialität der Egoismus in Selbstlosigkeit umschlägt, statuiert er einen Gegensatz." Ja, habe ich denn behauptet, daß das Genie sich nicht durch sein Schaffen im höchsten Grade selbst befriedigt? Habe ich nicht das Goethesche Wort citiert: „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten"? Habe ich nicht gerade mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß das Genie alles, was es tut, aus ureigenster Entschließung, aus reiner Freude an seinem Werke vollbringt? Habe ich nicht gerade den Gegensatz von Arbeiten und Schaffen betont? Sagt nicht Steiner selber, daß das Ziel dieses Schaffens „nicht in der Beförderung des eigenen Selbst liegt, sondern in der Mitwirkung an den großen Daseinsnotwendigkeiten der Weltordnung"? Ist es nicht dasselbe, ob ich das Wesen des Genies in der Selbstlosigkeit, in dem intensivsten Interesse an dem Werk, in der Objektivität und Liebe zur Sache sehe, oder ob Steiner „das Ziel des genialen Schaffens nicht in der Beförderung des eigenen Selbst, sondern in der Mitwirkung an den großen Daseinsnotwendigkeiten der Weltordnung" sieht? Wenn Steiner behauptet, die selbstlose Freude am Werk, die „höchste geistige Wollust des Schaffens" sei wieder nur eine Art von Egoismus, so ist das doch nur ein Spielen mit Worten; ich meinerseits hätte garnichts dagegen, statt von Selbstlosigkeit und Selbstsucht von höherem und niederem Egoismus zu reden, oder von Egoismus a und Egoismus b, wobei unter Egoismus a die Rücksicht auf mehr persönliche Interessen, und unter Egoismus b oder dem höheren Egoismus die Rücksicht auf höhere Interessen, mit denen man das eigene Selbst identificiert, verstanden werden kann. Es kommt doch nicht auf Benennungen an, sondern auf die faktischen seelischen Vorgänge, und die habe ich mich bemüht, genau nach der Natur zu schildern, nach der Natur eines Goethe, Shakespeare, Byron, eines Spinoza und Schopenhauer, eines Buddha und Christus, eines Alexander, Cäsar und Napoleon. Wenn Steiner behauptet, daß Egoismus und Altruismus beim Genie zusammenfallen, so kann er doch nur damit meinen, was er auch selber ausdrückt, daß die Hingabe an höhere Zwecke dem Genie eine so große Befriedigung verschafft, daß diese Befriedigung die weit übersteigt, die es bei der Verfolgung engerer persönlicher Interessen erreichen könnte. Das aber habe ich doch niemals geleugnet, sondern im Gegenteil aufs schärfste betont. Was Steiner aber mit diesem Spiel mit Worten beabsichtigt, versteht man sofort, wenn man sieht, wie er sich bemüht, die sophistische, anarchistische und individualistische Betrachtungsweise Stirners mit der echt philosophischen, sozialen und idealistischen wahrhaft genialer Menschen in völlige Uebereinstimmung zu bringen, statt sich des scharfen Gegensatzes bewußt zu werden, den Stirner selber, ebenso wie die anderen Sophisten, alte und neue, zum Ausdruck bringt. So behauptet Steiner, „daß gerade solche Geister wie Stirner das im höchsten Maße anstreben, was Türck vom Genie fordert: Wahrheitsliebe. Sie wollen nicht die heuchlerische Daseinslüge kultivieren, als wenn der Mensch auf der höchsten Stufe seines Daseins sich völlig seines Selbst entäußerte, um selbstlos zu wirken. Nein, diese Menschen wollen nichts weiter als wahr sein, wahr gegen sich und wahr gegen alle Welt. Hinweg mit der Lüge, als ob es eine Selbstentäußerung, eine Selbstlosigkeit gebe um ihrer selbst willen. Es gibt selbstlose Menschen, die in hingebungsvoller Liebe ihr Leben hinbringen. Aber es ist nicht wahr, daß sie dies durch Aufgeben ihres Selbst tun. Sie lieben, weil ihnen die Liebe einen höchsten Selbstgenuß bereitet; sie lieben, weil es ihnen Wollust ist, sich hinzugeben." Ja, versteht denn Goethe unter Wahrheitsliebe — denn von ihm habe ich die Wahrheitsliebe als Charakteristikum des Genies übernommen — versteht denn Goethe unter Wahrheitsliebe dasselbe, wie Stirner, Nietzsche, Ibsen und die anderen Sophisten? Verleugnet nicht der Sophist mit Absicht und voller Ueberzeugung alle Wahrheit? Leugnet nicht der Sophist und Individualist alle höheren Zwecke, weil sie den niederen Zwecken des Individuums entgegenstehen? Sind etwa ein Nietzsche und ein Christus völlig einig, und handelt es sich nur darum, ob man die Hingabe an höhere Zwecke Altruismus oder verfeinerten Egoismus nennt? Steiner stellt fest, daß „es selbstlose Menschen gibt, die in hingebungsvoller Liebe ihr Leben hinbringen". Ja, handelt es sich nur darum, nachzuweisen, daß „ihnen die Liebe einen höchsten Selbstgenuß bereitet", daß ihre Hingabe eine höhere Selbstbejahung ist, und sind im übrigen die Individualisten, Anarchisten und Sophisten Stirner, Nietzsche und Ibsen mit solchen „selbstlosen Menschen, die in hingebungsvoller Liebe ihr Leben hinbringen", durchaus einverstanden? Spricht nicht Stirner das Wort: „Wir Egoisten können uns nur wolfühlen im Auflösen"? Redet nicht Nietzsche mit größter Verachtung von der „jüdisch-christlichen Sklavenmoral"? Schreibt nicht Ibsen an Brandes: „Der Staat ist der Fluch des Individuums"? Wem es nun eine Herzensfreude ist, statt mit dem Egoisten aufzulösen, mit dem Altruisten aufzubauen, immer selbstverständlich im egoistischen Selbstgenuß? Wem es ein inneres Bedürfnis ist, „in hingebungsvoller Liebe" der „jüdisch-christlichen Sklavenmoral" nachzuleben, natürlich zu eigener Befriedigung, oder wer sein Leben damit hinbringt, dem Staate zu dienen, gleichfalls zu eigener Lust, mit dem sind also Stirner, Nietzsche und Ibsen einverstanden, wenn er sich nur klar darüber ist, daß er zu eigenster Befriedigung „Interesse an den höheren Notwendigkeiten der Natur nimmt"? Oder sind nicht etwa alle Sophisten, sofern sie konsequent denken, darin einig, daß eben die Menschen, die ihre tiefste Selbstbefriedigung in dem „Interesse an den höheren Notwendigkeiten der Natur" nehmen, schwache, halbe, kranke Menschen sind? **Hermann Türck.**

(Fortsetzung folgt.)



Der schlechte Komödiant.

Lustspiel in 5 Akten
von **Robert Jaffé.**

(Fortsetzung.)

Scene 2.

Alberti. Weder.

Alberti: Nun, hören Sie einmal zu! Das ist ja gerade etwas für Sie: eben hat der gute Herr den Schröder für einen größeren Dichter erklärt als unseren Lieblingspoeten.

Weder (ganz erregt): Schröder? Lesen Sie doch einmal seine Sachen! Das soll ein Dichter sein? Ein Straßenlump ist es!

Alberti (lächelt).

Weder (bitter): Das erbittert mich schon gar nicht mehr. Seitdem ich hier dies alles mit Ihnen erleben muß, gewöhn' ich mich an alles. Es ist ja auch nur Neid — ganz gewöhnlicher Neid.

Alberti: Ja —

Weder (unvermittelt ausbrechend): Frech! — Schneidig! — Das dringt nun immer mehr in alle Kreise —

Alberti: Und nun regen Sie sich doch darüber auf.

Weder: Ja, ich rege mich gegen alles auf. — Das Aesthetische ist eben nicht das Höchste. Der Charakter ist entschieden das Höchste. Ich bin ganz für das Energische und Kraftvolle.

Alberti (schweigt).

Weder: Die Menschen sind zwar darin ganz verschieden — in dieser Hinsicht lasse ich ja alle gelten.

Alberti (freundlich): Nun ja —

Weder: Ich habe aber nicht müßig bleiben können; ich habe alles vorbereitet. Jetzt werde ich den Peter — den Weinreisenden zwingen, daß er den Assessor zum Duell herausfordert. Denn wenn er sich für den Schauspieler Alberti ausgiebt, dann muß er doch dabei bleiben, sich durch dessen Aeußerungen über den Schauspielerstand beleidigt fühlen, und Genugtuung fordern. Wenigstens nach den Anschauungen dieser Gigerl.

Alberti (lacht in sich hinein): Ist solch ein Duell aber nicht zu ernsthaft?

Weder: Die reine Spielerei ist es! Bloß der Hokuspokus drum rum!

Alberti (lächelt).

Weder: Ich bin eben dazu hergekommen, um den Weinreisenden demgemäß zu bearbeiten; und werde nun zusehen, ob ich ihn oben in seinem Zimmer antreffe.

Alberti: Der wollte noch einmal hierher kommen, und so könnten Sie ihn ja hier erwarten. Dabei könnten Sie mir nun vielleicht einige Minuten schenken. Ich hätte Ihnen viel zu erzählen.

Weder (gar erfreut): O gewiß! Sehr gern!

Alberti: Das Mädchen, von dem ich Ihnen so viel erzählt habe, ist die Tochter unseres Gastwirts. Da ich aber gleich habe erfahren müssen, daß meine Liebe hoffnungslos, hat sie sich von meinem Herzen gleichsam losgelöst. Dabei fühle ich noch gar nicht den wahren, tiefen Schmerz; als ob es durchaus nicht unerbittlicher Ernst wäre, oder als ob der Schmerz erst später kommen würde.

Weder: Wenn keine geistigen Bande an das Mädchen knüpfen —!

Alberti (schweigt).

Weder: Die ist so dumm! Es ist nichts dahinter. Man sieht sogleich, daß nichts dahinter ist.

Alberti (leise): Ja, ja!

(Pause.)

Weder: Ich könnte Sie nun mit meiner Cousine hier bekannt machen, die für Sie eine grenzenlose Verehrung hat. Sie ist ein ungewöhnlich hübsches und fesches Mädchen.

Alberti (lächelnd): Fesch? Können Sie sich dafür begeistern?

Weder: Eine tiefe, innige Mädchennatur kann sich gar wol mit dem Feschen vereinbaren. Das Trockene, Spröde ist mir ganz zuwider.

Alberti (noch immer lächelnd): Aber gewiß! — — Ich möchte recht gern die Bekanntschaft von Ihrem Fräulein Cousine machen.

Weder: Ich werde Sie bereits in der nächsten Woche abholen. Denn ich werde nun wol ohnedies öfters kommen müssen wegen des Duells.

Alberti: Also: in diesen Tagen kommen Sie wieder zu mir? Bestimmt?

Weder: Ei natürlich! Ich hab' ja —

Alberti: Bestimmt?

Weder: Jetzt aber möchte ich doch lieber nach dem Weinreisenden sehen, damit er mir nicht entwischt.

Alberti: Und ich gehe mit Ihnen hinaus, um ihn hier zu vermeiden. (Beide ab.)

Scene 3.

Hofmann. Wandelt.

(Hofmann und Wandelt treten ein.)

Wandelt: Entschuldigen Sie, Herr Alberti, wenn ich störe —

Hofmann (nachlässig wohlwollend): O, bitte sehr —!

Wandelt: Meine Cousinen haben mit Fräulein Reinert davon gesprochen und Sie haben gewiß schon erfahren —

Hofmann: Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Wandelt (hat sich hingesetzt): Sehen Sie, wenn ich eine Rolle lese, dann lerne ich sie sogleich auswendig, und möchte sie auch sogleich spielen. Ich möchte zu gern Schauspieler werden. Aber ich denke mir, daß das Schwierigste wol sein mag, irgendwo anzukommen. Nicht wahr?

Hofmann: Gewiß!

Wandelt: Man wendet sich an einen Theaterdirektor. Was tut er dann?

Hofmann: Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen, daß die Laufbahn eines Künstlers, zumal in den Anfängen, voller Dornen ist. Sie mögen nicht wissen, welchen Fleiß sie beansprucht.

Wandelt: Sehr viel. Das weiß ich. Die vielen Proben. Und das Darstellen. Die meisten glauben, daß, wenn man etwas Talent hat, man schon immer vorwärts kommt.

Hofmann: Nein! Das ist nicht wahr.

Wandelt: Jedoch wenn man etwas Talent und Fleiß hat, dann muß man es doch erreichen.

Hofmann (schweigt).

Wandelt (eifrig): Und wenn man einen Gönner hat, der sich eines annimmt, dann mag es doch nicht fehlen.

Hofmann: Oh!

Wandelt: Die meisten von den Großen haben doch klein angefangen.

Hofmann (ratlos): Nun ja —

(Pause.)

Wandelt: Muß man nicht eine Theaterschule besucht haben?

Hofmann (immer verwirrter): Das ist keineswegs notwendig.

Wandelt: Sie werden mir doch einigermaßen den Weg ebnen können. Können Sie nicht mit irgend einem Theaterdirektor sprechen?

Hofmann: Aber zuvor muß ich doch erst Proben von Ihrem Talente gesehen haben.

Wandelt: Ja gewiß! Ich kann Ihnen dann etwas vorspielen.

Hofmann: Später einmal?

Wandelt: In den nächsten Tagen soll hier bei den Reinerts irgend eine Festlichkeit stattfinden, wie mir wenigstens meine Cousinen erzählt haben. Da könnte ich wol am besten Gelegenheit finden, ihnen etwas vorzuspielen.

Hofmann: Nun ja; wir werden ja sehen —

Wandelt: Dann lasse ich Sie aber nicht mehr los; dann müssen Sie mir als Anfänger beistehen. Es mag Ihnen, dem berühmten Künstler, doch keine Mühe machen, mir eine Stellung als Schauspieler zu besorgen. Nicht wahr?

Hofmann (schweigt).

Wandelt (wieder zaghaft): Ich werde Ihnen also bei der nächsten Gelegenheit etwas vorspielen. — — Adieu, Herr Alberti! (Verabschiedet sich; geht nach der Thür zu.)

Scene 4.

Wandelt. Schröder.

(Schröder tritt ein und stößt bald an der Thür auf Wandelt.)

Wandelt: Guten Tag, Herr Schröder!

Schröder: Was ist los? Ich denke, daß Sie gar nicht mehr hier sind.

Wandelt: Ich habe die Absicht, Schauspieler zu werden, und warte hier noch einige Tage —

Schröder (echt theatralisch): Auch du, mein Sohn Brutus?

Wandelt: Ich lasse mir noch Ratschläge geben —

Schröder (schweigt, sieht ihn aber fortgesetzt überlegen an).

Wandelt: Ich denke, daß ich meinen Aufgaben ganz gut gewachsen sein werde.

Schröder (mit skeptischem Lächeln): Moderne Schule?

Wandelt: Nein, ich —

Schröder (gibt ihm die Hand; herablassend überlegen): Los! (Geht dann direkt auf Hofmann zu, während Wandelt hinausgeht.)

Scene 5.

Hofmann. Schröder.

Schröder: Guten Tag, lieber Herr Alberti! Ich komme, um Ihnen die Einladung zu dem Kommers zu überbringen, den wir für Sie vorbereitet haben.

Hofmann: Ich bin von all den Huldigungen, die ich über mich habe ergehen lassen müssen, schon so übersättigt, daß sie mir beinahe lästig sind. Während sich die Phantasie so lange ausschweifend ausgemalt hat, wieviel Glückseligkeit einem damit zu teil werden müßte, kann ich's nun selber kaum begreifen, daß ich mich danach gesehnt.

Schröder: Mich hat die Kritik gerade nicht so sehr verwöhnt; ich bin jetzt in der letzten Zeit fürchterlich heruntergemacht worden.

Hofmann: Darum brauchen Sie sich nicht gar sehr zu grämen.

Schröder: Ich denke auch nicht daran, mich zu grämen. Was will ich denn mit meiner Schriftstellerei erreichen? Ich will leben! Gut leben! Viel Geld verdienen!

Hofmann: Gewiß!

Schröder (wie vertraulich): Unter uns gesagt — es geht nichts über die Ehrlichkeit — da können mir alle sogenannten litterarischen Kritiker, alle Germanisten, den Buckel herunterrutschen, so breit wie er ist. (Lacht überlegen.) Unter uns gesagt. Ich sage es offen heraus.

Hofmann: Sie wollen keine litterarischen Ansprüche erheben —

Schröder (großartig): Und obgleich ich keine litterarischen Prätentionen mache, darf ich Ihnen doch das erzählen, daß von meinem letzten Buch jetzt 3000 Exemplare auf den Markt geworfen worden und bald vollständig vergriffen gewesen. Das macht für die Herren litterarischen Schriftsteller 6 Auflagen; denn höhere als solche von 500 Exemplaren dürfen die niemals riskieren.

Hofmann: Da werden Sie sich ja über Ihre Einkünfte nicht beklagen können.

Schröder: O! Es bleibt noch manches zu wünschen übrig. Ein Stück von mir, auf das ich die größten Hoffnungen gesetzt, ist jetzt verboten worden.

Hofmann: Wieso denn?

Schröder (mit erheuchelter Unschuld): Weiß ich? Vermutlich, weil ich darin nicht genug Schweinereien angebracht habe. Denn wegen seiner Harmlosigkeit kann ein Stück doch nicht verboten werden.

Hofmann: Da geht's Ihnen wie einem meiner Freunde in Berlin, der auch alle Stücke bei den Direktoren anbringt, und nachher werden sie ihm verboten.

Schröder: Hat er Geld?

Hofmann: Ja, der ist sehr reich; denn er macht große Reisen und lebt dabei ganz unabhängig. Da muß er wol Vermögen haben.

Schröder: Glückliche Leute sind das! Brauchen nicht zu arbeiten, um ihren möglichst guten Lebensunterhalt herauszuschinden.

Hofmann: Ja —

Schröder: Unsereins muß sich immer und immer quälen. Jetzt bin ich gezwungen, Ihnen ein peinliches Geständnis zu machen.

Hofmann: Nun?

Schröder: Für den Kommers, der zu Ihren Ehren stattfinden soll, hatte mir unser litterarischer Verein 200 Mark übergeben. Da nun mir aber mein Restaurateur, bei dem ich zu Mittag speise, alles kreditiert hätte, habe ich das Geld inzwischen für mich verbraucht, und so muß ich den Kommers doch abhalten. Ich bin dazu gezwungen.

Hofmann: Nein! Ich nehme keinesfalls daran teil.

Schröder: Dann müßte ich schon so dreist sein und bitten (mit kurzem nervösen Husten) mir die besagten zweihundert Mark auf kurze Zeit zu leihen. Sobald mein Stück freigegeben ist — woran garnicht zu zweifeln — erstatte ich Ihnen alles sogleich zurück.

Hofmann (schweigt).

Schröder: So muß ich doch den Kommers abhalten, ob Sie nun daran teilnehmen oder nicht.

Hofmann: Nein, das wäre mir recht peinlich. Ich will Ihnen ja gern die 200 Mark so lange vorstrecken. (Nimmt seine Brieftasche heraus und übergibt ihm zwei Scheine.)

Schröder (reicht Hofmann die Hand): Also: lieber Herr Alberti! Ich danke Ihnen —

Hofmann (ironisch): Bitte, wiederholen Sie Ihren Besuch!

Schröder (dreist): Ja, ich werde —

Hofmann: Auf Wiedersehen!

Schröder: Also: lieber Herr Alberti, leben Sie wohl!

Hofmann (murmelt Unverständliches).

Schröder (dreist): Besuchen Sie mich einmal! Ich wohne Bahnhofstraße Nr. 14, und bin vormittags stets zu Hause.

Hofmann: Ja —

Schröder: Adieu! (Wirft ihm mit leutseliger Würde eine Kußhand zu und geht hinaus.)

Scene 6.

Hofmann. Dr. Busse.

(Dr. Busse tritt ein.)

Dr. Busse: Guten Tag, Herr Alberti!

Hofmann: Guten Tag, Herr Doktor!

Dr. Busse: Treffe ich hier nicht Herrn Schröder?

Hofmann: Er ist eben zur anderen Seite hinausgegangen. — Uebrigens, im Vertrauen, Herr Doktor, kennen Sie Herrn Schröder näher? Kennen Sie seine finanzielle Lage?

Dr. Busse: Schröder ist ein Pumpgenie. (Nimmt Platz.)

Hofmann: Sie wollen jedoch Herrn Schröder gewiß gerne sprechen. So lassen Sie sich, bitte, nicht dadurch abhalten, daß Sie glauben, mich hier nicht allein lassen zu dürfen.

Dr. Busse: (verwundert; fein und liebenswürdig lächelnd): Halten Sie mich für solchen Formenmenschen?

Hofmann: (murmelt): Nein! . . . .

Dr. Busse: Schröder ist ein Pumpgenie. Er führt ein parasitäres Dasein. Er hat das Dasein eines Mitessers. Bei anderen Parasiten kostet es Geld, sie los zu werden, bei ihm aber kostet es Geld, ihn zu erhalten.

Hofmann (sieht ihn verständnislos an).

Dr. Busse: Das hängt nämlich so zusammen. Ich habe ihn vor einiger Zeit bei einem Restaurateur eingeführt, und der Wirt war leichtsinnig genug, ihm einen geringen Kredit zu gewähren, zumal wir, seine Freunde, aus ihm in spöttischer Weise viel machten, ihn scherzhaft als den poeta laureatus feierten u. s. w. Wir hatten keine Ahnung, daß sich indessen zwischen diesem Parasiten und der Kasse des Wirts eine Beziehung, daß ein Soll und Haben zwischen den Beiden — verstehen Sie wol? Der Wirt, ein ungebildeter Mensch, glaubte an ihn, zumal Schröder ihm erzählt hatte, daß nur seine drückende Lage den Schwung seiner Phantasie unterbinde; er präsentierte sich — um einen poetisch-hippologischen Ausdruck zu gebrauchen — als „Pegasus im Joch.“ Das imponierte dem Wirt um so mehr, als er gar wol die Redensart kannte. „Dem ist ein guter Stall nötig und gutes Futter.“ Das war seine feste Ueberzeugung, die der Wirt sich in seiner Dummheit gebildet hatte. In seiner Klugheit muß er nunmehr die Konsequenzen tragen. Denn wenn er ihm nicht immer weiter zu essen gibt, geht der Dichter am Hungertyphus zu Grunde. Der Wirt befindet sich in der Lage eines Spielers, der bereits verloren hat, und nun mit doppeltem Einsatz weiter spielt, um das Verlorene zurück zu gewinnen. Auf solche Weise fristet Schröder sein Dasein, und man muß ihm sogar nachsagen, daß er für das Leben und für die Gesundheit des Wirtes, sowie für den guten Fortgang seines Restaurationsgeschäftes die aufrichtigsten und zärtlichsten Wünsche hegt.

Hofmann (mit gezwungener Leichtigkeit): Die zweitausend Mark, um die mich Schröder angepumpt hat, mögen wol noch zu verwinden sein. Als Künstler verdient man ja das Geld leichter als anderswo.

Dr. Busse (lächelt).

Hofmann: Sie lächeln, Herr Doktor. — Aber ich sage es offen heraus, daß für mich nur das eine Kunstleistung ist, was sich in Geld umsetzen läßt. Eine Kunst, die sich nicht verwerten läßt, ist eben keine Kunst. Aber jetzt sind Sie wieder so ernst geworden, Herr Doktor? Sie sehen so nachdenklich darein?

Dr. Busse: Mir geht im Augenblick eine Melodie durch den Kopf.

Hofmann: Welche denn?

Dr. Busse (singt): „Wer weiß, ob wir uns wiedersehn?“

Hofmann (gepreßt): So?

(Pause.)

Dr. Busse: Also die zweihundert Goldfüchse haben Sie ihm gegeben, dem Pegasus? „Und Roß und Reiter sah man niemals wieder.“

Hofmann (großartig): Ich werde den Verlust voll Würde tragen.

(Fortsetzung folgt.)



Italienische Schauspielerei in Berlin.

Zwei Gastspiele allerverschiedenster Art gaben uns in letzter Zeit wieder einmal Gelegenheit, die Schauspielkunst eines Volkes auf uns wirken zu lassen, das durch Temperament und Anlage wie kein anderes für die Kunst der Scene begabt ist — ich meine das Gastspiel Ermete Novellis mit seiner Truppe am Lessingtheater, und die wenigen Abende der Duse mit ihrem Personal im Berliner Theater. Welch ein Unterschied tat sich hier für den wirklich Kunstverständigen auf; aber wie es scheint auch nur für diesen, denn ein großer Teil des Publikums und der Kritik — ja noch schlimmer der deutsche Künstler selbst jubelte urteilslos Beiden begeistert zu, da beide Gäste aus fremdem Lande waren!

Es ist ja etwas Schönes um deutsche Höflichkeit und Gastfreundlichkeit. Man ehrt sich selber in seinen Gästen, pflegt man zu sagen. Jedoch sich um seiner Gäste willen verkleinern und erniedrigen, zeigt von wenig Eigenstolz, Selbstbewußtsein und Selbstachtung.

Bei dem Gastspiel Novellis mußte jedem Unbefangenen klar werden, wie viele einheimische Kräfte wir diesem großen Schauspieler, in des Wortes verwegendster Bedeutung, d. h. diesem großen Charlatan, diesem Virtuosen der realistischen Veräußerlichung, entgegenzusetzen haben, von denen jeder ihn durch tiefere Innerlichkeit und schlichte Größe seiner künstlerischen Gestaltungskraft überragt. Um so peinlicher und befremdender mußte es dann wirken, wenn Künstler wie Nissen, dessen eindringliche Charakteristik und stille, vor-

nehme Art uns Gestalten wie „John Gabriel Borkmann" geschaffen hat, sich demütig vor dem großen Meister beugen. Die Folge davon war, wie bei der Eitelkeit der Romanen ja voraus zu sehen, eine maßlose Ueberhebung, die sich in einem von Novelli verfaßten Artikel in einer italienischen Zeitung bis zu den herablassenden, förmlich protegierenden Worten steigerte: „Die deutschen Schauspieler, die mit wehendem Havelock und ungekämmten Locken Unter den Linden zu promenieren liebten, seien immerhin ganz achtbare Künstler. Man sehe eben, wie viel die deutsche Schauspielkunst in den letzten Jahren von der italienischen gelernt habe."

Nun sagen wir es offen heraus, von Herrn Novelli gewiß nicht, denn von ihm ist wenig oder nichts zu lernen! Was an ihm für den ersten Augenblick verblüfft, ist ein virtuos entwickeltes Mienenspiel, dessen rastlose, unermüdliche Lebendigkeit auf die Dauer jedoch etwas Monotones und Verzerrendes bekommt. Wenn jedes Wort durch Miene und Gebärde dreimal unterstrichen wird, müssen unbedingt in kurzen Zeiträumen dieselben Mienen und Gebärden wiederkehren und so wirken sie schließlich aufdringlich. Eine wirkliche Kunstleistung darf aber nie, unter keinen Umständen aufdringlich erscheinen. Kunst ist Harmonie, ob des Schönen oder des Häßlichen ist ganz gleichgültig, da Beides in geschlossenen Linien und in der Art der Komposition in sich harmonisch abgetönt, dargestellt werden kann. Wirkliche Größe im Tragischen wie im Komischen verlangt Schlichtheit!

Am krassesten trat die Unfähigkeit Novellis, in die Tiefe zu gehen und die Figur eines Dichters voll auszuschöpfen, uns durch Thränen lachen zu machen, echte tragische Größe zu offenbaren, in der Darstellung des „Shylock" im Kaufmann von Venedig zu Tage! Ganz abgesehen von der Geschmacklosigkeit, an Stelle des Shakespeareschen Stückes eine eigene Bearbeitung zu bieten, die mit plumpen Mitteln nur danach strebt — so recht für das unkünstlerische Virtuosentum Novellis bezeichnend — die liebe eigene Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen, und zu diesem Zwecke nicht davor zurückschreckt, ganze Scenen (armer Shakespeare) hinzuzudichten, versagte seine äußerliche Kunst gegenüber den großen Momenten dieser Dichtung vollständig. Nichts von dem fanatischen, auf sein Recht pochenden Juden, in dessen blutigen Haß etwas Grandioses liegt, nichts nachher von der meisterlichen Mischung von Humor und Tragik, die uns die Demütigung des Juden fast schmerzlich mitempfinden läßt, wenn wir auch triumphierend lächeln, daß er schließlich doch der Gefoppte ist. Hier täuschten keine Mätzchen über den gänzlichen Mangel an tragischer Größe, über die Hohlheit und effekthaschende Schauspielerei des Herrn Novelli hinweg. Er ließ einfach kalt; und ein deutscher Künstler, der es gewagt hätte, solch eine Leistung als Gast zu bieten, wäre unbarmherzig abgelehnt worden.

Die Kunst, Gesichter zu schneiden, ist schließlich keine so große, besonders nicht für Romanen, die von vornherein ein lebhafteres Mienenspiel als der kältere und innerlichere Nordländer besitzen. Um diese Kunst zu vervollkommnen, dazu bedarf es nur der handwerksmäßigen Uebung. Aber von einem großen Schauspieler verlangt man doch mehr, vor allem warme Herzenstöne und zwingende Leidenschaft. So sehr das Mienenspiel auch die Wirkung der Worte unterstützt, ebenso sehr kann sie auch die Wirkung erdrücken, einfach vernichten; man kann auch mimisch Coulissen reißen! Und das tut Novelli vielfach. Er ist ohne Zweifel ein begabter und guter Schauspieler, aber eine Größe, ein Meister seiner Kunst ist er nicht! Seine Truppe ragte durch nichts über das Mittelmaß hinaus und es fehlte ihr der einheitliche Zug, das charakteristische Gepräge. All diesen Herrschaften würde ein mehrfacher Besuch einzelner Mustervorstellungen des deutschen Theaters vielleicht nicht zu ihrem Schaden zeigen, was einheitliche Darstellung bedeutet.

Ein ganz anderes Gepräge wies das Gastspiel von Eleonora Duse auf. Ein stärkerer Gegensatz ist eigentlich kaum denkbar. Die Kunst der tiefsten Verinnerlichung, der gedämpften und darum umso heftiger wirkenden Leidenschaft, der schlichtesten Mittel der Darstellung hat hier ihren Gipfel erreicht. Für die starke Kunst der Duse spricht wol am meisten, daß sie allen ihren Darstellern ihren eigenen Geist einzuflößen verstanden hat. Auf alle ist der Geist der Herrin übergegangen, die fern von jedem virtuosenhaften, gewaltsamen Heranstreten aus dem Rahmen, zuweilen fast unter dem Gesamtbilde zu verschwinden droht, wenn nicht die kleinste Zuckung ihres Gesichts, die geringste Bewegung ihres Körpers, weil sie stets aus der ganzen Situation herauswächst, bedeutend und charakteristisch erschiene. So nur war es möglich, daß ein trotz der bewundernswerten Mache, innerlich so seichtes Effektstück wie „Fedora" einen starken, nachhaltigen Eindruck erzielen konnte. Von dem zahlreichen Personal, das dieses Drama in Bewegung setzt, war auch nicht ein Einziger als schlecht oder störend zu bezeichnen. Ja, einzelne kleine Episoden, wie der Juwelier Tschileff des Herrn Mazzanti waren geradezu Glanzleistungen.

Man fühlte, wie jeder sein Bestes bot, und eine ausgezeichnete Regie es vortrefflich verstanden hatte, eine wirklich in sich geschlossene und einheitliche Gesamtleistung herauszuarbeiten. Die Regie vermag eben ungeheuer viel, und wenn eine kraftvolle Persönlichkeit dahinter steht, die allem ihren persönlichen Stempel aufzudrücken weiß, ohne daß dadurch die besondere Eigenart des Einzelnen leidet und verkümmert wird, dann wird um so vollendeter und harmonischer das dargestellte Werk in Erscheinung treten. Es ist durchaus nicht notwendig, daß jeder Darsteller eine Größe sei; alle Darstellungen müssen nur den großen Zug verkörpern, der das Ganze beseelt. Darin liegt das Geheimnis einer guten Regie!

Das Gastspiel der Duse war um so erfreulicher zu begrüßen, als sie uns eine neue Rolle mitbrachte, die ihr Gelegenheit bietet, alle Vorzüge ihrer reichen Kunst zu entfalten, alle Phasen der Empfindung zu durchlaufen. Das Erfreulichste jedoch war, daß sie ihre Bemühungen diesmal nicht an einem hohlen Effektstück verschwendete, sondern einem wirklichen Kunstwerk angedeihen ließ, der „Gioconda" des gefeierten Dichters Gabriele D'Annunzio.

Das Werk ist durch die deutsche Buchausgabe*) und die Aufführung der Sezessionsbühne in Berlin nicht mehr ganz unbekannt; und es verdient wol, daß man etwas näher darauf eingeht! Die Fabel ist in knappen Umrissen folgende: Ein junger Bildhauer, Lucio Settala, vergißt in den Armen seines Modells, das ihn durch

*) Die Gioconda, eine Tragödie von Gabriele D'Annunzio. Deutsch von Linda v. Lützow. Verlag S. Fischer-Berlin W. Preis 2,50 Mk.

seine sieghafte Schönheit zu den höchsten Leistungen in seiner Kunst anstachelt und begeistert, seine Frau, die ihn inbrünstig liebt. Ihre Liebe, die keinen Vorwurf kennt und das nagende Bewußtsein seiner Treulosigkeit, die ihm dämonisch umstrickt hält und der er weder entsagen will noch kann, treiben ihn zum Selbstmord. Durch die aufopfernde Pflege seiner Gattin Silvia wird er dem Tode entrissen und seine Schwäche redet ihm eine Liebe für sein Weib ein, die doch nur eine aufwallende Dankbarkeit und Beugung vor ihrer Größe ist. Auch seiner Kunst, meint er, wie seinem Modelle jetzt fern zu stehen, er versteht es kaum, wie er seine letzte Statue, die seinen Freunden als Meisterwerk gilt, mit seinen schwachen Händen formen konnte. Er will von nichts mehr wissen, alles Erinnern verbannen. Aber ein kleines Lob seiner Statue, ein paar Zeilen des Modells, das ihm Schönheits- und Lebensideal ist, verwandeln ihn völlig, lassen seine kaum erwachte Liebe zu seinem Weibe wieder verflackern. Und Silvia ahnt dies. Die Verzweiflung der liebenden Frau gibt ihr den Mut, den Kampf gegen die gefürchtete Nebenbuhlerin aufzunehmen. Sie selbst wird sie aus dem Bereiche, in dem diese als Modell bisher unbeschränkte Gebieterin war — aus dem Atelier ihres Gatten — hinausweisen. Als diese trotzig beharrt und sich nur dem Willen des Geliebten beugen will, nimmt Silvia ihre Zuflucht zu einer Lüge, indem sie im Auftrage ihres Mannes zu handeln vorgibt. Sie befleckt damit ihre Reinheit und ladet Schuld auf sich. In brutalem Rachegelüst will die Gioconda die Statue, die nach ihrem Bilde geschaffen ist, zertrümmern, Silvia aber, größer in der Liebe wie im Haß, hält das fallende Bildwerk auf, das ihre Hand entsetzlich verstümmelt und sie derselben auf immer beraubt. Die Statue ist gerettet, jedoch Silvias Opfer umsonst; unter Selbstqualen wendet sich ihr Gatte wieder seinem Modelle zu, dessen dämonischer Schönheit, die ihm und seiner Kunst Leben spendet, er sich nicht zu entziehen vermag.

Das Stück fordert unwillkürlich zu einem Vergleich mit Ibsens „Wenn wir Toten erwachen" heraus. Ich verzichte darauf, diese Parallele zu ziehen, da es schon von berufener Seite ergibig genug geschehen ist. Hervorheben möchte ich nur den Unterschied der Sprache in beiden Stücken. Bei Ibsen eine gehobene Prosa, die oft zu einem grandiosen Pathos anschwillt und dadurch nicht nur poetisch, sondern auch rhythmisch, d. h. wie Musik wirkt. Bei D'Annunzio die Sprache des realen Lebens, schlicht und voll kräftiger Natürlichkeit, dabei von leidenschaftlicher Bewegung durchflutet. Dort vielfach mystische Linien und symbolische Wertungen, hier alles einfach, klar und verständlich, hart und grausam wie das Leben. Beide Dichter erreichen mit den verschiedensten Mitteln dieselbe tiefe Wirkung, nur daß D'Annunzio unmittelbarer wirkt, weil sein Werk dramatischer ist, wie das des nordischen Magus.

Die Tragödie ist Eleonora Duse „mit den schönen Händen" gewidmet, und es liegt eine kokette Grausamkeit in diesen Worten. Die schönen Hände der Heldin werden unbarmherzig zerstört, vielleicht wie der Dichter seine Liebe zu der großen Tragödie ertötet hat, jene Liebe, die er auch in den Mittelpunkt seines neusten Romans „il fuoco" stellt. Aber es wird wenige Rollen geben, in denen sich die Duse so ausleben, so selbst verkörpern kann, in denen ihre Kunst so rein hervortritt, wie in der Gestalt der Silvia Settala. Ein herber Duft strömt von diesem Weibe aus, das von dem Glanze des Leidens und der Liebe wie verklärt erscheint. Welch ein Hoffnungsjubel, welcher Schatz an alles überwindender Liebe, stärker wie der Tod, welche tiefste geheimste Angst offenbarte sich schon in den ersten Reden der Duse. Eine kindliche Reinheit lag über sie ausgegossen, durch ihr schlichtes, sanftes Wesen schimmerte eine erhabene Seelengröße, die sich im Feuer der Leiden geläutert hat. Die weiche Hingebung, die ihre Stimme durchzitterte, die rührende Besorgnis und aufopfernde Liebe, die aus allen ihren Bewegungen sprach, die Kunst, durch Thränen zu lächeln, die wortlose Freude über ein übergroßes, nie verhofftes Glück, die angstvolle Qual der von schlimmen Ahnungen erfüllten Frau, die nervöse Entschlossenheit, der Mut der Verzweiflung, mit der sie um ihre Liebe kämpft, die tiefe Scham, die sie über sich selbst empfindet, als sie sich zu einer Lüge erniedrigt, waren in der gedämpften, innerlichen Art, wie sie die Duse zum Ausdruck brachte, von erschütternder Wirkung. Dieser flehende, hilflose Blick ihrer Augen, in denen eine „Welt der Schmerzen" liegt, dieses stumme Spiel, das durch ein leises Zucken des Gesichts, durch ein stilles Ringen der Hände zu verraten weiß, wie hier ein Herz langsam verblutet, und diese Selbstbeherrschung im höchsten Affekt, diese unheimliche Ruhe in der Leidenschaft, diese unterdrückten Zornesschreie, die lauter tönen als die gellenden Theaterschreie unserer Heroinen, zeugen von einer ebenso eminenten Technik, wie einer Höhe der psychologischen Auffassung, die schon um ihrer selbst willen, so viel auch persönliche Eigenart dabei mit im Spiele sein mag, Bewunderung verdient.

Hier können allerdings unsere Künstler noch Manches lernen, und — geben wir es ehrlich zu — haben auch schon viele von ihnen etwas gelernt. Nur drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, inwieweit die Duse als Repräsentantin der modernen italienischen Schauspielkunst anzusehen ist. Ihre Kunst trägt viel mehr unsern Charakter, als den des italienischen Volkes. Es steckt etwas von nordischer Melancholie und Grübelei, etwas von der stillen und schlichten Art des deutschen Volkes darin. Den italienischen Typus verkörpern in dieser Kunst Novelli und Zacconi, oder der verstorbene Rossi, letzterer wol am reinsten. Die außerordentlichen Erfolge der Duse in Deutschland mögen nicht zum mindesten auf ihre geistige Verwandtschaft mit unserem Volke zurückzuführen sein. In Einem dagegen ist sie vollständig Romanin, in dem Reichtum an charakteristischen Bewegungen. Noch nie ist es mir so aufgefallen, wie arm wir im Leben, wie auf der Bühne doch eigentlich an Gebärden sind, die wirklich etwas ausdrücken. Wie konventionell und schablonenhaft bei uns im allgemeinen die Kunst der körperlichen Beredtsamkeit gehandhabt wird, mit wie wenigen stereotypen Bewegungen die meisten unserer Künstler die wechselnden Empfindungen unserer Seele, Liebe und Haß, Schmerz und Freude, auszuschöpfen meinen. Auf diesem Gebiete vermögen wir von den Franzosen und mehr noch von den Italienern sehr viel zu lernen, ohne uns dessen schämen zu brauchen, denn die Gebärdensprache ist bei uns eben nicht, wie bei den Romanen, Gemeingut des Volkes.

Kurt Holm.



Musikalisches.

Wie die abgelaufene Konzertzeit durch das erste Symphoniekonzert der Kgl. Kapelle eröffnet wurde, so wurde sie auch durch das zehnte Konzert derselben Kapelle beschlossen. Das Programm dieses letzten Abends brachte als Schlußnummer, wie es seit mehreren Jahren Brauch ist, Beethovens Neunte Symphonie, die in diesem Winter recht häufig zur Aufführung kam, nämlich einschließlich der öffentlichen Hauptproben acht mal unter drei verschiedenen Dirigenten. Auf die Auffassung des Riesenwerkes durch die einzelnen Interpreten möchte ich bei späterer Gelegenheit an dieser Stelle noch zu sprechen kommen; heute will ich nur bemerken, daß mir Herr Weingartner dem Ideale Beethovens am nächsten zu kommen scheint. Die in Rede stehende Aufführung war allerdings nicht geeignet, meine Annahme berechtigt erscheinen zu lassen; das lag aber daran, daß der Dirigent an jenem Abend durchaus indisponiert war. Anders läßt sich seine Unruhe und die merkwürdige Unzuverlässigkeit seines Gedächtnisses — Herr Weingartner dirigiert das Werk seit vielen Jahren auswendig — nicht erklären. Diese Umstände schadeten besonders dem letzten Satze, am wenigsten dem Adagio. Der Opernchor bot, wie immer, eine einwandfreie Leistung; es steckt in dieser kaum hundert Köpfe zählenden Körperschaft ein ganz erstaunliches Stimm-Material und eine Fülle technischen Könnens. Von den Solisten sang nur Herr Dr. Wüllner mit der unerläßlichen Begeisterung; sein Antipode in dieser Beziehung war Herr Kammersänger Schuegraf. Frau Götze führte ihre Partie sehr korrekt aus, während Fräulein Marie Berg sich die ihrige „für den eigenen Bedarf arrangiert" hatte.

Die Symphonie-Abende der Kgl. Kapelle behaupteten auch in der abgelaufenen Saison den hervorragenden Platz, den sie seit langem in unserem Konzertleben einnehmen. Die bedeutsamen Programme, die außerordentliche Leistungsfähigkeit des Orchesters, die künstlerische Persönlichkeit des Dirigenten und die Gepflogenheit, Solisten nie um ihrer selbst willen heranzuziehen, sondern nur, wenn sie zur Aufführung eines bedeutenden oder doch interessanten Werkes nötig sind, geben den Veranstaltungen eine künstlerische Sonderstellung höchsten Ranges und sichern ihnen die Gunst eines vornehmen und kunstliebenden Publikums. Es ist zu wünschen, daß es noch recht lange so bleibt.

* * *

Konzertnachzügler sind kaum zu verzeichnen, wenigstens keine nennenswerten. Nur die Vortragsabende des Tonkünstler-Vereins und die Monatsversammlungen des Musiklehrervereins boten noch manches Interessante. In der Maisitzung des letztgenannten Vereins stellten sich zwei Brüder Kroemer aus Leipzig als musikalische Wunderkinder vor, der zwölfjährige Richard als Geiger und der zehnjährige Hugo als Klavierspieler. Gegen Wunderkinder darf man mit Recht mißtrauisch sein. Meist handelt es sich bei ihnen wie bei vielen Erwachsenen, die alljährlich das Podium betreten, um eine gewisse Geschicklichkeit, mit der sie sich etwas Technik angeeignet haben, und womit sie dann den Anschein erwecken möchten, als seien sie wirkliche Künstler; in Bezug auf die künstlerischen Qualitäten aber fehlt es an allen Ecken und Enden. Bei den Brüdern Kroemer ist es nicht so, die sind geborene Musikanten. Richard, der ältere und vorläufig bedeutendere von beiden bedarf für seine Technik keinerlei Nachsicht. Er intoniert glockenrein, auch in Doppelgriffen und Oktaven, führt den Bogen wie einer, und spielt Passagen so behende und sauber wie ein fertiger Virtuose; verblüffend ist auch die Sicherheit, mit der er Flageolettöne produziert. Dabei zeigt er ein seltenes Gefühl für straffe Rhythmik und natürliches Verständnis für den Vortrag. Selbstverständlich fehlt ihm noch die geistige Reife, die zur Auffassung und Wiedergabe des poetischen Gehaltes der Kunstwerke erforderlich ist. Der kleine Künstler, der sich im übrigen durchaus kindlich gebärdete, betrat das Podium stets mit fertig gestimmter Geige und spielte seine Stücke sämtlich auswendig; es waren dies das Konzert von Mendelssohn, die F dur-Romanze von Beethoven und die Faust-Fantasie von Sarasate. — Auf nicht so hoher Stufe standen die Klaviervorträge des kleinen Hugo. Die kleinen Hände kämpfen noch vergeblich mit den großen technischen Schwierigkeiten, die sich dem Pianisten darbieten. Daß aber auch er ein echter Musikante ist, zeigte sich in der reizenden Art, wie er die Begleitung zu den Solovorträgen seines Bruders ausführte. Wie ich hörte, ist eine frühzeitige Ausbeutung des Talentes der beiden Knaben nicht zu befürchten, daher man hoffen darf, daß sie zu ausgezeichneten Künstlern heranwachsen werden.

P. Geyer.



Chronik.

Lex Heinze.

In der „J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger" sind nunmehr die „Drei Reden" in Broschürenform erschienen, die Hermann Sudermann gegen die „Lex Heinze" gehalten hat. Es sind: 1. Rede, gehalten im Saale des Berliner Handwerkervereins am 4. März 1900. 2. Rede, gehalten im Festsaale des Berliner Rathauses am 25. März 1900. 3. Rede, gehalten in der ersten Versammlung des Münchener Goethebundes am 8. April 1900.

Es sollen hier einige besonders wichtige Sätze aus der zweiten der obigen Reden angeführt werden. „Und weil wir nicht müde werden dürfen, unsere Positionen zu verteidigen, darum haben wir Sie, meine Herren, hierher an diesen feierlichen Ort geladen . . . denn wir wollten . . . mit einander beraten und unsern Freunden ans Herz legen, was uns bedrückt. Wir wollten noch einmal der ganzen kunstliebenden deutschen Welt zurufen, daß wir die auf uns gemünzten unglücklichen Paraprahen der lex Heinze als eine unerhörte Belästigung unseres Gewissens empfinden, daß wir dieses Gewissen frei und stolz erhalten wollen, und daß es sich nicht geziemt, uns einen künstlichen Morast voll künstlicher Sünden zu schaffen, in dem die Unbefangenheit unseres Gestaltens rettungslos versinken muß."

In der Versammlung, in der diese Worte gesprochen wurden, vollzog sich die Gründung des „Goethe-Bundes". Der Reinertrag aus dem Verkauf der Broschüre „Drei Reden, gehalten von Hermann Sudermann", ist für diesen Bund bestimmt.

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

Dr. Ernst Gystrow: Die Soziologie des Genies. Verlag der sozialistischen Monatshefte. Berlin.

Richard Schaukal: Tage und Träume. Gedichte. Leipzig.

Eremita: Streiflichter auf moderne Kunst und Bildung. (Grenzen der Künste. — Moderne Malerei. — Künstler und Publikum.) Gr. Lichterfelde-Berlin.

Richard Heymann: Humore vom Pregelstrande. Dichtungen. (Inhalt: Prologe, Festspiele und dergl. — Vermischtes. — Trinksprüche. — Lieder. — Schlaraffisches. — Königsberg i. Pr.)

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.





für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**
Redaktion: **Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.**

Verlag **Siegfried Cronbach,** in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. **Anzeigen** 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

——→ **Preis der Einzelnummer 40 Pfg.** ←——

69. Jahrgang. **Berlin, den 2. Juni 1900.** **Nr. 22.**

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Genie und Philister.

II.

Steiner hat selbst das unbestimmte Gefühl, daß es sich bei seinen Ausführungen nur um ein Spiel mit Worten handelt: „Nun wird gewiß mancher kommen und sagen: das alles sei nur sophistisch. Ich deute nur die Selbstlosigkeit in einen höheren Grad von Selbstsucht um. Mag sein. Aber ein solcher sollte bedenken, daß aller Fortschritt des Erkennens in der Umdeutung vorher falsch angesehener Tatsachen beruht. Wer den Darwinismus nur als eine umgedeutete Bibel ansehen will, der mag es tun. Ihm ist nicht zu helfen." Darauf ist zu erwidern, daß es sich bei dem Gegensatz zwischen Steiner und mir nicht um „eine Umdeutung vorher falsch angesehener Tatsachen" handelt, sondern nur um eine andere Benennung, auf die ich gar kein Gewicht lege; denn ich sehe nur darauf, ob sich das Interesse eines Menschen auf einen engeren oder weiteren Kreis erstreckt, ob er mit halber oder ganzer Seele bei seinem Werke ist, ob sein Wille auf seine Tätigkeit konzentriert oder in sich gespalten ist, ob er als Genie oder Philister die Welt betrachtet. Beliebt es einem, zu sagen, beides sei Egoismus, das eine eine höhere, das andere eine niedere Art von Selbstsucht, so habe ich gar nichts dagegen; denn nicht auf Worte kommt es mir an, sondern auf Anschauungen. Wie man das in Parallele stellen kann mit dem „nur als eine umgedeutete Bibel angesehenen Darwinismus", ist mir unerfindlich; denn in der darwinschen Theorie werden vollständig neue Tatsachenzusammenhänge aufgezeigt, die in der Bibel auch nicht im entferntesten angedeutet sind. Es ist unmöglich, zu sagen, das, was die Bibel in ihrer Schöpfungsgeschichte erzählt, sei nur in der Benennung verschieden von den in der modernen Entwicklungstheorie mitgeteilten Tatsachen. Ich habe das Wort „Selbstlosigkeit" genau in demselben Sinne genommen, wie Steiner seine höhere veredelte Selbstsucht. Das Wort Selbstlosigkeit ist darum berechtigt, weil sehr oft niedere und höhere Interessen miteinander in Widerstreit geraten, und weil man den höheren Interessen zu Liebe häufig die eigenen niederen Interessen verletzen muß. Wenn Steiner sagt: „Erweitert euer Selbst nur erst zum Welt-Selbst, und dann handelt immerzu egoistisch", so unterschreibe ich das ohne weiteres. Ich kann aber unmöglich meine ganze Kraft, meinen ganzen Willen und meine volle Energie auf einen Punkt konzentrieren und dabei gleichzeitig noch hundert andere Punkte im Auge behalten. Wer gleichzeitig verschiedene Hasen jagt, fängt keinen; wer sein Selbst zum „Welt-Selbst" erweitert, kann dabei nicht gleichzeitig im engsten Philistertum stecken bleiben. Steiner erklärt: „Es ist einfach nicht wahr, daß irgend ein Mensch selbstlos sein kann. Wahr ist aber, daß seine Selbstsucht sich so veredeln kann, daß er Interesse nicht nur an seinen eigenen, sondern an den Angelegenheiten der ganzen Menschheit gewinnt." Nun wohl, wer an den Angelegenheiten der ganzen Menschheit Interesse gewinnt und dies Interesse nicht nur gelegentlich mit ein paar Worten bekundet, sondern in der großartigsten Weise mit der gewaltigsten Nachwirkung in Taten umsetzt, der kann nicht an seinen eigenen engeren persönlichen Angelegenheiten in derselben Weise arbeiten, wie jeder beliebige Philister. Er muß ganz notwendig auf vieles Verzicht leisten, was zu seinen engeren persönlichen Interessen gehört, aber zufällig mit seinen höheren In-

teressen in Widerstreit gerät. Seinem höheren Selbst opfert er häufig genug sein niederes Selbst, und daraus ergibt sich eben der Gegensatz von dem, was ich, der gebräuchlichen Ausdrucksweise folgend, Selbstlosigkeit und Selbstsucht, Altruismus und Egoismus, Liebe zur Sache und persönliche Beschränktheit nenne. Das Genie denkt, fühlt und handelt eben anders wie der Philister. Als der Perserkönig Alexander dem Großen die Hälfte seines Reiches anbot, da war Parmenion, der Feldherr und Freund Alexanders, entschieden für die Annahme dieses Anerbietens. Parmenion riet Alexander, den sicheren Besitz des halben Perserreiches dem ungewissen Ergebnis des Kampfes um das ganze Reich vorzuziehen. „Wenn ich du wäre", sagte er zu Alexander, „so würde ich mir an dem sicheren Besitz genügen lassen." „Ja", antwortete ihm Alexander, wenn ich du wäre, würde ich es auch tun." Aber Alexander war eben nicht Parmenion, das Genie kann nicht wie ein Philister denken und handeln. Da, wo das enge, selbstsüchtige Interesse den Philister festhält, trägt die Liebe zum Werk, zur freien schöpferischen Tätigkeit oder, um Steiners Ausdruck zu gebrauchen, eine veredelte Art von Selbstsucht, den genialen Menschen darüber hinweg höheren Zielen entgegen. Oder meint etwa Steiner, daß man Parmenion und Alexander zugleich sein kann? Daß man zugleich durch ein friedliches Abkommen in den sicheren Besitz der Hälfte des Reiches gelangen und dabei gleichzeitig um das ganze kämpfen kann? Die selbstsüchtige Sorge ist es, die das Tun des Philisters Parmenion beschränkt. Der von der Sorge bedrückte Philister aber pendelt beständig zwischen Furcht und Hoffnung hin und her, er verliert darüber den unbefangenen Blick für die wirklichen Verhältnisse und geht gerade da zu Grunde, wo er am sichersten den Erfolg zu fassen vermeint. Die Furcht, im ungewissen Kampf um das Ganze alles zu verlieren, läßt ihn auf halbem Wege Halt machen, ebenso wie die Hoffnung, in dem sicheren, wenn auch unvollkommenen Besitz wirkliche Befriedigung zu finden, ihn nach dem unvollkommenen Gute greifen läßt. Goethe drückt dies mit den Worten aus: „Was ist ein Philister? Ein hohler Darm mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt, daß Gott erbarm." Der geniale Faust aber kennt wie Alexander weder Furcht noch Hoffnung: „Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel. . . . Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen. . ." Wo Faust sich der das Leben zur Misere machenden selbstsüchtigen Sorge bewußt wird, da fühlt er das Wurmhafte dieser Existenz so peinvoll, daß er nach dem Giftbecher greift. Ein Alexander kann nicht als Parmenion leben. Wo höhere Interessen von einer Seele Besitz ergriffen haben, da wird ihr die Rücksicht auf die niederen Interessen des eigenen Selbst oft zur Qual, das höhere Leben wächst über das niedere Leben hinaus. Deutlich schildert der geniale Faust den Widerstreit der höheren und niederen Interessen, der höheren und niederen Selbstsucht, um mich der Terminologie Steiners zu bedienen, deutlich zeigt er, wie die selbstsüchtige philisterhafte Sorge, das Beherrschtsein von Furcht und Hoffnung, den Genius im Menschen vernichtet.

„Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
„Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
„Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
„Dann heißt das Bess're Trug und Wahn.
„Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
„Erstarren in dem irdischen Gewühle.
„Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
„Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
„So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
„Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.
„Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
„Dort wirket sie geheime Schmerzen,
„Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
„Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
„Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
„Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
„Du bebst vor allem, was nicht trifft,
„Und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen.
„Den Göttern gleich ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
„Dem Wurme gleich ich, der den Staub durchwühlt,
„Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
„Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt."

Leben und tätig sein kann der geniale Mensch nur dann, wenn er alle philisterhafte Sorge, alle Furcht und Hoffnung hinter sich wirft, und ohne Rücksicht auf den schließlichen Ausgang dem inneren Rufe folgt und die Verwirklichung seiner Ideale anstrebt. Die Sorge, die bald lähmende Furcht mit sich führt, bald leere, eitle, zu übereilten Handlungen führende Hoffnung, ist das Kennzeichen eines philisterhaften Geistes. Wenn daher Goethe seinen „im höchsten Alter wandelnden" hundertjährig gedachten Faust im Sterben dem „zur Hölle bereitenden" Einfluß der Sorge erliegen läßt, so hat er damit nur zeigen wollen, daß auch der größte Mensch schließlich der Vergänglichkeit seinen Tribut zollen muß, daß auch das größte Genie schließlich seine geniale Flugkraft einbüßt. Steiner aber meint: „Als die Sorge über ihn kommt, lernt er den Wert des Zeitlichen, der unmittelbaren, alltäglichen Daseinsziele schätzen. Das Zeitliche wird ihm nun das Ewige. Das unmittelbare Dasein gewinnt für ihn einen unendlichen Wert." Den Wert des Zeitlichen, der unmittelbaren alltäglichen Daseinsziele, schätzt aber nach Goethes Meinung nur der Philister, nicht das Genie; nur dem Philister, nicht dem Genie wird das Zeitliche zum Ewigen. Nur für den Philister, nicht für das Genie gewinnt das unmittelbare Dasein einen unendlichen Wert. Für das Genie ist nach den Worten Goethes „alles Vergängliche nur ein Gleichnis", nämlich ein Gleichnis des Unvergänglichen, Unzeitlichen und Ewigen. Der geniale Mensch sieht in allem Endlichen wol die Spuren, die Andeutung des Ewigen und den Hinweis auf das Unendliche, aber nicht das Unendliche selbst, „er, unbefriedigt jeden Augenblick!" Darum kann der geniale Mensch in der intensivsten Weise genießen und handeln, ohne sich jemals zu verlieren, weil er immer über den Dingen steht. Der Philister, der den Wert des Zeitlichen zu sehr schätzt, dem das Zeitliche zum Ewigen wird, der allein wird von der Sorge beherrscht, von der Furcht gepeinigt, mit dem Zeitlichen sein ganzes Dasein zu verlieren, und von der Hoffnung genarrt, den ganzen Wert seines Daseins in dem Zeitlichen zu finden. Die Furcht, das, was für ihn einen unendlichen Wert besitzt und doch als ein Endliches, Zeitliches den endlichen, zeitlichen Bedingungen unterliegt, zu verlieren, wird seine Tatkraft lähmen, ihn auf halbem Wege festhalten und ihm den Genuß seines Daseins völlig vergällen. Ebenso wird die leere, eitle Hoffnung, in irgend einem endlichen, zeitlichen, vergänglichen Gut

eine unendliche, letzte, höchste Befriedigung zu finden, seine Unbefangenheit trüben, sein Auge mit Blindheit schlagen und ihn zu übereilten Schritten zwingen, die ihn gerade da alles verlieren lassen, wo er alles zu gewinnen vermeinte. Die Sorge, die den Menschen zum Erdenwurm, zum Philister stempelt und ihn vom Fluß des Vergänglichen, des Zeitlichen abhängig macht, ihn „zur Hölle bereitet", singt dem der Vernichtung entgegengehende Faust ins Ohr:

„Wen ich einmal mir besitze,
„Dem ist alle Welt nichts nütze;
„Ewiges Düstre steigt herunter,
„Sonne geht nicht auf noch unter;
„Bei vollkommnen äußern Sinnen
„Wohnen Finsternisse drinnen,
„Und er weiß von allen Schätzen
„Sich nicht in Besitz zu setzen.
„Glück und Unglück wird zur Grille,
„Er verhungert in der Fülle;
„Sei es Wonne, sei es Plage,
„Schiebt er's zu dem andern Tage,
„Ist der Zukunft nur gewärtig,
„Und so wird er niemals fertig . . .
„Soll er gehen? soll er kommen?
„Der Entschluß ist ihm genommen;
„Auf gebahnten Weges Mitte
„Wankt er tastend halbe Schritte;
„Er verliert sich immer tiefer,
„Siehet alle Dinge schiefer,
„Sich und andre lästig drückend,
„Atem holend und erstickend;
„Nicht erstickt und ohne Leben,
„Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
„So ein unaufhaltsam Rollen,
„Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
„Bald Befreien, bald Erdrücken,
„Halber Schlaf und schlecht Erquicken
„Heftet ihn an seine Stelle
„Und bereitet ihn zur Hölle."

Diese Sorge ist es, die den Faust zuletzt „den Wert des Zeitlichen schätzen", die das Zeitliche ihm zum Ewigen werden läßt. „Das unmittelbare Dasein gewinnt für ihn einen unendlichen Wert", wie Steiner sagt, das Genie wird zum Philister, der am Stoffe klebt. Das Genie geht überall und stets seinen Ideen und Idealen bis in die äußerste Konsequenz nach, niemals beruhigt es sich bei einem unvollkommenen halben Ergebnis, niemals wird ein Alexander, so lange sein geniales Schauen und seine geniale Schöpferkraft anhält, wie ein Parmenion denken und handeln können. Einen Parmenion kann die Sorge „den Wert des Zeitlichen" lehren, für einen Parmenion gewinnt „das unmittelbare Dasein einen unendlichen Wert", einen Parmenion läßt die Sorge glauben, das halbe Reich schon sei ein so unendlich wertvolles Gut, daß es unter keinen Umständen aufs Spiel gesetzt werden dürfe, auch wenn damit ein ganzes Reich zu gewinnen wäre. Einem Alexander aber würde der Besitz eines halben Reiches nur wie Spott und Hohn erscheinen. Alles, was er nicht selber beherrscht, erinnert ihn beständig an die Endlichkeit, Beschränktheit, Vergänglichkeit und Nichtigkeit seines eigenen Besitzes. So wird auch dem genialen, noch nicht von der Sorge geblendeten Faust die Freude an seinem gewaltigen Reich durch das winzige Besitztum der beiden steinalten Leutchen Philemon und Baucis verdorben:

„Die Alten droben sollten weichen,
„Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz,
„Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
„Verderben mir den Weltbesitz."

Der sein geniales Schauen noch besitzende Faust kann dem „unmittelbaren Dasein" keinen „unendlichen Wert" beilegen, er kann nicht das „Zeitliche für ein Ewiges" halten, das Vergängliche für ein Unvergängliches, das Unvollkommene für ein Vollkommenes, wie es der von der Sorge blind gemachte Philister tut. Je weiter der geniale Mensch seine Ziele steckt, je furcht- und hoffnungsloser er mit der äußersten Energie und äußersten Konsequenz die Verwirklichung seiner Ideen anstrebt, desto mehr wird er überall auf Widerstand stoßen, mit desto größerem Ingrimm empfinden, daß keine Idee sich rein durchsetzen läßt, daß die Abhängigkeit von Zeit und Raum, von endlichen, unvollkommenen Bedingungen das größte Werk immer nur als ein Bruchstück erscheinen läßt; darum ruft Faust schmerzvoll aus:

„Vor Augen ist mein Reich unendlich
„Im Rücken neckt mich der Verdruß . . .
„Das verfluchte hier!
„Das eben, leidig lastet's mir . . .
„Des Allgewaltigen Willens-Kür
„Bricht sich an diesem Sande hier . . .
„Das Widerstehn, der Eigensinn
„Verkümmern herrlichsten Gewinn" . . .

Erst nachdem die Sorge ihn blind gemacht hat, hält er das Endliche für ein Unendliches, das Vergängliche für ein Unvergängliches, das Unvollkommene für ein Vollkommenes. Er kennt keine Schranken seines Willens mehr, er sieht nicht mehr die unvollkommene Wirklichkeit, die endlichen Bedingungen, die sich überall und immer der vollkommenen Verwirklichung einer Idee entgegenstellen, die blinde, leere, eitle Hoffnung beherrscht ihn, in einem endlichen Gute eine vollkommene, letzte, höchste Befriedigung zu finden:

„Was ich gedacht, ich eil es zu vollbringen;
„Des Herren Wort, es gibt allein Gewicht . . .
„Laßt glücklich schauen, was ich kühn ersann . . .
„Das Abgesteckte muß sogleich geraten . . .
„Daß sich das größte Werk vollende,
„Genügt ein Geist für tausend Hände."

Steiner sagt: „Es kann die Spur von seinen (Faust's) Erdentagen nicht in Aeonen untergehn. Er sucht nicht mehr aus egoistischem Gelüst ein jenseitiges Ewiges; ihn gelüstet jetzt, in selbstlosem diesseitigem Schaffen sich zu befriedigen". Was soll das heißen? Faust hat nie aus egoistischem Gelüst ein jenseitiges Ewiges gesucht. Faust hat sich nie um ein jenseitiges Ewiges gekümmert und irgendwie in bewußter selbstsüchtiger Absicht darauf Bezug genommen. Beim Pakt mit dem Teufel erklärt Faust ausdrücklich:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern,
„Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
„Die andre mag darnach entstehn.
„Aus dieser Erde quillen meine Freuden,

„Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
„Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
„Dann mag, was will und kann, geschehn.
„Davon will ich nichts weiter hören,
„Ob man auch künftig haßt und liebt,
„Und ob es auch in jenen Sphären
„Ein oben oder unten giebt."

Und auch später im Gespräch mit der Sorge:

„Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
„Thor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
„Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
„Er stehe fest und sehe hier sich um!
„Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
„Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!"

Wenn Faust, wie alle genialen Menschen, von dem ewigen Gute angezogen in keinem endlichen Gute seine letzte, höchste Befriedigung findet, so geschieht dies nicht aus einem „egoistischen Gelüst" nach einem „jenseitigen Ewigen", wie Steiner meint, sondern infolge eines zuweilen ganz unbewußten und nur tief im Gefühl liegenden Zuges zum Ewigen, einem Zuge, in dem sich nichts anderes als die tiefste Uebereinstimmung und unmittelbare Zugehörigkeit des eigenen Wesens zum ewigen Sein ausspricht. Daher sagt der Herr im Prolog:

„Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient . . ."

Würde Faust ein Ewiges mit klarem Bewußtsein anerkennen, so könnte der Verdacht rege werden, Faust nehme in der Art philisterhafter Religiosität in der Sorge um sein Seelenheil, in der Furcht vor Verdammnis und in der Hoffnung auf ewige Seligkeit, also aus „egoistischem Gelüst" darauf Rücksicht. Nun aber sehen wir, daß Faust von einer Rücksicht auf ein „jenseitiges Ewiges" ganz und gar nichts wissen will. Wenn sich überall in seinem Empfinden, Denken und Handeln dennoch ganz ungesucht und unwillkürlich ein Zug zum Ewigen ausspricht, so haben wir die sichere Gewähr, daß es sich hierbei nicht um ein „egoistisches Gelüst" auf ein „jenseitiges Ewiges" handelt, sondern um einen wahren, natürlichen Zusammenhang des tiefsten Kerns der genialen Natur mit dem ewigen Gute. „Ein selbstloses diesseitiges Schaffen" ist nur dem genialen Menschen möglich, der infolge seiner tiefen innigen Zugehörigkeit zum ewigen Gute sein Selbst nicht an die Dinge dieser Welt hängt, ihnen daher ohne Sorge, ohne Furcht und Hoffnung gegenüber steht, und infolgedessen seine Unbefangenheit seinen klaren, tief eindringenden Blick wie seine erstaunliche Kühnheit des Handelns behält. Geht der tiefste Zug des Herzens über alle Güter dieser Welt hinaus auf ein ewiges Gut, so fällt alle Sorge, alle Furcht und Hoffnung fort. Denn um das Ewige braucht man sich nicht zu sorgen wie um ein endliches, vergängliches Gut, im Ewigen ruht unser tiefstes Selbst, es bleibt ewig unser Besitztum und ist nicht erst zu gewinnen und ebensowenig zu verlieren. Jedes „egoistische Gelüst", alles philisterhafte Fürchten und Hoffen fällt diesem unserem ewigen Besitztum gegenüber einfach dahin. Man hat immer an genialen Menschen etwas Dämonisches empfunden, etwas von der gewöhnlichen Menschenart Abweichendes, etwas Elementares, Gewaltiges, Schöpferisches, Freies und Unwiderstehliches; das aber beruht eben auf dieser Freiheit von der unbedingten Schätzung der zeitlichen Dinge. Ein Parmenion schätzt unbedingt den Besitz des halben Perserreichs und verzichtet lieber auf ein kühnes, schöpferisches Handeln, bei dem ihm sein Besitz verloren gehen könnte. Er hängt am Besitz, er klebt am Stoff, er wird von seinem Besitz besessen. Parmenions Handlungsweise ist jedem Philister verständlich, und jeder Philister wird auch den Parmenion dieser Gesinnung wegen loben, die Denk- und Handlungsweise eines Alexander aber wird jedem Philister unheimlich und unverständlich sein. Ein Mensch, der mit Königreichen wie mit Federbällen spielt, ohne Sorge, ohne Furcht und Hoffnung nur seinen eigenen Ideen und Idealen nachgeht, der erscheint dem Philister wie von einem Dämon geleitet. Das Genie kann mit den endlichen, vergänglichen Dingen dieser Welt nur spielen, es kann nicht, wie Steiner verlangt, und wie es der blinde Philister faktisch tut, einen ewigen, unendlichen Wert in zeitliche, endliche, vergängliche Dinge legen. Der von der Sorge geblendete, von Furcht und Hoffnung beherrschte sterbende Faust fühlt sich philisterhaft eitel in der leeren Hoffnung befriedigt:

„Es kann die Spur von meinen Erdetagen,
„Nicht in Aeonen untergehn."

Der sehende Faust dagegen, der die „magische Gabe des Genies," den genialen Tiefblick und die geniale Schöpferkraft noch besitzt, der weiß, daß alles vergänglich ist, auch der Ruhm, der ruft mit vollem Bewußtsein aus:

„Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
„Des Ruhms, der Namensdauer Trug!"

Der wird ohne Sorge um jeden Ruhm im freien schöpferischen Spiel der Kräfte, in der freien schöpferischen Tat allein stets seine augenblickliche Befriedigung suchen:

„Die Tat ist alles, nichts der Ruhm!"

Steiner sagt: „Als ihn (Faust) der Schein nicht mehr blendet, als er erblindet, geht ihm im Endlichen das Ewige auf." Aber Faust hatte sich ja vorher von dem Schein niemals blenden lassen. Mephistopheles selbst nennt ihn den „Geist, der in der Wesen Tiefe trachtet." Wie kann den der Schein blenden, der keine Sorge, keine Furcht und Hoffnung mehr kennt, der also allen Dingen völlig unbefangen, innerlich unbewegt und unvoreingenommen ins Antlitz schaut? Eben daraufhin zielt auch die Wette mit Mephistopheles: Faust wird sich niemals durch den Schein blenden lassen, überall sieht er die Endlichkeit und Vergänglichkeit, die Hinfälligkeit und Unvollkommenheit der Dinge und kann daher niemals philisterhaften Ernst mit ihnen machen. Wenn er sich aber vom Scheine nicht blenden läßt, dann sieht er alles in seiner wahren Natur nnd vermag daher auch schöpferisch tätig einzugreifen, da er die Punkte erkennt, wo die Hebel anzusetzen sind. Wie wenig er sich von dem Schein blenden läßt, hören wir an seinem Fluch, mit dem er sich von aller Sorge, von aller Furcht und Hoffnung, von aller ängstlichen Rücksicht auf die vergänglichen, nichtigen Werte dieser Welt loßreißt:

„Verflucht das Blenden der Erscheinung,
„Die sich an unsre Sinne drängt!" u. s. w.

Der sterbende Faust, dessen Kräfte versagen, dessen **schöpferische** Macht sich verliert, der seinen genialen **Tiefblick** einbüßt, den „blendet der Schein," und das unzweideutige, klare, dichterische Bild dafür ist sein **Erblinden** durch den Anhauch der „zur Hölle bereitenden" **philisterhafte** Furcht und Hoffnung mit sich führenden **Sorge**.

Zu Beginn meiner Entgegnung habe ich darauf hingewiesen, daß Steiner zwei verschiedene Definitionen vom Genie gibt: zuerst hebt er die Erfindungsgabe, die Produktion neuer Gedanken hervor, dann aber weist er auf das Charakteristische des Genies hin, das in seinem „Interesse an den höhern Notwendigkeiten der Natur" besteht. Steiner zeigt aber nicht, wie die eine Definition mit der anderen zusammenhängt. Etwas Neues finden aber kann doch nur der, der klar zu sehen im Stande ist, der Blinde kann nichts finden. Seelisch blind aber ist nach der Auffassung Goethes der von Furcht und Hoffnung hin und her bewegte Philister. Indem er die endlichen Dinge für ewige hält, legt er einen zu großen Wert auf die Vermeidung der endlichen Uebel wie auf die Erlangung der zeitlichen Güter. Diese Bewegtheit seiner Seele aber raubt ihm die Klarheit und Unbefangenheit, die notwendig ist, um alles in seiner wahren Natur zu erkennen. Der blinde Philister wird daher von Idolen, von Trugbildern bewegt, so daß er oft selbst das, was vor seiner Nase liegt, nicht zu sehen vermag. „Erfindungsgabe" besitzt also nur der innerlich unbewegte, seelenruhige, klar schauende, geniale Mensch. Diese Seelenruhe und Geistesklarheit aber wird bewirkt durch die Anteilnahme „an den höheren Notwendigkeiten der Natur", oder, wie ich mich ausdrücken würde, durch den Zug zum Ewigen, der die Seele von der Herrschaft der Sorge, der Furcht und Hoffnung befreit. Wer in tiefster Seele dem ewigen Gute zugehört, der kann keinen plumpen, lächerlichen Ernst mit allem Endlichen, Nichtigen, Vergänglichen machen. Ist das Ganze aber nur ein Spiel, so bleibt die Freiheit und Ruhe der Seele gewahrt, die dazu befähigt, die Dinge zu sehen, wie sie sind, ihre wahren Beziehungen zu erfassen und vermittels dieser tieferen Erkenntnis auch schöpferisch tätig zu sein. So versteht man den tiefsten Sinn des Wortes Jesu: „Wer sein Leben dahin gibt, wird es gewinnen; wer aber sein Leben sucht, der wird es verlieren." Gerade der, der sein Leben nicht ernsthaft in den Dingen dieser Welt sucht, sondern nur mit ihnen im höheren Sinne spielt, gewinnt die höchste Macht und die größte Schöpferkraft. Wer aber den Dingen dieser Welt von Sorge, von Furcht und Hoffnung gebannt gegenübersteht, der verliert sich selbst und die Herrschaft über die Dinge. Der sehende Faust, der an nichts Endliches seine Seele zu binden vermag, der gerade ist der schöpferisch tätige. Der blinde Faust dagegen, der die höchste Befriedigung seiner Seele in einem vergänglichen Gute erblickt, schafft nichts mehr und bewegt sich nur noch in leeren Einbildungen. Die Dämonen, die er früher beherrschte, spotten seiner, von einer Ausführung seiner Befehle ist keine Rede mehr, und statt des Grabens, der nach seinem Befehle ausgeführt werden soll, wird ihm sein Grab bereitet.

Hermann Türck.

* * *

Ein paar Worte zu dem Vorigen.

Ursprünglich hatte ich nicht vor, auf Hermann Türcks „Erwiderung" etwas zu entgegnen. Denn ich weiß, wie wenig in solchen Fällen jemand von Lieblingsvorstellungen abzubringen ist, die er sich — wie das bei Türck zweifellos der Fall ist — durch jahrelanges, emsiges Forschen errungen hat. Ich würde auch diese paar Worte vermeiden, wenn nicht Türck zu meinem aufrichtigen Bedauern in seiner Polemik einen ganz absonderlichen Weg betreten hätte. Ich habe am Schlusse meiner Ausführungen über den „genialen Menschen" (Magazin Nr. 20 Sp. 516) den **bequemsten** Weg angegeben, auf dem ich mißverstanden und deshalb **scheinbar** widerlegt werden kann. Ich begreife nicht recht, warum Hermann Türck gerade diesen von mir selbst vorgezeichneten bequemen Weg betritt. Nein, auf Worte kommt es wahrlich mir nicht an; wol aber Hermann Türck. Er will die **Worte** retten, die er zur Charakteristik des genialen Menschen in seinem Buche angewendet hat. Das Genie soll durch **selbstloses** Handeln gekennzeichnet sein, im Gegensatz zum Philister, der **egoistisch** handelt. Ich habe nun aber gezeigt, daß die **vermeintliche** Selbstlosigkeit des Genies nichts ist wie Egoismus, der sich nur auf andere Dinge richtet als der Egoismus des Alltagsmenschen. Hermann Türck meint, er könne damit einverstanden sein: wenn ich zwischen Egoismus a (beim Philister) und Egoismus b (beim Genie) unterscheide. Er nenne nur den Egoismus b Selbstlosigkeit. Aber ich unterscheide eben gar nicht zwischen Egoismus a und Egoismus b. Sondern der Egoismus des Genies ist genau der gleiche wie der des Alltagsmenschen. Wenn der Perserkönig dem Alexander die Hälfte seines Reiches anträgt und dieser damit nicht zufrieden ist, während es Parmenion sehr wol wäre, so ist in diesem Falle zweifellos Alexander der genialischere, aber ebenso zweifellos Parmenion der selbstlosere. Das beweist aber nur, daß der Grad des Egoismus oder der Selbstlosigkeit überhaupt nichts mit dem Genie zu tun hat. Aber Alexander hat eine größere geistige Zeugungskraft, eine größere Produktivität der Tat als Parmenion. Diese Zeugungskraft will sich entladen. Deshalb wählt er das Größere, das seiner Zeugungskraft mehr Gelegenheit zur Betätigung gibt. Im Bezug auf den Grad des Egoismus unterscheidet er sich aber gar nicht von dem Philister, von dem bekanntlich auch das Sprichwort sagt: wenn man ihm den kleinen Finger reicht, will er die ganze Hand. Ich kannte eine Person, die war das Selbstloseste, was sich denken läßt. Sie ging gar nicht in der **Sorge** um das eigene Selbst auf, sondern ganz in altruistischem Wirken für Anderes. Diese im eminentesten Sinne **selbstlose** Person hatte aber gar nichts genialisches. Sie war eine vorzügliche — Kinderfrau. Nein, wenn man das Genie erklären will, geht einem der Egoismus und der Altruismus gar nichts an; sondern eben nur die Zeugungskraft des Menschen. Diese, und nicht die Selbstlosigkeit ist bei den genialischen Menschen aufs höchste gesteigert. Das Beispiel mit dem Darwinismus als umgedeutete Schöpfungsgeschichte habe ich mit Recht angeführt. Denn es gibt Leute, die am liebsten also sprechen würden: Es hat dem Allmächtigen gefallen, aus affenähnlichen Säugetieren im Kampf ums Dasein den Menschen zu schaffen. Wenn nun ein Haeckelianer kommt und sagt: nicht der Allmächtige, sondern die kausale Notwendigkeit hat den Menschen entstehen lassen,

so könnte ihm Türck, wenn er in dem Stile sprechen würde, in dem er mich bekämpft, entgegnen: Was du kausale Notwendigkeit nennst, ist nur ein anderer allmächtiger Schöpfer. Ich habe garnichts dagegen, daß du zwischen Schöpfer a (weiser, allmächtiger Gott) und Schöpfer b (kausale Notwendigkeit) unterscheidest. Nun ich meine, in der am Schlusse meines Aufsatzes errichteten Falle mit dem „Spiel mit Worten“ hätte sich Hermann Türck doch nicht freiwillig fangen sollen.

Rudolf Steiner.



Prinz Hamlet.

Eine Studie von **Eugen Reichel.**

Wenn ich hier den Versuch mache, das Bild, welches ich seit 1885 von der Persönlichkeit Hamlets in meiner Seele trage, für die Welt zu objektivieren; so werde ich mich namentlich vor einem Irrtum zu hüten haben: vor der, den Shakespeare-Kritikern und Hamlet-Erklärern alten Stils eigen gewesenen Verblendung, die Wahrheit nicht durch streng sachliche Untersuchungen, sondern durch vorweggenommene Einbildungen erforschen und feststellen zu können. Wie sehr, wie ausschließlich die ganze Shakespeare-Wissenschaft (wenn man diese Krankheitserscheinung der Menschheit so nennen darf), auf solcher Verblendung und dem durch sie bedingten und Hand in Hand mit ihr durch die Welt des Geistes schreitenden Dünkel beruht: das habe ich in der Einleitung zum dritten Teile meiner „Shakespeare-Litteratur“ (Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1886) mit all jener Rücksichtslosigkeit nachgewiesen, ohne die eine Ueberwindung des Falschen nicht möglich ist. In demselben Werke habe ich zugleich, als Einführung in meine „Hamlet“-Kritik, den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Karl Werder, der sich einbildete, und dem es ernsthafte Männer freudig bestätigten, daß er das „Hamlet-Problem“ endgiltig gelöst hätte, ad absurdum geführt — und zwar so gründlich, daß ich mir mit der Hoffnung schmeichelte: man würde es fortan aufgeben, unberufener Weise sich mit dem „Hamlet“ und seinem widerspruchsvollen Helden zu beschäftigen. Aber ich täuschte mich in dieser Beziehung. Ein Herr Hermann Türck hielt die Gelegenheit für günstig, an Stelle der von mir so grausam hingerichteten Leistung Werders eine neue, wenn möglich noch köstlichere zu setzen. Er hatte bei Schopenhauer viel Schönes über das Wesen des Genies gelesen — und eines Tages ging in seinem Geiste das große Licht der Erkenntnis auf: „Hamlet ist ein Genie! Shakespeare hat allem Anscheine nach seinem Genius in diesem seltsamen Prinzen ein Denkmal gesetzt und darauf gerechnet, daß ich (d. h. Hermann Türck) mich zum Entdecker dieser großen Wahrheit auswachsen werde — eine Erwartung, in welcher sich Freund Shakespeare nicht getäuscht haben soll.“ Türck sagte sich, nachdem er so weit gekommen war, zugleich folgendes: Das echte Genie vereinigt in sich die Fähigkeit zum Erfassen des Schönen, zum Denken des Wahren, zum Ausführen des Guten und Großen. Shakespeare (d. h. natürlich der Mann, welchem wir die auch für Herrn Türck maßgebenden 36 Stücke, den „Hamlet“ mit eingeschlossen, verdanken) gehört notwendigerweise „zu jenen Genien der Menschheit, in **denen sich** diese Vollkommenheit des ästhetischen, intellektuellen und sittlichen Fühlens aufs höchste entwickelt“ zeigt; und weil er in die Gestalt Hamlets, so wie sie uns in dem überlieferten Werke vorliegt, zweifellos „sein eigenstes Wesen hineingelegt“ hat: so muß eben Hamlet notwendigerweise das zu entdeckende Genie sein. Die Hauptsache hatte also das Genie Türcks gewissermaßen a priori gefunden*); es kam nur darauf an, „in der wunderbar fein ausgestalteten Gestalt Hamlets die Züge aufzufinden“, welche das nötige Fundament für die herrlichen Gedanken des neuen Shakespeare-Sehers abgeben konnten. Türck mußte sich deshalb entschließen, den „Hamlet“ neu zu lesen; weil er ohne dies Opfer seine heilige Aufgabe nicht hätte erfüllen können. Als er aber den „Hamlet“ gelesen hatte, kam er, als verständiger Mensch, zu der Erkenntnis, daß der „wirkliche“ Hamlet seinem gedachten Hamlet wenig oder gar nicht entsprach — und das war schlimm. Einen so schönen Gedanken konnte, durfte doch ein Mann wie Türck, der noch nichts für seine Unsterblichkeit getan hatte, unter keinen Umständen ungenutzt verfallen lassen. Was also tun? Da kam ihm nun glücklicherweise schnell ein guter Gedanke: er sagte sich (oder er las es vielleicht in A. Dörings Schriftchen „Shakespeares Hamlet &c.“, wie Döring behauptet und wie es auch mir wahrscheinlich ist; da ich es für ausgeschlossen halte, daß zwei Menschen ziemlich zu gleicher Zeit zu ein und derselben falschen Erkenntnis kommen können): Hamlet ist als Genie zweifellos ursprünglich ein großer Optimist gewesen, aber, nachdem er sein Dänemark besser kennen gelernt, ein großer Pessimist geworden — er ist also in unserer Tragödie gar nicht eigentlich der Hamlet, der er ist — er kann es einfach nicht sein — und da will ich den Menschen sehen, der mir zu widersprechen wagt, wenn ich behaupte, daß Hamlet ein Genie ist. Die Sache liegt ja jetzt für mich so klar und einfach wie möglich: „Von Natur durchaus selbstlos (genial!) daher durch egoistische Motive nicht zum Handeln zu bestimmen (höchstes Charakteristikum

*) Von einem Leser meiner Shakespeare-Litteratur wurde ich zwar vor einigen Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß Herr Türck zu seiner, allerdings nicht ohne weiteres aus dem uns überlieferten „Hamlet“ zu entwickelnden „Entdeckung“, möglichenfalls erst durch mein Hauptwerk gekommen sei. Ich habe dort nun freilich auf Seite 812 (um in dem engen Rahmen des großen Werkes den Lesern wenigstens einen Gesichtspunkt anzudeuten; worauf ich mich, aus zwingenden Raum-Gründen, in sehr vielen Fällen beschränken mußte) über Hamlet die Anmerkung gemacht, daß ich mir ihn „gern als einen Geistesverwandten Friedrichs II. denken möchte: Beschäftigung mit Kunst und Philosophie; Hang zur Beschaulichkeit; aber zugleich kriegerischer Mut und Bewährung, als die Verhältnisse ihm das Widerwärtige aufnötigen“ — mit einem Wort, ich deutete damit meine Auffassung vom Wesen Hamlets, als einer genialen Persönlichkeit, an und konnte dafür jeder Zeit Gründe liefern, die Herr Türck der Welt nicht geliefert hat und als Bewunderer der „Tragödie des Idealismus“ auch nicht liefern konnte. Und so mag es nicht absolut ausgeschlossen sein, daß Herr Türck aus einem der vielen, über mein Werk noch nebenher ausgestreuten Samenkörner seine prächtige Ideen-Blüte entwickelt hat, wie etwa Karl Werder das anscheinend mit einem Gelegenheitseinfall J. L. Klein's getan hatte. Ich bin aber zu bescheiden, um dies anzunehmen. Ich glaube vielmehr, daß, wie Herr Professor Hermann Conrad auf eigentümliche Art dazu gekommen ist, auf dem Boden des alten Shakespeare-Glaubens gleich mir eine eine „Essex-Hypothese“ zu entwickeln, die eigentlich nur im Rahmen meiner Shakespeare-Theorie einen Sinn hat und ihre Begründung findet; so auch Herr Doktor Hermann Türck durch übernatürliche Einflüsse dazu gekommen sein wird, in dem Richte von Persönlichkeit, der den uns überlieferten Hamlet kennzeichnet, das Genie zu entdecken. Er hat es uns ja auch so umständlich nachgewiesen, wie er zu seiner Offenbarung kam!

für das nur im Objektiven lebende Genie!), fehlt jetzt dem Hamlet, da ihm auch die selbstlose Freude am Wirken und Schaffen im Verein mit den Menschen genommen ist, überhaupt jedes Motiv zur Betätigung der großen in ihm schlummernden Fähigkeiten und Kräfte." Obwol in seiner Natur „die Extreme sich berühren"; obwol er „mit einem Wort, ein ganzer Mensch, ein Geist allerersten Ranges, ein Genie ist": so schließt doch sein Pessimismus „jedes Erfassen einer Mission" aus. Dafür aber „steht durchaus nichts der Annahme entgegen, daß auch Hamlet sich zu einem zielbewußten Leben hindurch gerungen hätte, wenn ihm — — nur Zeit gelassen worden wäre." Das ist die durch Herrn Dr. Hermann Türck vollführte „Lösung" des „Hamlet-Problems"! Damit Herr Türck den Weisen spielen kann, muß der Schöpfer des „Hamlet" zu einem Schwachkopf werden, der „seinem Genius" in der Gestalt Hamlets ein Denkmal setzt und dann die Sachen und Verhältnisse so gestaltet, daß sein Hamlet wol was Rechtes geleistet — — hätte, wenn ihm nicht schon im fünften Akt der Tragödie der Genius ausgeblasen worden wäre!

Ich kann auch in diesem Falle nur sagen, was ich in Beziehung auf das immerhin noch etwas sachlichere Buch Werders gesagt habe: „Und solche Weisheit wird auf Bücher gezogen, gedruckt, gepriesen, gekauft und zu wiederholten Malen aufgelegt! Man möchte weinen, wenn es nicht philosophischer wäre, darüber zu lachen."

Obwol das vielgerühmte Buch vom „genialen Menschen" eigentlich so viel Worte, wie ich sie hier einem Kapitel desselben gewidmet habe, kaum verdient; so ist die kleine Auseinandersetzung doch aus dem Grunde erfolgt, weil es mir, der ich in manchem anscheinend zu denselben Ergebnissen komme wie Türck, darum zu tun sein muß, meinen Lesern den wesentlichen Unterschied, welcher zwischen meiner Beweisführung und dem unsachlichen Gerede dieses vielbelobten Shakespeare-Erklärers alten Stils besteht, zum Bewußtsein zu bringen. Nach dieser kurzen, aber, wie ich mir schmeichle, nicht zwecklosen Einleitung wende ich mich meiner eigenen Aufgabe zu.

Wollen wir uns über die Persönlichkeit Hamlets klar werden; so müssen wir natürlich alles vergessen, was etwa von „Einsichten" in das Wesen der Tragödie und seines Helden aus älteren Hamlet-Erklärungen noch in uns vorhanden ist. Wie die uns überlieferte Tragödie mit der von Shakespeare geschaffenen so gut wie gar nichts gemein hat: so ist auch der Hamlet Bacons nur eine ganz abscheuliche Karrikatur jenes Hamlet, in welchem Shakespeare einenteils den größten tragischen Charakter, der jemals über die Bühne geschritten, anderenteils das Abbild seines eigenen Wesens, seines eigenen, tief tragischen Geschickes schuf.

Halten wir uns zunächst, um jeder Unklarheit zu entgehen, nur an den tragischen Charakter, an die Person des Prinzen Hamlet. Wir wissen alle, daß die uns überlieferte Tragödie es absolut unmöglich macht, ein klares Bild von Hamlet zu gewinnen — wir wissen es schon aus dem Umstande, daß jeder Hamlet-Erklärer uns einen anderen Hamlet zurechtmacht, an den wir, bei guter Gesinnung, nur so lange glauben können, als wir nicht selbst im Stücke nachschauen, um uns zu vergewissern, ob sich auch wirklich alles so verhält, wie der jedesmalige Erklärer es uns einreden will. Der agierende Hamlet (und andere als agierende Menschen gibt es in einem Drama nicht, selbst wenn sie unter zwingenden Verhältnissen Monologe halten) beschert uns nichts als Rätsel, deren jedes eine andere Voraussetzung hat. Es ist keine Einheit weder in dem redenden noch in dem handelnden Hamlet des überlieferten Stückes. Das alles aber ändert sich mit einem Schlage, wenn wir uns von der Ueberlieferung frei machen, nur auf die verschiedenen im Werke planlos verstreuten Motive blicken und uns aus ihnen einen vernünftigen dramatischen Plan erbauen, der im großen und ganzen kein anderer sein kann, als der im Schöpfergeiste William Shakespeares entstandene. Diesen Motiven entsprechend wollen wir uns nun die Persönlichkeit Hamlets vergegenwärtigen. Ophelia macht es uns im Grunde leicht; das Bild, das sie in einigen Versen von dem Geliebten entwirft, ist so erschöpfend, daß wir schon aus ihm allein uns den ganzen Hamlet konstruieren könnten:

„O, welch' ein edler Geist ist hier zerstört!
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
Das Merkziel der Betrachter — ganz, ganz hin!"

Also: Hamlet ist nicht nur Hofmann (Staatsmann, der mit dem überschauenden Auge ausgestattete Thronerbe d. h. Staatslenker), sondern auch Gelehrter; nicht nur Krieger (Feldherr), sondern auch ein Mann der feinsten Seelenbildung: der Sitte Spiegel — überhaupt ein Muster vollendeter Männlichkeit. Man mag nun sagen: so erscheint er dem liebenden Mädchen. Aber wie wir bereits wissen, daß Hamlet wirklich ein „Gelehrter", ein nicht nur auf der höchsten Höhe der wissenschaftlichen Bildung und Erkenntnis seiner Zeit stehender, sondern sogar über seine Zeit hinaus schauender Denker und Forscher ist; so werden wir auch erfahren, daß die anderen, von Ophelia hervorgehobenen, Eigenschaften durchaus dem Besitzstande Hamlets angehören.

(Fortsetzung folgt.)



Gedichte.

Von Else Lasker-Schüler.

Jugend.

Ich hört' dich hämmern diese Nacht
An einem Sarg im tiefen Erdenschacht.
Was willst du von mir, bleicher Sensemann,
Mein Herz gehört dem ew'gen Leben an
Mit all den Blüten und der Maienlust.

Ich bin so jung wie frühe Morgenglut.
Für deinen Becher ist zu heiß mein Blut.
Scher' dich des Weges, alter Nimmersatt!
Was soll ich in der kalten Totenstadt
Ich, mit dem Jubel in der Brust!

* * *

Zur Kindheit.

Wir wollen wie der Mondenschein
Die junge Frühlingsnacht durchwachen.
Wir wollen wie zwei Kinder sein!
Du hüllst mich in dein Goldhaar ein
Und lehrst mich so wie du zu lachen.

An deiner reinen Mädchenbrust
Entflieht der Fluch aus meinem Leben.
Zum Kampfe hab' ich jung gemußt.
Ich sehnte mich nach Kinderlust
Und niemand konnte sie mir geben.

Ich sehnte mich nach Mutterlieb'
Und Vaterwort und Frühlingsspielen.
Den Fluch, der mich durchs Leben trieb
Begann ich, da er bei mir blieb
Wie einen treuen Feind zu lieben.

Die Bäume prangen seidenfein
Und Liebe duftet von den Zweigen.
Du mußt mir Vater und Mutter sein
Und Frühlingsspiel und Schätzelein
Und — ganz mein Eigen . . . . .

* * *

Brautwerbung.

Ihr kennt ja All' die Liebe nicht
Die in mir glüht, die in mir stürmt
Wie unerfüllte Weltenpflicht.
Das Feuer hat sich aufgetürmt
In meiner Seele Einsamkeit
Und brennt wie Steppenbrand.

Du! mit dem roten jungen Mund . . . .
Du weichst zurück in banger Scheu?
Und nennst mein Fühlen ungesund.
Es blieb dem tiefen Drang getreu
Dem Mittage der Frühlingszeit
Im Sonnenland.

Du! mit den Augen jugendcharme . . . .
Du schlägst sie nieder angsterfüllt?
Und fürchtest, daß mein Flammenarm
Dich an sich reißt in Nächten wild.
Nimm dir zum Schatz den Erdenmann
Ihm friert selbst in der Sonne Glut.

Du! mit den Wangen südenbraun . . . .
Du zitterst wie die Frühlingsflur, —
Auf deinem Leibe will ich bau'n
Den roten Garten der Natur
Und pflanzen all die Sehnsucht an
Aus meinem ungestümen Blut.



Der schlechte Komödiant.

Lustspiel in 5 Akten
von **Robert Jaffé.**

(Fortsetzung.)

Dr. Busse: Sie werden Ihre zweitausend Mark wirklich verschmerzen müssen. Denn da bleibt Ihnen keine Hoffnung mehr.

Hofmann (gepreßt): So?

Dr. Busse: Ein Kollege und Freund von Schröder hat mich auch einmal angepumpt und mir versprochen, die Summe an einem bestimmten Termine zurückzugeben. Als er an diesem Termine nichts von sich hören ließ, schrieb ich ihm einen sehr energischen Brief, und da sagte Schröder zu mir: „Sie werden sehen, daß der Sie fordern wird." Nun erklärte ich Schröder die Situation: Er hat das größte Interesse daran, mich totzuschießen. Das wäre eine feine Methode, seine Gläubiger los zu werden. Was aber habe ich für ein Interesse, ihn —? Er ist mein Schuldner; ich muß ihn schonen. Du sollst nicht töten — aber am allerwenigsten sollst du deine Schuldner töten! Ich wäre dann doppelt beklagenswert: ich wäre mein Geld los und käme wegen des Duells zur Verantwortung. Und ferner: Soll die Duellforderung eine Gegenforderung gegen die Geldforderung sein?

Hofmann (mit tiefem Ernst): Ueber das Duell und über die Ehre darf man doch eigentlich nicht scherzen, Herr Doktor.

Dr. Busse (mit gleichem Ernst): Ich spotte allein über den Feigling, den Drückeberger.

Hofmann (wie oben): Nun ja —

Dr. Busse (ist ans Fenster getreten; ablenkend): Der junge Student kommt hier über die Straße, und will sicherlich zu uns. Als er neulich da war, ist er so sehr in Eifer geraten, daß er die seltsamsten Bewegungen machte. Ich wollte schon zu ihm sagen: „Was machen Sie da für Bewegungen? Sie sind doch nicht in der Tanzstunde?"

(Man hört von draußen her Schritte.)

Dr. Busse: Ich werde mich rechtzeitig drücken. (Sehr höflich.) Verzeihen Sie, daß ich Sie allein lasse. (Geht ab.)

Scene 7.

Hofmann. Weber.

(Weber kommt herein mit naiv-verschmitzt lächelndem Ausdruck im Gesicht.)

Weber: Guten Tag, Herr Alberti! Ich suche Sie schon eine ganze Zeit auf Ihrem Zimmer und habe auch schon hier im Gastzimmer auf Sie gewartet. Nun ist es gut, daß ich doch noch einmal hierher zurückkam. — Ich habe etwas sehr Bedeutsames mit Ihnen zu besprechen.

Hofmann (sehr liebenswürdig): Wollen Sie gefälligst Platz nehmen?

Weber (etwas zerstreut): Danke sehr — ja, ja. (Bleibt aber stehen.) Es handelt sich nämlich um Folgendes. Vor einiger Zeit — ich glaube, gleich am ersten Tage Ihres Hierseins, da wir noch garnicht wußten, welchen berühmten Gast wir vor uns hatten — mußten Sie leider von einem Assessor, der hier verkehrt, beleidigende Aeußerungen über Ihren Künstlerberuf anhören. Das hat sich in unserer Stadt herumgesprochen, und nun

erwartet man allgemein, daß Sie den Herrn deswegen zur Rechenschaft ziehen werden.

Hofmann (erst verdutzt, dann): Natürlich! Ich habe schon selber daran gedacht, diesen Herrn Assessor zum Duell herauszufordern.

Weber (voll tiefen Ernstes): Hier ist die Beleidigung derartig, daß eine Revokation ganz ausgeschlossen ist. Ihr Sekundant wird sich des ihm gegebenen Auftrages nur entledigen können, indem er dem Assessor eine Forderung auf Waffen überbringt. Der hat nun die Waffengattung zu bestimmen, wie er auch den ersten Schuß hat.

Hofmann: Ja, gewiß!

Weber: Ich wäre übrigens gern bereit, Ihre Forderung zu überbringen.

Hofmann: O, da bin ich Ihnen sehr dankbar. Ich bin ja hier am Orte ziemlich fremd, und wüßte garnicht, wo ich sonst einen Sekundanten gefunden hätte.

Weber: Ich übernehme den Auftrag wirklich herzlich gern. Wirklich herzlich gern! (Reicht ihm die Hand.) Doch nun muß ich wieder gehen. Ich werde dann sofort über alles darauf Bezügliche berichten.

Hofmann (hält ihn zurück): Einen Augenblick bitte ich Sie noch zu verweilen. Wenn ich mich auch natürlich den Forderungen der Ehre nicht entziehen will, so weiß ich doch garnicht, ob ich es, da ich hierorts so fremd, überhaupt nötig habe, diese taktlosen Aeußerungen des Assessors zu berücksichtigen.

Weber: Nein! Ich komme hier bisweilen mit dem Redakteur des Lokalblattes zusammen, der auch bereits davon gehört hat, und sofort einen anzüglichen Artikel über Sie bringen wollte.

Hofmann: Der müßte dann doch wegen Beleidigung bestraft werden.

Weber: Nein! In solchem Artikel ist dann keine Beleidigung drin; das haben sie so umgangen.

Hofmann: Ja?

Weber: Ach! Das verstehen sie — die Ludersch.

(Pause.)

Hofmann: Selbstverständlich bin ich durchaus bereit, den Herrn Assessor zur Verantwortung zu ziehen

Weber: Nicht wahr? Das habe ich auch garnicht anders erwartet. — — Aber nun will ich wirklich aufbrechen. (Reicht ihm noch einmal die Hand.) Es bleibt also bei unserer Verabredung?

Hofmann: Ja.

Weber: Auf Wiedersehen! (Geht hinaus.)

Scene 8.

Hofmann. Der Wirt. Später Bertha

Hofmann (ruft durch eine der Thüren): Herr Wirt!

Wirt (kommt herein): Ja, ich wollte gerade zu Ihnen kommen.

Hofmann: Ich habe nun meinen Entschluß plötzlich geändert und möchte bald abreisen. Hätte ich es nur früher getan, so wären mir viele Mißhelligkeiten erspart geblieben. Jetzt aber reise ich schon mit dem nächsten Zuge ab.

Wirt: Ja?

Hofmann: So möchte ich nun auch bald meine Rechnung bei Ihnen ausgleichen. Ich will jetzt fortgehen, und wenn es ja auch möglich ist, daß ich noch einmal ins Hotel zurückkomme, möchte ich doch für jeden Fall die Rechnung beglichen haben.

Wirt (spricht durch die Thür hinaus und kommt zurück): So. Ich habe dem Oberkellner bereits aufgetragen, Ihre Rechnung auszuschreiben. — Aber hier habe ich das Telegramm (nimmt es aus der Tasche), dessentwegen ich doch eigentlich zu Ihnen gekommen bin.

Hofmann (erregt): Geben Sie es, bitte, her!

Wirt (giebt es ihm): Es ist eben angekommen.

Hofmann (hat es geöffnet): O weh! Nun muß ich doch hierbleiben. O weh! Das Telegramm ist von meinem Chef. (Liest vor.) „Bleiben Sie bis auf weiteres dort! Treffe morgen persönlich ein!" Dagegen ist nun nichts auszurichten.

(Bertha tritt ein.)

Wirt: So werde ich dem Oberkellner sagen, daß er mit Ihrer Rechnung noch warten soll.

Hofmann (zuckt die Achsel): Ja.

Bertha (zu Hofmann): Verzeihen Sie, Herr —! Ich habe meinem Vater etwas mitzuteilen. (Zum Vater.) Papa, du möchtest auf den Hof kommen! Der neue Hausdiener zankt mit dem Kutscher herum. (Der Wirt ab.)

Scene 9.

Hofmann. Bertha.

Bertha: Ich habe meinen Vater absichtlich fortgerufen, da ich mit Ihnen allein sprechen wollte. Denn ich bin so sehr um Sie besorgt gewesen. —

Hofmann (ergreift ihre Hand): Fräulein Bertha! Darf ich Ihnen nun auch offen gestehen?

Bertha (schmiegt sich an ihn).

(Umarmung.)

Bertha: Ich war so furchtbar aufgeregt. Nun bin ich ganz ruhig; ich bin froh, daß es vorüber ist.

Hofmann: Mein Herzensschatz!

Bertha: Ich war so schüchtern! . . . . Ich! . . .

Hofmann: Nun bist du meine Braut.

Bertha: In den nächsten Tagen geben wir eine Gesellschaft, und da kann ich gleich allen von meiner Verlobung erzählen und dich als meinen Bräutigam vorstellen. Ich habe dies übrigens alles schon geträumt. Mein Vater läßt mir vollkommen freie Wahl, zumal ich bereits majorenn und im Besitz meines sehr ansehnlichen Mutterteils bin.

Hofmann: Ja, vorhin hat mir der junge Wandelt auch von dieser Gesellschaft erzählt. Da hast du mir übrigens etwas Angenehmes aufgehalst

Bertha: Entschuldige —! Jedoch seine Cousinen haben mich dazu förmlich gezwungen. (Leise, wie vertraulich.) Sie sind nicht sehr gebildet.

Hofmann (liebenswürdig): Oh!

Bertha: Sie verwechseln ziemlich oft den Dativ mit dem Akkusativ oder umgekehrt. Sie haben auch nicht die höhere, sondern nur die mittlere Schule besucht. Sie hatten nicht Gelegenheit —

Hofmann (wie oben): Oh!

Bertha (lacht großartig): Die sind sehr beschränkt.

(Pause.)

Hofmann: Wir werden uns nun doch bis zum Tage der Gesellschaft noch öfters sprechen.

Bertha: Ja, sieh einmal! Ich habe dir doch noch garnicht gesagt, warum ich so sehr um dich besorgt gewesen bin.

Hofmann: Nun?

Bertha: Ich habe jetzt von Herrn Doktor Busse erfahren, daß du den Assessor zum Duell herausfordern willst. Ist das wahr?

Hofmann (schweigt finster).

Bertha: Um meinetwillen bitte ich dich: Tu das

nicht! Du darfst nun dein Leben nicht mehr aufs Spiel setzen! Jetzt habe ich auch Ansprüche auf dich.

Hofmann: Du wirst Achtung doch nur vor einem Manne haben können, der seine Ehre mutig verteidigt und ihren Schild von jedem Flecken rein erhält.

Bertha (sieht mit leuchtenden Augen zu ihm auf.)

(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)



König Harlekin.

Ein Maskenspiel in vier Aufzügen von Rudolf Lothar.

(Im Berliner „Deutschen Theater" aufgeführt durch das Wiener „Deutsche Volkstheater".)

Ein „Maskenspiel" auf die dramatischen Notwendigkeiten hin prüfen wie ein ernstes Drama scheint mir auf gleicher Stufe zu stehen mit dem Beginnen des Anatomen, der eine Karrikatur auf die anatomische Richtigkeit hin prüft. Ich würde das nicht erst sagen, wenn nicht Kritiker, die in Betracht kommen, sich zu Rudolf Lothars „König Harlekin" sich so verhalten hätten. Mir ist vor allen Dingen eines klar geworden. Wir haben hier ein Drama, in dem Humor in des Wortes allerbester Bedeutung lebt. Prinz Bohemund kehrt nach zehnjähriger Abwesenheit in das Elternhaus zurück. Sein Eintreffen fällt mit des Vaters Sterbestunde zusammen. Dieser Vater war dem Reiche ein schlimmer König. Sein Bruder Tancred ein noch schlimmerer Kanzler. Die Königin hat sich blind geweint über das Unglück ihres armen Landes. Auch von Bohemund als Nachfolger kann sie sich nichts gutes versprechen. Ihm fehlt jeder Ernst. Er ist nur in der Welt umhergezogen, um sich zu amüsieren. Statt Bundesgenossen bringt er sich eine Schauspielertruppe mit. Harlekin kopiert mit großem Geschick den Prinzen selbst. Wenn diesem in galanten Abenteuern etwas schief gegangen ist, so daß Prügel bevorstehen, muß flugs Harlekin die Königsmaske aufsetzen und die Prügel statt seines Herrn einheimsen. Columbine, ein anderes Mitglied der Truppe, soll durch ihre weiblichen Reize dem Prinzen die Zeit vertreiben. Aber Harlekin liebt Columbine und ist auf seinen Herrn fürchterlich eifersüchtig. Gerade in dem Augenblicke, in dem der alte König seinen Geist aufgibt, führt diese Eifersucht Harlekin so weit, daß er den Prinzen mordet. Nun kommt ihm seine Geschicklichkeit, den Herren zu kopieren, zu Hilfe. Er steckt sich in dessen Maske, erklärt sich für den Prinzen und behauptet, er habe Harlekin tot geschlagen. Also wird Harlekin König. Der gewohnt ist, nur auf Brettern zu spielen, die die Welt bedeuten, soll in der wirklichen Welt eine Rolle spielen. Und das bringt er nicht fertig. Er will wirklicher König sein. Er stößt auf Tancreds Widerstand, der in dem König nur die willenlose Ausfüllung des König'gedankens sieht. Nicht der König soll regieren, nein dieser abstrakte Gedanke soll herrschen, und die Person ist gleichgültig. Der Schauspieler kann Menschen spielen. Sein Spiel ruht auf dem Glauben, daß die Menschen, die seinen Figuren zu Vorbildern dienen, wirkliche Menschen seien. Weil er beim Uebertritt in die Wirklichkeit diesen Glauben meint beibehalten zu können, ist er in dieser Wirklichkeit unmöglich. Tancred beschließt, ihn ermorden zu lassen, um einen nicht vollsinnigen Königssproß auf den Thron zu setzen. Harlekin rettet sich wieder in sein Schauspielerleben zurück, nachdem er in einem heiteren Spiel, wieder in den Harlekin zurückverkleidet, dem Hof die Erfahrungen gezeigt hat, die er in den Tagen seines Königseins gemacht hat. Der Königsgedanke wird mit dem nicht vollsinnigen Sprossen ausgefüllt.

Keine bittere Satire, sondern eine hurmorvolle Dichtung haben wir vor uns. Der Dichter begreift die Notwendigkeiten des Lebens und schildert sie ohne Pessimismus; aber er findet die humoristische Stimmung, die es allein möglich macht, über den Pessimismus hinwegzukommen. Rudolf Lothar hat glücklich eine Klippe vermieden. Es lag nahe, den Gedanken auszuführen: „Ein Komödiant könnt' einen König lehren." Fritz Mauthner hält das für das bessere. Harlekin hätte mit seinen höheren Zwecken wachsen können; er, als Komödiant, hätte an wahrer Klugheit und Menschlichkeit einen Trancred übertreffen können. Mir scheint, daß Lothars dramatische Grundidee tiefer ist. Denn Harlekin ist nicht deshalb ein unmöglicher König, weil er zum Königsein unfähig ist, sondern deshalb, weil er fähig ist. Er scheitert nicht daran, daß er einen König nicht lehren könnte, sondern daran, daß die Belehrung unmöglich ist.

Die einzig mögliche Stimmung, die dieser Gedanke erträgt, ist die humoristische. Ein tragischer Ausgang wäre unerträglich. Man denke sich: Harlekin gehe unter, weil er König spielen will und nicht kann! Das wäre nicht tragisch, sondern lächerlich. Aber ein Schauspieler, der merkt, daß er nicht König sein kann, weil er als Repräsentant eines abstrakten Gedankens den Inhalt seiner Persönlichkeit aufgeben müßte, und der sich aus dem Staube macht, als er das merkt: der wirkt humoristisch.

Wer an Stelle des Lotharschen Dramas eine Tragödie haben will, der will eben ein anderes Drama. Aber ein solcher bedenkt nicht, daß Lothars Harlekin keine Mission auf sich nimmt, sondern eine Rolle. Er glaubt, nur auf der Bühne sei das Bedeuten die Hauptsache. Er muß es erleben, daß dies auch im Leben sein soll. Im Spiel verträgt er das Bedeuten, im Leben nicht. Also fort auf den Schauplatz, wo das Bedeuten am Platze ist. Etwas bedeuten, das will Harlekin gern, wenn er bloß mit der Prätension aufzutreten braucht, etwas zu bedeuten; soll er aber etwas bedeuten mit der Prätension, dies zu sein, so wird ihm das Bedeuten unerträglich.

Lothars Gestalten sind so lebensvoll, wie humoristische Figuren nur sein können. Man kann an solchen Figuren Uebertreibungen nicht missen. Nur müssen die Uebertreibungen sinnvoll den Gedanken verkörpern. Wir dulden es gern an der Zeichnung einer Persönlichkeit, wenn die Nase vergrößert ist, sobald wir uns klar darüber sind, daß in dieser Nasenvergrößerung eine Charakteristik liegt, zu der wir kommen, wenn wir in unserer Empfindung die Eigenschaft in den Vordergrund treten lassen, der die Vergrößerung der Nase als Zeichen dient.

Ueber die Aufführung habe ich zu sagen, daß ich Herrn Kramer in der Hauptrolle (Harlekin) prächtig fand, wenn ich die Schwierigkeit in Betracht ziehe, die darin liegt, von einem wirklichen Harlekin zu einem gespielten König den Uebergang begreiflich zu machen.

Frau Albach-Retty habe ich zwar schon in Rollen gesehen, die sie besser spielt; doch möchte ich ihr auch diesmal volle Anerkennung entgegenbringen für die Durchführung der Aufgabe, die den Eindruck des fein Abgetönten machte. Ich möchte auch über die Regie das beste Urteil fällen; es waren ein tadelloses Zusammenspiel und gelungene Bühnenbilder zu beobachten.

Rudolf Steiner.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Georg Hermann: Der Simplicissimus und seine Zeichner. Verlag der „Welt am Montag". Berlin.

Justus Frey: Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von seinem Sohne. Mit dem Bildnisse des Dichters. Prag.

Jules de Gaultier: De Kant à Nietzsche. Deuxième édition. Paris. Société du mercure de France.

Paul Schultze-Naumburg: Das Studium und die Ziele der Malerei. Ein Vademecum für Studierende. Leipzig.

J. Jos. Gilles: Die Gravitation der kleinsten Massenteilchen. Essen.

Anna Ritter: Befreiung. Neue Gedichte. Stuttgart.

Erich Erichsen: Verborgene Schuld. Novellen. Mit einer Komposition von Victor von Woikowsky-Biedau. Dresden und Leipzig.

Robert Hamerling: Eutychia oder die Wege zur Glückseligkeit. Lyrisch-didaktisches Gedicht. Nach der Widmungs-Handschrift neu herausgegeben und eingeleitet von Dr. Max Vancsa. Stuttgart und Wien.

Selma Lagerlöf: Astrid. Autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro. Stuttgart und Wien.

Hugo Ganz: Der Rebell. Drama in 5 Akten. Wiener Verlag.

Fr. Wilh. Gerling: Prinz Siddhartha, der Buddha. Episch-dramatische Handlung in 5 Akten. Berlin.

Theodor Beer: Aus Natur und Kunst. (Eine Corrida in Madrid, das Matterhorn, Stazione Zoologica, eine Delphinjagd, Gorilla und Schimpanse, Endokannibalismus, Tierschmerzen und Vivisection, von Ameisen und Bienen, der statische Sinn, Spiel und Kunst, Gibsons Zeichnungen, Lawn-Tennis.) Dresden.

Dr phil. Eduard Loewenthal: Der Bankrott der Darwin-Haeckelschen Entwickelungstheorie und die Krönung des monistischen Gebäudes. Berlin.

Dr Ladislaus Gumplowicz: Ehe und freie Liebe. Verlag der sozialistischen Monatshefte. Berlin.

Eduard Bernstein: Zur Frage: Sozialliberalismus oder Kollektivismus? Verlag der sozialistischen Monatshefte. Berlin.

Otto Borngräber: Das neue Jahrhundert (Giordano Bruno). Eine Tragödie. Mit einem Vorworte von Ernst Haeckel. NB. Der ganze Ertrag zum Besten des Schriftsteller-Heims in Jena. Verlag von Emil Strauß in Bonn.





Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 9. Juni 1900. Nr. 23.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Das Chaos.

Vor einiger Zeit ist ein höchst merkwürdiges Buch erschienen, das mit ähnlichen litterarischen Erscheinungen seines Genres in der Gegenwart das Schicksal teilt, viel zu wenig beachtet zu werden: Das Chaos in kosmischer Auslese von Paul Mongré. Es verdient aber ein anderes Schicksal. Wer ungeblendet durch Zeitvorurteile das Buch durchnimmt, wird finden, daß es heute wenig gibt, was so anregend, ja für den, der sich intensiv für die höchsten Daseinsfragen interessiert, sogar aufregend wirkt. Der Verfasser bekennt, in philosophischen Dingen eigentlich Dilettant zu sein. Er hat keine gründliche Belesenheit in der philosophischen Litteratur. Deshalb geht er auch nicht mit der Befangenheit an die Lösung seiner Aufgabe, wie viele unserer philosophisch geschulten Zeitgenossen. Das gibt dem Buche etwas philosophisch-naives. Paul Mongré gesteht, daß nicht seine Persönlichkeit es ist, die zu dem Problem hingetrieben hat; sondern daß ihn, sozusagen, das Problem überwältigt hat, daß es an ihn herangetreten ist und ihn nicht losgelassen hat, bis er eine Stellung, ein Verhältnis zu ihm gewonnen hat. Das hat etwas viel Natürlicheres, als wenn jemand durch einen philosophischen Bildungsweg zu einer solchen Aufgabe kommt. Wer von der Philosophie als solcher ausgeht, bei dem müssen wir uns nur allzuoft fragen: wäre dieser Mann denn überhaupt zu seinen Fragen gekommen, wenn er zufällig nicht Philosoph, sondern, sagen wir, Mediziner oder Chemiker geworden wäre? Und wenn wir dann die Schriften einer solchen Persönlichkeit lesen, dann werden wir immer wieder und wieder, durch alles Mögliche, an diese Frage erinnert. Bei Paul Mongré ist das nicht der Fall. Wir werden vielmehr stets gemahnt, wie machtvoll die aufgeworfenen Fragen auf der Menschenseele lasten, wie sie, gleichgültig, was wir sonst im Leben treiben, uns quälen, wie das Verhältnis, das wir zu ihnen gewinnen, unendlich einflußreich für unser Lebensglück ist.

Der Verfasser kommt von der Mathematik her. Das verrät sich in jedem Satze. Mathematisch ist seine ganze Denkweise. Nun hat diese Denkweise ebenso viel Vorteile wie Nachteile. Die Schlußfolgerungen der Mathematik tragen eine mustergültige Zuverlässigkeit in sich. Wer mathematisch geschult ist, wird auch dann, wenn er über andere Dinge nachdenkt, nach eben solcher Zuverlässigkeit streben, wie er sie von seiner Wissenschaft her gewohnt ist. Aber das mathematische Denken bereitet Klippen. Es hat als solches unmittelbar mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Es ruht auf Voraussetzungen, die rein ideal sind. Wenn ein Punkt in einer Ebene sich so bewegt, daß seine Entfernung von einem festen Punkte immer dieselbe bleibt, dann entsteht ein Kreis. Und von dem Kreis gelten alle die Gesetze, die wir durch die Mathematik kennen lernen. Alle diese Gesetze wären auch richtig, wenn es in der Wirklichkeit nirgends einen Kreis gäbe. Jedenfalls sind die Gründe, warum wir diese Gesetze für richtig halten, ganz anders als diejenigen, aus denen wir die Richtigkeit irgend eines wirklichen Vorganges behaupten. Die Mathematik ist gewissermaßen ein großes Gedicht. Wenn ich den pythagoreischen Lehrsatz beweisen will, so messe ich nicht die beiden Katheten eines rechtwinkeligen Dreieckes und dann die Hypotenuse, um zu beweisen, daß das Quadrat über der letzteren gleich der Summe der über den beiden ersteren ist. Ich beweise das mit mathematischen Mitteln an einem rein idealen Gebilde. Dennoch muß sich an einem wirklichen rechtwinkeligen Dreieck das, was ich rein gedanklich festgestellt habe, rechtfertigen. Ich entscheide in der Mathematik über Verhältnisse in der Wirklichkeit, ohne diese erst zu

fragen. Und sie gibt mir stets bezüglich aller Folgerungen recht, wenn sie meine Voraussetzungen erfüllt. Wenn irgendwo ein rechtwinkeliges Dreieck, oder ein Kreis vorhanden sind, dann erfüllen sie die Gesetze, die ich, ohne erst die Wirklichkeit zu fragen, über sie festgesetzt habe. Das scheint den meisten Menschen so selbstverständlich. Wer aber tiefer geht, für den enthüllt sich hier eine große Frage. Es ist doch jeder davon überzeugt, daß die mathematischen Gesetze, die er sich hier mit seinem Erdenkopfe ausgedacht hat, auch auf dem Mars gelten. Er hat aber die Verhältnisse auf dem Mars gar nicht darnach gefragt. Wir erdichten mathematische Gesetze; und die Wirklichkeit ist immer so gut, sie uns zu erfüllen.

Von der Sicherheit, die gerade durch diese Stellung der Mathematik zur Wirklichkeit ihren Urteilen innewohnt, ist jeder Mathematiker erfüllt. Der Chemiker ist nicht in der gleichen Lage. Er kann die Eigenschaften von Wasserstoff und Sauerstoff in ihrer Trennung noch so gut kennen; wie sie sich verhalten, wenn sie in Zusammenhang gebracht werden: darüber muß ihn erst die Wirklichkeit belehren. Und er ist sich, wenn er die Grundlagen seiner Wissenschaft beachtet, immer bewußt, daß er im Unsicheren tappt. Er muß immer erst die Wirklichkeit fragen. Allerdings, wenn er sein Erfahrungsfeld ausdehnt, so nähert er sich in Bezug auf die Sicherheit seiner Urteile bis zu einem gewissen Grade der mathematischen. Aber das ist doch immer nur ein Annähern.

Ich will nun zunächst gar nicht daüber sprechen, was es eigentlich ist, was die mathematischen Urteile von denen über wirkliche Dinge unterscheidet. Und auch davon nicht, ob es noch anderes in unserm Leben gibt, was eben solche oder ähnliche Sicherheit in sich trägt wie die Mathematik. Aber von den subjektiven Denkgewohnheiten wollte ich sprechen, die den Mathematiker unterscheiden von demjenigen, der in einem andern Wissenszweige sich betätigt.

Der Mathematiker ist daran gewöhnt, nur sich, nur seine Denknotwendigkeiten zu fragen, wenn er Entscheidungen trifft. Und er ist ebenso daran gewöhnt, seine Wahrheiten in der Wirklichkeit unbedingt giltig zu finden. Mit solchen Gefühlen betritt er im Grunde jede Sphäre, in die ihn das Leben führt.

Und mit solchen Gefühlen betritt Paul Mongré den Boden der großen Daseinsfrage. Das ist seine Gefahr. Es ist zweifellos, daß seine Schlußfolgerungen für diese höchsten Daseinsfragen maßgebend sein werden, wie der pythagoreische Lehrsatz für die Wirklichkeit maßgebend ist, wenn für jene Schlußfolgerungen die Voraussetzungen der Wirklichkeit ebenso zutreffen, wie für den pythagoreischen Lehrsatz. Ja, wenn dieses „wenn" nicht wäre!!! Erdichtet mathematische Zusammenhänge. Es gibt für Euch zwei Möglichkeiten. Entweder in der Wirklichkeit sind irgendwo solche Voraussetzungen, wie ihr sie macht, dann könnt ihr auch die Folgerungen, welche die Wirklichkeit aus diesen Voraussetzungen zieht, in euer mathematisches Netz einspinnen. Erfüllt euch aber die Wirklichkeit eure Voraussetzungen nicht, dann schwebt ihr mit euren mathematischen Erdichtungen im Leeren. Aber das eine wie das andere schadet der Wahrheit eurer Behauptungen gar nichts. Der pythagoreische Lehrsatz bliebe wahr, auch wenn er in keiner Wirklichkeit sich erfüllte. Die Wahrheit des Mathematischen ist also in dieser Hinsicht von der Wirklichkeit gar nicht abhängig. Der Mathematiker hat es somit lediglich mit sich selbst zu tun.

Was beweist das alles? Ich glaube, sonnenklar geht daraus hervor, daß etwas wahr sein kann, ohne daß durch diese Wahrheit über die Wirklichkeit etwas ausgemacht ist. Bei den großen Weltproblemen greifen wir aber unbedingt in die Wirklichkeit hinüber. Wir fühlen uns gar nicht gefördert dadurch, daß wir sagen können: wenn gewisse Voraussetzungen zutreffen, dann sind gewisse Folgerungen unbedingt notwendig. Wir wollen wissen, ob und inwiefern die Voraussetzungen zutreffen. Ich bleibe bei dem Beispiel des pythagoreischen Lehrsatzes. Er ist wahr. Er ist erfüllt, wenn es rechtwinkelige Dreiecke in der Welt gibt. Damit bin ich zufrieden. Ist das aber ebenso der Fall, wenn ich nach dem Ursprung des Menschen frage? Hat ihn ein Gott geschaffen? Hat er sich aus niederen organischen Wesen entwickelt, so wie der Darwinismus feststellt? An solchen Fragen bin ich ganz anders interessiert als an den mathematischen. Ich muß, wenn ich nicht an aller Einsicht verzweifeln soll, an die Voraussetzungen selbst heran. Und kann ich nicht, dann muß ich eben an meiner Einsicht verzweifeln. Dann muß ich mir eben sagen: ich wandle im Dunkel durch die Welt, ohne zu wissen, was ich bin, woher ich gekommen, was aus mir werden soll. Ich möchte in einer paradoxen Form dem Mathematiker sagen, woher das kommt. Es kommt davon, weil er Mathematiker ist und nicht rechtwinkeliges Dreieck. Als Mathematiker interessiert ihn sein Satz. Wenn er aber rechtwinkeliges Dreieck wäre, so wäre ihm nicht nur die Wahrheit dieses Satzes interessant, sondern auch das wirkliche Zutreffen der Voraussetzungen. Ich stehe als rechtwinkeliges Dreieck dem Mathematiker gegenüber. Der sagt sich: wenn dies Ding existiert, so muß es dieses Gesetz erfüllen. Damit bin ich, das rechtwinkelige Dreieck, nicht zufrieden. Ich will über dieses „Wenn" mich erklären. Zur „Wahrheit" will ich noch etwas anderes.

In keinem andern Falle wie das rechtwinklige Dreieck dem Mathematiker gegenüber, ist nun aber der Mensch dem mathematischen Denker gegenüber. Das zu übersehen, ist nun gerade ein mathematischer Denker zu sehr geneigt. Er glaubt leicht: er könne über das Weltproblem wie über Aufgaben der Mathematik sprechen. In diesen Fehler verfällt Paul Mongré. Ein Beispiel. Er bringt den auch schon anderwärts geltend gemachten Gedanken vor: „Wegen der Relativität unseres Messens fallen die absoluten Maße der Raumgebilde nicht in unser Bewußtsein — wir würden nichts davon merken, wenn das Weltall seine wirklichen Dimensionen plötzlich hundertfach vergrößerte oder verkleinerte, da an dieser Gesamtveränderung sowol die zu messenden Objekte als auch unsere Maßstäbe teilnehmen. Soll das etwa heißen, das Weltall wäre wirklich, im transscedent realistischen Sinne, ein beliebig aufschwellender oder einschrumpfender Gummiball? Nein, sondern nur, daß jenseits unserer relativen Größenwahrnehmung der Begriff räumlicher Größe überhaupt gegenstandlos wird." Das ist mathematisch gedacht. Aber nehmen wir an, jemand ginge nun weiter und ziehe aus diesem unzweifelhaft wahren Gedanken den Schluß: wenn außer unserem Bewußtsein alles seine Gültigkeit ebenso verliert wie die Maßbestimmungen es zu tun scheinen, so könnte es auch richtig sein, daß wir innerhalb unseres Bewußtseins uns mit Recht als von niederen Organismen abstammend

betrachten; außerhalb aber könnte ein Dämon walten, der die Menschengebilde äfft. Für mathematisches Denken ist gegen das Ziehen eines solchen Schlusses gar nichts einzuwenden. Wenn er gültig wäre, dann hätte ich es immer nur mit Schlußfolgerungen, mit Wahrheiten zu tun, die für mich — innerhalb meines Bewußtseins — gelten; außerhalb desselben läge die endlose Möglichkeit — für mich das Chaos, über das ich nichts weiß, über das ich nicht einmal reden darf, ohne mir klar machen zu müssen, daß ich über das hinausgehe, was ich behaupten darf. Zweierlei wäre dann sicher. Ich hätte Wahrheiten; diese gelten für mich. Sie gelten aber für nichts außer mir. Ich suche die Gesetze, nach denen die Dinge wirken, die vor meinen Sinnen ausgebreitet sind; ich suche die Gesetze meines eigenen Wirkens. Aber außer mir könnte das alles nicht so sein, wie es mir erscheint. Da könnte statt der Gesetze des Lichtes ein Dämon wirken; da könnte statt meiner psychologischen und physiologischen Gesetze, nach denen ich den Fuß zum Vorwärtsgehen lenke, ein Dämon sein, der ihn vorwärts schiebt. Dies ist das eine. Das andere ist: ich kenne die Grenzen, bis zu denen meine Wahrheiten reichen. Ich baue mir innerhalb dieser Grenzen eine gesetzmäßige Welt auf. Und dennoch sage ich: bis hierher und nicht weiter. Der Mathematiker sagt: ich messe die Dinge. Sie haben in Bezug auf meinen Maßstab diese bestimmte Größe. Wenn alles und damit mein Maßstab wächst, dann bin ich am Ende. Weiter darf ich nicht gehen. Und für mich sind wir an einem entscheidenden Punkte. Hat es denn überhaupt einen Sinn von Größe zu sprechen, wenn wir nicht messen können? Was soll es heißen: das Weltall wird größer, wenn gar nichts seine frühere Größe behält? Ist ein Weltall wirklich größer geworden, wenn nichts seine ursprüngliche Größe behalten hat? Ist eine Größe überhaupt vorhanden, ohne daß sie mit einer andern verglichen wird? Wenn es aber keinen Sinn hat, von Größerwerden zu sprechen, wo nicht gemessen wird; ist es dann nicht zugleich sinnvoll, das Messen unbedingt dort gelten zu lassen, wo eben gemessen wird? Oder in weiterer Perspektive: Wenn es keinen Sinn hat: von einer tierischen Abstammung des Menschen außer unserer Welt zu sprechen: ist es denn nicht zugleich richtig: zu sagen, es hat unbedingten Sinn innerhalb dieser Welt, und kann gar nicht anders sein?

Wollte ich alle die mathematisch gedachten Einzelheiten besprechen, welche Paul Mongré vorbringt, so müßte ich selbst ein Buch schreiben mindestens so stark wie das seinige. Ich will aber nur seine Denkweise charakterisieren. Dazu wird es genügen, eine möglichst einfache Sache in dem Sinne zu behandeln, der seine ganze Betrachtungsweise beherrscht. In der Erfahrungswelt, in der wir leben, sehen wir den Sohn auf den Vater, auf den Sohn den Enkel folgen. Dieses Folgen stellt sich im Zeitablauf dar. Wenn wir nun diesen Zeitablauf betrachten: ist in demselben keine andere Folge denkbar als die: Vater — Sohn — Enkel? Denkbar ist auch eine andere. Wir können uns vorstellen, daß es irgend einen Weltbeschauer gebe, der nicht wie wir vorwärts, sondern rückwärts sehe, also: Enkel — Sohn — Vater. Wieder einen andern Beschauer könnten wir denken, der folgenden Ablauf sehe: Sohn — Enkel — Vater; einen weiteren: Enkel — Vater — Sohn. So stellt sich, was wir sehen, nur als ein Spezialfall von anderen möglichen, in abstrakto denkbaren Fällen dar. Dehnen wir nun diese Betrachtung in der mannigfachsten Weise auf die ganze uns vorliegende Erfahrungswelt aus, so können wir uns vorstellen, daß alle Geregeltheit, die wir als kosmischen Zusammenhang wahrnehmen, nur ein spezieller Einzelfall unendlich vieler denkbarer Welten sich darstellte. Alle Gesetze, alle Begriffe, die wir auf unsere Welt anwenden, sind nur Spezialfälle. Wohin kommen wir, wenn wir alle kosmische Gesetzmäßigkeit in dieser Weise als Spezialfall vorstellen? Wir kommen dazu, daß in der Unsumme von allgemeinen Welten keines der in unserer geltenden Gesetze statt hat, daß darin keiner unserer Begriffe gilt. Wir kommen dazu, sagen zu müssen, daß, wenn wir aus unserer Welt hinaus- und in eine andere hineingehen, wir in die Gesetz- und Regellosigkeit, in das Chaos einmünden. Und zuletzt kommen wir noch weiter. Nichts nötigt die verschiedenen außer uns bestehenden Möglichkeiten (in unserem Beispiel: Sohn — Enkel — Vater; Enkel — Vater — Sohn — u. s. w.), gerade die bestimmte für uns gegebene besondere Daseinsform anzunehmen (in unserem Beispiele: Vater — Sohn — Enkel zu werden). Ja, es braucht gar keine der denkbaren Möglichkeiten zu existieren. Und da für das Denken die unsrige gar keinen Vorzug hat vor den anderen denkbaren, so braucht auch unsere nicht notwendig zu existieren. Unsere ganze Welt, die wir wahrnehmen, braucht also vor einer höheren Instanz (im transscendenten Sinne, wie es in Paul Mongrés Terminologie heißt) nicht zu existieren. „Warum den Namen scheuen? Unser Idealismus läuft hier, wenn es die letzte Konsequenz gilt, in die scharfe und gefährliche Spitze eines transscendenten Nihilismus aus" (S. 188).

Zu solchen Extravaganzen des Begriffs hat nun Paul Mongré sein mathematisches Denken verführt. Der Mathematiker sondert im Gedanken die Zeit, den Raum von dem andern Gehalt der Welt ab und hantiert dann mit ihnen als mit abstrakten Gebilden. Er kann von dem Zeitablauf sprechen, der neben der Folge: Vater — Sohn — Enkel existiert. Aber in Wirklichkeit ist dieser Zeitablauf überhaupt nicht als solcher vorhanden. Er ist nicht getrennt von der inhaltlichen Folge: Vater — Sohn — Enkel. Der Sohn ist nur möglich als Folge des Vaters, und der Enkel nur als Folge des Sohnes. Sie geben sich selbst die Zeitfolge. Und diese letztere hat ohne sie gar keinen Sinn, ist ein leeres Abstraktum. Ein anderer Weltbeschauer mag meinetwegen zuerst den Enkel, dann den Sohn, dann den Vater sehen. Daß ändert nichts daran, daß die Reihenfolge, die nicht er den drei Gliedern gibt, sondern die sie sich selbst geben; dieselbe bleibt. Paul Mongré sondert erst seine vielen denkbaren Welten durch Abstraktion aus unserer wirklichen heraus. Sie sind denkbar. Aber das tut nichts. Sie sind nur als Abstraktionen aus der wirklichen denkbar. Sie sind ohne sie nichts. Wir können mit noch so kühnen Spekulationen nicht aus unserer Welt hinaus. Wir bleiben innerhalb derselben. Wir können es gar nicht mit einer Mehrheit von Welten zu tun haben, sondern nur mit der Einen, mit unserem Kosmos. Und weil das so ist, so ist auch dieser Kosmos notwendig, so hat er durch sich seine Gesetzmäßigkeit in sich. Er ist kein Einzelfall aus unermeßlich vielen; er ist die Einheit, die Richtung und Ursache, die aber auch den Grund ihrer Existenz in sich hat. Paul Morgrés Schlußfolgerung können wir auch durch folgenden Vergleich

anschaulich machen. Ein Herrscher regiere sein Volk im Sinne bestimmter Gesetze. Diese sind herausgewachsen aus den Empfindungen, Gewohnheiten u. s. w. des Volkes. Sie haben nur durch letzteres Bestand. Nun komme jemand und sage: Sondern wir den Herrscher von den Gesetzen ab. Diese können nun auch andere sein. Wir können uns unzählige Möglichkeiten denken; wie er sein Volk regiert, ist nur ein Einzelfall von unzähligen möglichen. Hier sieht wol jeder sofort das Unzulässige der Schlußfolgerung. Wir können uns zwar unendliche Möglichkeiten des Herrschers denken; aber ein solches Denken spielt im vollständig Leeren. Wie dieser Herrscher regiert, ist durch die Eigenheit des Volkstums nur auf die eine Weise möglich. Paul Mongrés ganze Schlußfolgerung ist unstatthaft. Sie darf gar nicht angestellt werden.

Ich bin (wie man aus meiner vor mehreren Jahren erschienenen „Philosophie der Freiheit" sehen kann) im Resultat mit Mongré insoweit einverstanden, als auch ich alle Weltbetrachtung auf die uns gegebene Erfahrungswelt einschränke, als auch ich jedes Denken über eine andere (transcendente) Welt ablehne. Aber mir ist auch unsere Welt zugleich die einzige, wovon wir zu reden berechtigt sind. Paul Mongré lehnt eine Metaphysik ab, weil ihr Inhalt das Chaos ist; ich lehne sie ab, weil nichts aus unserer Welt hinausführt, und man nicht von dem redet, wozu zu reden keine Veranlassung ist. Aber ich komme auch nicht zum Nihilismus, weil ich mir nicht sage: da keine der denkbaren Welten vor einer anderes etwas voraus hat, muß auch unsere nicht existieren, kann sich also als Schein und Traumbild aus dem Chaos des Nichts herausheben, sondern ich sage mir: weil es außer unserer keine uns denkbare gibt, ist unsere notwendig, muß durch sich, nicht durch Auslese aus unendlich vielen so sein, wie sie ist.

Rudolf Steiner.



Prinz Hamlet.

Eine Studie von **Eugen Reichel.**

(Schluß.)

Den Feldherrn und Staatsmann Hamlet schildert uns Horatio in I. 1. Horatio erzählt dort, wie der „tapfere Hamlet" nicht nur über den alten Fortinbras siegte, sondern auch zugleich den „Vertrag" mit dem Besiegten abschloß*). Das hat ihn denn begreiflicherweise beim Volke beliebt gemacht; wie dies Claudius in IV. 4. und 7. offen ausspricht. Dieser selbe „tapfere Hamlet" nimmt dann (allerdings nicht in unserem Stücke) die diplomatisch-kriegerische Aktion gegen Claudius in die Hand, aus der er zwar (es läßt sich leider nicht erkennen weshalb) nicht als Sieger hervorgeht; in der er aber trotzdem als ganzer Held zu Grunde geht; so daß Fortinbras ihm den aller Welt bekannten herrlichen Nachruf widmen darf. Daß dieser „höchst königliche" Hamlet, dieser „Hofmann und Krieger" zugleich nicht nur mit den feinsten gesellschaftlichen Formen vertraut, sondern auch eine von innen heraus vornehme, gemütstiefe Natur ist: das erkennen wir aus seinem Verhalten in der zweiten Szene des ersten Aktes, ferner daraus, daß er über die Tötung des Polonius weint — das hören wir aus allen seinen Monologen und allen ihm wirklich zugehörenden Worten heraus. Selbst der Hamlet, welcher sich als Blödling gibt, empfängt den wackeren Rosenkranz „ganz wie ein Weltmann" d. h. wie ein den Formen des gesellschaftlichen Verkehrs mit überlegener, aus dem Born einer wahrhaft vornehmen, großen Natur fließenden Sicherheit beherrschender königlicher Mensch*).

Das Bild, das wir uns aus allen diesen, leider sehr dürftigen Motiven (aber doch den einzigen, welche uns das Stück bietet) zusammenstellen können, entspricht ganz genau dem Bilde, das Ophelia von Hamlet entwirft; entspricht aber auch ganz genau dem einer wahrhaft genialen d. h. zugleich beschaulichen und schöpferischen (beziehungsweise handelnden) Persönlichkeit. Es genügt diesem Hamlet nicht, sich eine gewisse Summe von Kenntnissen angeeignet zu haben; es genügt ihm aber auch nicht, nur den Kronprinzen zu spielen, die äußeren Vorteile seiner Stellung zu genießen. Er fühlt sich als das Haupt des Staates; seine hochentwickelte Intelligenz befähigt ihn, in verhältnismäßig jungen Jahren als Feldherr an die Spitze des Heeres zu treten, den Feind zu schlagen und seinem Vaterlande die aus dem Siege sich ergebenden politischen Vorteile zu sichern (er ist also gewissermaßen, wenn auch nur im relativen Sinne, Moltke und Bismarck in einer Person: ein Alexander — zu dem in der Kirchhofsszene seine Gedanken bedeutsamer Weise hinüberlenken). Als dies erreicht ist, kehrt er sofort zu seinen Studien zurück und begibt sich, um ihnen den letzten, zu seiner Zeit erreichbaren höchsten Grad von Vollendung zu geben, nach Wittenberg, wo er, als genialer, die Wahrheit ohne weiteres erkennender Denker, sich die Lehre des Coppernicus aneignet. Nach dem plötzlichen Tode seines Vaters zurückkehrend, sieht er sich um alle seine Hoffnungen, um sein Recht betrogen, sieht er den Mörder seines von ihm verehrten Vaters an der Seite seiner Mutter auf dem Throne sitzen, der eigentlich ihm gebührt. Die Situation ist so furchtbar, so erdrückend wie nur eine sein kann. Hamlet aber bewährt sich in ihr als die unzerdrückbare, nicht aus dem Gleichgewicht zu bringende Potenz — als die wahrhaft geniale Persönlichkeit, welche auch dem Ungeheuren gewachsen ist: Er dirigirt die Situation! Warum er schließlich, als tragische Persönlichkeit (und die geniale Persönlichkeit ist notwendigerweise stets auch eine tragische, selbst wenn sie ihre Tragik erst am Ende ihres Lebens erleidet, wie etwa Bismarck, bei dem die Tragödie ja auch erst nach seinem Sturze einzusetzen scheint; obschon für mich bereits der Bismarck eine tragische Person ist, der zur Verwirklichung seines politischen Ideals, welche für Millionen die größten Segnungen bringen soll und gebracht hat, nur über die Leichen von Zehntausenden schreiten kann — eine Tragik, die Bismarck wahrscheinlich selbst in seinen stolzesten

*) Man könnte glauben, daß Horatio mit dem „tapferen Hamlet" nicht den Sohn, sondern den Vater, den „letzten König" meinte; aber (abgesehen davon, daß ein Horatio einen regierenden König nicht einfach „unseren tapferen Hamlet" nennen würde), dann könnte er nicht sagen: „Diese Seite der bekannten Welt hält ihn dafür." Nur von einem lebenden Hamlet kann er das sagen; also nur von dem Hamlet der uns vorliegenden Tragödie, obgleich dieser, wenn wir dem Totengräber glauben dürften, erst an dem Tage geboren wurde, an welchem Hamlets Vater den Fortinbras schlug — „Wer löst mir ꝛc.?"

* Man denke in dieser Beziehung an den großen Kavalier Bismarck.

Stunden durchlitten haben dürfte) zu Grunde geht, läßt sich leider nicht klar erkennen, da das Revolutions-Motiv in ruchlosester Weise durch Bacon vernichtet wurde. Möglichenfalls fiel er, unmittelbar vor seinem Sieger dem Clerus (von dem in der uns überlieferten „Tragödie“ keine Spur zu entdecken ist) zum Opfer, der den freidenkenden Prinzen unversöhnlich hassen und schon aus diesem Grunde Claudius bei der Erreichung seiner ehrgeizigen Pläne behilflich gewesen sein mochte. Möglichenfalls hatte er sich im Volke verrechnet — es läßt sich dies, wie gesagt, nicht mehr feststellen.

Mit diesem Wenigen hätten wir die tragische Persönlichkeit Hamlets, des Dänenprinzen, als der eines genialen, zum Heeres- und Staatslenker befähigten Mannes gekennzeichnet. Aber nun ist es ganz zweifellos, daß Shakespeare mit seiner Hamlet-Gestalt noch etwas anderes geben wollte und gab. An und für sich ist es ja wol nicht überraschend, daß diese geniale politische Persönlichkeit zugleich ein Philosoph, ein Naturkundiger und ein mit der Kunst ganz vertrauter Mann ist. Friedrich II. vereinigte ja auch ähnliche Qualitäten in sich; wenn er gleich als Philosoph, Schriftsteller und Künstler nur ein Dilettant war, der als Gottschedianer und Voltaireaner nur in religiöser Beziehung über seiner Zeit stand; er hätte aber nur ein weniges mehr von diesen Qualitäten zu besitzen brauchen, so wäre er möglichenfalls auch als Denker und Schriftsteller eine sehr viel eigenartigere Persönlichkeit geworden. Der Unterschied zwischen Hamlet und Friedrich II. scheint also mehr nur ein Quantitätsunterschied zu sein; und wird ein Qualitätsunterschied nur dadurch, daß Hamlet nicht nur ein Geschöpf Shakespeares ist, sondern zweifellos ein Spiegelbild des großen Meisters und Denkers vorstellt. Shakespeare wollte in der Gestalt Hamlets und vor allem in Hamlets tragischem Geschick zweifellos sich selbst und sein eigenes Los darstellen: nur deshalb reizte ihn die Gestalt des Dänenprinzen in so hohem Grade; nur deshalb haftet dieser Gestalt so sehr viel subjektives Leben an, welches selbst aus der Verstümmelung heraus noch zu einer Nachwelt sprach, die von dem Schaffen und Leiden, überhaupt von der geistig-künstlerischen Persönlichkeit Shakespeares nicht die leiseste Ahnung hatte.

Wenn wir uns darüber klar werden wollen, wie sehr sich die tragische Gestalt Shakespeare in der tragischen Gestalt Hamlet spiegelt, wie vollkommen es der Genius Shakespeare ist, der uns in dem genialen Hamlet entgegenblickt*) — so müssen wir natürlich Shakespeare selbst erst kennen lernen, also alles vergessen, was uns von den ins Blaue hinein fabulierenden „Gelehrten“ und anderen Enthusiasten seit etwa 150 Jahren vorgeschwätzt worden ist; und uns an das halten, was ich auf den Seiten 455—475 meiner „Shakespeare-Litteratur“ (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1886) so ausführlich, als es mir nach dem damaligen Stande meiner Forschungen möglich war, in den Gesichtskreis der Welt gerückt habe. Ich kann hier natürlich nur auf die Ausführungen in meinem Hauptwerk hinweisen; für den vorliegenden Zweck genügt es, wenn ich das Selbstporträt des Shakespeare in zwei Sonetten (den zwei einzigen, die in den „Shakespeare-Sonetten“ von ihm herrühren, da die anderen Machwerke nicht auf seine Rechnung kommen) von sich entwirft und ein paar, jenes Porträt ergänzende Verse von Spenser heranziehe.

Die eine Seite des Porträts findet sich vor im Sonett XXIX und lautet:

„When in disgrace with fortune and men's eyes,
I all alone beweep my outcast state,
And trouble deaf heaven with my bootless cries,
And look upon myself, and curse my fate,
Wishing me like to one more rich in hope,
Featured like him, like him with friends possess'd,
Desiring this man's art, and that man's scope,
With what I most enjoy contented least;
Yet in these thoughts myself almost despising,
Haply I think on thee —“

(Wenn ich in Ungnade beim Glück und in der Schätzung der Menschen meinen verworfenen Stand in Einsamkeit beweine, den tauben Himmel mit meinem nutzlosen Geschrei bestürme, auf mich selbst blicke und mein Geschick verfluche — wenn ich Einem zu gleichen wünsche, der an Hoffnungen reicher ist, stattlich ist und Freunde besitzt — wenn ich mir das Können dieses Mannes und die geistige Ueberlegenheit jenes Mannes wünsche, um ruhiger genießen zu können — und mich zugleich dabei selbst aufs höchste verachte — —). Hier bricht die eine Seite des Porträts ab, weil Bacon es für gut fand, den furchtbaren Stoßseufzern ein tändelndes Fähnchen anzuhängen und dafür den Schluß des Originals in den Papierkorb zu werfen.

Die andere, noch bedeutsamere, ebenfalls nur fragmentarisch vorhandene Seite des Porträts findet sich vor im Sonett LXVI und lautet:

„. . . . .
As, to behold desert a beggar born.
And needy nothing trimm 'd in jollity,
And purest faith unhappily forsworn,
And gilded honour shamefully misplaced,
And maiden virtue rudely strumpeted,
And right perfection wronfully disgraced,
And strength by limping sway disabled,

*) Hermann Conrad hat es in seiner, trotz mancher Seltsamkeiten (die in der Hauptsache in der Befangenheit ihren Grund haben, mit welchen der nachdenkliche und viel belesene Autor Shakespeare und den Shakespeare-Dramen gegenübersteht) sehr verdienstvollen Studie über das Urbild des Hamlet („Shakespeares Selbstbekenntnisse“ 1897) überaus wahrscheinlich gemacht, daß einige Züge des Hamlet auf Robert Essex hindeuten, der bekanntlich im Leben Bacons eine ganz hervorragende Rolle spielte. Schon allein die Worte, welche Essex in einem Briefe an den mit Bacon nahe befreundeten Southampton richtet, und welche lauten: „Ich gehe nach England; und es müßte schlimm hergehen, wenn ich nicht eine Mine eine Elle tiefer grübe als sie (seine Feinde) die ihren und sie nach dem Mond hinaufsprengte“ (Conrad teilt diese, von Hamlet fast wörtlich benutzte Aeußerung nach Edwin A. Abbotts „Francis Bacon“, London 1885, mit) sprechen allerdings so deutlich wie nur möglich dafür, daß Bacon, als er den Hamlet Shakespeares „bearbeitete“, einige Züge aus dem Leben und der Physiognomie des Essex für „seinen“ Hamlet (natürlich in ganz oberflächlicher Weise) verwertete. Wenn Conrad aber, seiner Hypothese zu trotz, nach welcher die Gestalten Essex und Hamlet sich decken, den Liebhaber der Elisabeth zu einer Idealgestalt umbildet und in Essex wie in Hamlet die erhabensten Typen der Renaissance-Litteratur erblickt, so muß dagegen sehr entschieden Stellung genommen werden. Der Hamlet Shakespeares hat, wie sich nach Entfernung aller unechten Partieen des Stückes ergiebt, so gut wie gar nichts mit dem Manne gemein, der zwar ein leidlicher Christ und Poet war, aber sich zugleich soweit erniedrigen konnte, der greisen gekrönten Kokette die schamlosesten Schmeicheleien zu schreiben, um ihretwillen zum Ehebrecher zu werden und selbst die berühmte Ohrfeige nach kurzem Schmollen einzustecken. Essex war eben ein Kavalier wie andere auch. Hamlet ist der einsame, hoch über seiner Zeit stehende Genius.

And art made tongue-tied by authority,
And folly (doctor-like) controlling skill,
And simple truth miscall'd simplicity,
And captive good attending captain ill:
Tired with all these, from these would I be gone — "

(Wenn ich sehe, wie das Verdienst als geborener Bettler leben muß, während sich armseliges Nichts im hellsten Putze zeigt; wenn reinste Gewissenhaftigkeit bösartig angefeindet, goldene Ehre schmachvoll an einen falschen Ort gestellt, jungfräuliche Tugend roh geschändet, wahre Vollkommenheit ungerecht verachtet, Kraft durch Ohnmacht gebunden, Kunst durch Autorität zungentot gemacht wird, Dummheit die Wissenschaft beaufsichtigt, Wahrheit durch Borniertheit verrufen wird und das Edle in Ketten der herrschenden Gemeinheit nachfolgen muß — wie bin ich überdrüssig alles dessen —!"

Wir sehen in diesen, meine Leser wahrscheinlich sehr überraschenden Worten einen hoffnungslosen, vielleicht nicht schön gestalteten, freundlosen Mann, der in Stunden der Verzweiflung den „tauben Himmel" mit seinen nutzlosen Klagen bestürmt, in seiner Vereinsamung wider sich tobt, andere um ihr Können, Wissen und ihr Glück beneidet — einen Mann, der des Lebens überdrüssig ist, weil er erkannt hat, daß das Verdienst betteln muß, während die Armseligkeit sichs wohl sein läßt; weil er das Gute und Edle verachtet, die wahre Kunst unterdrückt, die Wissenschaft von der Narrheit überwacht sieht.

Ehe ich nun auf die, in meinen Lesern auch jetzt vielleicht noch aufsteigende Frage: „Wie käme William Shakespeare aus Stratford dazu, sich über die im Reiche der Wissenschaft herrschenden Mißstände zu beklagen?!" antworte, will ich die Blicke der Leser zunächst auf einige Verse von Spenser hinlenken, welche ein sehr bemerkenswertes Seitenstück zu dem obigen Selbstbildnis liefern; sie befinden sich in dem 1590 im Buchhandel erschienenen, also wahrscheinlich in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre entstandenen „Tears of the Muses" und lauten folgendermaßen:

„And he the Man, whom Nature self had made
To mock her self and Truth to imitate,
With kindly Counter undor Mimik Shade,
Our pleasant Willy, oh! is dead of late:
With whom all Joy and jolly Merriment
Is also deaded and in dolour drent.

In stead thereof, scoffing Sourrility,
And scorning Folly with Contempt is crept,
Rolling in Rimes of shameless Ribaldry
Without regard, or due Decorum kept;
Each idle Wit at will presumes to make,
And doth the Learned's Task upon kim take.

But that same gentle Spirit from whose Pen,
Large Streams of Honey and sweet Nectar flow,
Scorning the Boldness of such bas-born Men
Which dare their Follies forth so rasly throw;
Doth rather choose to sit in idle Cell
Than so himself to Mockery to sell."

„Und er, der Mann, den selbst Natur gemacht, um sie nachahmend noch einmal zu schaffen — unser launiger Willy, ach, ist jüngst gestorben — und mit ihm ist all unsere Freude und Heiterkeit in Schmerz verkehrt worden. Er verachtete es, Zoten zu reißen, Schamlosigkeiten ohne Rücksicht auf Anstand auszuführen und nach dem Belieben Eingebildeter sich in schlechten Witzen zu ergehen. Dafür nahm er die Pflicht des Gelehrten, des Weisen auf sich. Aber dieser Geist, aus dessen Feder breite Ströme von Honig und süßem Nektar fließen, verachtet die Frechheiten des Pöbels, welcher seine Narrheiten auch ferner so hastig von sich zu geben wagt, zieht es vor, in leerer Zelle zu sitzen, als sich länger dem blöden Haufen, zu seinem eigenen Gespötte, feilzubieten." — Wir sehen, Spenser klagt hier um einen „launigen" Schauspieler, der in der Naturnachahmung Großes geleistet (man denke hier an die Forderung Hamlets, daß der Schauspieler sich streng an die Natur halten müsse), dem aber die Possen, in denen er seine Kunst vergeuden mußte, ebenso zum Ekel waren, wie die Zotenreißerei seiner mimenden „Kollegen", der es versuchte, gegen diese Albernheiten und Schamlosigkeiten als „Gelehrter" zu kämpfen, aber schließlich die Aussichtslosigkeit seines Kampfes einsehen mußte, und es daher vorzog, die „leere Zelle" (d. h. das Grab) aufzusuchen, anstatt sich länger als Hanswurst dem Theaterpöbel feilzubieten.

Dem um die Unterdrückung der echten Kunst, um die Knebelung der echten Wissenschaft klagenden Manne dort stellt sich hier ein gegen die elenden Possen und die gemeinen Mimen erfolglos ankämpfender gelehrter Schauspieler zur Seite.

Dieser gelehrte Schauspieler und Bühnendichter war nun aber zugleich auch der Autor der revolutionären naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Werke, welche nach dessen (aller Wahrscheinlichkeit nach 1586 erfolgten) Tode von Francis Bacon unter seinem eigenen Namen und in der greulichsten Verstümmelung herausgegeben wurden.*) Er hatte in jüngeren Jahren durch seinen „Atheismus" und „Materialismus" in London so großes Aergernis erregt, daß noch lange nach seinem Tode der „Atheist" die Geister des Volkes beschäftigte, das, weil der wirkliche „Atheist", um sein Leben zu retten, ins Dunkel der Komödiantenwelt untergetaucht war, später den sehr unmoralischen und in einem unsauberen Liebeshandel zu Grunde gegangenen, übrigens gut christlichen Christoph Marlowe zu dem „Atheisten" und „Materialisten" in Beziehung brachte.

Um sich vor seinen Feinden zu retten (man braucht sich nur daran zu erinnern, wie in England selbst noch in unserm „aufgeklärten" Jahrhundert freie Geister wie Shelley und Byron nahezu in den Tod gehetzt wurden, um sich eine Vorstellung davon machen zu können, was in jenen dunklen Zeiten einem Manne bevorstand, der es wagte, an der biblischen Offenbarung zu zweifeln, sich über die „Hochzeit" von Wissenschaft und Glauben mit einer beispiellosen Ueberlegenheit lustig zu machen oder gar zu behaupten, daß nicht die Sonne sich um die Erde, sondern diese sich um jene bewegte!) nahm William Shakespeare (der höchst wahrscheinlich einer vornehmen Familie angehörte, da nur ein reicher Mann [oder ein Geistlicher bezw. ein Mönch] sich damals höhere wissenschaftliche Bildung aneignen konnte)

*) Man unterrichte sich über diese wissenschaftlich-philosophische Seite des Shakespeare-Problems in meiner Shakespeare-Litteratur (S. 2—32) oder in der Einzelstudie „Wer schrieb das Novum Organon von Francis Bacon?" (Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1886.)

seine Zuflucht zum Theater, das ja von jeher schiffbrüchigen Existenzen einen Hafen bot — er wurde sozusagen der Narr („Hanswurst“ wird er von Spenser genannt) des Publikums, um sich einerseits vor Not, andererseits vor seinen Feinden zu retten.

Wenn wir nun diesen William Shakespeare, den durch die erfolgreichen Verfasser von schamlosen Possen und anderen kunstlosen Stücken beiseite gedrängten, den mit seiner neuen wissenschaftlich-philosophischen Wahrheit im Dunkel stehenden Denker und Künstler, der, um sich vor seinen Feinden zu retten, sich unter der Maske eines nicht mehr gefährlichen Bühnenhanswurstes verstecken mußte — wenn wir diesen Helden einer der ergreifendsten Lebenstragödien, die je auf Erden sich abgespielt haben, mit dem Helden der Hamlet-Tragödie vergleichen, so tritt uns die Aehnlichkeit, welche zwischen Hamlet und seinem Schöpfer besteht, ganz deutlich entgegen. Hier der gelehrte, auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung seiner Zeit stehende, mit seiner Erkenntnis und seiner Weltbetrachtung weit über diese Zeit hinausragende, gegen „die geordneten Schlachtreihen der Meinung“ wie ein Feldherr streitende Denker und die vollendetsten Werke der Kunst schaffende Meister, den Narren und Stümper von dem nur ihm gebührenden Thron verdrängt haben, der zugleich, um sein Leben für seine ihm noch nicht für abgeschlossen geltende große Mission zu retten, in die Maske des blöden Spaßmachers schlüpft — dort der um sein Kronrecht gebrachte, gelehrte, auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung seiner Zeit stehende, mit seiner Erkenntnis und seiner Weltbetrachtung weit über seine Zeit hinausragende Hamlet, der, um sich vor seinem allmächtigen Gegner Claudius (und vielleicht zugleich auch vor seinen klerikalen Feinden) zu schützen, um sein Leben für seine Mission (d. h. für sein Recht und die Sühnung des an seinem Vater und an ihm begangenen Verbrechens) zu retten, in die Maske des Blödlings schlüpft, als welcher er den Leuten am Hofe zu Kurzweil dient.

Die Kongruenz ist so offenkundig, daß sie mit keinem weiteren Worte mehr bewiesen zu werden braucht.

Hamlet ist Shakespeare.*) Deshalb das tief Persönliche, das uns aus so vielen Aeußerungen Hamlets entgegenklingt — daher der unsäglich melancholische Reiz, der selbst noch in der zur Karikatur gewordenen Gestalt des überlieferten Dänenprinzen auf die Nachwelt wirkt. Der geniale Hamlet, der da klagt:

„Wie ekel, schaal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!
Pfui, pfui darüber! 's ist ein wüster Garten,
In dem der Samen wuchernd aufschießt. Wesen,
Gemein und boshaft von Natur, besitzen
Ihn ganz allein.“

— der nur von der „Schmach“ spricht, welche „Unwert schweigendem Verdienst erweist“ — er ist das getreue Ebenbild des Genius Shakespeare, der („wie Größe selbst sich kennt“) genau wußte, was er wert war und was die Narren, die in Wissenschaft und Kunst statt seiner das große Wort führten, und das Leben genossen, wert waren.

„Und sahen wir einst zu allen Zeiten die großen Genien, sei es in der Poesie oder der Philosophie, oder den Künsten, dastehen wie vereinzelte Helden, welche allein gegen den Andrang eines Heerhaufens den verzweifelten Kampf aufrecht erhalten? Denn die Stumpfheit, die Roheit, Verkehrtheit, Albernheit und Brutalität der großen, großen Mehrheit des Geschlechtes steht in jeder Art und Kunst, ihrem Wirken ewig entgegen und bildet dadurch jenen feindlichen Heereshaufen, dem sie zuletzt doch unterliegen“ — so meinte Schopenhauer. Wir, die wir heute in einem von allen Musen gesegneten Zeitalter leben, werden es zwar kaum begreifen, daß das Genie, der einzig wahrhaft einsame Mensch, sich in einer so verzweifelten Lage befinden könne. In unserem glücklichen Zeitalter machen ja gerade die Genies, die großen Herren in Kunst, Wissenschaft und Litteratur, die schönsten Geschäfte — trommelnde Trabanten, Kopf stehende Bewunderer sind ihnen gesellt und des Jubelns und Geldeinnehmens wird kein Ende. In unserem gebenedeiten Zeitalter kommen die Genies unter allen Umständen zu ihrem Rechte, und nur ein ohnmächtiger Narr kann, als ein an dem Knochen seines Selbstbewußtseins nagender dummer Pudel, heute nicht zu Wohlstand, zu einem die Seele kitzelnden Ruhme gelangen. Das ist heute! Aber William Shakespeare war das Kind einer armseligen Zeit — und deshalb mußte er, wie Hamlet, den ihm gebührenden Thron im Reiche des Geistes und der Kunst anderen überlassen; deshalb mußte er den Narrn spielen und schließlich im Kampfe für sein gutes Recht zu Grunde gehen!

Er war auch in der Tat für die Welt zu Grunde gegangen — und erst jetzt, nach drei Jahrhunderten, tritt sein unsterblicher Geist, wenn auch in fragmentarischer Gestalt leuchtend aus dem Schutt der Zeiten hervor, um bis in die fernste Zukunft die Menschheit an etwas zu mahnen, an das sie allerdings ungern gemahnt sein will. Er hat seine Auferstehung dreihundert Jahre nach seinem Tode erleben dürfen — vielleicht erlebt sie auch noch sein „Hamlet“. Vielleicht!



Der schlechte Komödiant.

Lustspiel in 5 Akten
von **Robert Jaffé.**

(Fortsetzung.)

Akt IV.

(Ein einfach eingerichtetes Zimmer in der Wohnung von Webers Verwandten. Auf dem Tisch steht ein Tintenfaß, in dessen Verzierungen eine große Photographie eingeklemmt ist.)

Scene 1.

Weber. Alberti.

(Weber und Alberti treten ein.)

Weber: Da wären wir!

Alberti: Ich bin nun mit Ihnen mitgekommen; aber ich möchte lieber noch erst nach dem Marktplatz gehen, um den guten Herrn Hofmann zu sehen, wie

*) Wenn Hermann Conrad in ihm zugleich „das Idealbild eines Renaissance-Menschen“ erblickt, so habe ich von meinem Standpunkt dagegen nichts einzuwenden; denn ein Mann wie Shakespeare war notwendigerweise ein Ideal-Mensch. Nur muß ich es abweisen, daß die Karikatur, welche Bacon zurechtzimmerte, auch nur irgendwie an ein Idealbild erinnert.

er seinen Chef bei allen Kunden umherführen muß. Wie wird ihm jetzt zu Mute sein! Das möchte ich mir nicht entgehen lassen, meinen Rivalen so in einer wirklichen Glanzrolle zu sehen.

Weber: Jedenfalls: Willkommen in meiner Wohnung!

Alberti (sieht sich um im Zimmer): Da steht ja auch das Bild unseres Dichter-Lieblings.

Weber (ist ans Fenster getreten; lachend laut): Jawoll!

(Pause.)

Weber: Ich muß noch immer daran denken, wie wir eben der Gefahr entronnen sind. Ich sagte bald zu mir: „Na, nu nimm dich in Acht! Sonst kommst du nicht mehr nach Hause!" Ich kam da balde unter die Räder.

Alberti: Sie wollen nun also wirklich noch nach Ihrer eigentlichen Heimat abreisen, ehe Ihre Ferien zu Ende sind?

Weber: Ja!

Alberti: Ich wäre gern mit Ihnen zugleich gefahren, wenn ich nun nicht schon zu einer Festlichkeit bei den Reinerts zugesagt hätte.

Weber: So?

Alberti (fröhlich): Ich habe von Fräulein Bertha eine Einladung für morgen bekommen eben zu irgend einer Festlichkeit. (Zieht einen Brief hervor.) Unglaublich! Es spottet jeder Beschreibung. (Liest.)

„Sehr geehrter Herr!

„Sollte es morgen Ihre Zeit erlauben und es „Ihnen Vergnügen machen, so bitte ich Sie im Auf„trage meines Vaters, abends zwischen 7–8 Uhr „zu uns zu kommen. Mit Gruß

Bertha Reinert."

Zwissen — zwischen mit zwei s geschrieben! (Reicht Weber den Brief hin.) Zwissen ist gut! — Großartig!

Weber lacht).

Alberti: Und immer verbessert: „Vergnügen" hat sie erst klein geschrieben.

Weber: Unglaublich!

Alberti: Und dann die schauderhafte Handschrift! Dienstmädchenhandschrift überhaupt!

Weber: Ja, sehen Sie — (Giebt ihm den Brief zurück.)

Alberti (sieht wieder darauf): „Vergnügen hat sie „vergnügen geschrieben — mit einem kleinen „v."

Weber: Da können Sie aufatmen!

Alberti: Wie sie sich immer besonnen hat! — Und „Sie" krampfhaft klein; und „Ihre" hat sie auch klein gehabt, das hat sie noch schnell verbessert.

Weber (lacht noch immer).

Alberti: Und alles ohne Komma, ohne jedes Zeichen.

Weber: Das wäre garnichts für Sie gewesen. Denn es ist doch nichts anderes als Sinnlichkeit und doch keine echte Liebe. Wenn natürlich auch Sinnlichkeit dazu gehört, darf sie doch nicht alles sein.

Alberti: Ich habe mir den Brief immer wieder angesehen; der ist zu gelungen. Und wie die Unterschrift — Bertha Reinert — dahinstolpert! (Lacht.) „Bertha" bergauf und „Reinert" bergab! Es ist eigentlich gar nicht zu glauben.

Weber: Sie sind heute in so fröhlicher Stimmung?

Alberti: Nun, dürfen wir uns jetzt nicht freuen? Ob der gute Assessor das herumerzählen wird, wie er sich um das Duell drücken wollte, als Sie ihm die Forderung überbrachten? (Ahmt mit wunderbarer Echtheit Woyde nach.) Ich als zukünftiger Richter und prädestiniert für die höchsten Stellungen in der Justiz, kann mich doch nicht in Gegensatz bringen zu den Gesetzen des Landes. Nicht umsonst hat mir ein Onkel in Berlin, der Geheimrat ist, die Hand gedrückt und gesagt: „In Berlin sehen wir uns wieder!" Ja, wenn es sich um die Ehre des Königs handelte, oder wenn das Vaterland in Gefahr wäre, da wäre es etwas anderes." Dabei hat mir der Doktor Busse gesagt: (Ahmt mit derselben Echtheit Dr. Busse nach.) Sein ganzer Bekanntenkreis kann nur eine Tat von ihm erzählen, nämlich, daß er in einer Nacht, ganz betrunken, einen Bäckerjungen, der ihm nicht aus dem Wege gehen wollte, durchgeprügelt hat, einen vierzehnjährigen Bäckerjungen.

Weber (lacht.)

Alberti: Und ob der Doktor Busse das jetzt so herum erzählen wird? Er ist doch auch — als Arzt — an dem famosen Duell beteiligt gewesen. Ob er das jetzt tun wird? Ich werde es Ihnen einmal vortragen, wie er das herumerzählen würde. (Ahmt mit wundervoller Echtheit abermals Dr. Busse nach.) „Also lassen Sie sich's kurz erzählen! Grauer, neblichter Morgen. Unser Wagen bewegt sich ziemlich langsam nach dem Stadtwäldchen zu. Vor mir sehe ich das traurigste Gesicht, das ich mir je habe träumen lassen.

Weber (lachend): Wer ist das nun?

Alberti (fährt, ohne darauf zu achten, in dem angeschlagenen Tone fort): Es ist der Weinreisende. Nach der Weinkarte — symbolisch ausgedrückt — Grüneberger — bezogen von der Firma, die er vertritt. Ich weide mich an seiner Seelenqual, und jeder Schweißtropfen, den ihm die Angst erpreßt, ist ein Triumph für mich. Am Kreuzweg, wo der Kutscher den Heiligen grüßt, fühlt sich der junge Student — das sind Sie — bemüßigt einen sentimentalen Ton anzuschlagen, und spricht eine Art Grabesgebet. Etwa Trostesworte am Bette eines Sterbenden. Er spricht von der Ehrenhaftigkeit eines solchen Todes. Ich weide mich immer wieder an der Angst des Weinreisenden, der wie ein Opfer seufzt, das zur Schlachtbank geführt wird. Neuer Trost von seiten des Studenten und Versicherung, daß seine Freundschaft ihn auch über das Grab hinaus begleiten werde. Denn solche Manneswürde sichere ihm dauernd die Achtung der Ueberlebenden.

(Pause.)

Weber (unwillkürlich ausbrechend): Immer steigt in mir der Ehrgeiz auf: Ach! (Schlägt heftig auf den Tisch.) Wenn du das auch auf der Bühne darstellen könntest! (Wehmütig resigniert.) Aber es kann nichts werden. Es ist zu viel Gemüt, zu viel Schwärmerei.

Alberti (sieht ihn befremdet an).

Weber: O, entschuldigen Sie! Ich habe mich wieder einmal fortreißen lassen, und dann weiß ich eben gar nicht, was ich tue.

Alberti (lächelnd): Ob das der Herr Doktor so erzählen wird?

Weber (wieder lachelnd): Ich höre ihn ja förmlich sprechen! Ach, bitte erzählen Sie für ihn weiter!

Alberti: Am Schießstand, wo an den großen Eichen die Waldung lichter wird, sehen wir bereits die Gegner. Variation auf dasselbe Thema, nur, daß dort Herr — Felisch — nämlich ich — der Seelsorger ist. Er muß dieselbe Rolle wie der Student spielen; denn der andere keucht noch mehr. Stumme Verbeugung; der übliche Annäherungs-Versuch der beiden Sekundanten. Die aber stehen auf dem Standpunkte, daß Blut fließen müsse. Abmessung der Distanz. Plötzlich ertönt Pferdegewieher und Gendarmen tauchen in der Nähe auf.

Natürlich schleunigste Retirade etwas tiefer in den Wald hinein, nachdem wir verabredet haben, uns auf getrennten Wegen in der Schlucht zu treffen; und wir entgehen wirklich der Polizei. Die beiden Sekundanten haben Mühe, zu verbergen, daß sie gar keine Kugeln mitgebracht, und die unschädlich geladenen Pistolen sehe ich noch in den zitternden Händen der beiden Duellanten. Schuß. (Mit beiden Armen durch die Luft heruntersägend und lachend). Wanken. (Lacht abermals.) Auf beiden Seiten. Während die beiden Sekundanten Mühe haben, das Lachen zu verbergen, ist die Polizei bereits auf dem Plan erschienen und beschlagnahmt alles, Streiter und Waffen. Der Polizeioffizier vermißt sogleich die Kugeln und meint: „Nun, wenn die Sache so harmlos ist, dann brauchten die Herren nicht erst selbst gleich zwei Denunziationen einzureichen."

Weder (lacht laut auf).

Alberti: Ich bin fest überzeugt, daß der Doktor sich jetzt von dem Weinreisenden fernzuhalten suchen wird; jetzt wird er aus einem anderen Loche pfeifen: Sie werden es sehen —.

Weder (schweigt).

Alberti: Nicht wahr? Glauben Sie nicht auch?

Weder (lächelt fein): Natürlich. Der korrekte Streber wird natürlich stets die Partei des gerade Ueberlegenen wählen. — Entschieden! Das ist gerade so etwas für mich. Die Bande kann gar nicht genug lächerlich werden.

Alberti: Nun will ich aber noch schnell auf den Marktplatz nach Herrn Hofmann ausspähen. Denn, wie gesagt, ich will doch meinen Rivalen in seiner Glanzrolle sehen, während er seinen Chef bei allen Kunden herumführt. — Ich komme dann bald wieder zu Ihnen zurück, wenn Sie hier so lange auf mich warten wollen.

Weder: O, gewiß! Ich rechne ganz bestimmt darauf, daß Sie noch wiederkommen. Ich habe Sie ja meiner Cousine Marie angekündigt; wenn ich ihr auch nicht gesagt habe, wer Sie sind, sondern Sie nur als einen intimen Freund von Alberti angekündigt habe. Uebrigens — das habe ich Ihnen, glaub' ich, garnicht erzählt —, meine Cousine lebt hier mit einer älteren Schwester bei ihrer Mutter, und mein Onkel, der ein besserer Postbeamter war, ist bereits verstorben. Ich denke, daß dies Sie vielleicht interessiert —

Alberti: O gewiß! — Auf Wiedersehen also! (Geht ab.)

Scene 2.

Weder. Marie.

Weder (ruft durch eine Thür ins Nebenzimmer): Marie, komm jetzt herein! Ich habe dir etwas Wichtiges mitzuteilen.

Marie (ein hübsches, zierliches Mädchen von etwa 20 Jahren; kommt herein)

Weder: Der Freund von Alberti, von dem ich dir erzählt habe, ist eben hier gewesen und wird bald wiederkommen.

Marie: Von Alberti — das wäre ja reizend.

Weder: Ich werde dann absichtlich verschwinden und dann kannst du dir nach Herzenslust von Alberti erzählen lassen.

Marie: Wenn ich jetzt manchmal allein sitze und an die letzte Vorstellung in Berlin denke, — muß ich noch über ihn lachen.

Weder: Als Komiker ist er auch ungeheuer gut. Wie er — (wiegt sich mit dem ganzen Oberkörper nach rechts und links) — das war ganz großartig.

Marie: Ja —

Weder: Diese Uebersprudelung! — Ich hätte auf die Bühne springen und nur so mittollen mögen!

Marie: Alberti als Sänger —! Wie er mit dem Arm gemacht hat —. (Ahmt die Bewegung nach.) So.

Weder: Ich war ganz selig an dem Abend, wo ich ihn mit dir gesehen habe. — Dieser Humor! — Ach!

Marie (fährt sich mit beiden Händen übers Haar): Wie er dann dort im Stroh lag — nein!

Weder (beinahe gerührt): Ach Gott! — ja! — Der Alberti! — So etwas findet man sonst garnicht.

Marie: Ja —

Weder: Ach! Lachen hab' ich müssen — ich hab' garnicht aufgehört.

Marie: Wir schwärmen nicht wenig von unserem Liebling.

Weder (am Fenster): Da kommt sein Freund schon über die Straße. Ich werde dich nun allein lassen.

Marie: Papas Freund kommt heute noch zu Mama —

(Es klingelt.)

Weder (geht eilig hinaus).

Marie (geht zur andern Thür hinaus, um Alberti einzulassen.

Scene 3.

Marie. Alberti.

Alberti: Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Felisch, und ich komme, um Herrn Studiosus Weder, der bei Ihnen wohnen soll, zu besuchen.

Marie: Mein Vetter hat mir schon viel von Ihnen erzählt. Er wußte auch, daß Sie jetzt kommen würden.

Alberti: Jawohl —

Marie: Er muß nun bald hier sein. Aber wollen Sie nicht so lange Platz nehmen!

Alberti (setzt sich auf einen Stuhl).

(Pause.)

Alberti: Ihr Herr Vetter hat mir auch schon von Ihnen erzählt, daß Sie so viel ins Theater gehen! Nicht wahr?

Marie: O! Wir — nämlich meine Schwester und ich — gehen so viel ins Theater, als wir nur können. Papas alter Freund, der ärgert sich stets, wenn er uns immer wieder hingehen sieht, und dann sagt er: „Kinder! Ihr müßt schon wieder ins Puppenspiel? Ihr werdet noch ganz sicher verrückt werden!"

Alberti (lächelt).

Marie: Wir gehen auch garnicht zu Vergnügungen, Maskenbällen, und ähnlichem. Dort amüsieren wir uns doch nicht so gut, wie im Theater. Das ziehen wir uns bei weitem vor.

Alberti: Und was sagt Ihre Frau Mutter dazu?

Marie: Wir schwärmen Mutter so viel vor — wir sagen ihr dann: Mama, du mußt den oder den heiraten — Ernst oder Richard — den ganzen Tag schwatzen wir dann von solchem Unsinn, — was soll Mutter dagegen machen?

Alberti: Nun ja —

Marie (fast nachdenklich): Neulich hat ein Fleischer-

meister — kein gewöhnlicher, sondern der reichste in unserer Stadt, ein Engros-Schlächter — zu Mama gesagt: „Ihr Fräulein Tochter, die habe ich jetzt immer gesehen, wie sie bei mir eingekauft hat. Solch kleine Schwarze, die möchte ich heiraten!" Dabei bin ich doch blond? — Und ganz ernsthaft hat er mit Mutter gesprochen, sie solle mich dazu bewegen, daß ich ihn heirate. Nun müssen Sie sich den Mann vorstellen — (mit Handbewegung) noch einmal so dick ist er als ich —. Sie könnten mich hinter ihm gar nicht sehen —.

Alberti (scherzend): Das wäre doch schade.

Marie (lächelt; dann): Den oberen Rang brauchten wir dann nicht mehr zu gehen, sondern könnten die teuersten Logenplätze haben. Aber nein! Wenn ich an Alberti als Romeo denke —

Alberti (lächelnd): Denken Sie oft an solche Dichtergestalten?

Marie: Nun muß ich so viele Heiratsanträge ausschlagen. Ein junger Kaufmann, bei dem ich stets einhole, hat mir gleichfalls seinen Antrag gemacht, und er ist sogar ein bildhübscher Mensch. Aber ganz dumm. Einmal war ich in seinem Laden und hatte gerade das Opernglas umgehangen. — Wo ich denn hinginge? — Ins Theater, sag' ich. — Was denn dort gegeben wird? — Ich erzähle ihm, daß „Romeo und Julia" gegeben wird; und nun denken Sie, da frägt Ihnen der Mensch: „Was ist das?" Ich sage: „Ein Mann und eine Frau", und gehe hinaus.

Alberti: Die dichterischen Gestalten können doch niemals in die Wirklichkeit hinabsteigen, die haben doch niemals existiert.

Marie: Das weiß ich nicht; aber ich liebe die Schauspieler — und (mehr gleichgültig) die Dichter, und verehre sie über alles. Die Schauspieler eigentlich noch mehr.

Alberti: Haben Sie hier auch noch Freundinnen, die für die Kunst so begeistert sind wie Sie?

Marie: O, eine Freundin von mir, die hat sich nach der Vorstellung unten im Vestibül aufgestellt, bis Richard Bräuer kam — der gastiert jedes Jahr hier — und sie seinen Aermel streifen konnte; das hat sie ganz selig gemacht.

(Pause.)

Alberti: Jetzt vermag ich die Komödie nicht mehr weiter zu spielen. Sie sollen es erfahren, daß Ihr Herr Vetter mich unter einem falschen Namen bei Ihnen eingeführt hat. Ich selber bin der Schauspieler Alberti.

Marie (glückselig): Ja?

Alberti: Und weil ich unter dieser Verkleidung wenigstens gemerkt habe, daß Sie mir gerade kein feindseliges Urteil entgegenbringen, so wage ich es auch, Ihnen alles zu gestehen, daß ich Sie gleich von dem ersten Augenblick an, da ich Sie nur gesehen, sogleich so wunderbar lieb gehabt habe —

Marie (sieht ihn glückstrahlend an).

Alberti (ergreift ihre Hand): Für immer will ich deine Hand festhalten! Unter einem Dache mit dir wohnen! Unter einem Dache!

Marie (in lieblicher Zärtlichkeit, wie aus einem süßem Traum hinhauchend): Wirst du mein Ernst werden?

Alberti (umarmt sie glückselig): Marie! Marie! (Küßt sie.)

Marie: Sei nicht so frech!

Alberti (küßt sie noch einmal).

Marie: Pfui, Ernst, pfui! Es ist doch wahr —! Schäm dich was! Du bist zu frech!

Alberti: Hast du mich wirklich lieb?

Marie: Ich habe dich unsäglich lieb. Es kann dich niemals ein Mädchen so lieb haben, wie ich. Glaubst du das?

Alberti (steht auf): Und nun muß ich bald wieder fort!

Marie (kommen die Thränen in die Augen).

Alberti (lacht).

Marie: Ja, du lach nur! Dir tut es ja nicht weh . . . . .

Alberti: Ich komme doch bald wieder!

(Man hört draußen Stimmen.)

Marie: Adieu!

Alberti: Adieu!

Marie (im Abgehen sich noch einmal zurückwendend): Adieu, Lieber! (Ab.)

Scene 4.

Alberti. Weber. Schröder. Dr. Busse.

Weber läßt Schröder und Dr. Busse eintreten. Begrüßung.

Weber (zu Alberti): Die Herren sind ganz voll von dem bevorstehenden Feste bei Reinerts.

Alberti (zu Schröder): Werden Sie auch daran teilnehmen?

Schröder: Ganz sicher konnte ich nicht zusagen.

Alberti: Wieso denn nicht?

Schröder: Ich habe keinen Frack mehr. Das heißt: (mit kurzem, nervösem Lachen) ich habe meinen versetzt und (abermals nervös lachend) habe vergessen, ihn wieder einzulösen.

(Pause.)

Alberti: Aber Sie kommen doch wol bestimmt hin, Herr Doktor?

Dr. Busse: Ja, ich habe mich nun einmal von Fräulein Reinert beschwatzen lassen.

Alberti: Ja?

Dr. Busse: Ich bin ein sehr liebenswürdiger und netter Schwerenöter, wenn ich in Damengesellschaft bin. Sie werden mich dann von einer ganz neuen Seite kennen lernen und werden dann begreifen, warum ich der Liebling der Frauen gelegentlich bin.

Alberti (schweigt).

Dr. Busse (zu Schröder): Aber nun kommen Sie auch endlich! (Will abgehen.)

Schröder (folgt nur unwillig zögernd).

Alberti: Morgen also sehen wir uns wol wieder?

Schröder, Dr. Busse: Auf Wiedersehen! (Beide ab.)

Scene 5.

Weber. Alberti.

Weber: Ich weiß nicht, warum dieser Schröder Sie durchaus sprechen wollte, als ich ihm mitgeteilt, daß Sie bei mir wären. Er wollte wol einen Frack von Ihnen leihen? Nun bin ich froh, daß wir die beiden los geworden. Ich kann mich schon aufregen, wenn ich Sie bloß mit denen zusammenstehen sehe, und mich erbittert dann schon alles, was mir dabei einfällt. Und Sie bleiben da ganz gelassen.

Alberti: Wir haben ja bereits so oft davon gesprochen, daß es in der lauten Welt garnicht anders sein kann, als daß der platte und freche Hohlkopf scheinbar über den Reinen und Edlen triumphiert. Aber wenn der sich in einen der stillen Winkel zurückgezogen, wird er doch überreichlich belohnt durch das Gefühl seiner selbst.

Alberti: Und von dort empfängt er denn auch die Kraft, wieder mitten in der niedrigen Welt still und gelassen zu lächeln.

Weber (schweigt, ihm aufmerksam zuhörend).

Alberti: Ich hatte einen alten Großvater, der immer zu mir sagte: „Man muß arrogant sein! Bescheiden und gut kann man nicht durch die Welt hindurchgehen. Sonst spielen alle auf einem herum. Erst die Näherstehenden, nachher die ganze Welt.“ Aber er selbst hatte sich schon längst vollkommen zurückgezogen von der Welt.

Weber: Wir haben doch bereits einmal darüber gesprochen, daß ich Ihnen da nicht zu folgen und dies alles nicht so gelassen hinzunehmen vermag. Ich fühle einen heiligen Kampfzorn in mir! (Marie steckt ihren Kopf durch die Thür und sagt zu Weber: Du sollst jetzt einmal zu Mama kommen.)

Weber: So entschuldigen Sie einen Augenblick, ich komme dann wieder. (Ab.)

Scene 6.

Alberti. Marie.

Marie (tritt ein): Ich habe meinen Vetter absichtlich hinausgerufen, da ich dich noch einmal allein sprechen wollte.

Alberti (drückt ihr die Hand).

Marie (faßt ihn unters Kinn und streichelt ihn still, dann sagt sie mit überströmender Zärtlichkeit: Mein guter Ernst!

Alberti (nimmt ihre Hände in die seinen. Sie schauen sich nun einander ganz nahe in die Augen).

Marie: Ernst!

Alberti: Wirst du mir auch treu bleiben?

Marie (schaut ihn still lächelnd an).

Alberti: Wenn ich zurückkomme, finde ich dich mit dem Fleischermeister verlobt.

Marie schlägt ihm leicht und scherzend auf die Wange): Ach Unsinn! Sprich doch nicht so thöricht! — Du wirst mir höchstens — viel Mal wirst du mir noch untreu werden!

Alberti (preßt sie an sich): Was kümmert mich nun alle übrige Welt? Jetzt wird es mir so leicht werden ......!

(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Emil Thurgau: Sonne. Drama in drei Akten. Dresden-Blasewitz.

Adelheid Stier: Gedichte. Stuttgart.

Edwin Bormann: Der Lucretia-Beweis. Ein neuer Beitrag zur Bacon-Shakespeare-Theorie. Mit 3 Facsimile-Tafeln. Leipzig. Edwin Bormanns Selbstverlag.

Dr. Emil Reich: Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen gehalten an der Universität Wien. 3. vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig.

Otto Liebmann: Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. 3. verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 16. Juni 1900. Nr. 24.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Das neue Jahrhundert.

(Giordano Bruno.)

Eine Tragödie von Otto Borngräber. Mit einem Vorwort von Ernst Haeckel.*)

Es ist ein Wagnis, das Otto Borngräber mit seiner Giordano Bruno-Tragödie unternommen hat. Er wird manche Enttäuschungen — fürchte ich — erleben. Ich wünschte, daß ich mich täusche. Aber ich zweifle, daß unsere Zeit die Unbefangenheit haben wird, den Intentionen dieses Dramatikers zu folgen. Wir leben in einer Epoche der kleinen Perspektiven. Und Otto Borngräber hat einen Menschen mit einer denkbar größten Perspektive dramatisiert. Trotz der Feste, die im Februar dieses Jahres zu Ehren Giordano Brunos abgehalten worden sind, trotz der dithyrambischen Artikel, die über ihn geschrieben worden sind, glaube ich nicht, daß das Publikum dieses „Uebermenschen andrer Art“, wie ihn Ernst Haeckel in seiner Vorrede zu dem Drama nennt, ein sonderlich großes ist. Denn ich kann nicht an die innere Wahrheit dieses Giordano Bruno-Kultus glauben. Man erlebt zu charakteristische Symptome für die kleinliche Denkweise unserer Zeit.

*) Bonn. Verlag von Emil Strauß 1900.

Ich gestehe, daß es für mich geradezu niederdrückend ist, eines dieser Symptome jetzt in dem Kampfe gegen das vor kurzem erschienene Buch Ernst Haeckels „die Welträtsel“ zu beobachten. Wie oft hat man Gelegenheit, die aus den verborgensten Winkeln der Seelen unserer Zeitgenossen hervorkriechende Freude wahrzunehmen über die Angriffe, die sich von theologischer Seite gegen Haeckels Kampf um die neue Weltanschauung vernehmen ließen. Ein Kirchenhistoriker in Halle, Loofs, glaubt ohne Zweifel mit seiner nun schon in mehreren Auflagen erschienenen Broschüre „Anti-Haeckel“ innerhalb der Gegnerschaft gegen Haeckel den Vogel abgeschossen zu haben. Er hat gefunden, daß einige Kapitel in Haeckels Buch gegen Vorstellungen verstoßen, die sich gegenwärtig die Kirchenhistorie über den Zusammenhang gewisser Tatsachen gebildet hat. Haeckel hat sich in den betreffenden Kapiteln an das Buch eines englischen Agnostikers, Stewart Roß, angelehnt, das in deutscher Sprache unter dem Titel „Jehovas gesammelte Werke“ erschienen ist. Dieses Buch ist in Deutschland wenig bekannt. Die meisten Leser Haeckels werden von dessen Dasein erst aus den „Welträtseln“ Kenntnis erhalten haben. So ist es auch Loofs gegangen. Er hat es nun in seinem „Anti-Haeckel“ einer Kritik vom Standpunkte des heutigen „aufgeklärten“ protestantischen Kirchenhistorikers unterzogen. Diese Kritik ist vernichtend ausgefallen. Was die heutige Bibelkritik, die historische Erforschung der Evangelien und der anderen kirchengeschichtlichen Quellen als „Tatsachen“ festgestellt hat, daran hat sich Roß schwer versündigt. Loofs kann sich nun in der Verurteilung des Buches nicht genug tun. Er bezeichnet es als ein Schandbuch, eingegeben von kirchengeschichtlicher Unwissenheit und gotteslästerlicher Denkweise. Man kann nun leider bemerken, daß er mit seinem Urteile auf einen großen Kreis von Gebildeten Eindruck gemacht hat. Bis zum Ueberdruß kann man es wiederholen hören, Haeckel hätte sich durch die Schrift des englischen Ignoranten „hereinlegen“ lassen.

Alle diese Urteile aus dem Munde „Gebildeter“ beweisen mir nur eines. Ihnen hat die Weltanschauung Haeckels etwas Unbehagliches. Aus unbestimmten Gefühlen heraus ist ihnen die alte christliche Dogmatik doch lieber als die moderne Naturanschauung. Aber diese An-

schauung hat einen zu guten Grund, als daß es leicht würde, gegen sie selbst anzukämpfen. Die Tatsachen, auf die sich Haeckel stützt, sprechen zu deutlich. Man vergibt sich zu viel, wenn man gegen diese Weltanschauung sich offen verschließt. Das hindert nicht, daß man ein inniges Behagen empfindet, wenn ein Theologe kommt und Haeckel Dilettantismus in der Kirchengeschichte nachweist. Man ist da in der Lage, gleichsam von hinten herum, ein absprechendes Urteil über die neue Weltanschauung zu fällen. Man tritt nicht offen dem Monismus des großen Naturforschers gegenüber. Dazu gehörte Mut. Den hat man nicht. Aber man kann sich hübsch das Urteil zurechtzimmern: ein Mann, wie Ernst Haeckel, der so naiv auf die Ignoranz eines Stewart Roß hereinfällt, kann uns doch in unseren Vorstellungen nicht tief erschüttern. Loofs selbst hält mit einem ähnlichen Urteil nicht zurück. Er streicht geradezu Haeckel aus der Liste der ernsten wissenschaftlichen Forscher, weil dieser sich auf ein angeblich so „unwissenschaftliches" Buch wie das Roß' stützt.

Man nehme aber doch dieses Buch einmal zur Hand. Wer es ohne Befangenheit liest, wird — das wage ich durchaus zu behaupten — nicht genug erstaunen können über die tiefe innere Unwahrhaftigkeit der Loofsschen Kritik. Denn nach dieser muß er unbedingt glauben, daß er die Schrift eines frivolen Menschen vor die Augen bekommt, dem es nicht um Wahrheit zu tun ist, sondern um die Verspottung von Überzeugungen, die Millionen von Menschen heilig sind. Statt dessen erhält er das Buch eines tiefernsten Mannes, dem man bei jedem seiner Sätze einen gewaltigen Kampf um die Wahrheit nachempfindet, der offenbar Seelenkrisen hinter sich hat, von denen sich Leute wie Loofs in dem bequemen Ruhekissen ihrer Kirchenhistorie keine Vorstellung machen. Heiliger Eifer für Menschenwol und Menschenglück haben hier eine Persönlichkeit zu Zornesworten inspiriert gegen hergebrachte Vorurteile, die sie für ein Menschen-Unglück hält. Mit keinem leichtsinnigen Absprecher hat man es zu tun, sondern mit einem Entrüsteten, der die Geißel schwingt, weil er die Wahrheit von Pharisäern entstellt glaubt.

Ich brauche den Hintergrund dieser Tatsache, um an einem bemerkenswerten Symptom die Zweifel, die ich oben ausgesprochen habe, in die Empfänglichkeit des Publikums für die Borngräbersche Tragödie, zu rechtfertigen. Ich kann nur noch einmal sagen: ich möchte, daß ich mich gründlich täusche und daß sich erfülle, was Haeckel am Schlusse seines Vorwortes ausspricht: „Wir können nur den herzlichen Wunsch aussprechen, daß die große, ganz auf der Höhe unserer Zeit stehende Tragödie nicht nur als veredelndes wie spannendes Buch einen weiten Leserkreis finden, sondern auch durch baldige Aufführung auf einer größeren deutschen Bühne die ihr sicher gebührende Würdigung und Wirkung finden möge."

Ich glaube nicht, daß das Drama vor dem Richterstuhle derjenigen Aesthetiker, die in den letzten zwei Decennien sich in ihren Anschauungen befestigt haben, Gnade finden wird. Wer die dramatische Technik der „Modernen" für die einzig mögliche hält, wird kein sonderlich günstiges Urteil über „das neue Jahrhundert" fällen. Weder vor dem naturalistischen, noch vor dem symbolistisch romantischen Forum der letzten Jahre wird Borngräbers Technik mit ihrer Hinneigung zur dekorativen Schönheit, zur Stilisierung bestehen können. Wer freilich tiefer geht, wird seine Freude haben an dieser Stilisierung, die einen Renaissance-Helden dramatisiert mit unverhohlener Freude an renaissance-mäßigen Formen. Ich glaube in Borngräber einen Dichter zu erkennen, der sich mit seinem Geschmacke fern gehalten hat von den Sympathien und Antipathien des Tages. Für seine künstlerische Form setzt er ein Publikum voraus, dessen Freude an der Formenschönheit nicht ganz verloren gegangen ist in den Neigungen des Zeitgeschmackes. Ich will damit nicht sagen, daß ich ein rückhaltloser Lober des Dramas in ästhetischer Beziehung sei. Ich finde nicht, daß Borngräber schon ein Meister des Stils ist, den er sich gewählt hat. Aber alles dieses scheint mir zurückzutreten hinter der großen Weltanschauungsperspektive, die sich in dem Werk ausspricht. Es wird sich nicht darum handeln, ob Borngräber den ästhetischen Urteilern dieser oder jener Richtung eine tadellose Tragödie geliefert hat; sondern ob eine Tendenz dazu vorhanden ist, daß sich die große Weltanschauung, für die uns der vor drei Jahrhunderten in Rom verbrannte Märtyrer ein erster Repräsentant ist, von einer Elite von geistigen Kämpfern auf eine größere Menschenmenge überträgt.

Wer imstande ist, mit Brunos Weltperspektive zu empfinden, der allein kann ein Gefühl haben für die tragische Gewalt, die sich in dieser Persönlichkeit ausspricht. Diese Tragik liegt in dem Verhältnis, welches Brunos Persönlichkeit zu der Umwälzung der Weltanschauung hat, die durch Männer wie Coppernikus oder Galilei heraufgeführt worden ist. Coppernikus und Galilei haben Bausteine zu der Weltanschauung geliefert, an deren Ausbau die letzten Jahrhunderte gearbeitet haben. Bruno ist einer von denjenigen, die zu jener Zeit mit weitausschauendem Zukunftsblick in großen Umrissen die Wirkungen gezeichnet haben, die durch Coppernikus' und Galileis Ideen für die Auffassung der Natur des Menschen folgen müssen. Er sprach Wahrheiten aus, für die erst die ersten tatsächlichen Keime vorhanden waren. Er tat es in einer Zeit, in der diese Keime noch nicht die Wachstumsfähigkeit hatten, sich zu einer Weltanschauung auszubilden. Borngräber stellt mit seinem Sinne Galileis Gestalt der Brunos gegenüber. Galilei ist keine tragische Persönlichkeit, trotzdem er unstreitig derjenige ist, dem wir mehr verdanken als Bruno, wenn wir auf die Bausteine sehen, aus denen sich unsere Weltanschauung zusammensetzt. Ich kann mir Bruno ganz wegdenken aus dem Entwickelungsgange des Geistes in den letzten Jahrhunderten. Auch ohne daß er an der Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts die Gedanken vorausgenommen hat, die mich heute erfüllen, könnten diese doch genau dieselben sein, die sie sind. Ein gleiches ist bei Galilei nicht der Fall. Ohne Galilei gäbe es keinen Newton, ohne Newton keinen Lyell und Darwin; und ohne Lyell und Darwin keine moderne naturwissenschaftliche Weltanschauung. Ohne Giordano Bruno gäbe es das alles. Galilei ging nicht über das hinaus, wozu ihn unbedingt seine physikalische Grundlage nötigte; Bruno verkündete Dinge, die eine Persönlichkeit mit Galileis Gesinnung erst heute für sich in Anspruch nehmen kann. Darin liegt Brunos tiefe Tragik.

Ich mußte bei der Lektüre von Borngräbers Buch unausgesetzt an einen einsamen Kämpfer unserer Tage denken, an den tapferen Eugen Reichel. Er hat eine Persönlichkeit aus dem sechzehnten Jahrhundert, vor unsere

Augen gestellt, an der wir die Tragik in noch ganz anderem Sinne verwirklicht finden, für die uns Borngräber Giordano Bruno als Repräsentant hinstellt. Nach Reichels Ueberzeugung starb 1586 ein Mann, der damals die Welt in unserem heutigen Sinne angesehen hat und dessen Andenken bisher völlig ausgetilgt ist aus dem Gedächtnisse der Menschheit.

Reichel ist der Ansicht, daß dem tiefer Blickenden sich in Shakespeares Dramen und in dem Novum organon Baco von Verulams eine gewaltige, genialische Persönlichkeit offenbare, die als Dichter und Denker gleich groß ist, die aber, ohne von der Mitwelt verstanden worden zu sein, in Vergessenheit gestorben ist. Wie die Dramen Shakespeares vor uns liegen, sind sie nicht das Werk ihres ursprünglichen genialischen Schöpfers, sondern durch Verstümmelung, dilettantische Ergänzung und Umarbeitung des Nachlasses entstanden. Ebenso ist das Novum organon in der auf uns gekommenen Gestalt ein Werk, in dem zwei Geister zu verspüren sind, ein ursprünglicher, auf der Höhe koppernikanischer Naturauffassung stehender, der am Ende des sechzehnten Jahrhunderts schon in der Weltanschauung lebte, deren Bau die drei folgenden vollendet haben, und ein nachstümpernder Scholastiker. Bacon von Verulam sei diese nachstümpernde Persönlichkeit gewesen. Er habe den Nachlaß des vergessenen Genius sich angeeignet, in der angedeuteten Weise „umgearbeitet", den philosophischen unter seinem Namen, den dramatischen unter dem Namen des Stratforder Schauspielers Shakespeare der Mit- und Nachwelt übergeben. Ich bin heute noch außer Stande über diese große Frage, der Reichel seine Kräfte geschenkt hat, mir ein Urteil zu bilden. Man nehme an: man könnte Reichel zustimmen, dann enthüllt sich uns in dem Genius aus dem 16. Jahrhundert, den er hinter den Werken Bacons und Shakespeares sieht, eine Gestalt von tiefster Tragik. Von einer Bruno-Tragik ins Unermeßliche übersetzt. Bruno hat eine feindliche Macht getötet. Sein Werk konnte sie nicht zerstören. In dem Bewußtsein, daß sich vor diesem Werk seine Feinde mehr fürchten als er vor ihrem Urteile, scheidet er aus dem Leben. Dem englischen Genius hat die Urteilslosigkeit der Zeitgenossen das Werk zerstört; sie hat ihn nicht bloß leiblich, sie hat ihn geistig gemordet. In großen Zügen hat Eugen Reichel diese Tragik in seiner „Meisterkrone" dramatisch gestaltet. Er hat nicht wie jetzt Borngräber einen wirklichen, historischen Vorgang poetisch gestaltet, sondern eine symbolische Handlung zu Grunde gelegt. Ohne Zweifel wird dadurch für denjenigen, der die Tragik der in Betracht kommenden Persönlichkeit zu fühlen imstande ist, die Perspektive vergrößert. Einem größeren Publikum wird das tragische Problem, um das es sich handelt, durch Borngräbers Werk doch näher gebracht.

Borngräbers Drama soll demnächst in Leipzig eine durch einen Kreis von Freunden des Werkes veranlaßte Aufführung erleben. Mögen derselben andere nachfolgen und mögen sich bald auch unsere Bühnen ermannen, der Bruno-Tragödie ihre Pforten zu öffnen. Sie können dann eine schöne Aufgabe erfüllen in dem großen Kampf um den „neuen Glauben". „Der gewaltige, gerade jetzt „das neue Jahrhundert" einläutende Kampf zwischen „dem alten und neuen Glauben", zwischen Kirchenreligion und Geistesreligion, zwischen Geistesknechtschaft und Geistesfreiheit tritt uns in Borngräbers Dichtung packend entgegen" (E. Haeckel im Vorwort). Bedeutendes könnte zum Verständnisse dieses Kampfes durch würdige Aufführungen dieses Dramas beigetragen werden. Soll die Bühne ein Bild der Welt geben, so darf sie sich nicht ausschließen von dem Höchsten, was es für Menschen in dieser Welt gibt, von den geistigen Bedürfnissen.

Rudolf Steiner.



Une liaison de corps.

Helene Mellner hatte ihre Laufbahn als Gouvernante blutjung betreten. Nachdem sie zwei Jahre in einer kinderreichen Familie tapfer ausgehalten hatte, verließ sie diese, um im Besitz eines sehr guten Zeugnisses sich eine Stellung im Auslande zu suchen. Eine ältere Freundin, die ihren Posten in dem Hause eines ungarischen Magnaten aufgab, hatte sie der Herrin des Hauses als Nachfolgerin vorgeschlagen. Helene hatte ihr Zeugnis und ihre Photographie eingesandt und umgehend eine ermutigende Antwort der Freundin erhalten. Nun saß sie im Elternhause und wartete, wie sie sich ausdrückte „gespannt wie ein Regenschirm" auf Nachricht von der Frau des Hauses. Unterdes vertrieb sie sich bei ihrem Mütterchen — der Vater war seit zehn Jahren verstorben — die Zeit damit, alle die Plätze, wo sie als Kind gespielt, und die Schulgenossinnen, die ihr liebe Spielgefährtinnen gewesen waren, aufzusuchen. Zu Hause fühlte sie sich ein wenig fremd; sie hatte immer und immer nur lernen müssen; stets hatte man ihr gepredigt, daß sie einst auf eigenen Füßen stehen müsse und kaum den Kinderschuhen entwachsen, hatte sie hinaus gemußt, sich selbst ihr Brot zu verdienen. Sie nahm daher auch leichten Herzens Abschied, als nach wenigen Tagen die Zusage der Frau Baronin und das Reisegeld eintrafen, und voller Hoffnungen für die Zukunft langte sie nach der langen Fahrt von ihrem kleinen rheinischen Heimatsorte frisch und munter in der kleinen Eisenbahnstation Oerkény an, wo der Herr des Hauses sie mit dem Wagen nach dem anderthalb Stunden entfernten Gute abholte. Sie hatte sich bald in dem großen Hauswesen eingelebt; ihre bewegliche rheinländische Natur half ihr über die Schwierigkeiten der ganz neuen Verhältnisse leicht hinweg. Es war ein großes und flottes Haus, und allzuviel hatte sie nicht zu tun. Die beiden Kinder, ein Mädchen von 10 und ein Knabe von 8 Jahren wurden von einem Hauslehrer unterrichtet, und außer der Beaufsichtigung in den Freistunden lag ihr nur noch der deutsche Unterricht der beiden Kleinen ob. Dann hatte sie jeden Nachmittag bei dem Hauslehrer, einem jungen Kandidaten, eine ungarische Stunde zu nehmen, und sonst konnte sie tun und lassen, was sie wollte, und streifte nach Herzenslust in dem nahen Walde umher. In diesem Hause nahm man das Leben von der leichten Seite; es herrschte ein lustiger, etwas frivoler Ton, an den sie sich bald gewöhnt hatte. So ein Leben im großen Stil mit Wagenfahrten zu den Gutsnachbarn, vielem Besuch und munteren Gastereien, zu denen der Kandidat und die Gouvernante — in ihrer vorigen Stellung hatte man sie immerwährend das „Kinderfräulein" fühlen lassen — stets zugezogen

wurden, gefiel ihr sehr, und als nun gar der Hauslehrer ihr regelrecht die Cour machte, da war das kleine Ding, das bisher nur Lernen und Arbeiten kennen gelernt hatte, überglücklich. Sie schrieb denn auch die vergnügtesten Briefe an ihre Mutter, seitenlang, nur von dem Hauslehrer schrieb sie nichts. Der hatte die Kleine bald erobert. Sie wußte selbst nicht recht, wie es gekommen war; sie war eben eine ganz andere geworden, voller Lebensfreude und ganz dem Genusse der Freiheit hingegeben. Drei Jahre vergingen so in wenig Arbeit und vieler Freude. Da verließ der Hauslehrer die Familie und ging nach Buda-Pesth. Er war überflüssig geworden, da der Junge in die nächstgelegene größere Stadt zur Schule und in ein Pensionat geschickt wurde. Jetzt kamen für Helene traurige Tage; zwar hatte sie mit dem Kandidaten verabredet, daß dieser sich in Buda-Pesth für sie bemühen sollte; aber er schrieb zuerst, daß er keinen Erfolg gehabt habe, und dann wurden seine Briefe seltener und seltener und zuletzt blieben sie ganz aus; in seinem letzten Briefe hatte er ihr geschrieben, daß er wieder eine Stelle auf dem Lande annehmen werde; aus seiner neuen Stellung wollte er ihr Nachricht senden, aber diese Nachricht war nie gekommen. Langsam fand sich Helene in ihr Los; sie war zu verständig gewesen, um dieses Liebesabenteuer für den Anfang einer dauernden Verbindung zu halten, und so überwand sie, inmitten des fröhlichen Hauswesens, ihre Enttäuschung nach einiger Zeit. Nur revoltierte ihr junges Blut gegen das entsagende Alleinsein ohne ihren Schatz, während die ganze Umgebung nur an ihn erinnerte; so faßte sie den Gedanken, wieder weiter zu ziehen. Während des Sommers war ein Levantiner ein häufiger Gast im Hause gewesen; der hatte ihr versprochen, ihr bei einer der ihm befreundeten deutschen oder ungarischen Familien in Smyrna eine Stelle zu verschaffen, und bei seiner letzten Anwesenheit hatte er ihr ein günstiges Engagement übermittelt. Sie verließ daher im Herbst die Baronsfamilie und reiste nach Buda-Pesth, wo sie sich bei dem Levantiner ihr Reisegeld abheben sollte. Zuvor aber wollte sie sich Buda-Pesth einmal ansehen; sie hatte einige Ersparnisse aus ihrem dreijährigen Aufenthalt im Hause des Barons und außer Köln, wo sie als Kind einmal gewesen, hatte sie noch nie eine große Stadt gesehen.

Jetzt war sie seit zwei Tagen in dem großen, verkehrsreichen Buda. Sie war in einem kleinen, bescheidenen Hotel abgestiegen, das ihr die Baronin empfohlen hatte. Wie sie sich freute, so einmal ganz Herrin ihrer Zeit zu sein und sich ihren Tag nach eignem Gefallen einteilen zu dürfen. Dem Levantiner hatte sie ihre Ankunft gleich mitgeteilt und die Antwort erhalten, daß er sie heute, am Sonntag, in der Besuchsstunde in seiner Wohnung erwartete. Zur verabredeten Zeit langte Helene vor dem eleganten Hause ihres Gönners an. Auf ihr Schellen öffnete ihr ein Diener die Thüre und geleitete sie ins Empfangszimmer. Sie hatte kaum Zeit, die luxuriöse Einrichtung zu betrachten, denn schon nach einer halben Minute erschien der Levantiner. Er begrüßte sie mit einem herzlichen Händedruck und bat sie ins Nebenzimmer. „Es ist schon etwas herbstlich und frostig, kommen Sie hier herein in mein Arbeitszimmer, da können wir am Kamin gemütlich plaudern". Sie folgte Herrn Fuchs kameradschaftlicher Aufforderung willig; sie freute sich mal wieder nach all den fremden, neuen Eindrücken mit einem alten Bekannten in ihrer geliebten Muttersprache tüchtig plaudern zu können.

Sie waren bald in eifrigem Gespräch. Helene hatte sich in ihrem Sessel zurückgelehnt und genoß, die kleinen Füßchen auf die eiserne Vorsatzstange des Kamins aufgelegt, die Behaglichkeit einer munteren Unterhaltung und einer gemütlichen Umgebung. Während Herr Fuchs ihr von Smyrna, seiner Umgebung und ihrer neuen Stellung erzählte, wurde sie nicht müde, die eigenartige und doch so wohnliche Einrichtung des Zimmers zu bewundern. An den Wänden hingen in geschmackvollem Durcheinander Bilder, orientalische Pfeifen und Waffen, alte Teppiche und eine Unmenge kleiner Schurrpfeifereien. Er bemerkte ihre Aufmerksamkeit für seine Liebhabereien und begann ihr die einzelnen Gegenstände zu erklären. So gingen sie nebeneinander an der Längswand des Zimmers entlang. Jetzt hatten sie das Fenster erreicht. Helene stieß einen Ausruf des Entzückens aus, den ihr die wundervolle Aussicht auf die Donau und das drüben liegende Ofen entlockte. Versunken in den Anblick stand sie, die rechte Hand an den Fensterrahmen gelehnt, hoch aufgerichtet. So im Profil sah sie herausfordernd hübsch aus mit ihrer schlanken und doch vollen Gestalt, und ihrem dunkelblonden, üppigen Haar, welches die Helle ihres Teints und ihren schön geformten Nacken so recht hervortreten ließ. Sie schwiegen beide eine Zeitlang, sie in die Landschaft, er in ihren Anblick versunken. Sie wendete sich langsam nach ihm um und überraschte ihn in seiner Betrachtung. Sie wurde über und über rot. „Ach wann werde ich die schöne Donau mal wieder sehn" sagte sie leise und verlegen. „Nun hoffentlich noch oft," erwiderte er lächelnd, „aber nun wollen wir mit einem Glase alten Hegyalja anstoßen auf die Donau und auf ein baldiges Wiedersehen im schönen Buda". Er holte aus einer Etagère eine bestaubte Flasche heraus, und goß zwei schöngeschliffene Gläser voll. „Es ist ein echter Ungar," sagte er, ihr das Glas reichend, „voll Feuer". Sie stießen fröhlich an und begaben sich auf ihren Platz am Kamin zurück und waren bald wieder in lebhafter Unterhaltung.

„Sie sollten heiraten," begann er mit einemmale, ohne jeden Uebergang, „Sie würden eine famose Hausfrau werden. Bei uns in Smyrna weiß man die deutschen Frauen als ausgezeichnete Gattinnen zu schätzen. Ich kenne mehrere Türken, die deutsche Frauen haben; es sind die besten Ehen. Aber vielleicht ist Ihr Herz nicht mehr frei?"

„Ja und nein, wie Sie es nehmen. Ich liebte einen jungen Ungarn. Aber diese Liebe hat einen bittern Beigeschmack, denn er ist seit langem von mir getrennt."

„Erzählen Sie mir ein wenig von dieser Liebe," erwiderte er, ihr Glas von neuem füllend; „es tut mir stets so wol, wenn eine sympathische Frau mich der Ehre würdigt, mir kleine Geständnisse zu machen."

„Was soll ich Ihnen viel von ihm erzählen," sagte sie zaudernd, „er war ein sehr unterrichteter und talentierter Mensch. Aber wozu nicht offen sein, Sie kennen ihn selbst, er war der Hauslehrer meines kleinen Zöglings."

„Ah," versetzte er, halb erstaunt, halb belustigt, „deshalb waren Sie auch stets so vergnügt bei unseren kleinen Festivitäten im Hause des Barons. Ein hübscher Mann, der Kandidat. Und wo steckt er jetzt?"

„Die Frage kann ich Ihnen leider nicht beantworten. Seit Monaten habe ich nichts mehr von ihm gehört."

„Wie schändlich von ihm! Aber so sind die Ungarn;

viel zu leichtsinnig und heißblütig um treu zu sein. Da hat Ihr armes, deutsches Gemüt wol sehr getrauert?"

„Zuerst allerdings. Aber ich kann ihm doch eigentlich keine Vorwürfe machen, denn er hat mir immer gesagt, daß er ein Ehefeind sei; er sagte stets, die Ehe töte die Liebe."

„Er mag nicht ganz unrecht haben. Und doch ließen Sie sich seine Liebkosungen gefallen."

Sie errötete, nickte bejahend. „Sie gefallen mir immer besser," fuhr er fort. „Sie passen in die Welt, wie man so zu sagen pflegt," und er trank ihr lachend zu.

„Ja, sehen Sie, was ich so von Ehen hier in Ungarn kennen gelernt habe, hat mir keine hohe Meinung davon gegeben; die Gatten sind alle etwas untreu. Ich könnte das nicht ertragen. Sehen Sie den Baron an; seine Frau ist doch gewiß liebenswürdig."

„Nun, und?"

„Und doch hat er seine kleinen Schwächen."

„So, so, und diese kleinen Schwächen?"

Sie errötete leicht und fuhr fort: „Oder nehmen Sie Herrn von K., seine Frau ist hübsch, jung, lebenslustig und doch beschäftigt er sich mit anderen Frauen, die der seinigen weit nachstehen. Das ist nun mal so. Und sehen Sie, das verstehe ich nicht — denn wenn die Frau treu ist, sollte der Mann es auch sein, sonst hat er gar kein Recht auf die Treue seiner Frau."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung. Aber dann hätten Sie doch vorhin meine Frage, ob Ihr Herz noch frei ist, doch bejahen müssen."

„Direkt verneint habe ich sie ja auch nicht."

Er stieß wieder lächelnd mit ihr an und fuhr, anscheinend ihr Erröten nicht beachtend, fort: „Sehen Sie, ich habe auch Furcht vor der Ehe; so eine Frau haben, die Theater, Konzerte, Bälle mitmachen will, während ich gerne meinen Abend gemütlich zu Hause zubringen möchte, die mich womöglich mit ihrer Eifersucht verfolgen würde .... ich habe einen heillosen Respekt davor."

„Sie könnten doch auch eine Frau finden, die Ihre Neigungen teilte, die den gleichen Geschmack hätte wie Sie. Warum suchen Sie nicht darnach? Cherchez la femme!"

Es war ein leichter Zug von Koketterie über sie gekommen und heiter fuhr sie fort: „Aber natürlich, das ist dem Herrn der Schöpfung zu unbequem."

„Daran liegt es nicht. Aber so etwas kann man nicht suchen, so etwas findet man plötzlich."

„Also richtig Fatalist, wie die Türken. Also die Vorsehung muß Ihnen Ihr Glück so eines Tages unversehens in den Schoß werfen. Da werden Sie lange warten können."

„Vielleicht ist es näher, als ich vor kurzem noch gehofft," erwiderte er, sie fest ansehend. Sie hielt den Blick nur einen Augenblick aus, dann senkte sie die Lider, aber so viel hatte sie doch gesehen, daß er ein paar prächtige, feurige schwarze Augen besaß.

Sie wollte ablenken, und sagte: „Und wie lange würde ich da wol warten müssen. Jetzt, wo ich wieder in ganz neue, fremde Verhältnisse komme, da werde ich mich schön einsam fühlen."

„Das würde ganz von Ihnen abhängen," erwiderte er munter.

Sie verstand ihn nicht recht: „Wieso das?"

„Weil ich den ganzen Winter in Smyrna zubringen werde. Da werde ich häufig Gelegenheit haben, Sie im Hause meines Freundes zu sehen. Und wenn Sie es mir gestatten würden, Sie zuweilen auszuführen?"

Jetzt wurde ihr alles klar. Also deshalb die Stelle in Smyrna. So eine Tücke! schoß es ihr durch den Kopf, aber zugleich fühlte sie sich geschmeichelt, und etwas unsicher erwiderte sie: „Warum nicht; ich wäre dann doch nicht so einsam. Und da Sie so gütig waren, mir die Stelle zu verschaffen, kann ich Ihnen Ihre Bitte auch wol nicht gut abschlagen."

„Dann schlagen Sie mir zunächst eine andere Bitte nicht ab. Nein, nein," fuhr er schnell fort, als er sah, daß sie ihn unterbrechen wollte, „Sie sind heute mein Tischgast. Es ist über unserm Geplauder Mittag geworden. Also keine Widerrede," setzte er in komischem Ernst hinzu, „ich bin sogleich zurück, nur einige Ordres an meinen Diener." Und damit war er aus dem Zimmer verschwunden.

Die Anordnungen für das Mittagsmahl schienen Herrn Fuchs doch ziemlich in Anspruch zu nehmen, denn es dauerte reichlich zehn Minuten, ehe er wieder eintrat.

Helene hatte unterdessen in dem weichen Sessel am Kamin in bequemer Lage ins Feuer gestarrt und ihren Gedanken nachgehangen: „Also eine Liaison mit Herrn Fuchs .... sie brauchte nur zuzugreifen. Er war wirklich nicht übel, im Gegenteil, er war eigentlich hübsch; auch sein keckes Wesen gefiel ihr.... Er mußte wol schon viel Erfahrungen haben; eine liaison de coeur würde es seinerseits kaum werden. Und auf ihrer Seite? Gott, über die erste Ueberschwänglichkeit der jungen Liebe war sie doch auch glücklich hinaus. Aber so allein in Smyrna! Ihr graute davor. Und so keinen Menschen haben, der einem mehr wäre, als die andern — wie öde und trist! Und wenn sie einschlug? Was war denn groß dabei?" Das junge Weib in ihr regte sich, das Verlangen nach dem Manne trat in den Vordergrund ihrer Gedanken. Warum sollte sie sich vor einem „Verhältnis" fürchten? So naiv und unerfahren war sie doch nicht mehr! Sie stand auf und musterte sich im Kaminspiegel; sie lachte sich selbst zu, als sie sah, wie ihr Gesicht gerötet war und ihr Busen sich rasch hob und senkte. Mit einem Mal schoß ihr ein frivoler Gedanke durch den Kopf; sie ergriff ihr Glas und trank ihrem Spiegelbild lachend zu. „Also auf die liaison de corps!" —

Einen Augenblick später trat Herr Fuchs wieder ein, mit der Mitteilung, daß das Essen ihrer im Speisezimmer wartete. Er bot ihr galant seinen Arm und führte sie durch die Flügelthür, welche der Diener von der Innenseite öffnete, auf ihren Platz und setzte sich ihr gegenüber.

Das Frühstück — Herr Fuchs entschuldigte sich, sie müsse bei einem Junggesellen, der keine richtige Wirtschaft führe, schon mit einem kalten Mahle vorlieb nehmen — war exquisit. Helene scherzte, er habe ja in außerordentlich kurzer Zeit ein ganz opulentes Menu zusammengestellt. Aber sie brachte ihn keineswegs in Verlegenheit, sondern er erwiderte ihr lachend: „Ich hatte so fest auf Ihre Gesellschaft gerechnet, daß ich alles schon gestern angeordnet hatte; ich gab vorhin nur noch den Wein heraus und meinem Diener einige kleine Anordnungen."

„Und Sie wagen es, mir das geradezu zu sagen? Fürchten Sie denn nicht, ich könnte darüber böse werden?"

Er reichte ihr offen die Hand über den Tisch

hinüber. „Seien Sie gut! Schlagen Sie ein! Wozu soll ich mich Ihnen gegenüber verstellen?“

Dieser Freimut entwaffnete sie vollends. Sie tafelten fröhlich weiter und Helene gestand bald ein, daß sie nie so vergnüglich gefrühstückt habe. Als zum Dessert der Champagner gebracht worden war, sagte Herr Fuchs zu dem Diener, daß er seiner nicht weiter bedürfe.

Ganz ungestört saßen sie noch lange beim Dessert, naschten an den Früchten und den Confitüren, plauderten von allem Möglichen und tranken Champagner dazu. Ihre Unterhaltung wurde immer lustiger und als Herr Fuchs die ersten Gläser aus der zweiten Flasche füllte, da tranken sie heiter Schmollis. Sie hatten sich bald an das Du und Du und das Hermann und Helene gewöhnt.

Als sie später beim Kaffee, den sie echt hausmütterlich servierte, nahe beieinander am Kamin saßen, da fühlten sie sich als alte Freunde, und als er sie einige Zeit später fragte, ob er sie noch ausführen solle oder ob ihr das Menschengewühl der sonntäglichen Straßen unangenehm sei, da antwortete sich lachend: „Weißt du, Hermann, ich denke wir bleiben am besten zu Hause.“

* * *

Acht Tage später kam Helene vergnügt in ihrer Stellung in Smyrna an und sie lebte sich auch in ihren neuen, in der Tat angenehmen Wirkungskreis ein. Zwei Wochen nach Helene schlug auch Hermann sein Winterdomizil in Smyrna auf; seinen Diener hatte er nicht mitgebracht; er brauchte einen Eingeborenen, welcher der Landessprache kundig war. Helenens Mütterchen in der kleinen rheinischen Stadt lebte vergnügter als je; so frohe, lebensfreudige Briefe als aus Smyrna hatte sie noch nie von ihrer Tochter erhalten.

Franz Philips.



Die Kulturformen Oceaniens.

Von **Leo Frobenius.**

Nachdem die menschliche Weisheit in zäher Energie sich ein Wissen von der Entwickelung der Pflanzen und Tiere, der Entstehung des Menschen selbst, — ja ein Bild der im weiten Weltenraume lagernden Gestirne und ihres gesetzmäßigen Getriebes gemacht hat, — nachdem die Menschheit diese zeitlich und räumlich fernen und fernsten Probleme im wesentlichen doch wenigstens erkannt und der Lösung näher, nahe oft blendend nahe gebracht hat, — jetzt erst beginnt sie, sich auf sich selbst zu besinnen und jetzt, wo sie das Nächste, das Allernächste: die eigene Figur, die eigene Schöpfung, die Kultur ansieht — ich meine, da müßte ein spöttisches Lachen durch die Menschheit ziehen, die alle fernen Schöpfungen erforscht hat und von dem Werden der eigenen Kultur nichts, so wenig wie nichts weiß.

Ich lasse mich nicht gern unterbrechen, aber da ich auf jeder Miene noch bis dato bei Aussprache solchen Gedankens den Widerspruch las, — ich bin ein gutmütiger Gelehrter und will es respektieren, daß mir gesagt wird: „Lieber Freund, die Aegypter, Griechen, Römer, — von der Deutschen Kulturgeschichte zu schweigen. Ja sogar eine altchinesische Geschichte existiert!“ — Hm, ja, Geschichte, unsere eigene Volksgeschichte und was kurz davor oder daneben liegt, möglich und halb zugegeben. Aber was heißt das, was will das sagen: die Kultur eines Volkes im Verhältnis zur Kultur der Menschheit? Und dann ist Geschichte noch lange nicht Kulturgeschichte!

Die Hauptsache ist, daß in maßlosem Dünkel noch alle Kulturvölker nur sich selbst sahen und anerkannten. Die anderen waren immer die Barbaren. Nicht nur in klassischer Zeit! Die Leistungen der eigenen Zeit waren den Menschen immer die erstaunlichsten — so lange die Menschheit gesund und kräftig ist, und nur in krankhaftem Zustande ist es bisher zu einer Vergötterung klassischer Kultur wie etwa im vorigen Jahrhundert gekommen.

Vergegenwärtigen wir uns also einmal ernsthaft, was eigentlich Kulturgeschichte heißt, d. i. die Entwickelung von dem ersten Zusammenbinden der Zweige zur Hütte, vom ersten Steinkelt, vom ersten Wurfgeschoß an! Und von den größten Leistungen der Menschheit, nämlich der Entdeckung und Zähmung des Feuers, dem ersten Zählen, dem ersten Schiffsbau wissen wir noch sehr, sehr wenig, und was die Schöpfung der ersten Gottheit, das Schnitzen des ersten Ahnenbildes, das erste Lied erst anbelangt — das waren Riesenleistungen, Felsquadern im Unterbau der Kultur. Und wir sind in den Dingen noch sehr, sehr — dumm.

Der historische oder naturwissenschaftlich-descendental denkende Sinn des heutigen Menschen fragt aber nicht einmal nach diesen Dingen zuerst, — die liegen dem allgemeinen Verständnis trotz ihrer Bedeutung noch zu entfernt. Wir fragen vielmehr nach dem Werden der Kultur im historischen Sinne, sozusagen nach den entwickelungsgeschichtlich-geographischen, den genealogischen Zügen. Wir verlangen nach einem Stammbaum der Kultur. Wir möchten nun doch endlich wissen, auf welchen Wegen die Menschen und ihre Kultur in die heutigen Wohnsitze wanderten. Man hat die Antwort auf diese Fragen in manchem Studium finden zu können gehofft, einmal anthropologisch — indem man die Menschen nach Schädelbau, Haar, Hautfarbe 2c. zu gruppieren versuchte, dann linguistisch nach Sprachen und endlich auch ethnographisch und zwar in letzterer Hinsicht am wenigsten glücklich, weil es 1. niemand gelingen wollte, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen, weil 2. jedermann fast versuchte, bei den Naturvölkern angetroffene Glanzpunkte der Technik, Industrie und Mythologie mit irgend einem historischen Anhaltspunkt in Beziehung zu bringen (besonders beliebt sind: Ophir, Punt, die verloren gegangenen 10 jüdischen Stämme, verschlagene Phönizier und was solcher dunklen Sachen mehr sind), und weil 3. es bis dato nicht gelang, zu unterscheiden, ob aliquo loco eine Kulturerscheinung (sowol Gerätform als Sitte) eigenlich sporadisch entstanden, also „erfunden“ oder übertragen worden sei.

Wenn es bis dahin wirklich nicht gelang, der Völkerkunde eine beweiskräftige Methode zu geben, so lag das einerseits an dem Mangel an Material, dem Mangel an Zeit, Fleiß und Zähigkeit, die verstreuten Materiale zu sammeln, und endlich dem Mangel an genügenden Kenntnissen, alles Dinge, die jetzt von der Oberfläche verschwinden werden, da jetzt genügende Museen und eine beträchtlichere Zahl von Fachgenossen der Wissenschaft dienen. Nun wird es anders werden, denn jetzt wird

Die Kulturformen Afrikas.

Lage	Nigritische K.	Afrikanisch-malajische K.	Afrikanisch-asiatische K.	Afrikanische K.	Lebensform
A) Sporadisch verteilte Reste ohne bestimmte Verbreitungstendenz.	1. Stockschild. 3. Wurfkeule, Wurfstab, Wurfholz. 5. Klangstab. 6. Wetterschirm, Kugelhütte, Erdlager.				I. Verkümmerung und Stillstand in Wesen und Verbreitung (Holz- und Bambuskulturen).
B) Verbreitung über das westliche Ablagerungsgebiet. Belanglose Reste an der Ostküste.		1. Korbschild. 2. Bambusbogen. 3. Bambusmesser, Blattkeulenmesser, Ruderspeer, Rudermesser. 4. Bambuslaute 2c., Tangola 2c. 5. Bambustrommel, Holzpauke, Marimba. 6. Mattenhütte, Pfahlbau. Anhang: Bananenanbau, Mattentracht, Bambuspfeife, Schilfpfeil 2c.			Anmerkung: Entwickelung der Formen ohne Beziehung zur geographischen Verbreitung
A) Verbreitung über die Nordachse.			1. Leder-Rundschild. 2. Lederbogen. 3. Schwert, Säbel, Stilett. 4. Violine, Guitarre. 5. Thönerne Standtrommel, eiserne Kesselpauke, Tamburin 2c. 6. Zelt, Zelthütte, Ziegel- und Steinbau. Anhang: Hirsebau, Pflug, Rindviehzucht, Ledertracht, Lederpfeil 2c.	3. Wurfeisen.	II. Kräftige Entwickelung in Wesen und Verbreitung (Leder- und Fellkulturen).
B) Verbreitung über die Südachse.				1. Fellschild. 2. Abgeflachter Bogen. 3. Speerspitzenmesser. 4. Gubo, Gora. 5. Felldecke als Trommel; Mörser-, Topftrommel. 6. Südliche Kegelhütte.	Anmerkung: Entwickelung der Formen entsprechend der geographischen Verbreitung.

ein größerer Mut, eine stärkere Freudigkeit statt der Angst vor der Unmasse des Materiales und endlich auch ein zielbewußteres Zusammenarbeiten nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Wenn einer bei solchem Zustande des Wissens und der Unreife in eine Wissenschaft mit einem Ruck eine Methode schleudert, so begeht er eine Thorheit. Ich bin da kompetent, denn als im Jahre 1898 mein „Ursprung der afrikanischen Kultur" erschien, schrak alles scheu zusammen. Die Folgen waren: erst beklommenes Schweigen, dann einstimmiges Kriegsgeschrei „Es ist nicht möglich, daß die Sache so einfach ist", dann eine scharfe Auseinandersetzung (Die naturwissenschaftliche Kulturlehre" Dümmler 1899) und heute ein achtungsvolles Anerkennen der Tatsache, daß bei gehöriger Materialkenntnis und eingehendem Studien die Sache doch sehr einfach ist.

Die Resultate des erwähnten Werkes gebe ich in der umstehenden Tabelle wieder. Die spricht deutlicher als lange Aufsätze. Nur einiges zur Erläuterung: Die Nordachse ist die Bahn zwischen Nil und Senegambien, die Südachse der breite Gürtel zwischen den Nilquellen und der Südspitze. Das westliche Ablagerungsgebiet ist der schmale Streifen an der Westküste zwischen Senegambien und Kongo und das Kongobecken. Ersteres beides sind Plauteauländer mit Savanne; letzteres eine Niederung mit Wald. Auf ersteren beiden starke Wanderungen (auf der Nordachse Tendenz: W-O resp. O-W, auf der Südachse Tendenz N-S resp. S-N) und große Reiche, in letzterem staatliche Zersplitterung und ungeregeltes Durcheinanderdrängen. Die nigritische Kultur ist die alteingesessene, deren einstige Träger wol die Zwergvölker waren, die afrikanisch-malajische eine malajische Kulturform in Afrika, die afrikanisch-asiatische eine asiatische und die afrikanische endlich eine Uebergangsform zwischen nigritischer und asiatischer Kultur.

(Fortsetzung folgt.)



Der schlechte Komödiant.

Lustspiel in 5 Akten

von **Robert Jaffé.**

(Schluß.)

Akt V.

(Ein hübsch eingerichteter Vor- und Durchgangsraum, der hinten durch eine dunkelrote Portiere abgetrennt ist. Rechts und links Thüren; mehrere Stühle.)

Scene 1.

Alberti. Weber.

Weber: Ich habe meine Cousine herbegleitet, und dann wollte ich mich auch noch einmal von Ihnen verabschieden.

Alberti: Sie wollen also wirklich gerade einen Tag vor mir abreisen?

Weber: Ja, Sie wissen doch, daß ich gerade dem heutigen Abend aus dem Wege gehen möchte.

(Pause.)

Alberti (ablenkend): Wie schnell die Zeit vergangen ist, die wir hier zusammen waren!

Weber: Ja, sehr schnell!

Alberti: Ich werde Ihnen meine Photographie als Andenken schenken, und wenn Ihnen etwas daran gelegen ist, schreibe ich Ihnen auch noch eine Widmung darauf.

Weber: Ach schön! Das ist hübsch! Ein kleines Andenken!

Alberti: Entschuldigen Sie einen Augenblick! Ich hole sie herauf und komme gleich wieder. (Geht ab.)

Weber (tritt in den Hintergrund; hinter einen Wandschirm.)

Scene 2.

Hofmann. Dr. Busse.

(Hofmann und Dr. Busse, im Gespräch, kommen herein, bleiben im Vordergrund.)

Hofmann: Hat Schröder auch schon öfters Leute aus Ihrem Kreise hier angepumpt?

Dr. Busse: Versucht hat er's wol schon häufig; er hat nur niemals Erfolg damit gehabt.

Hofmann: Hier kennt man ihn?

Dr. Busse: Hat schon einer gehört, daß Schröder eine Schuld abgezahlt hat? — Ich wäre sehr erstaunt, wenn ich es hörte.

Hofmann (mit gepreßter Stimme): So?

Dr. Busse: Ein Freund von mir, der hier Zahnarzt ist, hat ihm im vorigen Jahr ein ganz neues Gebiß gemacht. Sie werden sagen, wozu braucht Schröder ein Gebiß, wenn er nichts zu beißen hat? Und dagegen ließe sich ja auch nichts einwenden. Aber Schröder hat von den zweiunddreißig Zähnen, die ein normaler Mensch hat, nur noch einen einzigen; und sein erstes Gebiß muß er wol antiquarisch erstanden haben, denn sobald er nur den Mund öffnete (lacht selber), flatterte es wie im Winde her und hin. So war denn ein neues vollständiges Gebiß wirklich eine ästhetische Notwendigkeit. Aber glauben Sie, daß er dem Zahnarzt bis jetzt auch nur einen Pfennig dafür bezahlt hat?

Hofmann: Vielleicht bekomme ich doch etwas zurück von meinem Gelde?

Dr. Busse: Es gibt eben stets unverbesserliche Optimisten —

Hofmann: So soll ich hier zweihundert Mark eingebüßt haben?

Dr. Busse: Zweihundert? Ich dachte, zweitausend.

Hofmann: Ja gewiß! Zweitausend.

Dr. Busse: Hier pumpt ihm keiner mehr etwas; aber wenn ihm keiner mehr etwas pumpt, dann pumpt er.

Hofmann (lächelt wehmütig).

Dr. Busse (lüftet ein wenig den Vorhang, und verschwindet dahinter, kommt aber bald zurück): Da ist meine Cousine Karoline! Ein altes Inventar aus der Rumpelkammer meiner Verwandtschaft — höchstens ein Antiquitätenhändler könnte an so etwas Interesse nehmen. — Und dann das ältere Fräulein Wandelt! Wenn sie sich so weiter entwickelt, wird ihre Photographie bald (lacht) als Etiquette auf Weißbierflaschen fungieren.

Hofmann (schweigt).

Dr. Busse: Ach, diese Damen hier —!

Hofmann: Haben Sie sich denn eigentlich schon überzeugt?

Dr. Busse: Es gibt kein Weib, das ich nicht sogleich richtig taxiere.

Hofmann (lächelt).

Dr. Busse: Und ich liebe nur den Hautgout.

Hofmann: Darum sind Sie vorhin drinnen so still geworden?

Dr. Busse: Erst wenn ich merke, daß ein Mädel Gefallen hat am Ulk, dann bin ich unerschöpflich.

(Pause.)

Dr. Busse: Ich bin schon seit Jahren nicht in so schlechter Laune gewesen, wie heute, und das will bei mir viel sagen.

Hofmann: Woher denn?

Dr. Busse: Ich ärgere mich über meine Beschränktheit, daß ich einen solchen faux pas —

Hofmann: Was meinen Sie damit?

Dr. Busse: Ich ärgere mich darüber, daß ich mich dazu bewegen ließ, heute hierher zu kommen. Ich mußte doch wissen, was ich in diesen spießbürgerlichen Kreisen zu erwarten hatte.

Hofmann: Ja, warum haben Sie die Einladung angenommen?

Dr. Busse: Ich habe mich einmal von Fräulein Reinert beschwatzen lassen. Aber nun bin ich auf Jahre hinaus gewitzigt.

Hofmann: Nun ja —

Dr. Busse: Ich habe drinnen die Wirtschafterin ins Auge gefaßt, die mir auch ganz deutlich zugenickt hat. Sie ist ein wundervolles Weib und hat eine herrliche Figur; sehr elegant und chic. Aber die Damen gucken sich beinahe die Augen aus, die lassen mich nicht aus dem Auge. Sie sehen und sehen, als ob sie für garnichts anderes mehr Interesse hätten, als fürs Sehen; sie sehen sich beinahe blind.

Hofmann (schweigt).

Dr. Busse: Ich bin überhaupt mit Weibern nur da gern zusammen, wo ich sie bequem wieder loswerden kann. Unter freiem Himmel, in Gärten oder in Wäldern, wo man ihnen leicht zu entwischen vermag.

(Einige Damen kommen zum Vorschein.)

Ein Unglück kommt selten allein! Da kommen noch andere! Jetzt heißt es: Fliehe! Fliehe! (Macht sich eiligst davon.)

(Die Damen gehen vorüber.)

Scene 3.

Hofmann. Wandelt. Emma. Ida.

(Wandelt, Emma und Ida treten ein.)

Ida (reicht Wandelt ein Glas Wein, das sie hereingebracht hat).

Wandelt (zu Hofmann): Meine Cousine bedient mich.

Emma: Es gibt nachher noch Sekt.

Wandelt: Das ist doch die Hauptsache.

(Pause.)

Ida (lächelnd, zu Wandelt): Was ist das, Richard? Ich denke, du willst Schauspieler werden?

Wandelt (schweigt).

Ida (zu Hofmann): Sie werden doch meinen Vetter prüfen? Nicht wahr? — (Zu Wandelt): Ich habe Herrn Alberti gezeigt, wie du Theater spielst — (stockt, ballt die Händchen, läßt den Arm vibrieren).

Wandelt (lustig): Bei dir dauert es ja erst fünf Minuten, ehe du ein Wort herausbringst. Aber wenn ich auf die Bretter trete — (mit theatralischen Gebärden).

Ida: Wirst du jetzt Herrn Alberti auch etwas vorspielen?

Wandelt: Was soll ich denn wählen?

Ida: Mach: „König Lear!" (Zu Hofmann): Er macht alles so gut.

Wandelt (ihr gutmütig-herablassend verweisend): Für dich ist es gut.

Ida: Oder nimm das andere, das du immer vorträgst!

Wandelt (mit ganz übertriebener Theatralik): „Ein Mann von Ehre und ich ein armer Komödiant!"

Ida (in ihrer holprigen Sprechweise ihn sorgfältig kopierend): Ein armer — Komödiant! (Läßt dabei die Arme vibrieren.)

Hofmann (zu Wandelt): Ja, wählen Sie eine beliebige Rolle!

Emma: Fräulein Reinert sagte, daß wir uns (auf eine niedrige Thür deutend) in dieses kleine Zimmer zurückziehen könnten.

Ida (lächelnd): Los!

(Sie gehen allesamt durch besagte Thür hinaus.)

Scene 4.

Weber. Alberti.

(Alberti kommt zurück.)

Weber (ganz selig): Ich habe eben mancherlei Gespräche mit anhören müssen, und Sie können versichert sein, daß der Weinreisende das „Vergnügen", für Sie zu gelten, teuer genug hat bezahlen müssen. Er ist, sicherlich in dieser Eigenschaft als berühmter Schauspieler, von Schröder gehörig angepumpt worden; er muß den jungen Kaufmann, der durchaus Schauspieler werden will, prüfen; und schließlich wird er kaum noch den aufdringlichen Ansprüchen entgehen können, sich kraft seines Einflusses für seine Karriere zu bemühen. Und auch der Doktor Busse ist in ganz mißvergnügter Stimmung; auch ihm scheint das Gefühl seiner Ueberlegenheit ein wenig abhanden gekommen zu sein.

Alberti: Nun sehen Sie, daß wir uns auch gegen diese Ueberlegenen behaupten können; daß dafür gesorgt ist, daß deren Bäume nicht in den Himmel wachsen; und daß wir durchaus nicht vor ihnen zu fliehen brauchen. Wollen Sie sich nun nicht doch besinnen und hier bleiben?

Weber: Nein! Denn das, dem ich gerade aus dem Wege gehen möchte, ist noch nicht vorbei. Der Schröder, der Stückeschmierer, hat mir verraten, daß heute abend berühmte Schauspieler kopiert werden sollen, und da weiß ich, wenn Sie den Alberti, also sich selber, kopieren, wird es nicht den geringsten Eindruck machen, und wenn der Weinreisende den Alberti kopiert, wird er Beifallsstürme entfesseln.

Alberti (lächelnd): Das scheint mir undenkbar, und auch wenn es möglich wäre, müßten Sie es doch noch verwinden können.

Weber: Nein! Ich würde es nicht ruhig mit ansehen können; ja, ich möchte nicht einmal erfahren, ob es sich denn wirklich nach meiner Voraussage zugetragen. Ich reise noch heute abend ab.

Alberti (überreicht ihm sein Bild): Nun, dann ist hier meine Photographie.

Weber: Meinen besten Dank für alles!

Alberti: Lassen Sie es sich recht gut gehen!

Weber: Darf ich Ihnen einmal schreiben?

Alberti: Aber gewiß! Ich rechne ganz bestimmt darauf, daß ich von Ihnen bald einen Brief erhalte.

Weber: Sie antworten mir auch stets?

Alberti: Vielleicht wirft uns das Leben bald wieder zusammen!

Weber: Vielleicht? Na natürlich! Zumal jetzt kann es schon vorkommen!

Alberti: Ja —

Weber: Nun leben Sie wol!

Alberti (geleitet ihn zur Thür).

Scene 5.

Hofmann. Emma. Ida. Alberti. Schröder.

(Hofmann, Emma und Ida sind inzwischen durch die Thür zurückgekehrt, durch die sie verschwunden waren.)

Ida: Heute war er noch garnicht so gut. Wenn er aber die Augen verzieht, das ist großartig, das ist ganz großartig.

Hofmann: Ich habe ja bereits eine gewisse Vorstellung von seinem Talente bekommen.

(Alberti und Schröder treten zu der Gruppe.)

Schröder (zu Alberti): Wir haben heute auf dem Programm der Festlichkeit auch dramatische Deklamationen, wobei wir versuchen, verschiedene berühmte Schauspieler zu imitieren. Und nun möchte ich Sie anfragen, ob Sie geneigt wären, dabei mitzuwirken?

Alberti: Als Gast freue ich mich ganz besonders, auch etwas zum Programm beitragen zu dürfen.

Schröder: Vielleicht wählen Sie auch den „Kean?"

Emma (halblaut zu Ida, beinahe unwillig): Ach! Richard kann's machen! Sonst keiner!

Alberti: Ich werde den Schauspieler Alberti kopieren und die Rolle mir noch aussuchen.

(Bertha tritt auf; Hofmann spricht leise mit ihr.)

Schröder: Kommen Sie, bitte, mit, lieber Herr Felisch! Ich werde Sie drinnen auf die Tribüne führen. — Und auch die anderen Herrschaften kommen vielleicht mit?

Hofmann: Ich komme dann nach; ich stehe jetzt dem gnädigen Fräulein zur Verfügung.

(Alle ab außer Bertha und Hofmann.)

Scene 6.

Hofmann. Bertha.

Hofmann: Du bist ein recht kluges Mädchen, Bertha, und darum hoffe ich, daß du mich verstehen wirst, wenn ich dir jetzt ein Geständnis ablege.

Bertha: So?

Hofmann: Ich habe einmal den berühmten Schauspieler Alberti gesehen und habe ihn dann so gut kopiert, daß, wenn wir jungen Leute zusammengekommen sind, ich überhaupt nur Alberti hieß. Und als man mich hier nun auch für ihn hielt, habe ich mich ganz in seine Rolle hineingelebt. Ich heiße aber Hofmann und bin ein Weinreisender.

Bertha: Ich habe eigentlich niemals darüber nachgedacht, wie du heißt.

Hofmann: Bist du mir darum auch nicht böse?

Bertha: O, das wäre in meinen Augen kein Vorzug gewesen, wenn du selbst der berühmteste Schauspieler wärst, und ich kann mich doch nur freuen, daß du ein Weinreisender bist.

Hofmann: Nun muß ich die Rolle weiter spielen. Denn ich mußte ja den jungen Wandelt prüfen, ob er schauspielerisches Talent hat.

Bertha: Ja —

Hofmann: Daß du mich schon manchen von den Gästen als Bräutigam vorgestellt hast, schadet ja nichts: die können ja ohnedies nicht recht wissen, wer ich bin: ich bin für sie ein fremder junger Mann. Es schadet auch noch nichts, daß ich nun sogar für immer hierbleiben werde, da mein Chef bei seiner Anwesenheit sogleich fest abgemacht hat, daß ich hier eine große Filiale seines Geschäfts einrichten solle; das Abenteuer wird dann klar werden, jedoch allmählich wieder ganz in Vergessenheit kommen, und höchstens wird mir als Erinnerung der Scherzname „Alberti" haften bleiben. Aber heute abend kann ich mich vor meinen Genossen nicht beugen, sondern muß aufrecht bleiben dürfen. Dieser Kollege, der, glaub' ich, Felisch heißt, möchte sich stets über mich stellen, trotzdem er doch dazu gar keine besondere Ansprüche hat. So will ich dadurch ihm gegenüber den Namen „Alberti" als Schwergewicht für mein Ansehen haben, und ich vermag dies um so leichter, als ich ihnen doch zeigen kann, wie täuschend ich eben den Alberti kopiere.

Bertha: Ja, das mußt du tun!

Hofmann: Im Grunde bin ich dann auch berechtigt, mich für jenen zu präsentieren.

Bertha: Ja, natürlich! Das wollte ich eben meinen.

Hofmann: Nicht wahr?

Bertha: Ich wundere mich überhaupt, daß du so viel Bedenken hast.

Hofmann: Es ist ja auch noch gar sehr die Frage, ob ich ihnen allen an wirklichem, natürlichem Talent nicht bei weitem überlegen bin und ob ich nicht schon mehr wäre als Alberti, wenn ich mein Talent ausgebildet hätte.

Bertha: Davon bin ich fest überzeugt.

(Pause.)

Hofmann: Jetzt aber wollen wir noch in den Saal hineingehen, um wenigstens noch etwas von diesem Vortrage zu hören. (Tritt mit ihr hinter die Portiere.)

Scene 7.

Ida. Emma. Alberti. Schröder. Hofmann. Gäste.

(Ida und Emma treten zugleich an der anderen Seite hervor.)

Ida (leise zu Emma): Der macht's nicht richtig! Das muß so — (ballt beide Händchen) oh!

(Alberti, Schröder und zahlreiche Gäste kommen jetzt desgleichen hinter der Portiere hervor; Hofmann eilt ihnen nach.)

Hofmann (zu Alberti, legt ihm mit Gönnermiene die Hand auf die Schulter): Lieber Freund, Sie mögen ein ganz guter Weinreisender sein, ein Schauspieler sind Sie aber nicht, und (geheimnisvoll anzüglich) von Alberti haben Sie nichts, als daß Sie ihm ein ganz klein wenig ähnlich sehen! Alberti aber spielt so! (Geht nach dem Saal mit allen Anwesenden, außer Alberti und Schröder).

Alberti (zu Schröder): Der wird jetzt möglicherweise unglaublichen Applaus einernten.

Schröder: Ja, was wollen Sie denn? Würde Sie das wundern?

Alberti (lächelnd): O ja —

Schröder (mit großartigem Pathos): Beweisen, lieber Freund! Handgreiflich zeigen, was man kann! Die Leute durch die Vortrefflichkeit seiner Leistungen zwingen zur Anerkennung seiner Kunst! Aber da muß man auch etwas in sich haben, womit man vor die Leute treten kann. In der Fähigkeit, andere zu kopieren, muß sich doch am ehesten die Begabung des Schauspielers zeigen.

Alberti (lächelnd): Das ist doch aber etwas zu stark.

Schröder: Entschuldigen Sie —! Ich möchte nun auch den echten Alberti hören. (Geht leise und vorsichtig nach hinten in den Saal.)

Scene 8.

Alberti. Marie.

(Marie kommt vorsichtig herein.)

Marie (wehmütig lächelnd): Morgen? Was werden wir nur machen, Ernst? Mir wird so bange nach dir sein. Mir ist schon jetzt bange.

Alberti: Mir ist auch so wehmütig ums Herz. Komm! Wir wollen von hier fortgehen und zusammen weinen.

Marie (aus Thränen lachelnd; ahmt ihm nach): Komm! — Ach Gott! — Komm! Komm! (Streichelt ihm die Wangen und küßt ihn auf den Mund.)

Alberti: Ach nein! Ich bin vom Traurigsein kein Freund. Lach ein bißchen!

Marie (lacht ihm reizend ins Gesicht).

Alberti (lächelt glückselig).

Marie: Mir ist eigentlich garnicht zum Lachen.

Alberti: Warum?

Marie: (schweigt).

Alberti: Weil ich morgen wieder wegfahre?

Marie (leise): Ja.

(Pause.)

Alberti: Wir müssen vor dem Abschied noch manchen Kuß tauschen. (Zieht sie an sich.)

Marie (lächelt, küßt ihn auf den Mund): Jetzt aber laß mich los! (Lacht fortwährend glückselig.)

Alberti: Wollen wir bald nach Hause gehen?

Marie: Ach nein! Ich werde so wie so heute nicht mehr schlafen können.

Alberti: Wieso nicht?

Marie (lächelt ihn lieblich an).

(Lauter Beifallslärm aus dem Saal.)

Marie (geht nach hinten, schlägt die Portiere zurück, tritt hinter dieselbe und kommt dann wieder): Der hat aber einen Applaus gehabt, daß sie förmlich getrampelt und einen Lärm gemacht und geschrien haben.

Letzte Scene.

Vorige. Ida. Emma. Wandelt. Schröder mit Dr. Busse. Hofmann. Gäste.

(Ida und Emma und Wandelt treten hervor.)

Ida (lacht unmäßig, geht dann hinaus).

Emma (zu Wandelt): Wenn die anfängt zu lachen — jetzt geht sie hinaus, da ist's gut — dann lacht sie, bis sie Stiche bekommt.

(Schröder kommt mit sämtlichen Gästen zurück.)

Schröder: Der hat ein kolossales Talent!

Hofmann (kommt, geht auf Alberti zu und sagt zu ihm mit der selbstbewußtesten Miene von der Welt): Sehen Sie, das war Alberti!

Alberti (lächelnd): Ja, wirklich?

(Der Vorhang fällt.)

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.



Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner**.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. **Anzeigen** 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. **Berlin, den 23. Juni 1900.** **Nr. 25.**

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Die Druckkunst.

Zur Feier des fünfhundertsten Geburtstages ihres Schöpfers.*)

Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß die Physiognomie des geistigen Lebens, innerhalb dessen der moderne Mensch steht, eine Schöpfung der vier letzten Jahrhunderte ist. Wer in die Geschichte zurückblickt, fühlt an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts einen Ruck der Kultur, der wenige seines Gleichen in der Entwickelung der Menschheit hat. Was auch Schulkonferenzen zu Gunsten des Studiums der Alten sagen mögen: jeder Unbefangene fühlt heute, wie unermeßlich viel näher ihm alles steht, was die Geistesentwickelung seit jener Zeitenwende hervorgebracht hat, als alles frühere. Er fühlt das Zusammengehörige dieser Geistesentwickelung, und ihm erscheint das Vorhergehende wie eine fremdere, in sich abgeschlossene Welt. Diese Kultur der letzten Jahrhunderte, sie hat gegenüber ihren Vorgängerinnen etwas von Siegerzuversicht, von Siegerkraft, von Zukunftssicherheit in sich. Man braucht sich, um das zuzugeben, nicht den üblichen Verurteilern des mittelalterlichen Geisteslebens anzuschließen. Man kann sich den freien Blick wahren für die Höhe des Denkens, zu der sich z. B. ein Thomas von Aquino gehoben hat. Aber hatte dieses Denken die Siegeskraft in sich, welche der Kultur der Neuzeit innewohnt? Thomas von Aquino war es doch gerade, der vor dem blindesten Aberglauben kapitulieren mußte. Sein Todesjahr ist zugleich dasjenige der ersten offiziellen Hexenverbrennung. Die Kirche hat sich gegen solchen Glauben lange gewehrt; ihre Wissenschaft hat nicht die Macht gehabt, ihn zu überwinden. Es gab vor dem sechzehnten Jahrhunderte wirklich Naturforscher, die Methoden handhabten und Versuche anstellten, welche im Geiste der unsrigen gehalten sind. Man braucht sich nur an den genialischen Roger Bacon zu erinnern. Als was nahm das Volk die Ergebnisse ihrer physikalischen Versuche? Als Resultat von Zauberkünsten. Erst seit dem sechzehnten Jahrhundert vollführt der Glaube an die Natürlichkeit der Naturvorgänge seinen Eroberungszug durch die Welt. Erst seit dieser Zeit verspürt er die Kraft in sich, zum Siege zu kommen.

Die dem sechzehnten vorhergehenden Jahrhunderte bereiten diesen Glauben vor. Die deutsche Mystik eines Tauler, eines Meister Eckhardt ringt danach, die Wahrheit nicht einer übernatürlichen Offenbarung verdanken zu müssen, sondern sie auf natürlichem Wege aus der menschlichen Seele ausströmen zu lassen. Und sobald der Glaube sich festsetzte, daß in dem Menschen selbst die Offenbarung zu suchen sei, mußte auch immermehr das Bedürfnis des Einzelnen erwachen, unmittelbar tätigen Anteil an der Kulturentwickelung zu nehmen.

Der Boden war damit gewonnen für eine neue Art der Mitteilung gefundener Wahrheiten. Man mußte dazu kommen, Dinge mit sich selbst abzumachen, bezüglich derer man sich vorher den Rat besonders begnadeter Menschen gesucht hat. Der unmittelbare Einfluß solcher Menschen verlor an Kraft. Man wollte nicht mehr bloß hörend hinnehmen; man wollte mitdenken. Einer Art von Mitteilung bedurfte man, die losgelöst war von der unmittelbaren Gegenwart der Persönlichkeit.

Die Tatsache ist nicht hinwegzuleugnen, daß die

*) Mit Bezug auf das Buch: Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Von Dr. Heinrich Meisner und Dr. Johannes Luther (in Prof. Heyks Monographien zur Weltgeschichte).

Geschichtschreiber des geistigen Lebens über die Jahrhunderte des Mittelalters wenig zu sagen wissen. Was da getrieben wurde, haben wenige mit einander abgemacht. Reichtum gewinnt das geistige Leben erst, als die Zahl derer, die sich an ihm beteiligen, eine große wird.

Zu solcher Teilnahme hat Johannes Gutenberg die Menschheit aufgerufen. Er hat der Welt überliefert, was vorher das Besitztum weniger war. Er hat an die Stelle einer künstlichen Auslese geistiger Führer eine natürliche gesetzt. Es war ein Zufall, wenn unter den Wenigen, die im Mittelalter an dem Geistesleben teilnahmen, gerade ein Auserwählter war. Das wurde anders, als die Kunst erfunden war, Bildung in die weitesten Kreise zu tragen. Wie anders kann das billige Buch aus der Masse der Menschen diejenigen auslesen, die zur Kulturförderung berufen sind, als das künstliche Ausleseprinzip des Mittelalters!

Und solche Ausbreitung der Kultur war im sechzehnten Jahrhundert eine der denkbar größten geschichtlichen Notwendigkeiten. Der Schauplatz, auf dem sich die Menschengeschicke abspielten, wurde gewaltig vergrößert. Die Welt, auf der der Mensch seine Thätigkeit entwickeln mußte, wurde durch die Entdeckungen und durch die damit verbundene Vergrößerung aller Verkehrsbeziehungen, eine ausgedehntere. Eine ungeheure Summe von menschlicher Kraft, die bis dahin brach gelegen hatte, mußte zur Mitarbeit an den Weltgeschicken herangezogen werden. Diese Kraft ruhte gebunden in den Menschen, in den Individuen. Das Individuum mußte mächtiger eingreifen in den Gang der Entwickelung. Dazu mußte sich sein Gesichtskreis vergrößern. Die Buchdruckkunst löste unzählige Kräfte, die in den Persönlichkeiten gebunden lagen.

Die andern Entdeckungen und Erfindungen stellten dem Menschen größere Aufgaben, als er früher zu bezwingen hatte. Die Druckkunst gab ihm die Möglichkeit, diese Aufgaben zu lösen.

Es ist symbolisch tief bezeichnend, daß die neue Kunst nicht aus den Kreisen der gelehrten Bildung hervorgegangen ist. Ein Mann der Praxis ist zu ihr gelangt. Eine Persönlichkeit, die losgelöst war von ihrem Stande, von ihrer Familie. Herausgewachsen war Johannes Gutenberg aus den Verhältnissen seiner Umgebung, als ein einzelner Mann, rein auf sich gestellt. Nicht innerhalb einer Tradition wirkte er, wie die Vertreter des Gelehrtenstandes. Er ist der Typus des modernen Menschen, der erreichen will, wessen er bedarf, nicht durch die überlieferten Besitztümer eines Verbandes, aus dem er herausgewachsen ist, der vielmehr seine Sache auf sich selbst, auf seine eigene Tüchtigkeit stellen will.

Nicht die traditionellen Mächte, die aus der mittelalterlichen Kultur herausgewachsen sind, konnten die neue Kunst schaffen, sondern der neuzeitliche Mensch, das auf sich gestellte Individuum, das ein Ergebnis der an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts umgewandelten sozialen Verhältnisse ist.

Welche Bedeutung hat im Grunde aller Streit um die Vaterstadt der Druckkunst? Gutenbergs Vaterland ist die moderne Kulturwelt. Er mußte herauswachsen aus allen Vaterschaften zur echten modernen Menschlichkeit, um der Menschheit die internationale Kunst des Druckens zu schaffen. Seit von der Linde sein monumentales Werk über die Buchdruckkunst geschaffen hat, ist aller Streit über andere Anteile an der Erfindung aus der Welt geschafft. Und unserer Empfindung entspricht es, daß ein entwurzelter, ein typisch moderner Mensch der modernen Zeit ihr Gepräge geschaffen hat.

Die Gutenberg-Feiern wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert glänzender. Nichts ist natürlicher als dies. Denn die Menschheit wird sich immer mehr bewußt, was sie Gutenberg zu verdanken hat. Jeder Tag verwirklicht neues, was er möglich gemacht hat.

Eine außerordentlich verdienstvolle Arbeit zur Feier des fünfhundertsten Geburtstages Johann Gutenbergs haben Dr. Heinrich Meisner und Dr. Johannes Luther geliefert. (Die Erfindung der Buchdruckerkunst. In Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von Ed. Heyck. Bielefeld und Leipzig). In ansprechender, durchsichtig klarer Art werden die Verrichtungen und Vorstellungen des Altertums und Mittelalters geschildert, die als eine Art Vorbereitung der Menschheit auf Gutenbergs Kunst angesehen werden dürfen. Besonders fein ist die Kultur des Holztafeldrucks, des unmittelbaren Vorgängers der Typographie, geschildert. Man erkennt aus dieser Charakteristik, wie aus dem Lern- und Bildungsdrang der Volksmassen das Bedürfnis nach der Druckkunst geboren ist. Mit Freuden dürfen es diejenigen, welche die Signatur des Geisteslebens in den letzten vier Jahrhunderten als eine antikirchliche erkennen, begrüßen, daß von den Verfassern der Einfluß der Kirche auf die Verbreitung der Gutenbergschen Kunst nicht überschätzt wird. Die Kirche wich eben nur zurück vor der neuen Bildung, die ihr in den Lettern entgegenkam, und war klug genug, mit einem Kulturfaktor zu rechnen, dessen Wirkung sie nicht aufhalten konnte. In ihrem Geiste wäre es vielmehr gelegen gewesen, die Politik fortzusetzen, die auf dem Toulouser Konzil einen so krassen Ausdruck in dem Verbot des Bibellesens und des Besitzes der Bibel für Laien gefunden hat.

Gutenbergs Persönlichkeit, sein Leben und seine Taten werden klar gekennzeichnet, die Ausbreitung des Druckens in den ersten Jahrzehnten anschaulich geschildert. Die Verfasser haben eine glückliche Gabe erwiesen in der Gruppierung des eben nicht ganz leicht zu behandelnden Tatsachenmateriales. Daß ihre Darstellung auf dem Standpunkte der gegenwärtigen Kenntnisse über den Gegenstand vollkommen steht und daß sich daher jedermann aus dem Buche in zeitgemäßer Weise unterrichten kann, scheint, gegenüber den Qualitäten der Autoren, eine überflüssige Bemerkung zu sein.

Die Mode der Zeit, Bücher mit Abbildungen zu überladen, kommt hier einmal einer Sache zu Gute. Es ist für denjenigen, der sich über die ersten Stadien des Druckens Vorstellungen machen will, im höchsten Grade wünschenswert, daß ihm die ersten Drucke in Abbildungen vor die Augen treten.

Es wird wenige Kulturtaten geben, an deren Geschichte so weite Kreise Interesse haben, wie an der Druckkunst. Diesem Umstande trägt das Buch in jeder Beziehung Rechnung. Es verdient durchaus populär zu werden.

Rudolf Steiner.



Im Kampf um die „Welträtsel".

Von Heinrich Schmidt.

1. Philosophen.

Ernst Haeckels „Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie" sind den Lesern des „Magazins" durch Rudolf Steiner vorgestellt worden. Die Wirkung dieses „Erbauungsbuches", wie es in einer Besprechung genannt wurde, ist unübersehbar groß. Vor acht Monaten ist es im Buchhandel erschienen, und schon findet das zehnte Tausend seinen Weg ins Publikum. Ueber 60 der verbreitetesten Zeitungen und Zeitschriften liegen vor mir mit längeren oder kürzeren Betrachtungen über das litterarische „Testament" des berühmten Naturphilosophen; daneben fünf Broschüren, die sich mit ihm beschäftigen. Die Vielseitigkeit des Buches, das fast alle Fragen in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, die je ein Menschenherz bewegten, hat einen ebenso vielseitigen Widerhall gefunden. Tiefstes Entsetzen auf der einen, helle Begeisterung auf der andern Seite; dazwischen alle möglichen Nüancen. Ein kritischer Gang durch die Besprechungen bietet hier mancherlei Interessantes.

Geradezu ergötzlich wirken die häufigen Widersprüche, in denen sich die Besprechungen unter einander bewegen. Genau das, was der eine tadelt, findet Gnade bei dem andern; jener gibt ohne Widerrede zu, was dieser unbarmherzig verwirft. Während sich hier Haeckels Monismus als „echter Materialismus" entpuppt, wird er dort „vom Standpunkt des naturwissenschaftlichen Materialismus" schonungslos kritisiert. Der bespöttelt Haeckels völligen Mangel an historisch-philosophischer Bildung, jenem „flößt sein Reichtum an philosophiegeschichtlichen Kenntnissen die größte Bewunderung" ein. „Wunderbar tiefe Ausblicke" eröffnet dem einen der zweite (psychologische) Teil, der für den andern wol „philosophisch wichtiger, aber nicht bedeutend" ist. Aehnlich widersprechende Bemerkungen häufen sich auf die Beurteilung Kants, wie sie Haeckel in der 11. Anmerkung zu den „Welträtseln" ebenso knapp wie treffend gegeben hat. Wären die „Welträtsel" nicht an und für sich selbst im höchsten Grade interessant, diese Besprechungen wären geeignet, sie dazu zu machen. Sie bilden zugleich die beste Rechtfertigung Haeckels, indem sie sich gegenseitig zum größten Teile selbst vernichten. Scherzhafter Weise könnte man Haeckel mit dem „Ding an sich" vergleichen; das spiegelt sich auch in jedem Kopfe anders.

Die wenigsten „Kritiker" berühren die beiden ersten Teile der „Welträtsel" (der Mensch, die Seele); wo es doch geschieht, trifft man auf eine beträchtliche Menge von Kenntnis- und Verständnislosigkeit. Meist sind es Philosophen, die hier Schiffbruch leiden. Am meisten und heißesten sind die Teile drei und vier umstritten (die Welt, der Gott). Natürlich! die Invasion Haeckels in fremdes Gebiet, darf ja nicht geduldet werden. Aber auch hier ist der Kampf nicht ohne heitere Momente; auch hier muß man sich über die Mißverständnisse wundern, denen Haeckels klare Darlegungen ausgesetzt sind. Das macht, weil diese Art von „Philosophen" in den „naturphilosophischen Partien in Bezug auf die Tatsachen auf Fachmänner sich verlassen müssen." So das Geständnis des Professors der Philosophie und Apolegetik an der Universität Graz, Dr. A. Michelitsch. Professor Troeltsch (in der Christlichen Welt) stimmt mit ihm überein, „daß eine philosophische Verwertung der Naturerkenntnis sehr wohl ohne naturwissenschaftliche Fachbildung möglich sei." Aehnlich Dr. Bliedner. Die Zeit wird kommen und ist schon da, wo man einen solchen Satz nicht mehr aussprechen darf, ohne sich lächerlich zu machen. Bedauerlich ist es in der Tat, daß die „Welträtsel" nicht einmal für Professoren der „Philosophie" verständlich sind. Der Begriff der „Bildung" wird in den nächsten Jahrzehnten eine starke Umbildung erfahren müssen.

In vielen Fällen gewähren die Besprechungen und Kritiken einen vortrefflichen Einblick in die intimsten Seelenverhältnisse und Gedankengänge der Kritiker, welche die willkommene Gelegenheit benutzen, angesichts dieses „Glaubensbekenntnisses" selber ein Credo abzulegen. Man lernt so häufig den Besprechenden besser kennen, als den Besprochenen. Am prägnantesten tritt das zu Tage bei Julius Hart (in der Täglichen Rundschau), bei Johannes Schlaf (in der Wiener Rundschau), bei den Professoren Ritter (in der Kritik), Lasson (in der Nationalzeitung), und gar erst bei Professor Max Seiling (in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung). Die beiden letzteren, Lasson und Seiling, können obendrein wissenschaftlich nicht einmal ernst genommen werden. Seiling, der seine Kritik ebenso wie Lasson mit allerlei Bissigkeiten geschmückt hat, ist erzürnt auf Haeckel, weil dieser „keine blasse Ahnung hat von den Tatsachen, durch welche der Schleier der Lebensgeheimnisse wenigstens einigermaßen gelüftet wird". Und diese Thatsachen sind — die „Thatsachen" des Spiritismus und Okkultismus! Erheiternd wirkt es, daß Prof. Michelitsch, als glaubensstarker Papist selber eine Spiritistenvarietät, Haeckel in diesem Punkte vollkommen beistimmt. Es ist das natürlich nur eine „Convergenz-Erscheinung." Am besten charakterisiert sich Seiling mit folgenden Worten: „Ein Mensch, der sich in dieser rätselhaften und leidvollen Welt **ohne** religiösen oder transscendentphilosophischen Rückhalt ein zufriedenes Gemüt zu bewahren vermag, kann in höherem Sinn nicht wol ein denkendes Wesen genannt werden". Man mache sich nur einmal durch eine genaue Analyse den Sinn (?) dieses Satzes klar! Und halte dann den andern Satz Seilings daneben: „Man kann begreifen, daß die auf die Worte ihres Magisters schwörenden Leser den Ausführungen Haeckels **glauben**, nicht aber, daß sie viel dabei **denken**" Denken und Glauben! Die beiden Begriffe scheinen bei Seiling wahrhaftig ein „Traversez" ausgeführt zu haben. Daß die Beilage zur allgemeinen Zeitung die „Welträtsel" von einem Spiritisten und Okkultisten besprechen läßt, ist mir aber selbst ein Welträtsel. Ein interessantes Pröbchen philosophischen Denkens liefert auch Adolf Lasson in der Nationalzeitung. Er sagt: „der Schreiber dieser Zeilen soll einmal wie die andern Menschen auch eine mikroskopische Zelle gewesen sein; er glaubt es nicht und es wird schwer sein, ihn davon zu überzeugen; für seinen Leid freilich steht er nicht ein. Zwischen Menschen und Menschenaffen soll die engste Verwandtschaft bestehen; aber was angeführt wird: Skelett, Muskeln und Eingeweide, beweist gar nichts dafür. Man müßte es zugestehen, wenn die intimsten Prozesse in den Ganglien des Großhirns beobachtet und als wesentlich übereinstimmend nachgewiesen werden könnten. Da das aber fürs erste nicht geht, würde ich die Verwandtschaft erst anerkennen, wenn einmal ein besonders geschickter Menschenaffe an meiner Stelle aufs Katheder gestiegen wäre und so **vernünftig geredet hätte**, wie ich selber, oder sich an meinen Schreibtisch gesetzt und mir

die saure Arbeit dieser Besprechung eines geistreichen Buches abgenommen hätte". In dieser Weise geht es weiter. Soll das vielleicht vernünftig geredet sein? Der Schreiber dieser Zeilen glaubt es nicht und es wird schwer sein, ihn davon zu überzeugen. Und dabei habe ich mir sagen lassen, daß Lassons Kritik vortrefflich sei. Vortrefflich, ja, für Leute, die auch die einfältigsten Reden für vortrefflich halten, sobald sie nur gegen Haeckel gerichtet sind. Uebrigens, ich bin der Meinung, daß das Experiment mit dem Affen in manchen Fällen gar nicht so erfolglos sein würde, wie es Lasson anzunehmen scheint.

Mehreremale wird auch behauptet, wie z. B. von Lasson, Haeckels Buch beanspruche, die Welträtsel gelöst zu haben. Wie man diese Behauptung trotz Haeckels Vorwort aufstellen konnte, ist mir unbegreiflich. Auch hier hat eine andere, im übrigen „vernichtende" Kritik festgestellt: „Diese Behauptung (daß er die Welträtsel gelöst habe), stellt Haeckel jedoch kluger Weise nicht auf." Dagegen spricht nicht der Umstand, daß Haeckel die „Welträtsel" Dubois-Reymonds nicht als solche anerkennt. Für ihn liegt eben das Welträtsel anders wo, als es diese Herren suchen, dort, wo es in Wirklichkeit auch nur liegen kann: im Substanzproblem. Aber gerade auch der Substanzbegriff Haeckels begegnet Mißverständnissen, die man kaum für möglich halten sollte. Hoenigswald, in seiner Broschüre „Ernst Haeckel als Philosoph", behauptet schlankweg, Haeckel identifiziere sein „Substanz**gesetz**" (die Zusammenfassung der Gesetze von der Erhaltung der Materie und der Energie!) mit dem Substanz**begriff** Spinozas! Der Referent des Litterarischen Centralblatts, wahrscheinlich ein „Energist", versteht unter dem Substanzgesetz die „Erhaltung der Energie." Für andere bedeutet Haeckels Substanz ein Sprung ins Metaphysische. Und dabei ist Haeckels Substanz das Physischste, was man sich nur denken kann, wie allein schon das Schema auf Seite 264 der „Welträtsel" zeigt:

Welt (= Natur = **Substanz** = Kosmos)

I. Aether II. Masse

u. s. w.

Und wie glücklich Haeckels Zusammenfassung jener beiden Gesetze in ein einziges „Substanzgesetz" gewesen ist, das wird die Forschung der nächsten Jahrzehnte bestätigen. Der Anfang dazu ist schon gemacht.*) Jedoch auch dieses „Gesetz" scheint hier und da Verwunderung erregt zu haben. Wenigstens läßt mich eine Bemerkung von Thomas Achelis im Litterarischen Echo das vermuten: bei Haeckel gelange „**unbesehens** ein Substanzgesetz als kosmologisches Grundgesetz zur absoluten Anerkennung". Auch noch bei anderen ist der Argwohn vorhanden, daß Haeckel sich hier irgend ein „philosophisches Kunststückchen" geleistet habe.

Ebenso unberechtigt, wie die Meinung, Haeckel sei Metaphysiker, erscheint mir die andere, Haeckel sei Dogmatiker. Erkenntnistheoretisch steht er durchaus auf dem Boden des „Kritizismus" oder besser des „Relativismus" (S. Einl. z. 16. Kap.), und durchaus treffend weist er die Erörterung über das „Ding an sich" als unfruchtbar zurück. Das „Ding an sich" ist immer nur das „Ding für mich". Aber **innerhalb** dieser Grenzen kennt die Forschung allerdings **keine** Welträtsel mehr, die unlösbar wären. „**Alle Fragen**, die der Mensch vernünftigerweise stellen **kann**, sind auch beantwortbar und werden im Laufe der Entwickelung auch beantwortet werden". „**Die Macht des Denkens** ist seiner Aufgabe gegenüber **ohne Grenzen**. Wir können nicht hoch genug von ihr **denken**. Es giebt nichts dem Denken Unfaßbares, es giebt **keine** „**Grenzen** des Naturerkennens". (Petzold, **Einführung** in die Philosophie der reinen Erfahrung. I, 3.) In richtiger Erkenntnis dieses „erkenntnistheoretischen" **Standpunktes** erklärte schon Darwin in der Einleitung **zu** seiner „Abstammung des Menschen" (1871): „**Es sind immer** nur diejenigen, welche wenig wissen, und nicht die, welche viel wissen, welche positiv behaupten, daß **dieses** oder jenes Problem nie von der Wissenschaft **werde** gelöst werden".

Die Zerfahrenheit und Impotenz der **Kritik** zeigt sich am auffälligsten in der Beurteilung des **Haeckelschen** „Monismus" als solchen. Lassen wir **auch** hier zunächst wieder die Kritiker selbst zu Worte **kommen**. Für Hoenigswald ist Haeckel als **materialistischer** Naturforscher Dualist. Rehmke bemerkt in den **Protestantischen** Monatsheften: „Wir haben also scheinbar **vollen Grund**, Haeckels Philosophie als **Dualismus** anzusprechen. Und doch, so sehr auch die Worte selber ihn als Dualisten zu kennzeichnen scheinen, im Grunde ist er **es** wieder nicht, sondern trotz alledem der Vertreter eines Monismus, aber freilich nicht des spinozistischen, sondern des **materialistischen Monismus**." Und nun kommt der naturwissenschaftliche Materialist Hans v. Liebig (in der Umschau), der „den wahren naturwissenschaftlichen Monismus" vertritt, und erklärt: „Aus dem Monismus Haeckels ist so auf dem Umweg über den Dualismus Spinozas (!) eine **Dreieinigkeitslehre** geworden". Eine nette Verwirrung das! Monismus, Dualismus, Dreieinigkeitslehre! Man sieht an diesem einen Beispiel, wie verschieden sich ein und dasselbe Ding in verschiedenen Köpfen ausnimmt. Aber woran liegt's? Haeckels Monismus ist eben etwas Spezifisches, das sich nicht mit einem abgegriffenen Schlagwort kurzer Hand bezeichnen läßt. Daher das Lächerliche in den Bemühungen der Philosophen, ihn in das Prokrustesbett ihrer philosophischen Schulbegriffe einzuzwängen. Monistisch ist Haeckels Weltanschauung, und zwar in einem viel umfassenderen Sinne, als diese Bezeichnung herkömmlicherweise besagte. Aufmerksamen Lesern seiner philosophischen Schriften brauche ich das nicht näher auseinander zu setzen. Zudem sagt schon die Tabelle auf Seite 268 der „Welträtsel" genug. Und materialistisch ist sie auch, in gewissem Sinne! Nähere Ausführungen darüber im 2. Kapitel seiner Natürlichen Schöpfungsgeschichte. Vom Materialismus unterscheidet sich Haeckels Monismus dadurch, daß er die ganze Natur beseelt denkt, daß er selbst den Atomen Empfindung und Willen im niedersten Grade zuschreibt. Wenn Rehmke behauptet, Haeckel leugne den Geist ebenso wie der Materialismus, so ist das nur als ein Mißverständnis Rehmkes der von ihm citierten Stelle (Welträtsel S. 255) zu betrachten. Seine Vollendung findet dieser „monistische Materialismus" (oder, „materialistischer Monismus") Haeckels im Spinozismus. Den Streit darüber, ob Haeckel sich mit Fug und Recht einen Spinozisten nennen könne, verspare ich mir auf ein andermal.

*) „So sind wir also am Schluß des Jahrhunderts zu dem wunderbaren Ergebnis gelangt, daß die Elektricität in der That etwas Materielles ist". Professor Dr. Budde in einem Vortrag über das Wesen der Elektricitat. (S. Beil. z. A. Z. Nr. 56, 1900.)

Man fragt sich, woher die vielen Mißverständnisse und schiefen Urteile, denen man beim Durchlesen der Kritiken begegnet? Mir scheint der Grund darin zu liegen, daß man diese „reife Frucht der Erkenntnis" glaubt beurteilen zu können, ohne den gewaltigen Baum zu untersuchen, auf dem sie gewachsen ist. Eben darauf beruht auch der Vorwurf der Oberflächlichkeit, der dem Buche von einigen Kritikern gemacht wird. Ihnen sind die Tiefen unbekannt, aus denen Haeckels „Glaubensbekenntnis" zur Oberfläche emporgedrungen ist, daher denn jener Vorwurf ganz und gar auf sie selber zurückfallen muß. Im einzelnen, das ist ohne weiteres zuzugeben, werden ihm von Spezialisten mancherlei Unrichtigkeiten nachgewiesen werden können: als Ganzes und auf dem Hintergrund der gesamten Lebensarbeit Haeckels betrachtet sind die „Welträtsel" ein ungeheures Werk. Hier gilt es vor allem zu würdigen, nach zu denken, nach zu arbeiten auf dem Boden, dem die „Welträtsel" entsprossen sind. Die Nachwelt wird das Urteil fällen, und, wir zweifeln nicht daran, zu Gunsten Haeckels und seines Monismus. Jenen aber, den „Weltweisen", kann nur immer wieder vorgehalten werden, was Haeckel einem von ihrer Sippe gelegentlich zugerufen hat: „Erwerben Sie sich durch fünfjähriges, fleißiges Studium der Naturwissenschaft und besonders der Anthropologie (speziell der Anatomie und Physiologie des Gehirns!) diejenigen unentbehrlichen empirischen Vorkenntnisse der fundamentalen Thatsachen, die Ihnen noch gänzlich fehlen."

2. Der „Türmer".

Die „Umschau" bringt es an den Tag. Die „Umschau" soll uns jetzt erzählen, ihre Zeitschriftenrevue in Nr. 5 vom 27. Januar 1900.

„Der Türmer. Januarheft. H. v. Gumppenberg behandelt ausführlich Ernst Haeckels Stellung zur Religionsfrage, wie sie besonders in dem neuen Werke „Die Welträtsel" zum Ausdruck kommt. Haeckels Buch erfährt eine scharfe, allseitige Verurteilung. Seinen Ausführungen werden drei schwere Mängel nachgesagt: er könne über die klägliche Dürftigkeit und den in sich selbst widerspruchsvollen Charakter der in Frage kommenden naturwissenschaftlichen (monistischen) Sätze nicht hinwegtäuschen; er bekämpfe das menschlich wichtigste Dogma der Offenbarungsreligionen, die persönliche Unsterblichkeit mit ganz wirkungslosen Waffen; endlich habe er gar keinen Begriff vom Wesen des religiösen Bedürfnisses. Haeckels „neue Religion" sei „totgeboren."

Die Redaktion der „Umschau" fügte diesem kurzen Bericht die treffende Bemerkung hinzu: „Bei der Tendenz dieser Zeitschrift kann uns die unbedingte Verurteilung Haeckels nicht weiter wundern." Dieser Zusatz hatte eine unerwartete Wirkung. Drei Wochen später fand ich in Nr. 8 der „Umschau" folgende Notiz: „Herr Hanns v. Gumppenberg, dessen Kritik von Haeckels ‚Welträtseln' im ‚Türmer' von uns besprochen wurde, teilt uns mit, daß sein Aufsatz im Türmer — achtundzwanzig von der Redaktion ohne sein Wissen und seine Erlaubnis nachträglich ausgeführte Aenderungen enthalte, die seine vorurteilslos philosophische Polemik gegen Haeckel in eine kirchlich reaktionäre verkehrten." Eine Zuschrift mit ähnlichem Inhalt hatte H. v. Gumppenberg auch dem Kunstwert zugehen lassen.

Braucht's eine Erläuterung zu diesem Text? Sicher nicht, aber eine Nachrede doch. Der „Türmer", vom Freiherrn v. Grotthus geleitet, ist eine „durchaus vornehme" Monatsschrift, die in unserer „materialistischen", ideallosen Zeit eine „geist- und gemütbildende" Mission zu erfüllen gedenkt. Der „Türmer" teilt nach dieser Probe seinen Standpunkt mit der Kirche, die auch „geist- und gemütbildend" zu wirken sich bestrebt — aber meistens ohne oder gar gegen den „Intellekt." Der Erfolg liegt für jeden Sehenden klar zu Tage.

In seinem Märzheft veröffentlicht der „Türmer" eine Erklärung in eigener Sache, in der hier erzählten „eigenen" Sache nämlich. Er ist bemüht, diese „eigene" Sache möglichst von sich abzuwälzen und Herrn von Gumppenberg in die Schuhe zu schieben. Die Erklärung macht den ganzen Handel vielleicht noch interessanter, bietet jedoch keine Veranlassung, unser Urteil zu ändern.

(Fortsetzung folgt.)



Die Kulturformen Oceaniens.

Von **Leo Frobenius.**

(Fortsetzung.)

Die Sache ist an sich einfach. Wer noch nicht klar genug sieht, den bitte ich einen Blick in die Karten der Verbreitung der Kulturmerkmale zu werfen, die meinem afrikanischen Hauptwerke beigefügt sind. Erstaunen erregte das Auftreten malajischer Kulturmerkmale in West-Afrika, dem die Wissenschaft aber nicht die Anerkennung zu versagen vermochte.

Soweit die bisherige Entwickelung meiner in dieser Richtung zielenden Arbeiten und ihrer Aufnahme, deren letztes charakteristisches Symptom die Schlußbemerkung eines Referenten war: „Bis dahin mag die eigenartige Methode von Frobenius Stich gehalten haben und es ist nicht zu leugnen, daß er die Probleme der afrikanischen Kulturgeschichte im wesentlichen mittelst ihrer gelöst hat. Es ist aber nicht wol anzunehmen, daß sich auch die Kulturen der anderen Erdteile durch sie so leicht enträtseln lassen werden, zumal sie nicht so zugänglich sind wie die Afrikas, die zugegebener Maßen früher als die kompliziertesten erschienen."

Der Herr Referent und die anderen Kollegen mögen sich beruhigen. Die Methode reicht überall und ich werde dies in dem reichen, bei Petermann demnächst erscheinenden Kartenmaterial über die oceanische Kultur beweisen, der ich heute einen allgemeinen Ueberblick nebst einigen speziellen Proben der Arbeitsweise vorangehen lasse — wie folgt:

Es handelt sich also um die Kulturen Oceaniens, d. h. jenes gewaltigen Inselgebiets, dessen östlich vom indonesischen (ostindischen) Archipel gelegene Territorien von Menschen belebt sind, die von den Entdeckern noch im Zeichen des Steinbeiles angetroffen wurden. Es ist ein Riesengebiet zwischen Hinterindien und der Oster-Insel, also fast an die amerikanische Küste grenzend: im Westen das indonesische Gebiet um Hinterindien herumlagernd, im Südosten hiervon Neuholland (der Erdteil Australien), im Osten Melanesien mit der Hauptinsel Neuguinea, und endlich im Nordosten das inselstrotzende, weit zersprengte Mikronesien. Das eine also ein Festland, das zweite vor allem eine langgestreckte

Insel, das dritte ein Inselregen. Mit diesen Worten ist das schwierige Problem der oceanischen Kulturen in faßbare Nähe gerückt, denn damit sind die drei Straßen, die von Indonesien hinüber nach dem im Osten liegenden Außengebiet Polynesien führen, sowie ihre wesentlichen Eigenarten angegeben: 1. die Südachse über dem Erdteil Australien, 2. die Mittelachse an den Küsten Neuguineas entlang und 3. die Nordachse über die Inseln Mikronesiens. Ich betone gleich hier, daß die Nordachse von Mikronesien in das östliche Melanesien und Polynesien ausläuft und sich in dem ersteren Gebiet wieder mit den Ausläufern der mittleren südlichen Zone oder Straße schneidet, so daß das interessante Faktum eintritt, daß drei über ein Gebiet (Indonesien) auslaufende Strömungen sich am Ende der Bewegung zweier derselben (derer der Mittelachse und derer der Südachse) wieder schneiden, — daß ferner Polynesien ein Außengebiet ist, das vorzüglich unter dem Einfluß der Nordachse steht, und daß endlich der Unterschied der drei Straßen (1. Erdteil, 2. küstenreiche Insel, 3. Inselregen) ausschlaggebend für die Bewegungsfähigkeit und Entwickelungsform der sie besiedelnden Kulturen sein mußte. Man wolle zumal das letztere beim Durchgehen der Arbeitsbeispiele nicht außer Auge lassen.

Den drei Achsen entsprechen drei sich ablösende Kulturformen, auf der Südachse die nigritische, auf der Mittelachse die vormalajische und auf der Nordachse die malajo-asiatische Kultur. — Nunmehr will ich meine Untersuchungsart an einigen Beispielen klarstellen.

Die Steinbeile Oceaniens.

Für das oceanische Steinbeil kommen 4 Gebiete in Betracht: 1. die Südachse mit dem nigritischen Steinbeil, 2. die Nordachse mit dem malajo-asiatischen Steinbeil, 3. die Mittelachse mit dem vormalajischen Steinbeil, 4. Indonesien, das Quellgebiet, in dem das Steinbeil durch die Eisenindustrie verdrängt und nur noch als seltenes Werkzeug und als prähistorischer Fund hier und da zu Tage tritt.

Das nigritische Steinbeil der Südachse ist durch folgende Hauptmerkmale ausgezeichnet: Vor allen Dingen liegt die Klinge nicht auf dem Stiel, sondern sie steht in demselben, das heißt 1. die Breitachse derselben liegt nicht horizontal, sondern sie steht vertikal, also parallel zur Längsachse des Stieles, und 2. liegt die Klinge nicht auf dem Stiel, sondern sie ist der Handhabe eingefügt. Wir vermögen aber noch eine wesentliche Tatsache festzustellen: daß nämlich im großen und ganzen das Steinbeil der Australier respektive Neuholländer nicht geschliffen ist. Es ist das ausdrücklich von den besten Kennern der australischen Geräte betont worden und alle Ausnahmen, die ich beim Museumsstudium feststellen konnte, stammen aus einem Gebiet, das ich nachher erwähnen werde. Der Stiel ist entweder ein Stock, der oben einen Harzklumpen trägt, in welchen von zwei Seiten Steinklingen eingefügt sind, oder es ist ein starker Rindenstreifen, der um den Stein zusammengebunden ist. Während erstere Form im Westen und Norden Australiens alleinherrscht, kommt letztere wol nur im östlichen, am häufigsten und hier allein im südöstlichen Neuholland (Victoria und Umgebung) vor. Im Osten schließt sich an diese Gruppe eine weitere an, die aber nicht so klare und unverfälschte Typen, und diese nur neben Formen anderer Abstammung, birgt. Es ist die im östlichen Melanesien (Neukaledonien, Neuhebriden, Salomonen und Ostspitze von Neuguinea) heimische. Es sind dies entweder Steinhämmer, die ähnlich geformt sind wie im westlichen Australien, oder auch, es sind Aexte, die dann aber geschliffen sind und sogar oft das Knieholz als Stiel zeigen. Das einzige Merkmal der nigritischen Affinität ist dann die senkrechte Stellung der Klinge im Stiel. Wir dürfen demnach auf einen Austausch zwischen dem östlichen Melanesien und dem östlichen Australien schließen, und dies um so eher, als denn auch Ostaustralien die einzigen geschliffenen Steinklingen liefert. Dieser Austausch der Steinbeilelemente ist eine dem Austausch der Hüttenformen analoge Erscheinung.

Wenden wir uns, um den Gegensatz recht scharf zu beleuchten, dem Norden zu, dem malajo-asiatischen Steinbeil der Nordachse. Hier liegt die geschlagene und geschliffene Klinge auf dem T-förmigen Knieholz als Stiel. Die Klingen bestehen meistens aus basaltartigem Gestein. Die Form ist meist eine vorn von schräg oben abgeschliffene Platte, die 6 schön geschliffene Flächen hat. Im östlichen Polynesien kommen kompliziertere, hinten stielartig verjüngte Gestalten vor. In Melanesien (Neuhebriden, Neukaledonien, Salomonen) treten diese Formen gegenüber den nachgehend zu beschreibenden zurück. Ebenso fehlen sie in Mikronesien, wo die großen Muscheln das Material zur Klinge liefern. Das Charakteristische der malajo-asiatischen Steinart, die wagerecht und direkt auf das Knieholz aufgebundene Klinge, ist aber von den Palau bis zur Oster-Insel, bis Neuseeland, und von Hawai bis zur Ostspitze Neuguineas heimisch.

Wir hätten nunmehr die dritte Gruppe, die der vormalajischen Steinbeile der Mittelachse zu besprechen. Dieselben zeigen eine verhältnismäßig flache, meist aus schieferartigem Gestein bestehende und von oben und unten geschliffene Klinge, und zwar ist sie stets nur mit zwei gewölbten Flächen versehen, so daß sie rings herumlaufend eine scharfe Kante hat. Es scheinen meist Findlingsstücke zugeschliffen zu werden. Merken wir hier auf einen sehr wesentlichen Unterschied! Die nigritische Steinklinge ist nur geschlagen, also nicht geschliffen, die malajo-asiatische Steinklinge ist geschlagen und geschliffen, hat also 6 Flächen, — die vormalajische ist nur geschliffen — weshalb sie auch zwei konvex gewölbte Oberflächen hat. Die Schaftung bietet ein ebenso wichtiges Merkmal. Die Klinge des vormalajischen Steinbeiles ist nämlich stets in ein Futter gefaßt und dieses entweder auf ein T-förmiges Kniestück aufgebunden oder in den Stiel versenkt, d. h. der einfach gerade aber ziemlich starke Stiel ist oben durchbohrt und durch dieses Loch das Futter mit dem Stein gesteckt. Wichtig sind die folgenden Typen:

a) Der Stein ist in das aus einem Stück bestehende, vorn mit einer Höhlung für diesen Zweck versehene Futter gesteckt und dieses wie eben beschrieben, in den durchbohrten Stiel versenkt. Holländisch Neuguinea bis Humboldsbai und

b) Futter aus einem Stück, wie eben beschrieben, auf ein Knieholz aufgebunden, so daß es drehbar ist. Englisch Neuguinea.

c) Das Futter besteht aus zwei Stück Holz, zwischen welche vorn der Stein geklemmt ist. Wird so auf ein Knieholz aufgebunden. Deutsch-Neuguinea, Neumecklenburg, Neupommern, Neukaledonien.

d) Der vordere obere T-Fortsatz ist stark ausgebildet,

wagerecht gespalten und in diesen der Stein eingeklemmt. Anscheinend nur auf Neukaledonien.

e) Der Stein ist auf das Futter aufgebunden (wie die Steinklingen auf den Stiel bei den malajo-asiatischen Steinbeilen) und dieses auf den Stiel. Kuschai, Santa Cruz und Tahiti nebst Nachbarschaft.

Eine sorgfältige Vergleichung dieser Formen lehrt uns hier eine Abwandlung des Typus erkennen, vom vormalajischen dem malajo-asiatischen zu. Erst erscheint der T-Fortsatz, auf den das Futter aufgebunden wird (von b ff). Dann fällt das Futter fort und der Stein wird direkt in den Stiel eingeklemmt (d). Endlich wird der Stein gar auf das Futter aufgebunden (e). Das sind Vorgänge, die sich unter dem Einfluß der Nordachse und das malajo-asiatischen Steinbeiles abspielen. Nehmen wir dazu, daß wir auf den Inseln des östlichen Melanesiens (Bismarckarchipel, Salomonen, Neuhebriden, Neukaledonien) auf den malajo-asiatischen Stielen vormalajische Klingen fanden, so erkennen wir ein zweites Austauschgebiet.

Im Quellengebiete Indonesiens herrscht heute wie gesagt, die Eisenart. Es lassen sich aber immerhin noch zwei wichtige Faktoren nachweisen: 1. Die Befestigung gewisser Geräte, nämlich mit Steinhämmern oder Eisenkeilen versehener Schmiedewerkzeuge, entspricht derjenigen, die wir im östlichen Australien kennen lernen. Bambus- und Rotangbänder sind um den Stein gebunden, so daß sie denselben einschließen oder einklemmen. (Borneo, Philippinen, Nias.) 2. Zeigen die in Indonesien gefundenen Steinkelte zum größten Teil die geschlagene und fein geschliffene malajo-asiatische Form. Sie bestehen aus Feuerstein oder basaltartigen Gesteinen. 3. Ist bei der indonesischen Eisenart die Klinge so aufgebunden, wie beim malajo-asiatischen Steinbeil der Stein. — Vormalajische Elemente sind ferner zu erwähnen. 4. Auf den Molukken der Bambushammer, der beim Sagoklopfen benutzt wird (ein wagerechtes Stück ist in ein Loch am oberen Ende des Bambusstieles eingelassen). 5. Auf Borneo vormalajische Steinklingen. Doch sind letztere wie auch einige andere Erscheinungen mir sehr unsicher. Immerhin dürfte intensive Forschung in Indonesien sicherlich manches vormalajische Element zu Tage fördern.

Die Schiffe Oceaniens.

Die Bootsformen der Nordachse werde ich sowol in der Segelkonstruktion als im Bau des Rumpfes in 4 Gruppen besprechen. 1. Gebiet Westindonesien. 2. Gebiet Ostindonesien. 3. Gebiet Mikronesien und Ostmelanesien. 4. Gebiet Polynesien. Beginnen wir mit dem letzten, weil dem einfachsten.

4. Gebiet. Das polynesische Segel ist dreieckig und zwar ist die eine Seite direkt am Maste befestigt, die andere an einer Raae. Der spitze Winkel des Segeldreiecks befindet sich naturgemäß am Fuße des Mastes, wogegen die diesem gegenüber liegende schmalste Seite oben vom Maste abneigt. Die Bewegungen, die mit einem solchen Segel sich ausführen lassen, sind sehr beschränkt. Es kann sich nur um eine Drehung um den Mast handeln. (Mit Sicherheit festgestellt auf Hawai, Markesas, Tahiti, Samoa, Neuseeland.) Der Schiffsrumpf ist je nach dem Zwecke des Bootes verschieden gebaut. Für die Küstenschiffahrt und Fischerei dient ein einfaches Boot mit einem Ausleger, das meist ohne Segel verwendet wird. (Ueberall nachgewiesen.) Weiteren Seereisen dient dagegen das oft sehr große Doppelboot. (Nachgewiesen: Hawai, Manihiki, Markesas, Tahiti, Paumotu, Hervey, Samoa [früher], Tonga, Fidschi, Rotuma, Neuseeland [früher]. Neukaledonien, Inseln der Torresstraße, nach einer Notiz bei Kubary früher auch in Mikronesien). Ein derartiges Fahrzeug besteht aus zwei an einander gekoppelten Fahrzeugen, über deren Mittel- oder Hinterteile sich eine Plattform erhebt. Die Sicherung des Buges gegen hohen Seegang wird auf zweierlei Weise gewonnen: Entweder wird derselbe hoch emporragend gebaut oder das Vorder- und dann auch meist das Hinterteil werden zugedeckt. Diese Sicherung gegen die Wellen ist um so notwendiger, als das Segel meist ziemlich weit vorne steht und so der Winddruck besonders stark auf diesem Teile lastet. Das eine der beiden verkoppelten Boote ist meist ein wenig kleiner als das andere, eine für die Ewickelungsgeschichte dieser Fahrzeuge sehr bedeutungsvolle Erscheinung.

3. Gebiet. Das eigentlich mikronesische Segel ist ebenfalls dreieckig, aber es bewegt sich frei, ist nämlich mit zwei Raaen versehen, die die langen Schenkel einfassen, so daß sie sich an dem spitzen Winkel, der auf der Vorderspitze des Bootes ruht, berühren. (Marianen, Palau, Carolinen, Marschall, Gilbert, Santa Cruz, Neuhebriden, Neucaledonien, Südostneuguinea [abgewandelte Form], Fidschi, Tonga hat es in historischer Zeit von Fidschi übernommen, sonst in Polynesien unsicher.) Die Verbreitung dieses Segels deckt sich mit der des dazu gehörigen Bootes nicht vollkommen. Die entwickeltste Form desselben ist ein hochgebautes Boot mit einem Ausleger. Während die polynesischen Boote hinten und vorne nicht stets, meist sogar nicht gleich gestaltet sind, ist dies beim mikronesischen Boote und seinen schwächer entwickelten Verwandten (Salomonen) immer der Fall. Demnach können die Mikronesier mit jedem Ende nach vorne segeln, was der polynesische Schiffsbau nicht gestattet. Es ist das eine Folge der entwickelteren Segelkonstruktion. Denn der Mikronesier trägt einfach die Spitze seines Segels, d. h. den Teil, wo die Raaen sich schneiden, von einem Ende zum anderen, wenn das Boot seinen Cours ändern soll. Die Wirkung des beweglichen Segels geht aber noch weiter. Da die Vorderseite des polynesischen Bootes stets die Vorderseite bleibt, also so komplizierte Manöver wie das Herumtragen des Segels das Kreuzen nicht erschweren, — wenn auch andererseits die Ausnutzung dieser Verstellbarkeit des Segels in Wegfall kommt —, so steht bei diesem der Mast auf dem Hauptboote und nicht auf dem Schwerpunkte zwischen beiden. In Mikronesien, wo dagegen der Ausleger stets an der Windseite, die flache Seite und das Steuer daher immer unter dem Winde gehalten werden, muß der Mast unbedingt auf dem Schwerpunkte ruhen, der etwa über der dem Ausleger zugewendeten Kante des Bootes zu suchen ist. Der außerordentlich hohen Bauart und dieser Stellung des Mastes zufolge sind sowol Boot als Ausleger nichts als Träger des Verdeckes oder der Plattform, wie man es nennen kann, auf der sich das ganze Leben der Schiffer abspielt, auf der sogar die Hütten stehen. Da der Winddruck stark auf das nach vorne gerichtete Bootende wirkt, so sind beide Enden energisch in die Höhe gerichtet. — Wie gesagt, findet sich dieses Boot nur im Norden, während das Segel weiter vorgedrungen ist, aber hier — bis Tonga, Neuguinea und Neucaledonien — auf polynesischen Booten verwendet wird. Aber wol nur die Fidschianer ver-

stehen die Verwendung des Segels durch Herumtragen der Spitze, da nur bei diesen die Stelle des Mastfußes auf dem Schwerpunkte zwischen beiden Booten liegt — wenigstens nach Schiffsmodellen zu urteilen. Die Litteratur läßt uns in diesen Dingen fast vollständig im Stich.

2. und 3. Gebiet. Das ostindonesische ist das viereckige mit einer oberen und einer unteren Raae versehene chinesische Segel (Hauptsächlich: Philippinen, Neuguinea an der Nordküste bis englisch Neuguinea. Molukken, kleine Sunda bis zu den Inseln der Torresstraße, Ostküste von Celebes, Mentawej). Mit diesem sind natürlich alle Manöver leichter ausführbar als mit dem mikronesischen. Das typische ostindonesische Boot (Molukken, Neuguinea bis Humboldbai, kleine Sunda und Ostküste von Celebes) schließt sich insofern eng an das Mikronesiens an, als auch bei ihm beide Enden gleich sind und weit emporragen. Sonst zeigt es wesentlich andere und charakteristische Merkmale, nämlich einmal einen doppelten Ausleger, — der demnach als Balancier wirkt —, und zweitens Ausnutzung des Schiffsraumes. In diesem wohnen die Schiffer. Das Mittelteil ist meist überdacht, zuweilen mit einem richtigen Verdeck versehen. — Es läßt sich im übrigen keine feste Linie als Grenze zwischen ost- und westindonesischen Bootsformen ziehen. So kommt der typische, aus drei Teilen gleichsam wie ein Bock oder Stativ konstruierte Mast auch in Indonesiens Ostländern vor, wie auch das doppelte, wenn auch nicht eingedrückte Steuerruder. Immerhin ist doch das westindonesische Boot mit viel Schikanen ausgerüstet, die es sogar den einfacheren europäischen Segelschiffen ähnlich erscheinen lassen. Da ist ein Klüverbaum, mehrere Maste, und ein richtiger breiter Rumpf mit Verdeck ist an die Stelle des schmalen Bootes getreten. Selbstverständlich sind Bug und Steuer zu unterscheiden, ein Ruder ist eingehängt 2c.

Die Feststellung der ursprünglichen Schiffsformen auf der Mittelachse wird dadurch sehr erschwert, daß, wie schon erwähnt, von Osten sich poly- und mikronesische, von Westen indonesische Merkmale eingeschlichen haben, daß diese sich an den Küsten Neuguineas treffen und Mischformen hervorgebracht haben. Von Osten stammt das im Papuagolfe, also englisch Neuguinea vorkommende Dreiecksegel, von Westen die bis nach den Inseln der Torresstraße und (im Norden) bis in die Humboldbai vorkommenden Bootsformen mit zwei Auslegern und gleichen Enden, sowie das fast an der ganzen Küste von Kaiser Wilhelmsland heute einheimische Viereckssegel mit 2 Raaen. Da wir nun aber diese beiden Formen des Segels als auf der Nordachse entstanden erkannt haben, so bleibt für die Mittelachse kein Segel übrig. Als vorzügliche Eigenschaft des vormalajischen Bootes auf der Mittelachse bleibt demnach die Segellosigkeit übrig. Segellose Boote und zwar vollkommenes Fehlen der Segel ist übrigens für den Bismarck-Archipel zu vermerken. Auf den Salomonen kommt das Segel anscheinend auch sehr selten vor. Auch die kleineren Boote Neuguineas und Polynesiens sowie des südöstlichen Melanesien führen keine Segel. Vergleichen wir diese Boote alle untereinander und vergegenwärtigen uns, daß die Schiffe des Bismarckarchipels und der Salomonen unter dem Einflusse mikronesischer Formen stehen, so sehen wir leicht eine weitere Eigenschaft. Wo das mikronesische und ostindonesische Boot nicht eingewirkt haben, ist Bug und Steuer verschieden konstruiert und durch allerhand Schnitzwerk gekennzeichnet. Also: Ungleichheit der beiden Enden. Weiterhin dürfen wir als Eigenart dieses Schiffbaues der einseitigen Ausleger bezeichnen und das Fehlen eines besonders konstruierten Steuerruders. Demnach wäre das Fahrzeug der vormalajischen Kultur als ein Ruderboot ohne Segel und Steuerruder, mit einem Ausleger und ausgeprägtem Vorder- und Hinterteil zu beschreiben.

Die kleineren polynesischen Boote wären also nur dann von den vormalajischen Booten zu unterscheiden, wenn sie ein Segel führen, eine Tatsache, die uns zur näheren Betrachtung der Entwickelungsgeschichte des polynesischen Schiffsbaues bewegen muß. Ich habe schon erwähnt, daß das eine Boot der polynesischen Doppelfahrzeuge meistens kleiner ist als das andere. Es ist naheliegend, anzunehmen, daß dieses kleinere Fahrzeug nichts anderes ist als der entwickelte und analog dem eigentlichen Boote ausgebildete Ausleger. Der Name dieses zweiten Bootes, das nicht wie das andere vaka 2c. heißt, beweist das. Es heißt nämlich:

temar = der Bambus (auf östlichen kleinen Sunda),
temar = der Bambusbogen (auf den Aru),
tamar = der Ausleger (im südwestlichen Mikronesien),
dama = das kleinere der Doppelboote (auf Fidschi).

Aus dieser Zusammenstellung geht aber noch mehr und zwar sehr wichtiges hervor: ein helles Licht beleuchtet hier die Entwickelungsgeschichte nicht nur des Auslegerbootes, sondern auch des gesamten oceanischen Schiffsbaues. Der Ausleger muß aus Bambus entstanden sein. Damit werden wir an eine andere Art von Fahrzeugen erinnert, die wir bisher übergangen haben: das Floß. Dieses war früher in ganz Indonesien, in Melanesien und hier und da auch in Polynesien in Anwendung. In der Zone der großen schönen Bambusse besteht er natürlich aus diesem Material, so in ganz Indonesien. Sollte das Bambusfloß nicht, sobald es mit dem einfachen Einbaume in Berührung kam, sich mit diesem zum Auslegerboot vereinigt haben? So verhält es sich anscheinend in der Tat. Dem einfachen Einbaume wurde der Bambus offenbar als Schwimmer, einem Schwimmgürtel vergleichbar, angebunden, wie wir das heute nicht nur auf den Philippinen und den Molukken, sondern auch dem östlichen Neuguinea beobachten können, wo sich kühne Papua auf Baumwurzeln auf die hohe See wagen, unter und neben die sie starke Bambushalme gebunden haben.

Das nigritische Boot endlich ist auf der Südachse, auf Neuholland heimisch. Es ist im allgemeinen ein einfaches Rindencanoe, d. h. es besteht aus einem großen Stück Rinde, das trogartig an den Seiten aufgebogen und an den Enden wurstartig zusammengebunden ist. Querhölzer im Innern sperren die Seitenwände auseinander. An der Nordküste Neuhollands finden sich unter vormalajischem Einflusse der Mittelachse stehende Flöße aus Mangrovehölzern, und einfache, sehr rohe Auslegerboote, sowie aus mehreren Rindentafeln (Plankenbau!) zusammengenähte Rindencanoes. — Auf Chatam und Neuseeland ist eine Erscheinung nigritischer Verwandtschaft zu vermerken: aus den Blütenstengeln des Phornium und Rohrbündeln wurstartig zusammengebundene Flöße. — Das nigritische Boot selbst dürfen wir wol als eine ursprüngliche Bootsform in Anspruch nehmen.

Das ganze Bild der Entwickelung des oceanischen

Schiffsbaues entrollt sich demnach etwa folgendermaßen: Die einfachsten Fahrzeuge sind das aus Rinde zusammengebundene nigritische Canoe und das einfache vormalajische Bambusfloß. Daran schließt sich der Einbaum an, dessen Entstehung so sehr schwer nicht verständlich ist: erst ward der schwimmende Baumstamm benutzt, dann dieser nach dem Vorbilde des Rindenbootes ausgehöhlt. Durch Zufügung des Bambusschwimmers, der schon in dem Bambusfloß geboten ist, entsteht das eigentliche Boot der Mittelachse, das Auslegerfahrzeug, das auf dieser ohne Segel bis Polynesien gelangt. Die dritte Epoche der Entwickelung spielt sich auf der Nordachse ab. In Indonesien mit dem einfachen Segel versehen, bildet es sich auf der hohen ganz freien See schon in Mikronesien (denn hier sind noch Spuren von solchen vorhanden) zum Doppelboot aus. Ein neuer Strom reicht nicht soweit wie der des Doppelbootes, er führt das Segel mit 2 Raaen zwar bis an die Grenze Polynesiens und Neucaledoniens, nicht aber das zu diesem gehörige mikronesische Boot, dessen äußerstes Vorkommen auf Santa Cruz festzustellen ist. Endlich noch weiter gehende Entwickelung in Indonesien, die aber nach Westen dieses Gebiet nur wenig, das Segel nur an der Küste Neuguineas, also auf der Mittelachse, verläßt.

(Schluß folgt.)



Geisterspuk.

Novellette von **Martha Asmus.**

Der Herbstwind fuhr durch die Straße und trieb Regen und welke Blätter an die Fensterscheiben.

Nach zwei Jahren der Examen-Studien wieder zu Hause bei Großtantchen!

Johanna drückte sich behaglich in den alten Großvaterstuhl und ließ sich ohne Widerrede von dem Großtantchen bedienen. Sie hatte es ja fast vergessen, wie das Röstbrödchen hergerichtet und wie der Thee aufgegossen werden mußte. Ja, richtig! So hatte es Großtantchen immer gehalten: nicht viel von den China-Blättern, aber ein Stückchen Vanillestange in den Theetopf! Großtantchens gutes, runzliches Gesicht strahlte über dem feinen, uralten Theeservice, und ihre Kinnladen machten einige unmotivierte Kaubewegungen, als sie die heißen Brödchen mit Butter bestrich.

„Ja, siehst du," sagte sie, „so hat es dir doch nie geschmeckt in der ganzen Zeit."

Nein, wirklich! Und dazu das ganze alte Heim! Diese Wände mit den rotbraunen Sammettapeten, das tafelförmige Klavier, der rote Ripssofa mit dem Großtantchen darauf, der hochlehnige Großvaterstuhl, in dem sie selbst saß, und da in der Ecke ihr einstiges Kinderschränkchen, hinter dessen Glasthüren jetzt ihre Seminarbücher standen. Johanna war es wie im Traum, und die Berliner Anstalt, die sie heute erst verlassen hatte, lag wie in weiter Ferne hinter ihr.

Nur ein Wesen fehlte: das alte Faktotum Barbara mit ihrer weißen Rüschenhaube um das kleine spitze Gesicht; ihr Gehen und Kommen fehlte, ihr Einmischen in die Gespräche, ihr leises Stöhnen, mit dem sie ihre Atemzüge zu begleiten pflegte. Außerdem war alles wie sonst.

Wie sonst tickte die alte Wanduhr mit den Hängegewichten, und wieder sprach Großtantchen, leise und etwas heiser, wie sonst.

„Ich sehe doch nicht ein, warum du wieder fort willst. Nun Barbara nicht mehr hienieden ist — du weißt, heut ist's gerade ein Jahr. —"

„So? gerade heut?" sagte Johanna traurig. „Die gute Barbara!"

Aber Großtantchen fuhr etwas hastig fort: „Und du hast es doch nicht nötig!"

„Nein!" sagte Johanna träumerisch. Dann richtete sie sich aus ihrer zurückgesunkenen Stellung empor und atmete tief auf. „Aber es hat mich nötig! Ich habe Pflichten gegen die Welt. Die neue Zeit will die Kräfte ihrer Kinder nützen."

„Na ja, du weißt ja, daß ich dich nicht hindern will. Wenn es zu deinem Glück ist. — Du kannst jawol hier nicht leben, wo's nichts für dich zu tun gibt. Zu den jungen Mädchen in den Leseverein passest du nicht mehr. —"

Johanna sagte: „O, deshalb —!" Dann lachte sie aber doch kurz auf —

„Und von unserm Nähverein und den Kaffees wirst du auch nichts wissen wollen."

Johanna lachte wieder, und doch tat ihr Großtantchen leid. Ihre alten trüben Augen sahen über die große Brille hinweg so gespannt nach einem Widerspruch aus. Enttäuscht richteten sie sich wieder auf das Strickzeug, das Großtantchen nach dem Einschäuken der Tassen vorgenommen hatte.

Nein, Johanna hatte sich bereits gebunden, im neuen Semester eine Stelle als Lehrerin in einem bekannten Berliner Institut anzutreten. Sie schilderte Großtantchen das Leben, das sie dort erwartete, ihre zukünftige Tätigkeit, ihren anregenden Umgangskreis. Es sollte ein frisches, freudiges Schaffen, Weiterstreben und Wachsen werden.

Großtantchen hörte halb bewundernd, halb eingeschüchtert zu. Ganz zufriedengestellt aber war sie, als Johanna schloß: „Wenn ich mich völlig eingelebt habe, dann kommst du zum Besuch, und wenn es dir gefällt, dann trennen wir uns nie mehr."

Sie — in Berlin! Na, daraus würde wol nichts werden! dachte Großtantchen. Das beste davon war, daß ihr altes kleines Mädchen doch nicht ohne sie sein mochte.

Sie nahm die Brille ab und wischte daran herum. Dann brauchte sie das Taschentuch in ihrer alten unhörbaren Weise, setzte die Brille wieder auf und strickte eifrig fort.

Der Herbstwind fuhr durch die Straße und trieb Regen und welke Blätter an die Fensterscheiben.

Unter dem Plaudern war es spät geworden. Großtantchen und Johanna saßen noch auf ihren Plätzen. Es gab soviel zu reden über Vergangenheit und Zukunft.

Johanna hatte hin und wieder nichts gegen eine kleine Pause, in der sie wie träumend umhersah. Mochte Großtantchen dann immerhin einmal das Strickzeug sinken lassen und etwas tief mit dem Kopfe nicken. Unbeschadet setzte das Geplauder lebhaft und traulich wieder ein.

Da fuhr plötzlich Großtantchens Kopf aus seiner

hängenden Lage mit einem Ruck in die Höhe. Scheu sah die alte Frau hinter sich.

„Was war das?“ flüsterte sie.

„Ich weiß nicht!“ sagte Johanna gleichgültig, „ein sonderbares Geräusch, nicht wahr?“

„Wo?“ fragte Großtantchen leise.

„Da, nebenan, in meiner Schlafstube. Es klang fast wie menschliches Seufzen. Wahrscheinlich der Wind. — Was ist dir, Großtantchen?“ rief sie plötzlich lachend, „du fürchtest wol Gespenster?“

„Bst! um Gotteswillen!“ Großtantchen nahm die Brille ab, faltete ihr Strickzeug zusammen und legte beides in ein Körbchen. Behutsam, um jedes Geräusch zu vermeiden, und mit einem bekümmerten, ergebenen Ausdruck.

„Großtantchen, ist es möglich?“

Die alte Frau stand auf. Mit einem verstörten Blick nach der Thür, winkte sie Johanna, zu schweigen.

Die Stille wurde durch zwölf laute Schläge der Wanduhr unterbrochen.

Gleich darauf stöhnte es tief auf in der Nebenstube. Zitternd und kreidebleich stand Großtantchen da.

Johanna wurde ungeduldig. „Frage doch deine Vernunft, Großtantchen! Wovor fürchtest du dich denn? Vor irgend einem Toten? Das ist doch —“

Großtantchen zog Johanna dicht zu sich und flüsterte ihr ins Ohr: „Es war um diese Stunde. Gerade jetzt vorm Jahr.“

„Und deshalb?! Meinst du wirklich, daß ihr Geist —“ unwillkürlich flüsterte Johanna auch.

„Sie findet keine Ruhe ohne mich!“

Nun lachte Johanna laut auf. „Ich glaube, Großtantchen, du schmeichelst dir zuviel. Warum spukt sie denn nicht in deiner Schlafstube sondern in meiner?“

„Ach, du weißt doch, das Bild, daß du von ihr gezeichnet hast, mit der spitzen Tollenhaube, das hing doch immer über meiner Kommode. Das hab' ich da weggenommen und in deine Schlafstube gehängt.“

Die alte Frau stieß ein leises Wimmern aus. Deutlich kam ein Echo aus Johannas Schlafgemach.

„Deshalb?“ sagte Johanna ärgerlich, „und ich glaube, weil ich dem Wind das Fenster aufgemacht habe. Es gibt keine Geister!“

Großtantchen faltete die Hände. „Sprich nicht so gottlos, Johanna! Davon wissen die Berliner auch nicht mehr als wir.“

Johanna, die ein Licht angezündet hatte, ging der Thür zu. Da vergaß Großtantchen alle Scheu. „Um Gotteswillen, schlaf nicht da drin!“ rief sie entsetzt.

Johanna sagte nur: „Ich hätte dich für aufgeklärter gehalten.“ Dann ging sie hinein.

Als Johanna die Thür hinter sich geschlossen hatte, begann Großtantchen sich zu beruhigen. Sie hörte menschliche Schritte in dem Gespensterraum hin- und hergehen, Schubladen öffnen und schließen, zuletzt ein Liedchen summen. Da nahm sie ihr Körbchen, und mit einem halblaut gesprochenen Gebet ging sie in ihr Schlafzimmer.

Johanna lag noch lange wach. Sie konnte sich nicht sobald beruhigen. Immer sah sie Großtantchens verstörtes Gesicht vor sich und hörte ihre wimmernden Laute.

Wie fremd war sie doch in zwei Jahren in ihrer alten Welt geworden! Ihre eigene Großtante! Noch Zeitgenossen, nur zwei Generationen entfernt, und schon war es ihnen nicht mehr möglich, sich zu verstehen. Großtantchen glaubte an Geisterspuk! An wandelnde, seufzende Geister! Ein unmöglicher Begriff! Das war ja das reine Mittelalter! Nein, hierher gehörte sie nicht! Sie kam sich wie verirrt vor und sehnte sich in ihre eigene Welt der neuen, goldenen Morgenröte.

* * *

Es war ein Jahr später. Johanna hatte keine Zeit gefunden, Großtantchen wiederzusehen. In Berlin schien es, als ob die Erde zu schnell um die Sonne kreiste. Das Jahr war zu Ende und die Ausführung aller Wünsche und Pläne noch im Rückstande. Im Sommer waren Ausflüge mit neuen Bekannten gemacht worden. Nun war es wieder Herbst. Beim Rückblick auf den vorigen war die Welt doch sonderbar verändert. Da waren neue Verhältnisse, neue Freunde, neue Anschauungen. Johanna schien sich selbst verwandelt, andere Sinne, andere Fähigkeiten gewonnen zu haben.

Ein blasser, herbstlicher Morgensonnenstrahl fiel auf die Chaiselongue, auf der Johanna aus ihrer Nachtruhe erwachte. Sie dehnte sich lässig, verschränkte die Arme im Nacken, und starrte sinnend in die Helle der Fenster, die auf einen weiten, lichten Hofgarten führten. Die Taschenuhr auf dem Stuhl vor Johannas Lager hatte ihr die volle achte Stunde gezeigt. Welche Wonne, noch im Bett zu sein, statt zu unterrichten!

Da kam die Aufwärterin herein, schloß das Fenster, das die Nacht über offen gewesen war, und machte Feuer im Ofen. Als sie sah, daß Johannas Augen blinzelten, sagte sie: „Ich glaube, die alte Dame wacht!“

„Was, Großtantchen?“ Johanna sprang auf, warf einen Schlafrock über und tappte leise an die Thür ihrer Schlafstube. Dadrin war Großtantchen einquartiert und hatte ihre erste Nacht in Berlin verbracht. Wirklich! Das Schlüsselloch verdunkelte und erhellte sich bei dem Hin- und Herbewegen eines Etwas dahinter. Johanna öffnete die Thür.

Fast garnicht geschlafen hatte Großtantchen. Die Pferdebahnen und die Droschken fuhren ja immer zu, und Nacht wurde es überhaupt wol nicht in Berlin. Aber das tat nichts. Ein Mittagsschläfchen sollte es wieder gut machen. Großtantchen fühlte sich jung wie ein Backfisch. Sie freute sich auf die Bildergallerien, das Panoptikum, die Theater und die Schaufenster. Sie wollte sich mehrere Garderobenstücke kaufen. Im Nu war sie fertig, und während Johanna den Toilettentisch benutzte, besah und bewunderte Großtantchen die Wohnstube, aus der die Aufwärterin die Schlafdecken fortgenommen hatte, und die nun elegant und wohnlich aussah. In der Nähe des Ofens war ein Frühstückstisch arrangiert, an dem Johanna einige Minuten später vergnügt ihren Gast bediente.

Sie machten eben ihren Tagesplan, für den vor allem die großen Warenhäuser mit den bekannten Namen in Aussicht genommen waren, als Johanna ein Brief eingehändigt wurde. Nachdem sie ihn gelesen hatte, rief sie fröhlich: „Und damit sind die Außengenüsse für heute vorbei! Am Abend geht's hier innen los. Meine besten Freunde haben sich angesagt.“

Großtantchen sah etwas unruhig aus. „O, sie werden dir gefallen! Sie kennen dich auch schon bis ins Kleinste. Es ist ein Ehepaar und die Schwester der Frau. Sie beschäftigen sich viel mit dem Seelen-

eben. Sie beschreiben das wissenschaftlich. Weißt du, wie man —"

Aber Großtantchen sprach bereits dazwischen. Sie fragte, ob sie das Schwarzseidene oder das Grauwollene anziehn sollte, und nach einigem Hin- und Herreden wurde für das Schwarzseidene entschieden.

* * *

Gefallen würden sie ihr, hatte Johanna gesagt, aber Großtantchen fand, daß das nicht das rechte Wort war. Sie konnte sich nicht so schnell an all das Sonderbare gewöhnen. Zu Hause, in ihrem Verein, hätte man einfach über diese Menschen gelacht. Schon die Trachten! Die Frauen trugen lose Gewänder, Johanna auch. Herr Mallwitz hatte eine Art Joppe an und hackenlose Schuhe. Und auch die Haarfrisuren sahen absonderlich aus. Das Haar war tief über die Ohren weggescheitelt. Fräulein Vieler trug sogar ihr hellrotes Haar ganz offen herunterfallend, darüber hinweg, wo sonst die Taille abschloß. Großtantchen kam das alles etwas unpassend vor. Sie atmete öfter tief auf und drehte sich hin und her, daß ihre feste Seidenkorsage knarrte und knackte, und stolz strich sie über die korrekt genähten Falten ihres Rockes.

(Schluß folgt.)



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Michael Haberlandt: Kultur im Alltag. Gesammelte Aufsätze. Wiener Verlag.

Maurice Maeterlinck: Prinzeß Maleen. Ins Deutsche übertragen von George Stockhausen. Berlin.

Ferdinand von Hornstein: Don Juans Höllenqualen. Phantastisches Drama. Stuttgart.

Leo Sternberg: Leyer, Wanderstab und Sterne. Wiesbaden.

Max Graf: Wagner Probleme und andere Studien. Wiener Verlag.

Hermann Bahr: Sezession. Wiener Verlag.

A. Gans-Bachmann: Der Teufelsschlosser. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen. Stuttgart und Wien.

Dr. Kurt Boeck: Indische Gletscherfahrten. Reisen und Erlebnisse im Himalaja. Mit 3 Karten und 6 Situationsskizzen und mit 4 Panoramen, 50 Separat- und ca. 150 Textbildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Stuttgart und Leipzig.

J. Barbey d'Aurevilly: Die Teuflischen. Aus dem Französischen übersetzt von M. von Berthof. Umschlagbild und Buchschmuck von Félicien Rops. Wiener Verlag.

Zwei Eisen im Feuer. Lustspiel in drei Akten frei nach Calderon von Friedrich Adler. Stuttgart.

Karl Haase: Der moderne Hauslehrer. Eine gesellschaftliche und pädagogische Studie. Hannover, Berlin.

Roman Woerner: Henrik Ibsen. Erster Band 1828—1873. München.

Dr. Julius Schwering: Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt. Mit einem Portrait in Stahlstich und acht Vollbildern.



Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 30. Juni 1900. Nr. 26.

An die geehrten Abonnenten!

Mit der vorliegenden Nummer beschließt unsere Zeitschrift das II. Quartal des laufenden Jahrgangs. Die verehrlichen Postabonnenten werden um schleunige Erneuerung des Abonnements ersucht, damit die Zusendung keine Unterbrechung erfahre. Die geehrten Abonnenten, die „Das Magazin für Litteratur" durch den Buchhandel beziehen, erhalten das Blatt fortlaufend zugesandt, es sei denn, sie bestellten es ausdrücklich ab.

Nach dem 5. Juli können Abbestellungen nicht mehr berücksichtigt werden.

Berlin, im Juni 1900.

Der Verlag des „Magazin für Litteratur".

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

„Los von Hauptmann."*)

Die Schrift, die Hans Landsberg unter obigem Titel geschrieben hat, kann ich weniger als Einzelleistung denn als Zeitsymptom interessant finden. Sie ist der Ausdruck der Stimmung derjenigen Mitglieder der jüngeren Generation, die sich ein künstlerisches Urteil aus den ästhetischen Traditionen heraus gebildet hat, wie sie aus unserer klassischen Kunstepoche auf uns gekommen sind, und die mit etwas abstrakt-akademischem Sinne an unsere Gegenwartskunst herantreten. Der Einblick in diese ästhetischen Traditionen behütet sie vor der Ueberschätzung dieser Gegenwartskunst, in die notwendig alle die verfallen müssen, welche ihre ästhetische Bildung ganz und gar den letzten anderthalb Jahrzehnten verdanken.

Um aber die Urteile mit Recht fällen zu dürfen, die Hans Landsberg fällt, bedarf es größerer Perspek-

*) Hans Landsberg: Los von Hauptmann. Berlin, Verlag von Hermann Walther. 1900.

tiven, als ihm eigen sind. Demjenigen, der sich in die ästhetischen Anschauungen wirklich eingelebt hat, die der Verfasser der Broschüre in Anspruch nehmen will, findet bei ihm diese Anschauungen zu sehr ins Triviale versetzt. Landsberg kommt mit dem, was er über die wahre Kunst sagt, nicht über das hinaus, was der biedere Carrière in seiner „Aesthetik" vorgebracht hat. Ich will ihm nicht Unrecht tun. Deshalb betone ich von vornherein, daß ich auch manches Gute in dem kleinen Büchlein finde. Obenan steht unter diesem Guten eine treffliche Charakteristik von Hauptmanns Biberpelz. Wer aber das über Hauptmann zu sagen berechtigt sein will, wessen sich Landsberg unterfängt, der müßte sich in die klassische Weltanschauung bis zu einem Grade vertieft haben, daß es ihm unmöglich ist, Sätze hinzuschreiben wie den (S. 76): „Ich kenne die Scheu, die alle „vernünftigen Leute" vor „Symbolik" und „Mystik" empfinden. Nur der versteht die Realität dieser Begriffe, der ein großes Kunstwerk einmal in seiner ganzen Tiefe erfaßt oder auch nur geahnt hat. Eine Statue Michelangelos, eine Symphonie Beethovens, ein Gedicht Goethes, sie alle sind Symbole, individuelle Verkörperungen des Alls, sie alle sind mystisch, weil sie aus unergründlichen Tiefen aufsteigen. Selbst wenn man für derartige konkrete Gebilde nach abstrakten Formeln sucht — Faust etwa als die Tragödie des titanischen Strebens, Macbeth als das Drama des Ehrgeizes begreift — kann man den symbolisch-mystischen Gehalt dieser Werke dennoch in keiner Weise erschöpfen." Viel schlimmer als die Scheu der „vernünftigen Leute" vor „Symbolik" und „Mystik" ist nämlich das unklare Spielen und Sympathisieren mit diesen Begriffen, wie es sich bei Hans Landsberg findet. Ich will nicht den bornierten Verstandesmenschen das Wort reden, die in ein paar banalen Redensarten den Inhalt eines großen Kunstwerkes ideell erschöpfen wollen. Aber es gibt keine „unergründlichen Tiefen," die nicht mit dem Licht der Vernunft zu erleuchten wären. Das Denken, wenn es nur die Fähigkeit hat, tief genug hinunterzusteigen in das Wesen der Dinge, wird den wahrhaften Gehalt der großen Kunstwerke immer heraufziehen können. Es wird dann allerdings nicht triviale abstrakte Formeln nach dem Muster der Landsbergschen über Faust und Macbeth zum besten geben; aber es wird Klarheit und ideelle Helle über Gebiete werfen, die „Symbolik" und „Mystik" so gerne mit dunklen Begriffen verhüllen möchten.

Weil Hans Landsberg die Perspektive nicht hat, die eine wahrhaft vernunftgemäße Ansicht des Weltenlaufes gibt, weil er Tiefe mit mystischer Unklarheit und Vernünftigkeit mit der borniert verständigen Ansicht verwechselt, die „alles versteht und erklärt, vorzüglich das Unerklärliche," deshalb kann er Sätze hinschreiben wie den (S. 43): „Allerdings zeigt sich hier (in den „Webern") gegenüber der älteren shakespearischen Behandlung des Volkes als kompakte Masse ein ungeheurer Fortschritt zur Individualisierung der Menge. Es werden aber eigentlich nur Individuen dargestellt. Sie sind in keiner Weise typisch, sie gehen nicht auf in der höheren Einheit des Webers überhaupt." Landsberg verwechselt den Typus mit der Schablone. Den vollendeten Typus kann man nur darstellen, wenn man das vollendete Individuum, nicht eine abstrakte Gattungsidee charakterisiert. Der „Weber überhaupt" ist ein unmöglicher Begriff.

„Die große geistige Grundströmung, die wir in dem Chaos von Meinungen und Richtungen, die unsere Zeit erfüllen, zu erkennen glauben, charakterisiert sich etwa in folgender Weise: Auf die Alleinherrschaft der Naturwissenschaften folgt das Bestreben, die Welt künstlerisch zu begreifen. Wir fühlen, daß wir hier ein Mittel haben, Rätsel zu lösen, welchen die Wissenschaft ratlos gegenübersteht." Dies meint Hans Landsberg (S. 5f.). Aber er versteht nicht, wie eine Weltanschauung zustande kommt. Er begreift nur die kleine Wissenschaftlichkeit, die mit ihren abstrakten Begriffen, mit ihren ideellen Hülsen, die sie um die Dinge legt, gar nichts zu tun hat mit Weltanschauung. Nur aus der Naturwissenschaft heraus kann eine moderne Weltanschauung erstehen. Eine solche muß heute zu den Ergebnissen der Naturerkenntnis in gleichem Verhältnisse stehen, wie alle alten Weltanschauungen zu Religion und Theologie gestanden haben. Scheinbar moderne Weltanschauungen, die sich unabhängig von der Naturwissenschaft bilden, fallen sämtlich in die alten religiösen und theologischen Vorstellungen wieder zurück.

Wir haben wenige Persönlichkeiten mit der inneren Kraft, die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse der Gegenwart zu einer Weltanschauung zu erweitern. Die Macht alter religiöser Empfindungen ist in unseren Menschen noch zu groß. Sie können die naturwissenschaftliche Erkenntnis nicht zur Weltanschauung ausgestalten; deshalb möchten sie sich einreden, daß diese sich zu einer solchen nicht ausgestalten läßt.

Man darf nun allerdings Gerhart Hauptmann nicht als den dichterischen Repräsentanten der naturwissenschaftlichen Weltanschauung hinstellen; aber man sollte doch nicht verkennen, daß innerhalb der deutschen Dichtung er die stärksten Ansätze zu einer solchen Weltanschauung gemacht hat. Man sollte nicht wünschen, daß diese Ansätze durch eine „neu-romantische Kunst" abgelöst werden, wie sie Hans Landsberg charakterisiert, sondern man sollte wollen, daß in der Richtung, die Hauptmann bis zum Florian Geyer eingeschlagen hat, fortgegangen werde bis zur Höhe. Erst mit der „versunkenen Glocke" beginnt Hauptmanns bedenkliche Rückwärtsbewegung. Erst mit ihr hat er gezeigt, daß für ihn ein Weiterschreiten auf dem begonnenen Pfade nicht möglich ist. Er ist damit sich und auch der Zeit untreu geworden.

Manche kluge Bemerkung des Landbergschen Büchleins läßt mich glauben, daß sein Verfasser nach gar nicht langer Zeit in einem Punkte seiner Entwickelung angelangt sein wird, in dem er es bedauern wird, mit einer Miniatur-Perspektive Hauptmann angefallen zu haben. Er wird vielleicht auch später noch manches gegen Hauptmann vorzubringen haben; aber er wird dann — reifer geworden — einsehen, wie tief dieser Dramatiker im Geistesleben vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurzelt; und wie dagegen die kritischen Mixturen seines gegenwärtigen Beurteilers Hans Landsberg im Leben wenig wurzelnde, für dasselbe höchst überflüssige Präparate eines germanistischen Seminars sind.

Es ist höchst merkwürdig, welche drei Geister sich Hans Landsberg heraussucht, um die geistige Signatur der Gegenwart zu charakterisieren. „Nietzsche, Ibsen, Böcklin, so heißt das Dreigestirn. In ihnen spiegelt sich die Geistesströmung der Gegenwart am klarsten wieder. Es waltet nach einem Ausspruche Robert Schumanns in jeder Zeit ein geheimes Bündnis verwandter Geister. Nietzsche, Ibsen, Böcklin scheinen mir den Zeitgeist, der freilich für die meisten noch Zukunftsgeist ist, am besten zu verkörpern".

Fürs Erste: Nietzsche hat mit dem Zeitgeist nichts **zu tun.** Er ist ein ganz Einsamer, Isolierter, der die **denkbar individuellsten Wege** gegangen ist, und dessen geistige Physiognomie nur aus seiner Isolierung zu verstehen ist. Daß heute eine große Anhängerschaft hinter ihm herläuft, beruht lediglich auf seinem unglücklichen Schicksal und darauf, daß seine Anschauungen sich in blendende Schlagworte für gedankenhungrige Schriftsteller und Journalisten umsetzen lassen. — Auch Böcklin stellt im Grunde einen solch Einsamen, mit dem Zeitgeist wenig zusammenhängenden dar. Zur Kennzeichnung dieses „Zeitgeistes" ist von den drei angeführten wol nur Ibsen zu gebrauchen. Bei einer größeren Perspektive als der Landsbergschen würde man aber die Verwandtschaft Hauptmanns mit Ibsen viel schärfer hervorheben müssen.

Mir scheint — um es noch einmal hervorzuheben — Hauptmanns Dramatik viel tiefer mit dem Zeitgeist verwandt zu sein als Hans Landsbergs Deutung dieses Zeitgeistes. Rudolf Steiner.



Im Kampf um die „Welträtsel".

Von Heinrich Schmidt.

(Schluß.)

3. Haeckel und Romanes.

Die „Christliche Welt" — nachher mehr von dieser „Christlichen Welt" — enthält in ihren Nummern 7 und 8 vom 15. und 22. Februar 1900 einen längeren Artikel von Professor Troeltsch in Heidelberg: „Ernst Haeckel als Philosoph." Der Artikel ist nicht derart, daß man ihn im Speziellen unter die Lupe der Kritik zu nehmen brauchte. Er steht in der „Christlichen Welt!" Aber er enthält einen Satz, der mich speziell interessiert. Den Satz: „Dabei ist es nicht ohne Interesse, daß die Autorität, die Haeckel vor allem für seine ‚Psychogenie' unermüdlich anführt, der Biologe John Romanes, diese Folgerungen wieder aufgegeben und sich schließlich sogar dem kirchlichen Glauben wieder zugewendet hat, eine Sache, die wol interessant gewesen wäre als Beweis, daß auch die profundeste Kenntnis der Gehirnphysiologie und Psychogenie noch nicht ohne weiteres die religiösen Motive des menschlichen Herzens auszurotten braucht, eine Sache, die aber wol eben deshalb Haeckel uns völlig verschwiegen hat." (Von mir selbst gesperrt.) Der „Reichsbote" griff diesen Satz auf und begriff ihn. Am 28. Februar schrieb er schadenfroh: „Weiß nun Herr Haeckel wirklich nichts von der Sinneswandelung seiner Autorität oder — enthält er etwa seine Kenntnis nur schonend seinen Lesern vor, um sie nicht zu verwirren? Die Sache paßt ja auch gar zu schlecht in seinen Kram."

Man merkt die Absicht. — Mit dem Buch „Gedanken über Religion von George John Romanes" hätte sich eine eigene Besprechung auseinander zu setzen. Raum und Zeit gestatten hier nur wenige Bemerkungen. Die „Gedanken über Religion" überlassen wir gern der „göttlichen Vernunft" der Frommen, die sich daran erfreuen mögen. Wir dagegen werden die Autorität seiner ausgezeichneten psychologischen Hauptwerke, die nicht erst nach seinem Tode von einem Kanonikus veröffentlicht worden sind, auch weiterhin anrufen. Unrichtig ist es aber, Herr Professor Troeltsch, daß Romanes seine psychogenetischen Folgerungen wieder aufgegeben habe, die „Gedanken über Religion" sagen mir wenigstens nichts davon. Und im höchsten Grade bezweifelbar ist es, daß Romanes sich schließlich sogar dem kirchlichen Glauben wieder zugewendet habe. Daß Kanonikus Gore, der Herausgeber der „Gedanken", in einem Schlußwort eine diesbezügliche Bemerkung macht, sagt gar nichts. Richtig ist, daß der Verfasser des betreffenden Buches den Standpunkt des reinen Agnosticismus einnehmen will, den „Zustand vernunftmäßig begründeter Unwissenheit über alles, was jenseits der Sphäre der sinnlichen Wahrnehmung liegt, — das offene Bekenntnis der Unfähigkeit, einen festen Glauben auf irgend eine andere Basis als sinnliche Wahrnehmung zu gründen." Demgemäß operiert er denn auch bis zum Schluß immer mit „wenn" und „angenommen, daß".

Uebrigens muß ich bekennen, daß mir beim Lesen der Schrift die „Briefe der Dunkelmänner" in den Sinn traten. Der Gedanke verblüffte mich selbst, aber er war da. Wie man's nimmt.

Aber noch eins. Professor Troeltsch und mit ihm der „Reichsbote" möchten Haeckel des absichtlichen Verschweigens der Sinnesänderung Romanes' beschuldigen, offenbar mit der geheimen Absicht, der Ehrlichkeit Haeckels ein Fragezeichen anzuhängen. Dazu Folgendes: „Die Welträtsel" waren am Ostersonntag 1899 fertig geschrieben; im September desselben Jahres erschienen sie im Buchhandel, und Ende Januar 1900 hat Herr Professor Haeckel das fragliche Buch von Romanes durch mich erst kennen gelernt.

Deshalb, Herr Professor Troeltsch, hat Haeckel diese Sache, „völlig verschwiegen", nicht etwa, mein lieber „Reichsbote", „weil sie gar zu schlecht in seinen Kram paßte." Hätte er sie gekannt, sie hätte ihm höchstens Gelegenheit geben können, seine interessante „Sammlung psychologischer Metamorphosen" noch um eine Nummer zu vermehren. Aber man sieht, zu welchen Mitteln die Herren von der „christlichen Welt" greifen müssen, um ihre haltlose Position zu verteidigen. Wissenschaftlich geht es nicht, also — audacter calumniare! Man erkennt die „Manier der Kirche"; so hat sie's gehalten von Jugend an.

Uebrigens will ich Herrn Professor Troeltsch noch verraten, daß wir auch in Deutschland Autoritäten genug für unsere monistische Seelenlehre besitzen; ich brauche nur Edinger und Kroell zu nennen, von denen der erstere 1896 sagte: „Wir sind gezwungen, anzunehmen, daß keinerlei Grenze sich aufbaut zwischen den Geistesfähigkeiten der niedersten und der höchsten Vertebraten," während Kroell soeben in seinem Buche: „Der Aufbau der menschlichen Seele" (Leipzig, 1900) eine „monistische Psychologie" gegeben hat, wie wir sie nicht besser wünschen können.

4. Loofs contra Haeckel.

Haeckels Buch enthält manches scharfe Wort, wo es auf die Schäden und Gebrechen unserer Kulturzustände zu sprechen kommt. Besonders im 3. und 4. Teil weht „herbe Höhenluft", wie ein Referent bemerkte. Jeder

wirklich moderne Mensch (im besten Sinne des Wortes!) muß aber auch unumwunden zugestehen, daß seine kritischen Keulenschläge im großen und ganzen berechtigt sind. Und dann — es sei daran erinnert, „welch' unzählige, rein persönliche, oft maßlos unflätige Angriffe Haeckel während seiner von innerster Ueberzeugung und reinstem Wollen geleiteten Schriftstellertätigkeit hat über sich ergehen lassen müssen." (Dr. Reh.) Und Haeckel gehört nicht zu den fein behandschuhten Leisetretern, die Verkehrtheiten kaum anzurühren wagen, die kaum einen festen Schritt zu tun vermögen. Das hat er bewiesen von Anfang an. Umsomehr verdient er die Bewunderung derer, die gleich ihm den Kampf gegen die vielfachen Hindernisse des Kulturfortschritts auf ihre Fahne geschrieben haben.

Vorauszusehen war, daß die Kirche, die am schärfsten angegriffene „schwarze Internationale", den von Haeckel hingeworfenen Fehdehandschuh alsbald aufgreifen würde. Das geschah denn auch. Merkwürdigerweise aber waren es nicht die „Papisten", die Haeckel vor allen andern im Auge hatte, sondern die „Evangelischen", welche sich zur Wehre setzten. Mir schien und scheint es noch bei diesem Kampf, als ob die Kirche noch einmal mit aller Macht ausholen wollte zu einem vernichtenden Schlage gegen den verhaßten Gegner Haeckel, als der Verkörperung moderner Wissenschaft, bevor sie gänzlich und für immer aus dem geistigen Leben der Menschheit verschwindet. Auch andere Zeichen der Zeit bestätigen die Meinung von dem Verzweiflungskampf der Kirche, der ihre endgültige Vernichtung vielleicht etwas verzögern, nimmermehr aufhalten wird.

Bald nach dem Erscheinen des Haeckelschen Buches eröffnete die „Christliche Welt" eine wahre Hetzjagd gegen Haeckel, die bis heute andauert. Eingeleitet wurde das Treiben durch einen offenen Brief von Dr. Friedrich Loofs, Professor der Kirchengeschichte in Halle a. S. Darauf folgten Harnack, Rade, Troeltsch, immer einer gereizter als der andere, und wieder Loofs, Rade und so fort bis auf den heutigen Tag.

Der „offene Brief" Loofs' wandte sich gegen eine falsche Jahrzahl Haeckels, sowie gegen Haeckels Berichte über die Auswahl der Evangelien und die „natürliche" Geburt Jesu. Der Brief war in einer beleidigenden Manier abgefaßt. Haeckel ließ sich herab, eine kurze, durchaus ruhige „Erklärung" zu veröffentlichen in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik und Antikritik", in welcher er sagte: „Zu einer eingehenden Antwort auf diesen Brief habe ich weder Zeit noch Neigung; auch würde dergleichen zu keiner Verständigung führen, da unser wissenschaftlicher Standpunkt im tiefsten Grunde verschieden ist." Die Antwort Loofs auf diese Erklärung ließ nicht lange auf sich warten. Sie erschien in Gestalt der Broschüre „Anti-Haeckel". Der Ton dieser Broschüre ist absichtlich, Loofs gesteht es zu, im höchsten Maße beleidigend, und zeigt diesen streitbaren Theologen als einen ungemein wortgewandten Herrn. Selbst urteilsfähige Leser vermag wol seine Dialektik im ersten Anlauf zu übertölpeln. Eine ruhige Prüfung läßt jedoch alsbald erkennen, daß neben einigen (wenigen) berechtigten Ausstellungen, die obendrein in einen verwirrenden Wust von dialektischen Kniffen und Pfiffen eingewickelt sind, die ganze Broschüre nichts ist als eine wirklich „ungemeine" Schimpferei. Eine Duplik auf diese Replik, in Loofsscher Weise aufgeputzt, würde mancherlei Ergötzliches zu Tage fördern und nebenbei die Haltlosigkeit vieler Behauptungen ergeben. Zwei Gründe verhindern mich jedoch, hier ausführlicher zu sein. Erstens streite ich mich nicht gern mit Leuten, die Varianten und Kirchenväter anstatt vollgültige Beweise anfahren; und zweitens möchte ich nicht in die Hände eines Loofs fallen. Nicht, daß mir bange wäre vor seiner „Wissenschaft". Deren nichtssagende Bedeutung ist für jeden vorurteilslos Denkenden nicht allzu schwer einzusehen. In welchem Sinne das vielmehr gemeint ist, wird nach einer Durchsicht der nachfolgenden Zusammenstellung Loofsscher Schimpfereien verständlich sein. Notabene, ich habe nur diejenigen zusammengestellt, die sich direkt auf Haeckel beziehen.

S. 1 unglaublichste Ignoranz
anmaßliche Unwissenheit
ungeheuerliche Behauptungen
S. 2 Ignoranz
skandalöse Ausführungen
wissenschaftlich ebenso bodenlos wie sittlich unentschuldbar
unziemlicher Ton
anstößige Ausführungen
Unwissenheit
S. 3 ungeschwächtes Selbstbewußtsein
unehrliche Erwiderung
ungeschwächtes Selbstbewußtsein
S. 4 Schreiberei
S. 5 Unwissenheit
(S. 5—17 beschäftigen sich mit Saladin in ähnlicher Weise.)
S. 17 so tief unter dem Niveau eines ernst zu nehmenden und selbst ernsten Gelehrten
S. 18 unehrliche Verschiebung des Streitpunktes
unehrlich
Unredlichkeit
S. 20 unehrliche Polemik
noch unehrlicher
Ich will beweisen, daß Herr Professor Haeckel durch die Ignoranz, die er gezeigt, und durch den Ton, den er sich erlaubt hat, sich um die Ehre gebracht hat, in urteilsfähigen Kreisen als ein wissenschaftlicher Schriftsteller zu gelten.
S. 21 Unkenntnis
S. 22 Unsinn
zu dumm
thöricht
S. 24 Ignoranz
S. 27 Unwissenheit
S. 29 Die Höhe Haeckelscher Ignoranz
Ignoranz
S. 30 barer Unsinn
S. 32 Ignoranz
Unkenntnis
Unkenntnis
S. 33 angreifbare Allwissenheit
unberechtigte Unwissenheit
widerwärtiges Satzgefüge
Rest von Dummheiten
Haeckel hat sich selbst prostituiert
S. 34 Unkenntnis
barer Unsinn
S. 35 blühender Unsinn
Schmutz, den er auskramt
S. 36 glänzender Beweis für Haeckels unglaubliche Unwissenheit
rechte fette Dummheit

S. 37 schmutzige Geschichte
S. 40 Ignoranz
S. 42 Thorheit
S. 45 reiche Proben seiner Ignoranz
Genosse jener schmutzigen jüdischen Lästerer
unrechte, verächtliche Ignoranz
S. 46 die Sprache des freilich „aufgeklärten", aber ungebildeten und mit faden Witzen operierenden Popularphilosophen à la Karl Friedrich Bahrdt
gehässige Verdächtigung
fanatische und skrupellose Hetzerei
widerliche Eigenart der Sprache, die H. sich gestattet
S. 47 die Sprache eines Vaudeville-Reporters, der mit dem Haut-goût des „Pikanten" seine Berichte würzt
S. 48 Verwertung elendester Schandlitteratur
ärgste Ignoranz
hat kein normales wissenschaftliches Gewissen
Gewissenlosigkeit
dem kann man auf keinem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit, Sorgfalt und ernsten Wahrheitssinn zutrauen.

Diese Liste genügt hoffentlich zur Kennzeichnung des „Professors der Kirchengeschichte in Halle a. S." Und dabei gibt Loofs etwas auf Leser, die „ein zartes Gefühl für schriftstellerische Würde und litterarischen Anstand" haben (S. 17). Will er diesen Lesern vielleicht in seiner Broschüre ein Musterbeispiel von „schriftstellerischer Würde und litterarischen Anstand" geben? Aber Loofs wird auch noch spaßig: er erwartet eine Antwort von Haeckel! Auf diese „Replik"! — Ich wüßte eine Antwort darauf: Die Rede Zarethustras „Von den Gelehrten", die da beginnt: „Als ich im Schlafe lag, da fraß ein Schaf am Epheukranze meines Hauptes — fraß und sprach dazu: „Zarethustra ist kein Gelehrter mehr." Sprachs und ging stotzig davon und stolz."

3. Saladin.

Haeckel hatte zum Schluß seiner Erklärung Loofs gegenüber auf seine Quelle verwiesen, auf das Werk „des gelehrten und scharfsinnigen englischen Theologen Saladin (Stewart Roß): Jehovas gesammelte Werke. Eine kritische Untersuchung des jüdisch-christlichen Religionsgebäudes auf Grund der Bibelforschung". Dieses Buch zieht Loofs auch in den Kreis seiner — „Kritik". Allein auch hier ist seine „Kritik" größtenteils eine ganz „ungemeine" Schimpferei. Wol sagt er (S. 9): einem verwahrlosten Hund die Flöhe abzusuchen, würde leichter sein, als die wissenschaftlichen Thorheiten zu sammeln, die das Buch enthält." Aber die Beispiele, auf die er sich beschränkt, um „das Maß der Unwissenheit, Roheit und Impertinenz zu charakterisieren, das dem Buch den Stempel aufdrückt," müssen sehr unglücklich ausgewählt sein oder — ich bin so unzugänglich für Loofssche Argumente, daß ich die Unwissenheit, Roheit und Impertinenz gar nicht merke.

Zuerst „beweist" Herr Loofs, daß Saladin gar kein gelehrter und scharfsinniger Theologe sei. Das macht er so. Er hört nämlich von dem Redakteur einer Londoner christlichen Zeitschrift: „In England ist er (Saladin) nie im Ernst als ein Theologe angesehen." Zwar meint Loofs selber, „Haeckel wird das keinen Eindruck machen." Aber er hat noch einen stärkeren Beweis. „Wichtiger ist es deshalb, sagt Loofs, daß Saladin selbst sich als einen Laien den Theologen entgegenstellt". Die beiden betreffenden Stellen, bei Loofs auf Seite 6 und 7 citiert, geben einen zu schönen Beleg zu Loofs' Auffassungsgabe, als daß ich sie nicht auch anführen sollte: Saladin sagt nämlich S. 38. „Ein jeder muß einsehen, . . . daß wir unwissende Laien sehr unrecht daran tun, nicht alles zu glauben, was unsere priesterlichen Herren uns erzählen," und S. 41: „Für einen Laien, wie ich, der nicht in das litterarische Geheimnis der Dreieinigkeit eingeweiht wurde." Wem das anders als „ironisch" heißt, der wird ganz gewiß in dem Buch noch mehr wichtige Beweise von „Unwissenheit, Roheit und Impertinenz" finden, Beweise auch, daß Saladin nicht Theologe sei. In der Tat hat aber, das muß Loofs selbst zugeben, Saladin Theologie studiert und sein Buch selbst verrät ihn durchaus als einen kenntnisreichen Theologen. Daß er mit seinen Ansichten nicht offizieller Theologe bleiben konnte, wird Loofs nicht bestreiten. Unsere neueste Zeit zeigt Beispiele genug, daß Theologen wegen ganz harmlosen Freisinns ihre Stellungen aufgeben mußten. Wenn viele trotz besserer Einsicht doch schweigen, wer will's ihnen verdenken? Der Kampf ums Dasein ist hart, und nicht jeder ist ein Kämpfer. Diese erwähnten neuesten Vorkommnisse bezeugen auch gegen Loofs, daß „diejenige Schätzung der Bibel, die vor 200 Jahren die offizielle war" (S. 9), auch heute noch die offizielle ist. Und wenn Loofs' Kampfgenosse, Dr. theol. Braasch, in der „Täglichen Rundschau" sagt, „das Buch Saladins sei nichts anderes, als eine von gotteslästerlichen Reden strotzende Satire auf die Bibel unter dem (bekanntlich längst überwundenen) Gesichtspunkte, als sei sie Wort für Wort inspiriert", so läßt uns das erstere kalt und das andere widerspricht der tatsächlichen Wirklichkeit. Bekanntlich ist die Inspirationstheorie noch nicht überwunden, noch nicht einmal in der „wissenschaftlichen" Theologie, viel weniger noch in der „unwissenschaftlichen" Theologie der Geistlichen und Kirchenbehörden. Wenn aber der „wissenschaftlichen" Theologie Loofsscher Richtung die Inspirationslehre bekämpfenswert erscheint, so sollte sie sich doch freuen, in dem Buche Saladins einen Bundesgenossen gegen die Unwissenschaftlichkeit der Inspirationsleute gefunden zu haben. Statt dessen — „Unwissenheit, Roheit, Impertinenz!" Merkwürdig! Sollte der Inspirationsgedanke den Herren doch tiefer im Fleische sitzen, als sie selbst zugeben möchten?

Wir verstehen vollkommen, wenn Saladin sagt: „Diejenigen, die durch den äußeren Schein ins Innere der Seele zu blicken vermögen, — sie werden wissen, daß ich an der Rechtfertigung Gottes, nicht an der Zerstörung Gottes arbeite (S. 348)." Das ganze Buch ist uns ein Beweis für diese Worte und Saladin könnte sich am besten mit dem Worte Multatulis rechtfertigen: „Die Frommen machen einen Gott, takeln ihn spottwürdig auf, und wenn ich dann spotte über diese Spottwürdigkeit, sagen sie, daß ich etwas Heiliges antaste".

Hören wir endlich noch, wie der edle Robert G. Ingersoll über diese „elende Schandlitteratur" geurteilt hat, und über den Mann, den die „deutsche ev. Kirchenzeitung" in ihrer „Kirchensprache" den „englischen Schmierfinken" nennt. Er schreibt an Saladin: „Sie haben sich den Dank aller derer verdient, die wirklich denken. Sie haben das Herannahen jenes Tages beschleunigt, an

dem das Glaubensbekenntnis dieser Welt endlich die folgenden Sätze enthalten wird: Die Glückseligkeit ist das einzig Gute auf Erden. Die Zeit, glücklich zu sein, ist jetzt. Der Ort, glücklich zu sein, ist hier. Das Mittel, glücklich zu werden, besteht darin, andere so zu machen".

Wer freilich, wie Loofs, von dem „trügerischen Evangelium eines glücklichen Diesseits" sprechen kann, wird auch diese Worte nicht verstehen.*)

6. Schlußwort.

Und nun zum Schluß noch etwas über Haeckels „unglaubliche Unwissenheit".**) Ist es nicht sehr sonderbar, daß das Verzeichnis der Druckschriften dieses „unwissenden" Menschen schon 1894 sechs große Seiten füllte? Daß ein Mann bei solcher „Ignoranz" erst neuerdings ein so gewaltiges Werk schaffen konnte, wie es seine „Systematische Phylogenie" darstellt, ein Werk, an dem die gesamte Biologie des kommenden Jahrhunderts zu zehren haben wird? Ist es nicht sehr merkwürdig, daß Haeckel, „dem man auf keinem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit Sorgfalt und ernsten Wahrheitssinn zutrauen kann," der „so tief unter dem Niveau eines ernst zu nehmenden und selbst ernsten Gelehrten" steht, daß dieser Mann von der britischen Regierung zur Mitarbeit an dem großen Challengerwerk berufen wurde? Und weiter — zeugt es nicht von einer „wissenschaftlich ebenso bodenlosen wie sittlich unentschuldbaren" Verfassung der sogenannten Wissenschaft, daß Haeckel, der „kein normales wissenschaftliches Gewissen besitzt," vier goldene Medaillen und über siebenzig Ehren-Diplome von Akademien und gelehrten Körperschaften aufweisen kann, die ihn zum Ehrenmitglied oder auswärtigen Mitglied ernennen? Als 1888 die „Asiatic Society of Bengal" in Calcutta, die höchste wissenschaftliche Körperschaft Asiens, ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, ernannte sie sechs europäische Gelehrte verschiedener Nationen zu „Centenary Honorary Members", als führende Geister moderner Wissenschaft. Für Deutschland fiel diese besondere Auszeichnung auf Ernst Haeckel. Und was der Bressa-Preis zu besagen hat, wissen die Leser des „Magazin" zur Genüge. Mit Recht fragt da angesichts der Schimpfereien in den klerikalen Blättern das „Prager Tageblatt": „In was für einer Zeit leben wir? Da erarbeitet sich ein Mann ein Ansehen in der strengsten der exakten Wissenschaften und wird auf der ganzen Welt als der Begründer neuer Zweigwissenschaften gefeiert — und ein hergelaufener Niemand darf aufstehen und öffentlich mitsprechen, Haeckel sei kein gebildeter Mensch." Aber freilich, ich vergaß, „da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden", und „selig sind die im Geiste Armen." Aber vielleicht läßt Loofs und mit ihm die „Christliche Welt" noch ein Zeugnis von Darwin gelten, nachdem ihn Professor Klaatsch in ihren Augen wieder salonfähig gemacht hat. „Wäre dieses Buch (die „Natürliche Schöpfungsgeschichte"), sagt jener außerordentlich kenntnisreiche Forscher im Jahre 1871, wäre dieses Buch erschienen, ehe meine Arbeit niedergeschrieben war, würde ich sie wahrscheinlich nie zu Ende geführt haben; fast alle die Folgerungen, zu denen ich gekommen bin, finde ich durch diesen Forscher bestätigt, dessen Kenntnisse in vielen Punkten viel reicher sind als meine" (Abstammung des Menschen. Einleitung). Und als dieser Forscher, dessen „wissenschaftlicher Bankerott" nach der „deutschen evang. Kirchenzeitung" jetzt „erwiesen" sein soll, als dieser Forscher vor wenigen Jahren seinen sechzigsten Geburtstag feierte, da brachten ihm hunderte von Männern der geistigen Elite aller Erdteile und aller Nationen Beweise ihrer Verehrung dar, „dem Manne, wie damals geschrieben wurde, der sein Leben in selbstloser Hingabe der Wissenschaft und Wahrheit geweiht, der, wo er auch die Hand angelegt, neue Bahnen gebrochen und neue Erkenntnisse verbreitet und der für die ethischen Güter der Menschheit allezeit sein Bestes eingesetzt."

Es muß das alles einmal gesagt werden, jetzt, da so viele Liliputaner und Pygmäen sich für berechtigt halten, ihre vergifteten Pfeile auf ihn abzuschießen.

Wir wissen es wol und Ihr macht auch gar kein Hehl daraus, Ihr möchtet ihn gerne, zu gerne herabreißen von seiner Höhe, Ihr möchtet Euch und anderen einreden, Haeckel sei nicht der Kulturfaktor, zu dem ihn seine Lebensarbeit gemacht hat. Und — wir lächeln darüber — in Eurer „christlichen Welt" und in einer Zeit, die unter dem Zeichen der lex Heinze steht, wird's Euch ohne Zweifel auch gelingen. Ich aber sage Euch, Eure Kirchen werden zerfallen sein, und Haeckels Name wird noch leuchten!

*) Loofs, Die Schöpfungsgeschichte, der Sündenfall und der Turmbau zu Babel. Freiburg 1899.

**) Loofs beschränkt seine „Ignoranzreden" nicht auf das kirchengeschichtliche Wissen Haeckels; ich bemerke das ausdrücklich.

Betreffs des schweren Vorwurfs der „Unehrlichkeit", den „Loofs" (hier als Gattungsname gebraucht) Haeckel so gerne anheften möchte, verweisen wir hier nur auf Lucas 23 V. 34.



Hamlet und Christus.*)

Auf den überaus leidenschaftlichen und in einem ganz ungewöhnlich gehässigen Tone gehaltenen Angriff Eugen Reichels in Nr. 22 dieser Zeitschrift habe ich in aller Gemütsruhe Folgendes zu erwidern: Zehn Jahre vor dem Erscheinen der Reichelschen Schrift über „Shakespeare-Litteratur" (1887), also bereits im Jahre 1877, habe ich die grundlegende Idee zur Erklärung von Shakespeares Hamlet gefunden. Nicht die Lektüre irgend eines Kommentars — ich kannte damals noch keinen einzigen — sondern eine Stelle im Neuen Testament öffnete mir die Augen für das, was Shakespeare in seinem Hamlet darstellen wollte. Aus der Erzählung des Markus-Evangeliums geht nämlich deutlich hervor, daß Jesus anfangs von seiner Mutter und seinen Brüdern nicht verstanden wurde, daß sie ihn vielmehr für besessen hielten und von seinem öffentlichen Auftreten abzubringen suchten. Er aber konnte sich dem Willen seiner Verwandten nicht fügen, weil ein höherer Wille in ihm lebte. Als ihm daher, während er in einem Hause lehrte, gemeldet wurde, draußen ständen seine Mutter und Brüder und wünschten ihn zu sprechen, da rief er aus: „Wer ist meine Mutter? und

*) Vergl. Hermann Türck, Der geniale Mensch. Vierte vermehrte Auflage. Berlin 1899.

wer sind meine Brüder?“ Und, wie es im Matthäus-Evangelium weiter heißt, er reckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: „Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder. Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder, Schwester und Mutter“ (Matthäus 12, 46 ff., Markus 3, 31 ff., Lukas 8, 19 ff.). Der geniale Mensch, von einem höheren Willen erfüllt, kann nicht auf das Verlangen und die Wünsche selbst derer eingehen, die ihm dem Blute nach am nächsten stehen. Solch ein Mensch ist auch Hamlet, und dadurch wird mit einem Schlage seine Stellung zu der ihm von seinem Vater gestellten Aufgabe klar. Die Aufgabe, seinen Vater zu rächen, ist nicht etwa zu groß für ihn, sondern im Gegenteil zu klein, zu eng, zu beschränkt, zu persönlich gefaßt, zu egoistisch. Ein zu einer gewissen Reife gelangter, dreißigjähriger,*) hochgenialer Mensch wie Hamlet vermag nur aus ureigenster Initiative, nach ureigenen Plänen und Antrieben tätig zu sein. Eine von außen an ihn herantretende Aufgabe, und mag sie von persönlichen Gesichtspunkten aus gesehen noch so dringend und gewichtig erscheinen, kann ein Genie wie Hamlet nicht aus der ihm eigenen Richtung bringen. So versteht man, warum Shakespeare die an Hamlet herantretende Aufgabe so dringend, so unausweichlich, so durchaus zwingend gestaltete. Es sollte dadurch klar werden, daß jeder gewöhnliche und persönlichen Einflüssen zugängliche Mensch sich dieser Aufgabe nie und nimmer hätte entziehen können, daß also, wenn Hamlet doch nicht dazu gebracht werden kann, das Geforderte zu leisten, er eben kein gewöhnlicher Mensch ist. Wie ein gewöhnlicher Mensch in einem ähnlichen Falle handelt, zeigt Shakespeare mit voller Absicht an dem Verhalten des Laertes. Für diesen braucht nicht erst der Geist des gemordeten Vaters aus dem Grabe zu steigen und in tiefergreifender, machtvoll erschütternder Weise das an ihm verübte furchtbare Verbrechen zu schildern und dringend um Rache zu heischen. Für einen Laertes genügt ein ganz unbestimmtes, vages Gerücht von einer an seinem Vater geschehenen Gewalttat, um ein fressendes, bohrendes Gefühl der Rachsucht in seinem Herzen zu erzeugen und ihn wütend auf sein Ziel losstürmen zu lassen.

Der Unterschied zwischen einem Christus und einem Hamlet ist der, daß Christus mit vollem Bewußtsein sich von dem Einfluß seiner Verwandten löst, um einzig und allein den Willen seines himmlischen Vaters zu tun, während Hamlet, als hochgenialer Mensch in gleicher Weise von dem ewigen Gute angezogen, sich dessen doch nicht klar bewußt wird, sondern wirklich die Pflicht zu haben glaubt, sich dem Willen seines irdischen Vaters zu beugen. Bei Christus steht also der innerste Trieb des Herzens mit seiner Ueberzeugung von dem, was seine Pflicht ist, in völliger Uebereinstimmung; bei Hamlet dagegen widerspricht eines dem andern. Aus diesem seelischen Zwiespalt rühren Hamlets Selbstbeschuldigungen her, wie seine Versuche, sich zu einer Ausführung der Rache anzuspornen. Hamlets geniale Natur, die nur nach ureigenen Plänen und Entschließungen zu handeln vermag, ist aber stärker als das mit der hergebrachten, kleinmenschlichen Auffassung verknüpfte kindliche Pflichtbewußtsein, und darum wird die Ausführung der Rache immer wieder verschoben, bis der gekrönte Mörder die Gefahr, die ihm von Hamlet droht, erkennt und diesem nun die tödliche Falle stellt. Daß Hamlet aber auch nicht, wie es seiner genialen Natur entspricht, nach eigensten Plänen und Entwürfen handelt, das hängt mit seiner zeitweiligen tiefen Gemütsverstimmung zusammen, mit der tiefen Erschütterung, die seine Seele erfahren, als sich ihm nach dem Tode des Vaters plötzlich die ganze Gemeinheit und Niedrigkeit der Menschennatur offenbarte. Eine Trauer nnd ein Ekel erfüllten seine Seele, die ihn für lange Zeit unfähig machten, im großen Stile auf eine Welt zu wirken, die ihm nur wie ein „wüster Garten“ erschien, „der wild in Samen schießt, von geilem Unkraut dicht überwuchert!“ Der Umschlag einer sonnigen, freudigen, optimistischen Lebensanschauung in eine tief pessimistische, verzweifelte und todtraurige also ist es, der ein seiner genialen Natur entsprechendes schöpferisches Wirken nach großen Plänen für eine Zeitlang unmöglich macht. Ein von dem Willen anderer Personen beeinflußtes Handeln Hamlets ist aber bei der Selbstständigkeit seines genialen Wesens schwer und unter Umständen garnicht zu erreichen. Es bleibt dann im wesentlichen nur noch eine Art des Handelns übrig, die nämlich, die auf einem augenblicklichen Antrieb beruht. So sehen wir denn Hamlet wohl handeln, aber immer nur im Affekt, auf einen unmittelbaren Anstoß hin; so, wenn er der Aufforderung des Geistes, mit ihm an einen entlegenen, einsamen, schaurigen Ort zu gehen, ohne weiteres folgt, und die Freunde, die ihn in bester Absicht zurückhalten wollen, von sich schüttelt mit der Drohung: „Lasst mich los, bei Gott! sonst mach' ich jeden, der mich hält, selbst zum Gespenst;“ so, wenn er den unberufenen Lauscher im Gemach der Mutter auf den ersten verräterischen Laut hin blitzschnell niederstößt; so, wenn er beim Kampf mit dem Piratenschiff als der erste beim Entern auf das feindliche Verdeck springt; so, wenn er dem großsprecherischen Laertes am Grabe der Ophelia entgegenspringt mit den Worten: „Ich bin's, Hamlet der Däne.“ Ueberall aber, im Nichthandeln wie im Handeln, zeigt sich dieselbe herrschende, kühne, große, geniale Natur des Dänenprinzen.

Steiner behauptet in seiner Entgegnung auf meine Erwiderung in Nr. 22 dieser Zeitschrift: „Nein, wenn man das Genie erklären will, geht einen der Egoismus und der Altruismus garnichts an; sondern eben nur die Zeugungskraft des Menschen. Diese, und nicht die Selbstlosigkeit ist bei den genialen Menschen aufs höchste gesteigert.“*) Und dementsprechend meint auch Reichel in der ihm eigenen geschmackvollen Weise des Ausdrucks: „Damit Herr Türck den Weisen spielen

*) Infolge welchen Mißverständnisses man dazu gekommen ist, der auffallend genauen und absichtlichen Angabe Shakespeares zum Trotz aus dem dreißigjährigen Hamlet einen neunzehn-, ja sogar sechzehnjährigen zu machen, was ferner Shakespeare bewogen hat, das Alter seines Helden so unzweideutig auf dreißig Jahre festzustellen, lehrt mein Aufsatz über „Das Alter Hamlets“ in dem demnächst erscheinenden oder jetzt eben bereits erschienenen neuesten Bande des Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Hermann Türck.

*) Was bedeutet es dann aber, wenn Steiner das Charakteristische des Genies darin sucht, daß bei diesem der Egoismus in Altruismus umschlägt? Wenn Steiner selbst behauptet, bei der Erklärung des Genies gehe einen der Egoismus und der Altruismus garnichts an, wie kommt er dann doch dazu, von einem Umschlag des Egoismus in Altruismus beim Genie zu reden? Und wenn nach Steiner, wie er an anderer Stelle ausdrücklich erklärt, ein Unterschied zwischen Egoismus und Altruismus garnicht bestehen soll, wie kann dann beim Genie der Egoismus in Altruismus umschlagen? Das Umschlagen bedeutet doch immer ein Umschlagen ins Gegenteil? Oder kann auch dasselbe in dasselbe umschlagen?

kann, muß der Schöpfer des „Hamlet' zu einem Schwachkopf werden, der ‚seinem Genius' in der Gestalt Hamlets ein Denkmal setzt und dann die Sachen und Verhältnisse so gestaltet, daß sein Hamlet wol was Rechtes geleistet — hätte, wenn ihm nicht schon im fünften Akt der Tragödie der Genius ausgeblasen worden wäre!" Steiner hat aber übersehen, daß ich gerade das, was er die „Zeugungskraft" des Genies nennt, sowie seine „Erfindungsgabe", mit allem Nachdruck hervorgehoben habe, daß ich aber noch weiter gehe und diese „Zeugungskraft" und „Erfindungsgabe", des Genies auf den Urquell aller „Zeugungskraft" und „Erfindungsgabe" zurückführen will, auf das nämlich, was Steiner selber fühlt, wenn er an anderer Stelle wieder als das Charakteristische des Genies sein „Interesse an den höheren Notwendigkeiten der Natur" ansieht. Wer dieses „Interesse an den höheren Notwendigkeiten der Natur" oder, wie ich mich ausdrücke, diesen Zug zum Ewigen besitzt, sei es auch nur „verworren",*) ganz instinkt- und gefühlsmäßig, der besitzt jene Freiheit von dem blindmachenden Einfluß der Sorge, jene Freiheit von philisterhafter Furcht und Hoffnung, jene Unbefangenheit und Ruhe der Seele, die allein in den Stand setzt, die Dinge in ihrem wahren Lichte zu sehen, die unerläßliche Bedingung für jede „Erfindungsgabe" und „Zeugungskraft". Wer nicht über den Dingen steht, sondern von selbstsüchtiger Furcht und Hoffnung hin- und hergerissen wird, der vermag sie auch nicht zu beherrschen und „zeugend", schöpferisch auf sie zu wirken. Die Objektivität, die Selbstlosigkeit und Sachlichkeit des Genies ist also die Vorbedingung seiner „Erfindungsgabe" wie seiner „Zeugungskraft". Dabei ist es im Prinzip ganz gleich, ob es sich um den „genialen Krawattenbinder" oder die „eminent selbstlose und vorzügliche Kinderfrau" Steiners oder um Weltgrößen wie Christus, Buddha, Alexander und Cäsar handelt. Ueberall, wo etwas Tüchtiges geleistet werden soll, ist die erste Bedingung ein Freisein vom Hergebrachten, Aeußeren, Zufälligen, und eine völlige Konzentration auf den Gegenstand, mit dem man sich beschäftigt. „Wer seine Hand an den Pflug legt und schauet zurück, ist nicht geschickt für das Reich der Himmel" nach Christi Meinung. Alle kleinliche Sorge, alle selbstsüchtige Furcht und Hoffnung blendet den Menschen, raubt ihm damit seine „Erfindungsgabe", und lähmt seine Tatkraft, nimmt ihm damit auch seine „Zeugungskraft".**) Nach der äußeren, von zufälligen Bedingungen abhängigen Leistung ist also das Genie nicht zu beurteilen, sondern nach der Verfassung seiner Seele; denn es ist sehr gut denkbar, daß ungünstige äußere Verhältnisse die Leistung eines genialen Menschen entweder ganz verhindern oder zum wenigsten sehr korrumpiert zur Erscheinung kommen lassen. Zu jeder äußeren Leistung gehört nicht nur ein fähiger Mensch, sondern auch günstige äußere Bedingungen, und gerade die größten Tatenmenschen haben die innigste Ueberzeugung davon gehabt. Darum erklärt ein Napoleon I.: „Ich bin nur ein Geschöpf der Zeitverhältnisse. Wenn meine Mission erfüllt ist, so kann ein Atom mich fällen"; und ein anderes Mal wieder sagt er: „Ich habe einen Herrn, der keine Nachsicht kennt, das ist die tatsächliche Beschaffenheit der Dinge." Ist diese tatsächliche Beschaffenheit der Dinge, la nature des choses, einer äußeren Leistung des Genies durchaus ungünstig, so kommt eben nichts zustande, darum aber bleibt das Genie genau dasselbe Genie, es läßt sich daher nicht an der äußeren Leistung messen, sondern nur an seiner inneren seelischen Verfassung. Wenn daher Hamlet nicht dazu kommt, im großen Stile zu wirken, so ist damit noch garnichts über sein Genie ausgesagt. Daß Hamlet eine großangelegte Natur ist, deuten auch die Worte des ihm ebenbürtigen Helden Fortinbras am Schluß der Tragödie an: „Er hätte sich, wär' er hinaufgelangt, höchst königlich bewährt". Sehen wir aber nicht auf die zufällige äußere Leistung, sondern auf das Wesen und die wahre Natur eines Hamlet, so treten uns deutlich die charakteristischen Züge des Genies entgegen, wie ich sie am ausführlichsten in der vierten vermehrten Auflage meines Buches „Der geniale Mensch" (Berlin 1899) geschildert habe. Dabei ergeben sich ganz ungesucht die merkwürdigsten Beziehungen zwischen allen genialen Naturen, mögen sie als Künstler, Philosophen, als Eroberer oder Religionsstifter wirken. Was uns aber hier am meisten interessiert, mit meiner Auffassung vom Wesen des Genies bin ich imstande, die Hamlettragödie, wie sie uns in der vollständigen und zuverlässigen Quarto-Ausgabe vom Jahre 1604 vorliegt, Zeile für Zeile in einem durchaus einheitlichen und alle „Rätsel" zur Lösung bringenden Sinn zu erklären. Wer dagegen wie Reichel von ganz falschen Gesichtspunkten ausgeht, der kann, wie er, dazu kommen, daß er mit dem uns bekannten Texte der Tragödie nichts anderes anzufangen weiß, als ihn in Stücke zu schneiden, um in völlig dilettantischer Willkür jene Stücke für echt zu erklären, die zu seiner ganz verkehrten vorgefaßten Meinung passen, dagegen alles das von der Tragödie als apokryph auszuscheiden, was sich mit seinem mehr als barocken Einfall nicht verträgt. Ein unsachlicheres und unwissenschaftlicheres Verfahren als das Reichels ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn er glaubt, ich sei von seiner Schrift irgendwie zu meiner Theorie vom Wesen des Genies angeregt worden, so irrt er sich sehr. Erst vor drei Jahren habe ich mir sein Buch, um die Litteratur über Hamlet möglichst vollständig beisammen zu haben, angeschafft und zum erstenmale angesehen, also volle zwanzig Jahre, nachdem ich die grundlegenden Ideen zu meiner Genietheorie und Hamleterklärung ganz selbständig gefunden hatte. Zwei Herren, der Historiker Dr. phil. Clemens Klein in Berlin und der Privatdocent der Medizin Dr. med. Paul Gerber in Königsberg in Preußen werden es mir bezeugen, daß ich ihnen bereits 1880, gleich bei unserem Bekanntwerden, diese Ideen ausführlich auseinandersetzte. Die ganz beiläufig gemachte Bemerkung Reichels in seiner Schrift, daß er sich Hamlet „gern als einen Geistesverwandten Friedrichs II. denken möchte," hätte mich bei der Fehlerhaftigkeit und Verworrenheit seiner anderen Ausführungen unmöglich auf die rechte Spur bringen können. August Dörings 1865 erschienene

*) Der Herr sagt im Prolog von Faust: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient".

**) Steiner erzählt: „Ich kannte eine Person, die war das Selbstloseste, was sich denken läßt. Sie ging garnicht in der Sorge um das eigene Selbst auf, sondern ganz in altruistischem Wirken für andere. Diese im eminentesten Sinne selbstlose Person hatte aber garnichts Genialisches. Sie war eine vorzügliche — Kinderfrau." Sehr merkwürdig ist es, daß Steiner, der an anderer Stelle ausdrücklich ein wirklich selbstloses Verhalten leugnet, hier von einer „im eminentesten Sinne selbstlosen Person" redet. Ferner hat Steiner behauptet, daß, wenn einer auch nur eine neue Art, sich die Krawatte zu binden, findet, schon etwas Genialisches darin liege. Ist nun eine vorzügliche Kinderfrau ein bloßer Mechanismus? Hat sie nicht vielfach Gelegenheit, mehr „Erfindungsgabe" anzuwenden, als ein Krawattenbinder? Und hängt die „eminente Selbstlosigkeit" der Steinerschen Kinderfrau ganz und gar nicht mit ihrer „Vorzüglichkeit" zusammen?

sehr verdienstvolle Schrift über „Shakespeares Hamlet" ist mir erst 1888 bekannt geworden. Ich habe dann sehr bald darauf in meiner 1890 erschienenen Promotionsschrift „Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie" ausführlich auf diese Arbeit Dörings Bezug genommen und sein Verdienst gerühmt, als einer der ersten auf die große Bedeutung des Umschlags der sonnigen, optimistischen Lebensanschauung Hamlets in eine tief pessimistische hingewiesen zu haben. Freilich hätte mich Dörings Schrift nur irre führen können, wenn ich sie zu früh kennen gelernt hätte. Faßte doch Döring die pessimistische Verstimmung Hamlets als eine krankhafte Verbitterung auf, die ihm als eine Schuld anzurechnen wäre und ihn „in Haß und Hohn" der Welt gegenüberstellte, während nach meiner Auffassung diese pessimistische Verstimmung nur ein Durchgangsstadium zu einer unbefangenen und kritischen Betrachtung des Lebens bildet.

Gegenüber der mehr als merkwürdigen Behauptung Reichels, daß „die uns überlieferte Tragödie mit der von Shakespeare geschaffenen so gut wie garnichts gemein" habe, ist darauf hinzuweisen, daß dreizehn Jahre vor dem 1616 erfolgten Tode Shakespeares, also 1603, eine unvollständige und sehr verdorbene Quarto-Ausgabe, ein Jahr darauf, 1604, aber die erste vollständige und korrekte, höchst wahrscheinlich nach Shakespeares eigenem Manuskript hergestellte Quarto-Ausgabe der Hamlet-Tragödie erschien. Wenn Reichel mit einer bezeichnenden Verallgemeinerung sagt: „Wir wissen alle, daß die uns überlieferte Tragödie es absolut unmöglich macht, ein klares Bild von Hamlet zu gewinnen," wenn er ferner behauptet, „der agierende Hamlet . . . beschert uns nichts als Rätsel", und ferner: „Es ist keine Einheit weder in dem redenden noch in dem handelnden Hamlet des überlieferten Stückes", so beweist dies nur, wie ich oben schon erwähnte, daß Reichel die Tragödie nicht versteht und daher, um sie sich verständlich zu machen, zu komischen Gewaltmitteln greift. Meine Erklärung aber macht es wol möglich, „ein klares Bild von Hamlet zu gewinnen", bei meiner Erklärung lösen sich alle „Rätsel" und zeigt sich eine wundervolle „Einheit" sowol „in dem redenden" wie „in dem handelnden Hamlet des überlieferten Stückes", und nicht nur ich finde das, sondern viele Andere mit mir. So schreibt zum Beispiel Theodor Lipps in den „Philosophischen Monatsheften": „Man wird sich zu Türcks Auffassung rückhaltlos bekennen müssen. Ich wenigstens bin in der Lage. Ich halte Türcks Beweisführung für überzeugend". Otto Sommerstorff steht meiner Hamletauffassung schon seit mehr als zehn Jahren durchaus sympathisch gegenüber, Ferdinand Gregori hat sie schon 1894 seiner Hamletdarstellung mit vorzüglichem Erfolg zu Grunde gelegt, und als Josef Kainz 1899 zum letztenmale in Berlin den Hamlet spielte, da versuchte auch er es, nachdem er kurz zuvor meinen „Genialen Menschen" gelesen hatte, unter dem frischen Eindruck der Lektüre das Genialische im Hamlet zur Darstellung zu bringen, und erzielte damit den tiefsten Eindruck. Die höhnischen Redensarten und gehässigen Ausfälle Reichels tun mir daher nicht sehr weh und erwecken in mir mehr das Gefühl des Bedauerns über seine „Verblendung", die er andern vorwirft und doch selbst in so reichem Maße besitzt, als das des Unwillens über seine überaus verletzende Art der Polemik.

Hermann Türck.

Die Kulturformen Oceaniens.

Von **Leo Frobenius.**

(Schluß.)

I—10.

Die Zahlensysteme der oceanischen Völker bieten ein vorzügliches Material, ihre Entwickelungsgeschichte zu studieren, was ich hier in aller Kürze naturgemäß nur in der gröbsten Weise zeigen kann. Wir haben drei Systeme zu unterscheiden: 1. das nigritische, das 1 und 2 umfaßt, 2. das vormalajische, das von 1 bis 5 reicht und endlich 3. das entwickelte, malajo-asiatische, dem die Reihe von 1 bis 10 zu Grunde liegt.

Das nigritische Zahlensystem ist vor allem das den Australiern eigentümliche. Der größte Teil der Stämme auf Neuholland verfügt nur über zwei Zahlenwörter, die 1 und die 2. Die 3 ist 2 + 1, 4 = 2 + 2, 5 (sehr selten) = 2 + 2 + 1. Weitere Formen kommen nur da vor, wo entweder ein Verkehr mit Indonesien und Melanesien stattgehabt hat oder durch lange Umwandlungen eigene Zahlen für 3 geschaffen sind. Bemerkenswert ist, daß auch gewisse Stämme auf Malakka nur über 2 Zahlen verfügen, daß ferner die 1 bei den meisten Stämmen verschieden und selbständig, die 2 dagegen vieler Orts die gleiche ist. Es ist das Wort: bula, pulate, burla, pular (Tasmanien), pualih, bullait, puletta, budley, purlaitye, boolray etc. = 2. — Sehr wichtig für die Entstehungsgeschichte dieser Systeme und seiner Einwirkung auf andere ist die ursprüngliche Bedeutung dieser Wörter bula, pula etc.:

pool oder operu = viel; poole = 5 (König Georgs Sund),
polet-nuk = viele; polet-uuk = 5 (Wurnus Stamm),
murla = mehr; bolya = that und 2 (Dieyrie).

Aehnliches wäre noch mehr anzuführen. Es geht aus alledem hervor, daß die 2 sowie jede höchste Zahl aus dem Begriff „viel" hervorgegangen ist. Demgegenüber das Wort für 1 (ngaii, ngai, ngavya etc.), das zwar ziemlich, aber bei weitem nicht so wie die 2 = pula verbreitet ist. Dieses bedeutet analog zu pool = viel und Stamm von 2, 4 oder 5 (jeweilig der höchsten Zahl) „wenig", nämlich
kai — kain — wenig, kain = 1 (König Georgs Sund).

Das malajo-asiatische Zahlensystem, um so gleich zu dem Extrem überzugehen, verfügt über 10 Grundzahlen, die wir eingehend ins Auge fassen wollen. Ich stelle hier 5 Zahlenreihen neben einander:

Altindonesisch (Nias)	Jungindonesisch (Sunda)	Mikronesisch (Marschall)
1 = sara	sa	duon
2 = dua	dua	ruo
3 = telu	tiga	tilu
4 = ofa	opat	emen
5 = lima	lima	lalim
6 = oeno	ganap	dildimü
7 = pitu	tuju	dildimü düon
8 = wualu	dalapen	eldimü
9 = siwa	salapan	eldimü düon
10 = pulu	pulu	tabatot.

Die Zahl 5 (lima) bedeutet im südlichen respektive südöstlichen Indonesien gleichzeitig Hand, d. h. also beim

Zählen sind alle Finger einer Hand angewendet. Das Wort ganap — 6 bedeutet so viel wie beendet, abgeschlossen: also ist es eigentlich die letzte Zahl. Und tatsächlich verraten uns auch andere Merkmale, daß die weiteren Zahlen 7, 8, 9 und 10 jüngeren Datums sind, daß wir es also mit einem nur erweiterten 5stelligen Zahlensystem zu tun haben. Nämlich dildimü = 3 × 2 dildimü düon = 3 × 2 + 1, 8 = 4 × 2, 9 = 4 × 2 + 1, und bei der zweiten Reihe dalapan oder 8 = 10 — 2, salapan oder 9 = 10 — 1, bei der ersten ist das wualu = 8 aus 2 × 4 entstanden. (Auf Aru z. B. 2 = rua, 4 = ka, 8 ist karua oder 4 × 2). Lassen wir die Subtraktionsmethode zunächst beiseite und vertiefen wir uns noch weiter in die Multiplikation.

Das ideale Marschall-Radaksystem ist nicht so alleinstehend. Wir hören öfter von den Polynesiern, daß sie nach Paaren zählen. Also eine vorzügliche Anwendung der 2 auch darin, ein Moment, das uns lebhaft an die nigritischen Zahlenreihen erinnern muß. Wenn wir nun vergleichen, so merken wir, daß das pulu oder pulo = 10 auffallend dem nigritischen bulo, pula = 2 entspricht. Wie ist denn nun wol die pulo = 10 entstanden? Wir sahen, daß pulo oder bula im Nigritischen der Kollektivbegriff ist. Einen ganz ähnlichen Fall stellt die kapa = 4 = Haar oder Haarbüschel dar. Nun ganz ebenso entstand die 10 aus dem gleichen Kollektivbegriff, nämlich

pulu oder folo = Haar (Indonesien und Marianen 2c.),
bulu oder huru = Federn (ebenda),
bulu = Bambus (Dajak 2c.).

Wir haben demnach einem dem kapa vollständig identischen Fall und die malajo-asiatische 10 ist genau wie die nigritische 2, 5 oder 4 aus demselben Worte, das im selben Sinne dazu ward, entstanden.

Wir finden also, um das Resultat zusammenzufassen, in Indonesien ein Zahlensystem, das auf der Reihe 1—5 basiert und dessen Erweiterung im wesentlichen mit dem nigritischen Zahlensystem der Paarzahlung, der Multiplikation mit 2 und eventueller Addition der 1 stattfindet. Dieses ältere malajo-asiatische System zieht sich von Indonesien über Mikronesien nach Polynesien hin und das polynesische entspricht genau dem älteren Indonesiens. In Indonesien aber ist daneben eine junge Zahlenmethode zur Entwickelung gelangt, deren Wesen wir aus der zweiten der oben wiedergegebenen Zahlenreihen zu erkennen vermögen: dies ist die Subtraktionsmethode. 8 = 10 — 2, 9 = 10 — 1. Diese kann ich nur im westlichen Indonesien, bei den Turadjes, auf Sula Besi, und dann auf Yap, Gilbert, Duke of York zunächst nachweisen. Dasselbe hat sich demnach ebenfalls auf der Nordachse fortgepflanzt, ist aber nicht bis in das südöstliche Melanesien oder gar Polynesien gelangt. Es ist jüngeren Datums, weil er die Kenntnis der 10 voraussetzt.

Das vormalajische Zahlengebiet verfügt, wie erwähnt, über die Zahlenreihe 1—5. Diese Völker können allerdings noch weiter zählen, aber sie benutzen hierzu keine neuen Worte. Betrachten wir einige Zahlenreihen der Mittelachse.

	Holländisch Neuguinea (Skro)	Deutsch Neug. (Bongu)	Neucaledonien (Duauru)
1 =	tantubilko	kudji	ta
2 =	tuberi	ali	bo
3 =	tubiteri	alub	beti
4 =	tubilgara	gorle	beu
5 =	tombu	ibon-be	tabue
6 =	haerekquo	igle-be	no-ta
7 =	raeberi	igle-ali	no-bo
8 =	repteri	igle-alub	no-beti
9 =	helpingara	igle-gorla	no-beu
10 =	helptomburu	ibon-ali-ali	dekau.

Wir sehen hier also:

1. 2. 3. 4. 5. 5 + 1. 5 + 2. 5 + 3. 5 + 4. 5 × 2 respektive bei Neukaledonien eine polynesische Zahl, die dekau. (dekau = 10 Paare in Polynesien.) Während die polynesischen und indonesischen, also die Zahlensysteme der Nordachse in den Zahlen 1—5 stets und in den 6—10 wenigstens im wesentlichen übereinstimmten, liegen hier lauter verschiedene Wortstämme vor. Nur im östlichen Melanesien treten neben diesen vielförmigen, einförmige und zwar den polynesischen Worten entsprechende Zahlen von 1—5 auf. (Im südlichen Melanesien und bei den Motumotu sogar die Zahlen 1—10.) Wir können das Gebiet der Mittelachse in 3 Teile zergliedern: 1. Halmahera, wo wir selbständige Zahlen von 1—10 beobachteten. 2. Neuguinea, wo nur selbständige Zahlen von 1—5 existieren und sich nur geringe, unwesentliche malajo-asiatische Elemente finden, wie 5 = lima, nnd 3. Ostmelanesien (Bismarckarchipel, Santa Cruz, Neuhebriden, Neucaledonien), wo auch nur die Zahlenreihen 1—5 vorkommen, in welche aber vielfach malajo-asiatische Worte, wenn nicht die ganze 1—10 eingefügt sind. Die Salomonen besitzen die polynesischen Zahlen. — Alles in allem ist aber das Zahlensystem der Mittelachse rein von nigritischen Elementen. Es ist ein solches, welches durch das Zählen an den 5 Fingern der Hand entstanden ist und nicht selten scheint die Erscheinung, daß die Bildung der 6—9 durch Addition von 1—4 unbekannt ist.

Fassen wir das alles zusammen, so ergiebt sich, daß wir drei Zahlensysteme haben, von denen nur 2 selbstständige Quellen zu vermerken sind, die nigritische und die vormalajische. Die Zahlenreihe der Nordachse stellen eine Mischung beider dar. Der Stammbaum aber ist etwa folgender:

1. Klasse nigritisch. 1—2   2. Klasse vormalajisch 1—5

3. Klasse malajo-asiatisch

1. Gruppe nigritische Elemente vorwiegend

1 bis 5. 2 × 3. 2 × 3 + 1. 2 × 4. 2 × 4 + 1. 10

2. Gruppe vormalajische Elemente überwiegend

1 bis 5. 5 + 1. 5 + 2. 5 + 3. 5 + 4. 10

3. Gruppe malajo-asiatisches Element

1 bis 6. 10 — 3. 10 — 2. 10 — 1. 10.

* * *

Die Kulturformen Oceaniens.

Mischung oder Zusammensetzung / Lage	Nigritische K.: Rein erhalten	Nigritische K.: Schwächere Reste im malajo-asiatischen Kultur-Besitz	Vormalaiische K.	Malajo-asiatische K.: Beziehung abgebrochen. Aelteste Formen im Osten	Malajo-asiatische K.: Beziehung lebendig. Degenerierte Formen im Osten	Asiatische K.: Rein	Lebensform
Südachse	Schild; Feuerbohrer; Holzwurfwaffen; 1–2; Wurfbrett; Klangstab; Kugelhütte; Steinbeil; Rindenboot.						Verkümmernd. Bewegung nicht nachweisbar.
Mittelachse: Aeltere Kulturelemente			Bogen; 1—5; Bogenschild; Boot; Barlahütte; Holz-Bambuspauken; Steinbeil; Maultrommel; Masken; Feuerzeug.				Langsame Ausdehnung. Vor allem: im Osten degenerierte Formen.
Mittelachse: Jüngere Kulturelemente					Segel; Schild; Trommel.		
Nordachse		Wurfbrett; Klangstab; Stockschild; Hüttenelement; Zahlensystem; Feuerbohrer.		Bogen; Schleuder; Hütte; Steinbau; Drillbohrer; Steinbeil; Weberei; Trommel; Muscheleinlage; 1—10; Feuerzeug; Drachen; Segel; solare Mythologie.			Abgebrochene Beziehung; früher starke Bewegung; im Osten die ältesten Formen.
Quellgebiet	Schild; Hütte; Klangstab; Feuerbohrer.		Bogen; Holz- und Bambuspauken; Maultrommel; Barlahütte; Masken; Feuerzeug.	Bogen; Schleuder; Hütte; Steinbau; Drillbohrer; Steinklinge; Weberei; Trommel; Muscheleinlage; 1—10; Drachen; Segel solare Mythologie.		Lederbogen; Lederschild; Eisenindustrie; Schiffsbau; Blaserohr; Gong 2c. 2c.	Ständige neue Befruchtung von Asien; daher starke Umbildung.

Schluß.

Mit diesen Beispielen will ich nur erklärt haben, in welcher Weise die Voruntersuchungen zu den abschließenden Arbeiten durchgeführt werden. Es handelt sich darum, die Entwickelungsgeschichte der einzelnen Elemente (Geräte, Waffen 2c.) kennen zu lernen. Wir sehen da aber nicht nur die Geschichte dieser einzelnen Elemente, sondern auch Charakterzüge, die dem Gesamtbesitz der Entwickelung der ganzen Kultur eigen sind, und dieses Gesamtbild habe ich versucht, auf der umstehenden Tabelle zusammenhängend zum Ausdruck zu bringen.

Daß die Verhältnisse in Oceanien kompliziertere sind als in Afrika, geht schon unbedingt aus den Tatsachen hervor, daß alle 3 Kulturformen über das gleiche Gebiet, nämlich das sogenannte „Quellgebiet" Indonesien in das östliche Oceanien zogen und demnach hier über einander lagern. Aber auch hier können wir die einzelnen Elemente noch mit großer Sicherheit auf ihre Zugehörigkeit hin bestimmen und dies gibt uns die Garantie, daß später auch in dem kompliziertesten Kulturgebiet der Erde, nämlich im südlichen Asien, die Entschleierung der kulturellen Urgeschichte gelingen wird.

Etwas abschließendes kann ich an dieser Stelle ohne Abbildungen und Karten natürlich nicht bieten, ich hoffe aber mit dieser meiner ersten eingehenden Studie über die oceanische Kultur bewiesen zu haben, daß auch die verworrenen Fäden dieses Teiles der menschlichen Entwickelungsgeschichte sich entwirren lassen und das gibt für die Zukunft gute Hoffnung.



Geisterspuk.

Novellette von **Martha Asmus**.

(Schluß.)

Und diese Unterhaltungen bei Tisch! Nichts vom gewohnten Leben und Treiben! Von der Zubereitung der kleinen Theekuchen, die Großtantchen so gut schmeckten, wußte Frau Mallwitz nichts. Sie könne gar nicht kochen, verstand Großtantchen, aber sie mochte nicht genauer fragen. Auch waren bereits Gespräche im Gange über unentdeckte Seelenfähigkeiten. Johanna sprach erregt, und ihre Augen glitzerten unruhig. Mit Frau Mallwitz geriet sie in ein eifriges Streiten über den Astralleib, das Od, die Suggestion und andere Dinge, von denen Großtantchen noch nie gehört hatte. Johanna mußte ihr später all die Worte wiederholen. Jetzt schwirrten sie nur so an ihrem Ohr vorbei, ohne haften zu können. Zudem wurde ihre Aufmerksamkeit von ihrem Nachbar in Anspruch genommen, der ihr von seinen Beobachtungen aus der „vierten Dimension" sprach. „Die Toten sind für mich lebendiger als die Lebenden," sagte er.

Großtantchen überlief ein geheimes Gruseln, das aber von Johannas plötzlichem Auflachen verscheucht wurde. Auch Frau Mallwitz lächelte, und Johanna warnte sie vor Eifersucht. Da erst merkte Großtantchen, daß sie, in ihrer Eingenommenheit, unwillkürlich die schwarzen Haare ihres Nachbars zurückgestrichen hatte, die ihm fast in die träumerisch halb geschlossenen Augen hingen. Und nun küßte er ihr sogar die Hand mit einem Lächeln, das, anstatt lustig und mokant zu sein, etwas Ernsthaft-Schwermütiges hatte! Großtantchen konnte sich nicht zurechtfinden.

Fräulein Bieler war sehr schweigsam. Blaß und nervös lehnte sie in ihrem Stuhl, aß wenig und nichts von dem, das gelebt hatte wie sie. So drückte sie sich aus auf Großtantchens verwunderte Frage, als sie den Teller mit dem appetitlichen Aufschnitt immer weiter reichte, ohne davon zu nehmen.

Die Unterhaltung über die unverständlichen Dinge war immer lebhafter geworden. Zuletzt wurden Beweise für die Behauptungen auf beiden Seiten gefordert und angeboten. Man erhob sich hastig. Johanna klingelte der Aufwärterin, mit der sie den Tisch anfaßte, um ihn in die Küche zu tragen. Da griff aber schon Herr Mallwitz zu. Alles ging so schnell, daß Großtantchen noch ihr „Gesegnete Mahlzeit" knixte, als sie bereits niemand mehr an ihrer Seite hatte. Sie beeilte sich, in den Kreis zu kommen, der sich um ein kleines Tischchen schloß.

Lautlose Stille trat ein. Die Spitzen der Endfinger ruhten über einander auf der Tischplatte. Großtantchen fand es nicht recht passend, daß Herr Mallwitz dabei zwischen Johanna und seiner blassen Schwägerin stand. Aber niemand schien dabei etwas zu finden. Und wirklich, es dauerte nicht lange, so fing der Tisch an zu schwanken. Alle sahen starr und feierlich aus, und Großtantchen schrie vor Angst plötzlich laut auf.

Natürlich war die magnetische Wirkung dadurch gestört. Aber man machte gute Miene zum bösen Spiel. Die Tatsache war ja doch festgestellt: der Tisch hatte „gerückt." Alle waren in einer begeisterten Erregung. Großtantchen machte mit, obwol sie leise Gewissensbisse hatte, denn was war das anders als Zauberei? Aber sie war nun einmal mitten drin und wußte nicht, wie sie sich herausziehen sollte. Sie beschwichtigte die warnende innere Stimme mit allerlei Ausreden. Es war ja doch harmlos gemeint, eine Art Gesellschaftsspiel.

Fräulein Bieler bewies sich als wunderbares „Medium." Einer nach dem andern fand die versteckten Gegenstände mit verbundenen Augen, wenn sie nur ihre Finger um das Handgelenk der Suchenden legte. Nur Großtantchen weigerte sich hierbei standhaft, sich zu einem Versuche herzugeben. Freilich war ihr das Ersatzspiel, das die Bresche füllte, auch nicht recht. Wie konnte Johanna sich von Herrn Mallwitz am Handgelenk herumführen lassen! Er verstand es auch sichtlich nicht so gut wie Fräulein Bieler, denn es dauerte viel länger, bis Johanna den Gegenstand fand.

Der Abend war schon weit vorgerückt, und die Spiele wurden immer wunderbarer. Etwa um Mitternacht wurde, nach Angabe der Frau Mallwitz, die Beleuchtung des Zimmers auf einen Punkt gedrängt. Der übrige Teil blieb in tiefem Dämmer. In der Helle, die das Licht der halbumhüllten Lampe warf, ruhte mit geschlossenen Augen das todblasse Fräulein Bieler. Ihr Haar leuchtete wie helles Gold um sie herum. Frau Mallwitz stand, von einer Draperie verborgen, neben ihr und richtete Fragen an sie. Eintönig und feierlich klangen die kurzen Sätze durch die Stille und Dunkelheit.

Die ruhende Gestalt veränderte sich. Sie sah bald nicht mehr aus wie die Gefährtin der Abendunterhaltungen. Ein fremdes Wesen schien sich dafür eingetauscht zu haben, das sich nur ihrer Hülle bediente, um sichtbar zu werden. Der Ausdruck der Züge und die Stimme gehörten nicht Fräulein Bieler an.

Was sie in sonderbar gequälten Tönen, die sich ihr wider Willen zu entringen schienen, antwortete, verstand Großtantchen nicht. Entweder war es eine fremde Sprache oder die Ausdrücke waren ihr so unbekannt, daß sie für sie eine sinnlose Aneinanderreihung von Worten bedeuteten. Johanna und Herr Mallwitz aber folgten mit der größten Spannung den Vorgängen. Einmal hörte Großtantchen den Namen „Sokrates" von seinen Lippen kommen. Bald darauf sagte Johanna voll Andacht: „Nietzsche!" und in seliger Vergessenheit stammelte sie: „Wirst du uns wieder gehören?"

Aber das beunruhigte die Verzückte. Sie warf sich hin und her, und ihr Gesicht drückte physische Pein aus. Die Hand der vorborgenen Fragerin wurde sichtbar und strich beruhigend über die liegende Gestalt hin. Da wurde Fräulein Bieler wieder still. Nach einer Weile fing sie plötzlich an aufzustöhnen, aber in einer kurzen behaglichen Art, und dann fragte sie in klagend vorwurfsvollem Ton nach den Wirtschaftsschlüsseln. Da antwortete von den Zuschauern her ein Seufzer: „Barbara!"

In dem Augenblick rief Johanna: „Genug, genug! bitte, aufhören!" Herr Mallwitz sprang hinzu und riß die Verhüllungen von der Lampe, und seine Frau weckte ihre Schwester. Johanna aber hielt das ohnmächtige Großtantchen im Arm, und alle außer dem erschöpften Fräulein Bieler, bemühten sich um ihre Wiederbelebung.

* * *

Eine Stunde später waren die Spuren des abendlichen Treibens verschwunden, und das Wohnzimmer war zur Nacht hergerichtet. Aber Johanna saß noch am Bett von Großtantchen, die sich in den Kissen aufgerichtet hatte und eine Tasse Pfeffermünzthee schlürfte.

„Ja, ja, alles ist wieder gut! Laß nur, und sorge dich nicht mehr! Aber ich bitte dich, laß die Zauberei! Es ist schlimm genug für uns arme Menschen, daß es Geisterspuk gibt. Warum ihn auch noch herbeirufen?"

Johanna zuckte plötzlich zusammen, als habe das Wort sie körperlich getroffen. Deutlich sah sie den Spukabend in Großtantchens Hause vor sich. Damals hatte Großtantchen die Nervenerregungen für Geisterspuk gehalten, heute hatte sie, die Verstandesstolze, dasselbe getan. Sie hörte kaum, was die liebe alte Frau noch sagte, nur die leis klagende, heisere Stimme klang ihr zu Herzen. Immer spärlicher und müder fielen die Worte. Großtantchen war im Einschlafen. Sorglich rückte ihr Johanna die Kopfkissen zurecht, schob ihr die Wärmflasche an die Füße und deckte das Federbett um sie herum. Dann sagte sie ihr zärtlich Gutenacht und löschte das Licht.

Sie ging in ihr Zimmer und öffnete das Fenster zum Schlafen. Da sah sie über den Bäumen des Gartens einen mattroten Streif aufdämmern. Grauweiße Wolken lagerten darüber. Johanna glaubte deutlich die Gestalt einer Sphinx zu erkennen. Unerreichbar thronte sie über der Morgenröte. Ihre weißen Augen sahen mit stolzem Mitleid herab und ihre Lippen bewegten sich. Höhnisch schwirrte es vor Johannas Ohren:

„Geisterspuk! Geisterspuk!"



Gedichte.

Von Else Lasker-Schüler.

Moituri.

Du hast ein dunk'les Lied mit meinem Blut
geschrieben —
Seitdem sind meine Lippen kalt und blaß.
Du hast mich aus dem Rosenparadies vertrieben!
Ich mußt' sie lassen, alle die mich lieben.
Gleich einem Vagabund zieh' ich fürbaß.

Und in den Nächten wenn die Rosen singen —
Dann brütet still der Tod — ich weiß nicht
was . . . .
Ich möchte dir mein krankes Herze bringen
Den gift'gen Odem und mein mühsam Ringen,
Mein Weh und alles Kranke und den Haß.

* * *

Sehnsucht.

Mein Liebster, bleibe bei mir die Nacht
Ich fürchte mich vor den dunklen Lüften.
Ich hab' so viel Schmerzliches durchgemacht
Und Erinnerung steigt aus den Tottengrüften.
Ich fürchte mich vor dem Heulen der Stürme
Und dem Glockengeläute der Kirchentürme
Vor all' den Thränen, die heimlich fließen
Und sich über meine Sehnsucht ergießen.

Leg' deinen Arm um meinen Leib,
Du mußt ihn wie dein Kind umfassen. —
Ich seh' im Geiste ein junges Weib —
Das Weib bin ich — von Gott verlassen . . . .
Mein Liebster, erzähle von heiteren Dingen!
Und ein Lied von Maienlust mußt du singen!
Und herzige Worte und schmeichelnde sagen . . . . .
Damit sie die Raben des Schicksals verjagen.

Mein Liebster, siehst du die bleichen Gespenster?
Von mitternächlichen Wolken getragen . . . . .
Sie klopfen deutlich ans Erkerfenster.

Ein Sterbender will „Lebewol“ mir sagen.
Ich möchte ihm Blüten vom Lebensbaum pflücken . . .
Und die Schlingen zerreißen, die mich erdrücken!
Mein Liebster, küsse, — küß' mich in Gluten
Und laß deinen Jubelquell über mich fluten!

* * *

Phantasie.

Ich schlummerte an einem Zauberbronnen
Die Nacht — und träumte einen stillen Traum —
Von Sternenglanz und Mondenbläße
Und silberhellem Wellenschaum.
Von dunkler Schönheit der Cypresse
Und von dem Glühen deiner Augensonnen.

Der Neumond kann sich nicht vom Morgen trennen —
Ich hör' ihn mit den jungen Faunen scherzen. —
Im Thale blühen heiße Purpurrosen
Und Lilien, andachtsvoll wie heil'ge Kerzen
Und sonnenfarbig, goldene Mimosen
Und Blüten, die wie meine Lippen brennen . . . . .

* * *

Frau Dämon.

Es brennt der Keim im zitternden Grün
Und die Erde glüht unter dem Nachtfrost
Und die Funken, die aus dem Jenseits sprühn
Umschmeicheln den Sturmwind von Nordost.
Es rötet die Lippe der Natur die paradiesische Sünde
Und die Sehnsucht schickt ihre Kräfte aus, wie brennende Wüstenwinde. —
Als eine Natter kam ich zur Welt
Und das Böse lodert und steigt und quellt
Wie die Sündflut aus Riesenquellen
Und die Unschuld ertrinkt in den Wellen.

Ich hasse das Leben und dich und euch
Das Morgenrot und die Lenznacht.
Durch mein Irrlichtauge verirrt euch ins Reich
In den Sumpf der teuflischen Allmacht.
Die holdesten Nächte umfängt meine Gier mit blutiggefärbten Banden,
Denn die Schlange, der Teufel vom Paradies ist in mir auferstanden.
Ein Giftbeet ist mein schillernder Leib
Und der Frevel dient ihm zum Zeitvertreib
Mit seinen lockenden Düften
Den Lenzhauch der Welt zu vergiften.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Hedda Sauer: Ins Land der Liebe. Prag.
Arthur Zapp: Die Klugen und die Schlauen. Roman. Berlin.
Karl Bienenstein: Die Heimatsscholle. Volksstück in vier Aufzügen. Linz. Wien. Leipzig. Oesterr. Verlagsanstalt.
Hans Fraungruber: Außeeer G'schichten. Erzählungen und Schwänke. Linz. Wien. Leipzig. Oesterr. Verlagsanstalt.
Franz Himmelbauer: Waldregen. Prosadichtungen. Linz. Wien. Leipzig. Oesterr. Verlagsanstalt.
Karl Ettmayer: Adolf. Monologische Dichtungen. Linz. Wien. Leipzig. Oesterr. Verlagsanstalt.
A. v. Gersdorff: Der Not gehorchend. Roman. Berlin.
Robert Misch: Der tote Musikant. Humoristischer Roman. Berlin.
Karl von Heigel: Maharadschah. Roman. Dresden und Leipzig.
Adolf Ott: Der Schürzenbauer. Roman aus dem Hochgebirge. Berlin.
Karl Alfred Schultz: Der Menschenfischer. Schauspiel. Leipzig.
Bertha von Suttner: Die Haager Friedens-Konferenz. Tagebuchblätter. Dresden und Leipzig.
Hans Struenberg: Menschenrecht. Skizzen zur Psychologie der Frauenfrage. Berlin.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.



Verlag Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.

Am Ende des Jahrhunderts.

Rückschau
auf 100 Jahre geistiger Entwickelung.

Herausgegeben von

Siegfried Cronbach.

Wie der Kaufmann am Schlusse eines jeden Jahres seine Bilanz zieht, wie er von Zeit zu Zeit einen größeren Zeitpunkt seines Wirkens übersichtlich zusammenstellt, wägt und prüft, um zu erfahren, ob und welche Fortschritte er während dieser Zeit gemacht hat, so soll dieses Unternehmen dem großen Publikum in gemeinfaßlicher Form und in großen Zügen vor Augen führen, was jedes Gebiet menschlichen Wirkens während des demnächst zu Ende gehenden Jahrhunderts für das Ganze geleistet hat.

Nicht gelehrte Abhandlungen bietet das Unternehmen, sondern eine bei aller Gründlichkeit fesselnde Lektüre; dem vorgeschrittenen Alter zur Erinnerung an längst vergangene Momente seiner früheren Mitarbeit, seiner Miterlebnisse, der jungen Generation ein Bild der Thätigkeit ihrer Väter, teils zur Nachachtung, teils wohl auch zur Vermeidung.

Bis jetzt sind erschienen:

Band I. Dr. **Bruno Gebhardt.** **Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.** 1. Teil.
„ II. **Minna Cauer.** **Die Frau im 19. Jahrhundert.**
„ III. Dr. **S. Bernfeld.** **Juden und Judentum im 19. Jahrhundert.**
„ IV. Dr. **G. Steinhausen.** **Häusliches und gesellschaftliches Leben im 19. Jahrhundert.**
„ V. Dr. **Max Graf.** **Deutsche Musik im 19. Jahrhundert.**
„ VI. **Karl Rosner.** **Die dekorative Kunst im 19. Jahrhundert.**
„ VII. **F. C. Philippson.** **Handel und Verkehr im 19. Jahrhundert.**
„ VIII. Dr. **Ed. Loewenthal.** **Die deutschen Einheitsbestrebungen und ihre Verwirklichung im 19. Jahrhundert.**
„ IX. Dr. **Bruno Gebhardt.** **Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.** 2. Teil.
„ X. Dr. **G. Korn.** **Die Medizin im 19. Jahrhundert.** 1. Teil.: **Volksgesundheitspflege und Irrenwesen.**
„ XI. Dr. **G. Korn.** **Die Medizin im 19. Jahrhundert.** 2. Teil.: **Die Heilkunde.**
„ XII. **S. Lublinski**, **Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert.** 1. Teil.: **Die Frühzeit der Romantik.**
„ XIII. **S. Lublinski**, **Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert.** 2. Teil.: **Romantik u. Historizismus.**
„ XIV. Dr. **Rudolf Steiner.** **Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert.** 1. Teil: **Von Kant bis Stirner.**
„ XV. Dr. **Eduard Loewenthal.** **Die religiöse Bewegung im 19. Jahrhundert.**
„ XVI. **S. Lublinski.** **Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert.** 3. Teil. **Das junge Deutschland.**
„ XVII. **S. Lublinski.** **Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert.** 4. Teil. **Blüte, Epigonentum und Wiedergeburt.**
„ XVIII. Dr. **H. Roesemeier.** **Die Arbeiter im 19. Jahrhundert.**

Preis eines jeden Bandes:
Im Abonnement broschiert Mk. 2.—, gebunden Mk. 2.50.
Einzeln „ „ 2.50, „ „ 3.—



Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur
herausgegeben von Dr. Th. Barth
besteht seit Oktober 1883.

Die „Nation" vertritt die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und bringt **ausschließlich Original-Artikel** von hervorragenden Politikern, Schriftstellern, Gelehrten.

Der Preis beträgt für ganz Deutschland und Oesterreich-Ungarn pro Jahr 15 Mark **(pro Quartal 3,75 Mark)**, im Weltpostvereine pro Jahr 16 Mark (pro Quartal 4 Mark). — Probe-Exemplare gratis.

Außerdem empfehlen wir:

Die Nation

Sammlung ausgewählter Artikel.

220 Seiten. Preis Mark 1,—. Für **Abonnenten** der Wochenschrift „Nation" **nur 50 Pf.** (baar oder in Briefmarken) per Exemplar.

Inhalt:

Die Journalistik als Gewerbe und als Kunst. Von Theodor Barth. — Josephine. Von Otto Gildemeister. — Der Vorwurf des Atheismus. Von Arthur Fitger. — Fürst Bismarck. Von Theodor Barth. — Papiere und Kanonen. Von Ludwig Bamberger. — Ludwig Windhorst. Von Theodor Barth. — Das Unternehmertalent. Von Alexander Meyer. — Vom Prinzen Kropotkin zum Zuchthäusler Vaillant. Von P. Nathan. — Wurzeln und Nährboden des Anarchismus. Von Ludwig v. Bar. — Quatrefages. Von Rudolf Virchow. — Die Kunst zu schenken. Von Ludwig Bamberger. — Die Akten zum Säkulargedicht des Horaz. Von Theodor Mommsen. — Ein Schutzzoll gegen die Sonne. Von Max Broemel. — Friedrich Nietzsche. Von Fritz Mauthner. — Renan's Feuilles détachées. Von Otto Gildemeister. — Beim Tode Theodor Storm's. Von Paul Schlenther. — Rudolf Löwenstein. Von Alexander Meyer. — Die Lokomotive auf der Wengernalp. Von Josef Victor Widmann. — Perugia. Von Carl Albenhoven. — Bruno Piglhein. Von Benno Becker. — Josef Hyrtl. Von Emil Schiff. — Sparsamkeit. Von Theodor Barth. — Pariser Prediger. Von Anton Bettelheim. — Tanten und Studentinnen. Von Ernst Heilborn. — Glossen zur Zeitgeschichte: Jay Gould. Von Junius. — Der preußische Junker. Von Junius.

Endlich offeriren wir gebunde Exemplare der Jahrgänge XII, XIII, XIV und XV der „Nation" zu Mk. 18,— per Jahrgang.

Die Expedition der „Nation"
H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8.

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde.

Herausgeber Dr. Josef Ettlinger.

Sammelorgan für alle litterarischen Interessen.

Essais, Biographien, Kritiken aus angesehensten Federn — Litteraturbriefe aus allen Kulturländern. — Gedrängte Revue der in- und ausländischen Zeitschriften. — Vollständige Bibliographie. — Porträts. — Proben aus den erscheinenden Werken — Nachrichten

Unentbehrlich für jeden Gebildeten, der sich über die litterarische Bewegung des In- und Auslandes auf dem Laufenden halten will

Preis vierteljährlich Mark 2.—

Probenummern kostenfrei

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzelle.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. | Berlin, den 7. Juli 1900. | Nr. 27.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Zum angeblichen „Kampf um die Nietzsche-Ausgabe."

Die maßlosen Angriffe, die in der letzten Zeit von Seite des Nietzsche-Archivs und dessen Freunden gegen mich gerichtet worden sind, insbesondere der unerhörte des Herrn Michael Georg Conrad im zweiten Juniheft der „Gesellschaft" legen mir die Pflicht auf, zu dem ganze Streite noch das folgende beizubringen. Zu dem Aufsatz, den ich im Februar dieses Jahres (in Nr. 6 dieser Wochenschrift) gegen das „Nietzsche-Archiv" in Weimar richtete, wurde ich durch zwei Tatsachen veranlaßt. Die erste war die Protektion, die von Seite des „Nietzsche-Archivs" dem Buche des französischen Philosophen Henri Lichtenberger „La Philosophie de Nietsche" zu Teil ward. Dieses Buch erschien Ende des vorigen Jahres in deutscher Uebersetzung mit einer Einleitung von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche. In dieser Einleitung sagt Nietzsches Schwester ganz deutlich, daß sie sich mit den Ausführungen Lichtenbergers identificiert. Es ist meine Ueberzeugung, daß das Buch des französischen Philosophen die Ideen Nietzsches ins Triviale verzerrt. Dennoch hätte ich mich vielleicht um dasselbe niemals gekümmert, wenn es nicht durch die Einleitung und Erklärung der Schwester Nietzsches geradezu zur officiellen Interpretion der Weltanschnung Nietzsches erklärt worden wäre. Daß ich ein abfälliges Urteil über das Buch aus keinen andern als aus sachlichen Gründen haben kann, belegte ich schon in dem erwähnten Angriff damit, daß ich selbst in dem Buch von Lichtenberger gelobt werde. Ich will heute noch hinzufügen daß ich nicht allein im Verlaufe der Lichtenberger'schen Darstellung (auf S. 179 der französischen Ausgabe) in einer Weise besprochen werde, die, wenn es mir auf persönliche Eitelkeit oder dergl. ankäme, mich vollauf befriedigen könnte, sondern daß sich auch noch auf der letzten Seite der französischen Ausgabe die folgende Stelle findet: „R. Steiner. F. Nietzsche, ein Kämpfer gegen seine Zeit, Weimar 1895; ouvrage signalé par Mme Foerster-Nietzsche comme exposant le plus fidèlement les idées de son frère." Die zweite Tatsache, die mich zu meinem Angriff bewog, war das Erscheinen einer Broschüre Dr. E. Horneffers, des gegenwärtigen Herausgebers der Nietzsche-Ausgabe, „Nietzsches Wiederkunft des Gleichen und deren bisherige Veröffentlichung." In dieser Schrift werden über Nietzsches Anschauung von der ewigen Wiederkunft aller Dinge Behauptungen aufgestellt, die ich für grundfalsch halte. Zugleich wird gesagt, daß der frühere Herausgeber der Nietzsche-Ausgabe, Dr. Fritz Koepel, bei der Herausgabe der „Ewigen Wiederkunft" im 12. mittlerweile von Seite des Nietzsche-Archivs aus dem Buchhandel zurückgezogenen Bande unerhöhrte Fehler gemacht habe. Diese Fehler sollen nicht nur in Verlesungen im Einzelnen bestehen; sondern durch die Zusammenstellung der einzelnen zur Wiederkunfts-Idee gehörigen Aphorismen soll Dr. Koegel ein ganz falsches Bild davon gegeben haben, was Nietzsche wollte. Ich habe die Fehler im Einzelnen nicht bezweifelt, wol aber meine Anschauung zu vertreten gesucht, daß trotz derselben das Bild, daß der Leser von Nietzsches Schriften aus dem 12. Bande gewinnt, dem wahren entspricht. Dr. Horneffer hat in Nr. 15 dieser Wochenschrift in einer Erwiderung auf meinen Angriff seine Behauptung aufrecht zu erhalten gesucht. Ich habe hierauf in einer Entgegnung (Nr. 15 ff. des

Magazins) meine Ueberzeugung weiter verteidigt. Meine Ansicht ist, daß der Tatbestand, der hier vorliegt, von Seite des Nietzsche-Archivs nicht richtig dargestellt wird. Ich bin der Ansicht, und glaube diese in den Nummern 15—17 des „Magazins" hinlänglich bewiesen zu haben, daß Nietzsches Lehre von der Wiederkunft ein verfehltes Werk ist, und daß sich Nietzsche selbst von der Unhaltbarkeit der hier in Betracht kommenden Gedanken bald überzeugt hat. Deswegen hat er das Konzept derselben nicht weiter ausgeführt. Was uns im 12. Bande vorliegt, konnte daher nur ein Bild eines unhaltbaren Gedankenganges Friedrich Nietzsches geben. Von Seite des Nietzsche-Archivs wird aber behauptet, daß der Schein der Unhaltbarkeit nur durch die verfehlte Herausgabe Dr. Koegels hervorgerufen wird.

Es liegt hier also ein ganz wissenschaftlicher Streit vor. Ich bin der Meinung, daß ich die Wahrheit verteidige gegenüber einer Entstellung. Ich mußte nun leider in meinem erwähnten Aufsatz zu dem sachlichen Angriff gegen die gegenwärtigen Veröffentlichungen des Nietzsche-Archivs eine Charakteristik der Vorgänge hinzufügen, die zur Entlassung Dr. Fritz Koegels geführt haben. Denn ich mußte zeigen, daß zu dieser Entlassung nicht Gründe geführt haben, die in der wissenschaftlichen Befähigung Koegels liegen, sondern ein persönlicher Zwist zwischen Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche und Dr. Koegel. Ich habe zu diesem Behufe die Tatsachen einfach erzählt, die ich aus persönlicher Erfahrung kenne. Ich war mir von dem Tage, an dem ich den Aufsatz schrieb, an klar, daß ich von Seite der Frau Foerster-Nietzsche und ihrer Freunde den schärfsten Angriffen ausgesetzt sein werde. Das konnte mich nicht abhalten, die Wahrheit auszusprechen in einer Angelegenheit, die mir so wichtig ist wie die Sache Nietzsches. Dennoch hätte ich es vielleicht vermieden, über Charaktereigentümlichkeiten und Handlungen der Frau Foerster-Nietzsche zu sprechen, wenn nicht diese Frau durch die Art, wie sie den Nachlaß ihres Bruders verwaltet, es notwendig machte. Wer sich persönlich so in den Vordergrund schiebt wie Frau Foerster-Nietzsche macht bedauerlicher Weise eine rein sachliche Behandlung der in Betracht kommenden Dinge unmöglich. Die Oeffentlichkeit soll hinnehmen, was Frau Foerster-Nietzsche sagt und tut. Deshalb mußte sie auch über deren Qualitäten aufgeklärt werden. Es lag für mich also ein zwingender Grund zu einer persönlichen Charakteristik vor, trotzdem ich wußte, welchen Mißdeutungen ich mich durch ein solches Vorgehen aussetzte. Ich kenne zweierlei: Erstens, daß Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche eine charmante, durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit fesselnde Gesellschaftsdame ist, und daß sie durch diese Eigenschaft den Blick der ihr befreundeten Personen für eine wahrhaftige Beurteilung ihrer Eigenschaften trübt. Ich konnte mir also denken, daß die Freunde über mich herfallen werden. Das zweite ist, daß Frau Foerster-Nietzsche ja unbestreitbar große Verdienste um die Verwaltung des Nachlasses ihres Bruders hat. Diese können gegen jemand, der genötigt ist, als Gegner dieser Frau aufzutreten, immer ausgespielt werden. Und daß Frau Foerster-Nietzsche selbst sich in der Weise verteidigen werde, wie es ihrem von mir skizzierten Charakter entspricht, darüber konnte ich auch keinen Zweifel haben. Ich begreife deshalb ihren unerhörten Angriff in Nr. 29 der „Zukunft" (vom 21. April 1900), und begreife schließlich auch die Verteidigung, die ihr Herr Dr. Arthur Seidl, im ersten Maiheft der „Gesellschaft" gesungen hat. Diese „Verteidigung" Dr. Seidls zeigt ja hinlänglich, wes Geistes Kind der Verteidiger ist; und ich habe sein Gespinnst von unrichtigen Behauptungen, von leichtfertigen Anschuldigungen meiner Person, und, worauf es mir vor allem ankommt, von unglaublichen logischen Unsinnigkeiten, im zweiten Maiheft der „Gesellschaft" aufgelöst.

Nun kommt aber etwas völlig Unbegreifliches. Im zweiten Juni-Heft der „Gesellschaft" bringt Herr Michael Georg Conrad einen kurzen Aufsatz „Steiner contra Seidl", der alles übertrumpft, was an Unglaublichem von Seite der Freunde Frau Foerster-Nietzsches geleistet worden ist. Dieser Aufsatz beginnt: „Für Steiners Art und Verhalten im Nietzsche-Streit ist nach meinem Gefühl ein Satz entscheidend, der im „Magazin" wie in der „Gesellschaft" gleichlautend der Steinerschen Feder entfließt. Ein Stilkünstler wie Steiner schreibt, was er schreiben will, mit voller Erwägung der Eindrucks-Momente und Suggestions-Werte jedes einzelnen Wortes. Alles Unbewußte und Ungewollte ist ausgeschlossen. Daher hat Herr Dr. Steiner für die Wirkung seines Schreibens die volle Verantwortung zu tragen. Ich beschränke mich in der Erörterung der Wirkung auf einen einzigen Satz. — In der „Gesellschaft" steht er auf S. 201, Zeile 9: „Bald nach Dr. Koegels Verlobung benutzte Frau Foerster-Nietzsche meine Anwesenheit u. s. w."" Und nun schließt mein Herr Gegner an diesen Satz folgende erbauliche Betrachtung: „Nun ist ja alles sonnenklar. Nun liegt's ja auf der Hand, warum Dr. Koegel seither zu den schwersten Anschuldigungen geschwiegen. Der verfolgte biedere Ehrenmann konnte den Mund nicht auftun aus purer Rücksicht. Selbstverständlich. Schweigen ist des Ritters Pflicht in solchem Falle. Nur sein treuer Schildknappe Dr. Rudolf Steiner durfte mit vorsichtigem Finger auf diesen Punkt tippen. Koegels Verlobung! Aha! Arme Elisabeth Foerster-Nietzsche, aus verschmähter Liebe also hast du so bös an dem Archiv-Doktor gehandelt und ihm den Laufpaß gegeben! Weil sie die Erkorene nicht gewesen! — So argumentiert der unbeeinflußte, naive Leser, so muß er argumentieren .... Anders der andere Leser, der aus hinreichender Personen- und Sachkenntnis jedes Wort, das in diesem Streit gefallen, mit äußerster Kälte und Vorsicht prüft. Er empfängt einen ganz anderen Eindruck von der Steinerschen Prosa im „Magazin" und in der „Gesellschaft" und in der „Zukunft", als der gutmütige, gutgläubige, für Zweideutigkeit und Skandal so dankbare Durchschnittsleser. — Er reagiert auf das so beiläufig angeschlagene Motiv „Dr. Koegels Verlobung" in der Steinerschen Partitur auch mit einem aha! und einem Donnerwetter! Aber aus einem wesentlich verschiedenen Grunde. Blitzartig hat dieser eine Ton die ganze Methode und Gesinnungsart Dr. Steiners bis ins Innerste beleuchtet. Durch und durch ist alles hell und klar. Alle kontrapunktische Findigkeit, alle kontradiktorische Schlagfertigkeit, alle Blender silbenstecherischer Bravour, alle Aufbläherei und Schnauzerei — armselige, wirkungslose Künste! Er hat das Weib nicht respektiert und damit alle dumpfen und bösen Gefühle zu Ungunsten der ehrwürdigen Schwester Nietzsches in der Herde aufgerührt. Mit dem Appell an die Gemeinde der schlechten Instinkte hat sich Steiner selbst gerichtet."

Nun hat mir dasselbe schon Dr. Arthur Seidl in

seinem Artikel der „Gesellschaft“ vorgehalten und es mit seinem Geschmacke und anderen seiner Eigenschaften vereinbar gefunden, meinen in Rede stehenden Satz eine „ebenso böswillige als einfältige Insinuation“ zu nennen. Ich bin ihm die Antwort nicht schuldig geblieben. Ich habe ihm einen objektiven Beweis — so objektiv er nur sein kann — geliefert, daß ich nichts insinuiert habe, sondern daß ich mit diesem Satz nur eine Briefstelle der Frau Foerster-Nietzsche (aus einem Schreiben an mich) wiedergegeben habe, die also lautet: „Dr. Koegel sollte nicht nur Herausgeber, sondern auch Sohn und Erbe des Archivs sein. Das letztere war aber nur möglich, wenn mich mit Dr. Koegel eine aufrichtige gegenseitige Freundschaft verbunden hätte. Diesen Mangel fühlte ich und hatte gehofft, daß wir durch seine Heirat befreundeter werden konnten. Da ich mich aber in der Braut vollständig geirrt hatte, so wurde der Mangel an Freundschaft und Vertrauen nach der Verlobung viel stärker fühlbar als vorher.“

Ich habe Herrn Dr. Seidl gesagt: „Nur eine nicht ganz reinliche Phantasie kann in meinem Satze eine böswillige Insinuation sehen.“ Und nun kommt Herr Michael Georg Conrad, ignoriert meinen Beweis, ignoriert die Auslegung, die mein Satz dadurch erhält, daß er nicht von mir, sondern von Frau Foerster-Nietzsche stammt, und errichtet auf diesen „einzigen“ Satz eine erbauliche Anklage. Es gibt nunmehr für mich nur zweierlei Annahmen. Entweder, ich gebe Herrn Michael Georg Conrad sein Kompliment zurück und sage: „Ein Stilkünstler, wie Michael Georg Conrad schreibt, was er schreiben will, mit voller Erwägung der Eindrucks-Momente und Suggestions-Werte jedes einzelnen Wortes. Daher hat Herr Michael Georg Conrad für die Wirkung seines Schreibens die volle Verantwortung zu tragen.“ Dann müßte ich sagen: Herr Michael Georg Conrad schreibt eine objektiv widerlegte Behauptung hin in der bestimmten Absicht, mich zu verdächtigen, mich herabzuwürdigen in der öffentlichen Meinung. Er bedient sich des Mittels, von dem er hofft, daß viele darauf hineinfallen werden: er stellt sich als den Beschützer einer in ihrer Weiblichkeit schwer gekränkten „ehrwürdigen“ Frau auf. Er unterlegt mir die Absicht, in schimpflichster Weise auf die gemeinen Instinkte der „Herde“ zu spekulieren. Gegenüber meinen objektive Tatsachen wiedergebenden Ausführungen könnte sich, wenn ich das über Michael Georg Conrad behaupten wollte, jeder einigermaßen Unvoreingenommene selbst ein Urteil bilden. Ich brauchte das meinige nicht hierherzusetzen, denn — was könnte mir an den Ausführungen eines Mannes liegen, der zu solchem fähig ist! Aber ich glaube nicht, daß sich die Sache so verhält. Ich bin vielmehr der Meinung, Herr Michael Georg Conrad schreibt sein Blech in gutem Glauben. Er versteht von der ganzen Sache, von dem Inhalte des Streites nicht das allergeringste. Und weil ihm dieser Inhalt ein Buch mit sieben Siegeln ist, weil er ganz und gar unfähig ist, sich ein wirkliches Urteil zu bilden, verfällt er in seiner kindlichen — im Grunde harmlosen — Art auf den gekennzeichneten Ausweg. Ich lege vielmehr auf einen anderen Satz in Conrads Geschreibsel einen besonderen Wert. Er heißt: „Der Blindeste muß heute einsehen, daß alles und jedes Recht in diesem Streite auf der Seite der Schwester Nietzsches ist.“ Ich unterschreibe diesen Satz. Ja, ich nehme in Anspruch, gerade diesen Satz durch meine „kontrapunktische Findigkeit“ in „Magazin“, „Gesellschaft“ und „Zukunft“ bewiesen zu haben. Ja wol, die „Blindesten“ werden einsehen, daß alles und jedes Recht auf der Seite der Frau Foerster-Nietzsche ist. Die Sehenden aber müssen vom Gegenteil überzeugt sein. Ich kürze Herrn Michael Georg Conrad den Anspruch, zu den „Blindesten“ zu gehören, um kein I-Tüpfelchen. Er hat ein volles Recht auf diesen Anspruch. Er setzt sich über alles hinweg, was von mir zur Sache vorgebracht worden ist; er behauptet die kindischesten Dinge aus der „Personen- und Sachkenntnis“ heraus, die ihm eben möglich ist. Wenn ein solcher Mann dann sagt: „Dr. Koegel, Dr. Steiner und Gustav Naumann (Verfasser des albernen Zarathustra-Kommentars mit den gassenbubenhaft ungezogenen und hämischen Einleitungen) haben den Ruf der deutschen Wissenschaftlichkeit, Bildung und Ritterlichkeit schwer geschädigt“ (auf S. 374 der „Gesellschaft“), so kann ich über einen solchen Satz nur mitleidig lächeln. Zudem brauche ich ja nicht zu beweisen, daß Herr Michael Georg Conrad — den ich als Lyriker und Romanschriftsteller bis zu einem gewissen Grade schätze — mit der deutschen Wissenschaftlichkeit nichts, gar nichts zu schaffen hat. Denn das weiß jeder, der mit „deutscher Wissenschaft“ irgend vertraut ist.

Ich glaube Herrn Michael Georg Conrad, daß es ihm recht wäre, wenn man meine Stimme im Nietzschestreite mit einem der Sache so fernliegenden Gerede, wie das seinige es ist, aus der Welt schaffen könnte. Denn dann könnte er, dem ein Urteil in der Sache nicht zukommt, irgend etwas ausrichten.

Traurig bleibt es immerhin, daß ein Artikel, wie der Michael Georg Conrads überhaupt möglich ist. Man setzt sich für eine Sache ein, und irgend ein Beliebiger, der zufällig persönliche Beziehungen zu den in die Sache verwickelten Menschen hat, kommt und wagt es, in der gehässigsten Weise zu schreiben — zu schreiben mit Aufrechterhaltung einer absolut widerlegten Behauptung — zu schreiben, ohne sich zugleich verpflichtet zu fühlen, irgendwie auf den Inhalt dessen einzugehen, worauf es ankommt.

Und ein Mann, der so verfährt, hat zugleich die — Naivetät, ein Urteil über Gefährdung der „deutschen Bildung“ zu sprechen. — Man müßte denn doch recht bitter werden — wenn die Sache nicht so grenzenlos lächerlich wäre. Also lassen wir Herrn Michael Georg Conrad.

Mit Herrn Dr. Arthur Seidl, der im ersten Maiheft der „Gesellschaft“ mit ebensolcher Geschwätzigkeit wie Einsichtslosigkeit nachgesagt hat, was er in Weimar sich hat vorsagen lassen, der meine Behauptung, daß Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche heute blau nennt, was ihr gestern rot war, nicht etwa leugnet, sondern aus dem Satze des alten Heraclit erklärt, daß „alles fließt“, — mit diesem Herrn Dr. Arthur Seidl habe ich mich genug beschäftigt in meinem Aufsatz: „Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche und ihr Ritter von komischer Gestalt“ (2. Maiheft der „Gesellschaft“). Da sich aber in etwas veränderter Form auch in Michael Georg Conrads Auslassungen wieder ein Satz findet, den schon Herr Dr. Seidl zu schreiben wagte, so will ich hier wenigstens wiederholen, was ich diesem Herrn auf S. 208 der „Gesellschaft“ geantwortet habe. Herr Seidl erdreistete sich, zu schreiben: „Und es darf nicht übersehen werden, wie in dem ganzen, vom Zaune gebrochenen Kampfe die eigennützigen und persönlichen Motive

durchaus nur auf Seiten ihrer (der Frau Foerster-Nietzsche) Gegner lagen, welche sich als Nietzsche-Herausgeber doch **pekuniäre Vorurteile** schaffen wollten." Ich antwortete diesem Herrn: „Da Sie im Plural von Nietzsche-Herausgebern sprechen, so unterstellen Sie, daß ich jemals nach pekuniären Vorteilen in dieser Sache gestrebt habe. Ich war nie Nietzsche-Herausgeber; wollte es nie werden, habe mir also niemals pekuniäre Vorteile verschaffen wollen. Sie werden für diese Ihre Behauptungen den Beweis nicht erbingen können. Sie setzen also **Verleumdungen** in die Welt."

Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche selbst hat sich in einem Artikel „Der Kampf um die Nietzsche-Ausgabe" in Nr. 29 der „Zukunft" (vom 21. April 1900) gegen meinen Angriff gewendet. Sie stellt einfach die Behauptungen auf: „Er (Dr. Rudolf Steiner) hatte im Herbst 1896 den leidenschaftlichen Wunsch, Nietzsche-Herausgeber zu werden, da er nach Vollendung seiner Mitarbeit am naturwissenschaftlichen Teil der Goethe-Ausgabe ohne Stellung war."

„. . . . So lange Dr. Steiner noch die geringste Möglichkeit sah, daß ich ihn an der Gesamtausgabe beteiligen könnte, schwieg er. Erst jetzt, wo er aus Hornefsers Schrift sieht und wol auch sonst gehört hat, daß er ganz überflüssig ist und im Nietzsche-Archiv philologisch sowol als philosophisch alles in bester Ordnung vor sich geht, sucht er sich zu rächen." Trotzdem ich Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche kenne, hätte ich doch nicht vorausgesetzt, daß sie durch Behauptungen, die so völlig aus der Luft gegriffen sind wie diese, meinem Angriff häßliche, persönliche Motive unterzulegen versuchen werde. Ich habe mich niemals um die Stelle eines Nietzsche-Herausgebers beworben, habe niemals einen in dieser Richtung gehenden Wunsch der Frau Foerster-Nietzsche ausgedrückt. Ich habe vielmehr im Herbst 1896 die fortwährenden „seltsamsten Versuche" dieser Frau, mich zum Herausgeber zu machen, abwehren müssen. **Trotzdem** ist sie heute imstande, Sätze wie die citierten hinzuschreiben. So gern ich das vermieden hätte, muß ich jetzt mit Worten, die die Sachlage noch derber beleuchten, als meine bisher gebrauchten, auf Frau Foerster-Nietzsches Bestrebungen, mich in irgend einer Form zu den Arbeiten des Nietzsche-Archivs heranzuziehen, zurückkommen. Jahrelang hat diese Frau mich damit molestiert, für mich irgend ein Aemtchen im Nietzsche-Archiv zurecht zu zimmern. Im Frühjahr 1895 fing sie damit an. Ich sollte zunächst doch wenigstens auf einige Tage nach Naumburg kommen — dort war damals das Nietzsche-Archiv, — um Nietzsches Bibliothek zu ordnen und zu katalogisieren. Ich entzog mich, so lange ich konnte, auf jede Weise, zuletzt mit Berufung auf den in solchen Fällen so beliebten „geschwächten Gesundheitszustand". Dann kam ich diesem ihren Wunsch doch entgegen und katalogisierte die Bibliothek. Ich glaubte dadurch, Ruhe zu haben. Ich hatte mich geirrt. Das Molestieren hörte nicht auf. Als Frau Foerster-Nietzsche im Herbst 1896 nach Weimar übersiedelte, wo ich damals auch wohnte, gebrauchte ich sogar ein deutliches Zeichen der Unhöflichkeit, um allen Weiterungen zu entgehen. Ich machte Frau Foerster-Nietzsche in Weimar zunächst keinen Besuch. Sie schrieb mir, ich möchte doch kommen. In welcher Lage ich war, als der Streit mit Dr. Koegel losbrach, habe ich mehrfach geschildert. Ich wäre damals ganz sicher von Weimar abgereist, um vor Frau Foerster-Nietzsche sicher zu sein, wenn es mir nicht Herzensbedürfnis gewesen wäre, an der Stätte, wo ich jahrelang über Goethes Naturanschauung gedacht und geforscht, mein abschließendes Werk über „Goethes Weltanschauung" zu vollenden. Ich habe nur **einen** Fehler gemacht. Ich habe mich durch die Wichtigkeit der Sache Nietzsches immer und immer wieder davon abhalten lassen, der Frau Foerster-Nietzsche den Stuhl vor die Tür zu setzen. Und diese Frau spricht nun davon, ich wollte mich rächen, weil ich eine Stelle im Nietzsche-Archiv nicht erhalten habe. Ja sie **bringt es fertig** in Nr. 33 (vom 19. Mai 1900) der „Zukunft" sich den Satz zu leisten: „Es scheint mir unwesentlich, daß Herr Dr. Steiner durchaus beweisen will, ich hätte ihm die Stellung angeboten, er habe sie aber gar nicht in Betracht gezogen. Ich weiß nicht, ob es irgendwo Menschen gibt, die es für möglich halten, daß ich einen Herausgeber ins Auge fasse, der überhaupt nicht will". Ja freilich sollte man es nicht für möglich halten. Aber Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche hat das Unmögliche halt doch getan. Sie behauptet ja so vielerlei. Z. B. sagt sie auch (indem sie in einer Auslassung vom 19. Mai die vom 21. April übertrumpft): „Seit dem Frühjahr 1894 war es Dr. Steiners leidenschaftlicher Wunsch, Nietzsche-Herausgeber zu werden; und als ich, die damals nicht daran denken konnte, ihn zu wählen, weil er noch am Goethe-Archiv angestellt war, Herrn Dr. v. d. Hellen anstellte, der gerade seine Tätigkeit am Goethe-Archiv beschloß, hat Herr Dr. Steiner Herrn v. d. Hellen eine schreckliche Scene gemacht und ihm in der peinlichsten Weise vorgeworfen, daß er ihm diese Stellung, für die er prädestiniert gewesen wäre, weggenommen habe." Ich will natürlich nicht auf den knüppeldicken Widerspruch aufmerksam machen, der darin liegt, daß Frau Foerster-Nietzsche behauptet: sie hätte doch nicht daran **denken** können, mich anzustellen, weil ich anderwärts beschäftigt war, ich aber hätte sehr wol doch daran gedacht, trotz anderwärtigem Gebundenseins die Stellung im Nietzsche-Archiv anzustreben. Denn solche Widersprüche sind ja in allem, was Frau Foerster-Nietzsche schreibt, übergenug. Aber es ist das so recht ein Beispiel davon, wie sie Tatsachen wieder erzählt. Ich hatte einmal das Malheur, nicht **von** mir, wol aber von einer Reihe anderer Menschen für den geeignetsten Nietzsche-Herausgeber gehalten zu werden. Diese Meinung hatte damals auch Dr. von der Hellen. Er hat deshalb in durchaus vornehmer und wolwollender Absicht einen Schritt getan, den ich, von meinem Gesichtspunkte aus, doch übel nehmen mußte. Er, der eine Stellung am Nietzsche-Archiv erhalten, kam zu mir, um sich bei mir deswegen zu entschuldigen. Ich hatte eben auch damals nicht im entferntesten daran gedacht, die Stellung anzustreben, und empfand es recht unbehaglich, daß man mir zumutete, mich beschwichtigen zu müssen. Die Thränengeschichte, die Frau Foerster-Nietzsche ebenfalls am 19. Mai in der „Zukunft" zum Besten gibt, ist zwar ebenso unrichtig, wie die „peinliche" Scene mit v. d. Hellen; dafür aber noch um ein gutes Stück lächerlicher.

Vorläufig dürfte das genügen. Denn mit der Grundfabel, daß ich den leidenschaftlichen Wunsch gehabt habe, Nietzsche-Herausgeber zu werden, zerfallen alle andern Fäbelchen von selbst.

Rudolf Steiner.



Schreibende Verbrecher.*)

In dem Freundeskreise von Flaubert, George Sand, Turgeniew u. s. w., zu dessen geselligen Zusammenkünften zuweilen auch „interessante Fremdlinge auf dem Gebiete der Kunst" herangezogen wurden, kam einmal bei schwarzem Kaffee und Cigarren das Gespräch auf das grausige Thema des Kannibalismus. Ein berühmter moralphilosophischer Schriftsteller meinte, die Menschenfresserei sei in höchstem Grade verwerflich und verdammenswert. Ein Naturforscher sprach die Ansicht aus, diese wilde Sitte sei bei den einzelnen Völkerstämmen wol aus klimatischen Verhältnissen zu erklären. „Und für mich," sagte George Sand, „für mich liegt der Kernpunkt der Frage darin: Wie mag wohl Menschenfleisch schmecken?"

In diese dreizackige Gabel laufen zumeist die Ansichten der Menschen auseinander, wenn es sich um die Betrachtung von Vorgängen handelt, die außerhalb des Bereiches der täglichen Erfahrung liegen. Die einen entrüsten sich oder bewundern: das Pathos des moralischen Gefühls kommt bei ihnen zu Worte; die anderen stellen sich „jenseits von Gut und Böse" und suchen mit dem Rüstzeug der Naturforschung an das heikle Problem heranzutreten; wieder andere (und das sind die seltensten) wollen den Vorgang im Geiste selbst miterleben, spähen schonungslos in ihrer eigenen Seele nach den Fäden, die das Ungewöhnliche an das Alltägliche, das Groteske an das Altgewohnte, das Gemeine an das Erhabene knüpfen. Diese geheimen, unterirdischen, was hier so viel sagen will wie: unbewußten Verbindungen sind immer zu finden und der jähe Abgrund der moralischen Verdammnis läßt sich häufig durch sie überbrücken. Aber es bedarf dazu einer schonungslosen, fast grausamen Selbsterkenntnis, die nur Wenigen eigen ist.

Der Verfasser des oben erwähnten Werkes, Lino Ferriani, gehört zu den Moralisten. In einer Reihe von Werken als „Minderjährige Verbrecher", „Vom glücklichen und schlauen Verbrecher," „Entartetete Mütter," geißelt er mit flammenden Zornesworten die Auswüchse unseres Kulturlebens. In seinem Amte als Staatsanwalt verteidigt er die Gesellschaft gegen ihre Feinde und Schädlinge; in seinen Werken klagt er die Gesellschaft an, daß sie die Giftpflanzen züchtet, statt sie auszujäten. Er ist ein sozialer Chirurg und huldigt der Ansicht, daß kleinere Verletzungen der moralischen Integrität noch eingerenkt werden können, daß schwerere einen operativen Eingriff erfordern, und daß in verzweifelten Fällen der Tod ein willkommener Ausgang sein muß. Er betont nicht, wie viele Andere heute, daß zwischen „gut" und „böse," ebenso wie zwischen Gift und Heilmittel objektiv zuweilen nur ganz geringfügige Unterschiede bestehen können. Er glaubt offenbar nicht, daß eine Industrie der psychischen Abfälle möglich wäre, welche dieselben zu herrlichen Farbstoffen umgestalten könnte. Wohl aber huldigt er in hohem Grade der Theorie vom „delinquente nato," vom „geborenen Verbrecher," der zur Pestbeule der Gesellschaft bestimmt ist und werden muß. —

Von diesem Standpunkte aus soll man die vorhergehenden, wie das letzte Werk von Ferriani beurteilen. Er steht dem Verbrecher nicht als Naturforscher, sondern in erster Linie als Hüter der Gesellschaft gegenüber. „Aber," wer die Feinde will verstehn, muß in der Feinde Lande gehn," könnte man mit Variierung des Schillerschen Ausspruches sagen, und Ferriani hat es sich aufs eifrigste angelegen sein lassen, seine Feinde auszuspähen und in jeder Beziehung kennen zu lernen. —

Schreibende Verbrecher! Schrift und Sprache der Verbrecher sind seit jeher Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung gewesen und in geradezu meisterhafter Weise ist das Thema der Gaunersprache von H. Groß in seinem klassischen „Handbuch für Untersuchungsrichter" behandelt worden. Wer einmal das große Werk schreibt der modernen Sprachpsychologie, der wird darin wol auch ein Kapitel der Pathologie der Sprache widmen müssen," der Gaunersprache. Sie ist von Land zu Land verschieden, hat aber von zwei Völkern die in rastloser Wanderung und Flucht nirgends Ruhe vor Verfolgung finden konnten, überall zahreiche Elemente aufgenommen! von den Zigeunern und den Juden. Sie entstammt überall zunächst dem praktischen Bedürfnis der raschen und geheimen Verständigung, aber sie wächst als organisches Gebilde über diese unmittelbare Zweckbestimmung hinaus und wird zum unheimlichen Spiegelbild des Verbrecherdaseins, indem sie verstohlen, mit ängstlicher Anspielung sich an dem furchtbaren und Gefürchteten vorbeischleicht und dem unvermeidlichen mit frechem Galgenhumor die Stirne bietet. Als Schriftsprache bedient sie sich zunächst ihrer eigenen Zeichen, der „Zinken", die Groß mit vielem Scharfsinn studiert und enträtselt hat, aber selbst dort, wo sie dieses mittelalterliche Gewand längst abgelegt hat, trägt sie das charakteristische, unverkennbare Gepräge ihrer Entstehung und Bestimmung. —

Den Briefwechsel der Verbrecher scheidet Ferriani in vier Gruppen: in die der verbrecherischen Liebe, der Verleumder und Verlästerer, der Diebe und Betrüger, und schließlich die der Gewalttätigen. Durchmustert man die stattliche Anzahl der von ihm gesammelten „psychischen Dokumente", so drängt sich einem zunächst die Beobachtung auf, daß die Verbrecher — ein sozialer Stand sind mit seinem eigenen Ehrgeiz, seiner eigenen öffentlichen Meinung, seinem eigenen Konkurrenzkampf — ein Zerrbild unserer eigenen Gesellschaft — wie es Swifts Phantasie in Gullivers Wanderungen nicht grotesker hätte ausdenken können. Und mit bangem Zweifel muß man sich da fragen, wo das Kriterium der sozialen Nützlichkeit und Schädlichkeit bestehen kann, wenn auch dieser Stand, wie eigentlich unzweifelhaft, sich nach den Gesetzen des Angebots und der Nachfrage zusammensetzt und rekrutiert.

Mit wahrer Bestürzung stellt Ferriani beim Studium eines seiner brieflichen Dokumente analoge Betrachtungen an: „Der Schreiber dieses Briefes sagt Ferriani „ist bei der Teilung der Beute übervorteilt worden und betont nun seine Eigentumsrechte wie der erste beste bestohlene Ehrenmann; und da diese Rechte von einem dritten geschädigt worden sind, so heißt er diesen einen Dieb, wobei er gar nicht bedenkt, daß seine Rechte nichts anderes sind als Verletzungen des Gesetzes und eine Schädigung des Besitztums anderer. Es lebt also in ihm eine ethische Verkehrtheit, aus der eine soweit richtige Logik entspringt, als sie einen Spiegel eben jener Verkehrtheit darstellt. Wir begegnen derselben Logik, nebenbei gesagt, auch in der Geschichte,

*) Schreibende Verbrecher. Ein Beitrag zur gerichtlichen Psychologie von Cav. Lino Ferriani, Staatsanwalt in Como. Deutsch von Alfred Ruhemann. Berlin 1900. Verlag von S. Cronbach.

namentlich der römischen, denn auch dort begründen die Eroberer ihre Rechte auf ein Eigentum, das sie sich erst durch Raub, durch Krieg, durch Gewalttaten erwarben. Der Dieb glaubt sich nicht mehr ein Dieb, sobald ein anderer einen Teil des von ihm selbst geraubten Gutes in die Tasche steckt. Und da die vom Automorphismus eingegebenen Ueberlegungen — so beliebt bei denen, welche nicht den Verbrecher selbst studieren — irrige sind, so wollte ich mich in den Gedankengang jenes Diebleins (es handelt sich um ein jugendliches Individuum) selbst versetzen, um mir von ihm erklären zu lassen, in welcher Weise er von seinem Freunde bestohlen wurde, warum er sich als den rechtmäßigen Herrn einer von ihm gestohlenen Sache betrachte und das Recht habe, den sich bei Teilung der Beute ungetreu benehmenden Mitschuldigen einen Dieb zu schelten. Hier der Auszug aus seinen Erklärungen, nach Weglassung der sie begleitenden Lügen und überflüssigen Klatschereien. Sie vervollständigen den psychologischen Wert des geprüften Briefes und die verbrecherische Frühreife des Knaben dringt mit unheimlichem Lichte daraus hervor. „Jeder arbeitet, wie er es kann und versteht. Ich habe stets gesehen, daß wenn einer eine Sache genommen hat, er sie nimmt, um sie zu behalten; sie wird daher zu seinem unumschränkten Eigentum und er kann von ihr nach Gutdünken Gebrauch machen. Sie jemandem abzunehmen ist nun ein Vergnügen, aber auch eine gefährliche Arbeit, denn man kann in das Gefängnis wandern, deshalb wird man umsomehr zum Herrn über das, was man hat und wer mir das durch Betrug nimmt, wird zum zweifachen Diebe, denn er weiß, daß ich es mir nicht durch die Polizei zurückfordern kann. Mein Onkel hat mir immer gesagt, wenn man ein Geschäft macht und es ist einer da, der es sich aneignet, so ist er ein Dieb, denn er lebt für Rechnung Eines der Gefahr läuft. Niemand darf einen Freund betrügen." Dieser Knabe, schließt Ferriani seine diesbezüglichen Ausführungen ist zweifellos der Typus eines geborenen Verbrechers, eine wahre Photographie dessen, was man ethische Verkehrtheit nennt."

Gewiß! Aber wohin hätte der Staatsanwalt Ferriani geraten können, wenn er die Konsequenzen aus der Tatsache, daß der „Erwerb durch Diebstahl" eine so feste subjektive Ueberzeugung vom Eigentumsrechte hervorrufen kann, zu Ende gedacht hätte. Wenn er sich vergegenwärtigt hätte, daß die Diebe eigene allerdings ihre etwas summarische Civil- und Strafjustiz haben, um sich vor dergleichen „Verletzungen des Eigentumsrechtes" zu schützen.

Ein Exemplar, an dem Ferriani seine Anschauung besonders deutlich machen kann, ist ein gewisser Domenico Ma., der im Alter von 31 Jahren mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen bereits sechzehn Jahre eingesperrt gewesen ist. Er sieht aber viel älter aus, denn die Völlerei, die Aufregungen seiner verbrecherischen Unternehmungen, das Leben im Gefängnis haben ihn vor der Zeit älter gemacht. Die Haare sind ergraut, das Gesicht zeigt eine fahle, gelbliche Färbung, schwarze tiefe Augen lassen die Härte des Blicks um so deutlicher hervortreten. Eine die Stirn durchquerende und an der linken Schläfe bis zum Ohrlappen derselben Seite herunter sich fortsetzende breite Narbe (offenbar ein Gedenkzeichen der strafrechtlichen Diebsjustiz) vervollständigt den finstern Anblick dieses Menschen. Durchtränkt von der Lektüre von Romanen untersten Grades, gab Domenico Ma. in einer Art Schreibewut, in seinen zahlreichen Briefen und Schriftstücken einem phantasierenden und hyperbolischen Stile freien Lauf. Er war bewandert in der Geschichte jener Mörder, Diebe und Räuber, die eine bedeutende Berühmtheit erlangt hatten, und einen großen Teil der Stunden seiner Gefangenschaft verwendete er auf die Schilderungen der Taten dieser Helden des Dolches und des Dietrichs. Die düsteren Gestalten von Lacenaire, Ingenito, Lemaire, Cartouche, Castruccio, Debricont, Verzeni, Troppmann, Dachatelet, Gasparoni, Lazzarini und vieler anderer waren ihm vertraut; er führte sie seinem aufmerksamen, ergriffenen Publikum in all ihrem grimmen Glanze vor und vermehrte noch mit dem Behagen des epischen Schilderers die ohnehin reiche Zahl ihrer Verbrechen. Er verherrlichte den mutig unter der Guillotine geendeten Dautun, er nannte Valjean einen Dummkopf und donnerte gegen die Spitzel Javert, Videca, Lecocq; er bedauerte, nicht in den schönen Tagen des von den Bourbonen gehätschelten Räubertums gelebt zu haben. Die Zeiten hätten sich geändert; zuerst die Flinte, dann die Pistole, der Revolver, zuletzt der Dolch, und auch das Reich dieser Waffe scheine dem Untergange nahe um der Herrschaft des Betruges und der Fälschung Platz zu machen. Die Civilisation zwinge den Verbrecher, sich zu bilden, wenn er leben will. Alles das sagte ein Domenico Ma. und „aus diesem Grunde" — schickte er seine vier Kinder in die Schule.

Dieser Schlußsatz des verbrecherischen Schriftstellers ist verblüffend; und hier setzen die wirklich interessanten und bemerkenswerten Ausführungen von Ferriani ein. Auf Grund eines reichhaltigen statistischen Materials behandelt er in diesem wie bereits in seinen früheren Büchern das Thema von dem Unterricht und der hygienischen, physischen und moralischen Erziehung.

Ferriani zeigt, daß der erste ohne die woltätigen Strahlen der zweiten nicht nur unfruchtbar sondern auch verderblich ist; er vermehrt die Zahl der vom Schicksale Enterbten und liefert den Verbrechern neue Waffen. Mit Hilfe streng kontrollierter Zahlen beweist er, daß unter den frühzeitigen Verbrechern die schreiben und lesen Könnenden in der Mehrzahl waren. Er betont ferner, wie lächerlich es sei, armen Familien und solchen Kindern von dem obligatorischen Unterricht sprechen zu wollen, die zuerst des den Magen füllenden Brotes bedürfen, ehe man sie mit dem symbolischen geistigen Brote nährt. „Einen der am chronischen physischen und moralischen Elend leidet, die Grammatik lehren wollen," sagt Tolstoi, „ist blödsinnig grausam." Die Wahrheit dieses Ausspruches bezeugen die Briefe der schreibenden Verbrecher. **Eduard Sokal.**



Hegel, der Materialist.

Von **Martha Asmus.**

Die zahlreichen Besprechungen des alten Büchner'schen Werkes „Kraft und Stoff" nach dem Tode des Verfassers brachten eine Flut von bitteren Ausfällen gegen Hegel. Es ist, als hätte die langjährige Feindseligkeit gegen diesen Philosophen, die sich in der Neuzeit nur hin und wieder mit einem kurzen Murren abfand, nur

auf eine Gelegenheit gewartet, um noch einmal voll auszubrechen. Der böse Hegel hatte die armen Studentenköpfe aber auch gar zu arg geplagt. Noch jetzt können die Herren, die sein System längst begraben haben, es ihm nicht vergeben, daß er sie einst über Gebühr am Büchertische zurückhielt, als sie ihre Zeit doch soviel besser hätten nützen können. Ja, wenn sie ihn schließlich noch verstanden hätten! Aber so!

Mit dem Verstehen war es schlimm. Wollte nun gar eine Frau ein Wort in diesem Gebiete wagen, so gab sie sich der Lächerlichkeit preis. Man räusperte sich höflich und hatte nichts gehört. Freilich, Hegel selbst hatte geäußert, seine Philosophie würde ihm nicht weniger wertvoll sein, wenn sie auch von einer Frau verstanden würde. Trauernd aber mußte er das Wort d s Einsamen aussprechen, das so oft vom Unverstande gegen ihn gebraucht worden ist: „Von meinen Schülern hat mich nur einer verstanden, und der hat mich mißverstanden." Als ob dies tragisch-stolze Wort eine Selbstverurteilung gewesen wäre, die ihm, unter dem Frohlocken seiner Gegner, unbedacht entschlüpfte!

Vor einem Viertel-Jahrhundert gab es viele solche geplagte Studenten wie jenen damaligen Fichte-Schüler, dessen jetzigen Bericht ich unter den Büchner-Besprechungen las. Fichtes „Bestimmung des Menschen" in der Tasche, die er sich gewiß am liebsten nachts unter das Kopfkissen gelegt hätte, greift er zu „Kraft und Stoff", das ihm zufällig unter die Augen kommt. Das ist ein ander Ding! Welche leichte Sprache! Dazu gehört keine Denk-Anstrengung. Das bringt die Wahrheit ohne philosophisches System.

Kant, Fichte, Schelling, Hegel, sie alle waren ungemütliche Menschen, aber Hegel war der schlimmste. Was war es doch für ein trostreiches Wort, das Goethe allen Denkenden in seinem Faust niedergelegt haben sollte:

„. . . . . Ein Kerl der spekuliert,
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide,
Vom bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide."

Einer rief es dem andern wie eine frohe Botschaft zu. Leider vergaß man, daß es Mephisto war, den Goethe so sprechen ließ, Mephisto, der gleich darauf triumphierend zu sich sagt:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
— — — — — — — — — — — —
So hab ich dich schon unbedingt."

Und so tat man einfach ab, was nicht ohne ernstes abstraktes Denken zu erreichen war, und glaubte damit wirklich, die Frage gelöst zu haben. Man kehrte mit kindlicher Scham-Freiheit auf den vorkantischen Standpunkt zurück. „Ich will doch lieber die Dinge so sehn wie sie sind," entgegnete ein Student einem Hegel-Dozenten. Der lächelte hinter dem Davongehenden drein: „Als ob Hegel ihn daran hindern wollte!"

In der Tat! Wogegen eiferten denn die „Materialisten?" Wogegen eifern denn noch alle, die Hegel angreifen? Will er sie hindern, aus dem vollen Becher der Natur zu trinken? Will er die Natur herabsetzen? Nein, er hat uns aufs innigste mit ihr verbunden. Was haben ihre Erscheinungen zu schaffen mit der Frage nach der Art unserer Beziehungen zu ihr? Was hat die Naturwissenschaft mit dem Ich und dem Ding an sich zu tun? Denn die Geschichte vom Ich und dem Ding an sich zur Entwickelung gebracht zu haben, ist Hegels Verdienst für alle Zeit. Auch wer eine fremde Sprache spricht, kann uns etwas sehr Wichtiges darin mitteilen.

Die Physiker hätten vielmehr Grund, das Anathema gegen Kant zu schleudern, der uns das Eigenwesen der Dinge entfremdete. Aber Kant bleibt unangefochten der größte Denker seines Jahrhunderts. Und doch würde der Beginner ohne den Vollender uns in ein unbehaglich kühles Verhältnis zur Natur gebracht haben. Hegel hat uns die angefochtene Materie wiedergeschenkt. Aber Hegel ist schwer zu verstehen. Wie konnte er auch dem Publikum mit dem Satze vom Widerspruch kommen! Hätte er noch gesagt: „Liebe, küsse, trink und schwärme!" Das ist dein Ich! Aber nein! er sagt: „Ich ist das Andere, Subjekt ist Objekt." Das war eine zu starke Zumutung! Das verstieß zu gröblich gegen die Form der gebräuchlichen Sprache. Wer mochte da noch hinhören! Man verstopfte sich die Ohren. Und so hörte man nicht den schönen Schluß der Geschichte, die Kant so spannend begonnen hatte.

Kant hatte sich zum erstenmal den Gegenständen kritisch gegenübergestellt. Sie waren bisher völlig unabhängig von uns geglaubt worden. Das naive Identifizieren mit uns war ein unbewußter Vorgang. Der Duft, den unsere Nase empfand, war auf die Rose, die Härte, die unsere Finger fühlten, auf den Stein übertragen worden u. s. w. Kant sagte: Wenn wir alles, was wir an den Dingen empfinden, abziehen, so bleibt noch das Ding an sich, das uns ein fremdes ist. Denn alles, was wir davon aussagen, ist subjektiv, also dem Objekte nicht entsprechend. Wir sind nicht fähig, unser Objekt zu erkennen, da es mit unserm Subjekt nichts zu tun hat. Und er stellte seine Subjektivität vor sich hin und untersuchte sie als sein Objekt, auf ihre Erkenntnisfähigkeiten hin. Dabei merkte er nicht, daß er seine erste Aussage widerrief. Denn er beanspruchte die Gültigkeit dieser seiner Untersuchung des Objekts: Subjektivität. Er behandelte sie als ruhende Subjektivität, die nichts mit den Objekten zu tun hätte, die sich nicht ohne Unterlaß objektivierte. Eine unmögliche Subjektivität! Er merkte nicht, daß, indem er so tat, er, als Subjekt, sich betrachtend objektivierte, daß er also etwas ganz anderes untersuchte als er glaubte.

Es gibt aber nichts im Subjekt, was nicht zugleich Objekt wäre. Und nichts gibt es im Objekt, was nicht zugleich Subjekt wäre. Subjekt und Objekt sind Begriffsformen für unser Denken. Das Ich *ist* nur als Gegenständliches, ob es nun durch äußere Dinge oder durch Ideen und Phantasien zur Objektivierung kommt. Den Widerspruch leugnen zu wollen, bringt nicht über ihn hinaus. Er bleibt, trotz der Empörung dagegen. Hegel kann nichts dafür. Bei Kant war der Widerspruch, seiner Art nach, unmöglich. Er blieb unangefochten, totgeschwiegen. Denn das isolierte Subjekt, das als unfähig erkannt war, sich zu objektivieren, machte sich selbst zum Objekt. Hegels Widerspruch ist möglich, da er, sich stets aufhebend, im Wesen des Seins selbst liegt. Das Subjekt *ist*, indem es *nicht ist* sondern Anderes. Hegel hätte das Wort „Widerspruch" nicht gebrauchen sollen, um seine Zuhörer nicht zu erschrecken: Denn sein „Widerspruch" steht völlig außer Vergleich mit dem, der etwa in dem Begriff

„Warme Kälte", Dichte Flüssigkeit" und dem Kantischen „Betrachtenden unobjektivierten Subjekt" liegt. Er hätte „Bewegung" sagen sollen oder „Werden", ein Sein, das in jedem Moment ein Nichtsein ist, indem es wird. Ein Subjekt, das nur im Empfinden ist, also immer Objekt. Ein Objekt, das ebenso völlig im Empfinden aufgeht. Denn nicht nur Sehen, Schmecken, Riechen, Hören, Fühlen sind „subjektive" Empfindungen, sondern auch Raum, Zeit und alles, was noch außerdem an den Gegenständen ist. Auch die Annahme, es könnte außerdem noch etwas „da sein", ist ebenso subjektiv-objektiv. Und auch dieses „Dasein" würde wieder dasselbe Subjektiv-Objektive sein.

Das ist die enge Verbindung zwischen uns und dem All, die uns Hegel gezeigt hat. Ich mit meiner Vernunft und meinen Sinnen und die liebe Natur beruhen ganz auf Gegenseitigkeit. Da wird mir entgegnet: Aber die Natur war eher als der Mensch. Jawol! Und doch vollzog sich alles Sein stets subjektiv-objektiv. Daß früher etwas war, das ist auch ich, und daß etwas sein wird, wenn ich nicht mehr bin, auch das ist ich. Meine Empfindung gehört dazu, dies objektiv zu setzen. Wo es Natur gibt, ist nichts allein möglich. Und wo es Empfinden gibt, ist ebenfalls nichts ohne Gegenständlichkeit. Wenn sie uns fehlt, sind wir tot. Zieht behutsam und fein jede Subjektivität aus der Natur, und es wird nichts übrig bleiben.

Die Naturforscher berichten von der Beschaffenheit der Erde in vormenschlichen Zeiten. Das, meinen Hegels Gegner, widerspräche dem Hegelschen System, und darum stände dies System nicht mit der Neuzeit im Einklange. Und doch ist es nichts anderes, als wenn wir vom Leben unserer Vorfahren sprechen, die uns auch nicht nötig zu ihrer Existenz hatten. Denn wenn wir auf damalige Beschaffenheiten menschliche Bezeichnungen anwenden (oder tierische oder allgemein organische), so ist das eine Uebertragung. Sprechen wir etwa von bläulichen Steinschichten, so wissen wir sehr wol, daß erst spätere Lebewesen das Bläuliche zur Existenz gebracht haben, nicht etwa der Stein. Auch die Begriffe „Zeit und Raum" und alles andere Uns-Zugehörige tragen wir erst hinzu, also auch „Stein". „Ja, aber die Existenz des Stoffes bleibt!" Jawol, die Existenz bleibt ebenso wie die des Zimmers, das wir verlassen haben. Wenn wir wiederkommen, ist die Uhr weitergegangen, das Feuer hat den Ofen erwärmt, u. s. w. Dennoch sind dies unsere eigenen Begriffe, die ohne unser Empfinden nicht existieren würden. Die Subjektivität gehört immer dazu, auch zum Vor-uns-Gewesenen. Erst der Forscher macht es zu dem, als was er es bezeichnet.

Den Widerspruch in unserm ganzen Wesen, den oft besprochenen und nie begriffenen, dulden wir sehr gern, sogar als einen feinen Reiz für uns selbst und andere. Warum denn die Empörung, wo er philosophisch begründet wird? Wie, eins mit dem All, im beständigen Werden mit dem All und darum im schönen, lebensvollen Widerspruch! So sah es Hegel, der Materialist im besten Sinne des Wortes.

Darum ist er der Unsrige, der Heutige!

Hegel redivivus!



Neue Bücher.

Das Gispele. Eine Liebesmär aus der Odenwälder Sturmzeit von Ferdinand Wittenbauer. Wien. Verlag von Carl Konegen.

In ansprechenden Versen ist diese Liebesmär erzählt und umfaßt 2 Bände. „Gispele" ist der Spottname für einen deutschen Jüngling, der wie ein Träumer einherwandelt und über aller Gelehrsamkeit und allem Ueberlegen niemals zum entscheidenden Handeln kommt. Seine Geschichte spielt zur Zeit des Bauernkrieges unter Götz von Berlichingen und berichtet von den Streitigkeiten zwischen Junkern, Pfaffen und Bauern, von dem ratlosen Schwanken der Städter. Götz, der unter den verschiedenen Meinungen und der Unentschlossenheit sehr zu leiden hat, freut sich über den Sturmwind, „der die Männer heute schüttelt, — daß sie in des Herzens Tiefe — Endlich doch ihr Volk entdecken." Das zuerst von Gispele verschmähte Louisele wird später dessen Retterin aus dem Kloster, indem sie ihm des Lebens Freuden wieder zeigte. Ihre Liebe die deutsche Liebe, nennt der Verfasser: „jene Urkraft, so in zarten Maiden — die Heldin wachruft, die durch Kampf und Leiden — Empor sich ringt zu höchstem Menschenglück." Er behandelt dabei etwas ungerecht die welsche Maid, für die die Liebe ebenfalls ein selbstlos Sichvergessen ist, eine Flamme, die nicht rastet. Begeisterung für deutsches Land und deutsches Wesen durchzieht Ferdinand Wittenbauers Verse. Aber aus jener wild bewegten Zeit hat er vieles zu berichten, was den Deutschen nicht höher stellt, als den Franzmann, gegen den er sich in seinem Vorwort wendet.

Kleine landschaftliche Zeichnungen von A. Schumann vor jedem Kapitel illustrieren die Erzählung.

* * *

Gedichte von August Püringer. Dresden und Leipzig. Piersons Verlag.

Es ist schwer, an Gedichten Freude zu haben, deren Rhythmus und Ausdruck das Ohr gar zu oft stört. Die Form müßte beherrscht werden, so daß die Verse fehlerfrei wären, ehe sie zum Druck gegeben werden. Das ist das erste äußere Erfordernis. „Schenkelschlank und rot die Wangen, — Weißes Hemd steht vornen offen — Seht den heißen wilden Rangen — Springt und kommt daher geloffen!" Oder: „So noch ertrag ich einst bewußt — Auch Schreckwalds (Name) Knochenwildheit. — Das Weltrad lebt ja in seiner Brust — Genau so voll Vorwärtsschwingeluft — Und krönt sich mit Erfülltheit!" Das sind einzelne Verse des Buches. Mehrere kleine Lieder, z. B. „Träumerei" sind für Singstimme und Klavier gesetzt.

* * *

Hoffnungslose Geschlechter. Roman von Hermann Bang. Berlin. Verlag S. Fischer.

Seit dem Erscheinen von Ibsens Gespenstern ist die Vererbungstheorie in zahlreichen Dichterwerken zum Inhalt genommen. Aber so erschütternd jene Schicksalstragödie damals wirkte, so trostlos berührt die bloße tatsächliche Erzählung der fortschreitenden Degeneration in den neuern Werken. In dem vorliegenden Roman sehen wir die beiden letzten Männer eines alten dänischen Geschlechts: Vater und Sohn. Wir erfahren zuerst das stufenweise Herabsinken des Vaters bis zum Wahnsinn, um nachher bei dem Sohne denselben Prozeß durchzumachen. Er kürzt ihn ab, indem

er freiwillig aus dem Leben scheidet. Die Verführung durch Frauen der guten Gesellschaft spielt in dem Leben beider Männer eine große Rolle. Feindselig denkt der Vater ihrer in seinen Wahnsinnsanfällen; sein letztes Wort ist ein Fluch über sie. Der Sohn wird nach vergeblichem Ringen um ein erträumtes Ideal schließlich zu Grunde gerichtet durch eine ältere schöne Gräfin, die eben junge Menschen liebt. Die sittlich hoch stehenden Frauen des Romans haben auf die von ihnen geliebten Männer fast gar keinen Einfluß. Mit großer Anschaulichkeit und Lebenswahrheit sind die einzelnen Scenen erzählt. Daß man sich für die Charaktere nicht besonders erwärmen kann, liegt vielleicht an dem Inhalt des Romans, vielleicht auch an der sich drängenden Fülle von Scenen. Die ganzen Zustände werden derart geschildert, daß die Meinung des einen Freundes gerechtfertigt erscheint: „die Gesellschaft und wir selbst bereiten eine neue und verbesserte Auflage der Sündflut vor."

* * *

Ueber die geschichtliche und zukünftige Bedeutung der Technik. Zwei Reden zur Feier der Jahrhundertwende und zum Geburtsfest Seiner Majestät des Kaisers am 9. und 26. Januar 1900 in der Halle der Königlichen Technischen Hochschule in Berlin, gehalten von dem zeitigen Rektor A. Riedler. Berlin. Verlag von Georg Reimer.

Von diesen kürzlich im Druck erschienenen Reden Professor Riedlers spricht die erste dem Kaiser den Dank der 3 preußischen technischen Hochschulen für die Verleihung des Promotionsrechtes aus. Der zweite schildert die Entwickelung der Technik von der kriegerischen Waffe bis zu den vervollkommneten Werkzeugen des Friedens, dann den großen, augenfälligen Fortschritt der Technik durch die Ausnutzung der Naturkräfte! Die sozialpolitische Gesetzgebung mit ihren Erfolgen, die moderne hygienische Arbeitsorganisation, das Eingreifen der Technik in Menschen- und Staatenleben werden beleuchtet. Aber auch der ethische und ideale Wert wird gezeigt. Als reines Friedenswerk im Dienste der menschlichen Kultur hat die Technik den ethischen Wert der Arbeit in den Vordergrund gebracht. Für das vielgestaltige Leben zu schaffen, dabei Einsicht in das Wirken der Natur, in das Getriebe des Lebens zu erhalten, ist eine hoch ideale Tätigkeit. Daß die reflektierende Bildung bisher immer an der Spitze der Erziehung gestanden hat und nie die gestaltende, ist die Ursache vieler gegenwärtiger Mißstände in diesem wichtigen Berufe. Damit schlägt Professor Riedler das Thema an, das er ausführlich und wirkungsvoll in seiner früher erschienenen Schrift: „Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. Berlin. Verlag A. Seydel" behandelt hat.

Der Wert der technischen Wissenschaften ist die Pointe dieses Buches. Riedler führt aus, daß im großen Publikum, ja selbst bei der Mehrzahl der gebildetsten Leute dieses Gebiet menschlicher Geistes- und Schaffensarbeit nur ganz oberflächlich bekannt, daß es verkannt ist. Das ist historisch erklärlich durch das jugendliche Alter dieser Wissenschaften; bei der heutigen rapiden Veränderung aller Verhältnisse ist es aber nötig, daß das Volk die Augen aufmache, wenn es sich nicht plötzlich in einem Labyrinth von Mißverhältnissen sehen will. In den technischen Wissenschaften haben wir eine Art geistiger Arbeit, welche von dem Betriebe der Universitätswissenschaften völlig abweicht. In den Universitätswissenschaften steht die Abstraktion und das „logische Denken" an der Spitze, in den technischen Wissenschaften das Uebersehen und Abschätzen komplizierter praktischer Verhältnisse. Dieser Unterschied ist vorherrschend, wenn auch nicht allein herrschend. Die technische Erziehung gibt aber eine geistige Bildung ab, wie sie gerade im praktischen und öffentlichen Leben heute vielfach vermißt wird. Hier liegt der Unterschied zwischen Schulweisheit und praktischer Klugheit. Für den modernen Staatsbürger kommt es nicht so sehr darauf an, einen logisch scharfen Verstand zu haben, als vielmehr darauf, eine gesunde Urteilsfähigkeit zu besitzen. Diese liegt darin, daß man komplizierte praktische Verhältnisse übersehen und das Wesentliche heraus erkennen kann. Riedler führt aus, wie die Entwickelung der Technik unsere ganze moderne Kultur begründet. Der moderne Verkehr — persönlich, schriftlich, telegraphisch — der moderne Luxus in Beleuchtung, Kleidung und Ernährung in weiten Volksschichten, die moderne Verbreitung und Förderung von Ideen und Wissenschaften, die moderne Entwickelung des wirtschaftlichen Kampfes — alles das sind direkte Folgen der Entwickelung der technischen Wissenschaften. Es ist nötig, daß der politische Bürger sich dies immer wieder von neuem vor Augen hält, um nicht zu übersehen, daß wir in einer Zeit des rapidesten Fortschritts leben. Die Entwickelung aller menschlichen Verhältnisse, besonders aber der wirtschaftlichen und sozialen geht heute hundertmal schneller vor sich, als jemals früher in der Geschichte der Menschheit. Und dabei sagen unsere bedeutendsten Ingenieure mit Bestimmtheit voraus, daß die technische Entwickelung in den nächsten 50 Jahren in ihren Wirkungen noch einschneidender sein werde, als sie es in den letzten 50 Jahren gewesen ist. Dem gegenüber muß man konstatieren, daß Ingenieure und Ingenieurwissenschaften vielfach unterschätzt werden. Man kennt nicht die große Menge wissenschaftlicher Arbeit und wissenschaftlicher Hilfsmittel, deren der Ingenieur bedarf; und man nimmt seine Erfolge, die Erfindungen, als sehr selbstverständlich hin. Viele Einzelheiten wird man in Riedlers Broschüre finden. — Professor Riedler hat mit dieser Schrift nicht nur einen verdienstvollen Schritt im Interesse der deutschen Ingenieure getan, sondern auch eine ideale politische Pflicht ihres Standes erfüllt.

* * *

Felix Salten. Der Hinterbliebene. Wiener Verlag.

Der Hinterbliebene ist die erste von 8 eigenartigen Novellen. Sie enthalten vertiefte Schilderungen einzelner Erlebnisse, wie z. B. „Fernen" und die erste Novelle. In „Lebenszeit" und „Sedan" findet liebevolles Versenken in das Leben der Tiere, einer Eintagsfliege, eines Sperlings statt. Und in andern malen sich die unwillkürlichen und unwiderstehlichen Gefühle der menschlichen Seele. So schildert „Heldentod" die Empfindungen eines tapfern Soldaten inmitten des blutigen Schlachtfeldes, „Flucht" die bis zum Wahnsinn führende Angst des Diebes vor der Entdeckung seiner Tat. Sehr stimmungsvoll ist die kleine Erzählung „Begräbnis."

* * *

Liebet Eure Feinde! Eine apologetische Erzählung von Arnold Mann. Frankfurt a. M. Verlag von J. Kauffmann.

Die wüste Hetze der Antisemiten gegen die Juden wird gezeichnet, der Fanatismus, der anstatt der christlichen Liebe, Haß, Feindseligkeit und Zerstörung in den Frieden hineinträgt. Nur zu bedauern ist bei der guten Absicht des Verfassers, daß dadurch die Objektivität seiner Beobachtungen gestört ist. Indem er den Charakter der Juden in günstigem Licht zeigt, schildert er alle Christen mehr oder weniger als schlechte Menschen.

Laura Frost.



Die große Berliner Kunstausstellung.

I.

Wer mit Aufmerksamkeit die letzten offiziellen Berliner Kunstausstellungen studiert hat, wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die auf den platten Geschmack des kaufkräftigen Publikums zugeschnittene Marktware einen immer größeren Raum in Anspruch nimmt. Den größten Tiefstand hat die Berliner Kunst im Vorjahre nach dem endlichen Zustandekommen der Secession erlangt. Ganz so fühlbar macht sich in diesem Jahre der Mangel an secessionistischem Blut allerdings nicht, da manch ein störrischer Kunstjünger aus reinen Opportunitätsgründen nach dem Landesausstellungspark zurückgekehrt ist. Indessen wäre es verfehlt, hierin eine günstige Vorbedeutung zu erblicken. Der Durchschnitt dominiert immer noch, einem epochemachenden Werke dürften wir kaum begegnen, wol aber einer ganzen Reihe von Arbeiten, die ein tüchtiges Können und ein ehrliches Wollen bekunden, namentlich auf dem Gebiet der Malerei. Von der Plastik dagegen läßt sich solches nicht behaupten, ja man kann sich einer wehmütigen Stimmung nicht erwehren, wenn man einen Blick auf die auch in diesem Jahre wieder reich vertretene Denkmalskunst wirft. Nur in der dekorativen Ausgestaltung der beiden großen Skulpturenhallen ist ein Fortschritt zu verzeichnen. Das ist allerdings ein schlechter Trost für die jammerhaften neubyzantinischen Skulpturen, die sich von den mit alten Gobelins aus der Zeit Ludwigs XIV. reich behangenen Wänden höchst aufdringlich abheben. Einen würdigeren Hintergrund als die innerlich hohle, nur auf den äußeren Schein berechnete Dekorationskunst des französischen Königshofes konnte man für die deutsch-patriotische Denkmalskulptur kaum ausfindig machen. Sie sind einander würdig.

Es ist keine erhebende Erscheinung, daß die neuere deutsche Geschichte und ihre Repräsentanten absolut keinen Einfluß auf die künstlerische Produktion ausgeübt haben. Denn die Aeußerungen der patriotischen Muse von dem Denkmal des alten Wilhelm bis zur Ahnengalerie haben nichts mit der Kunst zu tun, eher haben sie eine Verwilderung des Geschmacks und eine Entwertung des Kunstbegriffs herbeigeführt. Das erkennen wir von neuem an den beiden großen Kaiserdenkmälern von Ernst Herter, der einer der vielbeschäftigsten, aber auch einer der unvermögendsten Berliner Bildhauer ist. Herter ist zu einer unverdienten Berühmtheit gelangt, aber er ist dabei bescheiden geblieben; jedenfalls kann man ihm nicht den Vorwurf machen, daß er hohe Ansprüche an seine Arbeiten stellt. Seinen Denkmälern fehlt so gut wie alles, was man von einer monumentalen Arbeit beanspruchen kann: Größe der Anschauung, eine wuchtige Linienführung und geschickte Massenverteilung, sowie ein innerliches Leben. Eine Figur ist immer schablonenhafter und konventioneller in der Darstellung als die andere. — Dasselbe gilt von dem Moltkedenkmal von Cuno von Uechtritz, der, mag er auch nicht so langweilig wie Herter sein, die geistige Bedeutung des Dargestellten nicht im entferntesten begriffen hat. Entschieden zufriedenstellender ist die Moltkestatue von Ferd. Hartzer, der die Persönlichkeit des Denkers Moltke recht glücklich erfaßt hat.

Ueber die anderen patriotischen Denkmalfiguren und Monumentskizzen ist nichts zu sagen; auch nicht eine Arbeit reicht inhaltlich oder formell an die Werke der Vergangenheit heran. Das Denkmal des großen Kurfürsten oder Friedrichs des Großen wiegt Dutzende von modernen Monumenten auf. Es würde zu weit führen, wollten wir den Ursachen dieser Erscheinung nachforschen, nur die Tatsache sei konstatiert, daß selbst hochbegabte und temperamentvolle Bildhauer der Denkmalepidemie zum Opfer gefallen sind, wie unter anderen Gustav Eberlein, der liebenswürdige Schilderer weiblicher Anmut und Grazie. Als Denkmalbildhauer hat Eberlein seinen Ruhm gar zu schnell verwirkt, und dennoch versucht er es immer wieder, sich in dieser Richtung zu betätigen. Seine letzte Arbeit ist eine Akropolis für Berlin, die wir nur der Kuriosität wegen erwähnen wollen, da ein derartiges Institut allein das Produkt der historischen Entwickelung sein kann, nicht aber das einer Künstler- oder Fürstenlaune. Die Akropolis soll nicht weniger als folgende Bauwerke umfassen: ein Siegesdenkmal, ein Kaiserdenkmal, ein Mausoleum und ein Museum der Kunst des XIX. Jahrhunderts. Wir wollen im Interesse der wahren Kunst hoffen, daß die Akropolis-Idee keinen Anklang an tonangebender Stelle finde. Eberleins Bedeutung ist auf einem ganz anderen Gebiet zu suchen, dessen werden wir bald inne, wenn wir seine letzten Arbeiten betrachten. Man mag seine zopfig-manierierte Art nicht lieben, aber dennoch wird man angesichts seiner Arbeiten von Bewunderung erfüllt für den temperamentvollen Künstler, der das höchste erstrebt, aber nie erreicht. Am tiefsten in der Empfindung und am glücklichsten im Ausdruck sind seine religiösen Darstellungen, wie die Kreuzigungsgruppe, die Juden an den Wassern Babylons, die Gruppen „Lasset die Kindlein zu mir kommen,“ „Sehet, welch ein Mensch“ und andere. Die Gruppe „Der Tod Friedrichs des Großen“ ist innerlich recht bewegt, aber auch nicht frei von theatralischen Effekten. Aehnliches gilt von einer Marmorfigur „Der Geist Bismarcks“, die nach der Angabe des Künstlers frei ohne Modell aus dem Block gehauen ist. Technisch wie künstlerisch ein interessantes Experiment, man kommt beim Anblick des „Geistes“ in eine gewisse Hamletstimmung, erinnert sich aber leider nur zu schnell der Tatsache, daß die Geister heute nur noch im Theater umherspuken. — Eberleins Vielseitigkeit ist sein Verhängnis, er ist eine viel zu sensible Natur, um sich auf eine Sache konzentrieren zu können, daher kommt es, daß er seine gewaltige Arbeitskraft meistens mit nutzlosem Experimentieren vergeudet.

Im übrigen ist die große Plastik recht schwach vertreten und die wenigsten der ausgestellten Arbeiten

können auf ein allgemeines Interesse Anspruch erheben. Der Mangel an eignen Ideen ist zu offenkundig; wohin wir uns wenden, stets erblicken wir dieselben Gestalten, nur in etwas modifizierter Fassung. Die Antike und das Christentum müssen abwechselnd den Vorwurf hergeben. Josef Rostek, Friedenau, hat selbst den Göttervater Kronos aus der Versenkung geholt; auf dem krummen Rücken und den dürren Gliedern des Alten hat die Zeit nur zu starke Spuren hinterlassen. Ein kräftiger Junge ist der Telemachos von Ludwig Cauer, nur zu fett für seine Jahre. Zwei andere Gestalten der klassischen Mythe, einen männlichen und weiblichen Triton, benutzt Hugo Reinhold als Brunnenfiguren; das Motiv ist auch in der modernen Kunst nicht mehr ganz neu, ebenso dürfte die Gesamtanlage des Brunnens nicht als eine eigenartige Arbeit ausgesprochen werden. — Eine Madonna mit dem Kinde stellt Berwald-Schwerin aus, die Formen sind von großer Fülle, die Modellierung weich, der Gesamteindruck aber kein faszinierender. Viel tiefer in der Empfindung ist ein anderes christliches Sujet die mater dolorosa des Belgiers Constantin Meunier. Dasselbe gilt von der Bronzegruppe „Mutter und Kind" von van der Stappen, Brüssel, der wie der vorige ein bei uns gern gesehener Gast und ein Bildhauer großen Stils ist. Das erkennen wir an seiner „Büste des Bischofs," eine Arbeit monumentalen Gepräges, dabei aber scharf in der Charakteristik und lebendig im Ausdruck. Eine eigenartige Arbeit ist die übermäßig schlanke Holzfigur von Stephan Sinding, Kopenhagen. Die Aelteste des Geschlechts. Keine Berührungspunkte mit der Außenwelt, keine Anteilnahme an deren Geschehnissen verratend, schwebt sie schemenhaft dahin, eine ausdrucksvolle Verkörperung des im Absterben begriffenen Alten. —

Das Nackte in der Kunst ist auch ohne Inkrafttreten der lex Heinze ständig im Rückgang begriffen, dessen können wir uns wiederum auf der offiziellen Kunstausstellung vergewissern. Dennoch wird aber der Puritanismus nur eine „vorübergehende Erscheinung sein. Denn die Freude am Nackten wird trotz aller parlamentarischen Sittlichkeitsbestrebungen und trotz aller Muckereien bestehen bleiben. Das Höchste für die künstlerische Darstellung ist immer der Mensch; in der Schilderung seines Innenlebens und Charakters, in der Darstellung der Körperform und Bewegung zeigt sich erst der Meister. — Als einen solchen dürfen wir den Bildhauer Paul Aichele, Berlin, der ein jugendliches, an einen Baumstamm gebundenes Weib ausstellt, begrüßen. Die Formen sind von einer wunderbaren Weichheit und dabei ausdrucksvoll; was in der Seele dieses Opfers des Fanatismus vorgeht, der Schmerz, der sich in den Gesichtszügen wiederspiegelt, teilt sich jeder Muskelfaser mit; ein konvulsivisches Zucken geht durch den Körper. — Von vollendeter Schönheit ist eine kleinere Gruppe „Ueberrascht", ein junges Liebespaar von Ferd. Lepke, Berlin; mit feinem Verständnis ist namentlich der Körper des jungen Weibes, das unter dem Kuß des Geliebten in Wonne erschauert, durchgebildet. — Von anderen Kleinplastiken sei die Statuette „Paris" von Paul Schulz, Rom, erwähnt. Der harmonisch gestaltete Jünglingskörper erinnert in der Behandlung an ein antikes Werk. Von demselben Künstler stammt ein Relief „Agnus dei" eine Kirchenscene von großer Lebendigkeit und höchst malerischer Anordnung der Figuren. Der talentvolle Dresdener Bildhauer Peter Pöpelmann stellt neben anderen Arbeiten eine rhythmisch bewegte Gruppe tanzender Mädchen aus. — Eine große leidenschaftliche Bewegung wohnt der Gruppe „Mutter und Kind" von Ernst Barlach, Berlin, inne. Einen erfrischenden Humor atmet die Skizze zu einem Nischenbrunnen von Stephan Walter, Charlottenburg, zu dem ein alter Satyr mit seinen Sprossen den Vorwurf geliefert hat.

Relativ am besten ist das Portrait vertreten, neben vielen Berühmtheiten sehen wir noch mehr gewöhnliche Sterbliche dargestellt, selten aber einen Charakterkopf. Wenig läßt sich über die Art der Darstellung sagen, die übliche Büstenform mit architektonischem oder dekorativem Fuß dominiert. Die einzige Ausnahme macht das Portrait des Violinvirtuosen Petschnikoff von Georg Böhme, das aus einem mäßig gewölbten Hintergrund plastisch hervortritt. Diese Anordnung ist jedenfalls eine eigenartige und die Wirkung eine höchst lebendige.

Joh. Gaulke.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Hans von Bülow. Briefe und Schriften. V. Briefe von Hans von Bülow, herausgegeben von Marie von Bülow. 4. Band. Mit einem Bildnis. Leipzig.

Die Lieder und Melodieen der Geißler des Jahres 1349 nach der Aufzeichnung Hugos von Reutlingen. Nebst einer Abhandlung über die italienischen Geißlerlieder von Dr. phil. Heinrich Schneegans. Professor an der Universität Erlangen und einem Beitrage „Zur Geschichte der deutschen und niederländischen Geißler" von Dr. phil. Heino Pfannenschmid. Kaiserl. Archivdirektor und Archivrat zu Colmar i. E. herausgegeben von Paul Runge. Mit einem Faksimile in Lichtdruck. Leipzig.

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzel-Darstellungen. Band VI. Richard Dehmel. Berlin.

Die Wahrheit über die Frankfurter Oper. Frankfurt am Main.

Erich Sachs: Worte der Seele. Dresden und Leipzig.

Guido Josephi: Der Gesellschafts-Aufbau. Dresden und Leipzig.

Kurt Aram: Ananian. Drama in drei Akten. Dresden und Leipzig.

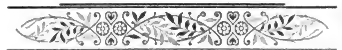
Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft von George Samuel Albert Meltin, zweitem Prediger der deutsch-reformierten Gemeinde zu Magdeburg. Züllichau 1794. Neu herausgegeben und mit einer Begleitschrift „Zur Würdigung der Kritik der reinen Vernunft" versehen von Dr. Ludwig Goldschmidt, mathematischem Revisor der Lebensversicherungsbank f. D. in Gotha. Gotha.

Dr. August Caselmann: Karl Gutzkows Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit. Ein kleiner Beitrag zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Augsburg 1900.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.



Verlag Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.

Am Ende des Jahrhunderts.

Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwickelung.

Herausgegeben von

Siegfried Cronbach.

Wie der Kaufmann am Schlusse eines jeden Jahres seine Bilanz zieht, wie er von Zeit zu Zeit einen grösseren Zeitpunkt seines Wirkens übersichtlich zusammenstellt, wägt und prüft, um zu erfahren, ob und welche Fortschritte er während dieser Zeit gemacht hat, so soll dieses Unternehmen dem großen Publikum in gemeinfaßlicher Form und in großen Zügen vor Augen führen, was jedes Gebiet menschlichen Wirkens während des demnächst zu Ende gehenden Jahrhunderts für das Ganze geleistet hat.

Nicht gelehrte Abhandlungen bietet das Unternehmen, sondern eine bei aller Gründlichkeit fesselnde Lektüre; dem vorgeschrittenen Alter zur Erinnerung an längst vergangene Momente seiner früheren Mitarbeit, seiner Miterlebnisse, der jungen Generation ein Bild der Thätigkeit ihrer Väter, teils zur Nachachtung, teils wohl auch zur Vermeidung.

Bis jetzt sind erschienen:

Band I. Dr. **Bruno Gebhardt. Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.** 1. Teil.
„ II. **Minna Cauer. Die Frau im 19. Jahrhundert.**
„ III. Dr. **S. Bernfeld. Juden und Judentum im 19. Jahrhundert.**
„ IV. Dr. **G. Steinhausen. Häusliches und gesellschaftliches Leben im 19. Jahrhundert.**
„ V. Dr. **Max Graf. Deutsche Musik im 19. Jahrhundert.**
„ VI. **Karl Rosner. Die dekorative Kunst im 19. Jahrhundert.**
„ VII. **F. C. Philippson. Handel und Verkehr im 19. Jahrhundert.**
„ VIII. Dr. **Ed. Loewenthal. Die deutschen Einheitsbestrebungen und ihre Verwirklichung im 19. Jahrhundert.**
„ IX. Dr. **Bruno Gebhardt. Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.** 2. Teil.
„ X. Dr. **G. Korn, Die Medizin im 19. Jahrhundert.** 1. Teil.: **Volksgesundheitspflege und Irrenwesen.**
„ XI. Dr. **G. Korn, Die Medizin im 19. Jahrhundert.** 2. Teil.: **Die Heilkunde.**
„ XII. **S. Lublinski, Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert.** 1. Teil.: **Die Frühzeit der Romantik.**
„ XIII. **S. Lublinski, Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert.** 2. Teil.: **Romantik u. Historizismus.**
„ XIV. Dr. **Rudolf Steiner. Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert.** 1. Teil: **Von Kant bis Stirner.**
„ XV. Dr. **Eduard Loewenthal. Die religiöse Bewegung im 19. Jahrhundert.**
„ XVI. **S. Lublinski. Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert.** 3. Teil. **Das junge Deutschland.**
„ XVII. **S. Lublinski. Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert.** 4. Teil. **Blüte, Epigonentum und Wiedergeburt.**
„ XVIII. Dr. **H. Roesemeier. Die Arbeiter im 19. Jahrhundert.**

Preis eines jeden Bandes:
Im Abonnement broschiert Mk. 2.—, gebunden Mk. 2.50.
Einzeln „ „ 2.50, „ „ 3.—



Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.
Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW Beuthstr. 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mk. jährlich (4 Mk. vierteljährlich). Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pfg. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstr. 8.) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die „Nation" vertritt die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Die „Nation" bringt **ausschließlich Originalartikel** von hervorragenden Politikern, Schriftstellern, Gelehrten; regelmäßige orientierende kritische Uebersichten über politische, volkswirtschaftliche, parlamentarische, künstlerische, litterarische Vorgänge; historische und philosophische Essays; Besprechung wissenschaftlicher Tagesfragen; Theater-Kritiken; satirische Glossen zur Zeitgeschichte; internationale Zeitschriften-Revue; Beiträge ausgezeichneter ausländischer Publizisten; Bücherbesprechungen.

Probe-Exemplare gratis. Auf Wunsch schicken wir dieselben auch gratis an aufgegebene Adressen.

Expedition der „Nation"
H. S. Hermann, Berlin SW. Beuthstr. 8.

N. Flerowsky.

Unter drei russischen Kaisern.

Das politische System Nikolaus I., Alexander II. und Alexander III.

1898. Brosch. 6 Mk.

2 Teile in einem Bande. gr. 8°. 872 S.

Die **Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung** vom 29. Mai 1898 schreibt: Wir können dieses Buch unseren Lesern dringend empfehlen. Der Verfasser, Berwi, denn Flerowsky ist nur sein Schriftstellername, ist zwar russischer Radikaler roter Observanz, aber entschieden wahrhaftig und außerordentlich unterrichtet. Er erzählt uns in großen Zügen die Geschichte der russischen revolutionären, sozialistischen und anarchistischen Bestrebungen, wie sie seit Ende der 40er Jahre bis zum Regierungsantritt Kaiser Nikolaus II. sich entwickelt haben. Da Berwi mitten in der oppositionellen Bewegung stand, berichtet er fast ausschließlich Selbsterlebtes, ohne dabei über Gebühr seine Person in den Vordergrund zu drängen. Sein Urteil ist, wie uns scheint, nur selten zu streng, tatsächlich bringt er neben Bekanntem auch viel Neues, sodaß sein Buch zu den lehrreichsten Quellen für die innere Geschichte des modernen Rußland gerechnet werden muß. Die Übersetzung, die nach einem russischen Manuskript angefertigt zu sein scheint, ist flüssig und gut lesbar.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1882.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 93.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. **Anzeigen 40 Pfg.** die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. — Berlin, den 14. Juli 1900. — Nr. 28.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Der Schatz im Himmel.*)

In dem vor einiger Zeit erschienenen Novellenbande Franz Ferdinand Heitmüllers „Tampete“ (Berlin S. Fischers Verlag. 1899) ist eine künstlerische Perle enthalten. Es ist die Novelle „Tampete“, die dem Bändchen den Namen gegeben hat. Ein Stimmungsdichter von großer Kraft der Erzählung und Charakteristik hat dieses kleine Kunstwerk geschaffen. „Tampete“, dieser niedersächsische Bauerntanz, diese deutsche Tarantella, lebt nach in dem temperamentvollen Stile; die Gestalten stehen vor uns mit vertiefter Leidenschaft, wie Menschen, die nicht sich allein darleben, sondern eine dämonische Gewalt, von der sie besessen sind.

Auch in seinem vor kurzem erschienenen Bande hat uns Heitmüller wieder eine solche Perle geschenkt: die Novelle „Als der Sommer kam“. Diesmal ist es aber nicht, wie wenn eine wilde Natur aus der Menschenseele spräche; diesmal ist es eine Seele selbst, die mit ihrem ureigensten Schicksal, in einsamen Kämpfen, vor uns hingestellt wird: eine Seele, die aus der Entfremdung, in die sie die Welt gebracht hat, zu sich selbst zurückkehrt, die aus der Kleinheit zur Größe wächst. In fremder Leute Händen ist Eugeniens Kind herangewachsen. Sie selbst aber muß in ihrer sozialen Umgebung als das jungfräuliche Mädchen gelten. Denn nur so kann daran gedacht werden, daß Arthur, ihr Bräutigam, der als Staatsanwalt „Verpflichtungen gegen die Gesellschaft“ hat, sie heiraten werde. So lebt Eugenie in der Stadt ein Leben des Scheines, in der Hoffnung, dereinst an der Seite Arthurs ein Leben — des Scheines weiterzuleben. Ihr Kind aber, das sie kaum gesehen hat, lebt fern von ihr, dazu verurteilt, von der Mutter im ganzen Leben verleugnet zu werden. Eine Krankheit dieses Kindes ruft die Mutter zu ihm. Sie hofft — eine tödliche Krankheit, denn mit dem Kinde wäre beseitigt, was Arthur immer und immer wieder bedenklich macht. Eine von der Gewalt der sozialen Verhältnisse ganz unterjochte Mutterseele kommt zu ihrem Kinde, das ihr so fremd ist, daß sie es im ersten Augenblicke mit einem fremden verwechselt. Und diese Mutterseele findet an dem Krankenbette ganz die Mutterliebe, und mit dieser findet sie sich, als eine Befreite, als Ueberwinderin und Siegerin. Sie schildert diesen ihren Sieg dem Arzt des Landortes, mit dem sie während der Krankheit des Kindes befreundet geworden ist; sie spricht davon, wie sie in der ländlichen Einsamkeit frei geworden ist, und wie sie jetzt diese Freiheit in die Stadt tragen will, dahin, wo die Menschen solches niemals verstehen können, wie sie aber dem Unverständnis trotzen will. „Daß ich mich hier unter Menschen, denen ich mehr oder weniger gleichgültig bin, und die auch mich weiter nichts angehen, daß ich mich hier, in fremdem Milieu sozusagen, zu meinem Kinde bekenne, ist schließlich so schlimm nicht. Aber dort, in meiner gewohnten Sphäre, die

*) Franz Ferdinand Heitmüller: Der Schatz im Himmel. Novellen. Berlin S. Fischers Verlag. 1900.

nicht mehr die meinige sein soll, bedeutet es schon was. Glauben Sie, ich will mich hier verstecken und Heimlichkeiten treiben mit meinem Glück? Nein, laut will ich's verkünden, hinausschreien, daß alle es hören: Seht, das bin ich, so ganz Ich — und wenn sie mich dann anspeien und ich doch in dem ruhigen Gleichgewicht der stolzen Liebe bleibe, sehen Sie, dann erst hab' ich ein Recht auf mich selbst und auf das Kind, dessen Mutter ich sein will. Ich will frei werden von den Menschen und ihren Satzungen — deshalb muß ich zu ihnen zurück."

Die vollkommene Wandlung eines Menschengeistes stellt Heitmüller dar. Und er tut das auf 52 nicht allzureichlich bedruckten Seiten. Aber dennoch mit voller innerer Wahrheit. Der Dichter ist hier ganz offenbar auf ein Problem getroffen, daß ihm in seltener Weise zu Herzen spricht. Er hat die ganze Psychologie dieses Problemes bewältigt. Und diese Psychologie ist aus einer mit ihr voll zusammentönenden Stimmung herausgearbeitet. Heitmüller versteht es, den Befreiungsprozeß des Mädchens mit dessen Leben in der Natur stilvoll zu verweben. „Sie hatte ein paar Zimmer gemietet, weit draußen, in einem etwas verfallenen Landhaus am Berge. Sie hatte es immer mit seinen weiß gestrichenen Wänden von weit her leuchten sehen. Wie eine Hoffnung. Als sie eines Tages auch noch eine glasgeschützte Veranda, die auf einen geräumigen Garten mit alten schattigen Bäumen ging, an der Hinterfront entdeckte, war sie schnell mit der Besitzerin einig geworden. — Da lebten sie nun ihr stilles regelmäßiges Leben .... Und ganz langsam, wie in ihr die Keime und sprossenden Knospen sich regten und reckten, traumhaft, unbewußt, vielfältig, jeden Tag, jede Stunde, immer kräftiger, schwellender, ein trunkenes Durcheinander, bis ihre weiße Seele in tausend leuchtenden Blüten stand: — ganz langsam und zögernd fing da auch der Grund der Kinderseele an zu grünen und sich mit ersten schüchternen bunten Blumen zu bedecken. — Und auf diesem weichen Grund ging ihre träumende Liebe umher, zog überall das Unkraut auf oder brach sich eine Blume, die über Nacht sich aufgefaltet, und sog gierig den schwachen Duft ein — scheu, zitternd, benommen. Hie und da bog sie und schnitt das überhängende Gezweig zurück, sie vertrieb den Schatten und ließ das Licht ein, damit auch die andern vielen Knospen, die überall hervorguckten aus dem lichtgrünen Rasen, sich gleich herrlich entwickeln und in voller Kraft entfalten könnten. — Und das Licht kam von überall, denn die Liebe hat hundert geschäftige Hände, die nicht müde werden, Blatt um Blatt beiseite zu biegen, auf daß die Sonne hindurch kann ..." So schildert jemand, der die feinste Empfindung davon hat, welche wunderbare Harmonie besteht zwischen dem Leben der Natur und der ringenden Menschenseele. Der ein lebhaftes Gefühl dafür hat, wie tief symbolisch der Freiheitsdrang des Menschengemütes sich stumm andeutet in den Schöpfungen der Außenwelt, und wie in dem menschlichen Herzen das Wachsen und Blühen, das Keimen und Knospen der Natur in die Rede des Geistes sich umsetzt.

Weniger befriedigt mich die erste Novelle des Buches: „Der Schatz im Himmel." Was Heitmüller in „Als der Sommer kam" so vollkommen gelungen ist, den Stil für seinen Gegenstand zu finden: darin hat er sich in dieser Novelle wol vergriffen. Dieser Bauer, der von der Resi, der Bauerndirne, in so plump-drolliger Weise hintergangen wird, ist zwar eine prächtige Figur, aber er müßte mit scharfem Humor gezeichnet sein, und wir dürften nicht den Eindruck haben, daß uns die Linien, die als Karrikaturen uns sehr wol gefallen könnten, mit vollem Ernst geboten werden. Zwar macht der Dichter überall Ansätze zu einem humoristischen Stil. Es scheint mir aber, daß sich der Ton des Humors nicht recht hervorwagt. Und so müssen wir denn hinnehmen, daß die Resi dem Gaisdorffer-Bauer vorschwindelt, seine verstorbene Tochter schreibe ihm aus dem Himmel Pumpbriefe, daß der Bauer das glaubt und wirklich sein Geld hergibt, um seiner Tochter im Himmel zu ihrem Bräutigam zu verhelfen. Die brave Resi aber will mit dem Gelde sich einen ganz irdischen Bräutigam, den Wastl, erwerben. Das „fromme Madl" kriegt es sogar fertig, dem Bauer einzureden, ihr und Wastls kleiner Sprößling sei eigentlich des Gaisdorffer-Bauern Enkelkind. Die Krescenz, die verstorbene und im Tode noch so geldbedürftige Tochter, habe ihr das Kind gebracht. Der Bauer heiratet zuletzt das „fromme Madl" mit dem vom Himmel gefallenen Kind. Der Wastl geht in die weite Welt, verliebt sich in eine andere, nicht ohne daß er zunächst mit dem Gelde durchgeht, das die Resi dem Bauern für himmlische Zwecke abgeschwindelt hat.

Wie stark Heitmüller die Kunst eignet, einfache undifferenzierte Menschen zu zeichnen, die uns von „Tampete" her bekannt ist, das zeigt sich auch hier. Keiner dieser Charaktere außer dem Gaisdorffer-Bauern selbst hat unter dem Vergreifen des Stiles gelitten.

Viel höher stelle ich wieder die letzte Novelle der Sammlung „Abt David". Hier lebt sich Heitmüller, der sympathische Dichter der Stimmung voll aus. Deshalb sehen wir gerne darüber hinweg, daß die Idee der Erzählung zu blaß, zu abstrakt bleibt. David von Winkelsheim ist ein rechter Abt von der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Mit einer Priestergesinnung, in der die katholischen Prinzipien ganz in Gewohnheit umgeschlagen haben, verbindet er einen feinen Kunstsinn. Mit Schätzen der Schönheit stattet er sein Kloster aus, in dem Beten und Messelesen nur aus alter Tradition, aber genau und pflichtgemäß getrieben werden. Mit seiner Empfindung stellt der Dichter dar, wie sich eine allgemeine Zeitströmung in einem kleinen Winkel der Welt im Abglanz zeigt. In seinem Abt spiegelt sich die Gesinnung vieler katholischer Priester der Zeit, in der die Novelle spielt. Die weltlichen Triebe, die weltlichen Leidenschaften, die in der Priesterseele verstummen müssen, nehmen bei David die Form künstlerischer Sehnsucht an. Und in sinnvollem Kontraste zum Abt steht dessen Bruder, der Weltmann der damaligen Zeit, der jenem die abenteuerliche Johanna, die Künstlerin in Männerkleidern, zuführt, damit sie ihm das Kloster mit Kunstwerken schmücke. Der Abt sieht in Johanna nur den Künstler; der Bruder aber liebt in ihr das Weib. Und als dieses in den Fluten des Rheines den Tod gefunden, da enthüllt sich der volle Gegensatz in den Naturen beider Brüder. Wolf von Winkelsheim — so heißt Davids Bruder — schildert diesen Gegensatz: „Damals, als sie so plötzlich den Vater verlor in Florenz, als sie nun allein zurück mußte in die Heimat, mag ihr wol die abenteuerliche Idee gekommen sein. Als Mann verkleidet, konnte sie sich besser vor den Gefahren der Straßen und der — Mannsleute schützen. Aber in so was kenn' ich mich aus, und den Morgen, als wir hier eindrangen, war

mir freilich längst klar, daß da ein Frauenzimmer in den Hosen drinstecke. Aber ich ging auf den frommen Betrug ein — natürlich! Um endlich mein Versprechen mit den Gemälden los zu werden. Der Bruder ist ja auch auf seine Rechnung gekommen, er hat seine Bilder, und sein „Herr Johannes" lebt mit ihm weiter und kann ihm nie sterben. Aber mir ist „Frau Johanna" gestorben — ich hab' die Bilder zu teuer bezahlt." Der Dichter macht diese Anekdote in solcher Form in uns lebendig, daß er sie darstellt, wie sie in ihm selbst, während eines Aufenthaltes in dem alten Kloster, das um 1529 säcularisiert worden ist, lebendig wird, während er in dem Archiv kramt. In der Zeichnung des Klosters und der Natur, in die es hineingestellt ist, tritt uns wieder Heitmüllers schöne Stimmungsmalerei entgegen.

Mit inniger Freude wird derjenige, der Sinn für echte dichterische Novellistik hat, Heitmüllers Erzählungen folgen. Rudolf Steiner.



Lyrik.

Von Hans Benzmann.

Beachtung verdienen ein paar im Verlage Pierson, Dresden, soeben erschienene Lyrikbücher. Martin Boelitz hat vielfach Gedichte in Zeitschriften veröffentlicht, die ein hübsches Talent, das den Spuren Storms folgt, bekunden. Diese Gedichte erscheinen nun gesammelt in einem Bande, betitelt: „Lieder des Lebens". Es zeigt sich wiederum, daß ein ganzes Buch nie den Erwartungen entspricht, welche man nach den Proben in Zeitschriften zu hegen berechtigt war. Den meisten Autoren fehlt es an Selbstkritik. Meistenteils mit einem einseitigen Talente begabt, dem es noch dazu an Originalität fehlt, wählen sie nicht die besten ihrer Variationen aus, sie geben vielmehr alles, was ihnen irgendwie ans Herz gewachsen ist. So verschwinden die guten Gedichte in dem Haufen der schlechten. Alle Schwächen des Autors treten besonders bemerkbar hervor. Das ganze Werk wirkt schließlich monoton. Boelitz hätte die Hälfte von den Gedichten geben sollen, die er gegeben hat. Er beherrscht nur ein kleines Gebiet. Eigen ist ihm das kecke Naturburschenton und ein feines Gefühl für landschaftliche Stimmung. Das ist sein Gebiet, das er vollkommen beherrscht. Warum hat er uns nun neben den runden und reifen Früchten auch die unscheinbaren und saftlosen aufgetischt? Wie würde dieses Buch mit seiner ganzen Frische, seiner Farbigkeit, seiner Stimmungstiefe wirken, wenn es nur Reifes neben Reifem böte! Ich will Boelitz noch mehr zu charakterisieren suchen. Er erinnert vielfach an Baumbach und Storm. Er hat wie diese vom Volksliede gelernt. Doch wirkt er äußerlich in seinen Naturschilderungen intensiver wie diese und in seinen Empfindungen nicht so intim, so einfachtief wie Storm. Das ist es, was allen Schülern Storms fehlt: die einfache Größe der Persönlichkeit, die denn dort noch aus tieferen Lebensquellen schöpft als aus der Lebensfreude und der Liebe zur Natur: Ausgezeichnetes leistet Boelitz in Sommerstimmungen. Er hat einen so klaren Blick für die Intimitäten der Landschaft, der Jahreszeit, des Tierlebens. Prächtig sind seine Heidebilder.

Wanderung.

Der Abend dämmert überm Heideland,
Tauglitzernd neigen sich die Ginsterdolden,
Mit jedem Schritte versinkt der Fuß im Sand,
Ein letzter Streif verschimmert schmal und golden.

Entlang den Bahndamm dehnt sichs flach und frei
Von abertausend bunten Feuerzungen,
Mit grellen Augen rast ein Zug vorbei,
Und ein Signal hat irgendwo geklungen.

Dahinten — weit — versinkt das Häusermeer
In hellem Glanze entflammter Gaslaternen,
Im Walzwerk dröhnt der Hammer, dumpf und schwer,
Die gelben Funken sprühen zu den Sternen.

Zwei matte Fenster noch im Kätnerhaus
Umsingt der Wind, eh sie in Nacht verglühten,
Und immer weiter, wander' ich hinaus
Durch Gras und Staub und rote Heideblüten.

Boelitz ist weicher, lyrischer wie Liliencron. Er teilt mit diesem, dem er ein prächtiges Gedicht gewidmet hat, die Lebensfreude, die Freude an Prunk und Pracht, am männlichen Wagemut. Mit gesundem Fühlen feiert er Frauenschönheit und Jugendlust, Waidwerk und Becherklang. Melodisch und singbar sind diese Lieder und das ist bei der Ueberproduktion an sonstiger guter Lyrik mit Freude zu begrüßen. Bisweilen gelingt dem Dichter eine psychologische Stimmung gut. Trivial wird er nur dort, wo er Geisteskämpfe, das Gebiet des Gedanklichen streift. Kurz, Boelitz ist ein Lyriker, der rüstig und ehrlich an dem weiterbaut, was unsere Besten begonnen haben. Das unterscheidet diese nichtoriginelle Kunst von der Kunst der Epigonen, die den Liederdichter Goethe, ferner Storm, Moericke, die Droste, also unsere Besten, eigentlich nie verstanden haben. Bei diesen aber, die das Deutsch-Volkstümliche repräsentieren, muß und wird immer wieder angeknüpft werden. Sie nur können Leiter und Lehrer sein. Man wird mich recht verstehen: Unnachahmbar, wie unberechenbar und allein selbständig ist das Genie, sind die Persönlichkeiten. Sie, welche die Tiefe des germanischen Geistes repräsentieren, sie sind auch die eigentlichen Repräsentanten des Forschrittes. Selbstverständlich kann auf diesem Gebiete nicht kategorisiert werden, sondern nur das Wesentliche, das Bleibende und das Fortschrittliche charakterisiert werden.

Man hat mir erzählt, daß Königsbrunn-Schaup ein paar gute Romane verfaßt habe. Seine lyrischen „Gedichte" haben geringen Wert. Sie sind fast talentlos und im höchsten Grade poesielos und unkünstlerisch. Sie behandeln Erlebnisse zumeist in berichtender Form. Wie bei vielen anderen Auchdichtern kommt hierbei eine Form zu stande, die weder Poesie noch Prosa ist. Königsbrunn-Schaup will vielleicht naturalistisch wirken, humoristisch und auch barock. In der Tat ist er überall trivial, seicht und geschmacklos. Seltsamer Weise ist ihm eine Ballade gelungen: „Die Kanzone des armen Ritters". Auch für das größere romantische Gedicht: „Der Mond" gilt mein abfälliges Urteil nicht. Dieses enthält ein paar Partieen, die episches Talent verraten. Im Uebrigen ist das Gedicht wirr und voll krauser Stimmungen. Die Fabel interessiert uns wenig.

Urkomisch wirkt Maja Matthey in ihren „Neuen Liedern“. In ihrer Genialität glaubt sie alles wagen zu können. Hier einige Proben:

Und ich vergaß der feilen Weltkaserne,
Ein holder Traum gab mir das Weggeleite
Durch Zeit und Raum; indessen trug die Meute
Der Sklaven stumpf am Pfahl der Schmachlaterne.

oder:

Bella Donna.

Schwarze Beere, blankgeputzt im Sonnenschweiß,
Glüht aus dunkelgrünen Blättern fieberheiß
Wildestes Verlangen.

Trotzdem findet man in dem Buche ein paar Lieder so schwungvoll und kräftig, daß man dieser Dame durchaus nicht ganz das Talent absprechen kann (vgl. Frühlings-Ausfahrt“). Ich citiere aus diesem Gedichte:

Schon dampft von allen Bühlen
Der blaue Weiherauch,
In fremden Lustgefühlen
Wiegt sich der Dornenstrauch —
Und alles drängt zum Licht und schwillt
Und keimt und schäumt und sproßt und quillt,
Und will nach Nacht und Nöten
Das Reich der Schönheit sehn;
In jungen Morgenröten
Der Freiheit Pfade gehn.

Allmählich mag Selbstkritik hier die unbändigen, dichterischen Instinkte zähmen.

Als ein starkes Talent zeigt sich Hermann Hesse in seinen „Romantischen Liedern“. Er ist entschieden ein echter Dichter, begabt mit dem feinsten Kunstgefühl. Alles löst sich bei ihm in weichen träumerischen Melodien auf. Er findet entzückende Wortklänge — ein Chopin der Dichtkunst! Seine Sprache ist von bezaubernder Reinheit. Er erinnert an Verlaine und Gautier, er kennt Richard Dehmel; aber ihm eigen ist eine solche Fülle persönlichster Empfindungen und Melodien, daß man kaum von Beeinflussung reden kann. Fast kein Gedicht ist mißlungen. Ein Herüber und Ineinanderziehen der Verse stört bisweilen. Wie rührend einfach schildert er das Heimweh

Wohin der Weg mich führet,
Hat überall ein Herd gebrannt;
Nur ich hab nie gespüret,
Was Heimat ist und Vaterland.

Und so sind seine Empfindungen romantisch. Er ist melancholisch wie Eichendorff in seinen Wanderliedern. Doch ist er modern in der prägnanten Wortmalerei und Symbolik, in der intimen Schilderung seiner Psyche. Charakteristisch für ihn ist das tiefpoetische

Geständnis.

Wer meine Freunde sind?
Zugvögel über'm Ozean verirrt,
Schiffbrüchige Schiffer, Herden ohne Hirt,
Die Nacht, der Traum, der heimatlose Wind.

Am Wege liegen hinter mir
Zerstörte Tempel, Liebesgärten
Verwildernd, schwül und sommerzie[illegible]
Und Fraun mit welken Liebesgebärden,
Und Meere, die ich überfuhr,

Sie liegen stumm und ohne Spur;
Kennt keiner, was versunken liegt,
Die Königskronen, die Herscherstunden,
Die Freundesstimmen, epheuumwunden.

Sie liegen von meinen Liedern gewiegt
Und dämmern blaß in meine Nächte,
Wenn hastig meine schmale Rechte
Mit raschem Stift in meinem Leben wühlt.

Ich habe nie ein Ziel errungen,
Meine Faust hat nie einen Feind bezwungen,
Mein Herz hat nie ein volles Glück gefühlt.

Ein merkwürdiges Buch ist die Gedichtsammlung: „Einsame Gesänge“ von Theodor Lessing. Es ist entschieden das bedeutendste der heute besprochenen. Leider scheint es der Dichter nur für sich bestimmt zu haben. Auf 250 enggedruckten Seiten scheint alles das enthalten zu sein, was er überhaupt im Laufe einiger Jahre an lyrischen Gedichten produciert hat. So offenbart das Buch ein großes Können und daneben einen unkritischen Geist. Phantasie, Kraft, Fülle und Tiefe der Empfindung, ein leidenschaftlicher Vortrag ist diesem Dichter eigen. Was diesem Buch aber den besonderen Wert verleiht, das ist das Tiefmenschliche und Großpersönliche, das Ringen einer Seele nach Wahrheit und Glück, das immer wieder in diesen Gedichten in ergreifender Weise zum Durchbruch kommt. Es ist eine bedeutende Persönlichkeit, die sich hier offenbart, eine Persönlichkeit, die uns in der Zerrissenheit ihrer Gefühle in ihrem Ringen nach Wahrheit, in ihrem dämonischem Trotz, in ihrem Weltschmerz und in der Größe ihrer Symbolik an Byron erinnert. Der alte Kampf ist auch hier noch nicht ausgekämpft: Der Kampf zwischen Gott und Gottmensch. Die Gefühle des Dichters irren zwischen Sehnsucht und Lebensverachtung hin und her. Diesem Dichter aber liegt die Melancholie und der düstre Trotz schwer seit seinen Kindertagen im Blute. Das hat ihm den Leidensweg vorherbestimmt. Erdenglück ist flüchtig, Wahrheit ist Wahn! Diese ewige Predigt des eigenen Blutes wird von den Liedern des Lebens und der Liebe übertönt werden. Ein moderner hochbegabter Dichter, der ganz unter dem Banne des Pessimismus steht!

Und vor mir sah ich weithin Wüstensand,
Der fern am grauen Himmel grenzte;
Ich war allein, in meine Brust gebannt
Kein Stern, kein Hoffnungslicht erglänzte.

Es war nicht dunkel und es war nicht licht,
Nur Gram und Grau und fürchterliche Stille
Gelitten hatt ich, doch nun litt ich nicht,
Gebrochen war der ungestümste Wille.

Und neben mir stand starren Blicks der Tod
Und bot mir dar den Schlummertrank, den herben;
Ich bat: „so ende schnell die Erdennot!“
„Nein,“ sprach er, „nein, du sollst erst stückweis sterben.“

Ich sprach: „Einst trug ich Welten in der Brust,
Drum laß mich leben, bis mein Werk vollendet,

Ich sterb — und niemand hat von mir gewußt."
Er lächelte und sprach: „Es war verschwendet."

„So nimm mir, bat ich, meine Einsamkeit,
Laß mich zu Stätten noch, wo Menschen wohnen;
Mein Leben floß in Arbeit hin und Leid."
Er lächelte und sprach: „Wird nicht mehr lohnen."

„So sag noch dies: Wird denn der Nachruhm mir
Nur eine — eine arme Thräne weinen?"
Er lächelte und sprach: „Was liegt an dir,
Die Welt will leben und betrauert keinen."

Da senkte dumpfe Ruhe sich auf mich,
Ich fragte nicht mehr: wozu hab ich gestritten?
Der letzte Schimmer einer Hoffnung wich,
Ich fühlte dumpf: Bald hast du ausgelitten.

Zuweilen nur, wie tote Glut in Schlacken,
Zuckt krampfhaft noch ein Strahl durchs kranke Herz,
Will mich ein Wunsch, ein letzter Wunsch noch packen,
O Gott, gib mir den Schmerz, gib mir den Schmerz!

Diese Dichternatur zeigt in der Zerrissenheit ihrer Gefühle und in der Fülle ihrer Phantasie, die alle Lebensgebiete streift, überall dasselbe Wesen. Auch jede Freude ist hier vom Schmerze gleichsam geboren. Titanisch bäumt sich der Trotz auf, todeswund, und der Spott, der Witz lächelt in Thränen. Prachtvoll ist das Phantasiestück: „Bacchanten", das in der Größe und Tiefe der Stimmung an Richard Dehmel erinnert.

Wir aber drücken uns aufs stolze Haupt
Das Himmelblau der fröhlichen Cyane,
Den schweren Duft der üppigen Liane,
Dazwischen dunkler Cypressen Grün,
Wie sie auf Gräbern blühn.
Das Blau der Freude soll aus unsern Locken lodern
Und roter Wahnsinn; allem Leben ist
Ein Tropfen Wahnsinn beigemischt.
Und in die Flamme gießt den besten Wein
Aus goldnem Becher als ein Freudenopfer
Und jubelt „Evoeh", wenn er verzischt!

Dieses starke Talent kann in seiner Tiefe sich unmöglich einseitig zeigen. So liebt es Lessing, bisweilen den einfachen Ton des Volksliedes zu suchen. Und er findet ihn und gibt ihn in reizender Natürlichkeit. Schwermut ist der Volksseele eigen. Dieser melancholische Dichter, der seinem Wesen stets getreu bleibt, konnte darum besser wie manch anderer den Volkston treffen. Vergleiche hierzu die tiefpoetischen Lieder: „Walzer", „Bettlerliedchen".

Es ist jammerschade, daß uns Lessing alles, nicht nur das köstlichste, aus seinen Truhen gab. Das Triviale zeigt sich in dem Buche so vielseitig, daß ich, wenn ich mit dem Tadeln beginnen wollte, noch einmal soviel wie dieses schreiben müßte. Ich habe die Ueberzeugung, daß hier Anerkennung allein, indem sie den Dichter davon überzeugt, wie wert er uns ist, zur Selbstkritik mahnt. Ich schließe diese Betrachtung lieber mit den von Sehnsucht nach dem Unerreichbaren erfüllten Zeilen Lessings an die Rose:

O deiner Schönheit selbstgewisse Ruh,
Die nichts vom Sterben wissend wahrhaft lebt,
In großer sommersatter Sabbathstille —
In meiner Brust brennt ruhelos ein Wille,
Der stets nach Zwecken und zum Ziele strebt,
O dürft ich atmen, sterben — so wie du!



„Jung-Ungarn".

Von **Stan. Olasko.**

Die Historiker der ungarischen Litteratur halten gemeiniglich beim Jahre 1867, das den Ungarn die Epoche des Dualismus gebracht hat, inne. Man wäre deshalb versucht zu meinen, daß das Schrifttum, welches poetische Meisterwerke eines Petöfie, Tompa und Aranys, Romane eines Eötvös, Kemenys und Jokays, Bühnenwerke Szigligeties aufzuweisen hat, in den letzten fünfzig Jahren keine neueren und originalen Werke hervorgebracht. Dem ist aber nicht so. Das neue litterarische Jung-Ungarn existiert neben dem neuen politischen Ungarn, unabhängig von der vorangegangenen litterarischen Generationen, die bis jetzt noch von Gyalai und Szasza, Petöfies Zeitgenossen, beide einflußreiche Mitglieder der Akademie und des litterarischen Vereins Kisfaluda, repräsentiert werden. Ebenso leben noch zahlreiche Schriftsteller aus dem Jahre 1867, die mit der Feder für die politische Freiheit gekämpft und von ihr Nutzen gezogen haben; unter diesen Eugen Rakosi, der Präses des litterarischen Verbandes, der hervorragendste, und Ludwig Doczi, den die politische Karriere nach Wien, ins Ministerium des Aeußern geführt hat, ist nicht minder bekannt. Nebst dem alten Levay, dem Barden aus Borsod, ist ein neues Dichtergeschlecht entstanden; in Europa hört man wenig von diesen Dichtern, aber in ihrer Heimat werden sie als vorzügliche Repräsentanten des ungarischen Schrifttums betrachtet. Diejenige, welche Arpads Sprache nicht besitzen, können zu ihrer angenehmen Ueberraschung von J. Konto, Professor am Rollin-Kollegium, erfahren, daß in Ungarn nicht nur der zeitgenössische Roman, anders wie die uns gut bekannten Erzählungen des alten Jokay geartet, blüht, sondern daß sich auch eine junge Dichtung, die nicht in den in Europa ausgetretenen Pfaden einherschreitet, üppig entfaltet.

Die jungen ungarischen Poeten, die sich stolz das „Millenium-Geschlecht" nennen, sind zwar manchmal auch pessimistisch angehaucht, haben aber in sich keine Spur von Mysticismus oder westeuropäischer Dekadenz. In ihrer Brust lodert ein gesunder Realismus, der zahlreiche beachtenswerte Schöpfungen geschaffen hat; die Werke der „Jüngsten" erscheinen in Luxusausgaben, von denen die alten Ungarn nicht einmal geträumt haben, und die ungarische Gesellschaft liest sie mit viel größerer Pietät, als dies bei anderen Nationen, die für den Rhythmus der Sprache gleichgültiger sind, der Fall ist.

Die „jüngsten" Ungarn schreiben rasch und viel; und darin werden sie zunächst von der Verlagsfirma „Singer und Wolfner", die die Hefte von Herczegs Organ „Uj Idök" — Neue Zeiten —, welche der neuen litterarischen Richtung gewidmet sind, herausgibt, unterstützt.

Wie Gyulai richtig bemerkt, war die ungarische Lyrik von jeher mit der Geschichte der Nation eng verknüpft. Von den schlichten Liedern Tirrodies aus

dem 16. Jahrhundert, bis zu den Revolutionshymnen im Jahre 1848; besang sie ausschließlich die Schicksale des Landes, und erst nach der Etablierung des Dualismus im Jahre 1867 begann sie ein mehr kosmopolitisches Gepräge, im edlen Sinne dieses Wortes, anzunehmen. Ladislaus Aranyi, ein Sohn des berühmten Johann Aranyi, schildert zwar in seinen „Hunnenkämpfen" noch immer den ewigen Haß der Ungarn für die Deutschen, aber andere „Junge" behandeln bereits allgemeinere Themen. Julius Reviczky, der im blühendsten Mannesalter gestorben, hat mehrere schöne poetische Bilder geschaffen, die den Verfall der heidnischen Welt und die Entstehung des Christianismus („Der Tod des Herrn") zum Vorwurfe haben; Eudrödi, ein vorzüglicher Uebersetzer Heines, vergießt aufrichtige Thränen ob des Verlustes einer treulosen Geliebten; Kiß besingt das Unglück der Menschheit und die Kluft, die sich zwischen der Orthodoxie und dem neuen Geiste der gebildeten Juden, welche an dem sozialen Leben der Ungarn Anteil nehmen wollen, herausgebildet („Jehova"); Palagyi streift die sozialistischen Utopien, und die Dichterin Minka Czobel, die an Frau Ackermann erinnert, stimmt ihre Leier auf die Melodie einer pessimistischen Philosophie, die durch Resignation einigermaßen gelindert wird. Budapests ungeheurer Aufschwung, sein weltstädtisches Gepräge, die Entwickelung des parlamentarischen und politischen Lebens bieten einen vorzüglichen Spielraum für satirische Dichter — und so schreibt Andreas Kozma auf eine sehr nachdrückliche Weise die Tageschronik und geißelt die politische Korruption. Die junge litterarische Schule verwendet ebenso klassische wie zeitgenössische Motive, nationale wie ausländische; die Gesellschaft lauscht aufmerksam diesen Autoren, die nicht nur den heutigen Glanz der Nation, sondern auch das allgemeine Leben der Menschheit, mit seiner Trauer und Gegensätzen, wiederzugeben vermögen.

Diese neueste Bewegung in der ungarischen Litteratur hat der vor Jahresfrist verstorbene Johann Vajda inauguriert; die Gesamtausgabe seiner Schöpfungen, die knapp vor seinem Tode herauskam, enthält das litterarische Evangelium der jungen Dichter. Vajda brachte der Freiheit und der Natur eine glühende Liebe entgegen; aber sein feuriges Herz fand weder in der Liebe noch in der Naturbetrachtung Glück; er, der größte Pessimist am ungarischen Parnas, der tief denken und das Wort meisterhaft beherrschen konnte. Jetzt ist der größte Virtuos dieser Generation der im Jahre 1851 geborene Emil Abranyi. Anfänglich ein Verehrer Beaudelaires, wurde er ein Anhänger Byrons, dessen „Don Juan" und „Manfred" er vorzüglich übersetzte. In seiner Dichtung „König Crampus" macht sich Abranyi über die Gesellschaft, die sich infolge von Willensschwäche und Geistesglattheit Idole und Tyrannen geschaffen hat, lustig. „Der Lakaien-Chor" ist voll Bitterkeit; die im Gedichte „An meinen Sohn" erteilten Ratschläge sind tief ironisch. In einigen anderen Arbeiten, z. B. im „Römischen Sänger", gelangt Abranyis unermeßliche Freiheitsliebe zum Ausdruck. Seine Leier wiederhallt im allgemeinen von zwei Grundtönen: des Stolzes und der Zärtlichkeit. Seine beste Dichtung, die die Kontraste des menschlichen Lebens schildert, ist unbestritten sein „Charfreitag": ein armes Weib auf der Kirchenschwelle erkennt in einer reichgekleideten Dame, die ihr ein Almosen hinwirft, ihre Tochter; die Stelle, die mit den Worten: Stabat mater dolorosa beginnt, schildert diese Gegensätze besonders schön. In einer Dichtung „Der Schmetterling" setzt Abranyi den Lebenslauf eines Dichters mit seiner Trauer und seinen Enttäuschungen der zwecklosen Existenz eines Philisters glänzend entgegen.

Alexander Eudrödy (geb. 1850) ruft beim Leser vorwiegend Mitgefühl für die Unglücklichen dieser Welt hervor und gibt ihre Leiden in glühenden Farben wieder. Aber den größten Ruf haben ihm die frisch erschienenen „Kurnczen-Lieder", welche die Kämpfe Rakoczys, Bercsényis und Bottyanyis in den Jahren 1700—1720 zum Vorwurfe haben, verschafft. „Kurucz" ist die Benennung eines nationalen Kriegers im Gegensatze zu „Labaucz", einem österreichischen Söldner. Aus jener Epoche haben sich viele Kriegslieder erhalten, die Eudrödy bald mit rührender Trauer ob des vom Feinde davongetragenen Triumphes, bald mit beißender Ironie für die Landesverräter und mit einem Hoffnungsschimmer einer besseren Zukunft inspirierten. Auf dieser Staffage hat Eudrödy zahlreiche Liebeslieder verfaßt, die überaus reizend und eher einem Lächeln unter Thränen ähnlich sind. Nach den Trauergesängen ob des Landesruins vernehmen wir Freudenrufe anläßlich der Siege Rakoczys; dann folgt wieder eine Elegie, welche die Schlappe im Jahre 1711 und den Tod des Helden in türkischer Gefangenschaft beweint. Das nicht umfangreiche Buch beschließt eine tragische Klage und dieses Werkchen bildet ein Kleinod der neuesten ungarischen Poesie.

Josef Kiß, der dritte Stern am poetischen Himmel Ungarns, hat sich in den letzten Jahren der Redigierung der Zeitschrift „A hét" (Die Woche) gewidmet und veröffentlicht beinahe nichts mehr. Aber alle haben noch seine im Jahre 1878 herausgegebenen Poesien, welche ihn in die Reihe der größten Lyriker stellen, im Gedächtnisse.

Kiß produziert vorzügliche Balladen und poetische Erzählungen, vorwiegend aus dem zeitgenössischen Leben des ungarischen Volkes. Seinen Träumen versteht der Dichter eine klassische Form zu verleihen. Solche Balladen, wie „Die schöne Frau Bató", „Die Tochter des Fürsten Lazar", „Fräulein Agata" und andere kleine Dichtungen sind echte Perlen.

Andreas Kozma (geb. 1860) wird als Repräsentant der Volkspoesie angesehen; und er selbst ist ein Sohn des Volkes. Seine die Tugenden des ungarischen Ackermannes besingende Schöpfung („a magyar paraszt") ist von der Akademie preisgekrönt worden. In einem kleinen Bändchen „Bild der Zeit" ertönt ein Hymnus zu Ehren der wackeren Arbeit. Ebenso geschickt schildert Kiß das kleinstädtische Leben, indem er die Gestalt des allgemein geachteten Juden („Salomon bacsi") zeichnete. Kiß' Kraft beruht übrigens auf seinem satirischen Talente. Das unlängst herausgegebene Buch „Szatirak" enthält zahlreiche Piecen, welche die goldene Jugend, den trägen und leichtsinnigen Adel, die Parlamentswahlen, den bewaffneten Frieden Europas, die Utopien der Sozialisten, die Geldheiraten, Budapests Kosmopolitismus u. s. w. auslachen. Kiß hat manche Lieder Berangers sehr gut ins Ungarische übertragen.

Nebst diesen Koryphäen der Lyrik kann man noch zwei, drei bekannte Dichter nennen. In seinem Buche „Edes anyám" (Teuere Mutter) preist Ludwig Posa die Mutterliebe; dieser Poet schildert mit einem beinahe kindlichen Zartgefühle die Empfindungen und die Trauer des jugendlichen Alters; es ist an ihm der grenzenlose Einfluß seiner eigenen, aus dem Volke hervorgegangenen

Mutter, mit deren Bildnis er seine Poesien geschmückt, zu erkennen. Der Dichter Michael Szableska (geb. 1864) verdient auch Beachtung. In seinen Dichtungen schlägt er die Saite des Glaubens und der Hoffnungen an; er ist nämlich ein aufrichtiger Bekenner des Calvinismus, in welchem, wie bekannt, mehrere ungarische Dichter und Denker erzogen worden sind.

Ein charakteristisches Merkmal der jungen Litteratur Ungarns bildet die Vernachlässigung des epischen Genres, welches einst vom alten Aranyi und dann von Szasza und Gyalai mit Erfolg kultiviert worden ist.

Die Akademie setzt jährlich für epische Dichtungen Preise aus; trotzdem ist außer den „Söhnen Attylas", von A. Fülöp, und Jakabs „Argyrus" in diesem Genre nichts Beachtenswertes erschienen; diese letztere Schöpfung ist wirklich eine anmutige Epopäe, verleiht aber der ungarischen Epik keinen neuen Glanz.

Die Poesie Jung-Ungarns besitzt viel lebensfähige Elemente. Sie ist aus der Mitte des Volkes hervorgegangen, stützt sich bis jetzt auf Volksstoffe, streift aber trotzdem Themen, die allen europäischen Litteraturen gemeinsam sind.



Die große Berliner Kunstausstellung.

II.

Die Malerei ist auf der diesjährigen Kunstausstellung entschieden vorteilhafter vertreten, als die Plastik. Selbst der sog. Ehrensaal, der im allgemeinen nur als Sammelbecken für byzantinische Kunst in Betracht kam, kann Anspruch auf Beachtung erheben. Von einem in der Manier den Neuruppiner Bilderbogen gemalten höfischen Bilde abgesehen, haben wir es hier mit ernsten Kunstwerken zu tun. Neben verschiedenen deutschen Malern ist auch der Franzose Emile Wauters mit einem landschaftlich groß angelegten Historienbilde „Sobieski am Kahlenberge 1683" vertreten.

Das Hauptinteresse beansprucht jedoch Ludwig Dettmann mit seinen in Caseïnfarben gemalten Wandbildern für das neue Rathaus in Altona. Die Historienmalerei ist dank der tendenziösen Darstellung der preußischen Soldateska in einen gewissen Verruf geraten, und es schien, als hätte sie keine neuen Triebkräfte mehr aufzuweisen, bis ihr endlich ein Künstler, der aus der Schule des Naturalismus hervorgegangen ist, eine neue Perspektive erschlossen hat. Dettmann ist der erste gewesen, der den technischen Fortschritt und die moderne Anschauung der Dinge in der monumentalen Malerei zur Geltung gebracht hat. Seine Bilder sind frei von jedem theatralischen Gepränge, von dem pathetischen Vortrag und der frostigen Allegorie, dieselben sind auch nicht nach abgezogenen Regeln „komponiert", dafür aber seelisch tief empfunden. Das erste Bild, auf dem der Empfang holländischer Glaubensgenossen geschildert ist, charakterisiert seine Art am besten. Was dort geschieht, ist alles so selbstverständlich und ungezwungen, daß man darüber ganz vergißt, daß man es eigentlich mit einem offiziellen Historienbilde zu tun hat. Dann folgen die Wandbilder: „Einäscherung Altonas durch die Schweden 1713", „Empfang der vertriebenen Hamburger durch den Oberpräsidenten von Blücher-Altona 1813" und „Einzug der Bundestruppen am 23. Dezember 1863". Auf dem letzten Bilde hat Dettmann ein einfaches Mansardenfenster zum Mittelpunkt der Handlung gemacht. Man sieht von dort auf die festlich geschmückte Straße, auf der sich ein Truppenkörper weiterbewegt. Ein Historienmaler der alten Schule hätte wahrscheinlich die ganze Armee im Paradeschritt antreten lassen, umgeben von müßigen Hurraschreiern. Von derartigen auf einen äußeren Effekt zugeschnittenen Mitteln sieht Dettmann überall ab, er vermeidet die Darstellung von Massenscenen und konzentriert sich mehr auf einzelne für den Vorgang besonders charakteristische Episoden und Gestalten. Dadurch erzielt er eine Wirkung von einer der alten repräsentativen Historienmalerei gänzlich fremden Intimität. — Ein anderes Geschichtsbild des Ehrensaales „Angriff der Preußen bei Hohenfriedberg" von Carl Röchling ist trotz seiner zeichnerischen Vorzüge eine sehr schwache Arbeit. Es gibt heute wol überhaupt keine Kunstgattung, die sich überflüssiger gemacht hätte, als die Schlachtenmalerei.

Mehr Beachtung verdienen die Bilder für das Ständehaus in Merseburg von Hugo Vogel, die allerdings den Dettmannschen Wandmalereien gegenüber nüchtern erscheinen. Vogel ist ein Künstler von scharfer Beobachtungsgabe und feinem Naturempfinden, an die monumentale Kunst reicht er jedoch nicht heran. Die Figuren seiner Wandbilder weisen wenig individuelle Züge auf, der Vortrag ist gespreizt, die Komposition stark schematisch. Das ersehen wir am besten an dem großen Mittelbilde „Landung Ottos des Großen und seiner Gemahlin bei Magdeburg." Es ist das übliche Schaugepränge, das allen offiziellen Geschehnissen, wie Paraden und Fürstenbegegnungen, anhaftet, von einer eigentlichen Handlung und einer tiefen Bewegung der Mitwirkenden kann unter solchen Umständen nicht die Rede sein. Inhaltlich fast ebenso dürftig sind die beiden Seitenbilder, denen gleichfalls Episoden aus der älteren deutschen Geschichte zu Grunde liegen, und vollends verfehlt und in der Behandlung konventionell sind die beiden Abschlußbilder „Theologie" und „Wissenschaft", von denen man überhaupt nicht recht weiß, wie sie dort hingelangt sind. — Um Vogel als Künstler würdigen zu lernen, müssen wir uns in seiner Sonderausstellung umsehen. Da sind verschiedene mit großer Virtuosität hingesetzter Kircheninterieurs, wie die „Maimesse", „Nach der Taufe" und „Seelenmesse". Letzteres ist besonders fein in der Stimmung, im Vordergrund sehen wir ein junges, tiefschwarz gekleidetes Weib schmerzerfüllt niederknien, darüber breitet sich der feierliche Ernst der gothischen Domarchitektur aus. Als Charakterschilderer lernen wir Vogel in dem Bilde eines der Welt abgekehrten, jungen Geistlichen und eines Kirchenältesten, der in seiner weltlichen Behäbigkeit auf keine kirchliche Sensibilität schließen läßt, kennen. Eine gut gelungene Charakterfigur ist ferner der Organist in dem Bilde „Kirchenlied". Wieder einem anderen Darstellungskreise gehören die feinempfundenen Schilderungen des reinen Mutterglücks an. Da ist der „Heimgang", eine Mutter, die mit ihrem Kinde vom Felde zurückgekehrt, während der Abend in milden Tönen aufdämmert. Am innigsten in der Stimmung ist aber der „Abendfriede", wo die Gestalten von Mutter und Tochter durch die Eigenart der Beleuchtung poetisch verklärt erscheinen.

Ausgesprochene Künstlerindividualitäten wird man auf einer offiziellen Kunstausstellung immer nur selten

antreffen, aber umso mehr Durchschnittsmenschen, auf die es uns nicht sonderlich ankommt, auch müssen wir uns in diesem Rahmen auf einzelne für die moderne Kunst besonders charakteristische Erscheinungen beschränken. Eine solche ist **Gari Melchers**, dessen Bilder als die reifsten Aeußerungen des Impressionismus gelten können. Melchers vereinigt verschiedene nationale Strömungen in sich, ein Moment, das für die Beurteilung seiner Kunst von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Er ist von Geburt Amerikaner, seiner Nationalität nach aber ein Deutscher, während er seine künstlerische Ausbildung vorwiegend in Frankreich erfahren hat. Sein Vorwurf gehört nicht der Weltgeschichte an, noch schildert er besonders dramatisch bewegte Scenen, sondern er wendet sich an den einfachen Menschen, den er in allen Lebenslagen, in bewegter und ruhiger Gemütsverfassung, bei der Arbeit und während der Erholungspause trefflich zu charakterisieren weiß. Seine Kunst ist überhaupt weniger graziös als charakteristisch, das erkennen wir am besten an dem Bilde „Die Lootsen", vier Seemannsgestalten, die um ein Schiffsmodell gruppiert sitzen und in behäbiger Ruhe dünne Tabakswolken aus ihren kurzen Pfeifen in die Luft blasen. Das ist der ganze Vorgang, aber wie fein ist jede Bewegung der Natur abgelauscht und mit welcher Virtuosität ist die Luft gemalt! Wohin wir blicken, überall erkennen wir den feinen Beobachter heraus. Das Licht- und Luftproblem kann in diesem Bilde, wie auch in vielen andern von Melchers Hand, als gelöst betrachtet werden. Ueber eine reiche Phantasie verfügt Melchers indessen nicht, er ist weder ein Maler großen Stils wie Klinger, noch ein Farbendichter wie Böcklin, aber ein Künstler, der über alle technischen Ausdrucksmittel unserer Zeit gebietet und über ein universelles Können verfügt. Insofern kann er als der Bahnbrecher einer neuen Kunstära angesprochen werden.

Eine führende Stellung nimmt gegenwärtig die Landschaftsmalerei ein und sie hat auch die relativ besten Leistungen auf allen Kunstausstellungen aufzuweisen. Es sind zwei in ihrer Anschauung grundverschiedene Künstler, Achenbach und Bracht, die uns heute beschäftigen sollen.

Oswald Achenbach kommt fast nur noch als eine historische Erscheinung in Betracht. Seine Kunst hält die Mitte zwischen der nach bestimmten Schulregeln komponierten heroischen Landschaft und dem modernen impressionistischen Landschaftsbilde, in dem räumlich und zeitlich begrenzte Eindrücke und Stimmungen zur Wiedergabe gelangen. Achenbach hat allerdings die Natur auch studiert, seine Beobachtungen waren aber ganz einseitige, er suchte immer nur das Schöne in der Natur im Bilde festzuhalten, während er gerade an den charakteristischen Erscheinungen achtlos vorüberging. Aus diesem Grunde mußte ihn das traditionelle Land der Schönheit, Italien, am meisten anziehen; hier fand er in den Städten, wie in der freien Natur eine Fülle von Motiven, die er für seine Zwecke bequem ausbeuten konnte. Es dürfte wol wenige berühmte Stätten geben, die er nicht auf die Leinwand gebannt hätte. Eine Zeit lang besaß er sogar ein unbestrittenes Patent auf italienische Landschaftsbilder, heute, nachdem die Kunstanschauung eine tiefe Umwandlung erfahren hat, kümmert man sich nicht mehr viel um den Vorwurf als solchen. Früher galt Achenbach auch als ein glänzender Kolorist, im Sinne der Moderne ist er es jedoch nicht, seinen Bildern fehlt die einheitliche Farbenwirkung, die heute das Kriterium des Koloristen ist. Seine Landschaften mit ihren vielen, plötzlich aufflackernden Farbtönen kommen in der Wirkung einem heiteren Feuerwerk näher, als der bei aller Farbenglut doch immer ernst gestimmten Natur. — Von den Bildern, die wir in Achenbachs Sonderausstellung antreffen, gehören die meisten einer früheren Periode des Künstlers an, einzelne wie „Mondschein bei Neapel" und „Marino im Albanergebirge" sind in den neunziger Jahren entstanden. Ein technischer Fortschritt ist hier nicht zu verkennen; doch ist Achenbach in dem pathetischen Vortrag sich immer treu geblieben, namentlich sind seine Mondscheinlandschaften und Bilder aus Venedig stark auf einen theatralischen Effekt angelegt.

Von dem lustigen Feuerwerker Achenbach wollen wir direkt zu dem ernst gestimmten **Eugen Bracht**, dem Altmeister der Berliner Landschaftsmalerei, übergehen. Es ist keine leichte Aufgabe, diesem großen Künstler auf allen Wegen zu folgen, denn jedes seiner Bilder birgt einen reichen Ideengehalt und gibt eine Fülle von Anregungen. Bracht zählt zu den wenigen Künstlern, die alle Erscheinungen auf sich haben wirken lassen und sich doch individuell weiter entwickelt haben. Von der einfachen Naturschilderung ausgehend, ist er immer tiefer in das Wesen der Dinge eingedrungen. Zuerst hat er die großen Formationen der Natur studiert; die Früchte dieses Studiums sind die zahlreichen Bilder aus dem Hochgebirge und von der Meeresküste. Dann ging er noch einen Schritt weiter, indem er auch die intimen Willensäußerungen der Natur in den Kreis seiner Betrachtung zog. Nunmehr kann er auf den großen scenischen Apparat Verzicht leisten, ein einfaches Stück Land, ein aufgeworfener Acker, eine wüste Lehmgrube, ein verwahrloster Landweg oder auch ein Waldabhang, ein paar einsame Birken, eine Regen- oder Gewitterstimmung, wie überhaupt das einfachste Naturmotiv genügt ihm vollkommen, um einer malerischen Stimmung Ausdruck zu verleihen.

Die Bilder, die wir in seiner Sonderausstellung in Augenschein nehmen, gehören vorwiegend unserer vielbespöttelten Mark an, die aber schöner als ihr Ruf ist. Wer mit den Augen des Künstlers die Natur zu betrachten gelernt hat, der wird auch bei uns Partien von eigenartigem Reiz und melancholischer Schönheit entdecken. Bracht hat einige Stimmungs- und Landschaftsbilder festgehalten, die in ihrer Farbenschönheit an südliche Klimate erinnern. Bemerkenswert ist an seinen Bildern das Ueberwiegen derjenigen Farbtöne, die besonders charakteristisch für die Landschaft sind. So ist der „Lehmweg" durch ein in Grau hinüberspielendes Karmin charakterisiert, der „Birkenhang" ist mit einem hellgrünen Licht übergossen, während das Bild „Waldwiese nach dem Regen" von einem saftigen Grün zu einem schwefeligen Gelb variiert.

Auf die jüngere Künstlergeneration hat Bracht einen gewaltigen Eindruck gemacht, ohne den einzelnen aber in seinem individuellen Schaffen beeinflußt zu haben. Von seinen eigentlichen Schülern steht ihm **Karl Kayser-Eichberg** in der Anschauung des Objektes am nächsten. Sein „Waldsee" ist nichts weniger als ein malerisches Motiv im Sinne der alten Landschaftsmalerei, die vorwiegend berühmte Gegenden und schöne Aussichten darstellt, sondern ein reines Stimmungsbild, wo der Vorwurf fast ganz in den Hintergrund tritt. Einsam liegt der See in der dämmerigen Sommer-

nacht, eine wohlige Ruhe hat sich niedergesenkt, man empfindet die Größe und die Einheit der Natur, die der Künstler in der feinen Farbenstimmung glücklich zum Ausdruck gebracht hat. Durch ein einheitliches Kolorit zeichnen sich auch Kaysers Winterlandschaften aus. Die eine stellt einen schneeigen Abhang dar, die andere eine Bachlandschaft, in der die grauen bis ins Violett hinüberspielenden Töne die charakteristische Winterstimmung hervorrufen. — Aehnliche Ziele verfolgt Louis Lejeune, der gleichfalls ein Schüler Brachts ist. Auch er stellt eine Winterlandschaft aus, über die aber schon ein lauer Frühlingswind dahinweht.

Im übrigen können wir auf der offiziellen Kunstausstellung die neuesten Entwickelungsphasen der Landschaftsmalerei nicht klar verfolgen. Es überwiegt die relativ ältere Richtung, die sich von der neuesten dadurch unterscheidet, daß sie stets einen ganzen Komplex von Erscheinungen, nicht aber einzelne intime Stimmungen schildert. Ein typischer Vertreter der reinen Landschaftsmalerei und Naturschilderung ist Hans Herrmann, dessen Kanalbilder zu einer gewissen Berühmtheit gelangt sind. Herrmann ist ein vorzüglicher Beobachter des Straßenlebens, auch versteht er, die Luftwirkungen geschickt zur Wiedergabe zu bringen, aber er vermag heute nicht mehr zu fesseln, da sein Darstellungskreis keine Erweiterung erfahren hat. — Franz Hoffmann-Fallersleben hat in seinem fünfteiligen Landschaftsbilde „Saxa loquuntur“ einer gewissen allegorischen Tendenz Ausdruck verliehen. Neben den altheidnischen Kulturdenkmälern, dem Runenstein und dem Hünengrab, sehen wir die Zeugen des Christentums, die Kirche und das Kreuz, über welches die aus den Wolken siegreich hervortretende Sonne ihre Strahlen ergießt, dargestellt. Mehr kann man im Rahmen eines fünfteiligen Bildes nicht verlangen. Eine künstlerische Idee liegt jedoch dieser Arbeit, die ein Stück komprimierte Kulturgeschichte darstellt, nicht zu Grunde.

Joh. Gaulke.



Gedichte.

Von Ilse Stach v. Goltzheim.

Sie lag zu Nacht.

Sie lag zu Nacht in der Kammer
Und starrt in den Mondenschein.
Da schwebt auf blumigen Düften
Ein kleines Seelchen herein.

Das Seelchen flog gerades Weges
Hin zu der Frauengestalt.
Die lag so stumm auf dem Bette,
So todestraurig, und kalt.

Das Seelchen hub an zu sprechen:
„Mir ist so bang und allein.
Zieh du mich an dein Herze,
Du bist mein Mütterlein.“

„Du irrst, du einsames Seelchen
Im nächtlichen Sommerwind.
Hab ich doch nie und nimmer
Besessen ein liebes Kind.“

„Und wurdest du nie geliebet?“
— „Geliebet wurde ich sehr.“
„Und glühte nicht deine Seele?“
— „Noch tausend, tausendmal mehr.“

„Und flossen nicht eure Seelen
Zusammen in lauterem Glück? — —“
Da hab ich mich losgerungen
Im seligsten Augenblick.

Nun irr' ich im Weltenraume
Und träume so sehnsuchtsvoll,
Von Sonne zu Sonnen fliegend,
Was einst mich erlösen soll.

Ich träume, daß wol dies Seelchen
Ein blühender Leib umschließt,
In dem es die Qualen und Wonnen
Der atmenden Erde genießt.

Das ist die Sehnsucht der Seelen,
An der sie schier vergehn,
Aus thränenbenetzten Augen
Zur Sonne aufzusehen.

Erlöse mich, meine Mutter,
Gieb mir ein Herz, wie deins.
Und Thränen, und einen Schimmer
Des Erdensonnenscheins.

Erlöse mich, meine Mutter,
Mir ist so bang und allein.
Zieh du mich an dein Herze,
Du bist mein Mütterlein.“

Die junge Frau auf dem Bette
Lag still und thränenleer.
„Ich kann dich nicht erlösen
Mein Kind, ich kann's nicht mehr.“

Da hob sich empor das Seelchen.
„O bleib, mein Kind, o bleib.
Sieh, meine Seele sehnt sich
Nach deinem Kindesleib.“

Und wieder versank sie in Trauer.
„Vorbei, mein Kind, vorbei, —
Ich konnte dich nicht erlösen.“
— Da zittert ein leiser Schrei.

Die junge Frau liegt im Bette,
Im Krampf ihre Seele bebt, —
Indes das zuckende Seelchen
Zur schimmernden Nacht entschwebt.

* * *

Frühlingsfeier.

Ein Zittern rings im Wald. Ein sanftes Klingen —
Ein Schweben und ein Streben — sonnenwärts.
Da zieht's auf tausend unsichtbaren Schwingen
Wie Frühlingsahnen in mein Herz.

Die keusche Knospe öffnet sich der Sonne
Und trinkt entzückt den ersten Liebesschein, — —

Da schwebt mit unaussprechlich süßer Wonne
Der Liebestraum ins eigne Herz hinein.

Noch blinkt's im Blütenkelch wie Silberthränen
Weil erst im Aufgang Glück und Sonne ist.
— — — O sei gesegnet für das Frühlingssehnen,
Das du in meiner Seele wachgeküßt.

Von meinem Wesen hobst du sanft den Schleier,
Auf tausend Schwingen zog das Glück heran
O komm! — Dann halten wir die Frühlingsfeier.
Die Knospen blühn! — Der junge Tag bricht an!

* * *

Verzweiflung.

Was willst du von mir? — Was tat ich dir an? —
Was stehst du vor mir in den Nächten? —
Geh fort, — du fremder, ganz fremder Mann,
— Oder bleib! — ich will mit dir rechten.

Jetzt stehst du mir Rede. Ich klage dich an,
Jetzt will ich wissen, — ach! wissen.
Weh dir! Du hast mir ein Leides getan,
Das Herz zerrissen, — zerrissen.

Jetzt wirf deine steinerne Maske fort,
Ich kann es nicht länger ertragen.
Jetzt sprich mir ein einzig erlösendes Wort, —
Gib Antwort! Jetzt will ich dich fragen. — —

Vollende dein Werk; du begannst es gut,
Schon steckt mir der Dolch im Herzen, —
Es kostet ja nur ein bißchen Blut
Und Thränen, und Elend, und Schmerzen.

Ich weiß, — dir gelten die Thränen nicht viel,
So mache ein Ende, — ein Ende.
Ach! Setze dem rasenden Jammer ein Ziel,
Erbarme dich, — und vollende.

Was faßt du mit deiner harten Hand
An meine blutende Wunde?
Ach Gott! Er hat mir das Herz verbrannt,
Nun geht meine Jugend zu Grunde.

Ich hasse dich; — du fremder Mann, —
Weh dir, ich will mit dir rechten.
Fluch dir und mir! — Ich klage dich an —
Was stehst du vor mir in den Nächten.



Herr Eugen Reichel schreibt: Sehr geehrte Redaktion! Soeben geht mir die letzte Nummer des „Magazins“ zu, in der Herr Dr. Türck (der, wie es scheint, das „Erwidern“ nicht lassen kann) auch meine Kritik seiner „Lösung des Hamlet-Problems“ mit einer Erwiderung beehrt. Ich habe als vielbeschäftigter Mann keine Zeit, und als Mann der ernsten Forschung keine Lust, mich mit Herrn Türck einzulassen. Ich will nur in aller Kürze bemerken, daß ich sehr überrascht bin, zu lesen: daß ich Herrn Türck überaus leidenschaftlich und in einem ganz gehässigen Tone angegriffen habe. Wer meine Ausführung gelesen hat, der wird, wie ich hoffe, den Eindruck empfangen habe, daß ich Herrn Türck eines ernsthaften „Angriffs“ nicht für wert gehalten, seine kostbare Weisheit vielmehr mit der stillen Ironie des Eingeweihten abgefertigt habe.

Daß Herr Türck den Mut hat, meine Hamletkritik für „dilettantisch“ zu halten, tut mir um seinetwillen leid. Im übrigen kann es mir nur schmeichelhaft sein, von einem so stockblinden Shakespeare-Forscher für einen Dilettanten gehalten zu werden. Ich müßte mich schämen, wenn dieser unkritische, unwissenschaftliche Mann der schönen Phrasen mich wol gar für seines Gleichen hielte.

Alles übrige behalte ich für mich.

Hochachtungsvoll

Eugen Reichel.



Chronik.

Johannes Gaulke: Sittliches, Allzu Sittliches.

Gaulke ist für die Leser des Magazins kein Neuling, und auch aus der soeben im Verlage von Arthur Bergmann in Breslau erschienenen und vornehm ausgestatteten Broschure hat der Verfasser in einer Artikelserie in den Nummern 12—14 bereits verschiedenes mitgeteilt. Das Büchlein, welches den Obertitel lex Heinze führt, läßt auf den ersten Blick erkennen, was sein Inhalt ist und gegen welche Strömung es sich richtet. Es kommt gerade noch zur rechten Zeit auf den Markt als neue und eindrucksvolle Note in jenem Entrüstungsschrei, wie der bei Gelegenheit der zweiten Beratung der lex Heinze im Plenum des Reichstages in ganz Deutschland laut geworden ist. Obwol der Verfasser wolgerüstet in den Kampf tritt gegen alle Dunkelmänner, welche jetzt mehr denn je an der Arbeit sind, weiß er sich doch frei zu halten von allen Ausschreitungen und Hyperbeln. Sein Buch ist in durchaus ruhiger und vornehmer Sprache gehalten, sachgemäß und überzeugend, dabei erschöpfend und doch ohne alle Abschweifungen kurz und prägnant geschrieben. Es wirkt daher ebenso sympatisch wie zur Genüge die unnatürlichen und ungereimten Zustände beleuchtend, welche eintreten würden, sollte die lex Heinze tatsächlich von der Mehrheit des Reichstages zum Gesetze gestempelt werden. Wenn der Verfasser auch eindringlich daran erinnert, daß „die Tendenz aller Gesetzesmacherei dahin geht, Deutschland nach und nach aus der Reihe der Kulturstaaten herauszudrängen, so daß, sollte die lex Heinze in irgend einer Gestalt gesetzliche Form annehmen, die deutsche Kunst nach der Türkei auswandern und den Großmogul als Beschützer der Geistesfreiheit anrufen kann“, so begnügt er sich nicht damit, die unheilschwangere und gefahrenreiche Zukunft der Kunst zu künden. An der Hand der Geschichte und einer sorgflätig zusammengestellten Statistik legt er die sozialen Schäden, soweit sie in das Gebiet das Sittlichen, also in den Rahmen seiner Ausführungen fallen, blos und brandmarkt rücksichtslos die Lügen im Verkehre der Geschlechter, das Allzusittliche, wie es Gaulke in Anlehnung an einen ähnlichen Ausspruch Nietzsches treffend charakterisiert.

Auf 67 Seiten und in drei, eng mit einander zusammenhängenden Kapiteln: „Die bürgerliche Ehe begründet auf dem Satz von der Inferiorität des Weibes“, „Die Prostitution das Korrektiv der Ehe und „Die Versittlichung der Kunst“ weiß Gaulke uns alles zu sagen, was er hierüber auf dem Herzen hat. Es berührt gerade in der heutigen Zeit ungemein woltuend, wenn auch wiedermal jemand in strenger Logik vorbeweist, daß keine Form der Ehe an sich sittlich ist, und daß die monogame Ehe, welche in der kapitalistischen Gesellschaft ihre höchste rechtliche Ausbildung erlangt hat, welche als das Fundament des Staates und als Bollwerk gegen den Umsturz gilt, auf recht schwachen Füßen steht.“ Wie viele Menschen

giebt es nicht gerade in unseren Tagen, welche mit einem gewissen Pharisäerhochmut ausrufen: Seht, wir leben in legitimem geschlechtlichen Verkehr, wir geben uns nicht der Sünde des freien Verkehrs preis, wir verabscheuen jenes Verhältnis, von dem kein Standesbeamter getreulich Akt genommen, welches kein Pfaffe salbungsvoll eingesegnet hat. Nun Gaulke reißt den Schleier von so vielen dieser Ehen, er zeigt, daß sie nur der elende Mammon zusammengeführt hat und daß sie sich daher von der Prostitution nicht im geringsten unterscheiden. Die freie Ehe aber, wie sie ja heute schon von vielen vorurteilsfreien Menschen eingegangen wird, hat nicht die staatliche Sanktionierung. Dem „Fräulein“ Mutter haftet ein Makel an, die ganze freie Ehe überhaupt befindet sich noch in embryonalem Zustande. Der Verfasser weist darauf hin, daß „alle Bedenken gegen die freie eheliche Vereinigung in Fortfall kommen werden, sobald ein Gesellschaftszustand geschaffen ist, der das Privateigentumsrecht an den Produktionsmitteln aufhebt, der es den Paaren möglich macht, sich aus wirklicher Liebe zu vereinigen, ohne die ökonomischen Folgen befürchten zu brauchen.“ Nun läßt sich aber, trotz der gegenteiligen Behauptung aller Dunkelmänner, der Geschlechtstrieb nicht aus der Welt schaffen, er ist von der Natur geschaffen, ebenso wie die Begierde nach Speis und Trank. Daher bleibt als Korrektiv der Ehe die Prostitution übrig. In diesem zweiten Kapitel seiner Broschure stellt Gaulke das nicht genug zu lobende Postulat auf, die Prostitution ehrlich zu machen, den Angehörigen ihres Standes die gleichen Pflichten und Rechte aufzuerlegen, wie allen anderen Staatsbürgern. Man muß in der Tat sagen, daß man nur sub hoc signo und nicht durch noch so fein ausgeklügelte Gesetzesparagraphen à la lex Heinze zu einer befriedigenden Lösung der schwierigen Frage kommen wird, das kann aber doch unmöglich so schwer fallen, hat man ja auch, woran der Verfasser mit Recht erinnert, das Gewerbe der Schauspieler und Henker ehrlich gemacht. Diese ebenso humane, wie nützliche Forderung würde außerdem die vielen häßlichen Auswüchse der Prostitution beseitigen und vor allem das Zuhältertum aus der Welt schaffen. Denn die Prostituierte, gesetzlich geschützt und nicht mehr „Freiwild“, braucht sich nicht nach einem männlichen Beschützer umsehen, der nötigenfalls ihre Forderungen mit Gewalt eintreibt. Gaulke schließt diesen Absatz mit dem Fundamentalsatz: „Nur Schritt für Schritt kann die Prostitution mit der Hebung der wirtschaftlichen Lage des Volkes überwunden werden. Bis dahin muß man sich mit ihr abzufinden suchen, indem man sie duldet“.

Das letzte Kapitel handelt von der Versittlichung der Kunst. Hier weiß der Verfasser eine ganze äußerst lehrreiche Blütenlese aufzutischen, mit welch würdigem Eifer die Berliner Polizei gegenwärtig schon einen Kampf gegen die Unsittlichkeit in der Kunst führt, ein wie viel schöneres und tolleres Durch- und Nebeneinander das erst geben wird, wenn das Damoklesschwert, die lex Heinze, fix und fertig über uns hängen wird. Gaulke stellt geschickt Kunst und Natur einerseits und Gesetzesparagraphen andrerseits gegenüber und beleuchtet grell die Widersprüche der sittlichen Anschauung einer hohen Polizei und ihre daraus resultierende ganz verschiedene Auslegung der Gesetze. Aber der Verfasser ist ein „Wissender“, er sieht voraus, daß die Zukunft gut machen wird, was die Gegenwart verschuldet. So wollen wir uns auch mit dem Gedankengange, welcher am Schluß der Broschure ausgesprochen ist, trösten, wo es heißt: „Neue sittliche Ideen werden die alten ablösen und ihre Verfechter werden von der im Herkömmlichen wurzelnden Masse verhöhnt, verfolgt und gefoltert werden. Aber das kleine Häuflein der Neuerer wird stetig an Ausdehnung gewinnen und zu einer achtungsgebietenden Macht erstarken, dann wird auch die Masse unbewußt in den Bannkreis der neuen Ideen geraten und sie bald mit demselben Fanatismus verteidigen, wie sie vorhin die alten verteidigt hat. Und abermals wird eine neue Anschauung der Dinge Platz greifen und der Kampf beginnt von neuem und wird fortgesetzt bis ans Ende der Tage. Eine neu gewonnene Erkenntnis ist immer der Feind der vorhergehenden und wird sie bis zur vollständigen Vernichtung bekämpfen. Dieser Entwickelungsgang läßt sich nicht durch papierne Gesetze aufhalten“. Karl Fischer.

* * *

Einen schönen Festabend erlebten wir am 7. Juli in Leipzig durch die Aufführung der Giordano-Bruno-Tragödie Otto Borngräber „Das neue Jahrhundert“. Ich komme in der nächsten Nummer auf die wolgelungene Aufführung, die uns eine hervorragende Leistung des Dresdener Hofschauspielers Paul Wieckes (als Giordano Bruno) brachte, zurück. St.

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

Anselm Heine: Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. Berlin.

A. W. Riehls Geschichten und Novellen. Gesamtausgabe. (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. Stuttgart.) Lieferung 32—37.

Statistischer Rückblick auf die königlichen Theater zu Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden für das Jahr 1899.

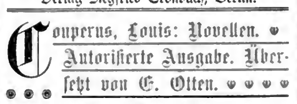
Die Haager Konferenz, ihre Bedeutung und ihre Ergebnisse von Alfred Hermann Fried. Auf Veranlassung des Berliner Komitees für Kundgebungen der Friedenskonferenz. Mit einem Vorwort von Baron d'Estournelles de Constant, französischer Delegierter auf der Haager Konferenz. Ministre plénipotentiaire. Deputierter.

Sigurd Alfar: Zwei Königskinder. Höchst a. M.

Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert: Das Tierleben der Erde. Drei Bände. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. 40 Lieferungen zu je 1 Mark. 3. Lieferung. Berlin.

Deutsche Kunst- und Dekoration. Das Juliheft enthält Kunstberichte von der Pariser Weltausstellung.





Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schaffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



Das Magazin für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. | Berlin, den 21. Juli 1900. | Nr. 29.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Auf der Schwelle.*)

„Sei dir selbst treu“ ist eine oft erhobene sittliche Forderung. Es scheint sich mit ihr zu verhalten wie mit vielen andern sittlichen Forderungen. Sie können nicht bestehen vor dem prüfenden Blicke des Psychologen. Die Menschenseele geht ihre Wege, gelenkt von den großen ewigen Gesetzen des natürlichen Alls, wie die Blume wächst, ohne sich um Ethik oder moralische Ideen zu kümmern. Der eine bleibt „sich treu“. Man nennt ihn gerne einen Menschen von Charakter, von Grundsätzen. Der Seelenkenner lächelt darüber. Er weiß, daß die Starrheit unabänderlicher Gesetze, nicht freier Wille es ist, was den Menschen an der Schwelle umkehren läßt, wo er vom alten zu einem neuen Lebensweg gelangen könnte. Ein anderer wird von den Moralisten charakterlos, wankelmütig, ohne „inneren Halt“ gescholten. Wieder lächelt der Psychologe. Ihn interessiert nicht die nackte Tatsache der Wandlung, ihm genügt es nicht zu wissen, daß „dieser Mensch seiner Natur untreu geworden ist.“ Er forscht nach den Gründen, die den Wandel bewirkt haben.

Bei solchem Forschen erscheint uns zumeist das, was man „Einheit des Bewußtseins“ nennt, als ein sehr fragwürdiges Ding. Viel öfter, als man vermuten möchte, bewahrheitet sich der Faustische Ausspruch: Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust! Und gar nicht selten sind die Augenblicke im Leben, in denen diese zwei Seelen ihre bedeutungsvollen Kämpfe führen, jene Kämpfe, die dem menschlichen Dasein seine geheimnisvolle Signatur aufdrücken. Was wir sind, ist meist das Ergebnis eines solchen Kampfes. Wenn ich einem Menschen begegne und sein Gesicht zu mir sprechen lasse, dann glaube ich zumeist ein Doppelantlitz zu sehen. Das eine trägt die Züge des Daseins, daß der Mensch wirklich lebt; und verborgen lugen aus diesen Zügen andere hervor: eine zweite Physiognomie. Sie spricht von einem anderen Ich. Von einem, das dem Menschen im Kampfe des Lebens verloren gegangen ist, das er niedergekämpft hat auf den Schwellen, an denen sich die wichtigen Daseinsschlachten abspielen. Oder auch von einem solchen, das unterdrückt geblieben ist, das nur wie eine leise Erinnerung an das spricht, was der Mensch auch hätte werden können.

Gering nur ist oft der Ueberschuß, den eine der beiden Kräfte über die andere erlangt, auf jener Schwelle, wo die eine Macht uns vorwärts drängt in neue Gebiete, oder zurückstößt in die alte Lebenssphäre. Hart stoßt an diesem Punkte der Zufall mit der ewigen Notwendigkeit zusammen. In diesem Zusammenstoß aber liegt das Leben. Ein ewiger Widerspruch. Es hat so kommen müssen, sagt der Anhänger der unbedingten Notwendigkeit. Und wer dürfte ihm Unrecht geben? Und wenn es doch anders gekommen wäre, dann käme dieser Anhänger der unbedingten Notwendigkeit und zeigte ebenso, daß es so hat kommen müssen. Alles muß kommen, wie es kommt. Alles kann auch anders kommen, als es kommt. Das Rätsel des Lebens läßt sich begreifen, aber das Dasein

*) Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen von Anselm Heine. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel 1900.

gibt um seiner Begreiflichkeit willen seine Freiheit nicht auf. Wenn der Mensch „auf der Schwelle" steht, da tritt der ewige Gegensatz an ihn heran: der Zufall, der Notwendigkeit, die Notwendigkeit, die Zufall ist. Diese Weisheit steht mir höher, die den „Zufall" verehrt, als diejenige, die einer ewigen Vorsehung nachsinnt. Eine ewige Vorsehung könnten wir zur Not bei jedem einzelnen ihrer Schritte begreifen. Der Zufall läßt etwas zu unserer Verwunderung übrig. Er allein verleiht dem Leben sein Geheimnisvolles.

Von den Geheimnissen „auf der Schwelle" des Lebens erzählen die Skizzen von Anselm Heine. Vielgestaltig ist das Problem, das in allen diesen Erzählungen zu uns spricht. Das Mädchen, dem die modernen Anschauungen die soziale Freiheit geben, sich selbst ihren Lebensweg zu suchen, und das in Zwiespalt kommt mit den vererbten Empfindungen, die die gesellschaftliche Gebundenheit in sie gelegt hat, wird uns geschildert. Von dem Manne wird uns gesprochen, der glücklich mit dem Weibe werden könnte, das er liebt, wenn er das Vorurteil überwinden könnte, daß nicht das Weib die Persönlichkeit sein dürfe, die durch ihren Erwerb die materielle Basis des Lebens liefert. Einen Mann lernen wir kennen, der von übereifrigen Freunden seinem Lebenskreise entzogen, in die Künstlerlaufbahn hineingezogen werden soll; der aber „auf der Schwelle" umkehrt, weil seine ursprüngliche Natur durchschlägt. Zehn Erzählungen mit diesem Problem treten vor uns. Anselm Heine sucht mit feinstem psychologischen Takt die dünnen Fäden, an denen „auf der Schwelle" die wichtigen Entscheidungen hängen. Wie trifft doch die Stelle ins Schwarze, wo das Schicksal der Mädchen geschildert wird, denen die neuen sozialen Anschauungen die Freiheit gegeben haben und die eine alte Erbschaft noch mit dem Gefühl des Abhängigsein-müssens behaftet hat: „Schutzlos stehen sie dann im ungewohnten Anhauche des Lebens, bis sich die bescheidene Schönheit ihres Wesens verkrümmt und verhärtet zur Unform. Sehnsüchtig schleichen sie an den Außenmauern ihres Gefängnisses vorbei, ob einer Mitleid hätte, sie wieder hineinließe in die alte Anspruchslosigkeit, aber umsonst, denn es gibt für sie einen Zwang zur Freiheit — in dem neuen Gewissen der andern. — Man hat ihnen die Thüren geöffnet — nun sind sie zur Freiheit verurteilt. — Jawol hinaus. Unerbittlich hinausgestoßen, auch die Zärtlichen, die zu ihrem Wohle der Abhängigbedürfen."

Tief ergreifend ist die Erzählung „Fräulein Bertha". Hier ist es nicht ein zweites Ich, das dem ersten den Uebergang über „die Schwelle" unmöglich macht; hier ist es die physische Natur, die der geistigen den Uebergang verrammelt. Bertha ist eine im echtesten Sinne geborene Schauspielerin. Ein häßlicher Buckel zwingt sie, ihr für die Kunst der Bühne geschaffenes Genie an ein trostloses Dasein als dramatische Lehrerin zu vergeuden. Die unter romantischen Umständen erfolgte flüchtige Bekanntschaft mit einem bedeutenden Schauspieler läßt sie für einen kurzen Augenblick ein unnennbares Glück empfinden, ein Glück, das sie das ganze Dasein hindurch begleiten müßte, wenn ihre schöne Seele in einem schönen Körper wohnte. Aus ihrem Munde hören wir den Ausdruck für ihre heißverlangende und zugleich resignierende Glücks-Empfindung: „Grau und eintönig wären mir meine Tage versickert, wie die von tausend Andern! Da aber kam die Sehnsucht — und dann kam die Liebe — dann kam der Schmerz — und das alles zusammmen ist Glück!" — Sie ist eine Märtyrerin des Talentes, eine „Heldin der Entsagung".

In Anselm Heines Stil lebt sich voll das Bedeutungsvolle der Probleme aus. Eine vielsagende Einfachheit zeichnet diesen Stil aus und eine Ruhe, die zeigt, daß der Autor mit seinen Fragen und Zweifeln fertig geworden ist. Er steht ihnen mit der sicheren Empfindung des Besitzers gegenüber, der die Stadien des Aneignens lange hinter sich hat. Ich möchte nur eine kleine Probe dieses Stils geben. Franziska Grothus, die dadurch über „die Schwelle" geschritten ist, daß ihr Musiklehrer die Liebesleidenschaft bis zur Raserei geweckt, wird in ihrem Sein vor dem inhaltsschweren Augenblick geschildert: „Sie ist die Tochter eines Regierungsbeamten. Ihre Eltern machten in der Provinz ein Haus, in dem Juristen, Offiziere und hier und da ein weltmännischerer Gelehrter verkehrten, so, daß sich für die heranwachsenden Töchter leicht im nächsten Kreise der passende Lebensgefährte fand. Mitten in dieser normalen Welt nun hatte sich etwas unnormales entwickelt, nämlich Franziskas Gesangstimme, die in ihrer Schönheit und Fülle ein Phänomen darstellte. Die Eltern, denen alles Außergewöhnliche ein Greuel war, konnten sich lange nicht entschließen, den Verpflichtungen nachzukommen, die das unerbetene Feengeschenk ihnen auferlegte. Erst als Franziska zwanzig Jahre geworden war, ohne sich verlobt zu haben, brachte man sie nach der Hauptstadt, denn nun sollte sie ausgebildet werden, richtig ausgebildet von einer Kapazität, wie sie am eigenen Orte nicht zu haben war. Ob die Tochter später wirklich heraustrete, konnte man ja immer noch entscheiden. Jedenfalls wurde sie einem achtbaren Familienpensionate anvertraut und fuhr täglich zum Unterricht hinaus nach der idyllischen Cottage, die Meister Felix Viktor Grell mit seiner kleinen Familie bewohnte."

Völlig süß vor Reife: dies ist das Wort, das ich auf diesen Stil, wie überhaupt auf Anselm Heines ganze Erzählungskunst anwenden möchte. Man hat es mit einer vornehmen Künstlernatur zu tun, die uns den Sturm des Lebens nur in der abgeklärten Ruhe der dichterischen Kontemplation schauen läßt.

Rudolf Steiner.



Vier Gedichte.

Von Franz Philips.

Frühlingsmorgen.

Noch tauseucht ragen die Bäume, sonnenumspielt,
Durch die klare Luft ins reine Blau.
Die fernen Wiesen glänzen im Sonnengold.
Aus tiefer Stille lockender Vogellaut. —
Allüberall blühendes, knospendes, fruchtheischendes Leben.

* * *

Sommermittag.

Ueber starkduftenden Kleefeldern,
In glühendem Sonnenbrand,
Zittert die heiße Mittagsluft.
Fernhin Korn,
Regios,
Erstarrt in tiefer Stille.

Dort aus dem Klee
Richtet ein junges Weib sich empor,
Den Kopf zurück, mit gehobener Brust,
Breitet sie die Arme weit aus in die fruchtbare
Mittagsglut.

* * *

Sommerabend.

Langsam, Hand in Hand, treten wir aus dem
Wald. —
Vor unsern freien Blicken der breite See
Mit leicht gehobenen Wellen.
Drüben, fern, die Spitzen der Bäume im Abendrot. —
Weiten Blicks träumen wir still in die Ruhe des
Abends.

* * *

Am Strand.

Mit goldenen Kämmen kommen hergezogen
In unerschöpflicher, gedrängter Flut
Zum Strand, zu enden in der Sonnenglut
Die schaumbekränzten, lichtdurchglänzten Wogen.

Hier, wo den Wogenprall die Mole endet,
Blick' ich, das Auge fest aufs Meer gebannt,
Zur Ferne hin; es sehnt mein Sinn ein Land,
Dem diese Sonne ewigen Frühling spendet.



Burne Jones.

Ich sitze an meinem Schreibtische, ganz von jungem Birkenlaub umgeben, durch das in zitternden Tropfen das Sonnenlicht flutet, so daß die hellen Blätter fast durchsichtig wie grünes Glas schimmern, und wie ich auf die flimmernden Lichter schaue, löst sich in mir die Empfindung los, ist nicht dieses Spiel der Farben, diese sanfte Melancholie der Linien ein Gedicht, wie es die Natur in seltenen und unbewachten Stunden uns offenbart? Und wie ein Akkord andere schlummernde Akkorde weckt, so tauchte auf einmal in mir die Erinnerung auf, daß mich dieses morgenjunge Sonnenlicht, das in runden, goldenen Kringeln durch das dichte Gezweig tropft, diese verhaltene, traumselige Stimmung erst vor kurzem in den Bildern des englischen Malers Burne Jones entzückt und mir bei vielen das Urteil abgerungen hatte: „Diese Bilder sind eigentlich Gedichte." Es war dies gelegentlich der von der Photographischen Gesellschaft zu Berlin veranstalteten Burne Jones-Ausstellung, die außer einigen Originalzeichnungen und Gobelins, 90 ausgezeichnete Photogravüren nach den Hauptwerken des Meisters aufwies und so einen Ueberblick über das Gesamtschaffen Burne Jones ermöglichte. Man muß es der Gesellschaft zum Verdienst anrechnen, uns diesen Künstler näher gebracht zu haben, von dem bisher außer der „Goldenen Treppe" und dem „Spiegel der Venus" nur noch wenige Werke weiteren Kreisen bekannt waren.

Die meisten Bilder Burne Jones sind Gedichte! In diesem Urteil wurde ich noch bestärkt, als ich sah, daß eine große Anzahl seiner Gemälde Illustrationen zu Gedichten Chaucers, seines Freundes Morris, Rosettis, zu alten Balladen, Volksliedern, Märchen, Sagen und Legenden waren. Der Ausdruck „Illustrationen" gibt hier jedoch nicht den richtigen Begriff. Burne Jones Bilder sind Vertiefungen des ursprünglichen Stoffes, Umdichtungen oder besser gesagt Uebertragungen der Worte in Linien und Farben. Ein guter Uebersetzer kann in seine Arbeiten so viel Eigenes, so viel Persönliches hineinlegen, daß er den vorhandenen Stoff nicht nur nachschafft, sondern so recht eigentlich für sich neu schafft, und das ist bei Burne Jones der Fall. Ich verweise nur auf seinen Pygmalion-Cyklus, auf Amor und Psyche, die Perseussage und die Reihe der Dornröschen-Bilder. Namentlich in letzteren hat er bei aller Naivität, die ihnen zu eigen ist, in wunderbarer Weise den Tiefsinn des deutschen Märchens mit hineinzubannen gewußt, den undefinierbaren Reiz und die kraftvolle Symbolik, die einzelne Märchen über das Niveau kindlicher, volkstümlicher Fabelei in höhere Regionen hinausheben und sie zu Symbolen des geistigen Lebens stempeln. So bezeichnet man denn Burne Jones, dessen Schaffen in gewisser Weise in den Poesien und Bildern Dante Gabriel Rosettis seinen Ausgangspunkt hat, und der auch entschieden noch, wenn auch im begrenzten Sinne, den Praerafaeliten zugezählt werden muß, nicht mit Unrecht als Painter-Poet, d. h. Malerpoet. Hat ja doch Rosetti selbst den Satz: „A picture is a painted poem" ein Bild ist ein gemaltes Gedicht — als sein Programm aufgestellt. Aber auch die Vorliebe Burne Jones für die Darstellung des Weiblichen kennzeichnet den lyrischen Gehalt seiner Schöpfungen; er liebt es, ganze Scharen von jungen Mädchen vorzuführen, schlanke, keusche Gestalten mit wunderschönen, tiefen, sehnsüchtigen Augen, aber fast immer ernst, bleich, feierlich, so daß ihnen zuweilen etwas Starres, Seelenloses anhaftet. Die lebendigste Bewegung zeigt noch die goldene Treppe, in der ein wundervoller Rhythmus webt. Von oben herab steigt plaudernd, scherzend und flötespielend eine Schar junger Mädchen in langen, faltenreichen Gewändern eine gewundene goldene Treppe herunter. Man hat das Gefühl des Unendlichen. Scharen verschwinden im Hintergrunde durch eine niedrige Thür, durch die vielleicht schon endlose Scharen hindurchgezogen sind, und immer noch steigen neue Scharen hernieder!

Es liegt eine herbe Keuschheit über den weiblichen Gestalten des Meisters ausgebreitet. Er will mehr das Weibliche, die weibliche Form geben, als das Weib selbst. Daher verschmäht er im allgemeinen die Darstellung des Nackten. Aber nicht etwa aus Prüderie oder Unvermögen, dafür legen seine „Venus Epithalamia", „Amor und Psyche", „In der Meerestiefe" und der schon vorher erwähnte Pygmalion-Cyklus Zeugnis ab. Namentlich in dem letzten Bilde des Pygmalion ist

der liebesirre, verzehrende Blick des bekleideten Mannes im Gegensatz zu der lieblichen Keuschheit des nackten, zum warmen Leben erwachten Steingebildes bezeichnend für die Anschauungen Burne Jones. Diesen Gegensatz der bekleideten und unbekleideten Gestalten bringt er übrigens häufiger, so auch in dem Gemälde: Das Bad der Venus. Venus steigt, ihr Haar lösend, in der sieghaften Schönheit ihrer Nacktheit die Stufen zum Bade hinunter, gefolgt von einer Schar Mädchen in losen Gewändern, die ihre Formen verhüllen, nur die bloßen Füße schimmern unter den luftigen Umhüllungen hervor. Und doch wirken diese Mädchengestalten nicht keuscher wie die Göttin der Liebe Diese Keuschheit des Nackten ist ein hervorstechender Zug des Meisters.

Noch stärker aber offenbaren sich in der Mehrzahl seiner Schöpfungen drei Züge — eine sanfte Melancholie, wie sie namentlich seine „Liebe unter Ruinen" ausströmt, eine Neigung zur Mystik und zur Askese und was allen diesen Bildern etwas Gemeinsames gibt, ein starker, dekorativer Zug. In „Liebe unter Ruinen" überwiegt das lyrische Element, und doch ist gerade die tiefe, stille Trauer, die über diesem Bilde liegt, für den Maler Burne Jones charakteristisch. In einem alten Schloßhofe sitzt ein junges Liebespaar, das sich träumerisch umschlungen hält, am Eingange befindet sich ein prächtiges Renaissancethor. Trümmer alter Säulen ragen melancholisch unter duftenden Rosenhecken hervor. Das junge, schaffensfrohe Leben wird hier an diesem Orte der Vergänglichkeit still, man fühlt es, eine schweigende Andacht weitet die Seelen dieser beiden liebenden Menschen.

Von der Melancholie zur Mystik ist nur ein kurzer Schritt, die eine seelische Schwingung fließt sehr leicht in die andere über. „Der heilige Georg", „Chaucers Traum von den guten Frauen", besonders aber „Der barmherzige Ritter" zeugen dafür. Was an letzterem Bilde so fesselt und einen unauslöschlichen Eindruck hinterläßt, ist nicht der mittelalterliche Stoff — das hölzerne Christusbild neigt sich zu dem in der Kapelle betenden Ritter, der soeben seinem Todfeinde, da er in seiner Hand war, das Leben geschenkt, herab, um ihn zu küssen — als das hagere, vom Feuer der Askese fast verzehrte Antlitz des Ritters mit den tief liegenden, unendlich traurigen, sehnsuchtsschweren und erlösungsbedürftigen Augen. Hier hat Burne Jones die Melancholie des ermatteten Kämpfers mit der schwärmerischen Mystik des gläubigen Christen und der herben Askese des Fanatikers zu einem wunderbaren Ganzen vereinigt.

Zu den schönsten und tiefsten Gemälden Burne Jones gehören die sechs Schöpfungstage, deren jeder in einem Bilde dargestellt ist. Ein jedes dieser Bilder wächst organisch aus dem anderen, bildet seine Ergänzung und fordert ein Darüber-Hinaus. Es sind die sechs biblischen Schöpfungstage und ihre Werke zu Grunde gelegt. Auf dem ersten Bilde erscheint ein einzelner Engel, in seinen Händen eine Weltkugel tragend, auf der sich Licht und Finsternis scheidet. „Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag." Auf den folgenden Bildern tritt nun je ein Engel hinzu, dessen Weltkugel jedesmal die Arbeit seines Tages wiedergibt. Wie in einem hohen Liede klingt das Bild des sechsten Tages aus, auf dem alle Engel, jeder mit seinem Symbole begabt, in sinnvoller Gruppierung erscheinen. Wie ein Triumph der Gottheit strahlt aus der Kugel des sechsten Engels, der kraftvoll den Mittelpunkt beherrscht, das Bild des ersten Menschenpaares — Adam und Eva. Vor dieser Engelgruppe aber hat sich ein siebenter gelagert — den Sabbath verkörpernd — gewaltig erklingt sein Saitenspiel zum Preise des Schöpfers aller Dinge. Die dekorative Kunst Burne Jones hat in den prächtigen, überaus reichen Gefiedern der Engel, ornamentale Linien geschaffen, die sich uns tief einprägen. Diese großen, schattenden Flügel vergißt man so leicht nicht wieder.

Den Bildern Burne Jones wohnt ein seltsamer Zauber inne, sie wecken schlummernde Gedanken, die sich sonst kaum an die Oberfläche wagen, sie machen still und sehnsüchtig, von jener Art, wie es die Augen seiner schlanken Mädchen- und Jünglingsgestalten sind. Was an seinen Bildern so entzückt, ist die ruhige, scharfe Linienführung, die liebevolle Behandlung des Details und die tiefe Inbrunst, mit der der Stoff erfaßt und wiedergegeben ist

Ein großer Teil der Bedeutung Burne Jones liegt jedoch dann noch in seiner kunstgewerblichen Tätigkeit. Außer Tapeten, Illustrationen zu Büchern, Gobelins waren es vor allem seine Entwürfe für Glasfenster, die zur Popularisierung seines Stiles beitrugen. So hat er nicht nur für die Kunst, sondern auch für das Handwerk befruchtend gewirkt.

Edward Burne Jones ist im Jahre 1833 zu Birmingham geboren, und im Jahre 1898 gestorben.

Kurt Holm.



Die Kunstausstellung der Berliner Secession.

Für die objektive Beurteilung der modernen künstlerischen Bewegung ist eine Portion Skepsis durchaus von Nöten. Denn es ist die allgemeine Kunstanschauung heute so plötzlichen Schwankungen unterworfen, wie nie zuvor. Nachdem der Naturalismus sich kaum ausgelebt hatte, wurde schon wieder eine neue Parole ausgegeben. Aus den frischen Naturalisten wurden müde Symbolisten und Mystiker. Die Wiedergabe der äußeren Erscheinungsform befriedigte die Künstler nicht mehr, sie wollten auch einmal einen Blick hinter die Coulissen werfen oder mit anderen Worten: die Natur in ihrem Schaffen beobachten und schildern. Dies hatte die Umwertung aller koloristischen Werte zu Folge. Die Farbe wurde das Ausdrucksmittel gewisser Stimmungen: namentlich sollte durch das Kolorit der Eindruck, den die Natur auf unser Gemüt ausübt, festgehalten werden. Neuerdings ist man sogar noch einen Schritt weiter gegangen, indem man sich bemüht, selbst denjenigen Eindrücken durch die Malerei Ausdruck zu verleihen, die nicht allein durch das Gesicht, sondern auch durch das Gehör, den Geruch und das Gefühl wahrgenommen werden. Dem Beschauer soll unter anderm der Gesang der Vögel, das Geläute der Glocken oder der Geruch der Blumen und selbst die Ausdünstungen der verschiedensten Art im Bilde zum Bewußtsein gelangen. Daß in diesem Bestreben eine Ignorierung der Grenzen der Malerei enthalten ist, braucht nicht näher ausgeführt zu werden, da die Malerei eben rein malerische Aufgaben zu erfüllen hat, das heißt Wirkungen auf der Leinewand zur Wiedergabe zu bringen, die wir mit unserem Gesichtsorgan allein wahrnehmen. Das andere ist Sache der redenden Künste resp. der Musik.

Eine Richtung, die mehr erstrebt, als sie bei einer nüchternen Beurteilung der Dinge zu leisten vermag, kommt immer nur als eine Experimentierkunst in Betracht; vielleicht ist sie auch der Ausfluß eines krankhaft gesteigerten Sensualismus. Außerdem kommt noch hinzu, daß sich die Allermodernsten in allerlei geistreichen Paradoxen ergehen, sie legen unter anderen verschiedenen Naturerscheinungen gewisse menschliche Attribute bei. Die träumenden Abendschatten, die klingenden Wasser und ähnliche bestrickende Phrasen gehören bereits zum eisernen Bestand der modernen Lyrik, und nunmehr beeilen sich auch die Maler, sich diese zu eigen zu machen. Die Dichterin Clara Müller charakterisiert die allerneuesten Richtungen, die sich in der Secession einen Mittelpunkt geschaffen haben, mit folgenden satirischen Versen:

Aus träumenden Tiefen ein Glöcklein glüht.
Und du trinkst den duftenden Ton . . .
An weißen, klingenden Wassern blüht
Die Blume der Secession.

Wenn wir auf der Ausstellung der Secession Umschau halten, so machen sich uns zunächst jene Bilder manchmal recht aufdringlich bemerkbar, denen die Tendenz inne wohnt, alle koloristischen Werte auf den Kopf zu stellen. Andere Maler dagegen begnügen sich, einen bizarren Einfall in noch bizarreren Formen im Bilde zu fixieren. Und eine dritte Gruppe hält mit Zähigkeit an der Lösung der Licht- und Luftprobleme fest. Diese repräsentiert den technischen Fortschritt und ist daher für die allgemeine Kunstbewegung von größerer Bedeutung als die beiden anderen zusammen genommen. An ideellen Gehalt ist sie jedoch trotz der technischen Verve eines Liebermann und Uhde höchst armselig. Ersterer stellt ein Freilichtbild von der Meeresküste „Badende Jungen" aus, letzterer ein Interieur „Kinderstube." Beide Arbeiten sind ganz hervorragende Aeußerungen der Freilichtmalerei; die coloristische und perspektivische Wirkung der Luft dürfte kaum anschaulicher zur Wiedergabe gebracht werden, aber eine wie geringe Anregung bietet uns eine solche Kunst! Man betrachtet sie eine Weile, freut sich auch über die technische Virtuosität des Künstlers — und geht schleunigst zum nächsten Bilde über. Franz Skarbinas Vorwurf interessiert schon etwas mehr; Skarbina hat ein feines Auge für Stimmungsbilder aus dem mitternächtlichen Straßenleben der Großstadt. Auch Paul Höniger ist ein guter Beobachter des Großstadtlebens; dahingegen schildert Hans Baluschek die besonders charakteristischen, aber im großen Ganzen recht unerfreulichen Gestalten der Großstadtkultur, als da sind: keifende Weiber, radaulustige Strolche, freche Rangen, lüsterne Dirnen und ähnliche Herrschaften der Straße. Seine Vortragsweise ist unterhaltend, manchmal sogar satirisch pointiert. Aber einen wirklichen Genuß bietet uns auch seine Kunst nicht. Der Eindruck ist ungefähr derselbe wie der einer Berliner Posse, man hat wiederum einen Abend auf amüsante Art totgeschlagen und geht ins nächste Weinlokal — vorausgesetzt, daß man die Zeche bezahlen kann, sonst macht es auch ein Schnaps. — Baluschek hat in der Schilderung des süßen Mobs eine bisher unerreichte Meisterschaft erlangt, aus seinen Bildern weht uns der Brodem des Tanzbodens und der Destille entgegen, man glaubt selbst dann und wann eine schnapsheisere Stimme und das Gejohle der Weiber zu vernehmen. In dieser Hinsicht hat er etwas mit jenen Künstlern gemeinsam, die das Gras wachsen hören und alle auf unser Gehör- oder Geruchsorgan reagierenden Eindrücke im Bilde zu fixieren suchen. Dieser Ruhm soll ihm nicht geschmälert bleiben. —

Unsere agarisch angehauchten Politiker verlangen nach einem „starken Mann," der mit nerviger Faust das Staatsruder erfaßt. Um wie vieles nötiger wäre uns ein starker Mann in der Kunst, der die schnapsduftenden Gesellen, die feilschenden alten Weiber, die Grisetten und ähnliches Gesindel zum Tempel hinauswirft. Wir wollen wieder große Menschen geschildert und einen gewaltigen Vorwurf entwickelt sehen. Es ist deshalb nicht nötig, daß man auf Cornelius oder Kaulbach zurückgreift, aber es wird selbst der Gegner dieser Meister anerkennen müssen, daß sie Großes gewollt haben. In der modernen Kunst ist die Idee verpönt, und nicht einmal im Vorwurf haben unsere Maler eine große Reichhaltigkeit aufzuweisen. Der eine hat sich das liebe Hornvieh als Vorbild ausersehen, der andere malt unverdrossen Kleinvieh und der dritte hat ein engbegrenztes landschaftliches Motiv zu seiner Spezialität gemacht. Selbst die Talentvollsten sind auf dem Wege, sich zu Spezialisten heranzubilden. So verweilt Walther Leistikow schon seit Jahren mit Vorliebe bei seinem Grunewaldsee bei Abendbeleuchtung, allerdings hat er vor vielen den Vorzug voraus, daß er immer neue Momente der Natur abzulauschen weiß. Das ist immerhin schon etwas, aber ein so reich begabter Künstler wie Leistikow hat das Zeug zu größeren Arbeiten, wenn er nur will. — Oskar Frenzel schildert die märkische Ackerscholle und den mühselig arbeitenden Landmann. Es geht ein wehmütiger Zug durch seine Landschaftsbilder, düster ballen sich die Wolken am Firmament zusammen und werfen ihre schweren Schatten auf das graue Ackerland, aber sie ziehen nie vorüber, sondern sie kehren jahraus jahrein wieder — auch auf der Ausstellung der Secession. Ebenso kehren Feldmann, Langhammer, Looschen, Hamacher u. a. mit „ihrem Motiv" alle Jahre wieder.

Ein reicheres Innenleben als die vorgenannten Landschaftsmaler führt Ludwig von Hofmann, ein Farbendichter von seltener Sensibilität. Sein Vorwurf ist an sich häufig nichts weniger als poetisch, sondern durchaus realistisch, eher eines Liebermann würdig, wie es „Der wasserschöpfende Knabe" oder „Das Mädchen am Strande" zeigt. Wie verschiedenartig ist jedoch die Darstellungsart der beiden Meister! Liebermann will ein möglichst getreues Spiegelbild der Natur geben, Hofmann sucht nur das Schöne in der Natur festzuhalten oder die Landschaft als Ausdrucksmittel einer Idee oder Stimmung zu benutzen. In den drei Bildern „Blütenpracht," „Arabesken" und „Ornamentale Landschaft" tritt die Natur noch mehr zurück, die Wirkung ist eine rein koloristische. Töne von der intensivsten Leuchtkraft und den denkbar verschiedensten Farbenwerten reihen sich aneinander, klingen aber in eine große Farbenharmonie aus.

Die idealisierende Art Hofmanns steht gegenwärtig vereinzelt da. Die meisten Künstler wollen nur die Natur abschreiben und diejenigen, die wirklich etwas zu sagen haben, kleiden ihre Ideen in ganz abstrakte Formen oder ergehen sich in koloristischen Experimenten. Dieser Gruppe gehört Martin Brandenburg an, der

schon auf der ersten Secessionsausstellung durch ein phantastisches Bild die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Sein diesjähriges Ausstellungsbild „Wirbelnder Sand," eine wüste Landschaft, über die der Wind hinwegfegt und die aufgewirbelten Staub- und Sandmassen zu grotesk menschlichen Gestalten verdichtet, ist jedenfalls noch excentrischer als das vorjährige, aber es zeugt von einer nicht unbedeutenden Erfindungsgabe. — Solches kann von dem Bilde „Gekreuzigte" von Franz Lippisch nicht behauptet werden, im Gegenteil hat es einen stark sensationellen Beigeschmack. Auf einer öden Bergkuppe, soweit der Blick reicht, oben, unten, links und rechts, überall sieht man Gekreuzigte mit verzerrten Gliedern und schmerzerfüllten Gesichtszügen. Sie sterben nicht in Schönheit.

Wir kommen jetzt zu den Naiven oder richtiger zu denen, die es sein wollen. Da ist Franz Strassen mit seiner höchst konventionell gezeichneten „Flora," die eine sie umringende Kinderschar mit Blumen überschüttet. Die Darstellungsart erinnert leicht an Botticelli, was ja an sich kein Fehler ist, nur merkt man zu schnell die Absicht des naiv sein wollenden Künstlers und wird verstimmt. — Ebenso neigt Stuck, der nur mit zwei kleineren Arbeiten vertreten ist, eine Bachantin und ein maniriert behandeltes Porträt, immer mehr zu einer naiven Auffassung des Gegenstandes, aber im Grunde genommen sind seine Bilder der Ausfluß einer kühlen Reflexion. — Ungleich ehrlicher ist Hans von Marées, von dem mehrere große Bilder, darunter die „Drei Jünglinge," „Raub der Helena," „St. Martin" und „Ruhende Diana," ausgestellt sind. Marées ist eine tief angelegte Künstlernatur, ein Vorzug dessen sich nicht viele moderne Künstler rühmen dürfen. Eine einheitliche Farbenwirkung und eine vornehme Ruhe, die manchmal in eine tiefe Melancholie übergeht, sind die Charakteristika seines Stils. Auch ist seine Malweise ungemein eigenartig, er trägt die einzelnen Farbtöne ähnlich wie Rembrandt mit großer Bestimmtheit, fast unvermittelt auf die Leinwand ohne aber die Einheit des Kolorits dadurch zu unterbrechen. — Unter den Münchenern hat sich Louis Corinth einen hervorragenden Platz gesichert. Sein Vorwurf gehört vorwiegend der an Ränken und auch komischen Episoden reichen Geschichte des jüdischen Volkes an. So schildert er die Susanna im Bade, eine Scene von so grotesker Komik, daß sie die größten Künstler aller Zeiten, wie Rembrandt und Böcklin, zur Darstellung gereizt hat. Die Susanna von Corinth reiht sich ihren Vorgängerinnen sowol hinsichtlich der gelungenen Situationskomik als auch in der malerischen Auffassung würdig an. Die „Salomo mit dem Haupte des Johannes" ist ein blutrünstiges und deshalb abstoßendes Bild, aber in der Charakteristik und in der Wiedergabe des orientalischen Lokalkolortis ist es als eine vorzügliche Arbeit zu bezeichnen. Ganz anders geartet ist wiederum die „Kreuzigung," ein großes Figurenbild, das höchst malerisch in der Wirkung ist, zugleich aber von einer großen Tiefe der Empfindung zeugt.

Bevor wir unsere Betrachtung über die Kunstausstellung schließen, wollen wir noch kurz bei den beiden Altmeistern der deutschen Kunst, Böcklin und Thoma, verweilen, die in einem Bilde oft mehr zum Ausdruck gebracht haben, als manch Moderner in einer ganzen Kollektion. Böcklin hat mehrere in der Idee wie in der Ausführung höchst verschiedenartige Bilder ausgestellt. Betrachten wir einige Arbeiten älteren Datums, wie den „Jagdzug der Diana," „Faun eine Nymphe beobachtend" oder den Eremiten, der stumpfsinnig seinen Rosenkranz ableiert, so erkennen wir in jedem Pinselstrich, in dem warmen, einheitlich gebundenen Kolorit, sowie in dem feinen, nie aufdringlich hervortretenden Humor den großen Meister wieder. Dagegen werden wir uns eines wehmütigen Gefühls nicht erwehren können, wenn wir an die letzten Arbeiten, das Triptychon von 1899 und die Melancholie von 1900, herantreten. Böcklin gehört nicht zu den wenigen begnadeten Künstlern, denen bis tief in das Greisenalter hinein die Frische der Jugend gewahrt bleibt. Seine geistige Spannkraft ist erschlafft, die einst so glühende Phantasie ermattet und das Kolorit verblaßt. Das Triptychon, das eine Frühlingsstimmung darstellt, kommt im besten Fall nur als eine Rückerinnerung in Betracht. Auf dem Mittelbild bläst ein nackter Jüngling hinter grünen Bäumen die Flöte: rechts und links ist das Thema „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar" in einer zwar anschaulichen, aber nichts weniger als poetischen Form variiert. Noch weniger ist mit dem neuesten Werk anzufangen. Im Mittelpunkt des Bildes ist eine auf einer Steinbank sitzende, etwas vornüber geneigte Frauengestalt dargestellt, dazu etwas landschaftlicher Hintergrund und Himmel, der die in großen lateinischen Buchstaben ausgeführte Inschrift MELANCHOLIA trägt. Dieser Hinweis hätte lieber unterbleiben sollen, mag es auch dem Beschauer schwer fallen, einen poetischen Gedanken in der ausdruckslosen Figur zu suchen. Böcklin hat seinen Epilog verfaßt, aber er ist weniger glücklich dabei gewesen, als der nordische Meister.

Eine andere Welt hat uns Hans Thoma, der mit einer größeren Kollektion seiner Werke auf der Secessionsausstellung erschienen ist, erschlossen. Während Böcklin in der daseinsfreudigen Welt der Griechen wurzelt, ist Thoma von dem grüblerischen, nach innen gekehrten deutschem Geist erfüllt. Aus diesem Grunde mag letzterer erst so spät zur Anerkennung bei uns gelangt sein, denn der Deutsche weiß überall besser Bescheid, als im eigenen Hause. Thoma ist außerdem eine so eigenartige und sensible Natur, daß ihn die große, nur für grob-sinnliche Eindrücke empfängliche Masse einfach nicht verstehen kann. Andererseits läßt sich aber auch nicht in Abrede stellen, daß er in der Wahl des Vorwurfs manchmal einen Fehlgriff getan hat. Am verständlichsten wird er immer da sein, wo er ein vorwiegend landschaftliches Motiv bearbeitet, wie es mit dem „Herbstmorgen" oder „Hochsommerlandschaft" der Fall ist. Das Höchste erreicht er jedoch, wenn er über die reine Naturschilderung hinausgeht und einer gewissen symbolischen Tendenz im Bilde Ausdruck verleiht. Das erkennen wir am besten an dem „Dorfgeiger," der weniger eine Charakter- als eine symbolische Figur ist; durch ihn ist die intime Wirkung des Volksliedes auf das Gemüt geschildert worden. Manchmal liebt es Thoma auch durch Amoretten oder anderen figürlichen Beiwerk seiner Idee Ausdruck zu geben. In diesem Fall wird man ihm nicht immer zu folgen vermögen, ein Schicksal, das oft den Größten beschieden ist.

Joh. Gaulke.



Der Siegesthaler.

Es war ein Sommerabend in Berlin und um die Stunde, da die süßen, kleinen Konfektioneusen überall tief aufatmend aus den Geschäften eilen, um die Stunden des Abends sich zu erholen, bei Muttern — oder bei „ihm".

Ich schlenderte mit Karlchen, dem Unwiderstehlichen oder Unausstehlichen, wie ihn einmal eine verlassene Unschuld post festum tituliert hatte, die Friedrichstraße entlang und hielt den leicht erregbaren Freund in väterlicher Fürsorge fest am Arme, damit er nicht jeder holden Schürze nacheilte und sich ein Korblager im hausierenden Gewerbebetriebe anlege; denn darin war er groß — und das war seine Achillesferse. Er glaubte an das Goethesche Wort von dem kühnen und verwegenen, schnell bei Frauen fortkommenden Jüngling; und der Erfolg war stets, daß er sehr schnell fortkam. Und heute, am letzten des Monats sollte ihn das Schicksal begünstigen, so wahr er Karl hieße, das versicherte er mir unausgesetzt mit heißen Worten. Er wolle nicht in den Juni als Junggeselle hineingehen. Der letzte Tag des Maien sollte ihm die ersehnte Geliebte bescheren! Vergebens beschwor ich ihn mit schmeichelnden Worten, sich nicht durch lautes Verraten seiner junggesellenhaften Gedanken einer Uebertretung der in der Luft liegenden lex Heinze schuldig zu machen und sich und mich der strengen, aber ewig gerechten Hand der Polizei zu überliefern; vergebens stellte ich ihm die Mißerfolge seiner Maienabende vor, — er warf mir nur einen Blick zu, vor dem selbst ein Staatsanwalt oder Herr von . . . . erbleicht wäre; dann riß er sich stolz von mir — und wenige Augenblicke später sah ich ihn höflichst sein Hütchen lüften und entnahm aus dem verbindlichen Ausdruck seines edlen Männerantlitzes, daß er einer übrigens tadellos gebauten schlanken Blondine in reizender Sommertoilette eine Variation zu dem alten Thema „Schönes Fräulein, darf ich's wagen . . ." vorjauchzte. Und siehe da! Sie war nicht spröde wie Gretchen, das ohne Leutnant nach Hause ging, sie nahm sogar Karlchens galant gebotenen Arm; und bald waren die Flitterwöchner meinem Blick in dem Gewühl der Leipzigerstraße entschwunden.

Ich setzte mich resigniert bei Siechen in eine Ecke, fluchte auf alle Freunde im allgemeinen und Karlchen im besonderen und wollte gerade meinen Gram in dem zweiten Glase des düsteren Lethetrankes ersäufen, als die Thür aufging und herein mit getretenem Schritt Don Carlos trat.

„Aha!" sagte ich, „also doch!"

„Du brauchst gar nicht zu aha'n, alter Freund," entgegnete Karlchen, indem er sich setzte und nach der Speisekarte griff.

Wenn Karlchen „alter Freund" sagte, dann war zweierlei zu befürchten, entweder er brauchte Geld oder er war voll von geschwollenem Pathos.

Diesmal trafen beide Voraussetzungen ein; er sagte nämlich, nachdem er sich ein Schnitzel mit Hindernissen bestellt hatte, nochmals „alter Freund" und dann mit süß lächelndem Antlitz:

„Kannst du mir vielleicht 10 Mchen pumpen!"

Ich genügte seufzend meiner Freundespflicht; dann legte ich mich tief in den Fond der Eichenbank zurück und sagte nur fragend voller Ironie: „Na und?"

Nun schoß er los: Er habe eine Perle gefunden, dies Kind, kein Engel sei so rein, sie sei viel zu schade für ihn, er werde endlich ein anständiger Mensch werden, Examen machen, etwas werden und sie, die Perle, heiraten.

Ich bat ihn, indem ich seine goldenen Vorsätze über alle Maßen lobte, was ihn zu verdrießen schien, fortzufahren und platzte in seine idealen Träume mit dem prosaischen Worte hinein:

„Na also, haste se abgeküßt?"

Er erklärte mir darauf, er wolle den Kellner bitten, ihm ein anderes vis-a-vis zu bestellen, dann im Tone der tiefsten sittlichen Entrüstung:

„Als ob sich solch ein unschutdiges Mädel gleich küssen läßt! Nach Hause habe ich sie ganz sittsam begleitet, dann habe ich ihr fein artig die Hand geküßt, bin nach Hause — pardon! hierher gegangen, im Herzen den Frühling, ein anderer besserer Mensch . . ."

„Ja," unterbrach ich seine Extase, „und hast mich gleich als anderer Mensch angepumpt, was juristisch übrigens sich gleich bleibt, du — nicht der andere Mensch — muß mir das Darlehn wiedergeben!"

Ich glaube, Karlchen haßte mich tief in diesem Augenblick. Ich kehrte mich aber nicht daran als ein an Kummer gewöhnter Staatsbürger, sondern bohrte den Stachel der Neugier tiefer in seine wunde Brust: „Du wirst sie jedenfalls fernerhin nicht mehr mit deinen Begleitungen belästigen, was, Karlchen? Soll ich dir morgen meinen Frack pumpen, damit du Besuch machen kannst? Du wirst doch als anderer Mensch und Ehrenmann sofort um sie anhalten; ich gratuliere dir übrigens gleich und schenke dir die 10 M. als Hochzeitsgeschenk!"

„O nein, morgen abend treffe ich sie wieder, die süße Kleine! Dein Spott ist mir ganz schnuppe!"

„Na — und wenn sie nicht kommt?"

„Sie kommt sicher — übrigens habe ich ja ein Pfand von ihr!" Er sagte es, als wenn er einen diplomatischen Geniestreich begangen hätte. „Sie hat mir ihren Ring als Pfand gegeben!"

„Zeig doch mal das Dings her," bat ich ihn. Er verweigerte es mir aber mit den Worten: „Nein, den geb ich nicht aus der Hand, er ist mir heilig!"

Ich beneidete ihn um seinen billigen Götzendienst und bohrte dann weiter in ihn:

„Und du hast ihr natürlich zwanzig Mark als Gegenpfand gegeben, nicht, Karlchen?"

„Erst haben vor Lachen: Sie wollte erst nichts haben, dann muß sie wol aber an meiner Uhrkette den Siegesthaler bemerkt haben, das arme Kind hat noch nie solch seltene Münze gesehn, na, da hab ich ihn ihr als Gegenpfand gegeben; eigentlich habe ich ein bißchen Gewissensbisse, sieh mal, er ist doch ein Konfirmationsgeschenk von meiner Tante Christine; na aber weißt du, er ist ja in den besten Händen und morgen krieg' ich ihn ja so wie so wieder . . . ."

Ich stimmte ihm lebhaft zu, das schien ihn zu beruhigen und so verlief der Abend in süßester Eintracht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Dage später sitz ich ganz friedlich zu Hause, lese den „Simpli", denk an nichts Böses, da stürzt Karlchen ins Zimmer mit flatternden Haaren — soweit vorhanden —, und abwechselnd totenblaß und puterrot. Ich drücke ihn mit der liebevollen Sorgfalt einer Diakonissin in einen Sessel, schneide ihm eine Cigarre ab, stecke sie ihm wie einem Kinde den Schnuller, ins

Mündchen; er fängt, Gott sei Dank, an zu rauchen, wie ein Ringbahnzug und dann kam die Beichte:

„Mensch, pump mir bloß schnell 10 Mark, ich muß mir einen Siegesthaler kaufen gehn!"

Ich bemerkte kalt: „Schon wieder einen? Sag mal, die will sich wol 'ne Münzsammlung anlegen?"

„Sprich mir nie mehr von diesem Weibe, dieser Schlange, diesem Ausbund aller Scheusäligkeiten."

Ahá! Ich pfiff verständnisinnig. „Also versetzt?" Er nickte todtraurig.

„Na tröste dich, alter Freund, das ist dir doch schon oft passiert, nicht wahr?" Wenn ich alter Freund sage, dann kommt immer eine riesig ruppige Gemeinheit.

„Ach, das ist ja nicht das Schlimmste," wimmerte er, „aber meine Tante Christine . . . ."

„Um Gotteswillen, hast du etwa geerbt?" fragte ich freudig erschrocken. „Aber nein, dann hättest du mich nicht nochmals angepumpt! Also, was ist mit der würdigen Dame?"

„Sie kommt heute!"

„Da solltest du dich freuen und nicht solch Boonekamp-of-Maag-Bitter-Gesicht machen, Freundchen!"

„Ja, aber mein Gott, bist du heut schwer von Begriff, wenn meine Tante Christine den Siegesthaler nicht mehr sieht . . . !"

Endlich ging mir ein Scheinwerfer auf.

„Armer Kerl!" sagte ich nur mitgefühlvoll und reichte ihm die zehn Mark zum Ankauf des neuen Sieglackthalers; „armer Kerl, aber sag mal, du hast doch noch den Ring!"

„Richtig," sagte er, ein Freudenstrahl verklärte sein Antlitz, „das hätte ich beinahe ganz vergessen, den laß ich dir als Unterpfand für die 10 M."

„Zwanzig," verbesserte ich ihn, doch da war er schon hinter der Thür — und da saß ich nun mit dem Liebespfand der Holden und überlegte, ob ich mir den Ring durch die Nase ziehen sollte, wie ich's verdiente, oder ihn Karlchen als ein ewiges Memento weiblicher Verstellung vor die Nase halten sollte; ich wählte das letztere. Mein Freund, der Juwelier, schätzte den Ring unter Brüdern auf 50 Pfg.; er nannte dabei das magische Wort: Wertheim!

Otto Luke.



Die Aufführung von Otto Borngräbers Giordano-Bruno-Tragödie: „Das neue Jahrhundert" in Leipzig.

Es war ein schönes Fest der monistischen Weltanschauung, das wir am 7. Juli im „Alten Theater" in Leipzig mitmachten. Was ich über das Drama Otto Borngräbers zu sagen habe, findet man in Nr. 24 dieser Wochenschrift. Es war keine leichte Aufgabe, der sich die Dresdener Hofschauspieler Paul Wiecke und Alice Politz mit den Künstlern des Weimarischen Theaters unterzogen. Aber eine umso dankbarere. Man darf die Lösung als eine vorläufig gelungene bezeichnen. Die große Gestalt Giordano Brunos, die wie ein Symbol der siegesgewissen Weltanschauung erscheint, die den Kampf aufgenommen hat gegen die Finsternis und den blinden Offenbarungsglauben, fand eine würdige Darstellung durch Paul Wiecke. Otto Borngräber, und alle, die seine Sache vertreten, dürfen es mit Dank begrüßen, daß ihr Held diesen Darsteller gefunden hat. Paul Wiecke erscheint um so bedeutender, je bedeutender die Aufgaben sind, die ihm gestellt sind. Er fand den rechten Ton für die Mitte, die hier einzuhalten war, zwischen dem Realismus, der als künstlerischer Begleiter notwendig zur monistischen Weltanschauung gehört, und jener monumentalen Kunst, die sich bewußt ist, daß durch sie eine Weltanschauung zum Ausdruck kommt, der der Stempel des Ewig-Wirksamen aufgedrückt ist. Das Gewicht dieser Weltanschauung lebte in dem edel-maßvollen Spiel Paul Wieckes sich vortrefflich aus. Herzenswarm und hoheitsvoll zugleich waren die Töne, die der Künstler anzuschlagen verstand. Durch Alice Politz fand die vornehme Dame Venedigs, die mit hingebungsvoller Seele die neue Lehre ergreift, eine treffliche Darstellung. Der Regie stellt das Drama und dürften wol auch die Verhältnisse, unter denen die Aufführung stattfand, keine geringen Aufgaben gestellt haben. Der Regisseur Grube vom Weimarer Hoftheater hat diese Schwierigkeiten meisterhaft bewältigt. Ihm gebührt besonderer Dank von Seite derjenigen, die ihre rückhaltlose Freude an der Festaufführung gehabt haben. Der Raum gestattet uns nicht mehr, als von den Andern, die sich um die gute Sache verdient gemacht haben, einige Namen zu nennen. — Wir heben heraus Herrn Krähe (Thomaso Campanella), Herrn Berger (Jesuit Lorini), Herrn Franke (Buchhändler Ciotto), Herrn Niemeyer (protestantischer Kerkermeister und Petrucci). Die Leipziger Studentenschaft hat sich um die Darstellung der Volksscenen verdient gemacht. Mit voller Befriedigung verließen wir das Theater und merkten dann erst bei der Nachfeier etwas von den Verdiensten, die sich so mancher „hinter den Coulissen" erworben hatte. Der flüchtige Abend hat uns natürlich da keinen vollen Einblick gewährt. Aber eines Mannes möchten wir denn doch noch gedenken: Burgs, aus dessen zufriedenen Mienen bei der Nachfeier die Sorgenfalten, die ihm die vorhergehenden Tage bei den Vorarbeiten gebracht haben, sich nicht ganz haben tilgen lassen. Das Erträgnis der Aufführung ist zum Besten des Schriftstellerheims in Jena bestimmt.

Rudolf Steiner.



Die Hamlet-Trilogie.

Eine Hypothese von **Eugen Reichel**.

(Schluß-Artikel.)

Da wir nach genauer kritischer Prüfung aller bedeutsamen Motive der uns überlieferten Hamlet-Tragödie zu der Erkenntnis gekommen sind, daß dieser Hamlet nicht von Shakespeare herrührt; daß er nur einige aus dem Zusammenhang gerissene Bruchstücke des Originalwerkes enthält, so wird sich in uns auch die Frage nicht mehr ertöten lassen: „Wie hat denn das Originalwerk ausgesehen?" Eine Beantwortung dieser tief berechtigten Frage soll hier versucht werden.

Es wird meinen Lesern noch in Erinnerung sein, daß wir gelegentlich auf Motive, auf Scenenstücke im „Hamlet" gestoßen sind, welche entweder auf Vorgänge

hinweisen, welche außerhalb des Rahmens des uns überlieferten Stückes liegen, oder auf innerhalb dieses Rahmens liegende Vorgänge, von denen wir nichts erlebt haben. Aus diesen Motiven und den erhalten gebliebenen echten Stücken der Handlung müssen wir nun versuchen, ein Ganzes herzustellen.

Ich habe in meiner „Shakespeare-Litteratur" (Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1886) zwar bereits einen derartigen Versuch gemacht; aber ich bekenne offen, daß er mir heute nicht mehr ganz genügt. Da ich zu jener Zeit mit dem (ich darf es ohne Ruhmredigkeit aussprechen) geradezu ungeheuren Problem, einem Problem wie es in dieser Furchtbarkeit und Schwierigkeit nie zuvor dem Menschengeiste entgegengetreten war, noch kämpfte (rein äußere Gründe veranlaßten mich, das Werk im Jahre der dreihundertsten Wiederkehr des vermutlichen Todesjahres Shakespeares an die Oeffentlichkeit zu bringen); so übersah ich die tausend Einzelheiten des Gesamtproblems noch nicht so klar wie heute. Auch heute stehe ich wahrscheinlich immer noch auf den Vorstufen der Erkenntnis, die in ihrer ganzen Pracht möglichenfalls erst einem auf meinen Fundamenten weiterbauenden Geiste aufgehen wird. So gebe ich denn hier eben nur das, was ich von dem heutigen Stande meiner Forschung und meines Künstler-Wissens aus geben kann.*)

Schon in meiner Betrachtung: „Der Freund Ophelias" habe ich kurz angedeutet, daß ich es aus zwingenden inneren Gründen für wahrscheinlich halte, daß die von Shakespeare geschaffene Tragödie „Hamlet" eine dreiteilige Handlung gehabt hat. Wie es nämlich einerseits für ausgeschlossen gelten muß, daß die politisch-revolutionäre Handlung, welche nur noch in zufälligerweise nicht beseitigten Motiv-Fetzen vorliegt, sich in dem engen Rahmen von höchstens zwei Akten entwickelt haben kann; so muß andererseits von einigen sehr bedeutsamen Motiven des uns überlieferten Stückes auf eine Handlung geschlossen werden, zu der diese, in unserem „Hamlet" sinnlosen, Motive gehörten. Auf Grund dieser Tatsachen wollen wir nun versuchen, uns die von Shakespeare geschaffene Trilogie „Hamlet" in der Idee neu zu erbauen.

Erste Handlung.

Der seinen Studien obliegende Kronprinz Hamlet wird durch die Verhältnisse gezwungen, als einer der Hauptfeldherrn des dänischen Heeres gegen den alten Fortinbras ins Feld zu ziehen. Er besiegt mit seiner jugendlichen Kraft, seiner Genialität den Norweger und schließt endlich einen Frieden mit ihm, der Dänemark viele Vorteile bringt. (Motiv: Siehe Horatios Erzählung in I. 1.)

Siegesfeier, zu deren Verherrlichung Schauspieler herangezogen werden, die dadurch zu Hamlet in Beziehung treten. (Motiv: Das rein zufällige Erscheinen der Schauspieler in II. 2 hängt als dramatisches Motiv in der Luft; es muß schon eine Beziehung vorhanden gewesen sein; und die läßt sich sehr wol auf ein solches Siegesfest zurückführen.)

Liebesscene zwischen Hamlet und Ophelia, in der wir erleben, wie Ophelia des Geliebten Schwüre „wie Honig" genießt. (Motive: III. 1 und „Troilus und Cressida IV. 2.)

Laertes erhält nach erfolgtem Frieden die Erlaubnis, nach Paris zu gehen. Er nimmt Abschied von Vater und Schwester und ermahnt diese, den Liebesschwüren des durch seine großen Erfolge zum erklärten Liebling des Volkes gewordenen Kronprinzen gegenüber vorsichtig zu sein. Die gleiche Ermahnung richtet Polonius (Corambis) an die Tochter. (Motiv: I. 3.)

Hamlet und Horatio treten sich nahe. Horatio spricht möglichenfalls davon, daß er von Rheticus, dem in Wittenberg lehrenden Verkündiger der neuen Wahrheit des Coppernicus, gehört und Neigung habe, dorthin zu gehen. Hamlet faßt den Entschluß, ebenfalls nach Wittenberg zu gehen, wenn sein königlicher Vater ihm dazu die Erlaubnis gibt. (Motiv: ergibt sich aus der Situation.)

Scene zwischen dem alten Hamlet und Gertrud. Hamlet kommt hinzu. Das Verhältnis zwischen Vater, Mutter und Sohn wird in knappen Strichen gezeichnet (eventuell erfolgt auch bei dieser Gelegenheit die Darlegung der rechtlichen Verhältnisse, durch welche die spätere Beiseiteschaffung Hamlets ihre Begründung erhält). Hamlet bringt seine Bitte vor und erhält die Einwilligung des Königs. (Motiv: ergibt sich aus der Situation.)

Erste Annäherungsversuche des Claudius. Gertrud, die sich an der Seite des alternden Königs unbefriedigt fühlen mag, blickt mit Wohlgefallen auf den jüngeren, ehrgeizigen Schwager. (Motiv: ergibt sich aus der Situation.)

Die ersten Bestrebungen des Claudius, vermutlich vom Klerus unterstützt, der in dem erfolgreichen und allzu frei denkenden Hamlet eine Gefahr für sich erblicken mag. (Motiv:? Liegt aber wol in der Situation.)

Hamlet geht, um seinen Studien die krönende Vollendung zu geben, nach Wittenberg. (Motiv: Liegt in der Situation.)

Polonius (Corambis) schickt Reinhold dem Laertes nach. (Motiv: II. 1. — Das Zwingende fehlt. Es muß hier etwas beseitigt worden sein, was möglichenfalls mit der später einsetzenden Intrigue des Claudius im Zusammenhang stand.)

Claudius weiht Polonius in seine Absichten ein und gewinnt an ihm ein williges Werkzeug. (Motive: II. 2 und III. 3.)

Claudius versichert sich der Beistimmung einiger Dänemark benachbarter Fürsten (vermutlich vor allem der des Polenfürsten), weil er anders nicht wol daran denken darf, die Früchte seines verbrecherischen Planes zu ernten. (Motiv: Liegt in der Situation.)

Ermordung des alten Hamlet und deren nächste Folgen.

*) Ich spreche auch diese Behauptung nicht nur in eitler Ueberschätzung meines Ringens und Erreichens aus. Wenn man sich die Schwierigkeit und Einzigkeit des mir gestellt gewesenen Problems vergegenwärtigen will, so braucht man nur an die schwersten Probleme zu denken, welche im Laufe der Jahrhunderte den Naturforschern, Astronomen, den Erfindern und Entdeckern sich aufdrängten und von ihnen gelöst wurden. Alle diese großen Köpfe standen vor einem fest und sicher Gegebenen, vor einem Zuverlässigen, dem sie ihre Denkarbeit widmen konnten. Ein Coppernicus stand vor einem festen System, in dessen bisherige Dunkelheit er nur mit dem Licht seines Geistes hineinzuleuchten brauchte, um es zu erkennen. Ein Kepler, ein Newton, ein Darwin — und wie die großen Männer, die Geber eines neuen Lichtes, eines neuen, das Wohl der Menschheit fördernden Werkzeuges, alle heißen: sie standen vor zuverlässigen Tatsachen, die sie kraft ihres Denkens und Schauens ergründen, und, oft durch scheinbare Zufälligkeiten begünstigt, feststellen konnten. Ich stand vor dem Unvernünftigen, Unzuverlässigen, dem Nichtgegebenen. Ich mußte mir die Welt, die ich durchforschen sollte, erst aus dem Nebel der Bacon-Ueberlieferung schaffen — das ist das Neue, das Einzige und noch nie dagewesene Schwere des Shakespeare-Problems.

Die Nachricht von dem Ereignis gelangt zu Hamlet und veranlaßt ihn zur Heimkehr. — Beisetzung des alten Hamlet.

Zweite Handlung.

Erster Aufzug. Erste Scene.

Ausklingen des Hochzeitsfestes, von dessen Jubel sich die schwermütige Trauer Hamlets vornehm abhebt. — Anspielung auf das sich ankündigende Fortinbras-Motiv. Voltimand und Cornelius werden nach Norwegen gesandt. Bitte Hamlets, nach Wittenberg zurückkehren zu dürfen (d. h. er schützt Wittenberg vor und meint das Ausland). Gegenbitte des Königs und der Königin. Hamlet verspricht, zu bleiben, und dem zu Ehren soll das Ende des Hochzeitsfestes mit allem Glanze begangen werden. — Monolog Hamlets: „O schmölze doch rc." (Motiv: I. 2.)

Zweite Scene.

Hamlet und Ophelia. Eine durch schwermütige Trauer gedämpfte Liebesscene. — Polonius (Corambis) befiehlt der Tochter, das Verhältnis mit Hamlet abzubrechen. (Motive: Liegen in der Situation.)

Dritte Scene.

Monolog Hamlets: „Sein oder nicht sein." (III. 1.) Hamlet brütet über das Geschehene, während aus der Nähe das Geräusch des Festes herübertönt. (Motiv: Einiges aus I. 4.) — Horatio tritt hinzu. (Motiv: III. 2.) Hamlet leiht seinem Verdacht gegen den König Worte. Horatio bringt neue Verdachtsgründe vor. Die Vermutung Hamlets (wenn sie nicht bereits mehr als Vermutung war) steigert sich zur Gewißheit. (Motiv: Liegt in der Situation und lugt hervor aus dem „Schreibtafel her!") Er beschließt, sich blöde zu stellen. (Motiv: Die entsprechenden Partien aus I. 5.)

Zweiter Aufzug. Erste Scene.

Ophelia trifft mit Hamlet in der Galerie zusammen und will ihm die Geschenke zurückgeben. Hamlet tritt ihr gegenüber zuerst als Blödling auf. — Monolog Ophelias: „O welch ein edler Geist —!" (Motive: III. 1.) — Bericht Ophelias über ihre Begegnung mit Hamlet.*) Polonius (Corambis) beschließt, dem Könige die Sache zu melden. (Motive: II. 1.)

Zweite Scene.

Rosenkranz und Güldenstern werden von dem königlichen Paare beauftragt, sich mit Hamlet zu beschäftigen und zu erforschen, was an seiner Verwandlung schuld sei. (Motiv: II. 2.) — Polonius (Corambis) teilt Claudius die vermeintliche Ursache von Hamlets Gestörtheit mit. (Motiv: II. 2.) (Claudius zweifelt und spricht Polonius gegenüber die Vermutung aus, daß Hamlet die Wahrheit wisse oder ahne und den Blödling nur spiele. Polonius macht sich anheischig, hinter das Geheimnis zu kommen. (Motiv: Liegt in der Situation.) — Scene zwischen Hamlet und Polonius. (Motiv: II. 2.) Polonius wird sich nicht ganz klar über die Situation, hält aber den Wahnsinn Hamlets für ernst.

*) Die Gründe, warum diese in „unserem" Stücke bekanntlich erst im dritten Akt unter den verdächtigsten Begleiterscheinungen stattfindende Scene von mir eine andere Stellung erhält, habe ich in der „Shakespeare-Litteratur" (S. 827 u. 871) entwickelt.

Dritte Scene.

Rosenkranz und Güldenstern versuchen es, Hamlet auszuforschen.*) — Anmeldung der Schauspieler. Vortrag des Schauspielers; Verständigung Hamlets mit ihm wegen des Schauspiels. Monolog Hamlets: „O welch ein Schurk —!" (Motive: II. 2.)

Dritter Aufzug. Erste Scene.

Unterhaltung des Königs und der Königin mit Polonius (Corambis), Rosenkranz und Güldenstern über Hamlet. Hinweisung auf das Schauspiel. (Motiv. III. 1.) — Hamlet und die Schauspieler. — Vorführung des Schauspieles, welches durch das Hinauseilen des Königs abgebrochen wird. Hamlet bleibt enttäuscht, qualzerrissenen Herzens mit Horatio allein zurück. — Rosenkranz und Güldenstern treten auf und melden Hamlet den Wunsch der Königin, mit ihm zu sprechen. (Motive: III. 2.)

Zweite Scene.

Große (vermutlich sehr erregte) Auseinandersetzung zwischen Claudius und Polonius (Corambis). Claudius ist sich darüber klar, daß er den gefährlichen Hamlet mit einem ehrenvollen Schein bis auf weiteres aus Dänemark verbannen muß. Er beschließt, ihn unter guter Bewachung zu Schiffe nach England zu senden. (Motive: Einiges aus III. 3 und III. 1.) — Polonius hört, daß Hamlet zur Königin geht und spricht seine Absicht aus, das Gespräch der beiden zu belauschen. (Motiv: III. 3.)

Dritte Scene.

Scene zwischen Hamlet und der Königin. Die Königin tritt auf die Seite Hamlets, der, da er sich Claudius gegenüber decouvriert hat, zunächst an seine Sicherung, dann aber auch an den offenen Kampf für sein Recht denken muß. — Polonius (Corambis), der, ohne Wissen der Königin, gelauscht hat, verrät sich und wird von Hamlet aus Notwehr niedergestoßen. (Motive: III. 4.) (Höhepunkt der zweiten Handlung.)

Vierter Aufzug. Erste Scene.

Bericht der Königin von der Tötung des Polonius (Corambis). Auch sie spielt nun im Interesse Hamlets eine falsche Rolle vor dem Könige. Claudius ist jetzt entschlossen, Hamlet, von dem er sich unmittelbar bedroht sieht, beseitigen zu lassen. — Rosenkranz und Güldenstern werden zu Hamlet gesandt, ein Bote zu Laertes nach Paris, der natürlich erst lange nach der Bestattung des Vaters in Helsingör eintreffen kann. — Hamlets Unterhaltung mit Claudius über die Leiche des Polonius (Corambis). Claudius befiehlt Rosenkranz und Güldenstern, Hamlet nicht mehr aus den Augen zu lassen und spricht es in seinem Monologe aus, daß er von England die Beseitigung Hamlets erwartet. (Motive: IV. 1—3. Das Motiv für die Absendung eines Boten an Laertes liegt in der Situation.)

Zweite Scene.

Auf dem Kirchhof (Hamlet und Horatio.) Bestattung des Polonius (Corambis).**) (Motive: V. 1.)

*) Vielleicht gehört hierher auch die kurze Scene zwischen Hamlet und Osrike in V. 1., die so kurz vor der „Katastrophe" sich äußerst seltsam ausnimmt.

**) Die Kirchhofsscene ist ein Problem für sich, über dessen endgiltige Lösung ich mir noch immer nicht ganz klar bin. Daß sie im

Dritte Scene.

Schilderung der Stimmung im Volke, welches durch die Tötung des Polonius (Corambis) in Erregung versetzt worden ist. Erste Anfänge einer Bewegung. (Motiv: liegt in den Aeußerungen des Claudius zur Königin IV. 5 und zu Laertes IV. 7.)

Fünfter Aufzug. Erste Scene.

In die in Helsingör herrschende Stimmung dringt die Meldung von dem Herannahen des Fortinbras. Die Erregung wächst. Claudius wird gezwungen, seine Aufmerksamkeit der herannahenden Gefahr zuzuwenden. (Motiv: Horatios Schilderung in I. 1.)

Zweite Scene.

Letzte Zusammenkunft Hamlets mit der Königin und Horatio. (Motiv: liegt in der Situation.)

Dritte Scene.

Hamlets Abreise nach England. Stilles Triumphieren des Claudius, weil er gewiß ist, von Hamlet befreit zu werden. Aber auch Hamlet scheidet nicht ohne jede Hoffnung aus Helsingör. Im Gegenteil: er sieht in dem Umstande, daß er jetzt der Beobachtung von Seiten des Königs entrückt wird, ein Mittel zur energischeren Betreibung seines Planes und glaubt, seine Sendung nach England irgendwie nutzbar machen zu können. (Motive: liegen in der Situation.)

(Schluß folgt.)



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Das Puppenspiel vom Erzzauberer Doktor Johann Faust. Tragödie in vier Akten und acht Bildern. Nach alten Mustern bearbeitet, auch mit einem Vor-, Zwischen- und Nachspiel, sowie einer Einleitung versehen von E. Mentzel. Frankfurt a. M.

Emmy von Egidy: Mensch unter Menschen. Dresden und Leipzig.

Hermann Schauenburg und sein Freundeskreis. Von Dr. Heinrich Meisner, Oberbibliothekar an der Kgl. Bibliothek zu Berlin. (Sammlung gemeinverst. wissensch Vorträge, herausgegeben von Rud Virchow. Neue Folge XV. Serie, Heft 339.) An den Namen Hermann Schauenburg's, des Arztes und Dichters, knüpft sich die Entstehung des ersten deutschen Commersbuches. Diese Schrift schildert Schauenburg im persönlichen und schriftlichen Verkehr mit Männern, wie Hoffmann von Fallersleben, Justinus Kerner, Freiligrath, Kinkel, Arndt, Wilhelm Müller, Fontane u. a. Auf den Bestrebungen dieses Dichterkreises wird durch die mitgeteilten Originalbriefe ein vielfach neues Licht geworfen. —

V. Akt nicht mehr am Platze ist, und daß in ihr nicht die Beisetzung Ophelias stattfinden kann, habe ich bereits in der „Shakespeare-Litteratur" (s. S. 827 und 429/82) nachzuweisen versucht. Es ist zweifellos, daß nicht Ophelia, sondern Polonius hier bestattet wurde. Da Laertes in IV. 6 sich über die „heimliche Bestatung" seines Vaters beklagt, so nehme ich für die ganze Scene eine zu den tiefsinnigen Betrachtungen Hamlets passende Abendstimmung an. Hamlet wird natürlich nicht um des Polonius willen veranlaßt, den Friedhof zu besuchen. Da er vor der zwangsweisen Verschickung nach England steht und eine dunkle Ahnung mit sich herumträgt, daß es bei dieser Verschickung wol auf seine Beseitigung abgesehen ist, so kommt er hierher, um seinem geliebten Vater noch einen letzten Besuch abzustatten — vielleicht auch, um hier mit Horatio unbewacht noch manches zu besprechen.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. **Rudolf Steiner.**

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 28. Juli 1900. Nr. 30.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Goethe-Studien.

a) Grund-Ideen.

Zum vollen Verständnis des Goetheschen Innenlebens, seiner Welt- und Lebensbetrachtung gelangt man nicht durch bloßes äußerliches Kommentieren seiner Werke. Man muß vielmehr auf den philosophischen Kern seines ganzen Wesens zurückgehen. Goethe war kein Philosoph im wissenschaftlichen Fachsinne, aber er war eine philosophische Natur.

Ich möchte diese Natur hier mit einigen Gedanken festhalten, um dann einmal Goethes Stellung zum Christentum zu kennzeichnen. In unserer reaktionären Gegenwart scheint es mir nicht unberechtigt zu sein, über das Verhältnis dieses führenden Geistes zu religiösen Fragen nachzudenken.

Der Mensch ist nicht zufrieden mit dem, was die Natur freiwillig seinem beobachtenden Geiste darbietet. Er fühlt, daß sie, um die Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen hervorzubringen, Triebkräfte braucht, die er selbst durch Beobachtung und Denken gewinnen muß. In dem menschlichen Geiste selbst liegt das Mittel, die Triebkräfte der Natur zu enthüllen. Aus dem Menschengeiste steigen die Ideen auf, die Aufklärung darüber bringen, wie die Natur ihre Schöpfungen zustande bringt. Wie die Erscheinungen der Außenwelt zusammenhängen, im Innern des Menschen wird es offenbar. Was der menschliche Geist an Naturgesetzen erdenkt: es ist nicht zur Natur hinzu erfunden; es ist die eigene Wesenheit der Natur; und der Geist ist nur der Schauplatz, auf dem die Natur die Geheimnisse ihres Wirkens sichtbar werden läßt. Was wir an den Dingen beobachten, das ist nur ein Teil der Dinge. Was in unserem Geiste emporquillt, wenn er sich den Dingen gegenüberstellt, das ist der andere Teil. Dieselben Dinge sind es, die von Außen zu uns sprechen, und die in uns sprechen. Erst wenn wir die Sprache der Außenwelt mit der unseres Innern zusammenhalten, haben wir die volle Wirklichkeit.

Der Geist sieht das, was die Erfahrung enthält, in zusammenhängender Gestalt. Er sucht Gesetze, wo die Natur ihm Tatsachen bietet.

Philosoph und Künstler haben das gleiche Ziel. Sie suchen das Vollkommene zu gestalten, das ihr Geist erschaut, wenn sie die Natur auf sich wirken lassen. Aber es stehen ihnen verschiedene Mittel zu Gebote, um dies Ziel zu erreichen. In dem Philosophen leuchtet ein Gedanke, eine Idee auf, wenn er einem Naturprozeß gegenübersteht. Diese spricht er aus. In dem Künstler entsteht ein Bild dieses Prozesses, das diesen vollkommener zeigt, als er sich in der Außenwelt beobachten läßt. Philosoph und Künstler bilden die Beobachtung auf verschiedenen Wegen weiter. Der Künstler braucht die Triebkräfte der Natur in der Form nicht zu kennen, in der sie sich dem Philosophen enthüllen. Wenn er ein Ding oder einen Vorgang wahrnimmt, so entsteht unmittelbar ein Bild in seinem Geiste, in dem die Gesetze der Natur in vollkommenerer Form ausgeprägt sind als in dem entsprechenden Dinge oder Vorgange der Außenwelt. Diese Gesetze in Form des Gedankens brauchen nicht in seinen Geist einzutreten. Erkenntnis und Kunst sind aber doch innerlich verwandt. Sie zeigen die Gesetze der Natur, die in dieser als Tatsachen herrschen.

Wenn nun in dem Geiste eines echten Künstlers

außer vollkommenen Bildern der Dinge auch noch die Triebkräfte der Natur in Form von Gedanken sich aussprechen, so tritt der gemeinsame Quell von Philosophie und Kunst uns besonders deutlich vor Augen. Goethe ist ein solcher Künstler. Er offenbart uns die gleichen Geheimnisse in der Form seiner Kunstwerke und in der Form des Gedankens. Was er in seinen Dichtungen gestaltet, das spricht er in seinen natur- und kunstwissenschaftlichen Aufsätzen und in seinen „Sprüchen in Prosa" in Form des Gedankens aus. Die tiefe Befriedigung, die von diesen Aufsätzen und Sprüchen ausgeht, hat darin ihren Grund, daß man den Einklang von Kunst und Erkenntnis in einer Persönlichkeit verwirklicht sieht. Das Gefühl hat etwas Erhebendes, das bei jedem Goetheschen Gedanken auftritt: hier spricht jemand, der zugleich das Vollkommene, das er in Ideen ausdrückt, im Bilde schauen kann. Die Kraft eines solchen Gedankens wird verstärkt durch dieses Gefühl. Was aus den höchsten Bedürfnissen einer Persönlichkeit stammt, muß innerlich zusammengehören. Goethes Weisheitslehren antworten auf die Frage: was für eine Philosophie ist der echten Kunst gemäß?

* * *

Was aus dem menschlichen Geiste entspringt, wenn dieser sich beobachtend und denkend der Außenwelt gegenüberstellt, ist die Wahrheit. Der Mensch kann keine andere Erkenntnis verlangen als eine solche, die er selbst hervorbringt. Wer hinter den Dingen noch etwas sucht, das deren eigentliches Wesen bedeuten soll, der hat sich nicht zum Bewußtsein gebracht, daß alle Fragen nach dem Wesen der Dinge nur aus einem menschlichen Bedürfnisse entspringen: das, was man wahrnimmt, auch mit dem Gedanken zu durchdringen. Die Dinge sprechen zu uns und unser Inneres spricht, wenn wir die Dinge beobachten. Diese zwei Sprachen stammen aus demselben Urwesen; und der Mensch ist berufen, deren gegenseitiges Verständnis zu bewirken. Darin besteht das, was man Erkenntnis nennt. Und dies und nichts anderes sucht der, der die Bedürfnisse der menschlichen Natur versteht. Wer zu diesem Verständnisse nicht gelangt, dem bleiben die Dinge der Außenwelt fremdartig. Er hört aus seinem Innern das Wesen der Dinge nicht zu sich sprechen. Deshalb vermutet er, daß dieses Wesen hinter den Dingen verborgen sei. Er glaubt an eine Außenwelt noch hinter der Wahrnehmungswelt. Aber die Dinge sind uns nur so lange fremd, so lange wir sie bloß beobachten. Für den Menschen besteht nur so lange der Gegensatz von objektiver äußerer Wahrnehmung und subjektiver innerer Gedankenwelt, als er die Zusammengehörigkeit dieser Welten nicht erkennt. Die menschliche Innenwelt gehört als ein Glied zum Weltprozeß wie jeder andere Vorgang.

Diese Gedanken werden nicht widerlegt durch die Tatsache, daß verschiedene Menschen sich verschiedene Vorstellungen von den Dingen machen. Auch nicht dadurch, daß die Organisationen der Menschen verschieden sind, so daß man nicht weiß, ob eine und dieselbe Farbe von verschiedenen Menschen in der ganz gleichen Weise gesehen wird. Denn nicht darauf kommt es an, ob sich die Menschen über eine und dieselbe Sache genau das gleiche Urteil bilden; sondern darauf, ob die Sprache, die das Innere des Menschen spricht, eben die Sprache ist, die das Wesen der Dinge ausdrückt. Die einzelnen Urteile sind nach der Organisation des Menschen und nach dem Standpunkte, von dem aus er die Dinge betrachtet, verschieden; aber alle Urteile entspringen dem gleichen Elemente und führen in das Wesen der Dinge. Dieses kann in verschiedenen Gedankennuancen zum Ausdruck kommen; aber es bleibt deshalb doch das Wesen der Dinge.

Der Mensch ist das Organ, durch das die Natur ihre Geheimnisse enthüllt. In der subjektiven Persönlichkeit erscheint der tiefste Gehalt der Welt. „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern" (Goethe, Winckelmann Nat.-Litt., Bd. 27, S. 42). Die moderne Naturwissenschaft spricht denselben Gedanken durch ihre Mittel und mit ihren Methoden aus. „Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers? Ja man kann sagen, was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modifizieren muß, um sie sich einigermaßen assimilieren zu können?" (Vergl. Sprüche in Prosa).

* * *

Wenn ein Ding durch das Organ des menschlichen Geistes seine Wesenheit ausspricht, so kommt die volle Wirklichkeit nur durch den Zusammenfluß von Beobachtung und Denken zustande. Weder durch einseitiges Beobachten, noch durch einseitiges Denken erkennt der Mensch die Wirklichkeit. Diese ist nicht als etwas Fertiges in der objektiven Welt vorhanden, sondern wird erst durch den menschlichen Geist in Verbindung mit den Dingen hervorgebracht. Wer ausschließlich die Erfahrung anpreist, dem muß man mit Goethe erwidern, „daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist" (vergl. Sprüche in Prosa). „Alles Faktische ist schon Theorie", d. h. es offenbart sich im menschlichen Geiste ein Gesetzliches, wenn er ein Faktisches betrachtet. Diese Weltauffassung, die in den Ideen die Wesenheit der Dinge erkennt und die Erkenntnis auffaßt als ein Einleben in das Wesen der Dinge, ist nicht Mystik. Sie hat aber mit der Mystik das gemein, daß sie die objektive Wahrheit nicht als etwas in der Außenwelt Vorhandenes betrachtet, sondern als etwas, daß sich im Innern des Menschen wirklich ergreifen läßt. Die entgegengesetzte Weltanschauung versetzt die Gründe der Dinge hinter die Erscheinungen, in ein der menschlichen Erfahrung jenseitiges Gebiet. Sie kann nun entweder sich einem blinden Glauben an diese Gründe hingeben, der von einer positiven Offenbarungsreligion seinen Inhalt enthält, oder Verstandes-Hypothesen und Theorien darüber aufstellen, wie dieses jenseitige Gebiet der Wirklichkeit beschaffen ist. Der Mystiker sowol wie der Bekenner der Goetheschen Weltanschauung lehnen sowol den Glauben an ein Jenseitiges, wie auch die Hypothesen über ein solches ab, und halten sich an das wirkliche Geistige, das sich in dem Menschen selbst ausspricht. Goethe schreibt an Jacobi: „Gott hat Dich mit der Metaphysik gestraft und Dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich mit der Physik gesegnet . . . . Ich halte mich an die Gottesverehrung des Atheisten (Spinoza) und

überlasse Euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt. Du hältst aufs Glauben an Gott, ich aufs Schauen." Was Goethe schauen will, ist die in seiner Ideenwelt sich ausdrückende Wesenheit der Dinge. Auch der Mystiker will durch Versenkung in das eigene Innere die Wesenheit der Dinge erkennen; aber er lehnt gerade die in sich klare und durchsichtige Ideenwelt ab als untauglich zur Erlangung einer höheren Erkenntnis. Er glaubt nicht sein Ideenvermögen, sondern andere Kräfte seines Inneren entwickeln zu müssen, um die Urgründe der Dinge zu schauen. Gewöhnlich sind es unklare Empfindungen und Gefühle, in denen der Mystiker das Wesen der Dinge zu ergreifen glaubt. Aber Gefühle und Empfindungen gehören nur zum subjektiven Wesen des Menschen. In ihnen spricht sich nichts über die Dinge aus. Allein in den Ideen der Naturgesetzmäßigkeit sprechen die Dinge selbst. Die Mystik ist eine oberflächliche Weltanschauung, trotzdem die Mystiker den Vernunftmenschen gegenüber sich viel auf ihre „Tiefe" zugute tun. Sie wissen nichts über die Natur der Gefühle, sonst würden sie sie nicht für Aussprüche des Wesens der Welt halten; und sie wissen nichts von der Natur der Ideen, sonst würden sie diese nicht für flach und rationalistisch halten. Sie ahnen nicht, was Menschen, die wirklich Ideen haben, in diesen erleben. Aber für viele sind Ideen eben bloße Worte. Sie können die unendliche Fülle ihres Inhaltes sich nicht aneignen. Kein Wunder, daß sie ihre eigenen ideenlosen Worthülsen als leer empfinden.

* * *

Wer den wesentlichen Inhalt der objektiven Welt in dem eigenen Innern sucht, der kann auch das Wesentliche der sittlichen Weltordnung nur in die menschliche Natur selbst verlegen. Wer eine jenseitige Wirklichkeit hinter der menschlichen vorhanden glaubt, der muß in ihr auch den Quell des Sittlichen suchen. Denn das Sittliche im höheren Sinne kann nur aus dem Wesen der Dinge kommen. Der Jenseitsgläubige nimmt deshalb sittliche Gebote an, denen sich der Mensch zu unterwerfen hat. Diese Gebote gelangen zu ihm entweder auf dem Wege einer Offenbarung, oder sie treten als solche in sein Bewußtsein ein, wie es beim kategorischen Imperativ Kants der Fall ist. Wie dieser aus dem jenseitigen „An sich" der Dinge in unser Bewußtsein kommt, darüber wird nichts gesagt. Er ist einfach da, und man hat sich ihm zu unterwerfen.

Goethe läßt das Sittliche aus der Naturwelt des Menschen entstehen. Nicht objektive Normen und auch nicht die bloße Triebwelt lenken das sittliche Handeln; sondern die zu sittlichen Ideen gewordenen natürlichen Triebe des tierischen Lebens, durch die sich der Mensch selbst die Richtung giebt. Ihnen folgt er, weil er sie liebt, wie man ein Kind liebt. Er will ihre Verwirklichung und setzt sich für sie ein, weil sie ein Teil seines eigenen Wesens sind. Die Idee ist die Richtschnur; und die Liebe ist die treibende Kraft in der Goetheschen Ethik. Ihm ist Pflicht, „wo man liebt, was man sich selbst befiehlt."

Ein Handeln im Sinne der Goetheschen Ethik ist zwar naturgemäß bedingt, aber ethisch frei. Denn der Mensch ist von nichts abhängig, als von seinen eigenen Ideen. Und er ist niemandem verantwortlich als sich selbst. Ich habe bereits in meiner „Philosophie der Freiheit" (Berlin, Emil Felber) den billigen Einwand entkräftet, daß die Folge einer sittlichen Weltordnung, in der jeder nur sich selbst gehorcht, die allgemeine Unordnung und Disharmonie des menschlichen Handelns sein müßte. Wer diesen Einwand macht, der übersieht, daß die Menschen gleichartige Wesen sind und daß sie deshalb niemals sittliche Ideen produzieren werden, die durch ihre wesentliche Verschiedenheit einen unharmonischen Zusammenklang bewirken werden.

Rudolf Steiner.

(Fortsetzung folgt.)



Neapel.

Vier Oden von Heinrich von Schoeler.

I.

Dolce far niente.

(Systema Alcaicum.)

Die Sonne sendet sengende Strahlen her,
Ermattet ruht der glühende Meeresgolf —
Ich lieg' im Schatten kühl geborgen,
Träumenden Sinns und mit heit'rer Seele.

Gleichwie im Meere, leuchtend und wundersam,
In meinem Herzen spiegelt der Himmel sich:
Der Sonne Wiederschein erleuchtet
Zauberisch mir auch die eigne Seele.

Gedanken sind Sorrentos Gebirge mir,
Pompejis Trümmer ernste Erinnerung,
Das blaue Meer beglückte Stimmung,
Hohes Gefühl des Vesuvs Konturen!

Und Capris zarte Form, meiner Sehnsucht Ziel —
Ein Traumesbild das liebliche Ischia —
Orangenblüten, Rosen, Veilchen
Duften so süß, mir den Sinn berauschend!

Was störst du, Welt, mit lautem Getöse mich?
Was mahnst du mich zu trockner Gelehrsamkeit?
Die Wissenschaft weiß keine Antwort —
Unaufgelöst sind des Lebens Rätsel.

Was hilft es da, vergebens zu martern sich —
Das Wissen löst des Daseins Geheimnis nicht:
Nur Gram und Mühsal birgt das Schicksal,
Leiden und Schmerz sind das Los der Menschen.

Drum laßt mich ruhn am herrlichen Meeresgolf,
Laßt träumen mich von besseren Welten hier:
Die Sonne strahlt Versöhnung, Frieden —
Frei wird das Herz von des Lebens Sorge.

* * *

II.

Malvasierwein.

(Systema Alcaicum.)

In düstrer Schenke sitz' ich beim Lampenschein —
Die Wände rauchig, steinern des Bodens Fließ —
Doch glüht im Glase, dunkelgoldig,
Feuriger Saft süßer Edeltrauben.

Neapel, Stadt bestrickenden Widerspruchs!
Du Zauberland, doch finsteren Elends voll:
So strömt des Giftes unheilvoller
Tödlicher Hauch oft aus edler Schale!

O sonn'ger Wein, du führst mich in Traumesland —
Zum blauen Meer, zum üpp'gen Sizilien —
Wo deine Reben, schönheittrunken,
Südliche Glut in Aroma wandeln!

Des Südens Hauch umschwebt deinen süßen Schmelz:
Citronenblüten-, Rosen-, Orangenduft —
In einen Tropfen flüss'gen Goldes
Drängt sich die Pracht des ital'schen Landes!

Doch steigt ein finst'rer Schatten vom Glase auf —
Dem milden Dufte mischt sich des Todes Bild:
Ein bleiches Haupt gebrochnen Auges,
Herzog Clarence, deines Tods Erinn'rung!

So zieht sich oft, durch heitere Stunden selbst,
Im Leben eine düstre Erinnerung;
Erhab'ne Schauer fassen häufig
Mitten im Glück die erschreckte Seele.

* * *

III.

Sonnenaufgang.

(Systema ionicum.)

Leise klärt sich schon der Himmel gegen Osten zart opalgrau;
Um die dunkle Silhouette des Vesuvs am Firmamente
Zittert sanfte Morgendämmrung.

Auf der Chiaia lagern schwarze Schattenschleier, und im Westen
Ruht der Hügel Posilip in tiefem Schlummer; durch die Pinien
Funkelt einsam noch ein Sternbild.

Tief zur Erde beugt die Nacht sich; heller wird die Atmosphäre,
Leicht beryllgrün hoch im Osten, türkisblau am Horizonte,
Wo die Wolken rosig glimmen.

Amethysten färbt das Meer sich und in violette Nebel
Hüllt sich Capri tief verschleiert; die Natur durchrieseln fröstelnd
Ahnungsschauer neuen Lebens!

Die gewalt'gen Apenninen bergen noch der Sonne Nahen:
Doch schon zuckt am Posilip der ersten Strahlen goldnes Spielen,
Von den Fenstern sprühen Blitze.

Und am Meeresufer rauschen glitzernd die smaragdnen Wellen,
Feurig prangt der ganze Osten und am leuchtend blauen Himmel
Glühen purpurgoldne Wolken.

Eilig streift die Mergellina von sich ab die Schattendecke,
Fahl erblaßt das Häuserchaos, frisches Grün belebt die Gärten,
Alles schwimmt in weichem Lichtmeer —

Da erscheint im hohen Aether strahlend schon der Sonne Diskus
Und der Tag vollendet glänzend auf der nächtlich grauen Skizze
Das erhab'ne Bild Neapels.

* * *

IV.

Napoli!

(Systema Asclepiadeum primum.)

Ungeheures Gewühl wälzt durch die Straßen sich —
Eine halbe Million muntren Campanervolks!
Lautes Peitschengeknall, rasselnder Wagen Lärm,
Kirchenglockengeläut, Straßenverkäuferruf,
Lang austönender Pfiff warnender Dampfschiffe,
Markdurchdringend und gell zahlloser Esel Schrei,
Dumpfes Ochsengebrüll, Pferdegewieher zu
Wüstem Straßenkonzert schrill durcheinander schallt —
Und vom Hafen erdröhnt tief der Geschütze Baß.
Herdenweise durchziehn meckernde Zickelein,
Eselinnen und frischkalbende Kühe oft
Glockenklingelnd die Stadt, spendend die süße Milch.
Schwerbeladen mit Wein, Früchten, Gemüse und Oel,
Maccaroni und Mehl, von der Campagna her,
Poltern mächtige Karr'n ächzend und dumpf dahin.
Heimwärtskehrend vom Meer, landen ohn' Unterlaß
Fischerbarken am Strand, köstlicher Beute voll;
Und gigantisch im Golf regt sich der Weltverkehr:
Drohend starren in Erz Panzerfregatten, mit
Schwerem Riesengeschütz — ernste Symbole der Zeit!
Kauffahrteischiffe stolz, friedlich und segensreich
Ruhen freundlich und still, harrend der neuen Fahrt.
Und nach Capri, Sorrent oder nach Ischia
Eilen rastlos und flink durch die smaragdne Flut
Muntre Dampfer, gefüllt mit einer lust'gen Fracht
Von Touristen: vergnügt, sorglos und sparsam stets!



Die Hamlet-Trilogie.

Eine Hypothese von **Eugen Reichel.**

(Schluß-Artikel.)

Abschluß der zweiten Handlung und Ausblick auf die **dritte Handlung.**

Claudius glaubt, Hamlet los zu sein und richtet jetzt seine ganze Wirksamkeit auf die Abwehr des herannahenden Fortinbras.

Ophelia wird wahnsinnig (?).

Laertes kehrt nach Helsingör zurück und tritt Claudius, zwar als Untertan, aber doch als ein Rechenschaft Fordernder entgegen. (Motive: Einiges aus IV. 2 u. 7.)

Hamlet hat entweder den Tribut in England eingezogen oder er ist, da er hinter die Absichten des Claudius gekommen ist, seinem Schiff entronnen und zu Fortinbras gestoßen, mit der festen Absicht, sich der Hilfe dieses Claudius-Gegners (der allerdings zugleich ein Feind seines Vaterlandes ist) zu bedienen. Er bietet Fortinbras das Stück Land, das er vor Jahren seinem Vater abgenommen, als Gegengabe, wenn er ihn unterstützt. Beide ziehen jetzt gemeinsam Claudius entgegen. (Motive: liegen in der Situation.)

In Helsingör arbeiten inzwischen Horatio und die Königin für die Sache Hamlets. (Motiv: liegt in der Situation.)

Andererseits sammelt Claudius alle Kräfte zur Verteidigung. Laertes und einige befreundete Fürsten*)

*) Fortinbras sagt bekanntlich in V. 2: „O stolzer Tod, welch

schließen sich ihm an. Die Masse des vom Clerus bearbeiteten Volkes schließt sich an Claudius und wütet gegen den sein eigenes Vaterland bekriegenden Hamlet. Daraus erwächst die Katastrophe. England, auf dessen Beistand und Zustimmung Hamlet augenscheinlich gerechnet hat („Ich kann von England nicht die Zeitung hören"), hält sich in der Reserve. (Motive: liegen in der Situation.)

Claudius, Laertes, die Königin, Hamlet und andre mitkämpfende Fürsten gehen zu Grunde. Hamlet vermacht das ihm, nach dem vorhergegangenen Tode des Claudius zugefallene Kronrecht an Fortinbras. (Motive: schimmern durch V. 2. Schluß.)

* * *

Ich habe die erste und die dritte Handlung (wie ich sie für wahrscheinlich halte), nur in loser, ganz dürftiger Uebersicht entwickelt, weil hier vorläufig jeder Anhaltspunkt zu einer scenischen Gliederung fehlt, und es vermessen wäre, einem so weit ausgreifenden Plane gegenüber feststellen zu wollen, welche Gliederung im einzelnen er durch den Genius Shakespeares erhalten haben könnte. Dies ist schon deshalb so gut wie unmöglich, weil vor der Hand eben nur Vernunftgründe für den von mir im Großen entworfenen Plan sprechen — die Motive lassen uns hier fast ganz im Stich; und nur die Hoffnung darf ausgesprochen werden, daß sich ein wesentlicher Teil dieser Motive doch vielleicht noch wird finden lassen.

Meine Hoffnung stützt sich auf ganz bestimmte Tatsachen. Wie einige, zweifellos Hamlet, dem Gelehrten, zugehörende Verse im „Sturm," in „Troilus und Cressida" und „Maß für Maß" Unterkommen gefunden haben; so scheint mir die sehr gelungene Kneipscene im zweiten Akt des über alle Maßen thörichten „Othello" (in welcher der Italiener Jago sehr auffallender Weise von England spricht, bei seinen Vergleichen immer von Dänen, Deutschen und Holländern redet und den Dänen eine gewisse Vorzugsstellung einräumt), ebenfalls ein dem „Hamlet" zugehörendes Bruchstück zu sein, das entweder in die erste oder in die dritte Handlung hineingehören dürfte.*) Haben wir nun einigen Grund, anzunehmen, daß diese Partien, dem „Hamlet" entzogen und für andere „Pläne" verwertet wurden (dergleichen Fälle habe ich in meiner „Shakespeare-Litteratur" bereits für einige andere Shakespeare-Dramen zur Evidenz gebracht), so sind wir auch zu der Annahme berechtigt, daß sich in den übrigen „Dramen" noch manches versteckt halten wird, was dem Gesamtplan des „Hamlet" zugehört. Wenn solche Funde gemacht würden, so dürfte sich auch vielleicht noch mancher andere neue Gesichtspunkt, manches neue, den weit ausgreifenden Plan der Trilogie noch bereichernde Motiv gewinnen lassen. Wie ich z. B. die Vermutung nicht abweisen kann, daß „unser" Polonius bei Shakespeare (entprechend der Bezeichnung in der „ersten Quarto" von 1603) wirklich Corambis geheißen hat, während bei ihm Polonius ein polnischer Fürst gewesen sein mochte, der in der großen politischen Handlung auf Seiten des Claudius stand und möglichenfalls überhaupt eine bedeutsame Rolle zu spielen hatte;*) so können sich auch vielleicht für Laertes, Ophelia, Horatio und andere Gestalten (z. B. für Rosenkranz und Güldenstern, zu deren Tötung Hamlet nach Horatios Versicherung „nie Befehl gab") ganz neue Züge, ganz überraschende Motive ergeben, welche den von mir hypothetisch skizzierten Plan teils erweitern, teils berichtigen würden. Wie gesagt: die Möglichkeit, daß derartige Funde gemacht werden, halte ich nicht nur nicht für ausgeschlossen, ich halte sie sogar für höchst wahrscheinlich**) — nur setzt

Fest geht vor in deiner ewigen Zelle (?!) — Daß du auf einen Schlag so viele Fürsten so blutig trafst!" Auf Claudius und Hamlet allein kann doch dies nicht bezogen werden; es müssen doch, wie dies ja auch bei einem Kriege ganz natürlich ist, wirklich „viele Fürsten" im Kampfe gestanden haben.

*) Da aus den Worten, welche Jago in einem späteren Stadium der Scene zu Cassio spricht, das Gesicht Falstaffs hervorzulugen scheint, so habe ich zuweilen auch gedacht, die, trotz mancher „Interpolationen", sehr kunstvoll gearbeitete Scene könnte zu einem der Königsdramen gehören. Ich will, da sich hierüber vorläufig nichts Genaues feststellen läßt, diese Möglichkeit bis auf weiteres nicht abweisen; neige aber, da „Jago" das Zechen in England gelernt haben will, nach wie vor der Meinung zu, daß die Scene zum „Hamlet" gehört und in Beziehung steht zu der an ihrem Ort völlig in der Luft schwebenden Rede Hamlets gegen das Zechen in I. 4. „Othello" spricht bekanntlich von einem „Kriegsplatz" auf dem noch „alles wild" sei, sodaß das Verhalten „Cassios" um so tadelnswerter erscheine. Da in „Cypern" jedoch alles ruhig ist und man dem edlen Othello vor seinem Schlosse sogar ein Ständchen bringt, so ist es ohne weiteres klar, daß die zwei Situationen sich nicht decken. Die ganze Situation, die Tatsache, daß „Othello" mit drakonischer Strenge vorgeht: das alles deutet darauf, daß hier wirklich Kriegszustände herrschen. Der Othello dieser Scene dürfte möglichenfalls unser, das „wüste Zechen" streng verurteilende Hamlet sein, der sich hier als regierende Persönlichkeit kund tut; Cassio einer von seinen Getreuen, den er sich durch seine Strenge zum Feinde macht. Jago wäre dann eine Gestalt, für die man allerdings im Rahmen des „Hamlet" erst einen Platz suchen müßte. In Frage käme, wie schon gesagt, nur die erste oder die dritte Handlung.

*) Bacon warf diese Gestalt, als für seinen „Plan" überflüssig, wahrscheinlich fort und verwertete dann den schöner klingenden Namen an Stelle des weniger tönenden Namens Corambis. Nur so läßt sich die merkwürdige aber an sich ganz belanglose Namensänderung erklären.

**) Um gleich ein Beispiel zu geben, wie man „Hamlet"-Motive in den anderen Stücken finden könnte, will ich hier dem „Sturm" eine kurze Betrachtung widmen. Dieses ganz unsinnig-verworrene, jeder vernünftigen Handlung, jeder Charaktergestaltung entbehrende, einer ernsthaften Kritik durchaus unwürdige Stück (das nach einem älteren Roman oder Theaterstück „geschaffen" zu sein scheint, nach welchem auch Calderon sein wesentlich besseres Stück „In diesem Leben ist alles Wahrheit und alles Lüge" und Jakob Ayrer seine „schöne Sidea" arbeitete) bietet nämlich verschiedene, für die „Handlung" durchaus unverwertet gebliebene Einzelheiten, welche auf die Meisterhand Shakespeares schließen lassen. Von diesen Einzelheiten gehören einige (z. B die wertvollen Ariel-Motive) zweifellos dem „Johannisnachttraum" an, während einige andere sehr wahrscheinlich dem „Hamlet" entzogen worden sind. Ich deute zunächst auf die Gestalt Prosperos hin, der im „Sturm" zwar die seltsame Rolle eines in mittelalterlichen Anschauungen steckenden Zauberers spielt, aber doch hin und wieder sehr bedeutsame Züge aufweist. Das für uns wichtigste Moment dürfte sein, daß Prospero ein Gelehrter ist, den, weil ihm „sein Büchersaal Herzogtums genug war", sein Bruder „für weltlich Regiment ungeschickt hielt" und deshalb vom Throne verdrängte (I, 2). Dieser Bruder (Antonio heißt er im „Sturm") sagt nun in II, 1 auf gewisse, sehr deutliche Anspielungen hin: „Des Bruders Diener, die damals meine Kameraden waren, sind meine Leute jetzt"; und erwidert auf die Frage Sebastians: „Doch Eu'r Gewissen?" ganz im Sinne des Claudius, und der Gewissenlosigkeit dieses Mannes entsprechend: „Ei, Herr, wo sitzt das?" „Ich fühle die Gottheit nicht im Busen." — Wenn wir uns nun vergegenwärtigen, daß Hamlet seinen Vater für das höchste Muster eines Mannes hält, daß dem gelehrten, genialen Sohne sehr wahrscheinlich ein wenigstens den Studien geneigter Vater (der schon dadurch dem Bruder Claudius so unähnlich sein mochte, wie ein Herkules dem jungen Hamlet) entsprochen haben wird: so gehen wir vielleicht nicht fehl, wenn wir in dem vom Throne beseitigten Prospero den alten Hamlet ansprechen. Ein anderes, sehr bemerkenswertes Motiv gibt uns hierzu einige Berechtigung. Caliban, eine Gestalt, die, von einigen rohen Verzeichnungen und verschiedenen, nicht in seinen Mund passenden vornehmen Wendungen abgesehen, sehr wol für ein Geschöpf Shakespeares gelten darf, bekommt nämlich im Verlaufe des Stückes ganz merkwürdige Tendenzen; er wird eine Art von Revolutionär und Anstifter zum — Fürstenmorde. Es scheint ihm nämlich darum zu tun zu sein, Prospero zu beseitigen; und so sagt er (III, 2) zu Stephano die

sie eine Arbeit voraus, deren Schwierigkeit niemand so klar erkennen kann wie der, welcher die weit schwierigeren Arbeiten, welche die Klärung und Klarstellung des Gesamtproblems nötig machten, hinter sich hat. Rudolf Steiner (den ich hier in tiefer Seelenbewegung meinen Freund nenne) ist wol gelegentlich bemüht gewesen, mich zu dieser neuen Arbeit anzuregen, weil er einsehen mag, daß sie eigentlich nur von mir ausgeführt werden kann. Aber es fehlt mir, dem ermüdeten, bereits auf absteigender Lebensbahn sich befindenden und doch auch seine eigenen künstlerischen Ziele verfolgenden, ganz besitzlosen Manne die Zeit dazu und vielleicht auch schon die Kraft. Etwa 30 Stücke daraufhin sorgfältig zu prüfen, ob sie „Hamlet“-Motive enthalten — ich bekenne offen, daß mir (nach alle dem was ich in dieser Beziehung an Arbeitsleistungen hinter mir habe) schon bei der Vorstellung schwindelt. Ständen mir Hilfskräfte zur Verfügung, so ließe sich die Arbeit vielleicht durchführen. Aber selbst wenn ich über sie verfügte: wer bürgte mir für ihre Zuverlässigkeit, für ihre Befähigung, solche Motive so gleich zu erkennen? Und schließlich — in einer großen Hauptsache werden wir wol stets die Unwissenden, Unaufgeklärten bleiben: die von Bacon aus allen politischen Tragödien des großen Meisters beseitigten politisch-revolutionären Motive sind (wenn sie nicht etwa noch unter nachgelassenen Papieren Bacons entdeckt werden) für immer als verloren zu betrachten — und damit ist jede Hoffnung so gut wie begraben, daß es einem emsigsten, urteilsfähigsten Motiven-Sucher einmal glücken könnte, uns den vollständigen „Hamlet“ wiederzugewinnen. Im günstigsten Falle kann ein größeres, motivenreicheres Fragment geschaffen werden — ein Torso wird „Hamlet“ wol unter allen Umständen bleiben. Aber freilich: auch ein solcher Torso wäre ein Schatz von unermeßlichem Werte für die Menschheit; selbst eine Venus von Milo, ein Hermes: sie würden neben diesem „Hamlet“-Torso zu Kleinigkeiten werden.

Wenn es jedoch im Laufe der Zeit gelingt, dieses Hauptwerk Shakespeares in seiner ganzen, reichen Gestalt für die Menschheit zurückzugewinnen, dann würde man in diesem „Hamlet“ allerdings „das herrlichste Menschenwerk aus Dichterhand“, den „schwer überschreitbaren Kulminationspunkt der tragischen Poesie“, der „dauern muß bis zum letzten Dichter im letzten Menschen (?!)“ nicht nur in der, meinem Kopfe angehörenden Idee, sondern in unvergänglicher Wirklichkeit vor sich haben. Dann erst wären alle die großen Worte der verschiedenen „Hamlet“-Bewunderer, auch die soeben mitgeteilten von Hermann Conrad, berechtigt; während sie, auf den uns überlieferten Hamlet angewendet, eine Blasphemie sind und nur die vollständige Urteilslosigkeit und Blindheit der Bewunderer des Baconschen Machwerkes offenbaren.

---

sehr verdächtigen Worte: „'s ist bei ihm (Prospero) die Sitte, des Nachmittags zu ruhen; du kannst ihn würgen &c. Sie hassen alle ihn so eingefleischt wie ich &c.“ Caliban bezieht das „Alle“ zwar auf die „Geister“; aber es liegt unmittelbar nahe, die Worte so zu verstehen, als ob Caliban sagen will: er ist unbeliebt; du brauchst nicht zu fürchten, daß irgend jemand dir Widerstand leisten wird, wenn du den Schlafenden umbringst. Nehmen wir nun an, daß Polonius (Corambis) der Helfershelfer des Claudius gewesen ist, und sich, um die Bluttat nicht selbst verüben zu müssen, eines tiefer stehenden Subjekts bedient habe; so dürfen wir vielleicht annehmen, daß Caliban und Corambis (Polonius) eine Person sind, und daß der, von Caliban zum Meuchelmord überredete Stephano der inferiore Helfershelfer des Polonius (Corambis) ist. So erscheinen auch die Worte des Caliban:

„Mein bester Fürst, bewahr' mir deine Gunst;
Sei ruhig; denn der Preis, den ich dir schaffe,
Verdunkelt diesen Unfall; drum sprich leise;
's ist alles still wie Nacht“

genau in den Mund des Polonius (Corambis) zu passen, während sie im Munde des Tier-Menschen Caliban so unpassend wie möglich klingen. Jenes Wort spricht offenbar ein Höfling zu seinem durch irgend eine Ungeschicklichkeit beunruhigten Herrn, zu dessen Vorteil er tätig ist — ganz in dem Sinne wie wir dies von Polonius (Corambis) annehmen müssen.

Nun bietet der „Sturm“ aber noch ein Motiv, das zu den oben betrachteten Motiven in Beziehung steht. Antonio, der bekanntlich Prospero vom „mailändischen“ Throne verdrängt hat, überredet nämlich Sebastian, den Bruder Alonsos, des Königs von Neapel, den Bruder zu beseitigen, an seiner Statt über Neapel zu herrschen, weist auf den günstigen Umstand hin, daß die nächste Thronerbin, Claribella, weit wohnt (sie ist nach „Tunis“ verheiratet) und daher „von Neapel keine Zeitung erhalten“ könne. Die in Tunis wohnende „Claribella“ scheint mir nur mit dem in Wittenberg weilenden Hamlet sehr nahe verwandt zu sein; dieser kann ja auch erst die böse Nachricht erfahren, als es für ihn schon zum vorbeugenden Handeln zu spät ist. Wie Claudius mit Antonio identisch zu sein scheint, so ist er es nun aber wol auch mit dem Sebastian dieser Situation; d. h. mit einigen Hauptmotiven des Individual-Motives Claudius, sind im „Sturm“ Antonio und Sebastian flüchtig ausgestattet worden, die zwar zwei verschiedene Personen zu sein scheinen, in Wahrheit jedoch ein und dasselbe Motiv (Beseitigung des herrschenden Bruders) darstellen. Aber Antonio ist in der Scene (II, 1) zugleich auch ein Stück von Polonius (Corambis), der den ehrgeizigen „Bruder“ (Claudius) in dessen Sinne zur Beseitigung des königlichen Bruders anregt.

Schließlich wäre einiges aus der Liebesscene zwischen Ferdinand und Miranda (III, 1) für eine Liebesscene zwischen Hamlet und Ophelia in Anspruch zu nehmen. So z. B. die schöne Partie: „Bewunderte Miranda (Ophelia)! &c.; und die tiefsinnige Betrachtung Prosperos in IV, 1 würde dann ebenfalls in eine, wenn auch spätere, Liebesscene hineingehören.

Als „Hamlet“-Motive kämen also in Betrachtung:

1. Für die erste Handlung der Trilogie: Der alte, an die Mittagsruhe gewöhnte, den Studien ergebene Prospero (Hamlets Vater) — die erwünschte Anregung des Sebastian (Claudius) zum Brudermorde von Seiten Antonios (Corambis-Polonius) — die Bearbeitung eines Meuchelmörders durch Caliban (Corambis-Polonius) — die Unterredung zwischen Caliban (Polonius) und Stephano, beziehungsweise Trinculo (Claudius) — und einiges aus der Liebesscene zwischen Ferdinand und Miranda.
2. Für die zweite Handlung der Trilogie: wahrscheinlich die im Munde Prosperos manchmal recht seltsam klingende, durch die wiederholten thörichten Fragen, ob Miranda auch zuhöre, vielfach unterbrochene Erzählung von der Beseitigung Prosperos durch den „Oheim“ der Miranda (sie ist meiner festen Ueberzeugung nach dem Horatio zuzulegen, der den entfernt gewesenen Hamlet durch diese Mitteilungen über die Vorgänge, welche zur Beseitigung des alten Hamlet führten, unterrichtet) — die Unterredung zwischen Antonio und Sebastian in II, 1 — und die Betrachtung Prosperos in VI, 1.

Das Problem Börne.

Von S. Lublinski.

Rudolf Steiner hat die beiden Schlußbände meines Werkes „Litteratur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert“ einer eingehenden und liebevollen Besprechung gewürdigt. Autoren sind seltsame Leute: sie sind nicht einmal immer ganz zufrieden, wenn man sie lobt, und es gehört wol zu den Naturnotwendigkeiten des Daseins, daß ein Schriftsteller, mag ihm der Tenor einer Besprechung auch noch so süß eingegangen sein, hinter Einzelheiten immer noch sein Fragezeichen setzt. Darum keine Feindschaft, und ich würde mit diesen internen Schriftstellerfreuden und Leiden das Publikum des „Magazin“ wahrlich nicht belästigen,

wenn es sich nur um mich und meine Autoreneitelkeit handelte. Aber es handelt sich um Ludwig Börne, und ich möchte doch meine Auffassung dieser sehr interessanten und seltsam gemischten Persönlichkeit nicht ohne weiteres preisgeben. Dabei verlasse ich mich darauf, dieses Problem Börne interessiere noch weitere Kreise, als nur Steiner und mich.

Den Feind muß man mit seinen eigenen Waffen schlagen. Dieser uralte Hauptgrundsatz einer klugen Taktik ist dem geborenen Taktiker Steiner natürlich längst in Fleisch und Blut übergegangen. Und so führt er mich selbst als Kronzeuge gegen meine Auffassung der Persönlichkeit Börnes an. Ich hatte geschrieben: „Börne war, ganz im Gegensatz zu Heine, eine durch und durch soziale Natur, der geborene Publizist, nicht aber der geborene Schriftsteller oder gar Dichter. Er fühlte sich nur wol im Volksgewühl und liebte es durchaus nicht, die Massenseele zu zergliedern und zu erforschen, weil er ja alsdann einen überlegenen Standpunkt zu ihr hätte einnehmen müssen." Wol, das habe ich gesagt, und ich sage es noch. Aber der Folgerung Steiners aus diesem Satz stimme ich nur mit einer Fülle von Vorbehalten bei, deren Summe auf eine Verneinung hinausläuft. „Ein Geist, von dem man solches sagen kann, ist ein durchaus politischer." Wirklich? Ist diese Folgerung zutreffend in allen Fällen? Ich glaube nicht. Einer der größten Politiker, die je gelebt haben, ein Geist, der des politischen Stoffes zur Entfaltung seiner höchsten Genialität eigentlich garnicht entbehren konnte, war Fürst Bismarck, der Begründer des deutschen Reiches. Wenn ich diesen außerordentlichen Namen nenne, so ergiebt es sich von selbst, daß jener Satz, den ich auf Börne anwandte, für diese Persönlichkeit einfach nicht vorhanden ist. Bismarck fühlte sich im Volksgewühl durchaus nicht sonderlich wol, sondern flüchtete, wenn er konnte, in die Einsamkeit des Sachsenwaldes. Er war nicht das Sprachrohr der Massenstimmung und ließ sich von der Masse nicht willenlos treiben. Er nahm vielmehr einen überlegenen Standpunkt zu ihr ein, analysierte ihr Seelenleben, um dann sorgsam abzuwägen oder mit genialem Instinkt herauszuwittern, was er davon gebrauchen konnte und was nicht. Dieses Unbrauchbare schleuderte er dann rücksichtslos zurück, ohne sich darum zu bekümmern, daß er dadurch zeitweilig die tötlichste Feindschaft der „öffentlichen Meinung" über sein Haupt heraufbeschwor. Ein Börne aber, isoliert und ohne Massenbeifall, hätte sich gelähmt, unsicher, tief unglücklich gefühlt. War er also ein Politiker wie Bismarck? Schwerlich. Zum mindesten ein ganz anderer Typus. Er war, kurz und bündig, ein Popularisator allerersten Ranges, und darin erschöpfte sich sein Wesen.

Mehr aber war er nicht. Es giebt und gab große Gelehrte, große Denker, die zugleich das Bedürfnis empfanden, ihr Wissen unmittelbar befruchtend auf das Leben wirken zu lassen. Sie griffen zur Feder, und weil sie zugleich das Wort beherrschten, so entstanden Volksbücher im edelsten Sinn. Mit solchen Männern hatte Börne nie das Geringste gemeinsam. Er war nur Popularisator und sonst weiter gar nichts. Dafür aber innerhalb dieses engen Gebietes ein Meister, ein König, ein unumstrittener Herrscher.

Vom Politiker Börne kann also, nachdem diese Grundeigenschaft seiner Natur fixiert ist, kaum noch in dem Sinne die Rede sein, wie man etwa vom Politiker Bismarck spricht. Und es handelt sich dabei um viel mehr, als nur um den Unterschied zwischen einem politischen Genie und etwa einem schmächtigen, politischen Talent. Sondern es ist der absolute Artunterschied zwischen dem Schöpfer und dem Popularisator. Der eine fördert neue und immer wieder neue Barren Goldes zu Tage, während der andere den vorhandenen Vorrat mit Kupfer legiert und als Kleinmünze in Umlauf bringt. Aber, könnte man mir einwenden, was entscheidet das in diesem Fall für das Problem Börne? Du hast ihm gelegentliche, ästhetische Impulse zugeschrieben, während die allgemeine Meinung dabei bleibt, daß der politische Trieb alles andere bei ihm überwog. Das aber könnte auch dann noch der Fall gewesen sein, wenn man unumwunden zugesteht, daß Börne nicht politischer Schöpfergeist, sondern nur ein politischer Popularisator gewesen ist. Und ich käme in den Verdacht, als wäre mir es lediglich um einen Wortstreit zu tun.

Aber es ist doch wol noch etwas mehr dabei, weil sich von hier aus das Problem auf das Gebiet der Triebe und Gefühle und des halb unbewußten Seelenlebens hinüberspielen läßt. Ein politischer Schöpfergeist wird eben von Anfang an durch Stimmung, Neigung und Seelenleben geradezu auf die Politik hingetrieben werden und wird alles und jedes instinktiv nur unter dem politischen Gesichtswinkel betrachten. Der Popularisator aber? Nun, der hat eben popularisatorische Instinkte, die sich entfalten und ausleben wollen, zur Betätigung drängen. Was er nun aber popularisiert, das hängt lediglich vom äußeren Bedürfnis ab. Stößt er mit seiner Nase auf die Politik, so wird er Politik popularisieren. Im anderen Fall etwas anderes: Darwinismus, Pessimismus, Sozialismus, und was es sonst noch zwischen Himmel und Erde an Dingen geben mag, von denen jede Schulweisheit sich träumen läßt. Und somit ist durch die Feststellung, daß Börne vor allem Popularisator war, auch die wichtige Tatsache gegeben, daß seine politische Tätigkeit nicht unbedingt aus seiner innersten Natur herauswuchs, sondern lediglich aus äußeren Verhältnissen. Er wurde eben vom Zeitgeist mit der Nase auf die Politik gestoßen, und zwar recht derb.

Im Anfang aber war nicht die Politik, sondern die Humanität. Bis in die Mitte der zwanziger Jahre stellte das Politische eben nur ein einzelnes, wenn auch sehr wichtiges Element seines Geisteslebens dar. In der „heiligen Dreieinheit," welche er in der Ankündigung zu seiner „Wage" als das Ziel seines Lebens und Strebens bezeichnete, spielte allerdings auch der „Bürger" eine große Rolle. Jedoch nicht nur für öffentliche Angelegenheiten sollte der Mann Sinn haben, sondern auch für die intimen Freuden des Privatlebens und für die schattigen Haine der Philosophie und Kunst. Bürger, Privatmann, Künstler — diese drei Eigenschaften verlangte Börne von dem vollkommenen Idealmenschen seiner Phantasie. Und er wurde nicht müde, immer wieder zu betonen, daß keine dieser drei Qualitäten die andre im geringsten überwiegen dürfe. Kein Mehr, kein Weniger, sondern das vollendete Ebenmaß! Einen „Bürger," welcher in seinem Bürgertum bis zum letzten Rest oder wenigstens mit dem besten Teil seiner Persönlichkeit aufgegangen wäre, hätte er mit gleicher Schroffheit zurückgewiesen, wie etwa einen einseitigen Künstler, Philosophen oder Privatmann, dem seine Kunst, Philosophie oder sein Familienleben

den wesentlichsten Lebensinhalt bedeutete. Börne begehrte Harmonie; und der nur war ihm der wahre Mensch, der diese drei Eigenschaften zu einem harmonischen Kunstwerk in sich abgerundet hatte. War das nun ein Nachklang aus der Zeit Goethes oder nicht? War nicht die harmonische Individualität und Humanität allerwege auch das leitende ästhetische Ideal des größten Dichters deutscher Nation? Ganz gewiß, o ganz gewiß. Allerdings existierte für Goethe wol nur der Privatmensch oder der Künstler, während der „Bürger,“ den Börne in sein Programm aufnahm, bei ihm fehlte. Das ist ein Unterschied, der nicht bestritten werden soll, dem man aber auch keine größere Bedeutung zusprechen darf, als ihm ursprünglich zukam. Erst als der Bürger (Politiker) in Börne gewaltsam hervortrat, die Zügel an sich riß, den ganzen Menschen mit Beschlag belegte und die Harmonie seiner Kleinwelt gründlich zerstörte, da erst trat Börne in wirklichem und einschneidendem Gegensatz zum Zeitalter der Humanität. Aber zu dieser Entwicklung gelangte er wider Willen, nachdem er sich lange genug verzweifelt dagegen gewehrt hatte. Er unterlag der Uebergewalt der öffentlichen Verhältnisse, denen die große und einsame Persönlichkeit widerstehen konnte, nicht aber ein Popularisator, der von den Bedürfnissen der Menge und für dieselben lebte. Ursprünglich jedoch wollte er das Humanitätsideal nicht bekämpfen, sondern popularisieren.

Warum aber nahm er denn überhaupt den Bürger als einen wichtigen Bestandteil in sein Ideal auf? Immerhin, das ist doch eine ganz neue Wendung, Fassung und Formulierung, die einen bedeutsamen Unterschied zu der Goetheepoche darstellt. Sollte da wirklich nur eine Fortführung des Ideals beabsichtigt gewesen sein und nicht vielleicht seine Zerstörung und seine Vernichtung, indem man es scheinbar übernahm? Noch einmal, warum, weshalb der Bürger neben dem Künstler und neben dem Privatmenschen?

Zunächst ist darauf mit einem rein äußerlichen, historischen Grund zu antworten. Im Jahre 1819, als die Napoleonische Zeit eben erst vorübergebraust war, konnte man nicht, wie etwa um 1790 herum, den Bürger einfach ausschalten, wie es Goethe getan hat, dessen dichterische Jugend während eines vollkommenen politischen Stillebens zur Entfaltung und zur Entwicklung gekommen war. Das tiefere Motiv lag aber einfach in Börnes Natur. Er popularisierte, er lebte mit der Menge, er blickte also nicht von oben herab, sondern von unten herauf. Und darum konnte er das Humanitätsideal nicht so keck vorwegnehmen, wie die großen Geister der vorhergehenden Epoche, die von ihrer Höhe über das Leben in den Niederungen einfach hinwegschauten. Er mußte sich die Frage vorlegen, inwiefern und ob überhaupt jene Freuden und Leiden der Menge und des Tages mit seinem Ideal vereinbart wären. Er hätte darauf mit einem entschiedenen und schroffen Nein antworten können, oder mit einem bedingungsweisen Ja. Es ist möglich, freilich, aber ungeheuer schwer; und man muß danach ringen mit Aufgebot aller seiner Kräfte. Diese Antworten gaben in ihren Werken und durch ihre Werke bekanntlich die großen Poeten des silbernen Zeitalters, ein Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Börne aber erwiderte: es ist die einfachste Sache von der Welt. Eine sehr thörichte Antwort ohne Zweifel, die aber mit seinem innersten Wesen zusammenhing.

Jene heilige Dreieinheit des Bürgers, Privatmenschen und Künstlers enthielt eigentlich in sich von Anfang an die Ablehnung der produktiven Persönlichkeit. Wer ein produktiver Künstler, Philosoph, Politiker ist, in dem überwiegt diese produktive Begabung in einem Grade, daß alles andere unerbittlich dagegen zurücktritt und Börnes Gleichmaß heillos in die Brüche geht. Goethe, der Dichter, konnte allenfalls seine Persönlichkeit zu einem Kunstwerk abrunden, indem er sich in die tiefste Einsamkeit zurückzog und alle Politik floh. Börne aber hätte ihm nicht nur zugemutet, eben so sehr ein Bürger zu sein wie ein harmonischer Privatmensch, sondern auch noch seinen Dichtertrieb gründlich zu beschneiden, damit der Poet nicht überwog. Und einem Bismarck hätte Börne entgegengehalten: gehe doch nicht so furchtbar in Politik auf, genieße daneben auch noch Kunst und Philosophie und gestalte als Privatmensch dein Leben harmonisch aus. Es ist ein wahres Wunder, daß nicht auch noch Napoleon wegen seiner überwiegend kriegerischen Neigungen einen Anschnauzer bekam. Man sieht, die Sache wird grotesk. Als Börne die deutschen Gelehrten einst aufforderte, anmutiger und volkstümlicher zu werden, da schrieb er den merkwürdigen Satz nieder: „Sokrates erholte sich nicht bei Aspasia von der Philosophie, sondern bei der Philosophie erholte er sich von Aspasia.“ Ein sonderbares Wort. Aspasia bedeutete ihm hier ein Symbol des Lebens, des alltäglichen Lebens, von dem er sagte: „Leben ist Arbeit dem gesunden Geiste.“ Die Philosophie aber soll keine Arbeit sein, sondern — eine Erholung. Nun frage ich: könnte ein produktives philosophisches Genie jemals eine solche Behauptung aussprechen? Ein Hegel, ein Nietzsche, ein Schopenhauer haben schwerlich nur so zu sagen in ihren Mußestunden Philosophie getrieben, um sich vom Leben und von der Tagesarbeit zu erholen. Sondern Philosophie war ihnen das Leben selbst in seiner Herrlichkeit und Größe, aber auch in all seiner Schrecklichkeit. Wer so sprechen konnte, wie Börne, der war kein produktiver Philosoph, sondern im besten Fall ein genießender philosophischer Dilettant. Und da erscheint es mir denn für Börnes Humanitätsideal bedenklich im höchsten Grade, daß es nur auf rezeptive und genießende Naturen zugeschnitten war. Von den großen und gewaltigen Notwendigkeiten des Schaffenden hatte er keine Ahnung. Und so erschien ihm alles kinderleicht; und er hielt es für eine absolute Kleinigkeit, das Leben der Niederung mit den Idealen der klassischen Zeit allseitig zu durchdringen.

Ich kann mich hier nicht wiederholen und muß darauf verweisen, was ich in meinem Werk über das Verhältnis Börnes zum „Volk“ und zur Menge gesagt habe. Er hatte keine Ahnung von den elementaren Neigungen und Abneigungen, die in der Masse schlummern; wußte nichts von der dämonischen Gewalt der Vorurteile und Traditionen und hat daher auch keinen Blick für die gewaltigen Vorzüge dieser bedenklichen und einseitigen, aber eben deshalb auch schöpferischen Kräfte. Er kannte nur eine gebildete und genießende Menge, die er sich in seiner Phantasie recht gesittet und harmonisch ausmalte. Am liebsten hätte er sie immer vergnügt und geputzt und in Feiertagskleidern auf den Boulevards oder auf der Zeil und im Theater erblickt, um sich dann recht mit Behagen in den Strom zu mischen und sich von ihm forttragen zu lassen. Und da damals in Deutschland kein einziger Mensch

auch nur das Geringste von einer sozialen Frage wußte, so kann man es ihm schließlich nicht zu hoch anrechnen, wenn er dieses Ideal einer geputzten und vergnügten, ästhetisch promenierenden Menge für ein Ziel ansah, das im Sturmschritt zu erreichen sei. Natürlich legte er sich dabei die Frage vor: was liest diese Menge, und inwiefern kommen Kunst und Litteratur ihrer Genußfähigkeit entgegen? Wie muß die künstlerische Produktion beschaffen sein, um die Menge zu humanisieren. Um zu einer allseitigen Antwort zu gelangen, mußte er selbstverständlich auch die öffentlichen Verhältnisse berücksichtigen. Und so verlangte er schon in seinen Anfängen Preßfreiheit, billige Theaterpreise, Aufhebung des Rauchverbotes für den Spaziergänger, höfliche Beamte, Beseitigung der Frankfurter Thorsperre, welche den promenierenden Bürger hinderte, sich während einer schönen Sommernacht im Freien zu ergehen, so lang es ihm beliebte. Ich glaube, diese Forderungen sind entweder sehr harmloser Art, oder, wie das Verlangen nach Preßfreiheit, notwendige Ergebnisse seines Triebes zur Popularisation. Von einem politischen Impetus braucht man deshalb noch nicht zu sprechen. In jener Frühzeit hielten die ästhetischen Neigungen den politischen noch vollkommen die Wage. Natürlich aber modelte der Popularisator auch seine Aesthetik durchaus nach seiner Grundneigung um. Alles Aristokratische in der Kunst, sowohl das Individuelle und Einsame, wie auch die großen Kategorien waren ihm verhaßt. Er verwarf den zerrissenen und grotesken Humor eines Theodor Amadeus Hoffmann und ergötzte sich an der intimen Idylle seines geliebten Jean Paul, von dem er aber doch, als Schüler und Nachahmer, alles Verstiegene und Phantastische möglichst abschied. Börnes kleinere humoristische Schriften, die „Monographie der deutschen Postschnecke" und der „Narr im weißen Schwan" entstammen, wie schon Gutzkow erkannte, der Schule Jean Pauls, aber ohne die Absonderlichkeiten des romantischen Humoristen. Die intime Kunst der Niederungen und des Kleinlebens, diese idyllische Verherrlichung des Volkes war es, was er an Jean Paul vergötterte. Wäre aber ein großer Massenpsychologe und Pessimist, etwa ein Zola gekommen und hätte in die tiefsten Abgründe geleuchtet — vor einer solchen Volkskunst, die alle Harmonieschwärmerei so gründlich austrieb, hätte sich Börne mit Ingrimm und Entsetzen abgekehrt. Darum schrieb ich mit vollem Recht den Satz nieder: „So trifft es sich sonderbar, daß Börne, dieser Goethehasser, zugleich in deutschen Landen der erste Goethe- oder, was dasselbe ist, der erste Humanitätsphilister gewesen ist."

Noch einmal, ich kann mich nicht wiederholen und muß auf mein Werk verweisen, wo ich ausführlich dargestellt habe, wie Börne schließlich, indem er von der Niederung statt von Höhen ausging, zu mancherlei Zukunftskeimen einer neuen Aesthetik gelangte. Und man prüfe nun, ob seine Kritiken über Tell und Hamlet nicht durch diesen Standpunkt vollauf erklärt werden, ohne daß man nötig hätte, einen spezifisch politischen Impetus anzunehmen; oder zu leugnen, daß das Humanitätsideal der klassischen Zeit, zurechtgemacht für das Volk, ihm ursprünglich durchaus als Endziel vorschwebte. Es kam ja schließlich anders. Die Gegensätze spitzten sich zu, die Politik trat in den Vordergrund; und die Harmonie ging kläglich in die Brüche. Börne, der Massenmensch, unterlag den Massenstimmungen seiner Zeit und blieb als Fanatiker und Märtyrer der Revolution im Gedächtnis der Nachwelt zurück. Man soll aber nicht vergessen, daß diese Entwicklung ihm eigentlich wider seine Natur ging und er sich eben deshalb an ihr verblutet hat.



In der Heimat.

Ein Romanfragment von **Robert Jaffé**.

Vorbemerkung.

Da der periodische Abdruck meines soeben in Buchform erscheinenden Romans „Ahasver" in dieser Zeitschrift aus räumlichen Gründen unmöglich, ist die Redaktion so freundlich, den Lesern ein einzelnes Kapitel gleichsam als Probekapitel vorzulegen. Dieses, im Zusammenhange des ganzen Werkes das IX., mag zwar, wenn man es als eine Idylle ansehen will, die ja einer fortlaufenden Handlung nicht durchaus bedarf, selben ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden; aber zum Verständnisse der Beziehungen, welche aus der Idylle zu den geistigen Kämpfen des Romans hinüberleiten, dürfte dem Leser dieses Fragmentes doch eine Inhaltsangabe des ganzen Werkes, wenn auch in knappster Formulierung, willkommen sein.

Emil Zlotnicki, ein junger jüdischer Gelehrter, eine eindrucksreiche, ja beinahe wehleidige Natur, ist infolge des Bewußtseins von dem kummervollen Schicksal seines Volkes in eine tiefe melancholische Depression gesunken, und gleichsam in einem blinden dunklen Instinkte, sich ins Gleichgewicht zu setzen, drängt ihn seine Natur nun zu einem großen wissenschaftlichen Werke, durch das er wenigstens für sich eine Lösung aller ihn bedrückenden Widersprüche seiner Existenz erreichen und sich mit dem deutschen Geiste aufs innigste verschmelzen will. Nun fällt auch während der Arbeit und zumal nach dem großen Erfolge, den schon die Anfänge des Werkes finden, die Melancholie allgemach von ihm ab, und er dringt immer mehr zum Freien und Lebenskräftigen durch. So erscheint er beinahe völlig genesen, als er zu entfernten Verwandten in einem halbpolnischen Städtchen zu Besuch kommt und dort ein liebes schönes Mädchen findet, das ihm die anmutigste Liebe entgegen trägt. Jedoch von seinem ersten Seelenzustande ist noch so viel in ihm zurückgeblieben, daß er sich, als er kurze Zeit darauf die Schwester eines deutschen Gefährten sieht, sogleich in dieses freilich wunderschöne Kind verliebt und kaum noch zu begreifen vermag, wie ihm die Jüdin hatte gefallen können. So schüchtern und zaghaft er auch dem schönen deutschen Mädchen gegenüber erscheint, daß seine Neigung beinahe als eine Schatten- und Phantasieliebe gelten darf, so glaubte er ihrer doch in Wirklichkeit sicher zu sein, da er meint, mit seinem Werke auf eine vornehme und edle Weise aus seinem Volke hinaus und zu Jenen hinübertreten zu können. Und in dem Maße, als sein Werk anerkannt wird, fühlt er sich glückseliger und zuversichtlicher in seiner Liebessehnsucht nach dem schönen deutschen Mädchen, und da ihm durch einen jüdischen Gefährten der Gedanke des Zionismus nahe gebracht wird, nimmt er ihn mit dem Gefühl der höchsten Fremdartigkeit auf.

Jedoch während er bereits in Thüringen in der Nähe des geliebten Mädchens weilt, erhält er ein Zeitungsblatt, das der zionistische Gefährte nachgesandt hatte, und worin sich folgende Notiz findet: „Auf die Besprechung des groß angelegten Werkes von Emil Zlotnicki, in welcher dieses wissenschaftliche Werk vom Standpunkt der Deutschgesinnung aus lebhaft aber verdientermaßen gelobt wurde, gehen uns aus dem Leserkreise mannigfache entrüstete Anfragen zu, ob wir denn von einem Juden deutsche Gesinnung erwarteten und wie wir dazu kämen, Emil Zlotnicki in einem Atem mit großen deutschen Gelehrten zu nennen? Verzeihung, Ihr Herren, aber Sie sagen uns da etwas, was wir nicht wußten. Ist Emil Zlotnicki wirklich ein Jude — und daran zu zweifeln mag nach diesen mit voller Zuversicht ausgesprochenen Zeugnissen einstweilen nicht erlaubt sein — so nehmen wir all unsre Anerkennung sogleich zurück. Denn wir werden uns nun, da der Kampf ernst geworden, vor der Sippschaft der sich deutsch gebärdenden Juden ganz insonders in Acht nehmen müssen." Und nun, nach all den bitteren Kämpfen und Enttäuschungen, überfällt ihn eine süße Müdigkeit, und in idyllischer Resignation belächelt er müde die allgemeinen Kategorien wie Vaterland, Volk und dergleichen; er empfindet, daß „man erst, wenn man in die Dunkelheit seines eigenen Selbst hineintaste, die Fäden seines eigensten wahrhaftigsten Lebens fühle und sie aufnehmen und zu schönen Gebilden verknüpfen könne." So wird er zu dem lieben jüdischen Mädchen zurückkehren, das ihm dazumal ihre Liebe entgegengetragen, und während er einen leisen stolzen Haß gegen Jene hegte, sich ganz auf sich selber einschränken, da „man zum wahrhaft natürlichen Glücke keines Zweiten, Fremden bedürfe."

Aus dieser Romanhandlung gibt nun das nachfolgende Kapitel den Besuch bei den Verwandten im polnischen Städtchen, wo der Held die Liebe des anmutigen jüdischen Mädchens erfährt.

Der Verfasser.

* * *

Fragment.

Emil war, das Herz überschwellend von unbestimmten seligen Hoffnungen, in den Zug der Zweigbahn eingestiegen, dort wo die ersten schwarzweißen Signalstangen ihren Schatten auf den sonnenhellen Erdboden warfen. Ein wundersames warmes Frühlingswetter glänzte und flimmerte allewege, und wie mattes getriebenes Gold glänzten die durchgeackerten Felder, bis über ihnen wieder unendlich feine silbergraue Nebel dämmerten. In das Coupé waren noch ein alter jüdischer Geschäftsmann und ein junger blonder Pole eingestiegen, welch beide sogleich eine gemächliche Unterhaltung in Gang brachten. Aber Emil achtete darauf nur, als er auf einmal aus ihrem Gespräche den Namen „Orchowo" vernahm.

Der Alte sagte: „Es heißt jetzt Orchow."

„Es heißt auch jetzt noch Orchowo, und nur der Bahnhof heißt Orchow," gab der junge Mann in fanatischem Tone zurück, ohne daß jedoch durch diese Erinnerung an nationale Gegensätze die Gemächlichkeit der Unterhaltung gestört wurde; denn der Pole, welcher gefragt hatte, ob der Alte in Orchowo einen bestimmten Rechtsanwalt kenne, wünschte noch anzubringen, daß dieses Rechtsanwaltes Bruder eine Schwester von ihm zur Frau hätte.

Und nun horchte Emil auch auf, als der Alte daselbst nur einen jüdischen Rechtsanwalt kannte, der recht viel zu tun hätte, sich jedoch nicht verheiratete und nirgends verkehrte, ob es doch so viele ansehnliche bürgerliche Mädchen in Orchowo gäbe.

Er hielt sich ganz still. Wieder war er gleichsam in einem schweren zwingenden Traume; wie in seinem blauen Nebel. Als der Zug auf der einen Station einen Aufenthalt von etlichen Minuten nahm, und er auf das langgestreckte hellbraune Stationshäuschen zuging und aus einem Coupé erster Klasse einen alten jüdischen Herrn mit einem schönen jungen Mädchen aussteigen sah, umfächelte ihn eine weiche, innige Stimmung. Wie das stolze und daseinsfreudige Mädchen gewißlich einmal nur den vorzüglichsten Bewerber erhören würde, und der Alte dann liebe Enkel würde auf den Knieen schaukeln dürfen, waren sie doch als ungemein glücklich anzusprechen! Und dies Glück bot sich dar, indem der Alte es sicherlich durch Geschäftstüchtigkeit, die ein Erbteil seiner Rasse, zu solch ansehnlichem Wolstand gebracht; während er selber, der doch auch die praktische Tüchtigkeit, die er desgleichen in sich spürte, dazu hätte verwenden können, dem Glücke mit Hirngespinsten nachjagte.

(Fortsetzung folgt.)



Sehr geehrte Redaktion!

Eugen Reichel irrt sich. Es gehört kein besonderer „Mut" dazu, seine Hamlet-Kritik für das zu erklären, was sie ist, für die ganz barocke Arbeit eines krassen Dilettanten; denn bereits gleich nach dem Erscheinen von Reichels „Shakespeare-Litteratur" hat einer der bedeutendsten Kenner der englischen Sprache wie insbesondere der Sprache Shakespeares, Alexander Schmidt, der Verfasser des großen Shakespeare-Lexikons (Berlin und London 1888), in Nr. 19 der Deutschen Litteraturzeitung vom Jahre 1887 unserm „Mann der ernsten Forschung", wie sich Reichel nennt, den Rat gegeben, sich erst mit der englischen Sprache genügend vertraut zu machen, bevor er es unternehme, die Werke des größten englischen Dichters zu beurteilen. Auch was E. W. Sievers in Nr. 25 der Gegenwart vom Jahre 1887 über Reichels wüste Hypothesen sagt, läßt deutlich genug erkennen, daß wir es in Reichel mit keinem Manne zu tun haben, der wissenschaftlich irgendwie ernst zu nehmen wäre. Seitdem, seit 13 Jahren also, ist Reichels „Shakespeare-Litteratur" ein totes Werk, das auch mit Hilfe des Magazins nicht wieder zum Leben erweckt werden kann. Auch mir wäre es nie eingefallen, auf die sich selbst richtenden, ganz dilettantischen Ausführungen Reichels Bezug zu nehmen, wenn es ihm nicht beliebt hätte, in Nr. 22 d. Z. in einer unglaublich plumpen Weise über mich herzufallen, indem er sich einbildet, daß er bei dieser Gelegenheit meine „kostbare Weisheit mit der stillen Ironie des Eingeweihten abgefertigt habe," ohne mich „eines ernsthaften Angriffs für wert zu halten."

Was aber veranlaßte ihn dazu? Es war, wie

sich leicht zeigen läßt, erstens der Aerger über den Erfolg meines Buches „Der geniale Mensch“, das, Ende 1896 erschienen, jetzt bereits in vierter vermehrter Auflage vorliegt, sich immer weitere Kreise erobert und meiner Hamlet-Erklärung immer mehr Freunde erwirbt. Es war zweitens der Aerger darüber, daß Reichel selber infolge des immer größer werdenden Einflusses meiner Genie-Theorie auf die Hamlet-Kritik sich unwillkürlich genötigt sah, diese Seite des Hamlet-Charakters mehr zu betonen. Während er in seiner 502 Seiten enthaltenden „Shakespeare-Litteratur“ vom Jahre 1887 nur so ganz nebenbei in einer Anmerkung von knapp vier Zeilen erwähnte, daß er sich Hamlet „gern als einen Geistesverwandten Friedrichs II. denken möchte: Beschäftigung mit Kunst und Philosophie; Hang zur Beschaulichkeit; aber zugleich kriegerischer Mut und Bewährung, als die Verhältnisse ihm das Widerwärtige aufnötigen,“ sieht sich Reichel jetzt bemüßigt, in Nr. 22 und 23 d. Z. ziemlich ausführlich über die genialen Eigenschaften Hamlets sich auszulassen. Nun könnte aber jemand dabei auf den Gedanken kommen, daß es ja mein Verdienst wäre, diese Seite des Hamlet-Charakters seit 12 Jahren*) immer wieder in ihrer großen Bedeutung aufgewiesen und schließlich zu einer gewissen Geltung gebracht zu haben. Um dem entgegenzutreten und alles Verdienst auch nach dieser Richtung für sich allein in Anspruch nehmen zu können, mußte Reichel daher etwas von seiner kostbaren Zeit „als vielbeschäftigter Mann“ opfern, um mich „ohne ernsthaften Angriff“, nur „mit der stillen Ironie des Eingeweihten abzufertigen“. „Obwol das vielgerühmte Buch vom genialen Menschen,“ sagt Reichel in Nr. 22 d. Z. „eigentlich so viel Worte ... kaum verdient, so ist die kleine Auseinandersetzung doch aus dem Grunde erfolgt, weil es mir, der ich in manchem anscheinend zu denselben Ergebnissen komme wie Türck, darum zu tun sein muß, meinen Lesern den wesentlichen Unterschied, welcher zwischen meiner Beweisführung und dem unsachlichen Gerede dieses vielbelobten Shakespeare-Erklärers alten Stils besteht, zum Bewußtsein zu bringen.“

Sehr drollig ist Reichels unwilliges Erstaunen in seinem Brief darüber, daß ich es überhaupt gewagt habe, ihm in Nr. 26 d. Z. auf seine plumpe „Abfertigung“ in Nr. 22 d. Z. die gebührende Antwort zu erteilen. Ich bin für ihn „der Herr Dr. Türck, der, wie es scheint, das Erwidern nicht lassen kann.“ Ich kann ihn darüber beruhigen: ich werde es auch künftighin nicht lassen. Einem sachlichen, ernsten Einwurf werde ich in sachlicher, ernster Weise begegnen, auf einen groben Klotz aber auch einen groben Keil setzen. —

Hochachtungsvoll

Hermann Türck.



Verehrtester Herr Doktor!

Sie werden nicht erwarten, daß ich der „Erwiderung“ des Herrn Dr. Türck nochmals eine Erwiderung folgen lasse. Da jedoch Herr Türck, um mit seinem „Urteil“ über meine Hamlet-Kritik nicht zu vereinsamt zu stehen, so grausam ist, Ihren Lesern die Adresse zweier, sonst unbescholtener, Männer zu nennen, die sich vor 14 Jahren mit ihrer Beurteilung meiner „Shakespeare-Litteratur“ vor der Nachwelt blamierten — so hat er diese, für mich längst abgetane Zeit des ersten Kampfes wieder in mein Gedächtnis zurückgerufen; und ich erinnere mich, daß Herr Türck noch ganz andere „Autoritäten“ für sich hätte sprechen lassen können. Mir fallen hier nur die Professoren Aloys Brandl (Deutsche Zeitung, Wien), Rudolf Genée (National-Zeitung), Leo (Shakespeare-Jahrbuch) und ein Anonymus in Ihrem, damals freilich von einem energischen „Revolutionär“ geleiteten Blatte ein — die mich und mein Werk so furchtbar abschlachteten, daß ich mich gar nicht genug darüber wundern kann, daß wir beide überhaupt noch leben.

Davon, daß es damals einige Tröpfe gab, die mein Werk für eine „höchst bedeutsame Tat“, für „ein Revolutionswerk ersten Ranges“ oder wenigstens, wie der wackere Feodor Wehl, für „eine höchst wichtige Schrift“ erklärten, will ich hier nicht sprechen; denn damit kann Herrn Dr. Türck nicht gedient sein.

Und nun genug.

Haben Sie nicht übrigens gelächelt, als sie lasen, daß ich Herrn Dr. Türck um seinen Riesenerfolg beneide? Ach, leider! auch für mich gibt es Stunden, in denen ich Herrn Dr. Türck beneiden könnte. Aber wenn er wüßte, um was ich ihn und 99⁹/₁₀ Prozent der Menschheit in solchen Stunden beneiden möchte, so würde er vielleicht nach einem Strick greifen und —.

Sie verstehen mich, Verehrtester!

Ihr

Eugen Reichel.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Robert Jaffé: Ahasver. Berlin, S. Cronbach.
Emmy von Egidy: Mensch unter Menschen. Dresden und Leipzig.
Karl Prött: Kriegsvolk und Radvolk. Berlin.
Ernst Große: Kunstwissenschaftliche Studien. Tübingen.
Die erste Erfindung: Vorgeschichtliche und kulturhistorische Gedanken. Dresden.
Karl Lory: Edelmensch und Kampf ums Dasein. Hannover.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

*) Vgl. Hermann Türck, Das Wesen des Genies (Faust und Hamlet). Jena 1888. — Hamlet ein Genie. Jena 1888. — Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Jena 1890. — Der geniale Mensch. 4. verm. Aufl. Berlin 1899.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 4. August 1900. Nr. 31.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Goethe-Studien.

b) Moral und Christentum.

Die Stellung unserer erkennenden Persönlichkeit zum objektiven Weltwesen gibt uns auch unsere ethische Physiognomie. Was bedeutet für uns der Besitz von Erkenntnis und Wissenschaft?

In unserem Wissen lebt sich der innerste Kern der Welt aus. Die gesetzmäßige Harmonie, von der das Weltall beherrscht wird, kommt in der menschlichen Erkenntnis zur Erscheinung.

Es gehört somit zum Berufe des Menschen, die Grundgesetze der Welt, die sonst zwar alles Dasein beherrschen, aber nie selbst zum Dasein kommen würden, in das Gebiet der erscheinenden Wirklichkeit zu versetzen. Das ist das Wesen des Wissens, daß es aus der objektiven Realität die ihr zu Grunde liegende wesenhafte Gesetzmäßigkeit herauslöst. Unser Erkennen ist — bildlich gesprochen — ein stetiges Hineinleben in den Weltengrund.

Eine solche Ueberzeugung muß auch Licht auf unsere praktische Lebensauffassung werfen.

Unsere Lebensführung ist ihrem ganzen Charakter nach bestimmt durch unsere sittlichen Ideale. Diese sind die Ideen, die wir von unseren Aufgaben im Leben haben; oder, mit anderen Worten, die wir uns von dem machen, was wir durch unser Handeln vollbringen sollen.

Unser Handeln ist ein Teil des allgemeinen Weltgeschehens. Es steht somit auch unter der allgemeinen Gesetzmäßigkeit dieses Geschehens.

Wenn nun irgendwo im Universum ein Geschehen auftritt, so ist an demselben ein zweifaches zu unterscheiden: Der äußere Verlauf desselben in Raum und Zeit, und die innere Gesetzmäßigkeit davon.

Die Erkenntnis dieser Gesetzmäßigkeit für das menschliche Handeln ist nur ein besonderer Fall des Erkennens. Die von uns über die Natur der Erkenntnis abgeleiteten Anschauungen müssen also auch hier anwendbar sein. Sich als handelnde Persönlichkeit erkennen, heißt somit: für sein Handeln die entsprechenden Gesetze, d. h. die sittlichen Begriffe und Ideale als Wissen zu besitzen. Wenn wir diese Gesetzmäßigkeit erkannt haben, dann ist unser Handeln auch unser Werk. Die Gesetzmäßigkeit ist dann nicht als etwas gegeben, was außerhalb des Objektes liegt, an dem das Geschehen erscheint, sondern als der Inhalt des in lebendigem Tun begriffenen Objektes selbst. Das Objekt ist in diesem Falle unser eigenes Ich. Hat dies letztere sein Handeln dem Wesen nach wirklich erkennend durchdrungen, dann fühlt es sich zugleich als den Beherrscher desselben. So lange ein solches nicht stattfindet, stehen die Gesetze des Handelns uns als etwas fremdes gegenüber; sie beherrschen uns; was wir vollbringen, steht unter dem Zwange, den sie auf uns ausüben. Sind sie aus solcher fremden Wesenheit in das ureigene Tun unseres Ich verwandelt, dann hört dieser Zwang auf. Was die Zweckmäßigkeits-Ideen der Teleologie für die Wissenschaft der Lebewesen, ist der kategorische Imperativ für das menschliche Handeln. Die Zweckmäßigkeits-Ideen hindern das Forschen nach rein natürlichen Gesetzen der organischen Wesen; der kategorische Imperativ hindert das Ausleben der rein natürlichen moralischen Antriebe. Das zwingende ist unser eigenes Wesen geworden. Die Gesetzmäßigkeit herrscht nicht mehr über uns, sondern in uns über das von unserem Ich ausgehende Geschehen. Die Ver-

wirklichung eines Geschehens vermöge einer außer dem Verwirklicher stehenden Gesetzmäßigkeit ist ein Akt der Unfreiheit, jene durch dem Verwirklicher selbst ein solcher der Freiheit. Die Gesetze seines Handelns erkennen, heißt, sich seiner Freiheit bewußt sein. Der Erkenntnisprozeß ist, nach unseren Ausführungen, der Entwickelungsprozeß zur Freiheit.

Wie wenig Verständnis für die ethischen Anschauungen Goethes sowol, wie für eine Ethik der Freiheit und des Individualismus im allgemeinen in der Gegenwart vorhanden ist, zeigt folgender Umstand. Ich habe im Jahre 1893 in einem Aufsatz der Zukunft (Nr. 5) mich für eine antiteleologische monistische Auffassung der Moral ausgesprochen. Auf diesen Aufsatz hat Herr Ferdinand Tönnies in Kiel in einer Broschüre: „Ethische Kultur und ihr Geleite. Nietzsche-Narren in Zukunft und Gegenwart" (Berlin 1893) geantwortet. Er hat nichts vorgebracht als die Hauptsätze der in philosophische Formeln gebrachten Philistermoral. Von mir aber sagt er, daß ich „auf dem Wege zum Hades keinen schlimmeren Hermes" hätte finden können als Friedrich Nietzsche. Wahrhaft komisch wirkt es auf mich, daß Herr Tönnies, um mich zu verurteilen, einige von Goethes „Sprüchen in Prosa" vorbringt. Er ahnt nicht, daß, wenn es für mich einen Hermes gegeben hat, es nicht Nietzsche, sondern Goethe war. Ich habe die Beziehungen der Ethik der Freiheit zur Ethik Goethes bereits in der Einleitung zum 34. Bande meiner Ausgabe von Goethes wissenschaftlichen Werken dargelegt. Ich hätte die wertlose Broschüre Tönnins' nicht erwähnt, wenn sie nicht symptomatisch wäre für das in manchen Kreisen herrschende Mißverständnis der Weltanschauung Goethes.

Nicht alles menschliche Handeln trägt diesen freien Charakter. In vielen Fällen besitzen wir die Gesetze für unser Handeln nicht als Wissen. Dieser Teil unseres Handelns ist der unfreie Teil unseres Wirkens. Ihm gegenüber steht derjenige, wo wir uns in diese Gesetze vollkommen einleben. Das ist das freie Gebiet. Sofern unser Leben ihm angehört, ist es allein als sittliches zu bezeichnen. Die Verwandlung des ersten Gebietes in ein solches mit dem Charakter des zweiten, ist die Aufgabe jeder individuellen Entwickelung, wie auch jener der ganzen Menschheit.

Das wichtigste Problem alles menschlichen Denkens ist das: den Menschen als auf sich selbst gegründete, freie Persönlichkeit zu begreifen.

* * *

Goethes Anschauungen entspricht die grundsätzliche Trennung von Natur und Geist nicht; er will in der Welt nur ein großes Ganzes erblicken, eine einheitliche Entwickelungskette von Wesen, innerhalb welcher der Mensch ein Glied, wenn auch das höchste, bildet. „Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hinein zu kommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen." (Siehe: Goethes Werke. 2. Band. Hrgg. v. Rud. Steiner in Kürschner's deutsch. Nat.-Lit. S. 5 f.) Damit vergleiche man den schon erwähnten Ausspruch: „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern." Hierin liegt das echt Goethesche weite Hinausgehen über die unmittelbare Natur, ohne sich auch nur im geringsten von dem zu entfernen, was das Wesen der Natur ausmacht. Fremd ist ihm, was er selbst bei vielen besonders begabten Menschen findet: „die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste nach innen bezüglich zu leisten." Goethe flieht die Wirklichkeit nicht, um sich eine abstrakte Gedankenwelt zu schaffen, die nichts mit jener gemein hat; nein, er vertieft sich in dieselbe, um in ihrem ewigen Wandel, in ihrem Werden und Bewegen, ihre unwandelbaren Gesetze zu finden, er stellt sich dem Individuum gegenüber, um in ihm das Urbild zu erschauen. So erstand in seinem Geiste die Urpflanze, so das Urtier, die ja nichts anderes sind als die Ideen des Tieres und der Pflanze. Das sind keine leeren Allgemeinheitsbegriffe, die einer grauen Theorie angehören, das sind die wesentlichen Grundlagen der Organismen mit einem reichen, konkreten Inhalt, lebensvoll und anschaulich. Anschaulich für jenes höhere Anschauungsvermögen, das Goethe in dem Aufsatze über anschauende Urteilskraft bespricht. Die Ideen im Goetheschen Sinne sind ebenso objektiv wie die Farben und Gestalten der Dinge, aber sie sind nur für den wahrnehmbar, dessen Fassungsvermögen dazu eingerichtet ist, sowie Farben und Formen nur für den Sehenden und nicht für den Blinden da sind. Wenn wir dem Objektiven eben nicht mit einem empfänglichen Geiste entgegenkommen, enthüllt es sich nicht vor uns. Ohne das instinktive Vermögen, Ideen wahrzunehmen, bleiben uns diese immer ein verschlossenes Feld. Tiefer als jeder andere hat hier Schiller in das Gefüge des Goetheschen Genius geschaut.

Am 23. August 1794 klärt er Goethe über das Wesen, das seinem Geiste zu Grunde liegt, mit folgenden Worten auf: „Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allzeit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individium auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten auf, um endlich die verwickelste von allen, den Menschen genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen." In diesem Nacherschaffen liegt ein Schlüssel zum Verständnis der Weltanschauung Goethes. Wollen wir wirklich zu dem Gesetzmäßigen im ewigen Wechsel aufsteigen, dann dürfen wir nicht das fertig Gewordene betrachten, wir müssen die Natur im Schaffen belauschen. Das ist der Sinn der Goetheschen Worte in dem Aufsatze Anschauende Urteilskraft: „Wenn wir je im Sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen, so dürfte es wol im Intellektuellen derselbe Fall sein, daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machten. Hatte ich doch auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen." Die Goetheschen Urbilder sind also nicht leere Schemen, sondern sie sind die treibenden Kräfte der Erscheinungen.

Das ist die „höhere Natur“ in der Natur, der sich Goethe bemächtigen will. Wir sehen daraus, daß in keinem Falle die Wirklichkeit, wie sie vor unseren Sinnen ausgebreitet daliegt, etwas ist, bei dem der auf höherer Kulturstufe angelangte Mensch stehen bleiben kann. Nur indem der Menschengeist diese Wirklichkeit denkend durchdringt, wird ihm offenbar, was diese Welt im Innersten zusammenhält. Nimmermehr können wir am einzelnen Naturgeschehen, nur am Naturgesetze, nimmermehr am einzelnen Individuum, nur an der Allgemeinheit Befriedigung finden. Bei Goethe kommt diese Tatsache in der denkbar vollkommensten Form vor. Was auch bei ihm stehen bleibt, ist die Tatsache, daß für den modernen Geist die Wirklichkeit, die bloße Erfahrung durch das Denken zur Versöhnung mit den Bedürfnissen des erkennenden Menschengeistes kommt.

Rudolf Steiner.

(Fortsetzung folgt.)



Ueber das Problem des Schmerzes

(im Lichte der neueren physiologischen und psychologischen Forschung).

Was will der Schmerz in der Natur? Wodurch entsteht er? Die naive Botschaft, daß jegliches Wesen die Lustsucht und die Unlust flieht, braucht wol nicht erst als Errungenschaft der modernen Psychologie mitgeteilt zu werden; sie ist eine uralte Ueberlieferung der Menschheit, älter und zweifellos auch langlebiger als alle psychologische Erkenntnis. Aber der Fall liegt nicht so einfach. Frägt man nach der Rolle der Schmerzempfindung in der Natur, so findet man in diesem schlichten Ideenkreise durchaus keine befriedigende Antwort. Ist der Schmerz eine unnötige Grausamkeit der Natur? Regieren unabänderliche Gesetze die Pathologie des Wesens und bestimmen jeden einzelnen Beitrag zu der gwaltigen Summe des Weltschmerzes? — Einzelne hervorragende Vertreter des Darwinismus erklären den Schmerz im Sinne der Darwin'schen Theorie als eine zweckmäßige Einrichtung, die unseren Organismus durch eine Art Warnungsruf vor äußeren Schädlichkeiten schützen soll. Dieser Meinung wurde von anderen widersprochen, nach deren Ansicht die psychische Tatsache des Schmerzes nur eine Begleiterscheinung physiologischer Prozesse ein ohnmächtiges „Epiphänomen“ ist, welches in keiner Weise auf das Verhalten des Organismus rückwirken kann. Auf dieses Dilemma muß die Antwort der nüchternen Naturforschung in dem gegenwärtigen Stadium der Erkenntnis einfach lauten: „Non liquet.“

Die Art der Fragestellung ist in wissenschaftlichen Dingen nicht minder charakteristisch als die Antwort. Durch Jahrhunderte waren die verschiedensten philosophischen Systeme bemüht, das Wesen des Schmerzes zu ergründen, die Natur desselben zu erfassen. Sei es nun Zufall, wie manche glauben, sei es Notwendigkeit, wie wir jetzt allgemein annehmen — all' diese Versuche sind in der kläglichsten Weise gescheitert. Wir fragen jetzt eigentlich gar nicht mehr: „Warum fällt der Stein zu Boden?“ sondern: „Wie fällt der Stein zu Boden?“ und diese viel bescheidenere Frage bietet dafür den nicht zu unterschätzenden Vorteil dar — lösbar zu sein. In eben derselben Weise werden wir nicht etwa fragen: „Was ist der Schmerz?“ sondern: „Wie ist der Schmerz?“ Welches sind seine äußeren Symptome und seine inneren Bedingungen? Und vor allem, gibt es verschiedene Arten von Schmerz und Lust?“

Wenn wir uns dem ersten Eindruck naiv hingeben, so werden wir auf diese letzte Frage unbedingt mit „Ja“ antworten. Kopfschmerz, Kolikschmerz, ferner brennender, stechender Schmerz, endlich der Schmerz den wir z. B. beim Tode eines Freundes empfinden, scheinen uns gewiß ganz verschiedener Qualität zu sein. Wer wird das Vergnügen, das ihm eine gute Speise bereitet, mit dem Genuß, den er beim Anblick eines Kunstwerkes empfindet, vergleichen?

Eine genauere und strengere Selbstbeobachtung führt aber zu ganz anderen Ergebnissen. Schon die Sprache zeigt zum Teil, daß wir es mit gesonderten unvergleichbaren, Qualitäten von eigenartigem Charakter, wie etwa diejenigen der Farben sind, nicht zu tun haben. Die Eigenschaftsworte, welche für die Bezeichnung der Schmerzart gewählet werden, leiten sich häufig von denjenigen äußeren Maßnahmen her, welche imstande sind, eben diese Art von Schmerzen zu erzeugen: schneidend, stechend, brennend u. s. w. und weisen uns schon darauf hin, daß der Unterschied in all' diesen Fällen eigentlich bloß in den begleitenden Empfindungen besteht.

Viel schwieriger gestaltet sich die Frage bei den ästhetischen Empfindungen. Eine moderne Aesthetik, die sich von dem scholastischen Begriff des absolut Schönen vollständig emanzipiert hätte und auf dem festen Boden der experimentellen Psychophysiologie fußend, mit dem Rüstzeug und den Methoden der modernen Wissenschaft ausgestattet, den Babelbau ins Himmelreich der Kunst, wenn auch nur versucht hätte, fehlt eben zur Zeit. Vielfach wird die Schwierigkeit dieses Beginnens unterschätzt, andererseits nicht selten mit Unrecht das Problem für unlösbar gehalten. Aber soviel steht fest, daß auch hier keineswegs von einer besonderen Lust- oder Unlustqualität gesprochen werden kann, daß vielmehr das Charakteristische der ästhetischen Empfindung ebenfalls teils auf Begleitvorstellungen, teils auf der Möglichkeit einer lange anhaltenden ungeschwächten Wirkung beruht. — Und bietet denn nicht das tägliche Leben, dieser ewige Tauschhandel von Lust und Unlust, den besten Beweis dafür dar, daß alle Lust, alle Unlust verglichen, abgeschätzt werden kann, ein gemeinschaftliches Maß besitzt? daß der Unterschied einzig und allein ein quantitativer ist? Wie alle psychischen Größen, sind auch Lust- und Unlustempfindungen nicht derart meßbar, daß wir die eine als zwei-, drei- oder viermal größer als die andere bestimmen könnten, wir können bloß über das „größer oder kleiner“ ein Urteil fällen und in diesem Sinne führen wir jeden Tag Gefühlsmessungen aus.

Soweit führt uns die strenge und gewissenhafte Selbstbeobachtung. Wenden wir uns nun nach der physiologischen Seite der Frage zu, so spaltet sich das Problem des Schmerzes nach verschiedenen Richtungen. Einmal handelt es sich um die Frage nach der Art der Zustandsveränderung im Nervensystem, welche dem Schmerze zu Grunde liegt, ferner darum, ob der Schmerz allen Nerven und Teilen des Nervensystems eigen ist oder nur bestimmten.

Das banalste Begleitphänomen des Schmerzes ist die Intensität der Empfindung und seine Beziehung zu außergewöhnlichen oder sehr starken Reizen und man

hat daher schon lange den naheliegenden Schluß gezogen, daß der Schmerz diejenige Empfindung sei, welche ganz allgemein bei jeder über ein gewisses Maß hinaus gehenden Erregung der Nerven eintrete.

Diese einfachste Annahme läßt sich jedoch mit den Tatsachen nicht vereinigen: Um sie zu widerlegen, genügen gewisse pathologische Erfahrungen, welche zeigen, daß das Schmerzgefühl bei im übrigen nicht gestörter Tastempfindlichkeit aufgehoben sein kann; es ist nun gewiß nicht einzusehen, wie ein und derselbe Nerventeil seine Empfindlichkeit unvermindert behalten und nur die Fähigkeit, in starke Erregung zu geraten, eingebüßt haben soll.

Untersuchungen von Goldscheider, Schiff u. a. haben ferner ergeben, daß auf der Haut eine ganze Reihe spezifisch empfindlicher Punkte zu finden ist, die als Schmerz — Druck — Temperaturpunkte u. s. w. unterschieden werden können und daß die Kälte- und Wärmepunkte, wie man beim senkrechten Einstechen sehr fein gespitzter Nadeln nachweisen kann, nicht schmerzempfindlich sind: ja es hat sich die scheinbar paradoxe Tatsache herausgestellt, daß die Temperaturpunkte auch unempfindlich gegen den sogen. Temperaturschmerz sind. „Tastet man mit einem stark erhitzten, zugespitzten Cylinder die Haut ab, so entsteht bei jedem Aufsetzen desselben ein unerträglicher, stechender Schmerz, sobald man auf einen Temperaturpunkt kommt schwindet sofort der Charakter des Unerträglichen; man hat zwar ebenfalls ein stechendes Gefühl, aber ohne den heftigen Schmerz, man könnte den Cylinder gleichsam auf dem Punkte ruhen lassen, zuweilen vermißt man sogar fast jeden Schmerz. An Wärmepunkten tritt natürlich nebenbei ein brennend heißes Gefühl ein, aber dieses ist deutlich nur eine hochgradige Wärme und keine Schmerzempfindung" (Goldscheider). All diese Tatsachen sprechen aufs entschiedenste gegen die Auffassung des Schmerzes als einer bloß besonders intensiven Empfindung.

Eine Reihe von überraschenden und glänzenden Entdeckungen hat auf dieses Gebiet ein unerwartetes Licht geworfen. Cruveillier und Charles Richet haben als die ersten darauf hingewiesen, daß der Schmerz auch durch Summation mehrerer unterschmerzlicher Erregungen entstehen kann. Bei der Applikation reduzierter Ströme gibt es eine Breite des Rollenabstandes, bei welcher man je einen einzelnen Schließungs- oder Oeffnungsschlag nicht wahrnimmt, während eine längere Reihe von Schließungen oder Oeffnungen in sehr kurzen Intervallen eine starke, ja, sogar unangenehme, schmerzliche Empfindung setzt. Bei Rückenmarksschwindsucht, Kompression des Rückenmarks u. s. w. gelang es ferner Naunyn schon durch wiederholte Anwendung eben merklicher Reize (z. B. durch wiederholte Berührungen mit einem Haarpinsel 2c.) Schmerz hervorzurufen.

Naunym erklärt das Phänomen so, daß gewisse Reize — und zwar anscheinend solche, welche die Nervenfasern selbst angreifen (Schmerzreize) — eine besondere Leitungsbahn einschlagen, in welcher Summation stattfindet. Ist eine pathologische Leitungsstörung in der Art vorhanden, daß schon geringe Reize auf die Summationsbahn gelangen, so kommt es zu den oben beschriebenen krankhaften Erscheinungen.

In der Tat sprechen Versuche, die vor allem von Schiff angestellt wurden, in überzeugendster Weise dafür, daß der Schmerz von anderen Leitungsbahnen her als z. B. die Tasteindrücke, zugeleitet werde. Schiff hatte gefunden, daß bei Durchschneidung der grauen (inneren) Substanz des Rückenmarks keine schmerzhaften, wol aber noch Tasteindrücke perzipiert werden. Man hat sich diese Beziehung so vorgestellt, daß nur die stärkeren Reize imstande sind, den Weg durch die Zellennetze der grauen Substanz, welche mehr Widerstand biete als die weißen Leitungsbahnen, einzuschlagen. Jedoch bliebe hierbei unverständlich, weshalb der Schmerzreiz beim Wegfallen dieser Bahn nunmehr nicht einfach die anderen von geringerem Widerstande betritt. Dieser Umstand legt klar, daß es sich hier nicht lediglich um graduelle Reizunterschiede handeln kann. Vielmehr sind nur zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder wird der Schmerzreiz durch die graue Substanz zu einem besonderen Schmerzcentrum des Gehirnes geleitet oder die Bahn durch die graue Substanz gewährt selbst die Bedingungen, welche das Anwachsen der Erregung bis zur Schmerzschwelle erfolgen lassen. Wundt hat die zweite Erklärung auf Grund seiner Theorie des Nerven-Prozesses näher ausgeführt.

Er meint, daß die graue Substanz Erregungen gleichsam in sich aufzusammeln vermöge, so daß sie erst auf oft wiederholte Reize, aber dann stark und anhaltend reagiere. Die Hauptbahnen, welche unter normalen Umständen allein von mäßigen Reizen betreten werden, sind nur einer gewissen Stärke der Erregung fähig, über welche hinaus dieselbe auch trotz Steigerung des Reizes nicht getrieben werden kann, ähnlich wie ein schwach empfindlicher Wärmenerv auf keine Weise eine intensive Wärmeempfindung zu geben vermag. In der Summationsbahn dagegen ist Gelegenheit geboten, einen viel höheren Erregungszustand durch Aufspeicherung zu erzeugen und die Stärke der Empfindung gleichzeitig durch eine Miterregung einer Menge von empfindenden Elementen zu vervielfältigen.

In glänzendster Weise wurde diese Theorie durch die klinischen Erfahrungen bestätigt. Durch Wernicke, Edinger u. a. wurde festgestellt, daß die Schmerzempfindlichkeit des Gehirns (das man lange Zeit direkten Verletzungen gegenüber für gänzlich unempfindlich ansah, sich auf einzelne Teile beschränkt, welche Anhäufungen grauer Substanz enthalten (Vierlinge und Schlingelungen 2c.). Wir hätten demnach in diesen Teilen vielleicht die zentrale Fortsetzung der Summationsbahn zu suchen.

Während wir demnach über die „physiologischen Aequivalente" des Schmerzes leidlich unterrichtet sind, fehlt es bis jetzt an jedem einigermaßen befriedigenden Erklärungsversuch für das Lustgefühl. Die geistreiche Meynert'sche Hypothese, welche ebenfalls unter Hinweis auf die graue Leitungsbahn, Lust und Schmerz gewissermaßen als Wahrnehmungen eines sechsten Sinnes, der über den Ernährungszustand unseres Gehirnes aussagen sollte, auffaßte, ist diesem Ziele wohl noch am nächsten gekommen. Spricht dies aber nicht gegen die vorher auseinandergesetzte Theorie des Schmerzes, daß sie das gegensätzliche Phänomen nicht mit zu erfassen vermag? Oder sollte dies vielmehr darin seinen tiefsten Grund haben, daß Lust und Unlust, wie die Erfahrung des täglichen Lebens, zeigt sich eigentlich niemals neutralisieren, sondern nur abwechselnd aus dem Bewußtsein verdrängen können? Es scheint, daß jede geistige Wahrnehmung ebenso wie sie

in den Kategorien von Zeit und Raum erfolgen muß, auch einen gewissen Gefühlston besitzt, einen unmerklich leisen oder übermächtig starken Anklang von Lust oder Unlust mit sich führt. Einer nicht allzu fernen Zukunft wird es wol gelingen, diese Fragen endgiltig zu entscheiden.

Eduard Sokal.



Olympischer Frühling.*)

Als ich vor einigen Wochen durch Zufall „Das Volkramslied" von Julius Grosse in die Hände bekam und mich über die ersten Gesänge weidlich geärgert, in weiterem Fortgang aber über manche Schönheit in diesem Werke gefreut hatte, fragte ich mich nach beendeter Lektüre, als was wol das Ganze eigentlich anzusehen sei. Ich hatte von früher her einzelne Bruchteile der Dichtung gekannt und bei allem, was ich darüber gelesen, war die Bezeichnung „modernes Epos" wiedergekehrt. Aber diese Bezeichnung widerstrebte mir, ich konnte ihr im Innern meines Herzens nicht zustimmen. Ein Epos war in meinen Augen etwas ganz Anderes, der Umfang und eine gewisse Breite allein sind noch keine Kriterien des Epos, es gehören noch einige andere Grundlinien dazu. Mir erschien das Volkramslied als nichts Anderes, als ein Roman in Versen! Zudem gab ich mich dem Glauben hin, die Form des Epos sei veraltet, das Stoffgebiet erschöpft, das Höchste darin bereits erreicht, und vor allem fehle uns Modernen die notwendige Naivität, welche sowol Voraussetzung beim Schaffen, wie beim Genießen dieser Dichtungsart ist!

Unwillkürlich regte sich allerdings in mir auch der Gedanke, daß es doch angängig sein müsse, hier wie überall alten Formen neue Werte aufzuprägen, die stoffliche Beschränkung des Epos dadurch zu erweitern, daß man versucht, die Früchte unseres fortgeschrittenen Erkennens in großen Zügen episch zu verwerten, und wie wir eine divina comoedia haben, ein kosmisches Epos zu schreiben, das uns in flammenden, unvergänglichen Dichterworten alle Wunder des Himmels und der Erde neu erstehen ließe — oder ein Epos, dem das rein Stoffliche nur als Brücke zu dem unbegrenzten Gebiete der seelischen Vorgänge diente, und das durch eine einfache und klare Symbolik uns das Höchste und Tiefste erschlösse. Sobald ich aber unsere sogenannten Symbolisten daraufhin ins Auge faßte, sanken mir die Flügel, und mein Gedanke zerstob in alle Winde. Hier war ja die Symbolik nicht Mittel, um etwas klar Erfaßtes in einem scharf konzentrierten Bilde auch dem Unwissenden zugänglich zu machen, hier galt es ja nur dunkele und dumpfe Ahnungen geheimnisvoll zu umbrämen, verschwommen galt als tief — und wo ein Erkennen zu uns spricht, da geschieht es in so gespreizter Form, daß sich oft eine kleine Wahrheit zu einem ins fratzenhafte verzerrten Ungeheuer aufbauscht. Ein Stefan George würde an einem Epos kläglich scheitern und Hugo von Hoffmannsthal, dessen Begabung nach diesem Gebiete hin unverkennbar ist, ist zu überreif und differenziert, um etwas Großes und Befreiendes geben zu können. Das Epos ist eben eine tote Form, für uns Moderne verloren, und es zeigt von weiser Selbsterkenntnis und Selbstbeschränkung, daß wir keine fruchtlosen Versuche machen, etwas Totes wieder zum Leben zu erwecken. Auf dieser Erkenntnis mag auch die seltsame Begriffsverschiebung beruhen, die den Roman und die Novelle als epische Dichtungen hinstellt, obwol beide mit dem Epos soviel gemein haben, wie die Lyrik mit dem Drama, d. h. obwol es ganz scharf gesonderte Dichtungsformen sind.

Aber — le roi est mort . . . vive le roi! Vor wenigen Wochen noch hielt ich ein modernes Epos für unmöglich — heute liegt es vor mir, und mit ehrlicher Freude begrüßte ich es! Und um das Interesse an meinen folgenden Ausführungen von vornherein zu steigern, sage ich gleich rund heraus, daß es sich hier nicht etwa um einen tastenden Versuch handelt, sondern eine Meisterhand hat mit Einsetzen ihres ganzen Könnens ein vollendetes Werk geschaffen, das, soweit es uns vorliegt, frohe Schönheit, ruhige Größe und eine tiefe, in sich geklärte Lebensweisheit atmet. Dabei ist die äußere Form bis auf winzige Härten von bestrickendem Wohllaut und mit ebensoviel Grazie wie künstlerischer Sorgfalt gehandhabt. Es ist das soeben in dem ausgezeichneten Verlage von Eugen Diederichs, Leipzig, erschienene Epos „Olympischer Frühling" von Carl Spitteler, oder richtiger gesagt — die Ouvertüre zu diesem Werke, von dem ich spreche.

Spitteler, der seit Jahren in Luzern lebt, ist kein Jüngling mehr, sondern steht bereits in der Mitte der Fünfziger. Sein Name besitzt einen guten Klang, den Spitteler seinen ästhetischen Schriften verdankt. Ein Nietzsche sogar versagte ihm seine Bewunderung nicht. Aber wie wenige kennen seine Schriften, und wie viele wissen gar, daß er unter dem Pseudonym „Tandem" schreibt, ich gestehe ganz offen, daß ich bis vor 2 Jahren zu diesen Unwissenden gehörte. Und dieser reife Mann hat den Mut, ein Epos zu schreiben, welche Gründe treiben ihn dazu?

Spitteler hat seinem Buch einen kleinen Vortrag „Ueber das Epos" lose beigefügt, worin er diese Frage beantwortet. „Er mußte eben! Ein Dichter, wie Sie sehen, muß immer", sagt er selbst sehr hübsch in diesem Schriftchen. Er ist sich wol bewußt, daß er ein undankbares Werk unternimmt, daß er sich dem Spotte aussetzen, und man sich schonend nach seinen „Gesundheitsverhältnissen" erkundigen wird, „denn ein Epos schreibt man eben nicht, das weiß das ganze ästhetisch stramm einexerzierte deutsche Publikum, vom letzten Handlungsreisenden bis zum naivesten Liebespärchen, das durch den Gotthard fährt, ebenso gut wie der Kritiker!"

Aber Spitteler fühlt nun einmal den Beruf zum Epiker in sich, und so fragt er mit Recht: „Soll nun etwa der mit epischer Anlage Behaftete (wie es ihm die ästhetische Weisheit allen Ernstes zumutet) seinem Talent einen Maulkorb anlegen. Sich ein Jahrtausend oder zwei schweigsam gedulden, bis es der Aesthetik gnädig beliebt, das Epos wieder zu gestatten?" — Er hat jedenfalls keine Lust dazu, sein Licht unter den Scheffel zu stellen und kann mit Hutten sagen: „Ich hab's gewagt!"

*) Carl Spitteler: Olympischer Frühling. Epos. Ouvertüre: Die Auffahrt. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1900.

„Olympischer Frühling" — der Titel gibt schon ein gewisses Bild. Man blättert und siehe da, die ganze griechische Mythologie wird vor einem lebendig! Hades, Proserpina, Uranos, Kronos, Zeus und Hera. Als Versform hat der Dichter gereimte Alexandriner verwendet — worüber mancher entsetzt den Kopf schütteln wird. Ein gereimtes Epos, mythologische Personen, Alexandriner, eine schaudervolle Trinität, vor der man sich hastig bekreuzt. Allerdings nur in Deutschland, meint Spitteler, denn wenn sein Buch in Frankreich erschiene, so würde man angenehm erstaunt zu dem Mutigen aufblicken: „Tiens! Venus, Jupiter, Calchas? unsere alten, trauten Bekannten. Ei sieh doch. Ein Epos. Ah! Das wäre ja das denkbar Höchste. Aber freilich auch das Schwerste. Gereimte Alexandriner! Nun, das versteht sich von selbst, denn dem edlen Stoff gebührt die edle Form. Es kommt nur darauf an, wie die Alexandriner sind. Hernach würde man mit gespannter Aufmerksamkeit das Werk prüfen, zwischen Hoffen und Zagen. Mit Jubel, wenn es die Prüfung besteht, mit ehrerbietigem Bedauern, wenn sich der Verfasser seiner kühnen Aufgabe nicht gewachsen zeigte."

Nun, zeigen **wir** dem Dichter, daß „wir Wilde doch bessere Menschen sind", betrachten wir seine Schöpfung nach den von ihm angegebenen Gesichtspunkten, gehen wir liebevoll seinen Intentionen nach. Ich will mir übrigens kein Verdienst dabei anmaßen, denn es ist dies unmittelbar nach Erscheinen des Werkes schon von anderer, dem Dichter allerdings anscheinend nahestehender Seite geschehen, jedoch mit so ehrlichen Worten, daß Spitteler fühlen muß, daß er im Unrecht ist. Wir Deutsche sind ja doch dafür berüchtigt, daß Niemand so wie wir sich in die Seele eines Anderen versetzen können, daher unsere vorzüglichen Historiker, Litteraturforscher und Kritiker, unsere meisterhaften Uebersetzungen.

Wenn wir auch zunächst mit einigem Mißtrauen an die Lektüre eines Epos gehen, so sind wir doch gern bereit, uns gefangen nehmen zu lassen, ja wir warten förmlich darauf! Wir sind immer reisefertig, uns in Dichters Lande zu wagen, wenn er nur ein guter Führer ist. Und das Land des Mythos ist ja das Land der Träume, unser — der Träumer Land! Aber schon nach einigen Seiten sind wir angenehm enttäuscht, jagen die Traumesrosse von dannen und schärfen alle Sinne. Das ist ja nicht Griechenland und die Unterwelt, sondern aller Menschen Heimat, das sind keine unsterblichen Götter, sondern sehnsüchtige Sterbliche wie wir, das sind keine Mythen, sondern das ewig gleiche Schicksal, das Ringen und Streben der erwachenden Seele nach Freiheit. Unsere Zuversicht wächst, wir fühlen, daß wir hier keine antikisierende Dichtung vor uns haben, sondern ein modernes Epos. Modern in seinen Gefühlen, modern in seiner Weisheit, modern in den geschilderten Typen, alles von den Pulsschlag unserer gährenden Zeit erfüllt, aber zu künstlerischer Schönheit verklärt und von dem tiefen Weltschmerz durchzittert, den unsere Zeit den Wissenden als unauslöschliches Mal einbrennt. Dieser tiefe Pessimismus gibt dem Stoffe größere Bewegung. Spitteler ist Philosoph und Aesthetiker genug, um sich darüber klar zu sein, und enthält uns seinen Schaffensgang nicht vor. „Im reinen Goldglanz ertrinkt die Poesie. Sie will Bewegung und Handlung haben, die Bewegung wieder verlangt ein Ziel und die Handlung einen Zweck. Das treibende Motiv aber nach Ziel und Zweck ist ein Unlustgefühl. Deshalb müssen wir in jeden Stoff den Schmerz als Kern einsäen."

Und nun der Stoff in großen Zügen wiedergegeben.

Auch die Herrschaft der olympischen Götter ist nur eine begrenzte. Ist ihre Zeit erfüllt, so verfallen sie der Unterwelt, und ein neues Göttergeschlecht, das bis dahin dort gefangen schlummerte, erwacht und entsteigt dieser, um in seligen Höhen beglückt zu herrschen. Nach dem Willen Anankes, der unerbittlichen Notwendigkeit, verfällt das Geschlecht der Kroniden dem Untergang, die Kunde davon dringt zu Hades, dem Beherrscher der Unterwelt. Er erfährt, daß die alte Götterkönigin von den Anhängern ihrer Tochter Hera vom Olymp herabgestürzt worden, und durch diese Tat der Fall der alten Götter besiegelt sei. Die jungen Götter, die er in strenger Haft hält, sind zu ihren Nachfolgern bestimmt, sie sollen mit den Göttinnen die Fahrt nach dem Olymp antreten und dort um Hera werben, wer sie erringt, sei Herrscher über Alle — so lautet das Gebot Anankes, des Schicksalsbereiters! Mit liebreichen Reden sucht Hades seine Gefangenen aus ihrem alpbeklommenen Schlafe zu lösen, um ihnen ihr Los zu verkünden. Er selbst geleitet sie durch alle Fährnisse seines Schattenreiches bis zur Grenze, die im Innern eines Berges liegt. Dort entläßt er sie mit wolgemeinten Ratschlägen. Nun geht es in beschwerlicher Wanderung und unter mancherlei Abenteuern durch den Morgenberg zur Oberwelt bis zu einer Staffelwiese, wo sie des Uranos Boten auf Flügelrossen zum Himmel geleiten. Hier halten sie Rast, um am nächsten Morgen, mit reichen Geschenken begabt, die Weiterreise nach dem Olymp anzutreten und dort um Hera zu werben. Dies die Fabel, die den bis jetzt erschienenen Teil ausmacht, der sich nach ihr „die Auffahrt" betitelt.

Ein großer Stoff, der dem echten Dichter Gelegenheit gibt, alles was die menschliche Seele bewegt, mit hinein zu verweben. Und Spitteler ist ein echter Dichter von wunderbarer Gestaltungskraft. Mit schier unerschöpflicher Phantasie, von der getrost zwanzig unserer Dichterlinge mitzehren könnten, ohne daß er dabei viel verlöre, bietet er uns eine Fülle köstlicher Einzelheiten in seinem Werke dar. Die Bilder fließen ihm nur so zu und stehen zu einander in harmonischer Wechselwirkung, da ist nichts Gesuchtes und Gewaltsames, sondern alles groß und schlicht, von einer herben Plastik erfüllt. Trotz allem Pessimismus liegt ein hoher Schönheitsglanz und eine sonnige Schönheitsfreude über dem ganzen Buch ausgebreitet. Goldene Weisheiten funkeln allerorten, ohne uns je durch aufdringliches Gebahren zu beleidigen. Der Stoff ist nicht nur groß empfunden, sondern auch groß durchgeführt! Die erste Prüfung wäre also glänzend bestanden.

Wie steht es nun mit der Form? Der Alexandriner, eine aus Frankreich in die deutsche Dichtung eingeführte Versart, florierte bei den schlesischen Dichtern des 17. Jahrhunderts, um dann ziemlich spurlos zu verschwinden und ein für allemal ein gewisses Mißtrauen gegen sich zu hinterlassen. Nur hin und wieder tauchte er vereinzelt auf, aber meist nur in kleineren Gedichten, wie bei Rückert und Freiligrath. Kleinpaul nennt ihn in seiner trefflichen Poetik eintönig, so daß er namentlich im Epos unerträglich wirke. „Nur wenn man ihn mit anderen Versen mischt, verliert er seine Eintönigkeit, und er hat dann oft viel Kräftiges, Markiges, Malerisches!"

Nun, Spitteler hat durch sein Epos den Beweis erbracht, daß diese Ansicht irrig, daß auch der reine Alexandriner kraftvoll und markig ist. Vor allem aber malerisch, ja, dies bildet vielleicht gerade seinen Hauptvorzug. Der Vers ist von ihm virtuos gehandhabt, er verleiht ihm eine Grazie, die man diesen schwerfälligen, sechsfüßigen Jamben kaum zutraut, an anderen Stellen jedoch wirkt er wieder so schwer und wuchtig wie Keulenschläge. Nicht eintönig, sondern vieltönig erscheint sein Rhythmus, von dessen Wohllaut ich bereits oben gesprochen. Man sieht eben wieder, wie ein Instrument erst in den Händen eines Meisters an Bedeutung gewinnt. Nicht am wenigsten trägt zu dieser Wirkung jedoch die reiche Sprache Spittelers bei, dessen feines Formgefühl, so kühn seine Wortbildungen oft auch sind, ihn ebenso sicher vor Geschmacklosigkeiten wie Trivialitäten bewahrt. Schon ganz zu Anfang überraschen Worte wie: „Regenwogenrauschen" oder Bilder wie: „des Geistes sterngekrönter Blick", „des Weltenschweigers Bilderrätselbuch" und andere. Somit wäre auch die zweite Prüfung bestanden, und das Werk hat demnach Anspruch darauf, Beachtung zu finden!

In dem knappen Rahmen eines Aufsatzes einer Dichtung ganz gerecht zu werden, ist unmöglich, ich kann nur versuchen, der Schöpfung Spittelers Freunde zu werben. Das Epos **schreit** nach der Lektüre!

Die Aufgabe der folgenden Zeilen ist nun, durch eine schrittweise Erzählung und Analysierung des Inhalts sowie durch gewichtige Proben, den Reichtum, die Schönheit und Tiefe, kurz den Wert des Werkes zu erweisen. Selbstverständlich kann ich dies nur im beschränkten Maße tun, denn es würde zu weit führen, allen kleinen Fabeln, allen feinen Symbolisierungen nachzugehen. Dazu wäre es nötig, ein Buch über dieses Buch zu schreiben. Deshalb noch einmal: Das Epos **schreit** nach der Lektüre!

Hades, „der Fürst des finstern Erebos", befiehlt seinen Dienern, die gefangenen Götter zu entfesseln und nach dem Sibyllentempel zu führen. Als es diesen nicht gelingt, die Götter dem Schlafe zu entreißen, übernimmt er es selbst und der Macht seiner liebreichen Reden gelingt es auch. Sie erheben sich und begeben sich fröstelnd zur Tempelhalle, wo Hades ihnen seinen Willen künden wird. Wie eine Vorbereitung auf das Kommende, doch auch wie ein Hinweis auf den, dem auch sie untertan sind, klingt seine Forderung:

„Brüder, erst bekennt den Namen,
„Deß, der dem Leibe Leben leiht und Saft dem Samen,
„Dem alle, hoch und niedrig, knechtisch untertan,
„Götter und Menschen; der nach seinem finstern Plan
„Der Sterne Lauf bestimmt und der Gedanken Gang."

„Er sprach's. Und Antwort gab ein Murmeln ernst und bang:
„Sein Name heißt Ananke, der gezwungne Zwang."

Nun beruft Hades die Sybillen, damit sie den Göttern aus dem Schicksalsbuche weissagen. Er selbst vollendet dann die Offenbarung, indem er ihnen vertraut, daß des Kronos Reich zerfallen, und sein Scepter für sie bestimmt sei. Sie wären frei und sollten noch heute die Auffahrt zum Olymp antreten, wo jetzt Hera, die Tochter des Kronos, nach dem Sturze ihrer Eltern herrsche, und um diese werben. Er selber werde sie bis an die Grenze seines Reiches geleiten, um sie vor den sieben erebinischen Gefahren zu bewahren. Sie machen sich auf und kommen nach langem Wandern über eine Brücke, bei der sie Hades warnt, nicht auf deren Mittelplanke zu treten, die dem Holze des Baumes Herzeschwer entstamme:

„Denn aus dem Splint des Baumes thränt ein duftig Harz,
„Das malt die Heimat goldig nnd die Fremde schwarz."

Er deutet damit die Gefahr an, welche in der Erinnerung liegt, die selbst das herbste Leid verschönt.

Die folgenden sieben erebinischen Gefahren sind von so kraftvoller Symbolik, daß ich sie einzeln aufführen möchte. Da sind zunächst die Lästervögel, die wie eine drohende Wolke über ihnen schweben und von Hades treffend charakterisiert werden:

„Ist jeder zahnlos auch und feig in seinem Hasse,
„Vereinigt sind sie eine mörderliche Masse."

oder schon vorher:

„Denn diese Vögel sind des braven Mannes Not:
„Wer nicht mit ihnen klappert, Amen: in den Kot."

Wer kennt sie nicht, die Neider und impotenten Gesellen, die uns jeden neuen Weg, jeden Aufstieg durch giftige Reden zu verekeln suchen und alle Höherstrebenden in den Kot herabzerren möchten.

Dann der fürchterliche Wels „Gewesen"; der, wenn er erwacht, sie in die Tiefe hinabreißt. Er erwacht durch Schweigen und muß durch Gesang und Schmeicheln betäubt werden. Die Vergangenheit darf nicht aus ihrem Schlummer gerissen werden, da sonst kein Fortschritt, sondern nur noch Rückschritt statthaben würde.

Die Gründlinge der Wahrheit, die verruchten Rochen; jenes Geschlecht gefährlicher Afterwahrheiten, die den Menschen verwirren und seinen Geist wie ein schleichendes Gift zerfressen.

Cerberus, der doppelköpfige Hund, in dem die Heuchler des Alltags, die doppelzüngigen Schmeichler, die nur auf einen Augenblick des Selbstvergessens lauern, um jemanden zu verderben, die sogenannten „guten Freunde" verblüffend ähnlich abkonterfeit werden:

„Wer immer Cerberus zum erstenmale schaut,
„Ist von dem biedermänn'schen Burschen baß erbaut.
„Denn sieh, ein Lindhundantlitz, sanft und lobebar
„Beut friedlich schmunzelnd er zunächst den Blicken dar,
„Aus dessen Lügenmaul, damit betört er jeden,
„Beständig träufeln honigglatte Ringelreden.
„Heuchelt von nichts als Nächstenliebe, Mild' und Güte,
„Und jeder Tugend dient sein Maulwerk zum Gestüte."

Jedoch das ist nur die hintere Seite, das Steißgesicht des Biedermannes:

„Die Tatzen aber und den giftgeschwoll'nen Zorn
„Der wutverzerrten Raubtierschnauze hat er vorn."

Wehe, wer seinen gleißnerischen Reden traut, er muß es bitter an seinem eigenen Leibe büßen.

Es folgen „die Furien", denen man entgeht, wenn man sich klug recht jämmerlich und widerstrebend anstellt. Die lieben Mitmenschen pflegen jeden so lange unge-

schoren, wenn auch nicht unverhöhnt ziehen zu lassen, als sie meinen, er trage dieselbe oder noch eine schwerere Bürde wie sie.

Ihr Weg führt durch das Thaumasthal, das Thal des Schweigens, das sie hastig durcheilen sollen. Dem Schweigen entflieht man am Besten, denn es liegt etwas Grausiges in ihm. Das Schweigen regt alle geheimsten Gedanken auf.

Die letzte der Gefahren bietet die Lalologen (Schwätzer)-Brücke, auf der weise Prediger und Lehrer bemüht sind, die Hörer in den Fluß hinein zu prophezeien. Eine beherzenswerte Erkenntnis! Durch das Geschwätz vermeintlicher Besserwisser wird man nur auf seinem Pfade gehemmt; wer aufwärts will, vertraue sich und seinem Stern. Die bunten Ratschläge der Anderen blenden nur und lassen uns straucheln. Kurt Holm.

(Fortsetzung folgt.)



In der Heimat.

Ein Romanfragment von **Robert Jaffé.**

(Fortsetzung.)

Die Sonne war immer höher gestiegen und glühte schon über den Feldern und durch die Fenster des Coupés. Er löste die schmalen Lederriemen und zog die dunkelgrauen Vorhänge an den Fenstern zu. Da nun bald der Schaffner hereinkam, der die Fahrkarten abnahm, so daß er also schon beim nächsten Aufenthalte in Orchowo aussteigen würde, durchströmte ihn gleichmäßig ein süßes Bangigkeitsgefühl und ein frohes Gefühl der Erwartung.

Als er durch die vielen hohen Topfgewächse, die vor dem niedrigen Stationsgebäude in Orchowo in hell- und dunkelgrünen Bottichen dicht bei einander standen und jetzt die ersten grünlich gelben Blättchen und Knospen zeigten, hindurchging, umringten ihn bald zerlumpte polnische Bettlerjungen, die durchaus fünf Pfennige geschenkt haben und ihm den Weg weisen wollten. Aber draußen erblickte er jetzt einen winzig kleinen Omnibus und ging auf ihn zu. Kaum hatte er jedoch dem Kutscher, einem ganz jungen Burschen, den Namen seiner Verwandten genannt und drinnen auf den schwarzbraunen Polstersitzen Platz genommen, als die Bettlerjungen wieder den Omnibus umringten und nach den fünf Pfennigen schrieen, bis er ihnen ein Geldstück zuwarf und der Kutscher mit der Peitsche unter sie herniederfuhr.

Das Haus, in dem die Verwandten wohnten, lag am Marktplatz und war bei weitem das stattlichste unter all den anderen; es war hellgrau gestrichen und zweistöckig. Emil stieg, wie es ihm der Kutscher gesagt, eine breite hölzerne Treppe hinauf und sah an einem ovalen Porzellanschild mit schwarzen Buchstaben den Namen aufgedruckt. Klopfenden Herzens pochte er kräftig an die Thür, bald wurden kreischende Mädchenstimmen laut, eine von ihnen fragte, wer denn da wäre. Und als er nun seinen Namen nannte, wurde alsobald die Thür geöffnet, er trat einen Schritt vor in das Zimmer hinein, ein kleines üppiges junges Mädchen stand neben ihm und reichte den Mund zum Kusse. Er sah nur, in ganz verschwimmenden Umrissen, ein gar hübsches, brennend rotes Mädchenantlitz und küßte es immer wieder, wie in glückseligem Taumel. Dann fragte er: „Welche bist du denn eigentlich von meinen Cousinen?“ und vernahm, daß es Hanka, von den drei Schwestern also die mittlere, wäre, worauf er mit fröhlichen dreisten Blicken das schöne Mädchen betrachtete, ihre strotzend üppige Figur, ihren zarten rosigen, ein wenig sommersprossigen Teint und den kleinen vollen weichen Mund, um den immer, kaum sichtbar, ein gutmütiges, lässiges Lächeln zu spielen schien; und sah in ihre dunklen Augen, die groß und klar waren. Sie sagte mit ihrer innigen Stimme, daß die beiden Schwestern Rosa und Gunda, sich geflüchtet hätten, weil sie noch im Negligé gewesen; wie sie denn zumeist, da sie ganz einsam lebten und kaum jemals Besuch bekämen, gar nicht ordnungsmäßig Toilette machten; um so mehr freuten sie sich jetzt über seinen Besuch, den sie immer erwartet und von dem sie erst vor wenigen Tagen gesprochen. Dazwischen erzählte sie hinwiederum, daß einmal eines Vetters Schwiegervater sie auf eine ähnliche Weise überrascht, und während sie dann wieder sagte, daß, wenn er sie nicht mit „Du“ angesprochen, sie ihn doch so angesprochen hätten, fragte sie, beinahe zugleich, wie lange sie sich denn nicht gesehen. Indem sie dergestalt in ihrer lebhaften Weise schwatzte, hatte sie ihn in die „gute Stube“ geführt und dort bald allein zurückgelassen.

Jetzt war er von der weichsten, innigsten, glückseligsten Stimmung umschmeichelt. Wie leicht sah er sich, da er Hanka nur eben begrüßt, im fremden Hause heimisch geworden! Aber auf eine wie liebe und zutrauliche Weise hatte sie sich auch um ihn beflissen, und gewißlich würden sie ihm hier allesamt dergestalt entgegenkommen! Nun blickte er sich im Zimmer um und betrachtete eine schöne große silberne Bowle, die auf dem niedrigen Tische stand, ein entzückendes Steinkörbchen, mehrere Prachtbände und in Bronzeständern viele Photographien und dann Photographien, die in etlichen Reihen und großen viereckigen und kleinen ovalen Rahmen an den Wänden hingen. Inzwischen war Gunda hereingekommen, ganz unhörbar, stand neben ihm jetzt und sagte mit drolligem Tone: „Guten Tag, Emil!“ Da umfaßte er sie herzhaft und küßte sie heftig auf Wangen und Mund, wogegen sie sich erst sträubte, um es alsdann ruhig geschehen zu lassen. Nun sah er nur immer wieder das schöne Antlitz an, das stets einen gespannten lieben Ausdruck hatte, so daß sie gar lieb, hausfraulich und ungeachtet ihrer Jugend und ihrer geringen Figur liebmütterlich erschien.

Ehe er noch mit ihr ein Gespräch auf die Bahn bringen konnte, war auch Hanka wieder herein gekommen, und nachdem sie sich auf das rote Plüschsofa gesetzt, entschuldigte sie Rosa und ihre Mutter und fragte, ob er eine angenehme Reise gehabt. Als er dann mit Gunda auf den roten Plüschsesseln gleichfalls am Tische Platz genommen, begann sie:

„Du Emil, wir haben gehört, du sollst neulich ein so schönes Buch herausgegeben haben. Der alte Amtsrichter, der hier unten in unserem Hause wohnt, hat uns davon erzählt, es wäre in der einen Zeitung so hervorragend rezensiert worden, und solle in der Tat sehr gut sein. Und das ist ein außerordentlich gebildeter Herr, der gar viel versteht.“

„Ja,“ sagte Gunda, mit ihrem lieben lichten Antlitz voll zu ihm aufschauend, „dein Buch soll sehr schön sein.“

Da bat Emil, recht verlegen abwehrend, von seinem Werke nun nicht mehr zu sprechen. Er zierte sich dabei nicht; denn es erschien ihm jetzt so fremd, wie aus einer fremden Welt geboren, daß ihm zumal hier die Erinnerung daran höchst peinlich war.

Inzwischen war Rosa hereingekommen und die Tante, welche ihm sogleich mit ihrer ansehnlichen Erscheinung und dem strengen vornehmen Antlitz sehr gut gefiel. Rosa war desgleichen — den jüngern Schwestern ungleich — von großer schlanker Figur und trug das dunkelblonde Haar kraus an den Schläfen herabgefranzt. Nachdem beide den Ankömmling mit freundlichen Mienen begrüßt, ward die Unterhaltung recht behaglich und lebhaft, indem man von all den Vetter- und Bekanntschaften des Familienkreises sprach, welches doch zumeist bei solcherlei Besuchen eine eigene poetische Bedeutsamkeit gewinnt. Als er berichtete, wie er beinahe den jungen Kaufmann aus seiner Heimatsstadt mitgebracht, und die Mädchen meinten, daß ihr Vetter sich außerordentlich zu seinem Vorteil verändert und jetzt ein ganz angenehmer Mensch wäre, fiel es ihm auf, daß sie die schöne ihm so teure Eigenschaft besäßen, die Menschen zu idealisieren. Es ward ihm jetzt, als wäre er verzaubert, als drehte sich alles schwindlicht um ihn. Er suchte so oft als möglich, ohne daß es auffiele, zu Gunda hinzuschauen, und dabei war es ihm so glückselig ums Herz. Wenn er von einem jungen Arzte erzählte, der ein armes Mädchen erwählt, und Rosa lächelnd sagte: „Wir sind voriges Jahr auf einer Hochzeit zusammen gewesen. Hätten wir das gewußt, daß er so ideal gesinnt, so hätten wir ihn gehörigerweise umworben," dann lächelte er so hell und freundlich, wie immer jetzt, ohne zu bedenken, wie ihn solch ein Scherz sonst wol befremdet und erkältet hätte. Und da Hanka fragte, ob er auch den Doktor Richard kenne und der eine ausreichliche Praxis habe, dünkte es ihn, als ob ihre Stimme vibrierte und sie wie hehr und überirdisch träumend, grad aus vor sich ins Weite starrte. Er erinnerte sich des, was er einstmals davon erfahren, daß mit diesem entfernten Vetter Hanka, da er noch Student war, ein Herzensverhältnis gehabt und korrespondiert, daß er immer geschrieben, wie er garnicht das Staatsexamen erwarten könne, um sie als sein Weib heimzuführen, daß er aber kaum das Examen wirklich bestanden und sich in der Hauptstadt als Arzt niedergelassen, als er ganz unvermittelt die Korrespondenz abbrach und nichts mehr von sich vernehmen ließ; worauf die Mädchen zu vornehm gewesen, um ihn weiter zu verfolgen. So war er ganz verlegen worden, sagte lässig ausweichend, er hätte von Richard nichts gehört, und die Tante meinte darauf:

„Studenten darf man nicht ernst nehmen. Denn die handeln zumeist noch unbedacht und tun mancherlei, was sie hernach bereuen. Das weiß man doch."

Jetzt war Hanka hinausgegangen und kam bald zurück mit ihrem breiten üppigen Gang und brachte den Bericht, daß das Essen zugerichtet wäre; worauf sie denn allesamt in das geräumige Wohnzimmer gingen, wo ein ovaler Tisch vor einem rotplüschenen Sofa nun weiß gedeckt war. Da Emil durchaus auf dem Sofa Platz nehmen wollte, bat er, daß sich Gunda neben ihn setze, was sie auch lustig und übermütig alsobald tat. Und als sie während der Mahlzeit ihn immer wieder nötigten, sagte er:

„Ich muß erst einmal Atem schöpfen. Ich glaube, hier quälen einen die Mutter oder die Tanten überall mit dem Essen. Wenigstens habe ich früher immer so etwas auch von meinen Kameraden gehört."

„Sie können doch nichts anderes bieten," erwiderte die Tante fröhlich lächelnd, „daß ist doch alles, was sie bieten können."

Gunda hatte ihm indessen gar übermütig einen Brief, der ein wenig aus seiner Rocktasche hervorlugte, ganz herausziehen wollen.

„Das ist gewiß ein Liebesbrief. Du hast doch sicherlich in Berlin oder sonst irgendwo eine Braut."

Da überließ er ihr den Brief, der heute vom Verleger angelangt war — (die Berliner Adresse auf dem Couvert war mit Blaustift ausgestrichen und an der Seite quer ersetzt durch die entsprechenden Notizen über seine neue Adresse) —; und war ihr noch behilflich beim Entfalten, wobei er ganz ernsthaft sagte, daß er noch nie ein Liebesverhältnis gehabt, geschweige denn eine Braut. Und dann neckte er sie wieder, und fragte lächelnd:

„Hälst du die Bettler noch immer so in dein Herz geschlossen?"

„Woher weißt du?" entgegnete sie, mit lieblicher Ueberraschtheit aufschauend.

„Du hast schon damals, als wir uns das letzte Mal gesehen, als Kind, vor Mitleid mit einem müdegelaufenen Gaul Thränen vergossen. Und jetzt hab ich gehört, sollst du alle Bettler von der Straße auflesen und bei euch verpflegen und sollst den entlassenen Sträflingen und ihren Familien das Essen in die Wohnung tragen."

„Ach! Es ist nicht so schlimm!" sagte Gunda wieder lieblich verlegen und dunkelrot.

Indem nun gar auch Rosa sie mit ihrer Frömmigkeit neckte, daß sie so oft in die Synagoge gehe und beim Wässern des Fleisches und dergleichen noch die strengsten Speisegesetze übertreffen wolle, erzählte Hanka:

„Unsre Rosa sagt immer, Gunda leide am religiösen Wahnsinn."

Aber Emil meinte, da das arme Kind fragte, ob denn nicht jeder seine Ueberzeugung haben könne:

„Gewiß! Und ich könnte kein Mädchen lieben, das nicht fromm wäre."

Nach der Mahlzeit, als sie Pläne für den Nachmittag und Abend machten, erwies es sich, daß er noch denselbigen Tag abreisen wollte. Insgeheim erwartete er freilich mit aller Zuversicht, daß die Verwandten ihn nicht fortlassen würden; wie sie denn auch bei der ersten Andeutung sogleich ganz entrüstet waren. Aber da er doch, ohne daß er wissen mochte woher, das unbestimmte Gefühl hatte, als ob sie ihn garnicht so ungeniert aufnehmen könnten bei der Lage ihrer Zimmer, schlug er vor, daß er noch einige Zeit in einem Gasthause wohnte und sie alsdann täglich zusammen wären. Wenn die Tante und die Mädchen nach längerem Widerstreben schließlich darauf eingingen, bedingten sie sich dafür aus, daß er sämtliche Mahlzeiten bei ihnen einnehme.

Und nun gingen die drei Mädchen, damit er die Stadt kennen lerne, mit ihm spazieren. Die ganze Straße entlang standen dicht beieinander Kastanien, und während sie nun unter den Bäumen dahinschlenderten, nahm Emil das Städtchen in Augenschein: die niedrigen mit Dachziegeln gedeckten Häuschen, welche zumeist neben einem großen Garten lagen, der dann durch einen Staketenzaun von der Straße abgetrennt war. Da zeigten sich die schmächtigen gekrümmten und

gebogenen Sträucher am Zaune dicht besetzt mit dunkelgrünen Blättchen; aus den aufgeackerten erdbraunen Beeten ragten, weit auseinander, immer Obstbäume hervor, die mit schneeweißen Blütenballen herrlich überhäuft waren. Und quer über den Garten sah man oft auf den Hof hinter dem Häuschen, wo an einer aufgespannten Leine weiße Linnen im Winde hin und wider wehten und in ganz kurzen Pausen immer ein Hahn zu krähen anhub. — An etwelchen dieser verwitterten Häuschen mit den dunkelgrünen Fensterläden sah man eines Schusters weiße Tafel mit darauf abgebildetem Schaftstiefel und Pantoffel oder das braune umrahmte Modenbild eines Schneiders.

Das Gasthaus, das ganz neu und für die kleine Stadt verhältnismäßig ansehnlich eingerichtet sein sollte, war ein zweistöckiger villenartiger Bau mit einer mäßig hohen steinernen Aufgangstreppe. Eine daneben angelegte Veranda, zu der sie nun über mehrere Stufen hinaufstiegen, war mit gelbem Kies bestreut, worauf von etlichen Kirschbäumen, die davor standen, unzählige weiße Blütenblättchen gefallen waren. Zwischen Oleanderbäumen in großen Töpfen standen weiß gestrichene Gartentische und Stühle, rings daran gelehnt. Als sie dann an einem dieser Tische Platz genommen, bestellte Emil für sich und die Mädchen Waldmeister- und Maitrank. Indem Rosa mehrere, zumeist jüdische Anekdoten erzählte, wobei sie ein ungewöhnliches Talent erwies, die einzelnen Personen plastisch zu verkörpern, waren sie in die heiterste Stimmung gekommen; und nun fragte er Gunda, ob sie sich die Laube ansehen wollten, welche sich hinter all den weißen Gartentischen und -stühlen befand, und über deren Staketwände ein starker Kirschbaum, der durch das Dach hindurchgewachsen war, seine blütenbesetzte Aeste breitete.

Gunda war bald aufgestanden, und da erschien sie Emil so lieblich und schön, daß er sie sogleich hätte küssen mögen. Wie er nun neben ihr der Laube zuging, empfand er alles so wundersam poetisch, als ob er in ein Traumland gekommen. Er fragte Gunda, ob sie hier viel Freundinnen habe, und als sie erwiderte: „O ja! Sehr schöne!", dünkte es ihn etwas ganz Sonderliches. „Die würden dir gar sehr gefallen!" fuhr Gunda fort, und er entgegnete, daß ihm keine besser gefallen könne als sie selber. Da schaute sie ihn mit entzückend treuherzigem, ganz verwundertem Antlitz voll an. Aber während sie noch lustig miteinander plänkelten, Gunda immer wieder abwehrend, Emil immer wieder sein Kompliment wiederholend, waren Rosa und Hanka nachgekommen.

Jetzt gingen sie allesamt in das Gastzimmer, wo Emil ein Mädchen, das hinter dem Büffet hervorkam, wohl die Wirtstochter, mit lauter entschiedener Stimme fragte, ob er ein Zimmer bekommen könne. Da noch etliche frei waren, sagte das Mädchen:

„Sie kommen also noch einmal des Abends wieder?"

Als sie später zu ihrem Hause zurückgekehrt, saß die Tante, ein hellbraunes Tuch um den Kopf geschlagen, auf einer schmalen steinernen Bank vor der Hausthür mit einer Nachbarin. Wieder erschien ihm alles poetisch verklärt in weichen dämmernden Umrissen, als wie in den schönsten echtesten Dichtungen. Indem Gunda sich bei der Nachbarin entschuldigte, daß sie den ganzen Tag nicht hinübergekommen, sagte diese, einen freundlich bedeutsamen Blick auf Emil werfend und lächelnd, zu ihr:

„Das kann ich dir doch nicht übelnehmen, Gundachen, dein Herz muß doch besser wissen . . ."

Wie bei diesen Worten Gunda, die blutrot geworden, sich gleich einem schüchternen glückseligen Kinde an ihn schmiegte und verlegen abseits lächelte, hielt es Emil, innerlich erheitert durch das ewige kupplerische Bemühen der alten Leute, kaum noch aus vor weichem, rosigem Glücksgefühl.

Nun hatte die Tante wieder überreichlich zum Abendbrot angerichtet, was sie, als Emil protestierte, damit begründete, daß er ja zu Mittag nur so wenig gegessen. Sie zählte alles im einzelnen auf, und da er auf das, was er verzehrt, hinwies, sagte sie wieder, daß er ja davon gar nicht viel habe stehen lassen. Als sie schließlich Wein auf den Tisch stellte, war er ganz ärgerlich. „Du wirst doch Durst haben," meinte aber die Tante mit unbeschreiblich herzlicher, wie selbstverständlicher Aufforderung: „Was ist denn dabei?"

Nachdem nun noch ein hübsches blondes adliges Fräulein, eine Freundin Gundas, hinzugekommen, beschloß man, daß sie alle außer der Tante den Vetter zum Gasthaus begleiten sollten. Das adlige Fräulein ging voran mit Rosa; Emil folgte mit Gunda und Hanka, die sich dicht an einander geschmiegt hatten: langsam schritt er mit ihnen vor sich hin, und schöne vertrauende Träume hüllten ihn ein, durch die feine Stille und Wärme ganz verzaubert; er zog die würzige, duftige Luft ein und spürte so recht, daß ihm jegliche Freude im Herzen blühte. Vor den niedrigen Häuschen saßen die Menschen auf steinernen oder hölzernen Bänken, schwatzten miteinander oder sahen wol auch neugierig den Mädchen und dem Fremden nach. Hanka erzählte Emil mit ihrer wie anschmiegenden Liebesfülle und schwärmerischen Innigkeit, daß ihre Mutter ihn immer für tot gehalten und um ihn geweint hätte. Und dann sprach sie auch von ihren reichen Verwandten, daß sie von denen, da sie so viel ärmer, nicht für ebenbürtig angesehen würden, aber glücklicherweise, indem sie doch ihr Haus und daraus ein bescheidenes aber bedürfnisgemäßes Einkommen hätten, auf keine Unterstützung angewiesen wären und so den lieben Verwandten, die oft recht unverschämt, mit der vollsten Unabhängigkeit entgegentreten könnten. — Während sie dergestalt unter den dunklen Kastanien dahinschritten, kamen ihnen viele junge Mädchen entgegen in flatternden roten und blauen Frühlingskleidern, die eine lustige lange Kette bildeten, und den ganzen Fahrdamm einnahmen. Jetzt riefen sie übermütig nach: „Ei, ei, Gunda! Maikäfer!" Worauf Gunda, die ganz rot geworden, erzählte, daß sie schon immer so entsetzliche Furcht vor Maikäfern gehabt, und Emil lächelnd meinte, daß sie wol mit ihm geneckt würde.

Als er endlich in das Gastzimmer seiner Herberge eingetreten, kam ihm noch alles so eigen und sonderlich vor: die beiden schmalen dunkelgrünen Ripssofas, die Tische, die mit buntgestreiften Decken belegt waren; das niedrige Billard, das in der Mitte des Zimmers stand, und auf dem etliche Zeitungen lagen; und endlich die beiden Petroleumlampen unter den runden lackierten Schirmen, die von der Decke herabhingen und das Gastzimmer nur trübe erleuchteten. Der Wirt brachte ihm mehrere illustrierte Journale, und als er dann bald auf sein Zimmer zu kommen wünschte, führte ihn das Mädchen eine breite steinerne Treppe hinauf.

Da er am nächsten Vormittag wieder in der Gaststube saß, brachte ihn in einer recht wunderlichen Ideenverbindung eine Zeitungsnachricht aus der Hauptstadt

auf Gunda; und alsobald spürte er ein sicheres wonniges Gefühl. Er fühlte seine Wangen rosig überhaucht, und die Freude in ihm dünkte ihn so voll.

So oft er nur konnte, ging er zu den Verwandten hin, und immer quälten sie ihn mit den Mahlzeiten. Wenn er dann wol einmal Hanka fragte: „Du besorgst immer das Essen und bringst es herein, aber dich sieht man nicht essen," lachte sie und sprach von dem, was sie morgen essen würden, wie sie heute nur so wenig hätten, und wie einförmig in solch kleiner Stadt das Essen wäre. Und die Tante gab an, was sie, um ihm mehr Abwechslung zu bereiten, den nächsten Tag zurichten sollte.

Indem er sich nun bei den Verwandten so oft aufhielt, wurde er immer mehr eingeweiht in ihre große anspruchslose Güte. Da war eine alte, wie er jetzt erfahren, ganz alleinstehende Frau hereingekommen.

„Ich danke Ihnen vielmals, Madame Urstein," sprach sie mit langsamem, singendem, mauschelndem Tone, „daß Sie mir so viel geschickt haben."

„Was habe ich Ihnen geschickt?" entgegnete die Tante mit der ehrlichsten, offensten Ueberraschung, „das bißchen Mittag! Ich habe mir gedacht, Sie werden vielleicht nicht kochen wollen — wenn sie erst mit dem Kochen so viel Umstände haben sollen, schmeckt Ihnen das Essen garnicht mehr."

Aber oft genug waren sie auch ausgelassen lustig. Da setzte sich die Tante gar an den Flügel, der in der „guten Stube" stand, und spielte zum Tanze auf; und nachdem man Tisch und Sessel einigermaßen zusammengerückt, schwenkte der Vetter Gunda lustig auf dem glatten Fußboden herum. Nachher erzählte Hanka, daß sie auch viel getanzt, wie sie im vorigen Jahre in der Hauptstadt der Provinz bei einer befreundeten Familie zu Besuch gewesen, wobei sie ihn zugleich nach einer Dame in seiner Heimatstadt fragte, die mit der Familie nahe verwandt.

„Sie ist eine reizende Frau — reizend gerade nicht, sie ist doch nicht hübsch — aber sehr angenehm."

„Aber sie hat eine sehr schöne Tochter, Emil," meinte Gunda, „und die poussierst du gewiß sehr? — — — Nicht wahr? Gesteh's nur ein!" drang sie mit echter Eifersucht immer wieder in ihn.

Als er dann vernahm, daß bei jener Familie auch ein erwachsener Sohn wäre, neckte er wieder Hanka in einem fort: bis Rosa lachend sagte:

„Der hat ein Ponim,*) daraus kann man mehrere jüdische Gemeinden machen, und er spricht einen Jargon . . ."

Da nunmehr Emil sogleich verstimmt war, meinte die Tante:

„Das gilt doch immer als unschön, wenn einer jüdisch aussieht und kein reines Deutsch spricht."

Gunda kam darauf eifersüchtig wieder auf die schöne Tochter jener Dame zurück, die erst sechzehn Jahre alt wäre.

„Und bist du denn viel älter?" fragte Emil.

„O! Ich bin schon zweiundzwanzig Jahre alt."

Aber die Tante schüttelte den Kopf und sagte, indem sie ihm einen bezeichnenden Blick zuwarf:

„Glaub das nicht, Emil! Das dumme Mädel macht sich selbst älter. Sie ist im vorigen Monat zwanzig geworden."

Gunda gab es nun lächelnd zu.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gesicht.

Eugen Reichel, Die Meisterkrone.

Eine Märchentragödie in drei Handlungen.
Berlin 1899. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Rudolf Steiner hat sich kürzlich im „Magazin" über den philosophischen Gehalt dieser Dichtung ausgesprochen, die den Lebensgang und die notwendige Tragik des Genies symbolisiert. Ich möchte hier nur noch einige Worte über die künstlerischen Qualitäten der Tragödie sagen. In den beiden ersten Handlungen tritt besonders Reichels technische Begabung im dramaturgischen Aufbau stark heraus. Er weiß eine Handlung ohne theatralische Mätzchen mit ganz einfachen Mitteln zu formen, zu führen und gipfeln zu lassen. Das zeigt sich besonders im zweiten Akt der zweiten Handlung. Eine Massenscene, bei der ich fast zum erstenmal den Eindruck hatte: das ist schlicht, das ist nicht Theater. Der erste Akt der gleichen Handlung fällt allerdings dagegen etwas ab, ist zu lang und zeigt Spuren von Ermattung. Dagegen ist das Vorspiel völlig tadellos in dramaturgischer Beziehung. Zu diesen technischen Vorzügen rechne ich auch die glückliche Erfindung der Symbole, die klar sind, den Verstand befriedigen und die Phantasie ansprechen. Es kommt dann freilich darauf an, was an gemütlichen und dichterischen Stimmungen in die Symbole hineingeworfen wird. Während mich in dieser Beziehung die beiden ersten Handlungen nicht völlig befriedigten, hat mich die dritte Handlung einfach hingerissen. Die hat nicht nur ein vortrefflicher Techniker, sondern ein wirklicher Dichter geschaffen. Die Tragik des siegreichen und überwindenden Genies ist schlicht, anschaulich, innig und ergreifend dargestellt.

S. L—i.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.



Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**

Redaktion: **Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.**

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. **Anzeigen 40 Pfg.** die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 11. August 1900. **Nr. 32.**

Inhalt:

Ein Gottsched-Denkmal.

Den Manen Gottscheds errichtet von **Eugen Reichel.***)

I.

Ein Buch zum Aufrütteln der Geister liegt vor uns. Eugen Reichel hat es unternommen, das Bild seines ostpreußischen Landsmannes Gottsched neu zu zeichnen. Er hält dasjenige, das die Welt sich bisher von diesem Manne gemacht hat, für ein Zerrbild. „Die Deuschen glauben Gottsched zu kennen: sie wähnen, ihn erschöpfend zu beurteilen; wenn sie seinen Gegnern und deren kurzsichtigen oder leichtfertigen Epigonen nachsprechen und sagen: daß er ein, das Gute zwar vielleicht mit unzulänglichen Kräften anstrebender, jedoch arg bornierter, dünkelhafter, dem Leben, der Kunst, der Poesie ganz fernstehender Schulmeister gewesen sei, der redselig über Litteratur zu schwätzen wußte, als wir noch keine Litteratur besaßen." Mit kühnstem Denkermute stellt Reichel diesem Urteile sein eigenes gegenüber, daß Gottsched „nicht nur kein bornierter Schulmeister, sondern vielmehr ein auf der Höhe des Lebens stehender, seiner, tief unter ihm in Ohnmacht und geistiger Beschränktheit herumtummelnden Zeitgenossenschaft weit vorauseilender Denker und Dichter war; ein Revolutionär auf allen Gebieten geistigen Lebens; ein mutvoller, mit den schärfsten Geisteswaffen ausgerüsteter Kämpfer gegen das starre, tote Formenwesen, das um ihn herum in Kunst und Litteratur, auf den Kanzeln und Kathedern, in den Schulen und Geistesstuben herrschte; ein kühner, weitschauender Vertreter des freien Gedankens, der freien Forschung und des freien Wortes." Man sieht: es handelt sich um eine Umwertung in großem Stile!

Gestützt auf das von ihm in vollem Umfange durchforschte Lebenswerk Gottscheds, ging Reichel an seine Aufgabe. Wenn es litterarische Pflichten gibt, so scheint mir, daß für alle, die in Dingen des deutschen Geisteslebens künftig werden mitreden wollen, die Pflicht bestehen wird, sich mit diesem „Gottsched-Denkmal" zu beschäftigen. Es ist für solches Ziel geradezu das Ideal eines Buches. Ein kühner Pfadfinder im Reiche des Gedankens führt den Leser auf den Weg, ein Mann von scharf ausgeprägter, geistiger Physiognomie sagt seine energischen Anschauungen über den Mann, den er seinen Zeitgenossen und der ferneren Nachwelt nahe bringen will, auf 104 Seiten; und dann läßt er auf 188 Seiten Gottsched für sich selbst sprechen. Entscheidende, blitzartig den Mann beleuchtende Proben aus Gottscheds Werken bringen die Kapitel: Gottscheds Selbstbildnis, der Deutsche, der Richter seiner Zeit, der Sittenschilderer, der Satiriker, der Frauenanwalt und Frauenkenner, der Gegner des Zweikampfes und des Krieges, der Politiker, der Lehrer und Erzieher, der Aufklärer, der Freund der Naturwissenschaft und der Natur, der Sprachforscher, der Geschmacksreiniger, der Bühnenreformator, der Dramatiker, der Dichter, der Redner, der Kritiker, der Aesthetiker, der Weise. Ein Kapitel „Gottsched im Urteil seiner Schüler und Verehrer" beschließt das Buch.

Jedem ist die Möglichkeit geboten, sich selbst ein Urteil zu bilden. Es wird wenige geben, die nicht verwundert sein werden, wenn sie das Buch aus der Hand legen — verwundert darüber, wie wenig geeignet das ist, über Gottsched ein Urteil zu gewinnen, was

*) Wir haben in unserer letzten Nummer („Litterarische Chronik" Sp. 790) das Buch bereits angekündigt. Leider ist dort durch einen Irrtum der Preis zu hoch angegeben. Das Werk ist für 80 Mark vom „Gottsched-Verlag," Berlin, Linckstraße 5, zu beziehen. Mit Rücksicht auf die monumentale Ausstattung ist dieser Preis nicht zu hoch.

uns unsere Litterarhistorien über ihn zu sagen haben. Und die Wenigen, die eine solche Verwunderung nicht haben werden — nun, das sind eben die Unverbesserlichen. Ihnen ist nicht zu helfen. Wie hoch bei dem einen oder dem andern die Einschätzung des Mannes sich gestaltet, von dem ihm hier ein erneutes Bild überliefert wird, darauf kommt es zunächst gar nicht an. Dasjenige, was ein jeder hat, wird er zu korrigieren haben. Er wird daran genug Korrekturbedürftiges finden.

So viel für heute. Alles weitere Eingehen auf den Inhalt verspare ich mir für die nächste Nummer. Ich bin naiv genug, zu glauben, daß ich dann schon zu recht vielen Besitzern des Buches sprechen werde.

Rudolf Steiner.

(Fortsetzung folgt.)



Olympischer Frühling.*)

(Schluß.)

Es erschien mir notwendig, gerade diese bitteren Lebensweisheiten ausführlich zu analysieren, da sie charakteristisch für die Art der Symbolik sind, die Spitteler anwendet.

Nach Ueberwindung aller dieser Gefahren sind die Götter an dem Markstein der Unterwelt angekommen. Dort entläßt sie Hades, nachdem er ihnen noch den weiteren Weg beschrieben. Der Höhlengang, vor dem sie ständen, leite zum Morgenberg, durch den sie zur Oberwelt emporstiegen. — Den Durchgang bilde ein Doppelquell mit zwei Röhren, aus der oberen Röhre, mit Namen „Ungern" sollten sie sich aber zu trinken hüten. Felsdurchwühlte Gräben führten zur Oberwelt hinauf und hinab, wenn bei ihrem Aufstieg etwa die Flucht der vertriebenen Kroniden an ihnen vorüberwettere, so seien Wechselrede, Frage und Antwort zu meiden, denn:

Verkalkter Groll in junge Hoffnung tut nicht gut,
Und selber zum Genuß des Glücks bedarf man Mut.

Mit Bangen schreiten die Götter in die dunkle Höhlung und krachend schlägt das Thor der Unterwelt hinter dem Letzten zu. Damit schließt der erste Gesang.

Durch die heißen, ermattenden Dämpfe des Berges winden sie sich mühsälig empor, bis zu einem hoch auflachenden Frühlingsthal. Von ihren Herzen schmilzt die harte Kruste, eigenes Leid vergessend, nähert sich einer dem andern, und:

„Wer war's gewesen, der den ersten Anstoß gab?
„Kein Zeichen winkte, keines Führers Hand und Stab,
„Nicht Wille, weder Ueberlegung war dabei:
„Plötzlich mit einem hundertstimmigen Freudenschrei
„Fand jeder schluchzend sich an eines andern Brust.
„Das war der Freiheit Morgengruß und Erstlingsluft."

*) Carl Spitteler: Olympischer Frühling. Epos. Ouvertüre: Die Auffahrt. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1900.

Nun schwärmen sie den Bergeshang hin[...] einem förmlichen Jubeltaumel, weil aller Orten [...]

„Zu gleicher Zeit sie winz'ge Wunder viel ent[...]
„Die ihrem Staunen riefen und Bewun[...]wecten.
„Sei's nun ein würzig Kräutlein, das der [...]fand,
„Sei's ein bemooster Stamm, ein Busch am W[...]rand,
„Vielleicht ein Käfer oder auch ein bunter Stein,
„Das Auge reizend mit metallischem Glimmerschein.
„Was nur der Blick erreichte, war dem Herzen teuer
„Und jeden Schritt und Tritt gedieh ein Abenteuer."

Die Freude des naiven Menschen, richtiger des Kindes, dem alles neu und wunderbar, ist hier köstlich geschildert. Ihre Freude wird immer tiefer, fast erhaben, wie ein machtvoller Choral reißt es sich plötzlich aus dem Munde eines Gottes los:

„Wer bist du, hohes Wesen, freundlich und erlaucht,
„Das Berg und Thal zumal in goldnen Frohsinn taucht?"

und wie er endet:

„Mit welchem Gruß und Namen soll ich dir begegnen?
„Ich weiß es nicht, doch deine Werke laß mich segnen"

fällt auch schon ein Anderer in dem Hymnus ein:

„Es bebt mein Mund, Anbetung will ich gläubig bringen,
„Ein einfach Lied aus trunknem Herzen will ich singen."

Wie hier die ersten Regungen der Frömmigkeit gezeichnet sind, so werden in der Folge alle menschlichen Gefühle in scharfen Linien von wunderbarer Plastik dargestellt. Wie entstand der erste Haß? Wer ist der Vater des Hasses? Schon die Bibel gibt die Lösung. Aus Neid erschlug Kain den Abel. Die vorschnelle Frage, wer von ihnen wohl einst der Herrscher sein werde, sät Haß und Mißtrauen zwischen ihnen, bis Irene — die Friedensgöttin sie versöhnt. Immer wilder wird der Weg, immer düsterer ihre Stimmung. Der Atem Schopenhauers weht uns an:

„Ein Wort, ein Seufzer rief: „Wie ist die Welt vom Alten!
„Für welchen Jammer hat sie Raum bereits enthalten!"
„Und aus den Schachten kam's, als ob das Echo brüllte:
„Kein Raum von Ewigkeit, den nicht der Jammer füllte."

Da fegt plötzlich, wie eine Wetterwolke, die Schar der flüchtenden alten Götter von oben herab an ihnen vorüber. Trotz des Verbots entspinnen sich Wechselreden zwischen ihnen. Noch einmal schwingen sich, wie Spitteler in seiner blühenden Sprache sagt, die Alten auf der Erinnerung goldener Märchenleiter empor, die blaue Blume der Vergangenheit reichen sie einander

und ihre Reden schwelgen in entschwundener Pracht. Als Letzter naht Kronos selber. Ein wilder Zorn lodert beim Anblick der jungen Götter in ihm auf, die Seinen mit sich fortreißend, versucht er die Nebenbuhler im Sturm zu vernichten, doch vergeblich. Geschlagen schleudert er grimmige Flüche gegen sie, besonders gegen den, der seine Tochter Hera einst ehelichen wird. Keine Ehrfurcht auf dem Throne, keine Liebe seines Weibes, nur Verrat und Undank solle er finden:

„Hoch überm Glück des Tages in unselger Größe
„Schmeck er des Daseins Leere und der Welten Blöße."

Ein Straucheln seines Rosses, ein Ueberschlagen, und mit Gepolter stürzt der Gott den Schacht hinunter. Hier erhebt sich das Gedicht zu dramatischer Wucht und wahrhaft tragischer Größe.

Im dritten Gesang wird der Fortgang der Wanderung geschildert. Neues Leid läßt altes vergessen. Als sie ermattet am Wege liegen, sehnen die Götter sich zum kühlen Erebos zurück, doch den schier Verschmachtenden winkt Rettung. Hebe, die Lose, ist von Uranos gesendet, mit Speise und Trank herbeigeeilt und bringt ihnen Erquickung. Unter fröhlichem Geplauder führt sie die Götter zu der lieblichen Wiese „Wachs und Werden", in deren Mitte der „Allerbäumebaum" steht, aus dessen Samen sämtliche Pflanzen entsprossen sind, damit sie dort plaudern und ruhen möchten. Die tiefen Fabeln von dem einsamen Gott, dem Titanen Phineus, das schalkhafte Märlein Hebes von dem Thal „Warum denn nicht", das zu den poetischsten Stücken des Werkes zählt, und womit sie sich sonst die Zeit kürzen, muß ich leider übergehen, ich möchte auch der Lektüre nicht zuviel vorweg nehmen.

Wie die Sonne schon gemach versinkt, brechen sie endlich wieder auf. Ihr Weg führt aufwärts durch einen Eichenhain, während tief unten im Thal eine ebene Straße läuft, vor der sie Hebe jedoch warnt, da sie an der Grotte „Tod und Leben" vorüber führe. In dieser Grotte seien zwei Höhlen, deren jede in eine Treppe auslaufe, die in den Teich Lethe münde. Aus der einen Höhle werfe der Tod die erwürgten Seelen, auf der Treppe der anderen ziehen sie zu neuem Erdengang empor. In dem Teich Lethe hause die Megäre, Anankes Tochter, die die Seelen zum Trinken aus ihrem Gewässer zwinge und sie in dem blutigen, schleimigen Morast untertauche, um sie dann als Menschen oder Tiere emporzusenden. Ungläubig schütteln die Götter das Haupt: „Fleisch und Blut" und „Tod und Leben" gibt es nicht. Auf ihr Drängen führt Hebe sie zur Grotte, nachdem sie sie erst durch Zaubernüsse vor dem herben Mitleid geschützt hat. Beim Anblicke des Greuels erfaßt die Götter heiliger Zorn, so daß sie die Megäre zu steinigen versuchen, als das Scheusal sich aber wie ein riesiger Schatten erhebt und nach ihnen greift, fliehen sie entsetzt. Den ganzen Vorrat ihrer Zaubernüsse muß Hebe ihnen spenden, und als sie verzehrt, verlangen die mitleidigen Götter noch nach den Schalen. Aber Hebe weiß sie wieder zu erheitern, indem sie ihnen ein lustiges Märlein erzählt von einem schlauen Hirten Utis, der seine Wohnung so aufgeschlagen hatte, daß sie einen Ausgang zur Ober-, Unter- und Erdenwelt hatte. So betrog er jahrelang Ananke und entrann der Macht des Todes. Wie man ihn fangen will und er den beiden großen Herren ein Schnippchen schlägt, ist ganz prächtig erzählt. Unter diesen Gesprächen haben sie den Wald durchzogen und sind nun auf der Staffelwiese angelangt.

Der vierte Gesang setzt damit ein, wie sie von den Boten des Himmelskönigs Uranos in Empfang genommen, unversehens auf schnelle Rosse gehoben werden und in rasender Jagd durch die Lüfte sausen. In weiter Ferne verglüht der Gipfel: „Könnt' ich, möcht' ich". Vielerlei Gefahren und Abenteuer drängen sich heran; sie sehen die Sonnenrosse weiden, die lächelnde Chimäre taucht vor ihnen auf, der tückische Vogel Argus schwebt über ihnen und wie es in der bilderreichen Sprache Spittelers lautet:

„Zum andern merkten sie die Hindinnen der Nacht,
„Die vor dem Thal der Träume halten stille Wacht,
„Wehmüt'ge Märchen aus den großen Augen staunend
„Und ahnungstiefe Rätsel mit den Lippen raunend."

Auf der Fahrt schildert ihnen der Herold seinen Herren Uranos und seine sieben Töchter, die edlen Amaschpand (7 Planeten), die allen Wesen Heil bringen.

„Wer niemals sie geschaut, wer nicht ihr Lächeln kennt,
„Weiß nicht, was Liebreiz ist und was man Anmut nennt."

So kommen sie zum Paradies, dem Wohnsitz Uranos, dessen mit Kuppeln, Erkern und Türmen geschmücktes Schloß einem Marmorwalde gleicht, vor dem sie geblendet beharren. Ein Jubelchoral von Engeln empfängt sie, Uranos selbst, ein schöner, würdiger Greis, bedient sie wie ein Knecht, mit gebeugtem Knie vollzieht er die Fußwaschung, und ihrem Einwurf entgegnet er milde: „Der Schmutz vom Unglücksanger ekelt nicht!" Fürwahr, eine tiefe Symbolik, ein schönes und großes Wort. Unglück erniedrigt nicht in den Augen des Edeln, es erweckt nur Mitleid und Hilfsbereitschaft.

Dann ruft er seine Töchter, daß sie mit Tanz und Spiel die Gäste ergötzen. Ihre Schönheit lockt Thränen in die Augen der Götter! Sehnsüchtig schauen sie ihnen nach, als sie sich entfernen. Im trauten Gespräch verharren sie noch allein mit Uranos und preisen seine Milde, die keinen Zorn und Unmut kennt, worüber Uranos sonderbar lächelt.

„Der ist," entgegnet er, „fürwahr kein rechter Mann,
„Der über eine Bosheit nicht ergrimmen kann."

Auch als sie ihn glücklich preisen, daß er nur von Guten umgeben sei, blinzelt er wieder sonderbar:

„Ihr seht den Himmel, aber ahnet nicht die Hölle,
„Wenn hier nur Gute wohnten, keine Schälke wären,
„Woher denn etwa, meint Ihr, stammen diese Schwären?"

Und er weist ihnen seine von Wunden zerfetzte Brust. Dann erzählt er von seinen Kämpfen mit den Minotaurus.

„Dem ew'gen Ochsen, der das Himmelsfundament
„Tagaus tagein mit nimmermüdem Horn berennt."

Sechs Stunden belehrt er ihn täglich, daß wenn der Himmel einstürze, er unfehlbar auf ihn selber fallen würde:

„Endlich begreift er's, kratzt sich, leckt die Ohren, muht,
„Worauf er ungesäumt den alten Unfug tut."

Eine böse Persiflage des Philisters, der gegen jede Kunst, die über seinen Horizont geht, Einspruch erhebt, dem ein Goethe, ein Beethoven nichts gelten, und der, wenn er auch für einen Augenblick ihren Wert anerkennt, doch schon im nächsten wieder meint, die Marlitt und Ludolf Waldmann gefielen ihm doch besser.

Uranos zeigt ihnen auf ihre Bitten die tiefsten und fernsten Dinge. Anankes Sturz und Untergang. Den Fernschein vom meontischen Land, Nirwana und den Felsen Eschaton (Felsen der letzten Dinge), den Engel, der unter dem Baume Thateron schläft, und das auf Stein gestampfte Weltenklagebuch, das in einem Eisenwerke hergestellt wird, wo hundert Hämmer auf ein steinernes Walzenband Runen ritzen. Die Antwort der Eisenmänner, auf Uranos Frage, was diese Schrift lehre, ist wieder von tiefstem Pessimismus erfüllt:

„Wir schmieden Runen in das Weltenklagebuch,
„Da schreit die Kreatur dem Schöpfungstage Fluch.
„Der Seele Traurigkeit, des Leibes Angst und Qual,
„Jedwede Thräne, die aus einem Aug sich stahl,
„Ein jeder Schmerz, der jemals einen Nerv zerriß,
„Ein jeder Blick der Trübsal und Bekümmernis,
„Des Menschen wissend Weh, der Tiere dumpfe Not,
„Des kleinsten Wurmes unverdienter Martertod,
„Und wär's von Nacht und Einsamkeit verhehlt geblieben,
„Von unsern Fäusten wird es pünktlich aufgeschrieben."

Und Uranos ruft zurück:

„Der strenge Kläger, den ihr rufet, der bin ich,
„In's Ohr des Weltenmörders will die Schrift ich schreien.
„Und ihm die Qual der Kreatur in's Antlitz speien."
„Nach diesen Worten die er durch das Schallhorn stieß,
„Verließen sie das dampfdurchdonnerte Verließ.

Nach weiter Fahrt gelangen sie zum See Nirwana, der sich wie ein uferloses Meer vor ihnen ausbreitet. Jenseits der Wolken zeigt sich ein weltenfernes Land, das Land Meon — aller sehnsüchtigen Träume Erfüllung. Weiter geht es zum Felsen Eschaton, unter dem ein Kirchlein steht, das von dem Baume Thateron beschattet wird. In der Kirche schläft ein lieblicher Engel, die Hoffnung — aber auch die Wahrheit — beide in einer Gestalt vereinigt.

Er weissagt ihnen Anankes Untergang, den ein Held aus dem Lande Meon vernichten werde. Diese Erlösung naht, wenn im See Nirwana Schwaden gemäht werden, und man die Hähne von Meon krähen hört. Die Götter wollen diese Zeit, die ihnen nahe dünkt, erwarten, doch Uranos belehrt sie, daß dies vergeblich sei. Er selber habe einst wie sie gedacht und der Zeit geharrt, umsonst! Auch hier wieder der pessimistische Aufschrei, wie eitel doch alles ist, und daß uns so leicht nichts aus den Krallen der Notwendigkeit reißt, wenn es uns auch die Hoffnung prophezeit. Oder sozial gedeutet: Not und Elend werden nie vergehen, und alle Bemühungen werden uns nie die große, stets ersehnte Lösung von dem Zwange der Macht bringen.

So bringt Uranos die Götter in Anankes Zwingburg zurück, wo sie sich zur Ruhe legen. Er weist Morpheus an, ihre Seelen nach dem Fabelreich zu führen, auf daß ihr Leib sich durch der Seele Lustfahrt stärke. Den Gästen, wie seinen Töchtern, solle er wechselseitig ihre Bilder spiegeln, damit sie in Liebe und Freundschaft zu einander entbrennen. Uranos selber aber tritt seinen nächtlichen Rundgang an; als er alles gut bestellt und in Ordnung gefunden hat, ergreift er Schild und Hammer, um sein Tagewerk im gewohnten Kampfe mit der Dummheit, dem Ochsen Minotaurus, zu vollenden.

Der fünfte Gesang gehört zu den anmutigsten und ist vorwiegend erotischer Natur. Noch liegt die Welt in Nacht, als schon der Morgenvogel Phönix sein Lied anhebt und so des Uranos Töchter erweckt, die husch aus den Kissen springen. Hier ist alles liebliche Bewegung.

„Und wie sie nun, ein Knie aufs andre Knie gebogen,
„Die schmeichelnden Sandalen um die Knöchel zogen,"

erzählen sie einander lächelnd, daß sie von den lieben Gästen geträumt. Geschäftig gehen sie an ihre morgendlichen Verrichtungen, nicht ohne die Englein zur Ruhe zu mahnen, damit sie nicht den Traum der Gäste störten. Sie schelten Pluto, den Himmelshund, daß er sich wieder die Nacht herumgetrieben, reichen den Flügelrossen Zucker, so vergeht eine Stunde, und noch schlummern die Gäste; sie umkreisen den Park und das Paradies, noch immer schlummern diese, sie machen dreimal einen Umgang um den Park und eilen dann, da die Götter noch nicht erwacht, an deren Lager und wecken sie durch Gesang. Wie keusch und selig ist das Erwachen. Ihren Augen kaum trauend, fragen sie leise:

„Weß ist das süße Antlitz, das mich hold umschattet?
„In welcher sel'gen Heimat lieg ich sanft bestattet?
„Durch meine schlummerschweren Wimpern, glanzumstrahlt,
„Flutet ein blendend Lichtmeer, farbentraumdurchmalt."

Die sieben Mägdlein begeben sich nach dem Blumengarten, die jungen Götter kleiden sich rasch an und folgen nach. Sie befragen die Mädchen nach ihren Namen und diese künden ihnen, daß man sie Peri, Grazien oder auch Amaschpand nenne. In jugendübermütiger Fröhlichkeit spielen sie zusammen im Garten und dort, wo die Himmelswand steil in die Wolkenwelt herabfällt, stürzen sich die Schwestern in die luftige Flut und locken die Gespielen ein Gleiches zu tun, wie sie im Aether zu schweben. Diese zögern

erst furchtsam, schließlich aber wagen sie den Flug, und als es gelingt, jauchzen sie vor Freude. Des Spieles müde, schreiten sie dann zum traulichen Gespräch im kühlen Brunnenhaus. Ihren schmeichelnden Reden entziehen sich die schönen Peris listig; wenn sie das Wolgefallen der Gäste erregt hätten, so würden diese nicht schon morgen von hinnen scheiden. Als die Götter beteuern, daß es gegen ihren Willen geschehe, schließen sie einen Rädelsbund, den Vater zu betören, daß er ihnen die Erlaubnis gebe, ewig im Himmel zu verweilen und nicht nach dem Olymp zu ziehen. Um seine Gunst zu erringen, sollten sich die Götter von Uranos alle Sterne weisen und jeden Gipfel am Himmel mit Namen nennen lassen, denn auf dieses Wissen sei er sehr stolz, alsdann würde Eos, sein Liebling, ihm die Gewährung der Bitte abschmeicheln. Erst weigern sich die Gäste solchen Truges, aber mit Küssen und Schmollen brechen die Mädchen ihren Widerstand, so daß sie nach ihrem Gebote handeln und Uranos Gunst gewinnen. Obgleich dieser das heuchlerische Gebaren durchschaut, kann er den Bitten seiner Töchter nicht wehren und sendet einen Boten zum Olymp mit Reu- und Strafgeldern und der Meldung, die Götter blieben im Himmel, und man würde im Olymp vergeblich auf sie harren. Kaum war die Bitte gewährt, als die Töchter ihm auch schon ihre Arglist gestehen, die er ihnen jedoch lächelnd verzeiht. Mit Jubel geht es zurück zur Brunnenhalle, allwo Götter und Peris unter Kosen und Plaudern mit Demantstift ihre Namen dem Marmor einfügen.

„Da ward der Arbeit viel und selger Mühe lang,
„Und Flüsterkuß und seufzend Schweigen war im Schwang."

Ein kritisches Bedenken kann ich bei diesem Gesange nicht unterdrücken, nämlich wie sich die Göttinnen zu diesem verliebten Gebaren ihrer Genossen verhalten. Spitteler, der die Holdinnen schon im ersten Gesang von Eifersucht entbrennen läßt, weil die Götter nach **einem** Weibe zur Freite gen den Olymp ziehen, hat ganz übersehen, daß hier, wo es sich gar um **sieben** Nebenbuhlerinnen handelt, die Eifersucht keine Grenze haben dürfte. Dies nur, um zu zeigen, daß ich trotz allen Lobes, nicht blind bin. Man sieht: „Homerus interdum dormitat."

Der sechste und letzte Gesang setzt damit ein, daß Ananke den Trug der Himmelskinder erfährt und wütet.

„Luft und Erde hören
„Mein Wort, und eitle Mägdlein wollen mich betören?"

Er bläst den flüggen Samen eines Krötenpilzes nach der Himmelsveste, damit er dort in das Herz der frechen Freier gleiten und es verwandeln solle.

„Ich will doch sehn! fürwahr, das wär' ein tolles Stück:
„Ich glaube gar, die Unverschämten wollen Glück"

welch eine bittre Ironie und scharfe Satire liegt in diesen Worten.

Kaum ist der Same des Ueberdrusses in sie gefahren, als sich auch schon der Sinn der Götter verändert. Was ihnen vorher als Inbegriff aller Schönheit erschienen, dünkt ihnen jetzt widerlich.

Sehr ergötzlich wird geschildert, wie sie sich mit doppelzüngigen Reden von den Freundinnen lösen und förmlich vor ihnen fliehen, ja sich zuletzt hinter einer unzugängigen Dornenhecke verschanzen, um dort ihrem Unmut durch giftige Reden Luft zu machen. Statt des ersehnten Olymps müßten sie sich mit der engen Himmelsmark begnügen, sich langweilige Sterne erklären lassen und diese seelenlosen Jungfrauen küssen.

Scheu und verwundert sehen die hehren Amaschpand ihr seltsames Gebaren und weinend schleicht sich Eos fort. Uranos hört seinen Liebling schluchzen und eilt herbei, um den Grund zu erfahren. Sinnend vernimmt er ihn und erblickt darin Anankes Gebot. Auch den Boten zum Olymp hat der furchtbare Zwingherr aufgehalten, so erkennt Uranos, daß die Trennungsstunde geschlagen. Er begibt sich mit den Töchtern zu seinen Gästen, um sie zur Fahrt zum Olymp anzuspornen und wieder freizugeben. Er läßt prächtige Geschenke für sie auswählen, und jene schleichen beschämt aus den Dornen, werden jedoch von den Peris ohne Groll aufgenommen. Uranos aber schließt einen staubigen Wanderschuh der Gäste in ein kostbares Kästlein und gibt es ihnen mit dem Rat, es erst dann zu öffnen, wenn einst Aufruhr zwischen ihnen entstände. Sein Inhalt würde sofort jeden Eigensinn bändigen.

In einem Luftschiff ziehen die Götter nach beweglichem Abschied von den in Liebe wiedergefundenen Maiden zum Olymp. In der Ferne verklingt das Abschiedslied der Peris, weinend sehen sie nach ihnen zurück, doch schon sind sie an der Grenze des olympischen Landes. Ein Riesendrache kommt, das Staatsschiff des Olymps, durch die Luft dahergesaust. Man fragt nach ihrem Begehr, nennt ihre Absicht, um Hera, die reiche Königin des Erdenlandes freien zu wollen, vermessen, wer das wolle, müsse göttlichen Leibes sein; auch kämen sie mit leeren Händen wie arme Wandermäuse. Alle diese Einwürfe widerlegen sie. Man fordert sie auf, in das Schiff hinüberzukommen und das Wachsbild Heras in Augenschein zu nehmen, ob die Braut ihnen gefalle. Sie folgen und neigen sich demütig und erschrocken vor dem gewaltigen Bildnis. Der Aufforderung des Theopomps, daß der Größte und die Schönste zum Vergleich herantreten solle, entziehen sie sich bestürzt und bekennen damit ihren Unwert. So bestanden sie die Prüfung, die Hera ihnen auferlegt. Dann schwören sie ihr den Treueid, und unter donnerndem Getöse geht die Fahrt zum Olymp, vor ihren Blicken entrollt sich sein Hochgebirge mit großen Städten, Schlössern und Gärten. Vom Volke umjauchzt fahren sie in dem Hafen ein, schlanke Mänaden umspielen ihr Schiff, Melissa, die Schönste, erklimmt das Bord und den Mastkorb und ruft ihnen von oben unter üppigem Tanze die Worte zu:

„Stark ist Ananke, aber stärker ist die Gier.
„Die Erde unter Euch, doch Schönheit über dir."

Blühende Amazonen bilden Spalier, unter ihren Schwertern steigen die Freier gebückt die Stufen von der Unter- zur Oberstadt hinauf. Ihre Seelen schwellt Hoffnung und Wohlbehagen. So kommen sie zu Heras Palast, wo ihnen von den Prytanen Salz und Brot gereicht wird, und sie als Gäste willkommen geheißen werden. Acht Tage lang sollen sie erst die neuen

Freuden genießen, bevor sie zur Werbung schreiten, für jetzt aber ruhen. Seufzend bequemen sie sich dem weichen Lager, nicht ohne noch mit einander Rede und Antwort zu tauschen. Aber bald umfängt sie der Schlaf und luftige Träume verwischen die Grenzen des Geschehens, mit schlaftrunkenen Händen betastet manch einer zweifelnd die Zimmerwand, um zu ergründen, was Traum, was Wahrheit sei:

„Ob in der Regennacht der erebinischen Tiefe,
„Ob auf dem hohen, farbigen Olymp er schliefe.
„Mit froher Antwort kam der Finger freudig dar:
„Sie schliefen auf dem farbigen Olymp fürwahr."

In diesen Zeilen klingt das Epos aus.

Man darf wol auf seinen zweiten Teil gespannt sein, da der erste zu den größten Hoffnungen berechtigt. Ich habe mich in der Erkenntnis, daß wir es hier mit der reifen Schöpfung eines echten Dichters zu tun haben, von jeder Splitterrichterei fern gehalten; obschon ich manche Einwände vorzubringen hätte. Bei einem Werke, das eine solche Fülle von Phantasie und Schönheit enthält, soll man nicht kleinlich urteilen, sondern einen größeren Maßstab anlegen. Trotz meiner Ausführlichkeit habe ich übrigens doch nur einen kleinen Bruchteil der köstlichen Einzelheiten wiedergegeben. Wer mehr davon wissen will, und ich wünschte, es wären ihrer recht viele, der greife zum Buche selbst. Zum dritten und letzten Male: „Das Epos Spittelers schreit nach der Lektüre!"

Kurt Holm.



In der Heimat.

Ein Romanfragment von **Robert Jaffé.**

(Fortsetzung.)

All diese liebliche und anmutige Gegenwart überstrich jetzt leicht die dunkelfarbenen Gedanken, die in Emils Innern aus allen Spalten hervorkriechen und ihn wie dunkelbraune Zwerge an zwei langen grauen Stricken mit sich fortzerren wollten. Es quälte ihn, wenn er daran dachte, wie sie deutsche Sprache untermengten mit ihren schlumprigen hebräischen Worten. Gleichsam, als ob sie zwei Sprachen hätten und die eine für sich zu Hause. Wohin sollte er gelangen, wenn er sich auf dieses Niveau hinabziehen ließ? . . . Aber wenn er dies alles nur so gewichtig nahm in hypochondrischer Ueberreizung? . . . Hatten nicht so viele ihren deutschen Dialekt neben dem reinen Deutsch? . . . Nein! Nein! . . . Und verachteten dabei ihre bequeme Alltagssprache, rühmten die reine Aussprache bei einem unter ihnen! . . . Wie sie sich doch immer schämten, Juden zu sein und auszusehen wie Juden, und doch nichts anderes werden mochten! . . . Er konnte dort nicht verweilen, und wenn ihn auch dies Heimweh nimmer verlassen würde, er mußte sich hineinwagen in das unbekannte Land!

Aber jetzt, wie in einem schönen raschen Traume, konnte er die weichen dämmernden Bilder garnicht zerstören durch solche Grübeleien. Wie er die heiteren leichten Reize des lieblichen Augenblicks genoß, quoll stets alsobald das tiefste Gefühl nach; und dies Gefühl machte ihn so sicher, daß er ganz geruhig den dunkelbraunen Zwergen zuschauen konnte, als ob sie garnicht an ihm zerrten.

Dergestalt hatte er sich auch durchaus nicht gesträubt, wie er an dem Sabbath, der ein sonderlich heiliger war, die Verwandten in die Synagoge begleiten sollte. Nun wäre er am liebsten mit Gunda und Hanka vorangegangen; aber da sie mit ihrer Toilette nicht fertig geworden, mußte er sich der Tante widmen, die ihn zurückhielt. Sie hatte ein schönes ganz modern gearbeitetes braunes Kleid angezogen, worüber sie einen schweren schwarzen Umhang trug. Als Emil ihr lächelnd wegen der so modernen Sachen Komplimente machte, erzählte sie, daß die Söhne, die in Nürnberg in einer Konfektionshandlung tätig wären, ihr dies alles besorgt. Rosa, die als Zweite mit ihrer Toilette fertig geworden, trug heute ein Barett mit gar breiter aufwärts gebogener Krämpe; und um den Kopf des Hutes war ein silbergrauer zarter Seidengazeschleier gewunden, der, von hinten aus weiter um den Hals geschlungen, vorn in einen bauschigen Knoten endete; dergestalt sie unendlich fein und vornehm aussah, und ihr Antlitz im Silberschleier wol lieblich und zart und weich erschien.

Da gingen denn die Tante und Rosa mit ihm voraus, nachdem sie den beiden Mädchen gesagt, daß sie nachkommen sollten.

Jetzt waren alte jüdische Weiber mit schottischen Umschlagetüchern hervorgekrochen aus den hellrosa, gelb und braun getünchten Häuschen und zumal aus den Lehmhütten der sogenannten „Hintergassen"; die Männer kamen nach mit Cylindern und gemessenen Schritts.

Die Synagoge war ein kleiner zweistöckiger Bau aus roten verwitterten Ziegelsteinen, mit blauen Schiefertafeln gedeckt, und hatte drei Eingänge, über deren mittlerem das Zeichen der beiden ineinandergelegten Dreiecke angeheftet war. Vor diesen Eingängen kam nun eine alte Frau auf sie zu: „Gut' Schabbes,*) Frau Urstein! . . . Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Schwiegertochter vorstelle!", worauf ein unschönes junges Weib mit zartem rosigem Teint, aber einer gar großen gebogenen Nase sich geziert und linkisch verbeugte. Als Rosa und Emil, die sich rechtzeitig davon geschlichen, dann wieder herantraten, bat die Tante Emil, daß er sich auf den Erbplatz ihres verstorbenen Gatten setze, welchen auch ihre Söhne immer benützten, wenn sie in der Heimat wären, und beschrieb ihm alles recht genau. Er reichte, sich verabschiedend, der Tante und Rosa die Hand und ging durch den großen und mittleren Eingang hinein, während die Frauen durch den rechten Seiteneingang eine Treppe hinaufstiegen.

In der ersten Reihe saß er jetzt, der wunderlichen Anlage gemäß das Antlitz gegen den Eingang gekehrt, und übersah neugierig den kleinen hohen Raum mit den kahlen weiß getünchten Wänden. Oben waren für die Frauen und Mädchen die Gallerien angebracht, hellbraun gestrichen und mit zierlichen weißen Rosetten geschmückt; während die desgleichen hellbraunen Bänke für die Männer unter ihnen waren, mit fünf Sitzen jede; und vor jedem Sitze war in einer messingnen Hülse eine weiße Kerze aufgestellt. Jetzt aber brannten der Sabbathruhe wegen nicht einmal die großen dicken gelben Kerzen über dem Altar, welcher wie die weißlackierte hölzerne Kanzel an der hinteren Wand inmitten aufgebaut, ringsum von dunkelbraunen Barrieren eingerahmt war, und den ein großer, mit einer rotplüschenen

*) Sabbath.

Decke belegter Tisch vorstellte, auf dem eben zwei silberne Leuchter mit den gelben Kerzen standen, über welch allem, ganz unbeweglich, eine dunkelrote Ampel hing. Und hinter der Kanzel war an der Mauer ein weitläufiger weißlackierter Schrank mit weißen goldverzierten Holzsäulen angebracht, darin wie im Allerheiligsten die Thorarollen aufbewahrt wurden.

Vor dem Altar neigte sich der Vorbeter, ein stattlicher schöner Mann, fortwährend vor und wider mit dem ganzen Körper; neben ihm zwei Männer, die desgleichen weiße schwarzgestreifte Gebetmäntel mit silbernen Schaufäden umgeschlagen hatten, begleiteten mit einem einförmigen dumpfen Murmeln der Gebete, welches bisweilen ganz zu verlöschen schien, um sich immer wieder zu erheben. Dann sang der Vorbeter von einförmiger gemessener Melodie ein langes Lied, die Gemeinde war ganz verstummt und hörte schweigend zu, dann schwoll dumpfes Murmeln der Gebete wieder auf, der Gemeindediener verteilte mehrere zierliche gelbe Kärtchen mit hebräischen Buchstaben. Jetzt hub der Vorbeter ein neues Lied an von herrlicher lebhafter bewegter Melodie, wie ein Triumphgesang, und in gewissen Abständen fielen alle Männer der Gemeinde ein. Etwelche junge Leute, die eben durch die gelben Kärtchen aufgerufen waren, gingen nun hinauf zum Altar, öffneten den Schrank, nahmen je eine Thorarolle heraus, welche in veilchenfarbene Seide eingehüllt und mit silbernen Beschlägen reich verziert war, und trugen sie wie Wickelkinder im Arm. Alle Männer und auch die Frauen und Mädchen auf den Galerien hatten sich erhoben. Immer schmetternder und leidenschaftlicher ward der Gesang der Gemeinde und des Vorbeters. Er stieg auf die Kanzel, nahm dem einen der jungen Leute die Thorarolle ab, und nun stiegen sie allesamt den Altar hinunter, gingen vorbei an den Bankreihen, wieder zurück zum Altar, legten die Rollen auseinander, und dann wurde der Wochenabschnitt der heiligen Schrift aus uralten dicken ganz vergilten Blättern vorgelesen, in einförmigem Singsang, der nur zweimal durch wirklichen Gesang unterbrochen wurde. Darauf legten sie die Thorarollen zusammen, trugen sie wieder unter lautem Gesang durch die Gänge zwischen den Sitzreihen, wo viele die heiligen Rollen mit zwei oder drei Fingern berührten, um diese dann an den Mund zu führen. Kaum waren die Rollen in den Schrank zurückgestellt, als der Vorbeter wieder einen lebhaften Sang begann, den, in gewissen Abständen immer, die Gemeinde wie schmetternd mit lauten Gebeten unterbrach. Endlich wurde er still; einige von den Männern sagten aufdringlich laut ihre Totengebete her.

Emil hatte alsobald auf der Mittelgalerie Gunda bemerkt, welche von ihrem Sitze aufgestanden war und, den Kopf ein wenig seitwärts gewandt, in das Gebetbuch einer Nachbarin blickte. Als sie bemerkte, daß er fortwährend hinaufsah, schaute auch sie zu ihm hinunter und lachte gar freundlich. Sah dann wieder mit ernstem Antlitz seitwärts ins Gebetbuch der Nachbarin, doch bald wieder grad' aus; und es dünkte ihn, als ob sie wiederum lächelte. Mit wonnigem Herzen sah er hinauf und mochte sich garnicht satt schauen. Als sie sich dann niedergesetzt, und er unter dem breitkrämpigen Strohhut nur ihr Köpfchen sehen konnte, und es noch immer schien, als ob sie lächelte, schwoll ihm das Herz vor Seligkeit. Einmal hatte er in der einen Seitengalerie, da auch die Frauen aufgestanden, Hanka erblickt; er bewunderte ihre herrliche Büste, die ihm jetzt insonders in die Augen fiel. Aber bald war er mit seinen Augen stets wieder zu Gunda zurückgekehrt, welche mit allen Nachbarinnen jetzt aufstand und hinausging. Vor dem weit geöffneten Schranke der Thorarollen sang nur noch der Vorbeter. Da hatten sich die Galerien sogleich geleert, und wie die Männer nun desgleichen aufbrachen, drängte auch Emil sich eilig hinaus. Als er dann mit den Verwandten heimging, kam ein alter ziegenbärtiger Jude nach, der wol kaum noch sehen konnte, und reichte ihm die Hand, um einen guten Sabbath zu wünschen. Da Emil ihn nur gewähren ließ und befremdet nichts erwiderte, fragte der Alte seinen Begleiter: „Ist das nicht der Sohn von der Urstein?“ und während der es verneinte, war Emil mit Gunda und Hanka weit vorausgeeilt.

Am Nachmittage hatte er sich mit der Tante, Rosa und Hanka dem Sabbath gemäß in die „gute Stube“ gesetzt. Er erzählte von seinen Plänen für die Zukunft, wie er das festeste Vertrauen in sich hege und hegen dürfe. Sie hörten stillschweigend zu, gleichsam andächtig, als wagten sie garnicht, ihm so weit zu folgen.

„Ich glaube ‚Emil, meinte die Tante, du wärest recht lebenslustig, wenn du es dazu hättest. . . . Ich mag auch keine Duckmäuser leiden.“

Und Rosa stimmte der Mutter sogleich bei, worauf Emil noch einmal sagte, wie lebensfroh er wol würde, wenn er allen Kampf erst hinter sich hätte. Als nun auch Gunda ins Zimmer kam, sah er sie mit glühenden Blicken an. Sie hielt seinen Blick aus, erwiderte ihn, während ihr ganzes Antlitz sich gerötet und, wol vor Erregung, hellrot brannte; dergestalt seine Blicke immer dreister wurden und er zu fühlen glaubte, daß, wenn er sich schon den nächsten Tag deutlich erklärte, er gewißlich keine Ablehnung erfahren würde. Für den nächsten Tag verabredete er nämlich mit ihr einen schönen Spaziergang in die Umgebung.

Da gingen sie denn am Nachmittage hinaus aus dem Städtchen, über einen breiten unebenen hellgrauen Fußpfad, bis sie auf eine Landstraße kamen, die von Eichen eingefaßt war. Gunda hatte wieder vom Tanzen gesprochen, wie leidenschaftlich gerne sie tanzte und daß nur ein besserer jüdischer junger Mann im Städtchen wäre, ein Rechtsanwalt, daß sie und Hanka aber immer, auch auf den Vergnügungen der „deutschen“ und „polnischen“ Vereine, die begehrtesten Tänzerinnen. Mit sonderbar gespannter heller Aufmerksamkeit hörte Emil ihr zu, und es dünkte ihn, als hätte dies alles einen wundersam tieferen versteckten Sinn.

Nun ritten ein vornehmer alter Herr und eine stolze Dame in eng anliegendem schwarzen Reitkleide auf schönen Rappen an ihnen vorbei und auf einem Ponny ein kleines Fräulein. Da erzählte Gunda, daß dies der polnische Graf und seine junge Frau wären, und die kleine Komtesse aus der ersten Ehe.

Sie näherten sich einem Walde. Die Sonne glänzte auf dem gelblichen Grün dichten Laubes; über die Laubdächer glitt nur ein leichtes kaum wahrnehmbares Zittern unruhig hin, das sich den nächsten Laubwirrnissen immer mitzuteilen schien. Emil und Gunda traten zuerst zwischen Föhren; dort lagen unzählige Zweigchen mit verdorrten Nadeln am Boden umher.

Sie sahen dann alsobald, wie in der Sonne die frischen feuchten Blätter der Eichen leuchteten und gleich gelbgrünem, klirrem Glas glänzten, und von dunklem und hellem samtenem Moosrasen den gewellten Waldesgrund. Aber als sie dorthin gingen, waren sie

wieder zwischen hohen schlanken Föhren, und neben den verdorrten in sich zusammengekrümmten Blättern lagen allüberall im Grase die unzähligen Nadelbüschel. Die Sonne über den dichten Kronen spann die zahllosen spinnwebfeinen farbigen Haare der Strahlenbüschel wie undenkbar feines gesponnenes Glas an den Baumstämmen vorbei.

Emil war bald wieder auf den alten Grafen und seine junge Frau zurückgekommen und meinte scherzend, er wäre wenigstens noch nicht zu alt, um zu heiraten. Und abermals war es beiden, als hätte er damit schon viel mehr gesagt.

Es war so still im Walde; und in Emils tiefstem Innern wurden frühe Kindheitserinnerungen an die märkischen Wälder lebendig. — Kaum ein Vogel ließ sich hören, nur ein schwaches Wehen von Wind fühlten und hörten sie bisweilen. Dann aber fing ein Waldvogel an lebhaft zu schmettern; wie er verstummte, blieb es eine Weile ganz still, darauf trillerten und zirpten andere, hoch über ihnen; und querfern setzten bald neue ein, die wie ungeduldig und erregt ihr Lied schmetterten und mit einmal abbrachen.

Bald, als sie immer tiefer eingedrungen waren, spürten sie die duftige balsamische Waldeskühle. Da glänzte es wie von großen Tautropfen im Grase; das mochten die metallisch grünen Blättchen der Erdbeeren sein. Jetzt waren sie schon so weit im Walde darinnen, daß die Baumstämme eine dicht in einander verschränkte, ganz undurchsichtige Wand bildeten. Und indem sie dergestalt an einen mäßig hohen Baumstumpf gekommen, setzten sie sich beide darauf, fast gleichzeitig.

Kein Wort war zwischen ihnen gesprochen worden, aber bald hatten sie ihre Hände in einander gelegt, und dann sah Gunda, wie erschrocken über ihre Kühnheit, ihm so nahe voll ins Antlitz. Leidenschaftlich umschlang er sie und preßte sie an sich und küßte sie immer wieder und stammelte aufgeregt sinnlose Worte, indem all seine tiefe Empfindung jetzt aufquoll und ihn zu Liebesbeteuerungen und Liebesschwüren drängte.

Ein Kuckuck ließ seinen dicken schwarzen Ruf hören, und aus ganz weiter Ferne tönte er immer noch gedämpft weiter; die hellen Stimmchen der lieben kleinen Waldvögel tönten zart darein.

Als Gunda schließlich seinen stürmischen Liebkosungen wehren mußte, und sie sich vom Baumstumpf erhoben hatten, da schien Emil so viel Seligkeit aus dem harten festen Herzen zu strömen und dahinwebend seine Brust zu heben.

Wie sie sich unter mannigfachen Liebesgesprächen wieder dem Ausgange genähert, spürte er noch einmal den würzigen balsamischen Duft des Waldes und sog ihn mit gehobener Brust ein.

Dann, als er sich zurückwandte, war die Sonne bereits zurückgetreten. Der Waldesgrund lag in tiefem sattem Grün da, in schönem strengem Ernst, und feuchte Kühle schien aus dem Boden aufzusteigen und zwischen den Stämmen dahinzuschweben.

Nun waren sie wieder auf der Landstraße.

Nicht mehr wärmte die große wie weiß dampfende Sonne. Ein feiner schwefelgelber Hof bildete sich um sie herum, der aber wieder verschwand, worauf auf hellblutrotem Untergrund die scharf umränderte, ganz kreisrunde Sonne zu zittern und zu schwanken schien.

Es legten sich um den roten Kreis nacheinander ein metallisch blauer und ein wieder schwefelgelber, über welche allesamt sich aber der rote wie eine dicke zähe Flüssigkeit ergoß. Nur am Rande war noch immer die schwefelgelbe Farbe, wo sich rings um die untergehende Sonne alles nur gelb zeigte. Aber um diesen Kranz fing es bereits an rötlich zu schimmern. Hellrosafarbene Wölkchen streiften da am Himmel, so zart, als wären sie kaum hingehaucht und nur ein gedämpfter Wiederschein. Endlich wurde das Rot immer blutiger und glänzte auch über die gelbe Sonnenscheibe. Die aber schien immer größer geworden, immer tiefer zum Erdboden hinabzusinken, bis sie schließlich ganz versunken und verschwunden und nur der Himmel noch weit rings umher rötlich glänzte.

Jetzt läuteten feierlich mit kurzen gemessenen Schlägen die Abendglocken vom Städtchen her. Die Luft war recht kühl geworden, und ein äußerst feiner bläulicher Nebelschleier schien sich über die Felder gelegt zu haben. Aber in den Bäumen zwitscherten noch die Vögel. Am Wegrand, bald vor der Stadt, kauerte ein Krüppel und drehte einen Leierkasten, so daß ein langgedehntes sentimentales Lied in metallisch klingenden bald knarrenden Tönen ihnen entgegensurrte. Emil gab ihm sogleich ein größeres Geldstück.

Er war nun aufs tiefste bewegt worden vor der großartigen Farbenpracht und dachte, wie in seliger Ueberraschtheit, noch immer: der Mensch bedarf doch keines zweiten Menschen vor der allen gemeinsamen Natur, und kein zweiter Mensch kann sich zwischen ihn stellen und all ihre Schätze.

Aber als er sich, damit sie sich daheim nicht verrieten, verabschiedet und in sein Gasthaus zurückgekehrt, krochen die dunkelfarbenen Gedanken wieder hervor aus allen Spalten seines Innern.

Er dachte daran, wie bei den Juden ehemals, da sie noch ein eigen Volk im Ghetto bildeten, es als das bemitleidenswerteste gegolten habe, unvermählt geblieben zu sein. Der alte Junggeselle erhielt den Titel: Bocher*) alsdann; wie selten mochten die gewesen sein? . . . Und die wenigen — wie krampfhaft mochten sie dann ihr ganzes Gefühlsleben den Geschwistern und Geschwisterkindern zugewandt haben? Und die alten Mädchen gar! Was mußten die empfinden, wenn sie auf die Frauen im Ghetto sahen, die reichsten und die ärmsten, welche allesamt allein in ihren Kindern lebten! . . . In so mattem dumpfem Ghettosinne erfüllte sich ihr Leben; und das Gefühl der leidenschaftlichen poetischen Liebe war doch wol immer unbekannt den stillen schönen Mädchen, denen die Eltern den Gatten aussuchten und bestimmten! . . . Ob dazumal von ihnen eine doch vor der Ehe leidenschaftlich mochte für einen Jüngling gefühlt haben? . . . Oder ob der Gatte aus stiller demütiger Ergebenheit alsdann noch ein stärkeres Gefühl zu entfachen wußte? . . .

Und als er am nächsten Tage zufällig an der Synagoge vorbei kam, mußte er sich bis in die kleinste Einzelheit vergegenwärtigen, wie er mit Gunda getraut würde. Unter der hellroten Sammetdecke, in die mit Goldfäden hebräische Buchstaben eingewirkt waren, und die von vier metallenen Stäben gestützt wurde, . . . auf einem weitläufigen bunten Teppich standen sie alle dabei . . . vor einem thronartigen, von einem Baldachin bedeckten Aufbau, der mit grünen Topfgewächsen geschmückt war; . . . der Rabbi hielt die Traurede und sprach dann: „Hiermit übergebe ich Ihnen, teures Brautpaar, die Ringe, mit denen nach altheiliger, israelitischer

*) Schüler.

Sitte immer die Brautleute zusammengegeben wurden“... und zu ihm sprach er: „Wollen Sie gefälligst die Worte, die ich Ihnen hebräisch vorsage, deutsch nachsprechen?“ ... Nein! Verruchte Heuchelei und Lüge! ... Jüdische Kultusbeamte in ganz schwarzen Talaren, die weißen silberfädendurchwirkten Gebetmäntel um die Schulter geschlagen, sangen wieder die uralten hebräischen Melodien. ... Alte traute Kindheitserinnerungen, ganz unbestimmte, vage, vielleicht gar geträumt, aber so wunderschön und zaubermächtig, griffen ihm ins Herz und umstrickten ihn ... Da schaute er auf die Braut in dem langwallenden weißen Schleier und dem weißen Atlaskleide mit der langen Schleppe. ...

An nichts vermochte er nun gehörigerweise zu denken. Her und hin zogen sich einander die Gedanken, und ihn durchdrang das Gefühl, als hätte er etwas memoriert, daher er sich, um ja nicht verwirrt zu werden, des anderen nicht erinnern dürfte. So befangen blieb er denn; und er blieb auch in der unschlüssigen scheuen Zurückhaltung, als er nachmittags zu den Verwandten ging.

Bereits früher hatte er an seine Abreise gedacht, indem er fürchte, daß ihm das Geld ausgehen könne. Er hatte berechnet, wie er da etliche Tage sich noch in der Heimatsstadt aufhalten und doch noch rechtzeitig nach Berlin zurückkehren könnte, um für den neuen Monat ein neues Zimmer zu mieten: denn er hatte vor der Abreise dort seine bisherige Wohnung aufgegeben.

Als er dies den Mädchen gesagt, mochten sie es garnicht ernst genommen haben. Denn da er jetzt wieder davon begann, waren sie gar erstaunt und bestürmten ihn leidenschaftlich, daß er noch einige Tage verweile. Er lehnte es aber sogleich ab und bestand auf den geplanten Termin, indem er fest entschlossen war und es anders garnicht mehr erwog.

Wie gern wäre er noch länger geblieben. Er fühlte ja, wie wol ihm trotz allem bei diesen lieben Menschen war. Aber er spürte doch, daß, wenn er Gunda bewunderte und sie mit seinen Blicken förmlich verzehrte, etwas wie bezwungen und gebändigt in ihm lauerte, und eine schwächende Angst vor der Verantwortlichkeit durchsetzte ihn.

Gunda kam nun durchs Zimmer, und er blickte zu ihr hin, und er sah das schöne Blitzen ihrer Augen und im Antlitz einen schelmischen Zug. Da ward er wonnig erregt, daß er hätte aufspringen mögen, und konnte kaum auf dem Stuhle sitzen bleiben. Sie sprach, während sie das Köpfchen ein wenig zurückwandte, beim Hinausgehen:

„Wir werden dich keinesfalls fortlassen, Emil!“

Aber an der Thür traf sie bereits auf ihre Freundin, die gerade eintreten wollte. Freilich nach wenigen Minuten sagte das adlige Fräulein, daß sie nur eine Handarbeit zurückbringe und bald wieder aufbrechen müsse, da ihre Mutter ganz allein zu Hause wäre. Und wie sehr Emil sie auch mit anmutigen Scherzreden nötigen wollte, das Fräulein blieb dabei, so daß Gunda sie hinaus begleitete. Jedoch nach wenigen Augenblicken kamen sie beide wieder zurück, und Emil, der schon mit Hanka in ein anderes Zimmer gegangen, hörte, wie sie nach ihm suchten.

Dann sagte das Fräulein zu ihm:

„Ich höre eben von meiner Freundin, daß Sie schon morgen abreisen wollen; sie hat Sie nicht bewegen können, länger zu bleiben. Vielleicht vermag ich es zu erreichen?“

Er könne keinesfalls noch länger verweilen, entgegnete Emil; er habe sogar hierher Zeitungen und Zeitschriften nachgesandt bekommen und hätte sich alles schon längst genugsam überlegt. Gunda, mit ganz ratlosem Ausdruck, bestätigte es, zugleich mit offenbarem Stolz auf seine geistige Tätigkeit. Nun wollte er das Fräulein noch in ein anderes Gespräch verwickeln, aber sie wiederholte, daß sie auch nicht zwei Minuten übrig hätte, da sie zu ihrer Mutter müßte.

Später wollte er sich bereits von der Tante verabschieden. Sie aber fragte ganz verwundert und mit unbeschreiblicher Innigkeit des Tones:

„Kannst du nicht noch wenigstens einige Tage hier bleiben?“

Durch diese Herzlichkeit ward Emil ganz betroffen; aber er erwiderte kühl, wie zerstreut:

„Nein! Nein! Ich kann ja nicht. ...“

Jedoch mußte er schließlich versprechen, morgen, trotzdem sein Zug schon ganz früh des Tages ging, noch einmal zu ihnen zu kommen.

Nun waren Gunda und Hanka abermals noch bei der Toilette, da sie ihm durchaus das Geleit zum Bahnhof geben wollten. Als er denn sah, wie die Tante und Rosa immer bald ungeduldig hinausgingen, sagte er, daß sie sich nicht etwa Umstände machen und vor der Abreise noch etwas auftischen sollten, indem er doch nichts mehr genießen könnte. Da sprach die Tante, in leise bittendem Tone: „Nun, Emil, vielleicht kannst du noch einige Tage hier bleiben?“, worauf er nur erwiderte, daß es ja unmöglich wäre. Jetzt, nachdem er es sich fest vorgenommen, hätte er keinesfalls mehr seinen Entschluß geändert.



Goethe-Studien.

b) Moral und Christentum.

(Fortsetzung.)

Mit Goethes Stellung zur Natur hängt seine Religion auf das innigste zusammen. Man möchte sagen, seine Naturbegriffe waren so hohe, daß sie ihn durch sich selbst in religiöse Stimmung versetzten. Er kennt das Bedürfnis nicht: die Dinge unter Abstreifung eines jeglichen Heiligen zu sich herabzuziehen, das so viele haben. Er hat aber dem Wirklichen, Diesseitigen gegenüber das Bedürfnis, in ihm ein Verehrungswürdiges zu suchen, dem gegenüber er in religiöse Stimmung gerät. Den Dingen selbst sucht er eine Seite abzugewinnen, wodurch sie ihm heilig werden. K. J. Schröer hat in Goethes Verhalten in der Liebe diese ans Religiöse grenzende Stimmung gezeigt. (Vgl. dessen geistvolle Schrift: Goethe und die Liebe.) Alles Frivole, Leichtfertige wird abgestreift; und die Liebe wird für Goethe ein Frommsein. Dieser Grundzug seines Wesens ist am schönsten in seinen Worten ausgesprochen:

„In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten

Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben.
— — — — — — — — — — — —
Wir heißen's: Frommsein!"

Diese Seite seiner Natur ist nun unzertrennlich mit einer andern in Verbindung. Er sucht an dieses Höhere nie unmittelbar heranzutreten; er sucht sich ihm immer durch die Natur zu nähern. „Das Wahre ist gottähnlich; es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen erraten" („Spr. in Prosa"). Neben dem Glauben an die Idee hat Goethe auch den andern, daß wir die Idee durch Betrachtung der Wirklichkeit gewinnen; es fällt ihm nicht ein, die Gottheit anderswo zu suchen als in den Werken der Natur, aber diesen sucht er überall ihre göttliche Seite abzugewinnen. Wenn er in seiner Knabenzeit dem großen Gotte, der „mit der Natur in unmittelbarer Verbindung steht" (s. D. u. W. I, 37), einen Altar errichtet, so entspringt dieser Kultus schon entschieden aus dem Glauben, daß wir das Höchste, zu dem wir gelangen können, durch treues Pflegen des Verkehres mit der Natur gewinnen. So ist denn Goethe die Betrachtungsweise angeboren, die wir erkenntnistheoretisch gerechtfertigt haben. Er tritt an die Wirklichkeit heran in der Ueberzeugung, daß alles nur eine Manifestation der Idee ist, die wir erst gewinnen, wenn wir die Sinneserfahrung in geistiges Anschauen der ewigen, ursachlichen Notwendigkeit hinaufheben. Diese Ueberzeugung lag in ihm; und er betrachtete von Jugend auf die Welt auf Grund dieser Voraussetzung. Kein Philosoph konnte ihm diese Ueberzeugung geben. Nicht das ist es also, was Goethe bei den Philosophen suchte. Es war etwas anderes. Wenn seine Weise, die Dinge zu betrachten, auch tief in seinem Wesen lag, so brauchte er doch eine Sprache, sie auszudrücken. Sein Wesen wirkte philosophisch, d. h. so, daß es sich nur in philosophischen Formeln aussprechen, nur von philosophischen Voraussetzungen aus rechtfertigen läßt. Um um das, was er war, auch sich deutlich zum Bewußtsein zu bringen, um das, was bei ihm lebendiges Tun war, auch zu wissen, sah er sich bei den Philosophen um. Er suchte bei ihnen eine Erklärung und Rechtfertigung seines Wesens. Das ist sein Verhältnis zu den Philosophen. Zu diesem Zwecke studierte er in der Jugend Spinoza und ließ sich später mit den philosophischen Zeitgenossen in wissenschaftliche Verhandlungen ein. Schon in seinen Jünglingsjahren schienen dem Dichter am meisten Spinoza und Giordano Bruno sein eigenes Wesen auszusprechen. Es ist merkwürdig, daß er beide Denker zuerst aus gegnerischen Schriften kennen lernte und trotz dieses Umstandes erkannte, wie ihre Lehren zu seiner Natur stehen. Besonders an seinem Verhältnis zu Giordano Brunos Lehren sehen wir das Gesagte erhärtet. Er lernt ihn aus Bayles Wörterbuch, wo Bruno heftig angegriffen wird, kennen. Und er erhält von ihm einen so tiefen Eindruck, daß wir in jenen Teilen des „Faust", die, der Konzeption nach, aus der Zeit um 1770 stammen, wo er Bayle las, sprachliche Anklänge an Sätze von Bruno finden (s. Goethe-Jahrb. VII. Band, 1886). In den Tag- und Jahresheften erzählt der Dichter, daß er sich wieder 1812 mit Giordano Bruno beschäftigt habe. Auch diesmal ist der Eindruck ein gewaltiger und in vielen der nach diesem Jahre entstandenen Gedichte erkennen wir Anklänge an den Philosophen von Nola. Das alles ist aber nicht so zu nehmen, als ob Goethe von Bruno irgend etwas entlehnt oder gelernt hätte; er fand bei ihm nur die Formel, das, was längst in seiner Natur lag, auszusprechen. Er fand, daß er sein eigenes Innere am klarsten darlege, wenn er es mit den Worten dieses Denkers tat. Bruno betrachtet die universelle Weltseele als die Erzeugerin und Lenkerin des Weltalls. Er nennt sie den innern Künstler, der die Materie formt und von innen heraus gestaltet. Sie ist die Ursache von allem Bestehenden; und es gibt kein Wesen, an dessen Sein sie nicht liebevoll Anteil nähme. „Das Ding sei noch so klein und winzig, es hat in sich einen Teil von geistiger Substanz" (s. G. Br. Von der Ursache &c. hrsgg. v. Adolf Lasson, Heidelberg 1882). Das war ja auch Goethes Ansicht, daß wir ein Ding erst zu beurteilen wissen, wenn wir sehen, wie es von der ewigen Harmonie der Naturgesetze — und nichts anderes als diese ist ihm die Weltseele — an seinen Ort gestellt worden, wie es gerade zu dem geworden ist, als was es uns gegenübertritt. Wenn wir mit den Sinnen wahrnehmen, so genügt das nicht; denn die Sinne sagen uns nicht, wie ein Ding mit der allgemeinen Weltidee zusammenhängt, was es für das große Ganze zu bedeuten hat. Da müssen wir so schauen, daß uns unsere Vernunft einen ideellen Untergrund schafft, auf dem uns dann das erscheint, was uns die Sinne überliefern; wir müssen, wie es Goethe ausdrückt, mit den Augen des Geistes schauen. Auch um diese Ueberzeugung auszusprechen, fand er bei Bruno eine Formel: „Denn wie wir nicht mit einem und demselben Sinn Farben und Töne erkennen, so sehen wir auch nicht mit einem und demselben Auge das Substrat der Künste und das Substrat der Natur," weil wir „mit den sinnlichen Augen jenes und mit dem Auge der Vernunft dieses sehen" (s. Lasson, S. 77). Und mit Spinoza ist es nicht anders. Spinozas Lehre beruht ja darauf, daß die Gottheit in der Welt aufgegangen ist. Das menschliche Wissen kann also nur bezwecken, sich in die Welt zu vertiefen, um Gott zu erkennen. Jeder andere Weg, zu Gott zu gelangen, muß für einen konsequent im Sinne des Spinozismus denkenden Menschen unmöglich erscheinen.

Der Gedanke eines Gottes, der außerhalb der Welt ein abgesondertes Dasein führt und seine Schöpfung nach äußerlich aufgedrängten Gesetzen lenkte, war ihm fremd. Sein ganzes Leben hindurch beherrschte ihn der Gedanke:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Was mußte Goethe, dieser Gesinnung gemäß, in der Wissenschaft der organischen Natur suchen? Erstens ein Gesetz, welches erklärt, was die Pflanze zur Pflanze, das Tier zum Tiere macht, zweitens ein anderes, das begreiflich macht, warum das Gemeinsame, allen Pflanzen und Tieren zum Grund Liegende, in einer solchen Mannigfaltigkeit von Formen erscheint. Das Grundwesen, das sich in jeder Pflanze ausspricht, die Tierheit, die in allen Tieren zu finden ist, die suchte er zunächst. Die künstlichen Scheidewände zwischen den einzelnen

Gattungen und Arten mußten niedergerissen; es mußte gezeigt werden, daß alle Pflanzen nur Modifikationen einer Urpflanze, alle Tiere eines Urtieres sind.

Ernst Haeckel, der den Darwinischen Ideen über die Entstehung der Organismen eine der deutschen Gründlichkeit angemessene Vervollkommnung hat angedeihen lassen, legt den größten Wert darauf, daß der Einklang seiner Grundüberzeugungen mit den Goethischen erkannt werde. Auch bei Haeckel wird die Naturanschauung zur Grundlage der Religion. Die Naturerkenntnis teilt sich dem Gefühl mit und lebt sich als religiöse Stimmung aus. Für Haeckel ist die Frage Darwins nach dem Ursprunge der organischen Formen sogleich zu der höchsten Aufgabe geworden, die sich die Wissenschaft vom organischen Leben überhaupt stellen kann, zu der vom Ursprunge des Menschen. Und er ist genötigt gewesen an Stelle der toten Materie der Physiker solche Naturprinzipien anzunehmen, mit denen man vor dem Menschen nicht Halt zu machen braucht. Haeckel hat in seiner Schrift: „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft," und in seinen „Welträtseln," die vor kurzem erschienen sind, und welche nach meiner Überzeugung die bedeutsamste Kundgebung der neuesten Naturphilosophie sind, ausdrücklich betont, daß er sich einen „immateriellen lebendigen Geist" ebensowenig denken könne, wie eine „tote geistlose Materie." Und ganz übereinstimmend damit sind Goethes Worte, daß „die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann."

Rudolf Steiner.

(Fortsetzung folgt.)



Jaroslav Vrchlicky, Der Minnehof.

Lustspiel in 3 Akten.

(Verlag von W. Braumüller, Wien.)

Es mag plump und unzart erscheinen, etwas so Massives wie die marxistische, die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung auf die Gebilde der Litteraturgeschichte anzuwenden. Der geistvolle Sozialdemokrat Franz Mehring, der das Leben Lessings unter dieser Auffassung dargestellt hat, brachte neben vielem Scharfsinnigen, da wo er die soziale Lage des Pfarrerstandes im damaligen Deutschland heranzieht, und vielem Ueberraschenden doch auch Ungeheuerliches. Aber der Gesichtswinkel einer derartigen Betrachtung wird uns nähergerückt, wenn wir von einem ausländischen Dichter, der uns erst wenig bekannt ist, ein Werk in einer Uebersetzung genießen. Vor der neuesten Dichtung nun des berühmten tschechischen Poeten Vrchlicky werden in uns Gedanken angeregt, ob nicht die tschechische Nation, da sie doch kein selbständiges Staatsgebilde besitzt, auch in der Dichtung von der Bodenständigkeit realistischer Poesie zu den romantischen Spielen reiner Phantasie geradezu gedrängt werde. Vrchlicky, von dem schon einige Lustspiele („In der Tonne des Diogenes"; „Eine Nacht auf dem Karlstein") der Litteraturgeschichte angehören, gibt im „Minnehof" ein höchst romantisches und poetisches Intriguenlustspiel. Aber während in Gerhart Hauptmanns „Schluck und Jau" bei aller Phantastik die Vagabunden doch das liebe schlesische Lokalkolorit haben, ist hier von einer böhmischen Lokalfarbe nicht die mindeste Spur. Die Handlung geht in Avignon vor sich, und Südfrankreich ist ähnlich wie in Daudets „L'Obstacle" etwas wie ein Märchenland, das Symbol sonnigster, heiterster Lebensauffassung. Eine helle Anmut und zugleich eine männliche Frische charakterisieren die Dichtung; eine gewisse Herbheit der Lyrik fällt auf, die etwa an den Norddeutschen Emil von Schönaich-Carolath erinnern könnte, und die doch den echten Dichter am deutlichsten vom Dilettanten unterscheidet. Ueber allem aber liegt die Stimmung eines anmutvollen poetischen Spieles. Minnehof, Troubadours, Liebespfeile: wenn ich solche Worte singe, braucht es da noch vieler Dinge, um einen Begriff von dieser Stimmung zu geben. Gewiß wird die höchst reizvolle Dichtung auch in Deutschland bei allen Freunden romantischer Poesie vielen Beifall finden.

R. J.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Herbert Eulenberg: Münchhausen. Ein deutsches Schauspiel. Berlin.

Heinrich von Schoeler: Probleme. Kritische Studien über Monismus. Leipzig.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. **Rudolf Steiner.**



Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



Das Magazin für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. **Anzeigen** 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. | Berlin, den 18. August 1900. | Nr. 33.

Inhalt:

Ein Gottsched-Denkmal.

Den Manen Gottscheds errichtet von **Eugen Reichel.**

(Fortsetzung.)

„Eine der hauptsächlichsten Tendenzen meiner Lebensarbeit bildet seit etwa 10 Jahren der Kampf für Gottsched." Damit leitet Eugen Reichel sein „Gottsched-Denkmal" ein. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen des deutschen Geisteslebens konnte nur ein Mann an diesen Kampf denken, ja überhaupt auf einen solchen verfallen, der auf der Hochwacht des freiesten Urteils steht. Reichel ist dieser Mann. Er ist einer von denen, die lächeln dürfen, wenn sich so viele Andere „freie Geister" nennen. Denn er kann nur in der Luft des selbsterworbenen Urteiles geistig atmen. Was das heißt, begreift nur der, der den Ekel an denen genügend empfunden hat, die sich ohne Ende mitzuteilen die Welt überreden möchten, und die doch nichts vermögen, als wiederzugeben, was diese Welt ihnen eingeimpft hat. Leset sie doch die edlen Geschichtsschreiber des geistigen Lebens! Leset die aus den neunziger Jahren! Was schreiben sie zumeist? Etwas veränderte Auflagen der Schriften, die aus den achtziger Jahren auf sie gekommen. Und was haben die Beschreiber des geistigen Lebens in den achtziger Jahren getan? Sie haben die Auflagen derer aus den siebziger Jahren „verbessert". Nur selten kommt dann Einer, der es wagt, ein Kapitel der Vergangenheit wirklich neu zu schreiben. Und wenn er es wagt, so setzt er zunächst nicht wenig aufs Spiel. Er wird zumeist von denen, die auf der „Höhe der Forschung" stehen, als Dilettant gebrandmarkt. Er wird als Querkopf verschrien, der erst lernen sollte, worüber die Akten „längst geschlossen" sind, dem die „elementarsten Vorkommnisse seines Faches fehlen". Es gibt ein noch wirksameres Mittel. Das ist die Methode des Todschweigens.

Auch über Gottsched sind die „Akten längst geschlossen". Aber sie sind seit langer Zeit niemals richtig revidiert worden. Und sie sind zu einer für Gottsched ungünstigsten Zeit angelegt worden. Sie sind von Menschen angefertigt, die nur dann erreichen zu können glaubten, was sie wollten, wenn sie den Grund zu völlig Neuem legten, wenn sie mit aller Ueberlieferung brachen. Wir verdanken heute unser ganzes geistiges Leben der Strömung, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit Gottsched brechen zu müssen für notwendig hielt. Gegen Gottsched ungerecht zu werden, war für diese Strömung wohl eine Notwendigkeit. Man kann eine solche Ungerechtigkeit durchaus begreifen. Aber welche Veranlassung besteht, die Urteile, die damals über Gottsched gewonnen worden sind, nunmehr ewig weiter zu schleppen.

Mit eindringlichen Worten schildert Reichel den Kampf zwischen Gottsched und seinen Gegnern. „Es wirkt seltsam, wenn selbst ein Gottsched verhältnismäßig wohlwollend gesinnter Mann wie Danzel meint: Gottsched hätte im „Messias" den Feind erblickt, der ihm völlige Vernichtung drohte, den er deshalb auf das Schärfste bekämpfen mußte". . . . „Gottsched hatte — sagt Reichel — als der Erste, vom Dichter Kenntnis des Menschen, treue Beobachtung der Natur gefordert: Jetzt aber zog ein ein „schwülstiger Dichter" die Blicke des unreifen Publikums auf sich, der wol „mit wächsernen Schwingen sich bis an die himmlischen Sphären schwang und Dinge malte, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, und die in keines Menschen Herz gekommen; darüber

aber in bloß menschlichen Nachahmungen die gröbsten Fehler machte". Hier drohte also eine viel ernstere Gefahr; der zu begegnen Gottsched als Theoretiker sowol wie als Künstler sich vor allen Anderen in Deutschland verpflichtet fühlen durfte.

Diesen künstlerischen Bedenken gesellten sich aber zwei andere, die zweifellos für die Stellung, welche Gottsched dem „Messias" gegenüber einnahm, ausschlaggebend wurden: Er hatte ein Menschenalter hindurch nicht nur für die Befreiung der Wissenschaft, und vor allem der Philosophie, von der Herrschaft des Pfaffentums; sondern auch für eine, von aller christlichen Dogmatik rein zu haltende Poesie gekämpft — im „Messias" aber feierte der orthodoxe Glaube seine zügellosesten Orgien. Er hatte ferner planvoll eine nationale Poesie vorzubereiten versucht — im „Messias" aber wurde die deutsche Poesie plötzlich wieder zu einem vaterlandslosen, in der schwülsten christlichen Luft schwebenden Unding. Gottsched sah sich also, wenn er es ernst und ehrlich nicht nur mit seiner Lebensaufgabe, sondern auch mit der geistig-ästhetischen und weltlich-nationalen Cultur seines Volkes meinte, gezwungen, den Kampf nach zwei Seiten hin zu führen; und es gereicht ihm zur unverwelklichen Ehre, daß er den Mut fand, in diesen, fürs Erste aussichtslosen, Kampf einzutreten."

Als Gottsched seine Lehrjahre antrat, war das geistige Leben in Deutschland ein Chaos. Er brachte Harmonie in dieses Chaos. Auf fast allen, jedenfalls auf den bedeutungsvollsten Gebieten des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens wurde er der richtunggebende Geist. Und er wurde das als universale Persönlichkeit. Er vereinigte zerstreute Kenntnisse zu großen Ideengebäuden; er gab Gesichtspunkte, von denen aus sich die Erfahrungen und Beobachtungen, die als regellose Masse durcheinander lagen, fruchtbar überschauen lassen. Und es waren überall die höchsten Maßstäbe, die er an die Dinge anlegte. Er ist der Reformator der deutschen Schaubühne. Er ist es, weil er einer niedrigen Betätigungsart das höhere Leben der Kunst einzuimpfen verstand. Und derartig war seine reformatische Tätigkeit in dem denkbar größten Umkreise.

Wir führen heute vieles in unserem geistigen Leben auf Lessing zurück, was Lessing nimmer hätte vollbringen können, wenn er nicht bei Gottsched in die Schule gegangen wäre. Wir dürfen heute — und wir dürfen es umsomehr nach Reichels Arbeit — fragen, ob wir denn nicht durch unsere blinde Lessing-Anbeterei in eine böse Sackgasse getrieben worden sind. Man hat Lessing den ersten deutschen Journalisten genannt. Vielleicht hat man damit mehr Recht, als man glaubt. Aber vielleicht ist durch Lessing unsere ganze Bildung überhaupt zu journalistisch geworden. Lessing fehlte etwas, das aller Bildung erst den rechten Schwerpunkt gibt: das Centrum einer in sich gefestigten Weltanschauung. Man hat lange gestritten, ob Lessing Leibnizianer oder Spinozist gewesen ist. Das ist bezeichnend. Seine Ideen schwankten fortwährend hin und her, bald zu Spinoza, bald zu Leibniz. Er war beides und keines. Einen ähnlichen Zug hat durch Lessing unsere gesamte Allgemeinbildung erhalten. Es fehlt ihr die rechte Vertiefung. Gottsched wollte ihr gerade diese Vertiefung geben. Philosophisch ist sein ganzes Wirken. Nicht philosophisch im Sinne einer müßigen Spekulation, sondern philosophisch in dem Sinne, daß er überall nach Vertiefung des Urteils strebt, nach Harmonisirung der Vorstellungswelt.

Hätte Gottsched seinen Einfluß nicht verloren, hätte sich unsere Allgemeinbildung continuierlich in der Richtung entwickelt, in die er sie gebracht hat: wir wären weniger journalistisch, aber darum eben gediegener geworden.

Man hat Gottsched vorgeworfen, daß er altes Beobachtungsmaterial verarbeitet habe. Ja, man nennt ihn deswegen einen bloßen Kompilator. Nun wol: nennt alle die tonangebenden Geister Kompilatoren, die längst bekannte Beobachtungen von einem neuen Gesichtspunkte aus betrachten, also, daß neue Naturgesetze aus ihren Kompilationen werden. Sagt es doch, wenn ihr konsequent sein wollt: Julius Robert Mayer hat nichts getan, als längst bekannte physikalische Beobachtungen zusammengestellt. So hat sich nämlich der brave Herausgeber des physikalischen Journals gesagt, und hat Mayer seinen zusammenstellenden Aufsatz zurückgeschickt. Jetzt sagt freilich jeder Durchschnittsphysiker, daß in dieser Zusammenstellung die größte Entdeckung der theoretischen Physik im neunzehnten Jahrhundert steckte.

Es wird einem sonderbar zu Mute, wenn man heute die Leute über den „alten Pedanten" Gottsched lächeln sieht. Wer sind es, die so lächeln. Pedanten auf der einen Seite — und Wirrköpfe auf der andern. Was würde wol Gottsched zu der „Methode" so manches Litterarhistorikers sagen, der heute ihn als Pedanten abkanzelt. Und den andern, die über die „alte Perücke" zur Tagesordnung übergehen, könnte ein wenig von dem Disziplinirenden des Gottschedischen Urteils wahrhaftig nicht schaden. —

(Schluß folgt.)

Rudolf Steiner.



Wilhelm Liebknecht.

„Wilhelm Liebknecht ist tot". Ob wol eine Todesnachricht seit dem Hinscheiden von Karl Marx und Friedrich Engels rund um die Welt soviel Trauer verbreitet hat? Wol eine so viele Herzen im deutschen Volke in aufrichtigem Schmerz hat schneller schlagen lassen? Wie viele Hunderttausende mögen am Tage der Todeskunde vor sich hingemurmelt haben: der Alte tot!

„Der Alte", so nannten wir ihn immer und vergaßen dabei oft über seinen ergrauten Haaren für den Augenblick den jugendlichen Geist, der unter der Stirn wohnte; und daß der Beiname in Wirklichkeit eine Anerkennung ungebeugter Jugendfrische bedeutete, nichts als eine Abkürzung des längeren: der alte Soldat der Revolution.

Ein Krankenlager, ein Strohtod ist dem alten Soldaten erspart geblieben. Noch mitten im Kampfe stehend wurde er vom Tode ereilt. Aber aus dem Soldaten war längst ein großer Feldherr geworden; und heute betrauert ein sozialdemokratisches Riesenheer in ihm seinen liebsten Führer.

Aber nicht nur die, denen er Führer war, betrauern ihn. Für jeden, dem Liebknecht im Leben näher getreten, bedeutet sein Tod einen Verlust; und die ihn

kannten, ohne ihm je näher getreten zu sein, müssen — soweit sie des Gefühls der Hochachtung fähig und in ihrem Empfinden nicht durch engherzige Parteilichkeit verkrüppelt sind — bei der Kunde von seinem Hinscheiden von jener stillen Betrübnis beschlichen worden sein, welche jeden echten Mann befällt, wenn er erfährt, daß von den Großen und Tatkräftigen wieder einer dem Leben und Schaffen entrissen worden.

Und Tatkraft und Genie waren die hervorragendsten Eigenschaften Liebknechts. Seit 1846 Kommunist, nimmt er begeistert am badischen Aufstand teil; als Flüchtling entgeht er durch seine Arbeitskraft dem Schicksal so vieler Kameraden, in der Verbannung unterzugehen. Ein Aufsatz aus dieser Zeit über die Junischlacht ist es, der Marx und Engels auf den jungen Revolutionär aufmerksam macht; und neben seiner Begabung verdankt Liebknecht es vor allem seinem energischen Fleiß, daß Marx ihn als Schüler aufnahm. Unermüdlich hat er dann gearbeitet und gelernt, unbeugsam in Not und Sorgen, um der Sache des Proletariats zu dienen. Und zurückgekehrt ins Vaterland hat er als Organisator, Agitator, Schriftsteller, Redakteur und Parlamentarier rastlos bis hinein in die Nacht, in welcher der Tod den Vierundsiebzigjährigen aus dem Leben fortnahm, mit durch nichts zu vermindernder Schaffenslust emsig gearbeitet für seine Partei, ungeschwächt durch die vielen Gefängnisstrafen und in grauen Haaren noch ein Jüngling an Arbeitskraft und Begeisterung.

Wahrlich, in solcher Tatkraft steckt ein Stück Größe!

Aber Liebknechts Größe war größer, vornehmer. Sie lag in der vollen Hingebung einer reichen Begabung, einer gewaltigen Arbeitskraft an die für richtig erkannte Idee, in der Verfechtung dieser Idee, nicht unter Hintansetzen, nein, Aufhören aller persönlichen Interessen. Sie liegt in der so seltenen Erscheinung, daß eine starke Individualität eine Idee mit solcher Inbrunst ergreift, daß sie zur Verkörperung der Idee und um so größer wird je mehr sie in der Idee aufgeht. Eine solche Erscheinung ist so selten, weil sie ein Zusammentreffen dreier großen Dinge erfordert: einer großen Idee, einer großen, hoch intelligenten Tatkraft zu ihrer Verfechtung, eines großen, selbstlos reinen Charakters zu ihrer Verklärung.

Und Liebknechts andere, kleinere Eigenschaften? Kommen sie eigentlich in Betracht neben so großen? Und stecken sie nicht zum größten Teil in diesen drin? Ist eine solche Tatkraft denkbar ohne würdevolles Selbstvertrauen? Eine solche Hingebung ohne liebenswerte Bescheidenheit?

Und war bei all dem Licht kein Schatten? Besaß Liebknecht bei all den großen Vorzügen keinen einzigen Fehler?

De mortuis nil nisi bene? Nein, den Toten schulden wir ehrliche Wahrheit! Liebknecht besaß einen Fehler, einen großen: er war einseitig; ganz hingegeben seiner Lebensaufgabe, ganz alles andere vergessend, sah er oft nicht, was rechts und links vor sich ging; er hatte immer nur sein Ziel vor Augen.

War das eigentlich sein Fehler? Gewiß! Aber ein großer Fehler, kleinen Naturen so fremd, wie große Tugenden.

Bei den Tüchtigen wurzeln die Fehler in den Verzichten. So auch bei Liebknecht. Sein Fehler war, einseitig geworden zu sein, weil er mit ganzem Denken und ganzem Fühlen nur das Eine verfolgte, seine Lebensaufgabe, die Sache des Proletariats. Wird bei einem solchen Manne wie Liebknecht ein solcher Fehler nicht zu einer halben Tugend, der Tadel des Fehlers zum Lobe? Habe ich vielleicht die Pflicht ehrlicher Wahrheit gegen den Toten erfüllend, doch über den von uns Gegangenen nichts gesagt, nisi bene?

Franz Philips.



Rimbaud.

Die französische Litteratur besitzt eine große Anzahl von hervorragenden Dichtern, welche im bürgerlichen Leben in der denkbar ärgsten Weise gescheitert sind. Der geniale François Villon ist nicht der Einzige, welcher den Galgen nicht nur in figura gestreift hat. Ihm in jeder Hinsicht kongeniale Erscheinungen waren Paul Verlaine und Arthur Rimbaud, denen die französische Lyrik Töne verdankt, die bisher in Frankreich unerhört waren.

Von Verlaines Freund, Jean Arthur Rimbaud wußte man bisher nicht viel mehr, als daß auch er der Schlimmsten einer war, ein Vagabund wie Villon, der manches auf dem Gewissen haben mochte, was ihn ins Zuchthaus bringen konnte. Erst in der allerletzten Zeit hat sich das Dunkel gelüftet, das über seinen Lebensschicksalen lag, durch die fleißigen Bemühungen seiner Freunde, die nicht nur die überall zerstreuten, der Vernichtung geweihten Poesieen sammelten, sondern auch seinem merkwürdigen Leben nachgingen. Das Vollständigste, was wir jetzt über ihn besitzen, ist das soeben erschienene Buch von Paterne Berrichon „La vie de Jean Arthur Rimbaud“, elend geschrieben, aber interessant durch seine Materie. Obwohl Rimbaud bei uns in Deutschland fast unbekannt sein wird, und sein Verdienst bei uns voraussichtlich nie gewürdigt werden mag, verlohnt sich doch ein Ueberblick über dieses Leben wegen des abenteuerlichen Reizes, der über demselben ausgebreitet liegt.

Rimbaud wurde 1854 geboren in einer Kleinstadt in den Ardennen als Sohn eines Offiziers, welcher einige Zeit nach seiner Geburt sich von seiner Frau trennte. Die Erziehung der fünf Kinder lag ganz in der Hand der Mutter, einer sparsamen, ehrbaren, frommen, sehr strengen und sehr bürgerlichen Dame. Rimbaud besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und hatte in seiner Unbändigkeit heftige Konflikte mit der Mutter zu bestehen, während er dank seiner großen Befähigung in der Schule die besten Erfolge hatte.

Gegen 1869 fallen seine ersten Gedichte, die in den „Poésies complètes“ aufbewahrt sind. Diese Verse des fünfzehnjährigen Menschen zeigen bereits durch die Einflüsse der Romantiker und Parnassiens hindurch die Spuren jener Originalität der Form, durch welche der Junge — wir werden sehen, daß seine litterarische Tätigkeit bald aufhört — seine Spuren der französischen Litteratur für alle Zeiten eingedrückt hat.

Leider vernichtet sein pathetischer Biograph, der zu jenen litterarischen Anarchisten gehört, die heute immer noch modern sind in Paris, zu sehr alles Wirkliche durch seine hochtönenden Phrasen von „revolte“,

„rébellion“, „ardeur d'indépedance“ u. s. f. Rimbaud muß damals noch gänzlich kindisch gewesen sein. Noch in Brüssel, wo er später mit Verlaine war, machte er einen rechten dummen Jungenstreich, indem er einem Pferd Tabakrauch in die Nase blies, und als ihn die Erwachsenen am Tisch nicht für voll nahmen, wartete er in der Thür mit dem Messer, um den ersten, der heraustrat, zu erstechen. Diese Züge erzählt der Herausgeber des „Reliquiaire“. Der Inhalt jener Gedichte entspricht auch einem sehr jugendlichen Geist, es ist in ihnen nichts eigen Erlebtes, sondern lediglich die überkommenen Gedanken und Vorstellungen.

In diese letzte Zeit seiner Gymnasiastenexistenz fiel seine erste und wie es scheint einzige Liebe. Madame Rimbaud hielt ihren Sohn knapp mit dem Taschengeld, achtete sehr sorgfältig auf ihn, und so wurde aus allgemeiner Beschränkung seiner Bewegungsfreiheit nichts aus den Gefühlen.

Die Mutter war natürlich sehr erstaunt, als ihr Sohn erklärte, er wolle nicht auf der Schule bleiben und das Maturitätsexamen machen, sondern nach Paris gehen, um Dichter zu werden. Rimbaud verkaufte heimlich seine Schulbücher, löste für die Summe ein Billet in der Richtung nach Paris, soweit das Geld reichte, und machte die weitere Fahrt als blinder Passagier unter den Bänken mit.

Das war am 3. September 1870.

In Paris angekommen, kann er am Ausgang des Bahnhofs kein Billet vorzeigen und wird der Polizei übergeben. Die wenigen Papiere, welche er bei sich hatte, schienen der Polizei sehr mysteriöser Natur. Es waren Verse, und dem untersuchenden Beamten schien es nicht unmöglich, daß dieser junge Mann mit dem merkwürdigen Dialekt aus den Ardennen ein Spion sei.

Fürs erste brachte man ihn nach Mazas, als Vagabonden, da man keinen weiteren Anhalt hatte. Nach zwölf Tagen endlich gab der arme Ausreißer seinen Namen an. Da der Verkehr nach den Ardennen durch die Deutschen unmöglich geworden war, so schob ihn die Polizei nach einem früheren Lehrer der Rhetorik von ihm ab, den er als Referenz angab. Von diesem wurde er dann zu seiner Mutter zurückbefördert.

Der Empfang derselben war derartig, daß er schon nach einigen Tagen sich wieder auf die Wanderschaft machte. Diesesmal fing er die Sache noch abenteuerlicher an. Er hatte auf der Schule den Sohn des Chefredakteurs einer belgischen Zeitung, des „Journal de Charleroi“ kennen gelernt und beschloß, den Vater in Charleroi aufzusuchen, um sich ihm als Redakteur anzubieten. Zu Fuß und ohne einen Pfennig Geld machte er sich auf den Weg und kommt am zweiten Tag nach Charleroi, nachdem er die eine Nacht unterwegs in einer Kaserne zugebracht hatte auf Grund einer zufälligen Beziehung zu einem Unteroffizier. Der Redakteur konnte ihn natürlich nicht gebrauchen; die Nacht verbrachte er hungrig im Freien, um am nächsten Morgen einen zweiten, ebenso vergeblichen Versuch bei dem Redakteur zu machen. „Es wurde ihm klar, daß Wissen und guter Stil überflüssig sind für den Journalisten“ erklärt der pathetische Biograph.

Dann beginnt eine richtige Vagabondage. Der sechszehnjährige Gymnasiast treibt sich in Belgien und im östlichen Frankreich umher, Nachts im freien und auf Heuböden schlafend und sich vermutlich durch Betteln und Gelegenheitsarbeiten ernährend. Endlich wird er von der Polizei aufgegriffen und wieder seiner Mutter zurückgebracht, die diesesmal über sein strolchartiges Aussehen noch mehr erschrickt, wie das erstemal.

In diese Vagabundenzeit fallen eine Anzahl Gedichte, die auch nach ihrem Inhalt Interesse haben. Die Stoffe sind aus dem eigenen Leben und der eigenen Empfindungswelt genommen; und wenn auch hier und da eine Beeinflussung durch Villon, diesen großen Vagabunden-Poeten, durchblicken mag, so kann doch die ähnliche äußere Lage als Erklärung dienen. Unerhört bis dahin in der französischen Lyrik waren Töne wie etwa die von „Ma Bohème“, wo die landschaftliche Stimmung, das eigene Traumleben, und das trotzige Elend, von der zerrissenen Hose bis zu den Gummizügen der klaffenden Stiefel zu einer lyrischen Einheit zusammengeschmolzen sind, die, je nach dem Betrachtungswinkel, tief innerlich, brutal naturalistisch, und frech parodierend erscheint. Es ist schwer, gerade die Bedeutung eines Lyrikers einem Volk von ganz anderer litterarischer Produktion klar zu machen. Vielleicht gelingt es, wenn wir uns aus unserer Lyrik Goethe und Goethes Einfluß fortdenken und uns, ohne eigentliche litterarische Vorgänger, einen Heine vorstellen, der unreif als Mensch geblieben ist, aber der Möglichkeit nach alles umfaßt, was in der gesamten lyrischen Entwicklung von Goethe durch das Volkslied und die volksliedmäßigen Lyriker hindurch bis auf ihn ausgebildet ist. Erst Verlaine hat, wie wir sehen werden, aus den Ansätzen etwas geschaffen. Aber der Initiator war Rimbaud.

Vom Oktober 1870 bis Februar 1871 war der Winter zu hart, als daß Rimbaud einen neuen Ausflug gewagt hätte. Er blieb bei seiner Mutter, mit eifrigem Schmökern in aller Art Büchern beschäftigt, mit neuen Poesien, und mit den für seine Verhältnisse möglichen Ausschweifungen. Sein Biograph verlegt in diese Zeit einen Brief, in welchem er erklärt, daß ihn — merkwürdige und bezeichnende Zusammenstellung! — Homer, Racine, Victor Hugo und die Parnassiens, mit Ausnahme Verlaines degoutieren. „Sein Ziel war, ein Sehender zu werden. Deshalb beschließt er, seine Sinne durch alle möglichen Mittel zu bereichern, den Wein, die Gifte und das Abenteuer.“ Wie viel von dieser naiven Selbstpädagogik auf die Rechnung Rimbauds kommen mag, ist aus der Ferne natürlich nicht zu konstatieren.

(Fortsetzung folgt.)



Chinesische Dichtkunst.

Wenn die Chinesen noch heute, nachdem sie die Ueberlegenheit der Kaukasier zu ihrem Schaden schon so mannigfach haben kennen gelernt, mit Hochmut auf alle Ausländer als Barbaren hinabblicken, so darf man sich hierüber keineswegs wundern. Mit nur etwas Objektivität wird man diese Ueberhebung der Söhne des Reiches der Mitte leicht erklärlich finden. Was wollen die paar Jahrhunderte Geschichtsüberlieferung dieser fremden Völker besagen gegen das ehrwürdige Alter der chinesischen Kultur! In der Tat sind die Chinesen das einzige Volk, das sich einer Kontinuität seiner

geschichtlichen Ueberlieferungen seit etwa drei Jahrtausenden rühmen kann. Und nicht nur dessen kann es sich rühmen. Kein Volk der alten Welt hat sich so ganz allein aus sich, aus seiner nationalen Eigenart heraus entwickelt wie das chinesische.

Im Altertum ist es mit den andern Völkern nicht einmal durch den Handel in nähere Berührung gekommen; zwar finden wir um etwa 100 vor Christus chinesische Seidenhändler in Turan im Geschäftsverkehr mit den Parthern, aber nur für kurze Zeit; später, zur Zeit der Sassaniden, erfahren wir von der Anwesenheit chinesischer Händler in Hira, aber wir erfahren auch, daß sie sich schon bald wieder darauf beschränkten, ihre Waren nach Ceylon zu bringen und aus dem ganzen Mittelalter ist keine direkte Berührung mit weiter westlich wohnenden Völkern bekannt. Allerdings drang der Budhismus Ende des fünften Jahrhunderts, infolge seiner Verfolgung in Indien durch den Brahmaismus, in China ein. Aber er kam über Tibet; eine direkte Berührung mit einem ganz anders gearteten Kulturvolk fand auch hierbei nicht statt.

Selbst die Mongolenplage, welche ganz Innerasien so schwer heimsuchte, hat China nicht allzu sehr berührt; wol verwüstete der Dschengischan Temudschin sechs Jahre lang (1209—1215) das Land mit seinen Horden, wol herrschte von 1280—1368 eine mongolische Dynastie, aber einen dauernden Einfluß vermochten die Mongolen nicht auszuüben. Als diese unter Timur als fanatische Vorkämpfer des Mohamedanismus ums Jahr vierzehnhundert abermals Tot und Verwüstung durch das innere Asien trugen, da bewahrte ein gütiges Geschick China vor dem Eindringen der blutdürstigen Horden und des Islam. Schon auf dem Kriegszuge gegen China starb der siebzigjährige Timur plötzlich (1405) und der Feldzug unterblieb. Es folgt nun eine sehr lange Zeit ungestörter rein nationaler Entwickelung, bis um 1640 die zu den Tungusen gehörigen Mandschu das chinesische Reich eroberten, welches seit 1644 unter ihrer Herrschaft steht. Aber die Tungusen waren zu nahe mit den Chinesen verwandt, um den Charakter des Volkes sehr zu verändern, sie gingen vielmehr in ihrer Umgebung als Volk unter, wenn sie sich auch die Stellung der herrschenden Klasse wahrten.

Mit den Europäern sind die Chinesen — wenn man von der nicht sehr bedeutenden portugiesischen Niederlassung in Macao in den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts absieht, erst in den vierziger Jahren des vergangenen Säkulums in Berührung gekommen. Aber die Chinesen verhielten sich — wenn sie auch gezwungen wurden, eine Anzahl Häfen dem europäischen Handel zu öffnen — der europäischen Kultur gegenüber durchaus ablehnend und die neueste Zeit hat gezeigt, wie der Haß gegen die Fremden — deren Einfluß sich auch jetzt noch durchweg auf das Gebiet der Technik beschränken mußte — unverändert geblieben, ja sogar noch gewachsen ist.

Wir haben also in den Chinesen ein Volk von typisch nationaler Entwickelung vor uns. Wie diese nationale Eigenart im Kunstgewerbe zum Ausdruck kommt, kennen wir allgemein zur Genüge aus der Unmenge von Chinaware, die nach Europa gelangt. Es ist sogar in den letzten Jahren Mode — um nicht zu sagen Marotte — geworden, die schlechten chinesischen Zeichnungen mit ästhetischem Entzücken zu betrachten. Den Gründen dieser Mode nachzuforschen würde hier zu weit führen; nur will ich bemerken, daß meiner Anschauung nach nicht ein verfeinerter Geschmack, sondern eine koquette Blasiertheit dabei die Hauptrolle gespielt hat.

Wenig wissen wir im allgemeinen von der chinesischen Litteratur, besonders von der schöngeistigen. Wohl existieren eine Anzahl englische und französische, sowie auch einige deutsche Uebertragungen, — von denen Rückerts Verdeutschung der Schicking genannt sei — aber sie dürften nur wenigen bekannt sein.

Das reiche chinesische Kunstgewerbe zeigt uns neben schwerterschwingenden Kriegern eine solche Menge verschiedenster Darstellungen aus dem täglichen Leben, daß der Schluß auf eine reichhaltige Dichtkunst nahe liegt. Und in der Tat, die chinesische Litteratur ist nicht arm an Erzeugnissen. Wol aber ist sie inhaltlich arm; sie ist — mit einigen Ausnahmen der Lyrik — unsäglich nüchtern. Scherr erklärt diese Nüchternheit in seiner Geschichte der Litteratur aller Völker sehr hübsch. Er sagt: „Le style c'est l'homme“ findet auch auf die Chinesen Anwendung. China nennt sich mit Fug „das Reich der Mitte“, denn Zweck und Art seiner vieltausendjährigen Kultur war, zwischen Himmel und Erde die rechte Mitte zu halten. Dieser oberste Grundsatz bestimmte den religiösen, sittlichen, sozialen und litterarischen Charakter des Chinesentums. Wir treffen da nichts von Indiens himmelstürmender Entsagung und Selbstpeinigung, nichts von des Zoroastertums tapferm und kampffreudigem Haß des Bösen, da ist alles glatt, mild, nüchtern, philisterhaft, mittelmäßig, denn „die Tugend liegt in der Mitte“, sagt Mengtse.“

Eine eigentliche Heldensage besitzt China nicht; es nennt kein großes Nationalepos sein eigen; wol finden wir in Romanzen Helden aus der Geschichte des Reichs gepriesen. Aber was der Chinese an ihnen preist, ist geeignet, eher alles andere als Bewunderung für seine Tapfern bei uns zu erwecken. Da finden wir z. B. einen Mann hochgepriesen, der sich an Bord des Schiffes seines Feindes schleicht und dem Schlummernden das Messer in die Brust stößt. Allerdings, der Feind war ein Riese, aber für unser Empfinden bleibt sein chinesisch-heldenhafter Besieger trotzdem ein meuchlerischer Hallunke. Da finden wir ferner ein Loblied auf einen Fürsten, der den Gegner, welcher, als tapferer Mann gepriesen, ihm auflauert, durch seine Häscher überlisten und dem Gefangenen den Kopf abschlagen läßt.

So abstoßend wie diese Heldenromanzen sind auch die beschreibenden Legenden. Sie sind entweder so unglaublich nüchtern und ledern oder so abstrus, daß man froh ist, wenn man ihre Lektüre beendet hat.

Ebenso bedeutungslos wie die Romanzen und Legenden ist das Drama des Chinesen; die Schauspielkunst steckte zudem bis in die neueste Zeit — wo ein Wandel zum besseren eingetreten sein soll — noch ganz in den Anfängen. Man spielte ohne jede Scenerie und die Schauspieler waren schon durch die dick aufgetragene Schminke an einem lebendigen Mienenspiel gehindert.

Anders steht es mit der Lyrik. Wie die chinesische Kleinkunst häusliche Scenen oft mit Innigkeit und Lebendigkeit darzustellen versteht, so auch die lyrische Dichtung. Besonders fällt uns hier die Wertschätzung des Weibes auf. So feiert das weiter unten folgende Gedicht die treue Geliebte Pa-Wangs, welche, da sie ihren Geliebten auf seiner Flucht nicht begleiten kann, lieber sterben, als ohne ihn leben will.

Yu-tschi's Tod.*)

„Es kann nicht sein, du hast im Scherz gesprochen!
Mich so verlassen? Warum blickst du weg?
O lieber sei die Brust von dir durchstochen,
Als Han zur Beute fallen auf dem Fleck.

„Teilt' nicht mit dir bisher ich die Gefahren?
Verließ ich je in schwerster Stunde dich?
Dem Tode trotzt' ich, oft hast du's erfahren,
Ich wollt', ich starb, eh' Solches hörte ich.

„Wie schwurst du oft in glücklicheren Zeiten,
Uns sollte trennen weder Zeit noch Tod.
Ist dies dein Lieben? Soll dies bittre Meiden
Das Ende sein? Muß sein, was mich bedroht?

„Hab' ich für dich gekämpft nicht, wund, zerrissen?
Und o wie oft, indes du schliefst die Nacht,
War meine Brust dem müden Haupt ein Kissen,
Und hab' ich treu ob deinem Schlaf gewacht!

„Und pflegt' ich dir nicht sorglich deine Wunden,
Wischt' nicht den Schweiß von deiner Stirne ich?
Und hob dich wieder, wenn dein Mut geschwunden?
Könnt'st du mich lassen, wenn geliebt du mich?

„Bin gleich ich Weib, laß doch mich mit dir gehen,
Mit dir durchbrech' ich ihren Heeresbann.
Mich schreckt nicht Not, nicht Tod, sie sollen sehen,
Wie liebentflammt ein Schwert ich schwingen kann.

„Und fall' ich je, soll's sein vor deinem Pferde,
Mein brechend Auge blickt auf dich noch hin,
Die Seele, die den Leib ließ und die Erde,
Umschwebt dich treu und sorgt für dein Entflieh'n.

„O nimm dein Wort zurück! laß dich erflehen!
Wie? unerbittlich? nun, so will ich dir
Zu Füßen fort aus diesem Leben gehen.
Hier lebte ich, nun sterbe ich auch hier." —

Sie sprach's und riß das Schwert von Pa-Wangs Hüfte,
Stieß sich ins Herz das blanke, sah ihn an,
Sanft lächelnd an — ein Schrei durchdrang die Lüfte
Und Yu-tschi stürzte sterbend auf den Plan.

„Sagt' ich nicht wahr? Dort kannst den Feind du sehen
Doch laß mich nicht, eh' dieses Daseins Not
Mein Hauch verließ. — So so! Jetzt kannst du gehen."
Laut schrie sie auf, dann schloß ihr Aug' im Tod.

(Nach dem Englischen von G. C. Stent, deutsch von Adolf Seubert.)

Ergreifend in seiner Einfachheit ist das „Trauerlied über des Gatten Entfernung":

Mein Held, welch kriegesfester, oh!
Des Landes allerbester, oh!
Mein Held der führt den langen Speer
Und vor dem König jagt er her.

Seitdem mein Held gen Osten strich,
Mein Haupt dem Wollenkraute glich,
An Salben fehlt es mir ja nicht,
Doch wem zu Liebe schmückt' ich mich?

So regn' es nur, so regn' es nur!
Hell kommt daraus der Sonnenschein.
Nach meinem Helden sehn' ich mich;
Süß ist für's Herz des Hauptes Pein.

Ja, hätt' ich des Vergessens Kraut,
Wol hinterm Hause pflanzt' ich's ein;
Doch meines Helden dächt' ich stets,
Mög' auch mein Herz voll Wehe sein.

(Deutsch von V. von Strauß.)

Anführen möchte ich noch das Gedicht „die Lebendigbegrabene", einmal weil es von einer für chinesische Dichtungen ganz seltenen Lebhaftigkeit ist, das andere mal, weil der ihm zu Grunde liegende Stoff uns zeigt, welch ein ungeheurer Abstand uns und unser Empfinden von den Chinesen trennt. Ein wolbegüterter Mann hat seine Tochter, die mit einem Diener durchgegangen war, einfangen lassen. Ihr schweres Vergehen gegen den pedantischen Standesgeist ihres Volkes sollte sie furchtbar büßen. Der Vater ließ das Mädchen lebendig auf dem Familienkirchhof in ein Grab mauern, das nur ein kleines viereckiges Loch enthielt, durch welches die Leute — der Friedhof war geöffnet! — die Unglückliche sehen konnten, an deren Grab ein Wächter stand. Niemand versuchte sie zu retten. Das Gedicht selbst lautet:

Die Lebendigbegrabene.

O welch ein Schreckenstraum! Gottlob! ich wache!
Mir war, ich sei gemauert in ein Grab,
Wo alles schwarz und todstill im Gemache.
Wer malt die Angst, die ich erduldet hab'!

Zu sehr entsetzt, zu wenden mich nach oben,
Konnt' ich mich nur am Boden wälzen, schrei'n,
Dem Schicksal fluchen, in Verzweiflung toben
Und dann erwachen aus des Traumes Pein.

Ich will dem Mädchen rufen, Licht zu machen,
Denn immer noch liegt diese Angst auf mir.
Wie kalt ich bin! ich will jetzt lieber wachen.
'S wird besser schon, ist erst das Mädchen hier.

Sie säumt so lang. Wie düster hier, kein Schimmer!
Was schlägt mein Herz, als ob es Bangen hätt'?
Wie kam ich hierher? Dies ist nicht mein Zimmer,
Nur wenig größer ist es als mein Bett.

'S ist nicht mein Bett! der Boden i'sts, der nasse,
Und über'm Kopf fühl' ich ein Dach von Stein,
Stein rechts und links! Stein! Stein, wohin ich fasse!
Ein Grab ist's!! Wahr mein Traum! Gott, kann's denn sein?

Zu Hilfe! Rettung! Laßt mich so nicht sterben,
Lebend'gen Tod! Hört niemand mein Geschrei?
Hier scheint ein Punkt sich lichter mir zu färben,
Das heiße Auge preß' ich dran entzwei.

*) Das Gedicht ist zwar nicht rein lyrisch; ich habe es aber doch an dieser Stelle erwähnen zu müssen geglaubt, weil die andern mir bekannten Romanzen und Balladen jedes lyrischen Moments entbehren; zudem liegt eben die Bedeutung des Gedichts auch im Lyrischem.

Nie wußte ich, wie schön es sei, bis heute,
Wenn nun die Sonne ausgießt ihre Flut
Auf Berg und Thal, auf Bäume und Gebäude
Und taucht Natur in eine gold'ne Glut.

Zu Hilfe! Hierher! Rettet! hört mein Flehen!
Mein Schreien zieht die Wanderer herbei. —
O seid ihr Menschen? Könnt ihr ruhig sehen,
Daß hier ein Mädchen eingemauert sei?

Nicht Todesfurcht erfüllt mein Herz mit Schauern,
Ich fürchte einzig den lebend'gen Tod,
Wo eingesperrt in diesen feuchtern Mauern,
Zum Jahr zu werden die Minute droht.

Reißt diese Mauern ein! was mein Vergehen
Auch immer war, verdient es solchen Tod?
Würgt mich auf einmal, wollt ihr tot mich sehen!
Ich küß die Hand, die endet meine Not.

Helft mir! ich fleh' euch an! ein Mädchen flehet.
Jung bin ich! schön! Zieht mich aus diesem Schlauch,
Dem steinernen, wo Grabesodem wehet,
Ich segne euch mit meinem letzten Hauch.

Helft, helft! gebt meine Freiheit mir, mein Leben!
Errettet mich aus dem lebend'gen Grab!
Als Weib will ich dem Retter mich ergeben,
Als Liebste, Magd, mit allem was ich hab'.

Wenn noch so arm, die Armut will ich teilen,
Mein ganzes Leben sei nur ihm geweiht,
Arbeiten will ich, seine Nöten heilen,
Ja für ihn betteln, wenn er mich befreit.

Helft! ich erstickе! Meine Fieberwangen,
O fühlten sie die frische, reine Luft!
Helft! rettet mich! Sonst, Hände, werdet Zangen!
Zerreißt, ihr Schreie, die verfluchte Gruft!

O Wasser! einen Tropfen nur, zu kühlen
Den Durst, den rasenden! Die Zung' klebt an,
Der Gaumen brennt! Ist dies der Tod? dies Wühlen?
O Vater! hart hast du mit mir getan!

(Nach dem Englischen von G. C. Stent, deutsch von Adolf Seubert.)

Was bei diesem Gedicht den künstlerischen Genuß beeinträchtigt, ist, daß wir über die Scheußlichkeit der ihm zu Grunde liegenden Begebenheit nicht hinweg kommen können. Der Zug erbarmungsloser Grausamkeit, öffentlicher Schaustellung derselben, teilnahmlosen Zuschauens tritt mit einer Trockenheit und Selbstverständlichkeit in den chinesischen Legenden, Romanzen und zuweilen auch in der Lyrik zu Tage, daß das wenige rein Menschliche ganz in den Hintergrund gedrängt wird. Wir werden am Ende der Lektüre einer Anzahl chinesischer Dichtungen ein Gefühl tiefsten Abscheus nicht los, wir haben eine Empfindung, wie sie uns bei dem Studium der Inquisition, in welcher der romanische Hang zur Grausamkeit so furchtbar zum Ausdruck gelangte, ähnlich, aber nicht so stark überfällt. Die Inquisition arbeitet — man darf das bei allem Widerwillen, den uns ihre Handlungsweise einflößt nie übersehen — im Dienste einer Idee, als Trägerin einer transcendentalen Weltauffassung, für welche die irdischen Schmerzen der Opfer von geringer Bedeutung sind im Verhältnis zu ihrem Seelenheil. Die Grausamkeiten der Indianer erscheinen uns gemildert durch den Heroismus der Opfer und den Umstand, daß sich die Vollstrecker gleichem Schicksal aussetzen. Was bei der Inquisition gilt, ist auch bei den Indern in Betracht zu ziehen. Nur ein einziges Volk hat meines Wissens solche Bestialitäten aufzuweisen wie die Chinesen, nämlich die Russen. Aber durch die historischen Ueberlieferungen dieses Volkes klingt ein erschrockener, halb unterdrückter Schrei des Abscheus vor der Furchtbarkeit der geschilderten Vorgänge durch. Das fehlt beim Chinesen völlig; wir werden ihnen gegenüber das Gefühl nicht los eine menschliche Bestie vor uns zu sehen.

Diese Trockenheit und Nüchternheit bis zur Pedanterie läßt beim Chinesen auch wirklichen Humor nicht aufkommen. Das Beste, was mir auf dem Gebiet spöttischer Dichtung bekannt geworden, ist das Gedicht vom Lu-Pan. Es lautet:

Der einäugige Lu-Pan.

Habt ihr den Maurer je am Werk gesehen,
Wie schlau er blickt, wenn zu ein Fremder sieht?
Wie schräg er tritt, die Schulter weiß zu drehen,
Die Lippe kneist und Stirn' und Aug' verzieht?
Wie pfiffig schaut er, wenn er's Aug' verzieht!
Es ist ein eigner Fall,
Doch trifft man's überall,
Daß jeder Maurer so das Aug' verzieht.

Erst setzt er ein'ge Steine, dann mit Finger
Und Daumen legt die Schnur er an und sieht,
Ob grade, ob „im Blei“ gelegt die Dinger.
Das sieht er gleich, wenn er das Aug' verzieht,
Das Lot hilft nichts, wenn er nicht 's Aug' verzieht.
Er tue, was er kann,
Wend' all sein Wissen an.
Er hilft ihm nichts, wenn er nicht 's Aug' verzieht.

Beim Mörtel mischen, Handwerkzeug probieren
Ist's immerdar das gleiche alte Lied,
All seine Arbeit sollt' das Lot regieren,
Doch tut er nichts, als daß er's Aug' verzieht.
'S ist alles nichts, wenn 's Aug' er nicht verzieht.
Auch bei dem Backsteinschnitt
Beginnt er fein damit.
Der Schnitt wird schlecht, wenn 's Aug' er nicht verzieht.

Saht ihr den Zimmermann den Hobel schlichten,
Wenn ihm ein Astloch schief gedreht ein Glied?
Wie klopft er dann, das Blatt gerad' zu richten!
Doch hilft es nichts, wenn 's Aug' er nicht verzieht.
Es wird erst recht, wenn 's Auge er verzieht.
Er klopfe Wochen lang,
Er bringt ihn nicht in Gang,
Wenn nicht das Auge er erst hübsch verzieht.

Saht ihr den Steinmetz, wie mit seinen Waffen,
Mit Hammer er und Meißel schafft solid?
Mit Schnur und Winkel prüft er oft sein Schaffen,
Doch öfter noch, indem er's Aug' verzieht.
Es sagt ihm, ob was grad', wenn er's verzieht.
Er brauch' den Winkel nur,
Er brauche auch die Schnur,
Sie nützen nichts, wenn 's Aug' er nicht verzieht.

Woher das kommt? Ich will es euch erklären:
Einst war — führt irre nicht der Chronik Spur —
Ein Maurer, arm, doch weil geschickt, in Ehren,
Er hieß Lu-Pan und hatt' ein Auge nur.
Ein jeder weiß, Lu-Pan hatt' eines nur.
Ihm war die Sehekraft
Am rechten Aug' erschlafft,
Drum war verzogen dessen Positur.

Lu-Pan verstarb und ward zum Gott erhoben,
Zum Werkmanns-Gott. Hieraus folgt nach der Schnur,
Daß seit dem Tag die Werkleut' ganz verschroben,
Lu-Pan nachäffend, tun wie er verfuhr,
Nicht in der Arbeit, nein! im Auge nur.
Wer's bringen will zu was,
Muß sich bemühen baß,
Hierin Lu-Pan zu bleiben auf der Spur.

Sollt' jemand euch nach einem Werkmann fragen,
Ob gut er schaffe? Wenn er gut, dann nur,
Nicht daß er gut sei, braucht ihr dem zu sagen,
Nein, nur: er hat im Aug' Lu-Pan's Natur,
Er kann's noch besser, als Lu-Pan verfuhr;
Er tut ja, was er kann,
Zu gleichen dem Lu-Pan
Und 's Auge zu verziehen nach der Schnur.

Ganz richtig ist, was ich euch hier erklärte,
Leicht prüft's der Zweifler, wenn's ihm unwahr schien.
Nur glaubet nicht, die schlechte Arbeit werde
Darum auch gut. Das Aug' sie all' verziehn,
Auch wenn die Arbeit noch so schlecht gediehn.
Ob einer gut, ob schlecht,
Ob nichts nutz oder recht,
Ein's kann ein jeder gut: das Aug' verziehn!

(Nach dem Englischen von G. C. Stent, deutsch von Adolf Seubert.)*)

Mit dem vorstehenden Gedicht möchte ich die Reihe der Proben chinesischer Dichtung beschließen.

Ob es dem eindringenden Christentum gelingen wird, die Sitten und Anschauungen dieses Volkes umzuwandeln? Ob es nicht von der europäischen Kultur einzig und allein die technischen Errungenschaften sich aneignen wird? Ob es je den idealen Gehalt der europäischen Civilisation in sich aufnehmen kann? Das sind Fragen, deren Beantwortung in der Zukunft liegt. Ich zweifle daran, daß die Rasseeigenschaften sich durch fremde Einflüsse überwinden lassen werden. Die Erfahrung bei andern Völkern ist wenigstens nicht ermutigend. Wie dem auch sei, so viel steht fest, daß die chinesische Dichtkunst zur Zeit von der Höhe reiner Menschlichkeit noch sehr weit entfernt ist.

Franz Philips.



Gesprungenes Erz.

Symbolische Dichtung von **Leo Frobenius**.

I.

Sein Vater war Totenwächter draußen auf Sanct Emilien gewesen, er war Doktor der Philosophie — sie nannten ihn einen großen Gelehrten.

*) Die Seubertschen Uebersetzungen sind dem Bändchen „Chinesische Gedichte" der Berliner Universal-Bibliothek entnommen.

Aber sie nannten ihn falsch. Er war eigentlich kein Gelehrter, er war ein Künstler. Denn:

Da draußen unter den alten Bäumen, neben den bemoosten Steinen, zwischen blühenden Rosen und im Schatten der Trauereichen, da war er aufgewachsen. Seine kleinen Kinderhändchen spielten in der schwarzen Erde, bauten aus gebrechlichen Knochenscheiten Türme und setzten verwitterte, blumengeschmückte Schädel darauf. Er war ja während seiner ganzen langen Kindheit immer dabei, wenn sie einem auf Sanct Emilien Lebewol sagten. — An seiner Wiege standen vier Bahrenträger als Paten.

Er kannte alle Aufschriften über den vielen, kleinen, bunten Hügeln. Sein Kinderspiel war Bestatten, seine Freude war Gräberschmücken und seine Lebensschule ein Verkehr mit den Verstorbenen.

Ich sage also, er war mehr Künstler als Gelehrter.

* * *

Drüben an der Mauer, in einer stillen Nische, über der die Zweige zweier mächtiger Tannen rauschen, da weilt seine künstlerische Seele Tag und Nacht, Sommer und Winter — ob er nun drüben auf der Bücherei unter den Bildern der uralten Standesbeamten und den wunderlichen Schnörkeln einer barocken Fürstenkunst sitzt, — ob er seinen jungen Studenten vom Zerfallen eines Hamlet oder dem Hinscheiden einer Clara Militsch berichtet, — ob er daheim im Bereiche seiner alten Heiligenbilder träumt, — seine Seele weilt immer unter den Zweigen der beiden alten Tannen auf dem kleinen Hügel, der den alten Totenwächter birgt, und den er dem Leben, der schönen Tamina geweiht hat.

Tamina!

Tamina! — Sag ihm den Namen, dann streicht er mit den zarten weißen Händen die Haare aus der Stirne und blickt mit seinen großen, blauen Augen hinüber in die Gegend, wo die Spitzen der beiden ehrwürdigen Tannen über dem Kirchhof emporragen.

„Tamina!" — hör' es ihn sprechen und du weißt, daß er ein Künstler ist.

Er geht jeden Abend hinaus, wenn es zu dunkeln beginnt und träumt an diesem Tempel des Todes und Altar des Lebens. Im Frühling, wenn die Vöglein oben in den Zweigen dem Herrgott ein Festlied singen, und die roten Blümlein mit leisem Zittern im Blattwerk sich umschlingen, — im Winter, wenn der weiße Schleier der Erde Leiden umhüllt und die Natur schlafend trauert, — im Herbste, wenn die bunten Blätter durch die Luft kreisen und Müdigkeit sich auf die Erde senkt, und im Sommer, wenn nach langen Verheißungen der Segen der Liebe den Menschen winkt — in jeder Zeit hat er ein Blümlein, ein Blatt, ein lebendiges Opfer hinauszutragen für den verschiedenen Vater und Tamina — die ferne Tamina.

II.

„Mein Herdar!" ruft sie und sehnsüchtig gleiten die Strahlen ihrer dunklen Augen über die tiefen, blauen Fluten des Garda, über die sammetgrünen Oelwälder, über die Dörfer bis zu jener Stelle, da das stolze Arco, ein starker Thalwächter, emporragt.

Die Pinien auf dem Hofe von Arco, die weit über den Trümmern emporgewachsen sind, wiegen sich im Sonnenlichte leicht und anmutig — sie winken den

Gruß weiter nach Norden, schwarze Adler empfangen die Botschaft und tragen sie über die Felsen und Berge und die Ströme rauschen auf ihrem Laufe den Ruf weiter:

„Mein Herdar!“ — weit, weit gen Norden, bis zum Meeresstrande und einem Hügel zwischen zwei Tannen.

Sie lauscht ihrem Rufe nach, sie winkt mit der Hand den Pinien auf den Trümmern Arcos Dank.

Dann steigt sie vom Hügel hernieder an das Ufer.

Lange liegt sie am schmalen Strande und schaut in die Tiefe.

Ueber den See hin gleiten Fischernachen mit großen, roten Segeln. Weiße Schwäne ziehen am blauen Hügel vorüber in wogender Ruhe, in stetigen und ebenmäßigen Wellenlinien den Horizont überschneidend. Von drüben klingt ein ernst-melodisches Fischerlied — friedlich, glücklich.

Sie löst die Schnallen und Gürtel ihres Gewandes. Sie löst die Klammern des herabfließenden Haares. Sie beugt den Körper weit über den schmalen Felsrand und betrachtet ihr Bild in dem herrlichen Spiegel.

Dann wirft sie die Arme in kräftigem Schwunge zurück und stürzt sich hinab in die aufbäumende funkelnde Fläche.

Nach einigen Minuten taucht sie wieder empor. Mit den prächtigen Gliedern zerschneidet der im Sonnenscheine prangende Rosenleib die schwarzblaue Flut und die Fischlein der Tiefe folgen mit fleißigem Flossenschlage der Freundin, die hier täglich Wonne und Kraft aus dem vollen Becher der Natur trinkt.

* * *

„Mein Herdar!“ — jauchzt sie wieder hinüber und wieder tragen die befreundeten Mächte den Ruf weiter, immer weiter fort über die Berge und die weite Ebene, bis hinüber an jenen stillen Ort, da einer sein freundliches Opfer unter den Tannen auf einem Hügel niederlegt für Tamina.

„Mein Herdar!“ — jauchzt sie und folgt mit lachendem Munde dem Winke ihrer treuen Trabanten auf der Ruine von Arco.

Dann steigt sie vom Hügel in das jenseitige Thal hinab, dahin, wo ein alter Meister und Kenner edler Kunst sie in ihrem Handwerke seit Jahren unterrichtet, nicht hinter staubigen Coulissen, nicht auf dumpfigen Bühnen, nein, unter dem strahlenden blauen Himmel, auf duftigem Erdreich, im Zauberbanne einer in Glückseligkeit wogenden Natur.

Da sitzt der alte Meister auf einem Marmorblocke im Schatten der Cypressen.

„So“ — sagt er und steht auf — „so mein Kind, auch dieses mein letztes Lebenswerk ist beendet. Nun kann ich den Weg in die blütenspendende Erde nehmen. Meine Tamina aber zieht als Meisterin hinaus in die Welt. — Die Lehre ist beendet!“

III.

„Was?“ kreischte die Kirchenglocke im Winde über die Stadt hin, — was? geheiratet und nicht getraut?“

In der Nacht sprang das Werk des alten Glockengießers. Alle Bürger der Stadt fuhren jäh im Schlafe empor und horchten betroffen.

Die berühmte Kirchenglocke war beim sechsten Schlage geborsten.

Starke Frühlingswinde zerrten am Sparrenwerk der Häuser, fauchten durch jede Spalte und trommelten an den blechernen Hähnen auf den Giebeln. Dabei jagten sie den ehrwürdigen Staub in den Archiven durcheinander, in lustigem Tanze zerdrückten sie die Fensterscheiben des Ratshauses und schlüpften schimpfend und gröhlend über die Regale.

7. — 8. — 9. — 10. — 11. — 12. — — klagten die Scherben des zerbrochenen Erzes über die Stadt hin.

Wer nicht schon vordem das Lager verlassen hatte, sprang bei dem greulichen Schreien empor. Die Bürger eilten durch die Straßen, gepeitscht und herumgeschleudert vom Sturme, mühsam Hut und Mantel haltend. Vor der Kirche sammelte sich eine gewaltige Menge, über die die entfesselten Winde hinfuhren.

„Was?“ kreischte die geborstene Glocke, „was, geheiratet und nicht getraut?“

„Was?“ schrieen die Bürger.

„Ja, geborsten!“

„Aber, wie kommt das?“

„Das Alter wird's sein!“ — brüllte einer, ein Narr, da faßte ihn ein geschickter Wind am Kragen und schleuderte ihn von der Kirchentreppe, auf der er stand, hinab auf das Pflaster.

Der Glöckner, ein alter weißhaariger Mann, trat jetzt mit vergrämter Miene an die Kirchenthür.

„Vollkommen zerbrochen?“

Der Alte winkte mit der Hand.

„Ja!“

„Vor Alter?“

Er zuckte die Achseln. Die Scherben der Glocke klirrten und dröhnten mächtig: — „und nicht getraut?“

„Vor Alter?“

„Hört doch die Glocke selbst!“

Sie verstanden ihn nicht. —

„Ich weiß, was es ist“ — murmelte nur einer, der sich mühsam um die Ecke des Marktplatzes heimwärts drückte. Er schielte dabei zu einem kleinen Häuschen empor, in dem zwei Fenster schwach erleuchtet waren. — Es war der Pfarrer, der vom Glöckner kam. Er hatte lange auf den alten Mann eingeredet, was am Geschwätz der Leute sei. Der hatte nichts gesagt. Endlich hatte der Alte sich frei zu machen gesucht.

„Ich muß läuten.“

* * *

„Ich muß läuten,“ hatte der alte Glöckner gesagt und war zum Glockenturme emporgestiegen.

Der Pfarrer war gefolgt. Die Frühjahrsstürme donnerten durch den Kirchenturm und preßten die beiden Männer an die Wand.

Der Glöckner zog das Tau:

1. — klang es durch den Wind über die Stadt hin.

„Ihr sollt Eure Tochter in den Schoß der Kirche zurückführen,“ schrie der Pfarrer.

„Mein Kind war bis jetzt rechtschaffen. Sie muß selbst wissen, was sie tut.“

2. — tönte es laut in das Brausen hinein.

„Sie wird wissen, was sie tut? Was soll das heißen? — Hört, Glöckner, noch kann Reue und Beichte sühnen.“

„Sie glaubt nichts zu bereuen zu haben.“

3. — rief es vom Kirchturme durch die Nacht.

„Nichts zu bereuen zu haben? — Eine Liebe, die die Kirche nicht heiligt, ist Sünde!“

„Sagt's ihr selber, Ehrwürden!“

4. — schallte der Stundenschlag hinauf.

„Sie kommt nicht zur Kirche. Ihr seid uns verantwortlich. — Wollt Ihr Teil haben an der Sünde, dann müßt auch Ihr der Kirche fernbleiben."

„Ehrwürden — Ihr wollt mich entlassen —, — gut. — Ehrwürden mögen ihrer Sünde —" der Glöckner holte tief Atem.

5. — hallte der klare Glockenruf in das Jubeln der Winde hinaus.

„Ehrwürden — welche Sünde? — Sie sagt, wol habe die Kirche die Ehe geschaffen, die Kirche der Menschen. Die Liebe aber schenkte Gott und die Natur. Und für ihre Liebe ist das Gefäß der Kirche zu klein. So hat sie heut den Mann ihrer Liebe geheiratet, ohne Trauung!"

Wuchtiger hing sich der Glöckner an das Seil:

6. — schrillte in grellem Schrei das geborstene Erz in den Orkan hinaus.

„Was?" kreischten die dröhnenden Scherben noch lange nach — „Was? geheiratet und nicht getraut?"

Und der Jammer des wimmernden Stöhnens klang wieder im Herzen der Menschen. Zumal die Alten befiel Trübsal. Nur einige Junge kümmerte es nicht sonderlich.

„Was gilt's, wir werden doch etwas besseres schaffen können als der alte Meister?"

Den Frevlern peitschte der Sturm Sand, Kalk und Steine in das Gesicht:

„Mensch, du sollst immer weinen, wenn du etwas Altehrwürdiges verlierst. Das ist menschlich!"

IV.

„Was?" — kreischte die Kirchenglocke im Winde, „geheiratet und nicht getraut?"

Der ungebärdige Schrei heulte über die Stadt hin. Erst am fernen Kirchhof ward er zahmer und würdiger. Fast zaghaft rauschte er durch die Zweige der alten Tannen, zaghaft, aber klagend, anklagend und wehmütig.

Das Grab des alten Totenwächters war just heute mit prangenden Rosen geschmückt worden. Am Nachmittag hatten zwei die Blüten hinausgetragen. Die Blumen bebten im Winde durcheinander, sie schwankten hin und her. Die Zweige der Tannen schlugen wunderliche Zeichen über dem Grabe. In den Kronen keuchte anklagend der Schrei der geborstenen Glocke.

Da regte es sich unter den niederhangenden Fittichen der Tannen in wunderbarem Dehnen und Strecken. Die Rosen hoben die Köpfe und zitternde Nebel wallten empor und geboten winkend dem häßlichen Schreien Halt.

Langsam und würdig erhob sich der alte Totenwächter und horchte dem verklingenden Aechzen nach:

„Was ächzest du?"

„Ist's denn mein Werk? — Und wenn's meines ist, dann dankt's mir. Aber es ist das Werk des Verstorbenen!"

* * *

Die Blumen schmiegten sich aneinander und horchten mit Andacht dem Lispeln der Schatten, die unten im Wogen der Zweige von alten Zeiten erzählten und Erinnerungen tauschten.

Da hatten sie auf einer Bank auf dem Kirchhof gesessen, er der Sohn des Totenwächters, sie die Tochter des Kirchenglöckners. Da hatten sie gesessen und sich geküßt und so hatte sie der alte Totengräber angetroffen.

Der hatte nie in seinem Leben ein schmälendes Wort auf die Lippen gebracht, — er hatte geschwiegen oder vom Wesen der Verstorbenen gesprochen.

Als er die beiden von blühender Liebe umwoben angetroffen hatte, zürnte er nicht, frug er nicht, — auch segnete er nicht. Er führte sie aber an das Grab zweier, die sich sehr lieb gehabt und doch zu Tode gegrämt hatten. Er führte sie zu andern Gräbern.

Und aus den Gräbern stiegen Trauer, Schmerz, Not, Elend und Jammer der Ehe empor.

„Zusammengekoppelt!" — wimmerte der letzte Ton eines sterbenden, unseligen Greises wieder aus dem Reiche der Toten zu den Lebenden zurück.

Die beiden hatten bei jedem Worte wol aufgemerkt; sie standen neben dem alten Totenwächter Hand in Hand.

(Fortsetzung folgt.)



Goethe-Studien.

b) Moral und Christentum.

(Fortsetzung.)

Es gehört zu den interessantesten Tatsachen der deutschen Geistesgeschichte, wie Schiller, unter dem Einflusse Goethes, aus dessen Weltanschauung eine Ethik formt. Diese Ethik entspringt aus einer künstlerisch-freiheitlichen Auffassung der Natur. Aber diese Briefe werden vielfach von den systematisierenden Philosophen nicht für genug wissenschaftlich genommen, und doch gehören sie zu dem Bedeutendsten, was die Aesthetik und Ethik überhaupt hervorgebracht haben. Schiller geht von Kant aus. Dieser Philosoph hat die Natur des Schönen in mehrfacher Hinsicht bestimmt. Zuerst untersucht er den Grund des Vergnügens, das wir an den schönen Werken der Kunst empfinden. Diese Lustempfindung findet er ganz verschieden von jeder anderen. Vergleichen wir sie mit der Lust, die wir empfinden, wenn wir es mit einem Gegenstande zu tun haben, dem wir etwas uns Nutzenbringendes verdanken. Diese Lust ist eine ganz andere. Sie hängt innig mit dem Begehren nach dem Dasein dieses Gegenstandes zusammen. Die Lust am Nützlichen verschwindet, wenn das Nützliche selbst nicht mehr ist. Das ist bei der Lust, die wir dem Schönen gegenüber empfinden, anders. Diese Lust hat mit dem Besitze, mit der Existenz des Gegenstandes nichts zu thun. Sie haftet demnach gar nicht am Objekte, sondern nur an der Vorstellung von demselben. Während beim Zweckmäßigen, Nützlichen sogleich das Bedürfnis entsteht, die Vorstellung in Realität umzusetzen, sind wir beim Schönen mit dem bloßen Bilde zufrieden. Deshalb nennt Kant das Wohlgefallen am Schönen ein von jedem realen Interesse unbeeinflußtes, ein „interesseloses Wohlgefallen". Es wäre aber die Ansicht ganz falsch, daß damit von dem Schönen die Zweckmäßigkeit ausgeschlossen sei. Das geschieht nur mit dem äußeren Zwecke. Und daraus fließt die zweite Erklärung des Schönen: „Es ist ein in sich zweckmäßig Geformtes, aber ohne einem äußeren

Zwecke zu dienen." Nehmen wir ein anderes Ding der Natur oder ein Produkt der menschlichen Technik wahr, dann kommt unser Verstand und fragt nach Nutzen und Zweck. Und er ist nicht eher befriedigt, bis seine Frage nach dem Wozu beantwortet ist. Beim Schönen liegt das Wozu in dem Dinge selbst; und der Verstand braucht nicht über dasselbe hinauszugehen. Hier setzt nun Schiller an. Und er tut dies, indem er die Idee der Freiheit in die Gedankenreihe hineinverwebt, in einer Weise, die der Menschennatur die höchste Ehre macht. Zunächst stellt Schiller zwei unablässig sich geltend machende Triebe des Menschen einander gegenüber. Der erste ist der sogenannte Stofftrieb oder das Bedürfnis, unsere Sinne der einströmenden Außenwelt offen zu halten. Da dringt ein reicher Inhalt auf uns ein, aber ohne daß wir selbst auf seine Natur einen bestimmenden Einfluß nehmen könnten. Mit unbedingter Notwendigkeit geschieht hier alles. Was wir wahrnehmen, wird von außen bestimmt; wir sind hier unfrei, unterworfen, wir müssen einfach dem Gebote der Naturnotwendigkeit gehorchen. Der zweite ist der Formtrieb. Das ist nichts anderes als die Vernunft, die in das wirre Chaos des Wahrnehmungsinhaltes Ordnung und Gesetz bringt. Durch ihre Arbeit kommt System in die Erfahrung. Aber auch hier sind wir nicht frei, findet Schiller. Denn bei dieser ihrer Arbeit ist die Vernunft den unabänderlichen Gesetzen der Logik unterworfen. Wie dort unter der Macht der Naturnotwendigkeit, so stehen wir hier unter derjenigen der Vernunftnotwendigkeit. Gegenüber beiden sucht die Freiheit eine Zufluchtstätte. Schiller weist ihr das Gebiet der Kunst an, indem er die Analogie der Kunst mit dem Spiel des Kindes hervorhebt. Worin liegt das Wesen des Spieles? Es werden Dinge der Wirklichkeit genommen und in ihren Verhältnissen in beliebiger Weise verändert. Dabei ist bei dieser Umformung der Realität nicht ein Gesetz der logischen Notwendigkeit maßgebend, wie wenn wir z. B. eine Maschine bauen, wo wir uns strenge den Gesetzen der Vernunft unterwerfen müssen, sondern es wird einzig und allein einem subjektiven Bedürfnis gedient. Der Spielende bringt die Dinge in einen Zusammenhang, der ihm Freude macht; er legt sich keinerlei Zwang auf. Die Naturnotwendigkeit achtet er nicht, denn er überwindet ihren Zwang, indem er die ihm überlieferten Dinge ganz nach Willkür verwendet; aber auch von der Vernunftnotwendigkeit fühlt er sich nicht abhängig, denn die Ordnung, die er in die Dinge bringt, ist seine Erfindung. So prägt der Spielende der Wirklichkeit seine Subjektivität ein; und dieser letzteren hinwiederum verleiht er objektive Geltung. Das gesonderte Wirken der beiden Triebe hat aufgehört; sie sind in Eins zusammengeflossen und damit frei geworden: das Natürliche ist ein Geistiges, das Geistige ein Natürliches. Schiller nun, der Dichter der Freiheit, sieht so in der Kunst nur ein freies Spiel des Menschen auf höherer Stufe und ruft begeistert aus: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt und er spielt nur da, wo er in der vollsten Bedeutung des Wortes Mensch ist." Den der Kunst zu Grunde liegenden Trieb nennt Schiller den Spieltrieb. Dieser erzeugt im Künstler Werke, die schon in ihrem sinnlichen Dasein unsere Vernunft befriedigen und deren Vernunftinhalt zugleich als sinnliches Dasein gegenwärtig ist. Und das Wesen des Menschen wirkt auf dieser Stufe so, daß seine Natur zugleich geistig, und sein Geist zugleich natürlich wirkt. Die Natur wird zum Geist erhoben, der Geist versenkt sich in die Natur. Jene wird dadurch geadelt, dieser aus seiner unanschaulichen Höhe in die sichtbare Welt gerückt.

Rudolf Steiner.

(Schluß folgt.)



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Die Religion und Kultur Chinas. Von Ferdinand Heigl, Berlin, Hugo Bermühlers Verlag, 1900. 680 Seiten. Broch. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Alle, denen nicht jede Anteilnahme an den Dingen der realen Welt verloren gegangen ist, die man also, wenn auch nicht gerade immer im Roerenschen Sinne, als „die Normalmenschen" bezeichnen kann, interessieren sich zur Zeit für China. Aber nur die wenigsten kommen dazu, sich über das ferne Land und seine Bewohner etwas näher zu unterrichten, als es die tägliche Lektüre der geliebten Zeitung soeben mit sich bringt. Den meisten mangelt es an Zeit, die oft recht umfangreichen Bücher unserer Chinalitteratur zur Hand zu nehmen; den wenigen, die Zeit haben, fehlt die Lust, sich in die durchweg fachmännisch gehaltenen Werke zu vertiefen. Ein populäres Buch über China wird daher vielen sehr willkommen sein.

Heigl unterrichtet uns in seinem gründlichen, aber dabei durchaus populär geschriebenem Buche nicht nur über Religion und Kultur Chinas, sondern in den fünf Anhängen, welche dem eigentlichen Werke beigefügt sind, so ziemlich über alles wissenswerte. Die Anhänge sind übrigens über das eigentliche Buch hinausgewachsen und füllen fast $^5/_7$ des stattlichen Bandes. Sie enthalten chronologische Mitteilungen aus der chinesischen Geschichte, eine detaillierte Darstellung der Verfassung des Reiches, sowohl der Organisation der civilen als der militärischen Behörden und Körperschaften, eine Uebersicht über den Charakter der Sprache und Litteratur der Nation, sowie seiner Malerei, Plastik und Musik, ferner Züge aus der chinesischen Geschichte im allgemeinen und der Rolle, welche die Frauen dabei gespielt haben, im besonderen, und schließlich eine Sammlung von Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten. Ein kurzer Nachtrag giebt uns noch einige Aufklärung über die Boxer-Sekte.

Zum Schluß noch eine Bemerkung: das Buch ist umfangreich; aber der Umfang ist durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts bedingt. Wer sich über China unterrichten will, der lasse sich durch die Seitenzahl des Buches nicht abschrecken, denn die einzelnen Abschnitte sind stets kurz und bieten auf wenig Seiten in gedrängter Form alles das, was wol der Leser gerade suchen möchte.

Philips.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.





für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. — Berlin, den 25. August 1900. — Nr. 34.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Ein Gottsched-Denkmal.

Den Manen Gottscheds errichtet von Eugen Reichel.

(Schluß.)

Mit einem treffenden Worte weist Eugen Reichel auf die Kurzsichtigkeit hin, die den meisten der landläufigen Urteile über Gottsched zu Grunde liegt. „Auf Gottsched mit Geringschätzung hinabzusehen, weil er noch keinen „Oberon", keinen „Don Carlos", keinen „Wallenstein" und keinen „Erlkönig" geschaffen, hätte gerade so viel Sinn, als wenn man Gutenberg belächeln wollte, weil er nicht gleich auch die Schnellpresse erfand." (Gottsched-Denkmal S. 55.) Man kann in einer großen Zahl von Darstellungen der Geistesgeschichte des vorigen Jahrhunderts sehen, wie Gottsched die Kreise stört, die man sich nun einmal konstruiert hat, um dieses Geistesleben zu begreifen. In Max Dessoirs „Geschichte der neueren deutschen Psychologie" (1. Band. Von Leibniz bis Kant. Berlin Verlag von C. Duncker), liest man in einer Anmerkung: „Gottscheds Einfluß auch auf die Entwickelung der Philosophie ist nicht gering gewesen. Sein Handbuch: „Erste Gründe der gesamten Weltweisheit, darinnen alle philosophische Wissenschaften in ihrer natürlichen Verknüpfung in zwei Teilen (theoretisch und praktisch) abgehandelt werden", erfuhr sogar nach seinem Tode eine achte Auflage. Diese Zahl ist von entzückender Beredsamkeit." Das meine ich allerdings auch. Aber mir scheint, daß wenig Neigung dazu vorhanden ist, die Beredsamkeit auch in der rechten Weise zu verdauen. Mir scheint sogar, daß ein Satz wie der Max Dessoirs (auf S. 62f. seiner genannten Schrift) der historischen Betrachtung in Bezug auf Gottsched eine bis jetzt verabsäumte Pflicht auferlegt. Ich führe diesen Satz hier an, weil er beweist, wie innig das Geistesleben des vorigen Jahrhunderts mit Gottscheds Wirken verflochten ist. Er heißt: „Nichts ist bezeichnender für die tief religiöse Eigenart des deutschen Volkes als der theologische Ursprung des Pietismus und der Freigeisterei. In dem Kampf gegen die starre Aeußerlichkeit und Engbrüstigkeit der herrschenden Theologie sind beide in sich so verschiedenen Richtungen erwachsen; während die eine das individuelle Denken befreite, hat die andere dem empfindenden Herzen Befriedigung verschafft. Wolff hat ein Inventarium des „Christentums innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" aufgestellt und Gottsched hat eine begriffsmäßige Poetik geschaffen, der die Dichtkunst als eine erhöhte Redekunst erscheint."

Man sehe nur einmal, worin die Litterarhistoriker den Unterschied zwischen Gottsched und seinem Gegner Bodmer sehen. Max Koch spricht sich darüber in der „Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" (von Prof. Dr. Fr. Vogt und Prof. Dr. Max Koch) so aus (S. 419): „Der Gegensatz zwischen Gottsched und Bodmer, denn er, nicht der zurückhaltende Breitinger, ist der Anstachler und Rufer in dem jetzt ausbrechenden großen litterarischen Kriege, ist in der Verschiedenheit der Personen, nicht bloß in den Abweichungen ihrer künstlerischen Ueberzeugungen, gegründet. Auf ihren Streit läßt sich das Gleichnis anwenden, das die englische Litteraturgeschichte von dem freundlichen Witzkampfe zweier ganz anders gearteter Männer überliefert hat: der schwerfällige große Ostpreuße wie die Galeonen gebaut, an Gelehrsamkeit überragend, fest, aber langsam in seinen Bewegungen; der kleine, lebhafte Schweizer niederer im Bau, aber flinker im Segeln, fähig von allen Winden Vorteil zu ziehen vermöge der Schnelligkeit seines Witzes und seiner Einbildungskraft." Ja, wir finden in diesem Buche sogar ein höchst merkwürdiges Geständnis (S. 422):

„Die Leipziger und die Züricher kritische Dichtkunst hätten demnach wol neben einander bestehen können, und schon bald nach dem großen Litteraturkriege wußte man nicht mehr so recht, worüber man denn eigentlich gestritten habe."

Alle Oppositionen, die von der Art sind, wie sie Bodmer und seine Nachfolger gegen Gottsched gemacht haben, tragen für denjenigen, der sich in die Struktur des menschlichen Geisteslebens vertieft hat, etwas im höchsten Grade unverständiges an sich. Ich möchte mich darüber durch ein groteskes Gleichnis aussprechen. Ich stelle mir einen kampflustigen Gesellen vor, der sich hinstellt und die Natur zurechtweisen will, weil sie pedantisch genug ist, Löwen, Bären, Pferde, Schweine und Affen zu schaffen, während es doch dem Reichtum ihrer Schaffenskraft viel angemessener wäre, keine bestimmten Formen festzuhalten, sondern aus der Löwenmutter ein kleines Untier, halb Schwein, halb Kameel, hervorgehen zu lassen. Statt sich so die Freiheit in ganzem Umfange vorzubehalten, zwängt sich die Natur in regelmäßige Bildungen. Ich bin gewiß nicht dazu geeignet, irgendwie in den Geruch eines Goethe-Verächters zu kommen. Deshalb darf ich es mir wol leisten, zu sagen, daß mir wie dieser die Natur meisternde Geselle doch auch Goethe vorkommt, wenn er von Gottsched sagt, von ihm sei das „Fächerwerk, welches eigentlich den inneren Begriff von Poesie zu Grunde richtet, in seiner kritischen Dichtkunst ziemlich vollständig zusammengezimmert." Was Goethe hier berührt, war der Wahn, von dem alle die befangen waren, die glaubten, gegen Gottsched zu Felde ziehen zu müssen. Sie wollten in die innersten Gründe des Schönen und Künstlerischen hineinleuchten und deren Ursprung in der innersten Natur des Menschen entdecken. Von Gottsched aber glaubten sie, daß er in ein- für allemal feststehende pedantische Regeln die Dichtung zwängen wollte. Aber läßt sich denn die Natur die Freiheit je nehmen, ihre Formeln beständig zu wandeln, trotzdem sie scharf umgrenzte Formen schafft? Nahm Gottsched dem dichterischen Genie die Möglichkeit, die Gesetze zu metamorphosieren, da er die in der bestehenden Dichtung sich aussprechenden zu entdecken und in ihrem naturgesetzlichen Zusammenhang darzulegen suchte? Nicht der kommt den Geheimnissen des Natur- und Geistesschaffens nahe, der alles in einen Urbrei verschwimmen läßt und dann von den unerschöpflichen, mystischen Quellen des Daseins schwärmt; sondern derjenige, der dem menschlichen Geiste die Fähigkeit zuerkennt, in klaren, scharfumrissenen Ideen die Geheimnisse des Daseins zu enthüllen. Nur wer in seinem eigenen Denken nicht weiter kommt, als bis zu farblosen, blutleeren Begriffsschablonen, der vermag zu wettern gegen die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit. Wer aber den Geist erhebt zu lebensvollen und lebensfrischen Ideen, der weiß, daß er mit seinen Ideen in den wesenhaften Kern der Welt trifft. Daß Klarheit Seichtheit nach sich ziehe: das ist eine Ueberzeugung, die leider nur allzu weite Verbreitung in diesem Jahrhundert gefunden hat. Man wird nicht fehl gehen, wenn man die Gegnerschaft gegen Gottsched vielfach auf diese Ueberzeugung zurückführt. Schade nur, daß die Beurteiler nur gar zu sehr ihre eigene Seichtigkeit zu einem Merkmal der Klarheit machen, die sie gar nicht kennen.

Einen Mann wie Gottsched können eben alle die nicht verstehen, denen die Worte: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum" ein Evangelium sind. Sie beachten nie, daß der Geist solches redet, der vorher gesagt hat: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft! Laß nur von Blend- und Zauberwerken Dich von dem Lügengeist bestärken, So hab ich dich schon unbedingt." — Diejenigen, die da glauben, daß alles geistige Interesse sich im einseitigen ästhetisch-litterarischen Elemente erschöpfen lasse: sie können niemals zu der Erkenntnis des Wertes einer Persönlichkeit kommen, deren starke Wurzeln in Dingen zu suchen sind, die allem Aesthetisch-litterarischen zu Grunde liegen müssen, wenn dieses nicht in der Luft hängen soll. Scharf betont Eugen Reichel diesen Punkt: „Auch dadurch wurde die Möglichkeit einer gerechten Würdigung der Lebensarbeit Gottscheds erschwert", daß in der auf Gottsched folgenden Periode die ästhetische Tendenz „über Gebühr" betont wurde; denn dieser hatte „bei aller kraftvollen Förderung des ästhetischen Sinnes, doch nie vergessen", daß „ein gesundes, ein starkes Volk noch andere Aufgaben zu erfüllen habe, als nur ästhetisch-litterarische". Die Betonung des Aesthetischen in der Zeit unseres klassischen Geisteslebens hat uns die Empfindung davon gebracht, daß die Kunst nicht bloß eine angenehme Beigabe für das Leben ist, sondern eine Notwendigkeit für jedes menschenwürdige Dasein. Aber schlimm ist es, wenn eine große Wahrheit von kleinen Geistern verzerrt wird. Solche Kleingeister haben sich nun aufs hohe Roß gesetzt — für die Sehenden ist dies hohe Roß allerdings nur ein Knabensteckenpferd — und verkünden alle Tage, wie unendlich nichtig alles „trockene", nüchterne" Ideenwesen ist gegenüber dem „intuitiven", dem „phantasieerfüllten" Geistesleben, das sich auf sein „Gefühl" verläßt. Schwarmgeister, die nie wirklich einen Schritt unternommen haben ins Reich der Ideen, sondern höchstens in einem der gebräuchlichen Weltanschauungsbädeker geschnüffelt, oder sich nach Knabenart mit einem philosophischen Robinson-Roman befaßt haben, reden gegenwärtig in großen Weltanschauungsfragen mit; sie erzählen uns, was sie befriedigt, oder was sie nicht befriedigt.

Ein Werk wie Eugen Reichels „Gottsched-Denkmal" scheint mir besonders geeignet, den Weltanschauungs-Robinsonaden ihren Kredit zu nehmen bei denen, die sich noch Gesundheit des Urteils, und das Vermögen bewahrt haben, zu inhaltvollen Ideen aufzusteigen. Niemand ist mehr berufen, dem großen Mann des vorigen Jahrhunderts dieses Denkmal zu setzen, wie Eugen Reichel. Er ist es gerade deswegen, weil er die reine Klarheit der Ideen verbindet mit der dichterischen Phantasie. Die das große Wort heute führen, haben bisher allerdings auch Reichels Stimme überhört. Sie haben eben eine instinktive Antipathie gegen Stimmen, die aus einer höheren Sphäre kommen, als aus der Gefühlsduselei echter Weltanschauungs-Robinson-Schwärmer. Sie lösen alles in einen unklaren Geistes-Urbrei auf. Sie lieben eben doch die Bequemlichkeit, die sich behaglich tut bei ihrem: „Grau, teurer Freund ꝛc. . . ." — Wir Andern, die noch etwas Hohes kennen außer dem uns entzückenden Vogelsang und dem Sternenhimmel und der „ewigen Liebe", wir haben den Optimismus, daß den Knaben-Unterhaltungsbüchern in Weltanschauungsfragen doch nicht die Welt gehört. Uns wird es sogar höchst angenehm sein, wenn die Schwarmgeister sich fern halten von reifen Unternehmungen, wie

Reichels Buch eines ist. Aber dieses Buch muß doch den Widerstand der stumpfen Welt besiegen. Man nehme den auch äußerlich sich kunstvoll präsentierenden Band vor sich: man wird sich in Ausführungen Gottscheds hineinlesen, die zu uns sprechen, als wären sie heute geschrieben. Und wenn Einer oder der Andere zu den Kapiteln über das Drama kommt, dann wird er sich vielleicht etwas schämen darüber, daß er sich von den dilettantischen Revolutionären der Kunstauffassung in den verflossenen Jahrzehnten wie neue Wahrheiten hat sagen lassen, was aus dem Bronnen einer überragenden Weltanschauung hundert und fünfzig Jahre vorher der große „Pedant" Gottsched schon gesagt hat. Dieser Gottsched, der wahrlich über der Gelehrsamkeit das Leben nicht vergessen hat. Man lese bei ihm: „Die andere Gattung der schlechten Schreibart ist die pedantische, deren sich Leute, die nur nach der altväterischen Art studiert haben, im Schulhause erwachsen sind, und die Lebensart der Welt gar nicht kennen, zu bedienen pflegen. Diese messen alles nach ihrem Schulleisten. Und ob sie gleich die besten Schriften der Lateiner und Griechen täglich in Händen haben, so ahmen sie doch die Artigkeit derselben im Schreiben nicht nach; sondern bleiben immer bei ihrem Schulschlendrian." Den Schwarmgeistern, die vom „höchsten Wissen" reden und vom „Leben im Lichte" träumen wollen, muß man aber mit Gottsched sagen: „Träume sind Träume. Das ist unordentliche Vorstellungen unserer Gemüter, welche entstehen: wenn die Phantasie sich im Schlafe an keine Regeln der Vernunft bindet. Nichts ist so ungereimt, was uns nicht zuweilen träumen könnte."

Ein Buch für Wachende hat Eugen Reichel geliefert.

Rudolf Steiner.



Rimbaud.

(Fortsetzung.)

Sobald die Belagerung von Paris aufgehoben war, verkaufte Rimbaud seine Taschenuhr und machte sich wieder auf den Weg nach Paris.

Er hatte die Adresse des damals eben bekannt werdenden André Gill erfahren, der als Karrikaturist, Dichter und Revolutionär Rimbauds Sympathien dreifach hatte. Er beschloß, diesen einfach aufzusuchen und sich durch ihn in die litterarische Welt lancieren zu lassen.

Gill war gerade ausgegangen und hatte den Schlüssel zu seinem Atelier, in dem vermutlich nicht viel zu stehlen war, stecken lassen. Bei seiner Rückkehr findet er zu seinem großen Erstaunen einen jungen Menschen in seiner Häuslichkeit vor, der eingeschlafen ist und laut schnarcht. Er weckt ihn auf, hört seine Erzählung an, und fordert ihn dann auf, sich zu entfernen. Rimbaud ist erstaunt, daß man sich über seine Art, sich einzuführen, wundern kann, und entfernt sich beleidigt.

Der Erlös für die Uhr war durch die Reise aufgebraucht und Rimbaud stand nun ohne einen Pfennig in Paris. Acht Tage lang trieb er sich umher, unter den Brückenbogen oder auf den Kohlenkähnen schlafend — im Februar! — und sich auf irgend eine Weise durch gefundene Abfälle und durch Bettel ernährend.

Aber in Paris ist ein solches Vagabundenleben doch schwieriger wie auf dem Lande. Rimbaud entschloß sich zuletzt, aus freien Stücken nach Hause zurückzukehren, zu Fuß natürlich.

Aber der ausbrechende Kommuneaufstand lockt ihn wieder nach Paris. Er läßt sich unter die „Revolutionsschützen" einreihen und macht den ganzen Aufstand bis zu Ende mit. Als der Aufstand beendigt war, entzog er sich den Nachstellungen der Sieger, indem er, wieder zu Fuß, zu seiner Mutter heimkehrte.

Bis Oktober blieb er hier und vollendete sein Hauptgedicht „le bateau ivre", das fünfundzwanzig Verse enthält. Dieses und eine Anzahl andere Poesien schickte er an Verlaine, der damals noch völlig in den Bahnen der Parnassiens wanderte; es waren von ihm bis dahin erschienen die „Fêtes galantes" und „Poémes saturnims", die von seiner späteren Eigenart noch nichts ahnen ließen. Es war die übliche glatte und abstrakte französische Lyrik, ohne jenen Hauch des Selbstgefühlten, ohne das Irrationelle und Instinktive, das für unsern deutschen Geschmack Lyrik erst zu Lyrik macht.

Aber Verlaine erkannte sofort das Neue und die Bedeutung desselben bei Rimbaud. Rimbaud hatte angefragt, ob er auf das Talent, welches durch die Verse erwiesen werde, nach Paris kommen könne. Enthusiastisch lud ihn der neidlose Verlaine gleich zu sich ein.

Diesmal konnte Rimbaud wieder die Eisenbahn benutzen, dank dem Darlehen eines Mitschülers. Und so kam der noch nicht siebzehnjährige Mensch im Oktober 71 zu Verlaine. Dieser und seine von den Gedichten gleichfalls begeisterte Frau waren sehr verwundert, als sich der Junge als ihr Korrespondent vorstellte. Sie hatten sich doch einen mindestens Dreißigjährigen gedacht. Und nun war dieser von Verlaine als überlegener Meister Anerkannte ein Junge, etwa halb so alt wie er!

Von Oktober 1871 bis Juli 1872 blieb Rimbaud in Paris, erst bei Verlaine, dann bei Théodore de Bauville, schließlich in eigner Wohnung. Während dieser neun Monate verkehrte er in dem Kreis der Schriftsteller und Künstler, dem Verlaine, Forain, Bauville 2c. angehörten, von den einen als jugendlicher Shakespeare bewundert und gefeiert, von den andern als Alkoholist und Vagabund bedenklich angesehen.

Rimbaud selbst war nicht einer von jenen Dichtern, welche ihr eigenes Wesen genau analysieren können, wie wir das etwa bei den russischen Romanschriftstellern haben; auch war er damals wohl zu unreif. Der Kreis um ihn besaß die Fähigkeit ebenso wenig; und so haben wir eigentlich nichts, was uns seine damalige Seelenstimmung verständlich macht. Ueberall begegnet man nur pathetischen Exklamationen, welche die Franzosen so sehr lieben, und die so wenig sagen. Es müssen aber damals merkwürdige Vorgänge sich in der Seele des jungen Dichters abgespielt haben. Es beginnt der Degout an der Litteratur und die allmähliche Entfremdung von Verlaine.

Verlaine war in seiner Freundschaft für den jungen Menschen von einem Fanatismus, der schwer verständlich ist und sogar Gerüchte nicht wiederzugebender Art erzeugt hat. Rimbaud, von Anfang an die kühlere Natur, verlor immer mehr von seinen Gefühlen.

Aus politischen Gründen, wegen ihrer Beteiligung

an der Kommune, mußten die beiden Frankreich verlassen. Sie gingen nach Brüssel, London, und von da wieder nach Brüssel. In diesem Flüchtlingsleben hielten sie zusammen und führten eine gemeinsame Wirtschaft. Verlaine kaufte ein und Rimbaud kochte.

In Brüssel fand im Jahre 1873 der Bruch statt. Rimbaud erklärte, daß er Verlaine verlassen wolle und der eifersüchtige Verlaine zog eine Pistole und schoß auf ihn, ihn schwer verletzend. Rimbaud wanderte ins Hospital, Verlaine ins Gefängnis. Nach seiner Heilung wurde Rimbaud durch Schub an die französische Grenze gebracht, und von hier pilgerte er wieder zu Fuß zu seiner Mutter.

In Brüssel hatte er seine letzten litterarischen Arbeiten geschrieben, unter dem Einfluß des Alkoholrausches und der heftigen Schmerzen seiner Wunde. Hier gab er auch eine Arbeit in den Druck „Une Saison d'Enfer“ aber nur, um die ganze Auflage wieder zurückzuziehen und, mit Ausnahme einiger geretteter Exemplare, zu vernichten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris, wo er von den Litteraten geschnitten wurde, ging er ein zweites Mal nach London und kehrte 1874 wiederum zu seiner Mutter zurück.

Mit zwanzig Jahren entsagte er damals der Litteratur, und er hat das so strikt gehalten, daß seitdem nichts mehr von ihm geschaffen ist. Sein Interesse ging jetzt darauf, sich in den modernen Sprachen und in technischen Dingen zu vervollkommnen, dann in den Orient zu gehen und sich dort ein Vermögen zu machen.

Selten hat wohl ein Dichter in so jungen Jahren einen so großen innern und äußern — natürlich nicht Publikums-Erfolg — gehabt. Selten hat ein so junger Dichter so Hohes versprochen. Weshalb er der Kunst entsagt haben mag? Wenn man eine genaue seelische Analogie seines Zustandes hätte, so müßte das eins der merkwürdigsten psychologischen Dokumente sein. In Ermangelung von authentischem Material Kombinationen machen, für die sich in der Litteratur auch nicht der geringste Anhaltspunkt findet, wäre natürlich müßig. War seine Begabung vielleicht nur formal, so daß er alles gegeben hatte, was er geben konnte? Erschien ihm die Kunst so erhaben, daß er nicht wagte, sich ihr mit seinen, doch nur menschlichen Kräften, zu nahen? Erschien sie ihm als thörichtes und zweckloses Spiel, als bloßes Mittel, die Eitelkeit des Litteraten zu befriedigen?

Zunächst wollte er, nachdem er das Englische so ziemlich beherrschen konnte, das Deutsche lernen. Dieses mal in Uebereinstimmung mit seiner Mutter nahm er eine Hauslehrerstelle in Stuttgart an bei einem Arzt.

Verlaine hatte sich während seines Aufenthalts im Gefängnis, den ihm sein Mordversuch gegen seinen Freund eingetragen hatte, bekehrt. Eine merkwürdige Künstlerbekehrung. Verlaines Werk ist umfangreicher wie das von Rimbaud, so daß wir hier den seelischen Stimmungen einigermaßen nachkommen können. Das Aesthetische spielt nicht die Hauptrolle, wie man wol denken möchte, sondern die Verzweiflung des tief unglücklichen Menschen, das Sichanklammern des Haltlosen. Zwischendurch gewinnt man dann den Eindruck, daß so ganz ehrlich der Prozeß doch nicht ist, daß eine künstlerische Selbstspiegelung doch mit unterläuft. Dann wieder gewinnt Temperament und lasterhafte Gewöhnung die Oberhand, sogar unter innerer Freude, und dann wieder tönt zwischen die Verzweiflung über das innere Elend die Verzweiflung über das äußere, denn wenn die materielle Stellung eines Lyrikers ohnehin schon schwierig ist, so erhöhte das ungezügelte Leben Verlaines noch alle Schwierigkeiten.

Von Paris aus wendete sich Verlaine zuerst brieflich an den Freund, um ihn zu seiner neuen Weltanschauung zu bekehren und suchte ihn endlich, im Februar 1875, persönlich auf. Rimbaud fühlte sich in seiner Stellung kompromittiert durch den Besuch des Freundes mit dem Gesicht eines Trunkenbolds und Vagabunden, der in dem Kostüm eines Landstreichers ankam. Er nahm ihn sehr unfreundlich auf, aber da er glaubte, sich nunmehr doch nicht in seiner jetzigen Stellung halten zu können, gab er den Bitten Verlaines nach und verließ mit ihm Stuttgart. Bald stellten sich neue Zwistigkeiten ein: Verlaine wollte das alte Vagabundenleben weiterführen, Rimbaud wünschte in rangierte Verhältnisse zu kommen. Im Schwarzwald verließ Rimbaud ihn, halb tot, nach einem erbitterten Kampf.

Auf einer von den Cycladen, Paros oder Naros, besaß ein früherer Freund, ein Herr Mercier, eine Seifenfabrik. Seiner alten Idee folgend, irgendwo im Orient Geschäfte zu machen, wendete Rimbaud sich dorthin. In Altorf war das geringe Reisegeld, das er aus dem Verkauf seiner Habseligkeiten gelöst hatte — vier Monate nur war er Hauslehrer bei dem deutschen Doktor gewesen — völlig aufgebraucht; von hier schlug er sich in seiner alten Weise bis Mailand durch. In Mailand erbarmt sich seiner eine Dame und behält ihn einen Monat bei sich, während dessen er Italienisch lernt. Dann macht er sich weiter auf den Weg nach Brindisi; unterwegs wird er krank und kommt ins Hospital in Livorno. Nach seiner Genesung geht er zum französischen Konsul, da er seinen Körperkräften nicht mehr traut, und wird durch dessen Vermittelung nun nach Frankreich zurückbefördert.

Wie wenig skrupulös er war in der Erwerbung seines Unterhalts bei derartigen Gelegenheiten, zeigt eine Notiz, daß er 1872 in Paris auf den Straßen mit Schlüsselringen hausierte, und auf seinen „Reisen“ Wagen laden oder abladen half und in den Docks Beschäftigung suchte.

Durch den Konsul war er nach Marseille gebracht. Hier lebte er länger als einen Monat in der geschilderten Weise, obwohl er noch sehr geschwächt war von seiner Krankheit. Zuletzt war er soweit heruntergekommen, daß er vor dem Hungertod stand; da ließ er sich für das karlistische Heer anwerben, das damals — 1875 — neu konstituiert werden sollte. Nachdem er das Handgeld empfangen hatte, aß er sich erst gehörig satt, aber anstatt dann in den Dienst des Don Carlos zu gehen, fuhr er nach Paris, und von dort zu seiner Mutter, bei welcher er den Winter über blieb und sich mit Musik und russischer Sprache beschäftigte.

Indem er seiner Mutter vorredete, er wolle sich erst noch im Deutschen vervollständigen und dann in Rußland bei einem industriellen Unternehmen tätig sein, entlockte er ihr das Geld für einen zweiten Reiseversuch nach dem Orient. Zunächst fuhr er nach Wien, von wo er donauabwärts nach Asien wollte. In Wien fraternisierte er mit einem Droschkenkutscher, ging mit diesem und dessen Bekannten trinken, und wurde sein ganzes Geld los. Dann hatte er noch Differenzen mit der Polizei, und wurde von dieser, da er wieder gänz-

lich mittellos war, über Deutschland nach Frankreich abgeschoben. So kam er wieder bei seiner Mutter an. Da er keinerlei weitere Aussicht sah, nach dem Orient zu kommen, kam er auf die extravagantesten Ideen, sogar auf die, Missionar zu werden.

Zunächst jedoch schlug er einen einfacheren Weg ein. Zu Fuß ging er nach Holland und ließ sich hier für 1200 Franks für die Kolonialarmee anwerben. Als Söldner machte er die Reise nach Java, und hier desertierte er sofort; nach einem Aufenthalt in den Urwäldern gelang es ihm, auf ein englisches Schiff zu kommen, das ihn wegen seiner Sprachenkenntnisse als Arbeiter mitnahm. Als das Schiff St. Helena in Sicht bekam, verlangte er, nach der Insel gebracht zu werden. Da der Kapitän das natürlich verweigerte, warf er sich ins Wasser, obwohl er kaum schwimmen konnte, um die Insel zu erreichen, und ein Matrose mußte ihm nachspringen und ihn retten. Endlich kam er in Dieppe ans Land. Er ging wieder zur Mutter, die sich endlich an diese seltsamen Besuche gewöhnt zu haben scheint. Das war 1877, Rimbaud war 23 Jahre alt.

Nach einigen Monaten machte er sich wieder auf den Weg, ging trotz der großen Gefahren durch Holland, erwarb sich an der deutsch-holländischen Grenze eine kleine Summe und schlug sich damit nach Hamburg durch, um sich hier einzuschiffen. Aber in Hamburg war die kleine Summe bald wieder durchgebracht, und so sah er sich genötigt, eine Stelle als Dolmetscher bei einem wandernden Cirkus anzunehmen, mit dem er dann nach Kopenhagen und Stockholm ging. Aber dies Leben erschien ihm nicht reizend genug, und so ließ er sich von Stockholm aus wieder durch das französische Konsulat nach Hause befördern. So war er wieder einmal bei der Mutter.

1878 überredete er durch erneute Vorspiegelungen seine Mutter, ihm das Reisegeld nach Hamburg zu geben. Dieses mal findet er in Hamburg auch wirklich eine Stellung bei einem Geschäftshause, das ihn nach Alexandria schickt. Von Alexandria ging er nach Cypern als Aufseher für irgend welche Arbeiten, die ein französisches Geschäftshaus dort vornehmen ließ; Gehalt: 150 Franks den Monat. Aber nach kurzer Zeit zwang ihn das Fieber, nach Frankreich zurückzukehren, dieses mal mit kleinen Ersparnissen. Den Winter 1879 verlebte er wieder zu Hause.

Für Paris und die jungen litterarischen Kreise war Rimbaud unterdessen eine mythische Persönlichkeit geworden. Seine Gedichte waren handschriftlich von Hand zu Hand gegangen, wurden von den jungen „Symbolisten" auswendig gekannt; ein ganzes Programm fand man allein in einem, welches eine Umsetzung der Vokale in Farben darstellt. In den ephemeren Revuen der Jungen tauchte ab und zu einmal das eine oder andere Gedicht von ihm auf nach einer Abschrift so und so vielten Grades; Mystifikationen fanden statt, indem unter seinem Namen Gedichte anderer veröffentlicht wurden; dann wurde einmal ein Brief abgedruckt von irgend jemand, der ihn getroffen hatte als Cirkuskassierer in Kopenhagen oder als Dockarbeiter in Livorno; er wurde totgesagt und die Nachricht seines Todes wurde widerrufen unter Erzählungen von Geschichten, die erfunden waren und noch merkwürdiger waren wie seine wirklichen Erlebnisse. Verlaine veröffentlichte über ihn und von ihm, breitete in unermüdlicher Freundschaft seinen Ruhm immer weiter aus. Unterdessen trieb sich dieser Fünfundzwanzigjährige in der Welt herum, voller Verachtung für den Ruhm und die Litteratur, endlich nur noch mit einem Ziel: so viel Geld zusammenzuscharren, um behaglich nach seinem Wunsche, wenn auch bescheiden, zu leben.

Wenn man in den Schriften der litterarischen Anarchisten blättert, zu denen man auch Rimbaud rechnen muß, so findet man häufige überraschende Aehnlichkeiten mit Gedankengängen von Nietzsche. Nur ist Nietzsche ein vornehmer Denker, und diese Leute haben doch nicht den stolzen Idealismus, welcher dem Personalismus Nietzsches seine Noblesse und damit seine Bedeutung gibt. Man versteht aus diesen Schriften sehr gut den innigen Zusammenhang des Dichters und des Lumpen bei diesen Leuten; denn aller Stolz kann doch darüber nicht hinwegtäuschen, daß sittliche Verkommenheit mehr Anteil hat an ihrem Handeln wie ein unbändiges Gefühl von Freiheit und Kraft. Rimbaud hat einmal geschrieben: „Moral ist Gehirnschwäche"; das ist ins Plebejische übersetzter Nietzsche. Solche Aussprüche kann man als harmlos betrachten, so lange sie als Resultate eines thörichten Jugendradikalismus zu betrachten sind, der sich an Proudhon berauscht hat, und im Ernstfalle doch recht bürgerlich und ehrbar vorgehen würde. Aber wenn ganze Lebensläufe sich nach solchen Maximen richten, so hört doch die Duldung gegen eine solche Gaunerphilosophie auf. Villon ist ein großer Künstler gewesen, obwol er ein grundschlechter Mensch und eine Verbrechernatur unedelster Art war; es ist schlimm, wenn die Franzosen in halb frivoler, halb sentimentaler Romantik oder in unreifer Philosophasterei solche Dinge anders ansehen. Und Rimbaud wie Verlaine muß man durchaus neben Villon stellen.

(Schluß folgt.)



Gesprungenes Erz.

Symbolische Dichtung von **Leo Frobenius**.

(Schluß.)

Die Schatten waren an ihnen vorübergeglitten, gebrochen, niedergedrückt von der Last eines Joches, das sie immer zu zweien zusammengeschmiedet hielt — in langer Reihe zogen sie so vorüber, wie Sklaven. —

Da war aus dem giftigen Elend fesselnder Ehebande den beiden das Verständnis einer freien, selbständigen Liebe erwachsen.

Jeder für sich eine Einheit, jeder eine eigene Kraft, die die andere nur zur Liebe, nicht zum Leben braucht; stets frei und doch liebend, hingebend, ganz Gatte, ganz Mensch — aber ohne Fesseln!

„Erst etwas werden!" — hatten sie sich gesagt und waren hinausgezogen in die Welt, denn es waren zwei starke Naturen.

* * *

1. — 2. — 3. — 4. — 5. rief die Glocke der Sanct Emilienkirche mit klangvoller Stimme wie allnächtlich über den Kirchhof hin.

Die Winde fegten die trocknen Blüten und das schützende Tannenreisig von den Gräbern, rissen das Epheugerank empor, warfen die Blumentöpfe herab.

Durch den Wirbeltanz der trocknen Blätter und Blüten wallte der Schattenzug der mitternächtigen Stunde nach dem Schlage der Sanct Emilienglocke über die Hügel, — der Zug der zusammengeschmiedeten, jochschleppenden Sklaven, immer zu zweien, stets paarweise, unzertrennlich.

Sie zogen dahin in langer Reihe hinter dem Mönch, der einst die Sanct Emilien-Glocke goß, die ja zu jeder Trauung feierlich erklungen war. Der Zug wallte und wogte in jämmerlichem Gestöhne über den Kirchhof.

„Zusammengekoppelt!" — wimmerte der unselige Greis.

6. — schreit das berstende Erz.

„Geheiratet und nicht getraut!" — kreischen die Scherben.

Mit Heulen und Grölen stürmen die Frühlingswinde über den bebenden Kirchhof. Bäume wanken, Steine schlagen um, verwitterte Holzkreuze bersten zusammen.

Hört ihr die Botschaft?

Die Winde verkünden sie.

In einer Ecke liegen vergilbte, morsche Knochen und Schädel. Dort kauert die ausgelassene Sippe der Winde nieder und begleitet mit Pfeifen und Heulen, mit den Gebeinen rasselnd den Ruf.

Hört ihr die Botschaft?

Geheiratet und nicht getraut! Das Erz ist geborsten! Hört doch! hört doch sein Dröhnen.

„Zusammen" — weiter kam er nicht, denn er ist erlöst.

Erlöst! Die Schatten fliegen auseinander. Erlöst! — Jubelnd fahren sie von einander. Geliebt und nicht gefesselt! — Hand in Hand! — Erlösung! Erlösung.

Bei den knochenrasselnden Winden liegt der Mönch: „Tamina mea, mea Tamina!" klingt es wimmernd aus der Ecke.

7. — 8. — 9. — 10. — 11. — 12. — jammern die Scherben.

Der Mönch pilgert einsam über die Gräber, jammernd:

„Tamina mea, mea Tamina!"

Er pilgert einsam dahin; der Zug hat sich aufgelöst. Sie folgen ihm nicht mehr. Im Wirbeln der Blätter tosen die jauchzenden Schatten umher, werfen Kreuze um, stürzen Steine.

Erlöst! Das Erz ist geborsten unter dem Drucke einer im strahlenden Sonnenglanze der Freiheit erwachsenen und erstarkten Liebe. — Die Fesseln der Schatten sind niedergesunken.

Erlöst!

* * *

Das Kreischen der Scherben zittert in den Wipfeln der beiden alten Tannen. Unter ihren niederhangenden Fittichen wallen die Nebel und gebieten winkend dem häßlichen Klagen Halt.

Was ächzest du?

Ist's denn mein Werk? — Nicht doch, nicht doch! Höre die Toten!

Daß du zerbrachst? — O, du bist ein Werk der Menschen. Geh' mit dem Mönch zur Erde zurück, aus der du stammst.

Was sie taten? — Sie zerbrachen ein Menschenwerk. Sonst nichts. Sieh doch, wie sie blüht, diese Liebe, diese herrlichste Blume des Daseins im Menschenleben!

Und ihr Bund ist ein Werk der Toten.

Um zu erlösen, mußte sie zerbrechen. Tröste dich, alte Glocke. —

Als die Sanct Emilien-Glocke ein Uhr verkünden wollte, klang der Schrei noch viel jämmerlicher, — hilfloser über den Kirchhof hin. Die Tannen richteten sich hoch auf und rauschten in den Zweigen.

Die Blümlein hoben die Köpfe dem nahenden Morgen entgegen.

V.

Die Frühlingswinde jagten sich spielend hinauf bis zum Schlosse des Fürsten. Der schrak ein wenig zusammen, wenn die Zweige draußen zusammenkrachten und das Gemäuer peitschten, wenn der Orkan durch den Schornstein fuhr, heulend und wimmernd, so daß Serenissimus kaum sein eigenes Wort verstand und noch weniger die Reden des Theaterintendanten, den er zu sich befohlen hatte.

„Wie gesagt, ein himmlisches Weib! — Bitte trinken doch Excellenz, — lassen Sie sich nicht durch meine Abstinenz zurückhalten! — Ein himmlisches Weib! Aber daß sie meiner Einladung zum Thee nicht gefolgt ist — sonderbar, sehr sonderbar!"

Der Intendant lächelte verlegen.

„Es ist ein Durchbrechen der Tradition, das mir sehr peinlich ist, mein Lieber. Die Hofschauspielerinnen haben stets bei dem regierenden Fürsten verkehren dürfen. Zur Zeit der Gründung unserer künstlerischen Betätigung, zur Zeit des hochseligen Johann des Starken, haben sogar alle Künstlerinnen im Schlosse gewohnt."—

Serenissimus zog mit der flachen Hand eine zurückweisende Linie.

„Natürlich, ich weiß schon! Derartige Gnadenbezeugungen werden von dem rohen Plebs immer falsch ausgelegt. Ich will das auch garnicht wieder einführen. Aber — wie gesagt — zum Thee, zu einem Butterbrot! — Liebe Excellenz, der Orden Johann des Starken fehlt Ihnen ja wol noch."

„Sehr gnädig, sehr gnädig!" sagte der Intendant ernst. — „Leider wird die Theevisite sich wol kaum arrangieren lassen."

„Wie? — Ein schreckliches Wetter da draußen!"

Die Fensterscheiben erzitterten unter dem Ansturm der Winde.

„Ich wage zu bemerken, daß der Theebesuch sich wol kaum arrangieren lassen dürfte unter den obwaltenden Verhältnissen."

„Nichts werden? Wieso?"

Einer der alten Baumriesen krachte in diesem Augenblicke im Parke zusammen. Schloß und Erde erzitterten unter dem Sturze.

„Weil Signorina Tamina heute Nacht heiratet und ihr Gemahl somit ebenfalls eingeladen werden müßte."

„Was?" rief Serenissimus in das Heulen des Sturmes und das Klatschen der Zweige hinein.

„Was?" kreischte gleichzeitig die geborstene Glocke zum Schlosse hinauf. — „Was? — geheiratet und nicht getraut?"

7. — 8. — 9. — 10. — 11. — 12. dröhnten die schauerlichen Klagen des gesprungenen Erzes dem Fürsten in die Ohren.

„Was?" schrie Serenissimus.

„Die Kirchenglocke muß zertrümmert sein!"

„Ach, was kümmern mich die Scherben des alten Gerümpels! Was mit Tamina ist, will ich wissen."

„Aber, Serenissimus verzeihen, die Glocke ist ein uraltes, ehr-"

Puuuh! — Huiiiii! — Wssssss! — jammerte es durch den Schornstein.

„Wie ist's mit Tamina?" brüllte Serenissimus.

„Tamina heiratet in dieser Nacht, unsern ausgezeichneten Professor der Psychologie — allerdings ohne Zeugen, ohne Standesamt, ohne Kirche aber offen, ehrlich, freimütig. Von morgen an will sie nicht mehr Signorina, sondern nur noch Signora Tamina genannt werden."

„Was? diese öffentliche Schande an meinem Hoftheater, an meiner Universität?"

Puuuuh! — Huiiiiii! — Wssssss! — Huuuuuu! — brüllte der Sturm durch den Kamin.

„Entlassen!" kreischte Serenissimus — „Entlassen!"

„Wird dem Kontrakt zufolge nicht möglich sein."

„Ach was, — unsittlicher Lebenswandel!"

„Ist in den Kontrakten nicht vorgesehen — wegen der Theestunden, Serenissimus."

Serenissimus sank auf einen Fauteuil.

Der Sturm heulte und ächzte noch jämmerlicher als vorher durch den Schornstein —

„Und dann sind die Beiden gerade unsere Sterne in Wissenschaft und Kunst!"

Er nahm einen starken Anlauf, keuchte brausend den Schornstein herab in den Kamin und schleuderte den Rost heraus. Sprühende Funken, brennende Kohlen und schwelendes Holz stürzten rauchend über den Teppich hin.

Serenissimus sprang auf.

„Feuer! Hilfe!" — schrie Serenissimus und rannte aus dem Zimmer.

Der Intendant trat mit dem Fuße die glühenden Funken und die emporzüngelnden Flammen nieder.

„Schade um den schönen Teppich," murmelte er.

„— und um die herrliche alte Glocke" —, setzte er hinzu, denn in diesem Augenblicke klagten die dröhnenden Scherben wieder zum Schlosse empor.

VI.

Wild streckte und dehnte der Orkan sich nochmals, wobei noch einige junge Bäumlein an der Chaussee niederstürzten, die mühsam bis dahin dem Zornigen standgehalten hatten — zuletzt aber schlief er doch ein. Dann und wann ließ sich noch ein Stöhnen wahrnehmen — alsdann bebten die Häuser, rauschten die Bäume und klirrten die Scherben der zersprungenen Glocke, endlich aber lagerte die Luft wie eine riesige, stille, klare durchsichtige Eismasse, unbeweglich und starr über der Erde. Hoch oben nur zogen noch die dunklen Massen hastig vorüber, es lichtete sich aber die Schar der Wolken und der Mond trat hervor mit hartem, leblosem Lichte. Es war kein freundlicher Mond.

„Rosa! vom Brautbett zum Totenlager? — Nein, nein, es hat noch Zeit. Hat noch Zeit, Schwester, so schnell stirbt sich's nicht.

„Ja ja, so eine Glocke! Die lebt lang und stirbt schnell, der Mensch lebt schnell und stirbt lang."

Zart flackerte das Lämplein im Zimmer des Glöckners. Die Würmer bohrten und schabten in dem Balkenwerk.

„Sieh Rosa! 's gibt ganz merkwürdige Sachen im menschlichen Leben. Vierzig Jahre habe ich die Glocke geschwungen, vierzig Jahre habe ich mir den Kopf zerbrochen, weshalb sie ihren Namen führt, und vierzig Jahre lang habe ich nicht begriffen, was die wunderlichen Bilder bedeuten, die auf ihren Rand gemeißelt sind. — Heute, nach vierzig Jahren, wo ich sterbe und die Glocke zerschellt, verstehe ich's. Die Glocke heißt nämlich: Glocke der Liebe.

„Reich mir die kleine Scherbe."

Die alte Frau langte vom Tische ein Stück Erz herab, das beim Sprung aus der Glocke herausgefallen war. Ein zierlicher Frauenkopf war darauf gemeißelt. Darum stand in feiner Schrift:

„Tamina mea, mea Tamina."

„Schau" — sagte der alte Glöckner. — „In den Kopf hatte sich meine Frau vernarrt, und als uns die Kleine geboren wurde, da wollte sie durchaus, daß sie Tamina genannt würde. Habe mich damals gesträubt, machte viel Schererei; die Frau hatte ihren eignen Kopf. Das Kind ward Tamina genannt — möge ihr's Segen bereiten. Gieb ihr den Kopf, als das Vermächtnis ihrer Mutter."

Der Alte seufzte und blieb eine Weile in sich versunken. Endlich räusperte er sich.

„Hm und das andere gehört alles dazu. Die ganze Bilderei auf der Glocke war ein heidnisches Werk — mag Gott wissen, wie die Pfaffen dazu gekommen sind. Aber Mönche haben die Glocke gegossen und das Schnitzwerk ist der Zug der Frau Venus — wie der selige Totenwächter mir das erklärt hat. Das war die heidnische Göttin der Liebe. Und als die Göttin der Liebe selbst ist die Tamina eingefügt, die wol die Geliebte des glockengießenden Mönches war. Er hat ihr die Glocke geweiht, weil er das Mädel nicht erringen konnte. — So ist die Tamina zu ihrem heidnischen Namen gekommen, die Glocke am Tage ihrer heidnischen Ehe gesprungen und ihr Vater stirbt drob."

Banges Schweigen füllte die kleine Kammer aus. Im Holzwerke ward das Tierzeug reger als vorher. Rosa schluchzte.

„Bruder, scheide doch nicht böse von hier. Du warst doch sonst immer verrückt in das Mädel, mehr als genug."

„Sollt' ich auch nicht? Sollt' ich nicht? Hat je ein Glöckner der Emilienkirche solche Tochter gehabt? Und schmälen soll ich, wo ich's doch nicht verstehe, was sie die höchste Form der Ehe nennen? — Meine süße kleine Tamina, alles, alles würde ich ihr vergeben."

„Ruf' sie mir, Rosa, ruf sie! Möchte sie doch noch einmal sehen und hören. Lauf, Rosa, lauf!"

Als die Alte fort war, brummte der Sterbende vor sich hin:

„Schlimm, schlimm, vom Brautbett zum Sterbelager!"

* * *

Sie saßen droben am Bette des Glöckners der Sanct Emilienkirche. Er rückte dem Sterbenden das Kopfkissen zurecht, sie streichelte ihm die Hände. Thränen rannen ihr über die Wangen. —

Die Sonne leuchtete am Horizonte empor. Morgennebel senkten sich auf die Stadt nieder. In den Sparren wirtschaftete das alte Gewürm, wie es war

seit Jahrzehnten, seit Jahrhunderten und auch so bleiben wird, bis eines Tages das morsche Balkenwerk zusammenbricht und unter seinen Trümmern vielleicht einen andern Glöckner vergräbt. —

Der Alte war verschieden. —

Tamina weinte am Halse Herdars. Auch seine Brust bebte.

„Das ist die schwerste Seite für so freie, starke Menschen und Bande, die Eltern" —

Tamina nickte

— „und die Kinder."

„Die Kinder?" Tamina richtete sich auf.

„Die Kinder? Nein, Herdar, mit den Kindern hat's nichts auf sich, die werden starke Naturen sein wie ihre Eltern und die Achtung, die die sich erworben haben, werden auch sie sich nicht wieder rauben lassen. Es ist gleich, ob sie deinen oder meinen Namen führen."

„Das ist das echte Weib," nickte er freundlich.

Dann nahmen sie von dem alten Glöckner Abschied.

VII.

In der Nacht also waren die jauchzenden Frühlingswinde, nachdem sie lange an den blechernen Hähnen auf den Giebeln getrommelt und auf allen Ritzen und Lücken im Holzwerk fröhliche Melodien gepfiffen hatten, durch die eingedrückten Fensterscheiben klirrend in das Archiv eingebrochen. Eine Zeitlang hatten sie sich damit belustigt, in den wohlgeordneten Akten herumzuwühlen und zu blättern, dann aber waren sie mit neuem Ungestüm und doppelter Kraft über einen besonders dicken und verstaubten Stoß hergestürzt.

Klirrend waren sie in die Archive eingefallen, jubelnd und frohlockend zogen sie wieder hinaus mit reicher Beute, mit hunderten und tausenden von vergilbten Blättern, mit denen sie lustig wirbelnd Fangball spielten. So kam es, daß man am andern Tag auf allen Storchnestern, in den Bäumen, auf Straßen, Plätzen und in den Gossen — Scheidungsklagen und Eheprozeßakten sammeln konnte, denn just diese Dokumente waren es, die den überlustigen Winden zur Beute gefallen waren.

Ein besonders behäbiges Bündel hatten die Ausgelassenen über den Marktplatz, zu dem Reiterstandbilde Johannes des Starken, des gewaltigen Gründers und Ahnherrn der herrschenden Dynastie getragen und ihm liebevoll in die Arme gedrückt.

Ein herrlicher Tag war der stürmischen Nacht gefolgt, die Sonne strahlte mild lächelnd auf die erschrockene Stadt nieder und die ehrbaren Bürger ergingen sich plaudernd auf den Straßen und über den Markt. Gab es doch so viel zu schwatzen über die Ereignisse der Nacht, war außerdem heute der Geburtstag des Fürsten und lockten endlich die überall verstreuten Dokumente mächtig.

Bald hatte sich die Nachricht verbreitet, welchen lustigen Streich der frische Frühlingswind dem Ratsarchive gespielt hatte, mancher war schon beklommen fortgeschlichen, fürchtend, daß eine alte Sache auf diese Art wieder im Geiste der redefrohen Bürgerinnen emporsprossen möchte — ist aber zu bemerken, das die, die diese Publikation am meisten anging, aus naheliegenden Gründen am spätesten davon erfuhren, wenn sie nicht selber spazieren gingen.

Zwei Nichtsahnende kamen von verschiedenen Seiten, aber mit gleich grimmer Miene auf dem Markte zusammen.

Serenissimus begrüßte so, alter Gewohnheit getreu, an diesem seinem Ehrentage seine Bürger. Heute aber war Serenissimus sehr übelgelaunt. Er grüßte seine Lieben kaum und seinen Liebling, den Theaterintendanten übersah er vollkommen. Erst als der Kaplan der Sanct Emilienkirche — der die andere der beiden grimmigen Persönlichkeiten war — auftauchte, hellte sich die fürstliche Miene auf. Serenissimus winkte gnädig den Kaplan heran.

„Ehrwürden, ich habe von einer sehr traurigen Sache gehört. Die Hofschauspielerin Tamina soll sich erfrecht haben, unsern Professor der Psychologie ohne standesamtliche und kirchliche Trauung zu heiraten."

„Gehorsamster Diener, Serenissimus, — so wenig es zu glauben ist, es soll so sein."

„Wir werden gut tun, diese Sache streng zu geißeln."

„Gehorsamster Diener, Serenissimus. — So es genehm ist, entspricht es ganz meiner Intention, in einer kräftigen Predigt solche Persönlichkeiten und Erscheinungen zu geißeln."

„Ja, Ehrwürden! Ich will persönlich eine neue Lex, ein Gesetz ausarbeiten, das solche Vorkommnisse für die Zukunft unmöglich macht."

„Serenissimus waren stets ein gütiger Schirmherr christlicher Tugenden und eine starke Burg der bürgerlichen Sittlichkeit."

„Ich rühme mich dessen."

In diesem Augenblicke tauchte am Ende des Marktes ein ernstes Paar auf. Wo sie hinkamen, traten die Bürger ehrfurchtsvoll zur Seite und zogen den Hut. Unbefangen und freundlich nahmen die beiden die Achtungsbezeugungen entgegen.

„Wie schamlos!" rief der Pater.

„Wie schamlos," sagte Serenissimus und wandte sich um, dem Standbilde Johann des Starken zu.

* * *

Der Theaterintendant lächelte fein, als Serenissimus seinen Gruß nicht merkte. Er trat an das Standbild, wo eine kleine Gruppe vereinigt war.

„Vorzüglich, Excellenz! sehen Excellenz einmal, was der Wind angerichtet hat. — Guten Morgen übrigens," rief der Professor der Rechtsphilosophie.

„Guten Morgen, meine Herren! Ei das sind ja Akten."

„Ja und recht köstliche! Hier klagt ein Lehrer, daß der Pater der Sanct Emilienkirche seiner Frau die Beichte — " die Herren tuschelten leise.

„Ach das wäre aber unangenehm, wenn das unter das Volk käme, das ist ja weiß Gott die verfluchte Klageakte gegen Sere — "

„Pst! nicht so laut!" —

„Das ist schamlos," sagte Serenissimus und wandte sich entrüstet mit dem Pfarrer dem Standbilde zu.

„Was ist denn das? Was liegen denn da für Aktenbündel auf dem Standbilde herum?"

Der Theaterintendant lächelte wieder.

„Der Orkan ist diese Nacht in die Archive eingebrochen und hat die Scheidungsklagen und Eheprozeßakten zum Fenster hinaus auf den Marktplatz getragen. Geruhen Serenissimus Einsicht zu nehmen?"

Der Professor der Rechtswissenschaft reichte seinerseits dem Pater ein Dokument.

Der Pater ward nicht rot, aber Serenissimus.

„Schön, daß ich sie gerade treffe, Excellenz" — sagte Serenissimus, das Dokument zusammenfaltend und einsteckend. „Da kann ich ihnen gleich mitteilen, daß ich

beschlossen habe, ihnen für ausgezeichnete Dienste den Orden Johann des Starken zu verleihen."

Serenissimus winkte gnädig und wandte sich wieder um.

Just kamen Herdar und Tamina vorüber. Beide grüßten.

Serenissimus dankte — sehr huldvoll.

„Was ich noch bemerken wollte," sagte Serenissimus zu dem Pater. „Natürlich wollen wir die Predigt nicht allzu scharf halten, wollen uns überhaupt nicht damit überstürzen."

„Gehorsamster Diener, Serenissimus waren stets ein edles Vorbild christlicher Milde und Sündenvergebung."

„Noch eins, Ehrwürden!"

„An Stelle der Sanct Emilien-Glocke kann meine Schloßglocke die Messe verkünden."

„Sehr gnädig, Serenissimus, sehr gnädig!"

„Sehen sie einmal, Herr Professor!" — der Theaterintendant wies zu dem Standbilde empor — „sehen sie einmal, wie liebenswürdig Johann der Starke die Ehescheidungsprozesse im Arme hält. — Ich glaube, weiß Gott, der Fürst lächelt. Das habe ich früher an dem Steine nicht gemerkt." —



Goethe-Studien.

b) Moral und Christentum.

(Schluß.)

In Schillers „Briefen über ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes", — in diesem Evangelium der von den Schranken sowol des Naturzwanges, wie der logischen Vernunftnotwendigkeit befreiten Menschlichkeit — lesen wir die ethische und religiöse Physiognomie Goethes. Man darf diese Briefe als die aus allseitiger persönlicher Beobachtung geschöpfte Goethe-Psychologie bezeichnen. „Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt." So schreibt Schiller an Goethe am 23. August 1794. Wodurch Goethe zur Harmonie seiner Geisteskräfte gelangt ist, das konnte Schiller am besten beobachten. Unter dem Eindruck dieser Beobachtungen entstehen die genannten Briefe. Wir dürfen sagen, daß Goethe zu dem „ganzen Menschen, der spielend die Vollkommenheit erreicht", Modell gesessen hat. Nun schreibt Schiller in dem Briefe, der die angeführten Worte enthält: „Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen, um so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären." Da von Goethe solches gilt, begreift man es, daß er die innigste Befriedigung seines Wesens empfand, als er vor den griechischen Kunstwerken, auf seiner italienischen Reise, sich sagen konnte, er fühle, daß die Griechen bei Produktion ihrer Kunstwerke nach denselben Gesetzen verfuhren, nach denen die Natur selbst verfährt und denen er auf der Spur ist. Und daß er in diesen Kunstwerken das findet, was er die „höhere Natur" in der Natur nannte. Er sagt sich diesen Geschöpfen menschlichen Geistes gegenüber: „Da ist Notwendigkeit, da ist Gott."

Naturdienst ist Goethes Gottesdienst. Er kann Gottes Spuren nirgends anders finden als da, wo Natur im Schaffen waltet. Er vermag daher auch über sein Verhältnis zum Christentum nicht anders zu sprechen, als indem er seine in der Naturanschauung aufgehende Denkweise scharf mitbetont. „Fragt man mich: ob es in meiner Natur sei, Christo anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: Durchaus! — Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. — Fragt man mich: ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben und weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken? so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit Euren Absurditäten vom Leibe."

Ueber Goethes Stellung zum Christentum ist schon alles mögliche gesagt worden. Von der Behauptung des Kirchenhistorikers Nippold, der von ihm meint, er habe entschieden die „christliche Gottesidee" gewahrt, bis zu derjenigen des Jesuitenpaters A. Baumgartner, der von Goethes „frech antichristlichem Geist" spricht, ist ein weiter Weg. Es wird kaum eine Station auf diesem Wege geben, auf der sich nicht irgend ein Betrachter von Goethes religiösen Anschauungen niedergelassen hat. Und Aussprüche Goethes, durch die sich die eine oder die andere Behauptung stützen läßt, werden den Herren immer zur Verfügung stehen. Aber man sollte, wenn man solche Aussprüche Goethes anzieht, immer das eine bedenken, was Goethe von sich gesagt hat. „Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt." Kann man sich, da Goethe solches selbst gesagt hat, noch wundern, wenn uns von der einen Seite gesagt wird: Goethe sei Bekenner eines persönlichen Gottes? Ein Goethe-Interpret braucht nur den folgenden Ausspruch Goethes zu citieren; und er hat Goethe den Gläubigen der Persönlichkeit Gottes konstruiert: „Nun gewann Blumenbach das Höchste und Letzte des Ausdrucks: er anthropomorphosierte das Wort

des Rätsels, und nannte das, wovon die Rede war, einen nisus formativus, einen Trieb, eine heftige Tätigkeit, wodurch die Bildung — der Lebewesen — bewirkt werden sollte. . . . Dieses Ungeheure personifiziert tritt uns als Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preisen wir auf alle Weise aufgefordert sind."

Gefielen mir Taschenspielerkunststücke des Geistes, so würde ich nacheinander die Beweise erbringen können, daß Goethe Polytheist, Theist, Atheist, Christ — und — was weiß ich — noch alles gewesen ist. Doch mir scheint: es kommt nicht darauf an, Goethe nach einem einzelnen Ausspruche zu interpretieren, sondern nach dem ganzen Geist seiner Weltanschauung. Mit diesem Geiste hat er sein ganzes Gefühlsleben durchdrungen; in diesem Geiste ist er verfahren, als er die Gesetze der Natur zu erforschen trachtete und auf diesem Gebiete zu wichtigen Entdeckungen gekommen ist; aus diesem Geiste heraus hat er sein ganzes Verhalten gegenüber der Kunst eingerichtet. In der Kunst hat er eine „Manifestation geheimer Naturgesetze" gesehen; und die Natur war ihm die Offenbarung des einzigen Gottes, den er suchte. In diesem Sinne ist ein Wort aufzufassen, wie dieses: „Ich glaube einen Gott; dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wann und wo er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden." Und bedeutsam ist auch dies: „Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen: wir schauen es nur in seinem Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben, und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen." Aber Goethe gehörte nicht zu denen, die in dem Wahren, dem Göttlichen das große, jenseitige Unbekannte sehen. Er nennt das Wesen der Dinge nicht deshalb unbegreiflich, weil die menschliche Erkenntnis nicht bis zu diesem Wesen hinanreicht, sondern weil es im Grunde absurd ist, von einem Wesen an sich zu sprechen. „Eigentlich unternehmen wir umsonst, das Wesen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen umfaßte wol allenfalls das Wesen jenes Dinges. Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Taten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten." Man spricht wol ganz in Goethes Sinn, wenn man hinzufügt: Vergebens bemühen wir uns, das Wesen Gottes zu schildern; man stelle dagegen die Erscheinungen der Natur und ihre Gesetze zusammen, und ein Bild Gottes wird uns entgegentreten.

Von diesen Gesichtspunkten aus habe ich in meinem Buche „Goethes Weltanschauung" (Berlin, Verlag von Emil Felber 1897) dessen Vorstellungsart geschildert. Ich habe die Ausgangspunkte, die eine solche Betrachtung zu nehmen hat, mit den Worten bezeichnet: „Will man Goethes Weltanschauung verstehen, so darf man sich nicht damit begnügen, was er selbst in einzelnen Aussprüchen über sie sagt. In krystallklaren Sätzen den Kern seines Wesens auszusprechen, lag nicht in seiner Natur. . . Er ist immer ängstlich, wenn es sich darum handelt, zwischen zwei Ansichten zu entscheiden. Er will sich seine Unbefangenheit nicht dadurch rauben, daß er seinen Gedanken eine scharfe Richtung gibt. . . Wenn man dennoch die Einheit seiner Anschauungen überschauen will, so muß man weniger seine Worte hören als auf seine Lebensführung sehen. Man muß sein Verhältnis zu den Dingen belauschen, wenn er ihrem Wesen nachforscht und dabei das ergänzen, was er selbst nicht sagt. Man muß auf das Innerste seiner Persönlichkeit eingehen, das sich zum größten Teile hinter seinen Aeußerungen verbirgt. Was er sagt, mag sich oft widersprechen; was er lebt, gehört immer einem widerspruchlosen Ganzen an."

Wenn man sich in Goethes Persönlichkeit vertieft, dann kann man erst seine Aussprüche in dem rechten Sinne bewerten. Am notwendigsten wird solches, wenn von seinem Verhältnis zum Christentum die Rede ist. Da, wo ihm das Christentum mit allen seinen Schattenseiten entgegentritt, wie z. B. in der Person Lavaters, da spricht er sich unverhohlen aus. Er schreibt an diesen (1781): „Du nennst das Evangelium die göttliche Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, und ein Weib ohne Mann gebiert und ein Toter aufersteht; vielmehr halte ich dies für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarungen in der Natur. In diesem meinen Glauben ist es mir eben so heftig Ernst, wie dir in dem deinen." Und wenn er sich für das Christentum ausspricht, dann deutet er dieses in seinem Sinne um. Nichts ist für diese seine Art, umzudeuten, bezeichnender, als der Satz, in dem er den als Atheisten verschrienen Spinoza zum Christen macht. „Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott. Und wenn andere ihn deshalb Atheum schelten, so möchte ich ihn Theissimum und Christianissimum nennen und preisen." Man darf dabei nur nicht vergessen, daß er sich selbst „wol keinen Widerchristen oder Unchristen, aber einen entschiedenen Nichtchristen" nennt.

Und wenn er sich vor sich selbst in entschiedener Weise die volle Wahrheit vergegenwärtigen will, dann tut er es mit solchen Dipichen, wie sie sich in dem Tagebuch von der schlesischen Reise (1790) finden, die es sind, welche den Jesuitenpater Baumgartner solches Entsetzen vor dem „frechen antichristlichen Geist" einjagten:

„Zum Erdulden ist's gut, ein Christ zu sein, nicht zu wanken:
Und so machte sich auch diese Lehre zuerst."

„Was vom Christentum gilt, gilt von den Stoikern;
Freien Menschen geziemt es nicht, Christ oder Stoiker sein."

Eine scharfe Illustration erhalten diese Verse, wenn man sie zusammenstellt mit den religiösen Empfindungen, die Goethe in sich selbst fand. „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?" Oder:

„Im Innern ist ein Universum auch,
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergiebt,
Ihn fürchtet und womöglich liebt."

Rudolf Steiner.



Moderne Prosa.

Von **Hans Benzmann.**

Es ist eine auffällige, aber ganz natürliche Erscheinung, daß die moderne deutsche Litteratur den Roman großen Stiles bisher stark vernachlässigt hat. Ich meine den Roman, der — wie etwa die Arbeiten Gutzkows, Freytags, Spielhagens — sich in eingehender Weise mit dem Totalschicksal seines resp. seiner „Helden", mit den Gesellschaftstypen und mit den gesamten kulturellen und sozialen Verhältnissen einer Epoche beschäftigt. Diese Erscheinung findet zur Hauptsache ihre Erklärung in der Art der letzten litterarischen Revolution und in dem Umstande, daß wir uns eigentlich noch immer in dieser litterarischen Revolution befinden. Wenn die Form, wenn das ästhetische Empfinden so wenig gefestigt und gebunden ist, dann ist es natürlich, daß formelle Probleme auch den Starkbegabten am meisten anziehen und beschäftigen, und daß die „Innerlichen" die Fülle ihrer Einfälle, Ideen, Beobachtungen und Urteile uns gleichsam in kleinen Portionen, gewissermaßen in vielen kleinen, interessanten, kunstvoll gearbeiteten Krügen und nicht gesammelt in einem grandiosen Marmorbecken, in einem architektonischen Wunderbau darbieten. Ferner suchen die modernen Künstler dem Schnellschritt unserer Zeit nachzukommen. Sie berücksichtigen den sich heute schnell vollziehenden Wechsel der kulturellen Erscheinungen und Ideen. Schneller wie sonst spielt sich heute ein Schicksal ab. Menschen, die heute viel bedeuteten, hat morgen eine Welle des Lebens für immer verschlungen. Die tragischen Momente, nicht die tragischen Schicksale, die Höhepunkte, nicht die Ebenen des Lebens interessieren uns heute. — Die Künstler suchen ferner nur Interessantes, gleichsam intensive Poesie, dem Publikum zu bieten, dem der Kampf des Lebens so wenig Zeit zum breiten behaglichen Genusse des Lebens und seiner schönsten Güter übrig läßt. Unsere Poesie wird wie ihre Zeit vorläufig ihr fröhlich wechselndes Wesen beibehalten. — Nur eine phänomale Erscheinung — ich betrachte immer nur den Roman und die moderne Prosalitteratur — enttauchte dem Chaos der modernen Litteraturströmungen, allerdings eine internationale Größe: Emile Zola! In erschöpfender Weise stellte er den Kampf um das Dasein dar, in monumentalen Werken verkündete er die Heilsbotschaft Darwins, einen der größten Gedanken des Jahrhunderts. . . .

Bei uns in Deutschland blüht wie überall der kleine Schilderungsroman, die Stimmungs-, die psychologische und symbolistische Novelle, das städtische und ländliche Genrebild, die lyrische Prosaträumerei, die Skizze, das Erlebnis. Auf allen diesen Gebieten hat die moderne Litteratur Meisterstücke geschaffen. Ja, wir haben geradezu eine Blüte des individuellen poetischen Stiles in der modernen Prosadichtung. So überraschte mich J. J. David mit einem vollendeten romantischen Stil in seinem neuen Novellenbuche „Frühschein" (Verlag von Georg Heinrich Meier, Leipzig). Einen besonderen poetischen Genuß empfand ich immer bei der Lektüre von Jacobsens „Frau Marie Grubbe" und von Storms Chroniknovellen. Künstler hatten hier einen eigenartigen archaisierenden Stil sich geschaffen und durch dieses suggestiv wirkende Kunstmittel eine wahrhaft romantische Stimmung in ihren historischen Novellen erzeugt. Alles erschien lebendiger, plastischer, alles war in Duft, Farbe und Stimmung getaucht. Vielleicht hat David diese Vorbilder gehabt. Seine Novellen versetzen uns in die Zeit kurz nach dem dreißigjährigen Kriege. Ihr Schauplatz ist Böhmen. Diese Novellen sind voll intensiver Poesie!

(Schluß folgt.)



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Julius Lohmeyer: Zur See, mein Volk! Die besten Seeflottenlieder und Meerespoesien. Für Haus und Schule, vaterländische Vereine und Feste gesammelt. Leipzig 1900.

Heinrich Kühnlein: Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller. Eine dramaturgische Kritik. Mit einem Bilde Otto Ludwigs. Leipzig.

Irma Krauschner: Gedichte. Mit dem Bild der Verfasserin. Dresden und Leipzig.

Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert: Das Tierleben der Erde. 4 u 5. Lieferung. Berlin. Martin Oldenbourg.

Rudolf Herzog: Komödien des Lebens. Dresden u Leipzig.

Max Kretscher: Ein verschlossener Mensch. Roman. 2. Auflage. Dresden und Leipzig.

Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der neugriechischen Sprache. Verlag von E. Haberland in Leipzig. Kursus II. Brief 15–26.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.




Das Magazin für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. | Berlin, den 1. September 1900. | Nr. 35.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Ahasver.*)

Einer meiner Studienkollegen, ein energisch arbeitender, zielbewußter jüdischer Student, sagte mir — es war vor etwa zwanzig Jahren in Wien —, als wir auf den Antisemitismus zu sprechen kamen: „Es ist noch nicht lange her, da hätte ich es fast als selbstverständlich betrachtet, wenn wir liberalen Juden auch äußerlich, durch Anschluß an eine christliche Konfession, unsere Zugehörigkeit zu den Völkern, unter denen wir leben und mit denen wir uns Eines fühlen, zum Ausdruck brächten. Heute aber, im Angesicht des Antisemitismus, würde ich mir lieber zwei Finger meiner Hände abschneiden lassen, als einen dergleichen Schritt unternehmen." Für mich hat es nie eine Judenfrage gegeben. Mein Entwickelungsgang war auch ein solcher, daß damals, als ein Teil der nationalen Studentenschaft Oesterreichs antisemitisch wurde, mir das als eine Verhöhnung aller Bildungserrungenschaften der neuen Zeit erschien. Ich habe den Menschen nie nach etwas anderem beurteilen können, als nach den individuellen, persönlichen Charaktereigenschaften, die ich an ihm kennen lerne. Ob einer Jude war oder nicht: das war mir immer ganz gleichgültig. Ich darf wol sagen: diese Stimmung ist mir auch bis jetzt geblieben. Und ich habe im Antisemitismus nie etwas anderes sehen können, als eine Anschauung, die bei ihren Trägern auf Inferiorität des Geistes, auf mangelhaftes ethisches Urteilsvermögen und auf Abgeschmacktheit deutet.

Der Kulturhistoriker der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts — ob auch der ersten des zwanzigsten!? — wird zu untersuchen haben, wie es möglich war, daß im Zeitalter des naturwissenschaftlichen Denkens eine Strömung entstehen konnte, die jeder gesunden Vorstellungsart ins Gesicht schlägt. Wir, die wir mitten in den Kämpfen leben und gelebt haben: wir können nur mit Schaudern Revue halten über eine Anzahl von Erfahrungen, die uns der Antisemitismus bereitet hat.

Ich habe ihn oft kennen gelernt den Typus des modernen Juden mit der Stimmung, die sich in den Worten meines oben erwähnten Studienkollegen ausdrückt. Robert Jaffé hat nun in Emil Zlotnicki, dem Helden seines Romanes „Ahasver", diesen Typus geschildert. Er hat ihn geschildert mit all der Wärme und Eindringlichkeit, die aus den bittersten Lebenserfahrungen, aus trüben Enttäuschungen hervorquillen. Man empfindet auf jeder Seite des Romans die tiefe innere Wahrheit der Charakterzeichnung und der Schilderung der typischen Tatsachen. Ein Stück Zeitgeschichte entrollt sich vor unserer Seele, dargestellt von Einem, der beim Ablaufen dieser Geschichte mit seiner ganzen Seele dabei war. Das macht, daß eine individuell empfundene Psychologie dem Roman eine im höchsten Grade interessante Färbung gibt.

Ein Roman aus dem sozialen Leben der Gegenwart ist daher „Ahasver". Gesellschaftliche Strömungen werden in satten Farben geschildert, Strömungen, die tief eingreifen in das Leben des Einzelnen. Das Schicksal eines interessanten Individuums erscheint in charakteristischer Weise auf dem Hintergrunde der Zeitkultur. In der Zeichnung des Einzellebens, das seine Lust und seinen Schmerz von den großen Menschheitsgegensätzen wie eine angeborene Gabe empfängt, liegt die Kunst Jaffés. In diesem Sinne ist er Psychologe. Er ist es in

*) Ahasver. Von Robert Jaffé. Berlin 1900. Verlag Siegfried Cronbach.

dem guten Sinne, daß er Vollmenschen der Gegenwart schildert, die aber zugleich etwas Typisches in ihrem Dasein enthalten.

Der wird den Roman unbedingt mit dem allergrößten Interesse verfolgen müssen, der sich einmal vertiefen will in seine Verästelungen des Seelenlebens, wie es als Ergebnis vielfach unerfreulicher, beklagenswerter, aber darum um so beachtenswerterer Züge der Zeitkultur erscheint.

Vielleicht kann dem Antisemitismus keine herbere, aber wegen der sinnig künstlerischen Beweisführung überzeugendere Verurteilung zu teil werden, als es hier geschieht.

Dem künstlerischen Empfinden, der individuell erlebten, innerlich so wahren Psychologie steht allerdings bei Jaffé noch nicht ein bedeutendes künstlerisches Vermögen zur Seite. Charaktere und Situationen sind unplastisch; und die Komposition der Romans läßt viel zu wünschen übrig. Ich glaube, daß es leichtfertig wäre, aus diesem Buche auf die künstlerische Zukunft des Verfassers Schlüsse zu ziehen. Im höchsten Sinne sympathisch muß das große Wollen berühren. Den Anfänger verrät die Arbeit allerdings auch auf jeder Seite. Die Leute treten auf und treten ab, die Situationen kommen und gehen, ohne große Wahrscheinlichkeit, ohne tiefere Motivierung. Freunde, die sich lange nicht gesehen haben, treffen sich, weil sie der Autor zusammenführen muß, um das Aufeinanderplatzen der sozialen Gegensätze zu zeigen. Dann aber reden sie sofort, ohne sich irgend etwas Individuelles mitzuteilen, von sozialpolitischen, lebensphilosophischen Theorien.

Man mißverstehe mich nicht. Ich bin der letzte, der solche Gespräche aus der Litteratur verbannen will. Ich habe sogar den Glauben, daß der ernste Mensch Gefallen haben muß an Kunstwerken, die Menschen schildern, deren Interessen über den Kreis auch des besseren Alltäglichen hinausgehen. Wir teilen uns, wenn wir nicht gerade Bierphilister oder Mitglieder von Kaffeekränzchen sind, doch auch im Leben unsere Ansichten mit. Warum soll das also nicht im Kunstwerke geschehen? Aber so unvermittelt, wie das von Jaffé geschieht, kommt es doch wol im Leben nicht vor. Es dauert z. B. bei mir, der ich mich gerade nicht zu den untheoretischen Menschen zähle, mindestens eine Viertelstunde, bis ich an einen Freund, den ich lange nicht gesehen habe, die Frage stelle, wie sich sein lebensphilosophisches oder sozialpolitisches Glaubensbekenntnis geändert hat.

Wenn aber Robert Jaffé zu Schilderungen kommt, die psychologische Feinkunst, lyrische Empfindung verlangen, dann wird er im höchsten Grade anziehend. Dann verrät sich der Dichter in jeder Zeile.

Alles in allem: Wir haben im „Ahasver" einen psychologischen Zeitroman, den man trotz aller Schwächen, trotz der Anfängerschaft des Autors, nur mit dem höchsten Interesse lesen kann. Rudolf Steiner.



Albert Geiger, Georg Brandes und ich.

Von S. Lublinski.

Im Prinzip bin ich durchaus der Meinung, daß ein Autor auf Kritiken seines Buches nicht reagieren soll. Besonders nicht, wenn es gilt, sich gegen Tadel zu verteidigen. Zwar erscheint es nicht immer durchaus ausgemacht, daß der Tadel gerecht ist; und der Autor könnte über Plan, Anlage und Absichten seines Werkes immerhin noch authentischere Auskunft geben, als die meisten seiner Kritiker. Aber dem geschätzten Leser gegenüber sind solche Ausführungen fast immer nur ein Schlag ins Wasser. In Deutschland wenigstens kann man sich noch nicht daran gewöhnen, daß ein Werk der Ausfluß einer Weltanschauung ist, die wieder im ganz individuellen Gehirn- und Seelenleben des Autors wurzelt. Wenn man sich daher gegen Mißdeutungen zur Wehr setzt, so ist man nicht ein Mensch, der um das Beste seiner Seele kämpft, sondern ein ganz unausstehlicher Narr, der durchaus gelobt sein will — denkt das liebe Publikum.

Indes, was hilfts? Unvorhergesehene Zwischenfälle machen die schönsten Prinzipien zu Schanden. Zwar darauf kann ich mich nicht gut berufen, daß Albert Geiger mit seinem ungünstigen Urteil über mein Werk „Litteratur und Gesellschaft," welches er kürzlich in der Münchener Allgemeinen Zeitung zum Besten gab, bisher ziemlich allein steht. Das beweist noch nichts; und er könnte trotzdem vollkommen Recht haben. Außerdem: was nicht ist, kann werden. Die beiden Grundmißverständnisse Geigers kehrten auch in wolwollenden Besprechungen immer wieder, so daß es als ein wahres Wunder erscheint, wie ich bisher trotz alledem ziemlich gut wegkam. Nun aber wird die Sache ernst; und ich will ein- für allemal diese beiden Punkte abtun. Künftige Kritiker, die darauf zurückkommen sollten, haben dann kein Recht mehr, sich mit ihrer glücklichen Unwissenheit zu entschuldigen.

Also: ich soll den Spuren von Georg Brandes getreulich nachgegangen sein, ohne daß mir freilich, wie Geiger freundschaftlich hinzufügt, der große Blick des Dänen zu eigen wäre. Zum zweiten: mein Kritiker verlangt von mir eine Vollständigkeit der Namen und Daten, die man von einer Litteraturgeschichte im eigentlichen Sinn, allenfalls auch noch von einem Werk nach der Methode von Georg Brandes erwarten durfte, aber nicht von mir. Denn ich stellte mir eine gänzlich andere Aufgabe, die bisher nicht nur von Geiger, sondern auch von der Mehrzahl meiner sehr wolwollenden Beurteiler gründlich verkannt wurde.

Man gestatte mir folgende kurze und bündige, scheinbar sehr stolze Erklärung: mein Werk ist der **erste** Versuch einer **soziologischen** Litteraturgeschichte, die es bisher noch nie gegeben hat. Wer also als Kritiker meinem Werk gegenübertritt, der kann allenfalls die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, prinzipiell ablehnen. Wenn er es aber nicht tut, hat er die Pflicht, mich nicht mit fremden Maßstäben zu messen: am wenigsten mit dem Maßstab von Georg Brandes. Denn, um auch hier kein Blatt vor den Mund zu nehmen: dieser Däne, dieser Anempfinder ersten Ranges versagt total, wenn er aus dem litterarisch-politischen Salon heraustritt, um den Wurzeln und Ursachen der Dinge nachzuspüren.

Behauptungen ohne Beweise haben keinen Kurswert — und von Rechts wegen. Ich werde also erstlich nachweisen, daß gerade dasjenige, was Geiger an meinem Werk tadelt, durchaus im Wesen meiner Aufgabe begründet lag. Und dann, in aller Bescheidenheit, werde ich mir erlauben, die sehr eigenartige Soziologie des „großen Dänen" etwas näher zu beleuchten.

* * *

Geiger jammert darüber, daß ich so furchtbar weitschweifig wäre, und kann nicht begreifen, weshalb in meiner Litteraturgeschichte ein Langes und Breites von „Freiheit" und „Notwendigkeit" und „Wechselwirkung" die Rede wäre. Der arme Kerl hat sich gelangweilt; und ich kann es ihm nicht allzu sehr verdenken, da es sich in der That um einen sehr spröden Stoff handelt. Hauptsächlich wird diese Materie, auf die ich ja gelegentlich durch das ganze Werk zurückkomme, im ersten einleitenden Kapitel abgehandelt. Dort kam es mir darauf an, zwei Weltanschauungen darzustellen und in ihrer schroffen Gegensätzlichkeit allseitig zu kennzeichnen. Für die eine Partei waren die Begriffe „Freiheit" und „Notwendigkeit" vollkommene Gegensätze, die sich ausschlossen; und für die andere Partei waren sie etwas Gleichartiges, Identisches; fielen diese Begriffe zusammen. Ganz folgerichtig konnten die Anhänger der Nicht-Gleichartigkeit überall nur starre Gegensätze, absolut feindliche Berührungen herausfühlen, ein hartes und unvermeidliches: entweder-oder. Die Anhänger einer Identitätsphilosophie sahen aber nur relative Gegensätze. Was sich kurz vorher noch schroff gegenüberstand, konnte sich im nächsten Augenblick aus äußeren und inneren Gründen gründlich verwandeln und gründlich versöhnen. Diesen rastlosen Fluß der Geschehnisse und Umwandlungen bezeichnete ich mit dem philosophischen Fachausdruck „Wechselwirkung."

Wozu aber der Lärm, wozu dieses alles in einer Litteraturgeschichte? Gewiß nicht nur, um Albert Geiger zu langweilen. Es handelte sich um nichts mehr und weniger, als um eine Darstellung des geistigen Massenzustandes, um die soziologische Seelenstimmung im damaligen Deutschland auf der Scheidegrenze vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert. Es war eben jene eine Weltanschauung, welche noch mit starren Gegensätzen operierte, durchaus ein Rudiment des achtzehnten Jahrhunderts, dagegen die Identitätsphilosophie in ihren mannigfach wechselnden Formen eine Ahnung und Hoffnung, zum Teil auch schon Erfüllung des heraufziehenden neunzehnten Säkulums. Selbstverständlich hatten diese Massenstimmungen, die sich bald in der hellen Region des philosophischen Bewußtseins und bald in den dunklen Gründen des Gefühlslebens abspielten, den größten Einfluß auch auf die Entwickelung der deutschen Litteratur. Und da ich mir eben das soziologische Thema „Litteratur und Gesellschaft" zur Aufgabe gestellt hatte, so lag die Verpflichtung vor, diesen Einflüssen der Massenstimmung auf allen Gebieten des deutschen Geisteslebens sehr sorgfältig nachzugehen. Dafür aber gab es nur eine Darstellungsform: die Art, wie Zola durch abertausende von Kanälen den Einwirkungen des „Milieu" oder Gutzkow dem „Nebeneinander" aller geistigen und seelischen Faktoren eines Zeitalters nachzugehen trachtet. So wälzte ich denn im ersten Kapitel zunächst zwei Massen gegeneinander, das starre und fertige achtzehnte Jahrhundert, über welches nicht mehr viel zu sagen war, und das werdende neunzehnte, welches die Eierschale seiner Herkunft zwar schon durchbrochen, aber noch nicht völlig abgeworfen hatte. Das wird zunächst an den Koryphäen dargetan, an Goethe, Schiller, Kant und ihrem Kreis. Nicht darin lag die Aufgabe, die Individualität und das Eigenwerk dieser Großen darzustellen, welches einer ästhetischen Litteraturgeschichte die Hauptsache bleiben muß und wird, sondern vielmehr den Punkt nachzuweisen, wo sogar auch sie mit dem Mutterboden ihres Zeitalters, mit den ungeheuren und intensiven geistigen Massenbewegungen jener Tage eng zusammenhingen. Im zweiten Kapitel, welches Kotzebue und Konsorten darstellt, stieg ich zu dem gleichen Zweck in die Thäler herab, weil eben auch das Massenleben eine große Mannigfaltigkeit feinerer und gröberer Formen aufweist. Es mußte allseitig der Boden in seinem weitesten Umkreis festgelegt werden, aus dem das litterarische neunzehnte Jahrhundert, zunächst vor allem die Romantik, hervorging.

Noch einmal: in der Natur dieser Aufgabe lag es, sich der Form zu bedienen, wie sie in den Romanen Zolas oder Gutzkows zur Anwendung kommt. Eine sehr minutiöse und subtile Darstellung wimmelnder Einzelfaktoren muß zugleich die Tendenz in sich tragen, zu einem Freskogemälde herauszuwachsen, von welchem der Gesamteindruck einer mächtigen Massenstimmung ausströmt. Gewiß, diese Form hat ihre Gefahren; und bis auf weiteres steht es mir nicht zu, mich darüber zu äußern, ob ich diese Gefahren vermieden habe oder nicht. Aber Albert Geiger hat zu einer solchen Aeußerung noch viel weniger ein Recht, da er vollständig übersieht, daß jene Darstellung von geistigen Massenstimmungen zu Anfang des Jahrhunderts, des Gegensatzes in der Auffassung der Begriffe „Freiheit" und „Notwendigkeit," zu den integrierenden Bestandteilen meines Werkes gehört. Er erwartete eben eine ästhetische Litteraturgeschichte oder, im besten Fall, einen litterarisch-politischen Salon, wie bei Georg Brandes, und steht nun ratlos vor jenen Massenstimmungen, deren Daseinsrecht in meiner Darstellung er nicht zu begreifen vermag. Er hält es offenbar für Laune des Verfassers oder für unbeholfene Weitschweifigkeit eines Mannes, der nicht komponieren kann. Ich aber habe meinem Kritiker zu erwidern: erst stelle dein Auge auf Massenbewegungen ein; und dann reden wir weiter.

Dieses Grundmißverständnis kehrt natürlich allerwege wieder. Geiger tadelt, daß ich bei Darstellung der Romantik so ausführlich Fouqué und E. T. A. Hoffmann erwähnt habe, fast gar nicht aber Achim von Arnim und Clemens Brentano. Ich frage staunend: welche sozialpsychischen Wirkungen sind denn von Arnim und Brentano ausgegangen? Ich glaube, gar keine. Hoffmann dagegen und Fouqué fanden ein sehr breites Publikum, und der Massengeschmack ihres Zeitalters läßt sich am Beispiel dieser beiden Autoren umfassend veranschaulichen. Freilich, in einer ästhetischen Litteraturgeschichte oder auch in einem litterarischen Salon à la Brandes verdienten Arnim und Brentano eine mindestens ebenso große Beachtung als Hoffmann, und sicherlich eine viel größere als Fouqué. Wieder also beweist dieser Einwand Geigers, daß er den Zweck meines Werkes absolut nicht verstanden hat.

Aber es kommt noch schöner. Sehr ausführlich habe ich im zweiten Band den historischen Roman der zwanziger und dreißiger Jahre behandelt, wie er unter dem Einfluß Walter Scotts in Deutschland erblühte. Walter Scott — aha! Der war ja ein Ausländer — zweifellos. Also ein Ausländer, der auf die deutsche Litteratur Einfluß hatte, taucht hier zum erstenmal auf. Ein ganz neuer Ton wird angeschlagen; und sicherlich, es ist des Verfassers verdammte Pflicht und Schuldigkeit, ihn auch voll ausklingen zu lassen. Also wird er neben Scott auch Bulwer nennen, er wird — Teufel, auf einmal ist ja vom Ausland gar keine Rede mehr.

Dieser verzweifelte Autor läßt dieses Motiv, das er gedankenlos aufgriff, ebenso gedankenlos wieder fallen. Unerhört, welch eine erbärmliche Komposition!

So ungefähr argumentiert mein verehrter Kritiker; und ich kann darauf wirklich nur erwidern: Albert, das ist albern. Es war mir absolut nicht eingefallen, den Einfluß des Auslandes darstellen zu wollen. Es galt vielmehr, eine geistige Massenbewegung jener Tage vorzuführen, die ganz und gar aus deutschen Elementen herausgewachsen war: den Historizismus. Diese Strömung hatte sich aus der Romantik entwickelt und nach und nach ganz Deutschland überzogen. Ihr adäquatester Ausdruck in ästhetischer Beziehung war der historische Roman. Eben weil in Deutschland selbst der Weltanschauungsboden so gut vorbereitet war, darum drang Walter Scott sofort durch. Von diesem Standpunkt aus erscheint seine Eigenschaft als Ausländer ganz und gar nur als Zufall der Geburt. Ein deutscher Großmeister dieser Erzählungsform wäre aus gleichen Gründen ebenso glänzend durchgedrungen. Die Hauptsache war eben diese geistige Massenstimmung, die den historischen Roman geradezu hervortrieb oder ihm mindestens die größte Empfänglichkeit entgegenbrachte. Wenn Albert Geiger sich um alle diese Dinge gar nicht kümmert, sondern sich lediglich an Walter Scotts Eigenschaft als Ausländer klammert, so beweist das wol zur Genüge, wie äußerlich seine ganze Beurteilungsweise ist.

Bei dieser Gelegenheit kann ich ihm auch kurz erklären, warum ich, im Gegensatz zum historischen Roman, die schwäbische Dichterschule nur obenhin erwähnte. Von dieser Schule gingen wol ästhetische Wirkungen von großer Dauer aus, nicht aber sozialpsychische. Aus der Perspektive der Massenbewegungen erscheint die Schule nur als ein Spezialfall des Historizismus, der wieder sein eigentlichstes Massenprodukt im historischen Roman hervortrieb. Immer also das alte Mißverständnis des Herrn Albert Geiger: er ahnt schlechterdings nicht, daß er einer soziologischen Litteraturgeschichte gegenübersteht.

Zum Schluß berühre ich noch einen Vorwurf meines Gegners, der scheinbar mit jenem Mißverständnis nicht zusammenhängt. Er gesteht mir ein ziemlich gutes soziales und politisches Urteil zu, aber kein litterarisches. Beweis: meine Darstellung der Persönlichkeit Heinrichs von Kleist. Da soll ich geradezu seicht sein. Freilich erspart sich mein Kritiker jede nähere Begründung; und ich könnte über diese Behauptung ruhig zur Tagesordnung übergehen. Aber ich weiß sehr wol, wodurch er sich zu diesem Urteil bestimmen ließ. Meine Absicht, als ich das Kleist-Kapitel konzipierte, war die: Veranschaulichung der Wechselwirkung zwischen der geistigen Masse auf der einen und einer großen geistigen Einzelpersönlichkeit auf der anderen Seite. Es ist ganz klar, daß ein solcher Versuch zum Wesen meines Werkes gehörte, ebenso klar aber, daß alsdann nicht der ganze Kleist zur Darstellung gelangen konnte, sondern nur eine Seite seines Wesens, die sich der Masse zukehrte. Da kann denn einer, der den Grundzweck meines Werkes trotz aller Gehirnanstrengung einfach nicht versteht, gar sehr leicht über Mangel an Tiefe in Jeremiaden ausbrechen, weil ich die individuellsten und darum tiefsten Seiten der Dichterpersönlichkeit mit Plan in den Hintergrund treten ließ. Trotzdem, trotz dieser selbstverständlichen Einschränkung, halte ich meine Auffassung der Persönlichkeit Kleists vollkommen aufrecht: diese dämonische Geradlinigkeit, geradlinig auch in ihrem faustischen Erkenntnistrieb, die in eine ungeheuer kompliziert Kulturwelt hineingeboren wird, dadurch zur Gefühlsverwirrung gelangt und unter titanischen Seelenkämpfen schließlich in Romantik umschlägt. Albert Geiger widerlege mich, wenn er kann.

Im Gegensatz zu diesem Vorwurf gesteht mir Geiger dagegen zu, daß ich der Persönlichkeit Heines gerecht geworden wäre. Heine war ja auch in Politik verstrickt, von der ich, immer nach Geiger, etwas verstehe, so daß ich ihm gerecht wurde. Es ist fatal: aber dieses Lob muß ich ablehnen. Meine ganze Darstellung beruhte gerade auf dem Nachweis, daß Heine seinem innersten Wesen nach kein Politiker war, sondern allerwege nur Romantiker. Man sieht, Geiger ist ebenso einsichtsvoll, wenn er lobt, als wenn er tadelt. — difficile est, satyram non scribere.

Uebrigens rezensierte er nur die beiden ersten Bände meines Werkes und sprach seine Entrüstung darüber aus, daß ich Börne nur kurz, das junge Deutschland und Paul Heyse gar nicht erwähnt hätte. Und dieses alles, obwol doch damals, als seine Rezension erschien, die beiden Schlußbände meines Werkes längst herausgekommen waren. Das ist so ein Pröbchen von der Gewissenhaftigkeit meines Kritikers; und man kann denken, wie grotesk es wirkt, wenn er mir zum Schluß eine Vorlesung über Ethik hält.

Doch genug von Geiger, und nun zu Georg Brandes!

* * *

Ich behaupte, Georg Brandes hat von Grundströmungen keine Ahnung. Was er kennt, ist das gerade Gegenteil davon, die Oberströmung. Was sich in geistigen Massen zusammenballt und staut und wieder löst, davon hält er in kluger Selbsterkenntnis seine Finger fern. Wol aber weiß er mit Feingefühl und, wenn man will, mit Meisterschaft, die Schlagworte aufzufangen, die sich aus den Höhen und Tiefen des Lebens in den litterarischen Salon hinüberverlieren. Das kann er ausgezeichnet — mehr aber nicht. Namentlich auch den Aesthetiker Brandes kann ich nicht sonderlich hoch einschätzen. Einfühlen kann er sich schlechterdings in alles, als ein echter und hochgebildeter Salonmensch . . Sobald er aber urteilen soll, eine Stufenleiter von kritischen Werten festlegen, dann giebt er, wie ich aus seinen Werken leicht nachweisen könnte, jedesmal nur die jeweilige Salonstimmung und hat zugleich mit ihr erstaunlich oft sein Urteil gewechselt.

Er ist ganz und gar von dieser Stimmung abhängig und, als eine im Grunde dilettantische Natur, beweglich genug, sich jedem Wechsel und geistigem Fieber des Salons geschmeidig einzufügen. Er ist Rahel, ins Männliche übersetzt. Das aber ist verzweifelt wenig und namentlich, wenn er sich an soziologische Probleme einer tieferen Massenpsychologie heranwagt, ergiebt sich ein wahrhaft klägliches Resultat.

Ich greife aus seinem Hauptwerk die beiden Bände heraus, welche die deutsche Litteratur hauptsächlich angehen. Die deutsche Romantik und das junge Deutschland hat Brandes mit großer Ausführlichkeit behandelt und manche geistvolle Bemerkung darüber zu Tage gefördert. Weitaus am besten ist es ihm mit der Romantik gelungen. Diese war, ihrem ursprünglichen Wesen nach, durchaus auf den litterarischen Salon angelegt, der ihr sogar so halb und halb als Endziel

vorschwebte. Georg Brandes trat also dieser Erscheinung als kongeniale, zugleich aber als eine sehr überlegene Persönlichkeit gegenüber. Denn er stammte aus einer Epoche, die jene romantische Ueberschätzung der Mystik und Unterschätzung der Vernunft mit Hilfe einer kritischen Forschung und zum Teil der Naturwissenschaft längst überwunden hatte. Kongenial also und doch ein überlegener Kritiker.

Man darf sich nicht wundern, daß ein sehr lebendiges und farbenfrohes, hinreißend komponiertes Buch zu Stande kam, in welchem gelegentlich auch etwas Tieferes aufblitzte, wie jene bedeutsame Abhandlung über das romantische Gemüt. Freilich ist bei ihm die Romantik wie aus der Pistole herausgeschossen. Ich habe, im Gegensatz zu Brandes, zunächst den Massenboden geschildert, den Zwiespalt des gesamtdeutschen Geisteslebens an der Scheidegrenze zweier Jahrhunderte. Ich ging dieser Massenstimmung möglichst in all ihren Verzweigungen nach, von der Höhe zur Tiefe und umgekehrt, von Kant und Goethe zu Kotzebue, von Schiller zur Schicksalsdramatik. Aus diesem Boden erwuchs dann bei mir in weiterem organischen Fortgang zunächst die Romantik. Brandes aber macht es ganz anders. Er erzählt prächtige und fein pointierte Anekdoten aus dem Weimarer Kreis, zitiert Briefstellen von Charlotte von Kalb, entwirft die Porträts von Karoline und Dorothea und weiß jenen eigentümlichen Dunstkreis, das seltsame Gemisch von Zigeunertum und vornehmen Salon, das von den romantischen Litteraten ausströmte, vorzüglich festzuhalten und uns zuzusuggerieren. Er analysiert die Werke der einzelnen Romantiker und stellt fest: diese Gedanken, diese Gefühlsreihen haben sie gemeinsam. Allenfalls geht er auch noch einen kleinen Schritt weiter, indem er etwa auch bei Goethe ähnliche Gedanken und Gefühlsreihen im Keime nachweist. Damit aber Schluß. Weiter geht er nicht: er legt den Zeit- und Massenboden nicht bloß, aus welchem Goethe und die Romantik, das ganze litterarische neunzehnte Jahrhundert in Deutschland herauswuchs. Das mag man nun weise Selbstbeschränkung nennen. Gut. Aber die Darstellung einer **Grundströmung** ist das nicht. In Wahrheit schwebt die Romantik bei Brandes in der Luft und hat etwas boden- und heimatloses. Es ist keine organische, sondern im besten Fall eine sehr geistreiche Litteratenkunst, die Brandes uns bietet.

Und das rächt sich. Sogar in diesem verhältnismäßig besten Werk tritt das Grundgebrechen an mehr als einer Stelle nackt heraus. In seiner Darstellung stehen freigeistige Tendenzen der Romantik dicht neben reaktionären, und manchmal mutet es wie ein Sprung und plötzlicher Umschwung an, wenn wir die gleiche Gesellschaft, die sich ein paar Kapitel vorher in glänzender Libertinage herumtollte, ganz unerwartet in der Haltung von Frömmlern und Reaktionären wiederfinden. Er weiß uns eben fast niemals den inneren Faden dieser Entwickelung bloszulegen, die in tieferen soziologischen Ursachen wurzelte und nicht blos in der Laune geistreicher Litteraten. Und weil er über den Salon nicht hinausblickt, so weiß Brandes auch zwischen Romantik und Historizismus absolut nicht zu unterscheiden.

Beides ist ihm, dem temperamentvollen Salonliberalen, einfach Reaktion — und damit gut. Der schlimmste Geniestreich, den er sich leistet, ist der: auch die deutschen Burschenschaften wirft er frisch und fröhlich unter die Romantiker. Gewiß, ein Zusammenhang besteht, aber von ganz anderer und tieferer Art, als Brandes meint. Und die Unterschiede, die doch auch zwischen den beiden Bewegungen heraustreten, sind trotz alledem von einer erstaunlichen Schärfe und Tiefe. Ich habe gefühlt, daß hier ein Problem vorlag, Brandes nicht. Am Schluß seines Buches taucht plötzlich Karl Sand auf, der Kotzebue ermordet. Sand nun gehört für Brandes zur reaktionären Romantik, während Kotzebue als ein freigeistiger und vorurteilsloser Staatsrat erscheint. In Wahrheit lebte in Sand doch auch eine ganz respektable Masse des starrsten rationalistischen Fanatismus der Aufklärungszeit, während Kotzebues Freigeisterei trotz ihrer Hinneigung zu einem sentimentalen Philisterium gar mancherlei Berührungen mit der älteren Salonromantik aufwies. Das Mißverständnis mit Kotzebue mag man dem „großen Dänen" schon verzeihen. Daß er aber als ein echter Salonliberaler eine elementarische und in ihrer Art tiefe und großartige Massenbewegung, wie die deutschen Burschenschaften, so ganz nur an der Oberfläche begriff: das verzeih ihm, wer kann!

Solche Fehlgriffe widerfuhren ihm bei einem so kongenialen und entgegenkommenden Stoff, der sich unter seiner formenden Hand gleichsam freiwillig schmiegte und dehnte. Man kann sich denken, wie schlimm es wurde, als es einen viel spröderen Thon zu verarbeiten galt; als sich Georg Brandes am „jungen Deutschland" vergriff. Wohl hat er nirgends so „glänzend", so blendend, so hinreißend geschrieben — nirgends aber scheiterte er so gänzlich. Wer diese Bewegung auch nur ein bißchen kennt, auch nur ganz obenhin sich bemüht hat, ihre treibenden Motive zu erkennen und bloszulegen, der wird sofort herausfühlen, daß mit dem Buch von Brandes rein gar nichts anzufangen ist. Dieser bequeme Litterarhistoriker stellt aus Berichten Gutzkows, Börnes und anderer Autoren Notizen zusammen, in welchen zu lesen steht, wie ein jeglicher von ihnen durch die Julirevolution elektrisiert wurde. Eine sehr geschickte Methode ohne Zweifel. Aus den stürmischen Freudenrufen, die Georg Brandes zu einem Konzert vereinigt, tönt zugleich die glühende Sehnsucht nach Freiheit heraus und ein flammenheißer Haß gegen den bestehenden Zustand. Wieso aber? Aus welchen inneren Gründen entwickelten sich dieser Haß und diese Sehnsucht? Darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Oder richtiger, der waschechte Liberale findet ohne Skrupel und Schwierigkeit sofort die nächstliegende Antwort: in Deutschland herrschte eben eine ganz verdammte Reaktion, und Börne, Gutzkow und die anderen waren Männer der Freiheit. Das genügt, und das gesinnungstüchtige liberale Leserpublikum erfreut sich nun mit klopfendem Herzen an den freiheitlichen Explosionen, die Brandes so kunstgerecht zu gruppieren und so brillant zu steigern versteht. O ja, es ist Kunst und Schwung darin, ein prasselndes, bengalisches Feuerwerk in tiefer Nacht. Denn die Hauptsache bleibt vollständig in Dunkel gehüllt: wir erfahren absolut nicht, wie die Zustände eigentlich beschaffen waren, gegen welche die Jungdeutschen so leidenschaftlich rebellierten. Denn diese Bewegung entstand ja doch wol nicht nur, wie man nach Brandes schier glauben könnte, als eine Reaktion gegen die Polizeiwirtschaft Metternichs. Es rang sich in ihr doch wol eine neue Weltanschauung empor, die sich mit den vorhandenen Geistes- und nicht nur Polizeimächten auseinanderzusetzen hatte, wobei

sich ein Spiel und Gegenspiel mannigfaltiger und überraschender Wirkungen ergab. Das ist das eigentliche Thema des jungen Deutschland, dessen große Bedeutung viel weniger auf seinen Hervorbringungen künstlerischer Art beruht, als auf den Schiebungen und atmosphärischen Veränderungen, die es in stärkerem Maße, als irgend eine Bewegung vor ihm, im geistigen Massenleben der Nation hervorbrachte. Was erfahren wir darüber bei Georg Brandes? Die Antwort lautet kurz und bündig: nichts, gar nichts. So wird zum Exempel der Ansturm des jungen Deutschland gegen das Hegeltum und die heimliche Rückwirkung eben dieses Hegeltums auf die junge Schule bei Brandes mit keiner Silbe erwähnt. Und doch ist gerade ohne dieses Element die ganze Bewegung einfach nicht zu verstehen: nicht die Prosa, nicht die psychologische Skizze, nicht der Zeitroman, die Geschichtsphilosophie, überhaupt nicht das eigentliche Wesen dieser ganzen Litteratur. Hier darf ich von mir sagen, daß ich ein Bahnbrecher geworden bin und endgiltig die Stellung des Hegeltums zum jungen Deutschland fixiert habe. Aber auch mancher meiner Vorgänger kam darin viel weiter, als Georg Brandes. Dieser freilich beschäftigt sich auch mit Hegel, aber auf eine sehr merkwürdige Art. Wir sehen Hegel auf dem Katheder stehen, hören seinen stockenden und seltsamen Vortrag, der dennoch, wie Brandes versichert, einen großen Reiz ausübte, und blicken in sein Gesicht, das zwar nicht von Ausschweifungen, aber von ungeheurer Gedankenarbeit zerwühlt erscheint. Wohl, das ist ein prächtiges und farbiges Bild. Was aber nun dieser Hegel mit dem jungen Deutschland zu schaffen hat, das wissen die Götter. Bei einigem Nachgrübeln kommt man aber schließlich auf den erleuchtenden Gedanken: er war eben ein alter Herr, ein Reaktionär, und gegen den empörte sich die freiheitliche Jugend. Da schaut ihn Euch an, den alten Reaktionär auf dem Katheder. Ich verspreche jedem alles Mögliche und Unmögliche, wenn er mir einen unbefangenen und in der Hegelschen Philosophie nicht bewanderten Leser auftreibt, der aus dieser Darstellung bei Brandes einen anderen Begriff von Hegel mitnimmt, falls er überhaupt begreift, was der alte Kathedermann hier soll. Mit anderen Worten, Brandes sieht an dem Haupt- und Urproblem des jungen Deutschland ahnungslos vorbei und weiß ihm höchstens eine farbige Anekdote abzugewinnen. Ein nettes Pröbchen das für den angeblichen Weit- und Tiefblick, den Albert Geiger diesem Litterarhistoriker nachrühmt, und der natürlich mir vollkommen abgeht. Etwas ausführlicher, als über Hegel, läßt Brandes sich über Feuerbach aus. Er verherrlicht ihn in einer Weise, die doch einen peinlichen Eindruck auch bei den Verehrern Feuerbachs hinterläßt. Es geht nicht an, mit Hegel so wenig und mit Feuerbach so viel Wesens zu machen. Gleichviel. Wenigstens erwarten wir nun eine ausführliche Darstellung und genaue Abwägung des Einflusses, den die Feuerbachische Philosophie auf verschiedenen Gebieten des litterarischen Lebens jener Tage entfaltet hat. Nicht doch, Brandes erzählt einfach wieder eine Anekdote. Er führt eine Briefstelle an, in welcher Feuerbach in einer für meinen Geschmack zu heroischen Pose ankündigt, daß sein unbeugsamer Kopf eigentlich dazu da wäre, enthauptet zu werden. Das soll den willensstarken Mann darstellen gegenüber Herwegh, der sich vor Friedrich Wilhelm IV. nicht sattelfest genug erwies. . Man sieht, die Energie der Nation wächst, mit dem willensschwachen Litteratengeschlecht geht es langsam zu Ende — wie obige Briefstelle klärlich beweist. Da tat ich ihm Unrecht! Hier wenigstens versucht es Brandes zur Abwechslung auch mit Massenpsychologie. Natürlich nimmt es uns nach solchen Proben gar nicht Wunder, daß er absolut keine Ahnung von dem tiefen Gegensatz hat, der zwischen Jungdeutschen und Junghegelianern klaffte. Die einen vertraten einen gesellschaftlichen Individualismus, der seither die Grundlage jeder liberalen Bestrebung blieb, während die anderen, die Junghegelianer, mit Energie und Einseitigkeit den Staats- und Organisationsgedanken aufnahmen, aus welchem letzten Endes der Sozialismus seine besten Kräfte saugt. Brandes aber, der im dunklen Gefühl etwas wie einen Unterschied herausahnt, glaubt allen Ernstes, es wären nur Temperamentsgegensätze zwischen Jugend etwa und erstem Mannesalter. Selbstverständlich weiß er nicht, daß die politische Lyrik aus dem Junghegeltum hervorging, nicht aus dem jungen Deutschland. Wol aber versteht er es aus dem ff. diese Lyrik zu einem wundervoll berauschenden Raketenfeuerwerk zu verwerten — er, der große Blender und kleine Historiker! Schließlich aber rächt sich dieses Manko sogar an seinen Anekdoten. Da erzählt er uns mit Behagen, daß Theodor Mundt in seiner Litteraturgeschichte den Tod Hegels an der Cholera mit allerlei symbolisch-philosophischen Betrachtungen glossiert hätte, und das wäre für Mundt sehr charakteristisch. Verzeihen Sie, Herr Brandes, aber das ist nicht nur charakteristisch für Theodor Mundt. Ganz ähnliche Betrachtungen finden Sie bei Laube und Gutzkow und sogar, vom entgegengesetzten Standpunkt aus, bei Schleiermacher. Die Cholera war diesem geschichtsphilosophischen Geschlecht nicht nur eine schreckbare Krankheit, sondern ein ungeheures seelisches Erlebnis, an welches Jugend und Alter ihre Hoffnungen und Verzweiflungen anknüpften. Das mag uns ja heute sonderbar erscheinen, hatte aber seine tiefliegenden Ursachen, die man nur begreifen kann, wenn man den geistigen Massenboden des Zeitalters allseitig ergründet hat. Sie haben ihn nicht ergründet, Herr Brandes — verschonen Sie uns, bitte, mit ihren Anekdoten.

Wenn man diesem blendenden Autor erst einmal gründlich auf seine vielgewandten Finger gesehen hat, dann überrascht einen gar nichts mehr. Das junge Deutschland — wenn ich neben dem eigentlich litterarischen auch das politische hineinbeziehe — muß notwendig um zwei Mittelpunkte kreisen: Gutzkow und sein Kreis — Ruge und Feuerbach. Hier hat der volle Accent der Darstellung zu ruhen, während alles andere nur als Perspektive, Vorder- und Hintergrund erscheint. So muß namentlich Heine, der viel zu sehr Eigenpersönlichkeit war, um einer litterarischen Schule auch nur vorübergehend anzugehören, durchaus im Hintergrund bleiben und darf nur in seinen mehr indirekten Beziehungen zum jungen Deutschland fixiert werden. Unmittelbarer wirkte schon Ludwig Börne ein, aber nicht mehr, als Wolfgang Menzel; und diese beiden müssen allerdings gleichsam als Statuen rechts und links am Eingang stehen. Wenn man dann aber eingetreten ist, hat man sich lediglich jenen beiden Mittelpunkten zuzuwenden, um das Wesen der jungdeutschen und junghegelianischen Bewegung zu ergründen, während man sekundäre Nebenerscheinungen summarischer abtun darf und soll.

Georg Brandes war aber durchaus anderer Meinung.

Gutzkow interessierte ihn freilich auch, noch mehr aber der Fürst Pückler oder der fast schon verschollene Freiheitsdichter Moritz Hartmann — freilich viel glänzendere Salonfiguren als Gutzkow eine war. Ruge erwähnt er gar nicht, Feuerbach, wie schon erwähnt, nur als ein effektvolles Anekdotenmaterial. Menzel ist ihm weiter nichts, als der schwarze Mann, der Reaktionär. Höchstens wird mit Behagen angeführt, daß er noch viel größeren Kohl als Börne über Goethe gequatscht hat. — Börne und der Liberalismus sind entlastet. Kurz und bündig: von einer Geschichte des jungen Deutschland findet sich bei Brandes keine Spur. In denkbar willkürlichstem Verfahren präsentiert er Persönlichkeiten, die er aus ihrem Mutterboden und ihrer Atmosphäre herausriß und in brillanter Salongruppierung geschickt verwertet.

Diese Willkürlichkeiten wurden dem „großen Dänen" schon vor Jahrzehnten zum Vorwurf gemacht; und man sprach ganz richtig von einer Prokustesmethode. Brandes suchte sich damit herauszureden, daß es das Wesen der Kunst wäre, zu verkürzen, zu schattieren und hervorzuheben. Sehr wahr. Aber das Problem für den Künstler besteht eben darin, diese Verkürzung in einer Weise vorzunehmen, daß keine blendend äußerliche Komposition entsteht, sondern ein von Innen organisch herausgewachsenes Gebilde. Dieser zweite Weg ist unsäglich schwer und voller Gefahren, sodaß sich selbst noch größere Talente, als Brandes, der Prokustes-Methode zuwandten. So sagte Hebbel vom Drama Schillers, es wäre kein lebendiger Organismus, sondern ein gemaltes Bild in bengalischer Beleuchtung.

Mit aller Inbrunst der geistigen Sekundogenitur hängt Albert Geiger an der Kunst des bengalisch beleuchteten Bildes.



Moderne Prosa.

Von Hans Benzmann.

(Schluß.)

Der eigenartige romantische, etwas eckige, rauhe, schwerfällige und umständliche Stil ist ganz dem Wesen, der Stimmung, den Menschen jener Zeit und fast möchte ich sagen als Schilderungsmittel auch der Natur d. h. der mit halbverbrannten Städten und verwüsteten Dörfern bedeckten Landschaft Böhmens angepaßt. Ganz abgesehen davon, daß David, ein äußerst selbständig schaffender Künstler, in der Seelenschilderungskunst uns eigene wilde, oft krause, wirre Pfade führt, — schon der kunstvolle, aber hier natürlich wirkende Stil hält uns in steter Spannung. David hat auch das mit Jacobsen und Storm gemein, daß er jeden Satz in sich fein abstimmt, gleichsam mit Schönheit füllt und ihn doch dem Ganzen unmerklich angliedert, so daß jede Novelle stilistisch als ein durch und durch harmonisches Kunstwerk wirkt. — Inhaltlich sind die vier Novellen, die das Buch enthält, nicht gleichwertig. Vollendet in jeder Beziehung ist die prachtvolle Erzählung: „Verstörte Zeit". Die Menschheit wagt nach dem langen Kriege kaum aufzuatmen. Alles verharrt noch in Furcht und Hoffnungslosigkeit. Versteckt in Einöden, in halbverwüsteten Hütten, hausen die Bauern. Die Kinder wachsen heran wie die Tiere des Waldes. Doch die menschlichen Begierden und Leidenschaften schlummern nicht, und auch das Gewissen, dieser Plagegeist, erwacht wieder. Es ist, als wollte sich die Natur ihre uralten Rechte wiedererkämpfen. Blutschande gilt dem heimkehrenden Krieger, der die Gesetzestafeln der Sitte zertrümmert hat, der bald auf katholischer, bald auf protestantischer Seite focht und nur seinem Schwerte sich anvertraute, nicht mehr als Sünde. Er verachtet die Moral, er folgt nur der Natur und ihren gewaltigen Trieben. Und von Blutschande weiß auch das natürliche Geschöpf nichts, das urwüchsige Mädchen, das wie eine wilde Katze in der einsamen Waldhütte emporgewachsen ist. Die Novelle „Verstörte Zeit" schildert dies allmähliche Erwachen, das Aufflackern einer grellen Liebesglut in den Herzen zweier urwüchsiger Menschen, die Bruder und Schwester sind. Der Bruder kehrt heim aus den vielen Schlachten. Die Hütte des Vaters richtet er wieder her und während der Alte nur auf neuen Wolstand bedacht ist, entspinnt sich ein Liebesidyll zwischen Bruder und Schwester. Sie sind Stiefgeschwister; sie haben sich früher überhaupt noch nicht gesehen; ihre durch die Arbeit gestählten Glieder strotzen vor Kraft; sie schlafen im engen Raume bei einander; sie betrachten sich erst neugierig fast feindselig, dann mit heimlicher Sehnsucht; sie schrecken zusammen, wenn sie sich berühren, wenn sie sich ansehen; immer mächtiger lodert die Liebesflamme empor und endlich werden sie von ihr verschlungen. Schweigend duldet der Vater den Frevel zuerst; aber allmählich erwacht in der Seele des gläubigen Katholiken das Gewissen, es kommt zu einer wüsten Scene zwischen Vater und Sohn. Der Vater verläßt das neue Haus, er zündet es an und das Liebesidyll endet in Rauch und Flammen. Irrsinnig wandert der Alte in die Weite. Diese drei Charaktere sind meisterhaft vom Dichter entwickelt. Die schwüle Stimmung läßt uns nicht los, wir müssen die Novelle bis zu Ende lesen. Wir sehen alles vor uns in bunten, wirren satten Farben sich abspielen, so ungemein plastisch stellt David dar. Kurz, diese Novelle ist ein harmonisches Kunstwerk, ein Meisterstück der Schilderungskunst und der Seelenanalyse. . . .

Die zweite Novelle „Der Bettelvogt" schildert prächtig das Leben in den Städten nach dem 30jährigen Kriege. Hier sind die alten Vorurteile wieder erwacht. Die geringsten Vergehen, z. B. Bruch des Marktfriedens, sind mit Todesstrafe bedroht. Eine Gauklerin, ein in schlimmer Gesellschaft rein und edel gebliebenes Mädchen, verteidigt ihre Ehre mit dem Dolche, während der Marktfriede herrscht. Der Bettelvogt verhaftet sie und setzt es durch, daß sie zum Tode verurteilt wird. Da erfährt der harte Mann, daß die Gefangene seine eigene Tochter ist. In ergreifender Weise schildert der Dichter nun den Kampf zwischen Pflicht und Vaterliebe in der Seele des vereinsamten Mannes. Er eilt zum Gerichtsherren, dem Bischof der Stadt, um ihn um Gnade anzuflehen. Von seinem erloschenen Auge reißt er die Binde und bietet dem Bischof das andere: „Nur nicht sterben lassen, Herr!" Und es gelingt. Heimlich verlassen Vater und Kind die Stadt. Auch hier ist ja schließlich das Reininhaltliche das Unwesentliche; wie aber David Menschen, Landschaft, Stadt und Sitten schildert, wie er die Seelen bloslegt, die Leidenschaften und die Tiefen der Seele uns enthüllt, diese hochpoetische, kraftvolle Darstellungskunst ist bewunderungswürdig. —

Weniger gelungen sind die Novellen „Das Totenlied“ und „Frühschein“. Beide leiden an Unklarheit. Sie versprechen im Anfang mehr, als sie am Schlusse halten. Der Stoff „des Totenliedes“, die Gewissensqual des Weibes, das den ungeliebten Gatten vergiftet hat, ist schon vielfach und besser behandelt worden. Ich begreife es nicht, wie ein so feinrealistischer Dichter wie David mit der schemenhaften Figur eines „Totensängers“, mit einer Geisterbeschwörung operieren konnte. Diese mystische Persönlichkeit hat er uns nicht glaubwürdig und lebensvoll geschildert. Die Novelle „Frühschein“ enthält viele Unwahrheiten, namentlich in der Zeichnung der Charaktere. Der Dichter mußte hier ausführlicher entwickeln. Die Ereignisse spielen sich gleichsam auf zu kleiner Bühne ab, sie drängen sich, sie schieben sich ineinander. Alles erscheint unwahrscheinlich, unnatürlich und unharmonisch. Trotzdem enthalten auch diese beiden Novellen feine Stimmungsbilder und ein paar vortreffliche Charakterzeichnungen.

Timm Kröger, der im Verlage von Schuster und Löffler ein neues Prosawerk: „Die Wohnungen des Glückes“ herausgegeben hat, ist wie sein Landsmann Theodor Storm ein Heimatsdichter. Dieses wunderbare Schleswig-Holstein mit seinen weiten Heiden, seinen nebligen Mooren, seinen Watten und stillen, flachen Küsten, mit seinen ernsten, starken, schweigsamen Menschen, mit seiner ganzen „unbewußten Poesie“! Liliencron sagt: „es liegt eine tiefe Poesie über der Provinz. Und just deshalb, weil den Leuten dort jede Poesie fehlt, ist sie unbewußt und darum wahr.“ Wie kommt es nur, daß all die großen und starken Talente, die dieses Land in den letzten fünfzig Jahren hervorgebracht hat, mit ihrem ganzen Empfinden an der Heimat hängen, daß sie diese nicht genug besingen und schildern können? Fast ist es, als ob die poetische Kraft, die in diesem Menschenschlage Jahrhunderte lang brach lag, sich nun, da sie voll ausströmt, auch nur als eine ganz autochthone Kraft äußern könne! Oder sollte in Schleswig-Holstein allein noch unverfälschtes Volkstum und unverfälschte germanische Natur zu finden sein, sodaß hier Dichter erstehen können, deren Poesien alle das gleiche Wesen zeigen, das charakteristisch ist für eine gewisse volkstümliche, realistische Empfindungsrichtung des deutschen resp. des germanischen Volksgeistes überhaupt? . . . Man hat Timm Kröger mit Storm verglichen. Beide sind Heimatsdichter, beide lieben ihre Heimat über alles, auf dem Heimatsboden spielen sich ihre Geschichten ab, ihre Naturschilderungen sind fein abgetönte Heide- und Strandstimmungen. Dennoch ist Timm Kröger ein ganz anderer künstlerischer Charakter als Storm. Alle Poesien Storms sind voll tiefer Harmonie. Einem weichen, tiefen, sehnsüchtigen Empfinden hat stets ein sicheres Kunstgefühl nachgeholfen.

Die Akkorde, die Storm am Anfang eines Liedes oder einer seiner wunderbaren Novellen angeschlagen hat, durchklingen voll die ganze Dichtung, sie tönen bis zum Schlusse nach, kein fremder Ton und mag er noch so schön sein, klingt in diese Harmonie hinein. Durchaus Lyriker und Stimmungsdichter wirkt Storm doch in gewisser Beziehung episch. Mit Vorliebe gibt er sich melancholischen, romantischen, weichen, milden Stimmungen hin, wie er auch lieber die Dämmerung und die neblige Heide schildert als den Sonnenschein auf reifen Aehren, auf dem weißen Dünensand. Ganz anders Timm Kröger: Sein Heimatsempfinden strömt über, er gibt sich ganz diesem unbändigen Gefühl hin. Alle Eindrücke, wie sie kommen, aus der Nähe und aus der Ferne, schildert er. Weite Perspektiven entwirft er mit sicherem Auge, mit fester Hand. Einen ganzen Tag über wandern wir mit ihm über die endlosen Heiden und Moore. Er schreibt ein ganzes Buch über den einen herrlichen Tag!

Immer neue Schönheiten entdeckt er in seiner heimatlichen Natur. Träume aus seiner Kindheit fallen ihm ein, prächtige Reflexionen, Bilder, Arabesken, Charakterschilderungen, Märchenstimmungen unterhalten uns, und dazwischen klingt immer wieder dieser helle, jauchzende Freudenakkord, diese tiefe Dankbarkeit für all das Glück, das die Heimat gewährt. Mit Vorliebe schildert Kröger die Heide im bunten Sonnenlicht, und mit besonderer Vorliebe das Leben und Treiben auf den einsamen Bauernhöfen inmitten der Heide. Farbig sind seine Naturstimmungen, leuchtend, klar, wundervoll anschaulich. Noch vortrefflicher sind seine Charakterzeichnungen. Hier offenbart er eine Tiefe der Beobachtung und eine Kraft und Sicherheit in der Darstellung, die bewunderungswürdig ist. Man lese nur die Schilderung des alten Schleusenwärters Ephraim und die Geschichte von Peter Nissen „auf der Kuhle“. Kröger ist also Impressionist, durchaus nicht Romantiker wie Storm. Wie ein Strom fließt sein Empfinden dahin, immer breiter werden die Schilderungen, immer mehr enthüllt sich uns die Persönlichkeit des Dichters. Alles, was Kröger schildert, ist erlebt, geschehen. Unmittelbarer wie Kröger kann man nicht schildern und erzählen. Ungebunden ist seine Darstellungsweise, vollkommen subjektiv sein künstlerisches Wesen. So schwelgen wir mit ihm stundenlang in all dem heimatlichen Zauber. 150 Seiten seines Buches „Die Wohnungen des Glückes“ sind hiermit charakterisiert.

Doch das Buch ist damit noch nicht zu Ende. Plötzlich, während wir mit dem Dichter noch über die Heide wandern, erhebt sich vor uns ein liebliches Bild, ein Idyll. Der Dichter ist auf einmal verschwunden. Wir sind allein in dem Frieden eines einsamen Bauernhofes. In epischer Breite wird das Folgende erzählt. Der Friede ist nur Schein: Wir erleben die Geschichte Peter Nissens „auf der Kuhle“, die unendlich traurige Geschichte eines geplagten Gewissens. Mit dieser Erzählung, die still und friedlich endet, schließt das Buch. War Kröger anfangs ganz Lyriker, so ist er hier ganz Epiker. Seine Landleute stelle ich den wundervollen ländlichen Charakteren Fritz Reuters zur Seite. Auch der frische, innige, wahrhafte Humor Krögers hat mich oft an Reuter erinnert.



Rimbaud.

(Schluß.)

Welche Gestalten neben den Typen deutscher Dichter! Zugegeben, daß bei uns eine gute Dosis Philistrosität, Heuchelei und eine arge Beschränkung des geistigen Horizontes vorhanden ist; man kann rundweg leugnen, daß die sittliche Verkommenheit, wie sie uns bei den französischen Dichtern entgegentritt, mit einer freieren Lebensauffassung Hand in Hand geht. Das „Tout

comprendre“ ist das einzige Zeichen für wahrhaft innere Freiheit; und das findet sich an sich vielleicht noch weniger bei dem Verbummelten wie bei dem spießbürgerlich Ehrbaren.

1880 war Rimbaud wieder in Cypern, in ähnlicher Stellung wie früher, mit 200 Franks den Monat Gehalt. Schon nach einigen Monaten zieht er weiter bis Aden, wo er Agent einer französischen Handelsgesellschaft wird, Aufkäufer von Kaffee und Parfüms. Als solcher hatte er im Lande zu tun, mit einem täglichen Einkommen von 6—7 Franks. Sein Biograph gibt hier folgende Schilderung: „Er konnte unter einer glühenden Sonne das wunderbar fruchtbare Gebiet dieses Arabiens durchstreifen und die Wüsten, wo der Sand wogte; erhabene Landschaften, wo zuweilen ein Löwe mit unterwürfiger Furchtsamkeit durch das Blau seiner Augen eine Seele betrachten konnte, deren schöne Kraft den Arabern bereits herzliche Achtung einflößte und bewunderndes Vertrauen den europäischen Kaufleuten, die ihn ausnützten.“

Ende 1880 wurde er von der Gesellschaft nach Afrika geschickt, in das Gebiet der Gallas, wo er mit 350 Franks, freier Station und 2 Prozent Gewinnanteil eine einigermaßen entsprechende Position gewann.

In solchen Verhältnissen sind Naturen wie Rimbaud an ihrem Platz. Alle Vorzüge kommen zur Geltung: die hohe Intelligenz, die körperliche Abhärtung und Bedürfnislosigkeit, der Abenteurermut, auch jene Gutmütigkeit und Menschlichkeit, für welche die barbarischen Völker, gewöhnt an die herrischen Manieren der übrigen Weißen, so sehr viel Verständnis haben. Der Mangel an Stetigkeit und unruhige Projektenmacherei konnten hier sogar gleichfalls vorteilhafte Eigenschaften sein.

Die unruhigen Zeitläufte zwangen die Gesellschaft, ihre Agentur im Harrar aufzugeben, Ende 1883. Rimbaud hatte aber beständig mit allem, was er anfing, Erfolg gehabt, so daß er auf grund seines Gewinnanteils sich ein kleines Vermögen von 40000 Franks erworben hatte. Der eine der Genossenschafter nahm das Geschäft allein wieder auf und stellte Rimbaud wieder an; aber im Herbst 1885 sagte sich Rimbaud von ihm los, um auf eigene Hand Geschäfte zu machen.

Mit einem Genossen kaufte er einige Tausend Gewehre, bildete eine Karawane und brachte sie zu Menelik, dem König von Schoa. Hier verfolgte ihn das Unglück. Zuerst starb unmittelbar vor der Abreise der Compagnon. Dann, nach einem Zug von 6 Monaten, weigerte sich Menelik, einen großen Teil seiner Gewehre zu kaufen; andere waren Rimbaud zuvorgekommen. Dazu kamen noch Verpflichtungen seines Genossen, die er einlösen mußte, so daß er froh war, aus der mühevollen Expedition gerade sein Anlagekapital gerettet zu haben. Auf den Tod erschöpft ging er nach Kairo, um sich auszuruhen, sein Kapital von einigen vierzigtausend Franks in Gold, im Gewicht von 20 Kilogramm, im Gürtel tragend, da er es niemand anvertrauen konnte.

Nach einigen Monaten hat der Rastlose bereits ein neues Unternehmen im Gange. In Gemeinschaft mit einigen andern rüstet er eine neue Karawane mit Gewehren und Patronen für das Ras Makonnen im Harrar aus. Dieses mal läuft die Sache glücklicher ab. Seit Mai 1888 ist Rimbaud im Harrar und richtet dort eine Faktorei ein. Er macht sich beliebt bei den Abessyniern sowol wie bei den Europäern, und seine Geschäfte gehen gut. In Gemeinschaft mit Ilg, Zimmermann, Eloy Pino, Savouré, Brémond hilft er Menelik II. durch Rat wie durch Anschaffungen sein aethiopisches Reich zu sichern und jenes Heer zu schaffen, das 1896 die Italiener schlug. Der Ras Makonnen wurde sein bester Freund. Sein Vermögen wuchs schnell; und 1890 projektierte er eine Reise nach Frankreich, um sich hier eine Frau zu holen, nachdem er in jeder Hinsicht in die Lage gekommen war, eine Familie nach seinen Wünschen zu erhalten.

Da begannen die ersten Anzeichen einer schweren Erkrankung. Er achtete nicht darauf; und das Uebel verschlimmerte sich dermaßen, daß er im Frühling 1891 nach Aden mußte, um sich in einem europäischen Hospital pflegen zu lassen. Von da fuhr er unter großen Schmerzen nach Marseille, ließ seine Schwester zu sich kommen, wurde eine Zeitlang zu Hause gepflegt und ging dann ins Hospital in Marseille zurück, wo er nach entsetzlichen Schmerzen Ende 1891 starb.

Der Tragik dieses Schicksals ist nichts hinzuzufügen. Er hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht nach Anstrengungen übermenschlicher Art; und gerade im Hafen holte ihn der Tod.

Ob er, nachdem er zur Ruhe gekommen war, also nach seinem Wunsche, in einer südlichen Gegend ein Häuschen, eine Frau, Kinder, die er nach seinem Willen erziehen konnte, und ein paar Tausend Franks Rente, ob er dann noch einmal zur Litteratur zurückgegangen wäre und als Gereifter dem, was er als, fast noch Knabe, geschaffen, Entsprechendes geleistet hätte? Wer weiß! Seine Schwester, die ihn in den letzten Tagen pflegte, schrieb: „Ich glaube, daß die Poesie ein Teil seiner Natur war, daß er sich nur durch ein Wunder von Willen und aus höheren Gründen gezwungen hat, gegen die Litteratur gleichgültig zu bleiben; aber . . . wie soll ich mich ausdrücken? . . . Er dachte stets im Stil des „Illuminations“ in einer unendlich rührenden Weise und in einer Art mystischer Erhebung; und beständig sah er wunderbare Dinge. Ich habe die Wahrheit sehr spät gemerkt, als er keine Kraft mehr hatte, sich zu bezwingen.“

Natürlich ist dieses Mädchen keine einwandfreie Beobachterin und Beurteilerin.

Der Schleier, welcher das äußere Leben des merkwürdigen Menschen verhüllte, ist nunmehr gelüftet; der, welcher sein inneres Leben bedeckt, wird wol nie gehoben werden. Was Rimbaud eigentlich war, wird wahrscheinlich immer ein Rätsel bleiben.

Dr. Paul Ernst.



Die Photographische Ausstellung des Deutschen Photographen-Vereines.

H. S. Die eigentümlichen Verhältnisse zwischen den berufsmäßigen Vertretern und den sogenannten Liebhabern, Dilettanten oder Amateuren einer Sache sind beinahe auf allen theoretischen und praktischen Gebieten eine bekannte und vielbesprochene Sache. Der Schaden einerseits, den der Dilettantismus im ungünstigen Sinn

des Wortes oder gar seine Steigerung, das Pfuschertum, anrichtet; dann der ergänzende Gegensatz des nicht schulmäßigen Vertreters einer Sache zum entgegengesetzten Extrem, zum einseitigen Virtuosen; endlich der oft weitere Blick der „Außenstehenden", der manches, dem sachmäßig eingeengten Blick Entgehende leichter erschaut: das alles ist in der geschichtlichen Entwickelung der Wissenschaften, Künste, Techniken u. s. w. oft genug hervorgetreten, wenngleich wol noch nicht in genügender Weise systematisch geklärt. Seit langem spielen diese Verhältnisse eine hervorragende Rolle in der Musik, beseligend zugleich und zermarternd für die einen und für die anderen Beteiligten. Neben diesem alten Amateurboden ist seit etwa zwei Jahrzehnten ein anderer Boden in überraschender und charakteristischer Weise von Amateuren bebaut worden: die Photographie. Nur daß hier die Beziehungen zwischen Beruf und Liebhaberei doch nicht ganz so liegen wie sonst. Der Berufsphotograph ist im großen Ganzen der Geschäftsmann, der seine Arbeit in den Dienst des Erwerbes und Gewerbes stellt, die technische Seite der Sache als wirklicher Fachmann aufs eingehendste pflegt, ihre künstlerische Seite jedoch und eventuell auch die wissenschaftliche beiseite läßt. Es schien ja sogar, als gebe es hier gar keine künstlerische Seite, als sei das Photographieren als eine „mechanische" Sache der gerade Gegensatz zur Kunst als einer individuell freien Darstellung. Auch die Gedankengänge des sogenannten Naturalismus in der Kunst, die von dem Wert einer möglichst treuen Widergabe der Natur ausgingen, konnten daran unmittelbar wol nichts ändern. Mittelbar führten sie allerdings weiter. Es zeigte sich einerseits, daß von einer solchen Widergabe ohne jene individuelle Freiheit der Darstellung überhaupt keine Rede sein kann; der Künstler versuche, was er nur wolle: schon ist auch seine Auffassung im verschiedensten Sinn des Wortes bestimmend da. Es zeigte sich andrerseits, daß die Photographie selber, rein als Mechanismus genommen, der Natur und nun erst unserem Eindruck von der Natur gar nicht gerecht wird. Jede photographische Widergabe verlangt ja bereits eine künstliche Behandlung der Natur: aus einer Landschaft, aus einer städtischen Ansicht muß nicht nur ein Raumstück abgegrenzt, sondern auch ein Teil der Zeit herausgenommen werden, während welcher das Objekt in wechselnden Beleuchtungen erscheint; bewegliche Objekte (Personen, Tiere u. s. w.) müssen in die zur Charakterisierung zweckmäßigste Stellung, Beleuchtung u. s. w. gebracht werden. Von all dem haben unsere Berufsphotographen immerhin berücksichtigt, was zu äußeren Zwecken unvermeidlich war. Als dann andere Leute anfingen, sich mit einer Camera zu unterhalten und Sammlungen von Kopien dessen anzulegen, was sie da und dort sahen, war das erste Stadium das der Quantität: man nahm auf, was nur immer sich darbot. Darüber hinaus kam der erste und immer noch entscheidende Fortschritt der Amateurphotographie: nur weniges, aber mit dem sorgfältigsten Blick Ausgewähltes aufzunehmen. Nun wird der gewählte Ausschnitt aus der Natur, die Abgrenzung des Blickfeldes und das Abpassen der für den unmittelbaren Eindruck wie auch für die mechanische Widergabe günstigsten Beleuchtung das Entscheidende; der künstlerische Standpunkt ist inmitten von Chemikalien und optischen Werkzeugen zur Herrschaft gelangt; der maßgebende Gegensatz ist nicht mehr der vom Fachmann und Dilettanten, sondern der von Gewerbearbeit und Kunstarbeit; und der „Amateurphotograph" ist zum „Künstlerphotographen" geworden. Besonders günstige Stätten für diesen sind in deutschen Ländern einerseits, zumal durch die Gediegenheit einzelner Leistungen, Wien und andrerseits, zumal durch die dabei entfaltete und historisch bedeutsam gewordene Agitationskraft, Hamburg; hier hat Alfred Lichtwark eine Bewegung zu Gunsten der Kunstliebhaberei entfaltet, von der die photographische Amateurkunst nur ein besonders ausgezeichneter Fall ist.

Seit 1893 haben regelmäßige Ausstellungen das künstlerische Recht dieses Gebietes erwiesen, und Lichtwarks schönes Buch von 1894 „Die Bedeutung der Amateurphotographie" (Halle S., W. Knapp) trug weiterhin das Seinige dazu bei. Die ihm beigegebenen Illustrationen sind wol für alle Zeiten künstlerisch wertvolle Bilder, an gute Reproduktionen von Oelgemälden oder von Originalradierungen erinnernd. Nicht ganz überwunden ist in ihnen das alte Kreuz der Photographie: das Hinüberfluten des hellen Sonnenlichtes über die Einzelheiten der Gestalten und die Härte des Nebeneinanderstehens von ganz hellem neben dunklerem. Daß hier noch mit weiteren Fortschritten zu rechnen ist, erkennt man wol erst angesichts einer Veranstaltung wie der, mit der 29. Wanderversammlung des deutschen Photographen-Vereins verbundenen Photographischen Ausstellung im Künstlerhause zu Berlin, 31. Juli bis Ende September 1900. Mehrere Beispiele zeigen, wie gefährlich das Aufnehmen in hellstem Lichte ist, wenn jenes Hinüberfluten und jene Härte von Lichtgegensätzen nicht durch eine besondere Anspannung des mechanischen Könnens und des künstlerischen Verständnisses überwunden werden. So sehen wir z. B. auf Architekturbildern von Otto Liebert das störende Ueberstrahlen. Dagegen nun aber die Architektur- und ähnlichen Bilder von Hermann Rückwardt in Berlin-Groß-Lichterfelde: der Wert namentlich seiner Innenansichten von Kirchen, in die eine starke Beleuchtung eindringt, ohne jedoch über die Konturen des Einlasses hinüberzufluten und ohne den treuen Eindruck der architektonischen Einzelheiten zu stören, wird wol erst durch solche Vergleiche so recht zu schätzen sein; entscheidend war dabei freilich die Benutzung der Sandell-Platten von Dr. Steinschneider. In Porträtstudien und dergl. hat Hugo Erfurth, Hofphotograph zu Dresden, ebenso Bedeutendes durch eine meisterhafte Verarbeitung eines üppigen Freilichtes geleistet; in der später zu erwähnenden Wettbewerb-Gruppe sind ihm außerdem mehrere wolverdiente Preise zu teil geworden.

Man sieht aus diesen Beispielen bereits zweierlei. Erstens, daß die Ausstellung nicht durchgehends den heute erreichten Standpunkt der photographischen Kunst vertritt, sondern älteres, minder entwickeltes neben den modernsten Errungenschaften bringt. Zweitens, daß „Berufsphotographen" sich Fortschritte angeeignet haben, die nun tatsächlich zumeist in Amateurkreisen gepflegt worden sind. Im ganzen ist die Ausstellung vornehmlich eine von Berufsphotographen; allein gerade dadurch, daß diese das nachgeholt haben, worin ihnen die „Amateure" vorangegangen, worin die „Künstlerphotographen" sie überholt, liegt ein indirekter Sieg der Amateurphotographie. Doch ist diese auch direkt gut vertreten. Ohne Verantwortung für genaue Rangierung des mehr oder weniger Erwähnenswerten möchten wir hervorheben:

Werner von Mirbach in Potsdam mit seinen mannigfaltigen Landschaften, G. G. Schultz (Metallfabrikant) in St. Petersburg mit vorzüglichen großen Diapositiven und mit einigen Bildern auf Bromsilberpapier, unter denen die „Isaaks-Kirche im Nebel, Petersburg“ ein durch seine Feinheit besonders sehenswertes Stück ist; dann die als hervorragende Amateure längst wolangesehenen Wiener N. v. Rothschild mit seinen „Skizzen aus dem Süden“ und Ph. v. Schöller mit eigenartigen Einzelstücken; endlich auch, an der Spitze der Ausstellung als Protektorin stehend, die deutsche Kaiserin Auguste Viktoria mit Cyclen von zahlreichen kleinen Reisebildern und mit Porträtphotographien aus ihrer Familie. Zu den Amateuren sind schließlich auch zu zählen die Vertreter der wissenschaftlichen Photographie: Ladislaus Weinek in Prag mit seinen berühmten Mondaufnahmen, Wagener in Münster mit „Röntogrammen“ und vielleicht am bemerkenswertesten M. Wolf in Heidelberg, dessen Original-Sternphotographien, von der Optischen Anstalt Voigtländer & Sohn (in Braunschweig) ausgestellt, einen bequemen Einblick gewähren in die Fülle dessen, was bisher die Astronomie nur auf diesem Wege erreicht hat: ein Vordringen bis zu den auch mit dem Fernrohr nicht zu erreichenden Sternen 24. Größe und die Entdeckung neuer Planeten, die sich durch den ihre Bewegung anzeigenden Strich auf der Platte verraten. Unter den Berufsphotographen sind durch eine, den besten Amateurkünsten gleichkommende, künstlerische Vollendung etwa noch besonders hervorzuheben E. Gottheil in Königsberg mit Porträts und Landschaften, deren Abrundung und weiche Belichtung meisterlich gelungen sind, und Friedrich Müller in München, dessen Porträts (mit Sepiaplatin) einen besonders kräftigen Ausdruck zeigen.

Die leitende Kraft der Ausstellung, Professor Dr. Bruno Meyer, hat den gesamten Inhalt der Ausstellung in einem eingehend gearbeiteten Katalog zusammengefaßt, der mit einigen, wol ohne des Verfassers Schuld etwas grob geratenen, Illustrationen versehen und dessen Textierung jedenfalls eine dankenswerte Arbeitsleistung ist, jedoch das rechte Verständnis der Ausstellung nur durch ein sorgfältiges Hineinstudieren möglich werden läßt. Es sind vor allem einige Hauptgruppen mit verschiedentlichen Abteilungen eigens zu verfolgen. Eine erste Gruppe enthält Wettbewerbe und Stiftungen, zunächst für besondere vorgeschriebene Leistungen; eine zweite enthält allgemeine Vereinsausschreibungen für die besten Leistungen im Porträtfach, im Landschaftsfach u.s.w., wobei auch das verschiedentliche Technische einzeln berücksichtigt ist; eine historische Abteilung enthält mehr Diverses als Älteres. Noch weiter auf Einzelnes einzugehen ist hier nicht der Platz. Doch muß trotz Selbstverständlichkeit erwähnt werden, daß die Spezialausstellungen der die Materialien schaffenden Firmen mit ihren wertvollen Objektiven, Apparaten, Glassorten u. s. w. u. s. w. einen anziehenden Einblick in das gewähren, dessen spezielle Fortschritte die Vorbedingung für alles weitere sind. Wenn man dann mit dem für diese Dinge entfachten Interesse zu den Photographien selbst zurückkehrt, so würdigt man erst recht Leistungen wie einerseits das neue Objektiv der Firma C. P. Goerz in Berlin mit seinem Bildwinkel von 135 Graden oder die „Al-Vista“-Camera für Panorama-Aufnahmen von W. A. Derreck in Berlin, dessen herumschnellendes Objektiv in Einem Zug einen Gesichtskreis von einem gestreckten Winkel aufnimmt, und würdigt andrerseits die Riesenbilder, wie sie z. B. von der „Neuen Photographischen Gesellschaft“ in Berlin-Steglitz ausgestellt sind. Das vielleicht Erfreulichste für den modernen Menschen ist bei all dem das enge Zusammenarbeiten von Technik, Wissenschaft und Kunst und insbesondere die steigende Macht, mit der künstlerische Ansprüche die technischen Kräfte in ihren Dienst zwingen.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Ernst Friedrich: John Bull und die Buren. Ein hochbegeistertes Heldengedicht. Dresden und Leipzig. I. und II. Teil.

Richard Eduard Ottmann: Ein Büchlein vom deutschen Vers. Gießen 1900.

Hermann Ewald Hasse, der Nestor der deutschen Kliniker. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Herausgegeben von Rudolf Virchow. Neue Folge. 15. Serie. Heft 343–44.

E. G. Boner: Le Siciliane. Versi. Catania. Cav. Noccolò Giannotta, Editore 1900.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4–5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schaffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.




Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. **Anzeigen 40 Pfg.** die viergespaltene Petitzeile.

—— **Preis der Einzelnummer 40 Pfg.** ——

69. Jahrgang. — **Berlin, den 8. September 1900.** — **Nr. 36.**

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Der Bund der Jugend.

„Wenn es nur richtige Porträtbüsten wären, was ich da mache, Maja!" „Es sind trotzdem keine eigentlichen Porträtbüsten, sag' ich dir. . . . Es liegt etwas Verdächtiges, etwas Verstecktes in und hinter diesen Büsten, — etwas Heimliches, was die Menschen nicht sehen können. — Nur ich kann es sehen. Und dabei amüsiere ich mich so köstlich. — Von außen zeigen sie jene „frappante Aehnlichkeit", wie man es nennt, und wovor die Leute mit offenem Munde dastehen und staunen, — aber in ihrem tiefsten Grund sind es ehrenwerte, rechtschaffene Pferdefratzen und störrische Eselsschnuten und hängohrige, niedrigstirnige Hundeschädel und gemästete Schweinsköpfe, — und blöde, brutale Ochsenkonterfeis sind auch darunter — alle diese lieben Tiere, die der Mensch nach seinem Bilde verpfuscht hat. Und die den Menschen dafür wieder verpfuscht haben. — Und diese hinterlistigen Kunstwerke bestellen nun die biederen, zahlungsfähigen Leute bei mir. Und kaufen sie in gutem Glauben — und zu hohen Preisen. Wiegen sie schier mit Gold auf, wie man zu sagen pflegt."

An diese Selbstbekenntnisworte Ibsens, die er dem Professor Rubeck in seinem „Epilog„: „Als wir Toten erwachten" in den Mund legt, mußte ich unausgesetzt denken, als ich (am 1. September) den „Bund der Jugend" im Lessing-Theater auf mich wirken ließ. Es war am 18. Oktober 1869, als dies Lustspiel bei seiner Erstaufführung am Christiania-Theater eine radikale Ablehnung erlebt hat. Und es erweckt sonderbare Empfindungen, den Ibsen vor sich zu haben, der im Stile der französischen Sittenkomödie die großen Weltanschauungs-Ideen, die er später in solcher Lapidar-Schrift vor uns hinstellt, wie in einer Posse verpuppt hat. Es ist heute unmöglich, diesen früheren Ibsen nicht von dem Gesichtspunkte aus zu beurteilen, den uns seine späteren Werke liefern. Alle die Motive, die in Nora, Volksfeind, in den Stützen der Gesellschaft u. s. w. sich voll ausleben, sie liegen bereits hier angedeutet. Schon steht er vor uns, der große Ironiker, der aus Realismus nicht Vollmenschen, sondern Menschensymbole geschaffen hat, weil er weiß, daß der reale, der Vollmensch ein Ideal ist, das nicht leibhaftig unter uns wandelt. Die Menschen, mit denen er lebt, sie erinnern Ibsen nur an diesen oder jenen Charakterzug des Menschen, wie uns Tiere an diese oder jene menschlichen Charaktere erinnern. Sind denn diese Nora, diese Hedda Gabler, dieser Rosmer, und wie sie alle heißen, nicht bloße Menschensymbole? Im „Bund der Jugend" sehen wir diese Art, menschliche Charakterzüge zu symbolisieren, noch wesentlich gesteigert. Dieser Rechtsanwalt Stensgard, der gar kein Mittel scheut, um zu Macht und Einfluß zu gelangen; dieser Kammerherr Brattsberg, dieser bankerotte, ewig nörgelnde und prozessierende Kaufmann David Heise, dieser Parvenu Monsen: sie alle sind Karrikaturen im vollsten Sinne des Wortes; und nicht minder ist die ganze Handlung eine Karrikatur, die sich im letzten Akt sogar zu einem wüsten Hohn auf alle Natürlichkeit steigert. Aeußerlich genommen unterscheidet sich dieser „Bund der Jugend" in nichts von einer französischen Sittenkomödie Dumasschen Genres. Und dennoch verlassen wir die Vorstellung in dem Bewußtsein, etwas gesehen zu haben, das Größe atmet. Es ist die Größe, die von all den Geistern ausgeht, die hinter die Coulissen des Weltgeschehens zu schauen wissen. Dieser Blick hinter die Coulissen beleuchtet die

Menschen so, wie sie im Bund der Jugend gezeichnet sind. Sie **sind** nicht so; aber sie wären so, wenn sie nicht **Lügenhüllen** um sich trügen. Ibsen zeichnet die Wahrheit in den wandelnden Lügen der Weltbühne. So zu sagen die „Dinge an sich“ der Menschen stellt er vor uns hin. Das ist es, was Ibsen zu dem großen Ironiker macht. Da steht ein Mensch vor ihm, mit wolgebildetem Antlitz. Aber dies Antlitz lügt. Nimmermehr dürfte er dies Antlitz tragen, wenn das Aeußere zeigen sollte, was auf dem Grunde der Seele schlummert. Da müßte er eine häßliche Schweineschnauze, oder eine Pferdeschnute haben. Ibsen gibt sie ihm. — Und wenn uns das im „Bund der Jugend“ noch mehr in die Augen fällt als in Ibsens späteren Stücken: wie er Seelenwahrheit und dabei Körperunwahrheit, Karrikatur zeichnet, so rührt das lediglich davon her, daß die Ideen, die Weltanschauung später höher, voller, ausgebildeter geworden sind, so daß wir dann die Karrikatur hinnehmen, weil uns die Ideen ganz in Anspruch nehmen. Im „Bund der Jugend“ ist noch alles Ideelle nur angedeutet, noch wie eine dunkle Empfindung, wie eine Ahnung nur in des Dichters Seele vorhanden. Alle die sozialpsychologischen Motive, die in Ibsens Dramen dann eine Sprache führen, aus der künftige Kulturhistoriker ein volles Bild dessen schöpfen werden, was in unserer Zeit an geheimen und offenbaren Triebkräften pulsiert: alle diese Motive werden hier bereits angeschlagen. Jenseits dessen, was sie darleben, werden die Menschen betrachtet, und jenseits der Gestalt, die es dem Portraitisten bietet, wird das Leben hier geschildert. Als der „Bund der Jugend“ bei seiner Erstaufführung so radikal abgelehnt worden ist, da hatte namentlich der Umstand Schuld, daß zuletzt scheinbar die Reaktionäre Recht behalten, daß **sie** in ihren alten Traditionen doch noch fester stehen, als die liberalen Streber. Aber, was ging Ibsen schon damals Reaktion und Liberalismus an. In ihnen sah er keine Menschen-Lebensäußerungen, sondern Masken; und hinter diesen Masken sah er Menschen, die im Grunde nichts dafür können, ob sie reaktionäre oder liberale Streber sind.*)

Rudolf Steiner.



Entweihung.

Von **Ludwig Jacobowski.**

Daß dein Händchen mit mir spielte,
Als ob's Kinderspielzeug hielte,
Heute seh' ich's traurig ein.

Was als Wonne in mir wühlte,
Was ich **so** als Segen fühlte, —
Wie konnt' das nicht Treue sein!

Erde möcht' ich auf mir haben,
Tiefer, als die andern graben,
Weil ich meiner Seele Gaben
Wegwarf, um sie zu entweihn.

*) Eben ist bei S. Fischer der 6. Band von Henrik Ibsens sämtlichen Werken erschienen, durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther. Er enthält: Bund der Jugend, Stützen der Gesellschaft, Puppenheim. Wir kommen auf ihn noch zurück.

Ueber Geheimgesellschaften und Geheimlehren.

Die geheimen Gesellschaften lassen sich in folgende Gruppen teilen: 1. religiöse, wie z. B. die eleusinischen oder die egiptischen Mysterien; 2. militärische, wie die Tempelherren; 3. richterliche, z. B. die Vehmgerichte. 4. wissenschaftliche, wie die Alchemisten; 5. bürgerliche (Freimaurerei etc.); 6. politische (Carbonari u. dergl.); 7. gesellschaftsfeindliche, wie die Garduna. Doch läßt sich die Grenze nicht immer genau ziehen: die politischen Vereinigungen z. B. müssen notwendig das bürgerliche Leben beeinflussen und manche wissenschaftlichen — namentlich die Rosenkreuzer — befassen sich auch mit Gotteslehre. Es ist daher praktischer, die geheimen Gesellschaften bloß in zwei Hauptgruppen zu teilen: in religiöse und politische.

Geheimgesellschaften religiöser Art kannte schon die älteste Geschichte. Solche entstanden zuerst in einer Zeit, da die von den Urmenschen besessene wahre religiöse Erkenntnis (d. h. die Kenntnis der Beschaffenheit des Weltalles, der ewigen Schöpferkraft und der natürlichen Weltgesetze) bei der Mehrheit der Menschen in Verfall zu geraten begann. Die wahre Erkenntnis erhielt sich größtenteils in den alten „Mysterien“. Freilich waren diese bereits einigermaßen geringerwertig als die ursprüngliche Naturweisheit, denn sie stellten nur die Erscheinungen der äußeren zeitlichen Natur dar, nicht mehr die Wirklichkeiten der inneren ewigen Natur, deren äußerliche Kundgebung das sichtbare Weltall ist.

Die Geheimgesellschaften politischer Richtung dienten ihrer Zeit als mäßigende Elemente und Sicherheitsventile und der Zukunft als mächtige Hebel. Ohne sie würde die Gewaltherrschaft in der gesamten Weltgeschichte allmächtig gewesen sein; auch würde sie kein Ziel und keine Wirkung gehabt haben, wenn sie nicht den menschlichen Willen zum Widerstand aufgestachelt hätte.

Zahlreiche geheime Gesellschaften sind Ergebnisse gesammelter, festgelegter Ueberlegung, folglich eine Tat des Gewissens. Man kann sagen, daß diese Gesellschaften in der Geschichte einigermaßen den Ausdruck des Gewissens bilden; denn jedermann wohnt etwas inne, das zu ihm gehört, sich aber außerhalb seiner Person zu befinden scheint. Dieses dunkle Etwas ist stärker als er; deshalb kann er sich nicht gegen dessen Herrschaft auflehnen oder sich demselben irgendwie entziehen. Dieses Etwas ist unantastbar. Der Dolch des Mörders, das Beil des Henkers kann es nicht erreichen; es läßt sich durch Gebete nicht erweichen, durch Lockungen nicht verführen, durch Drohungen nicht schrecken. Es ruft in uns eine Zweiheit hervor, die sich in Gestalt von Gewissensbissen fühlbar macht. Der tugendhafte Mensch lebt in Seelenfrieden und wird von jenem geheimnisvollen Etwas nicht gequält. Wer aber Uebles tut, dessen besseres Teil lehnt sich gegen das Ueble auf. Nun denn, die Geheimgesellschaften drücken diese Zweiheit im großen aus: in ihrer Anwendung auf ganze Völker; sie sind in der Politik jenes dunkle Etwas, das auf das öffentliche Gewissen einwirkt und rächende, reinigende Gewissensbisse erzeugt, die niemand sieht, die aber jedermann fühlen kann — wie ein unsichtbarer, weit entfernter Himmelskörper, dessen Licht unser Auge wahrzunehmen vermag.

Tatsächlich entstehen viele Geheimgesellschaften durch

den Wunsch nach Rache, aber edler oder weiser Rache, welche, wol zu unterscheiden von persönlichem Groll, nicht Personen, sondern Einrichtungen und Ideen zu treffen und zu bestrafen sucht. Wir haben es da mit einer großartigen, vom Vater auf den Sohn vererbten, frommen Volksrache zu tun, die den Haß heiligt, die Verantwortlichkeit des Menschen vergrößert und seinen Charakter erhöht. Ja, es gibt einen berechtigten und notwendigen Haß, der die Völker zu retten pflegt — den Haß gegen das Böse. Wehe dem Volk, das die Heuchelei, die Unduldsamkeit die Knechtschaft und den Aberglauben nicht zu hassen versteht!

Die Sektirer verfolgen das Ziel, den idealen Tempel des Fortschritts zu erbauen und in die Herzen schlummernder oder geknechteter Nationen die Keime einer künftigen Freiheit zu pflanzen. Der herrliche Bau ist freilich leider noch nicht vollendet und wird es vielleicht niemals sein; allein schon der Versuch zu seiner Errichtung verleiht den geheimen Gesellschaften sittliche Größe, während ohne solche Endzwecke ihr Kampf zu kleinlichen, selbstsüchtigen Parteistreitigkeiten herabsinken würde. Auf jenem Ziel beruht der Bestand und die Berechtigung der politischen Geheimgesellschaften, denen viele Staaten ihr Dasein und ihre Freiheiten verdanken, wie z. B. das jetzige Griechenland und das moderne Italien.

Aber die ersten Geheimgesellschaften wurden weniger für politische als vielmehr für religiöse Zwecke ins Leben gerufen. Da sie sich mit allen jeweilig bekannten Künsten und Wissenschaften befaßten, ist die Religion mit Recht die Altertumswissenschaft der menschlichen Kenntnisse genannt worden. Die vergleichende Götterlehre führt all die vielen, scheinbar einander widersprechenden und entgegengesetzten Glaubensbekenntnisse auf Eine ursprüngliche, grundlegende wahre Auffassung der Natur und ihrer Gesetze zurück; nur sind diese einfachen physischen Tatsachen im Laufe der Zeit von den verschiedenen Völkern in verschiedener Weise gefälscht, entstellt oder sonstwie verändert worden — teils absichtlich, teils zufällig. Die richtige Naturauffassung war ein Vorrecht der höchstentwickelten Menschenrasse: der arischen, die ihren Sitz im Norden des Himalajagebirges hatte und deren Paradies das wunderbar üppige Kaschmirthal mit seinem ewigen Frühling war. In einem solchen Klima mußte sich allmählich ein überlegener Typus herausbilden, gleichsam die Quintessenz jener üppigen Natur und daher fähig, dieselbe vollauf zu begreifen. Der arische oder kaukasische Mensch ist denn auch der einzige Typus, der die Aufmerksamkeit des Erforschers der Geistesgeschichte der Menschheit verdient.

Es wäre müßig, untersuchen zu wollen, wie lange es gedauert haben mag, bis der Mensch eine hohe geistige Entwickelungsstufe erreichte. Das läßt sich ebensowenig feststellen wie der Zeitraum, dessen die Spinne bedurfte, um ihr kunstvolles Netz so geschickt spinnen zu lernen oder wie die Zeit des Erscheinens und die Beschaffenheit der ersten Menschen auf der Erde. Selbst die von Darwin aufgefrischte und aufgewärmte Lehre vom Protoplasma kann das Rätsel nicht lösen helfen. Nur Eines ist sicher: daß, wie wir aus uralten Denkmälern und litteraturartigen Aufzeichnungen wissen, die Menschen vor vielen Jahrtausenden große wissenschaftliche Kenntnisse besaßen, die, im Osten entstanden, allmählich nach Westen kamen und unterwegs zum großen Teil in Verlust gerieten.

Daß solche Verluste in uralten Zeiten möglich waren, kann nicht überraschen, denn bekanntlich kamen sie auch noch in geschichtlichen Zeiten vor. Auf den Glanz der klassischen Kunst, Wissenschaft und Gelehrsamkeit des Altertums folgte die geistige Nacht des Mittelalters mit ihrer finstern Unduldsamkeit und Unterdrückung. Tausende von Jahren vor unserer Zeitrechnung wußten die Chaldäer, daß die Erde rund ist und von Ost nach West eine größere Ausdehnung hat als von Nord nach Süd. Daß sie auch ihren Umfang kannten, geht daraus hervor, daß sie sagten, man brauche 365 Tage zu ihrer Umwanderung, was ziemlich genau stimmt, denn wenn jemand ganz gemächlich — die Stunde zu rund $4^1/_4$ Kilometern gerechnet — um die Erde herum spazierte, würde er in einem Jahr zu Rande kommen. Trotzdem behaupteten die in Salamanca mit Kolumbus disputierenden Mönche steif und fest, die Erde sei flach. In Blaews „Novus Atlas“ vom Jahre 1642 findet sich eine Karte von Afrika, auf der alle Städte, Dörfer, Seen und Flüsse, die in unserem Jahrhundert vermeintlich zum erstenmal entdeckt wurden, fein säuberlich eingezeichnet sind. Das ist doch gewiß nicht sehr lange her und dennoch ging diese Kenntnis verloren und mußte in unserer Zeit mit gewaltigen Gefahren und Opfern neuerlich erworben werden. Die im Anfang des 19. Jahrhunderts veröffentlichten Karten von Afrika weisen das Innere des dunkeln Weltteils unbedruckt auf!

In den vorgeschichtlichen Zeiten, wie gesagt, besaß der Mensch richtige Kenntnisse von der Natur und ihrer Tätigkeit. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Mysterien auch der von einander entferntesten Völker in dogmatischer wie in innerlicher Hinsicht so vieles mit einander gemein hatten, daß ferner in sämtlichen auf gewisse Ziffern und Ideen so großes Gewicht gelegt wurde und daß sie endlich durchweg düsterer Art waren. Außer dem großen Mystiker Jakob Böhme hat kein Autor die der Zahl Sieben in allen Ländern und Zeiten beigemessene Heiligkeit richtig erklärt. Aus den Darlegungen Böhmes über diesen Punkt geht hervor, daß die Uebereinstimmung der religiösen und wissenschaftlichen Lehren bei den von einander entlegensten Nationen ihrer Herkunft von einer gemeinsamen Quelle zuzuschreiben sein muß; allerdings wurden die rätselhaften und geheimnisvollen Formen, in denen diese Kenntnisse aufbewahrt wurden, im Laufe der Zeit als die Tatsachen hingenommen.

Da wir den Ursprung und die Bedeutung der Lehren der „Mysterien“ nicht verstehen können, ohne von der Urkultur und den frühesten Kenntnissen der Menschen einen klaren Begriff zu haben, müssen wir uns vorher eine solche Vorstellung zu verschaffen suchen.

Die vorgeschichtlichen Zeiten erscheinen gewöhnlich dunkel und man glaubt zumeist, daß die Dunkelheit desto größer sein muß, je weiter man nach rückwärts blickt. Halten wir jedoch die Augen gehörig offen, so erhellt sich die Finsternis immer mehr; sie erweist sich als nichts anderes denn verdichtetes Licht und löst sich schließlich in Licht auf, so daß wir deutlich sehen, wie alle Religionsbekenntnisse — auch die von dem ärgsten Aberglauben und den erniedrigendsten Ceremonien überwucherten — desto reiner, edler, erhabener erscheinen, je mehr wir uns ihrem Ursprung nähern und je besser wir ihre Quellen erkennen. Die Ethik Buddhas und Zoroasters wurde und wird vielfach als Vorläuferin der Lehren des Christentums betrachtet, und selbst der Heilige Augustin bemerkte: „Was wir jetzt die christliche

Religion nennen, das bestand schon im Altertum, ja sogar seit den Anfängen des Menschengeschlechts; nur wird die bereits vorhandene wahre Religion seit dem Erscheinen Christi die christliche Religion genannt." Alle höheren Glaubensbekenntnisse hatten gewisse Grundanschauungen mit einander gemein, wenngleich diese in der Form oft erheblich von einander abweichen, z. B. den Begriff der Dreifaltigkeit; die Lehre, daß der „Logos" (das allschöpferische Wort) alles durch die Offenbarung des Nichts erschuf; die Anbetung des Lichts; die Ansicht, daß das Feuer die Seele läutere u. dergl. m.

Die Erkenntnis, auf der die Lehren der Mysterien beruhten, umfaßte den Urgrund und die Entstehung aller Dinge, den gesamten Zustand und Fortschritt der Natur, ihre ganze Entwickelung und Thätigkeit, sowie die Einheit, welche Himmel und Erde erfüllt. Diese Einheit wurde vor wenigen Jahren geräuschvoll als neue Entdeckung ausposaunt, während doch schon der alte Homer im achten Buch seiner „Iliade" von der „goldenen Kette" sang, die Himmel und Erde verbindet — derselben goldenen Sympathiekette, demselben geheimen, alldurchdringenden und allreinigenden Einfluß, der anderwärts als „Weltseele", „Jakobsleiter", „magisches Feuer", „mercurius philosophorum" usw. vorkommt. Infolge der menschlichen Abwechslungsliebe wurde diese Erkenntnis allmählich durch falsche und unsinnige Auslegungen entstellt und mit allerlei Phantasiegebilden ausgeschmückt und verdeckt. So entstanden ganze Rattenkönige von Aberglauben, die der gedankenlosen Menge als Glaubensbekenntnisse dienten und noch heutzutage dienen. Daher rührt es, daß zahllose Millionen in geistlicher Knechtschaft leben und vor tausend Phantomen zittern, die ihnen von der eigenen Unwissenheit oder vom Pfaffentum vorgegaukelt werden.

Die in alten Mysterien enthaltenen Lehren berechtigen uns zu dem Glauben, daß die Menschen vor Tausenden von Jahren das folgende wußten (freilich war die Erkenntnis in den Mysterien, wie bereits bemerkt, schon getrübt und verstümmelt, nämlich veräußerlicht):

1. Allenthalben machen sich Beweise eines alldurchdringenden Lebens geltend; es muß daher ein allumfassendes, allmächtiges und allerhaltendes Leben geben.

2. Hinter oder über diesem Urleben, auf dem das Weltsystem beruht, macht sich der „unbewegte Beweger" fühlbar, das einzige übernatürliche Wesen (ens), das mittels des „logos" (Machtwort) alles Bestehende aus sich heraus gesprochen hat; das schließt keinen Pantheismus in sich, denn die vom Sprecher ausgehenden Worte sind nicht mit ihm selbst identisch.

3. Das Universalleben ist ewig.

4. Die Materie ist ewig, denn sie ist das Gewand, in welches das Leben sich kleidet und in welchem es sich offenbart.

5. Die Materie ist das Licht, denn der dunkelste Stoff kann auf sie zurückgeführt werden.

6. Alles äußerlich Wahrnehmbare muß ideell durch alle Ewigkeiten in einer urbildlichen Gestalt bestanden haben, wiederspiegelt in der „Ewigen Freiheit" der indischen Götterlehre, dem Spiegel „Maja", von welchem Wort die Worte „Magier", „magisch", „imago" (Bild), „Imagination" stammen, die durchweg mit der Darstellung der ursprünglichen, körperlosen, nicht wahrnehmbaren lebenden Materie, durch Gestalten, Formen oder Geschöpfe zusammenhängen. Die moderne Theosophie nennt den Majaspiegel den ewigen Wunderspiegel, die Jungfrau Sophia (Licht) — stets hervorbringend, doch immer jungfräulich bleibend — das Urbild der Marienlehre.

7. Das sich im sichtbaren Universum bekundende ewige Leben wird von denselben Gesetzen regiert wie die unsichtbare Kräftewelt.

8. Diese Gesetze sind die sieben Eigenschaften (oder Merkmale) der ewigen Natur. Sechs davon sind tätiger Art, während in der siebenten die sechs ersten vollkommen harmonisch zusammengefaßt sind. Diese sieben Merkmale bilden zugleich die Grundlage aller Siebenzahlen, denen wir in den Naturerscheinungen und in allen antiken und modernen Kenntnissen begegnen. Es sind: 1. Anziehung, 2. Abstoßung oder Rückschlag, 3. Umlauf, 4. Feuer, 5. Licht, 6. Schall, 7. Körper, der Inbegriff aller sechs.

9. Diese Siebenzahl ist in zwei Dreizahlen oder Pole teilbar, zwischen denen sich das durch ein Kreuz dargestellte Feuer befindet. Diese beiden Pole bilden die ewige Zweiheit, den ewigen Gegensatz in der Natur: die ersten drei, Materie und Dunkelheit, Schmerz und Angst erzeugend, bedeuten die Hölle, kosmisch den Winter; die anderen drei bringen Licht und Entzücken hervor und bedeuten das Paradies, kosmisch den Sommer.

10. Das Feuer ist der große Chemiker, Reiniger und Umwandler der Natur, denn es macht aus der Finsternis Licht. Daher seine ungeheure Verehrung und allgemeine Anbetung seitens vieler alter Völker. Die zoroastrischen Priester trugen sogar Schleier vor dem Mund, um das Feuer nicht mit ihrem Atem zu verunreinigen. Wir haben es da selbstverständlich mit dem himmlischen, elektrischen Feuer zu tun, dessen Vorhandensein und Beschaffenheit die Alten ziemlich gut kannten. Diese unterschieden das bewegende Prinzip von dem bewegten Gegenstand und nannten das erstere feurigen Aether oder Geist, Lebensprinzip, Gottheit, Jupiter, Vulkan, Phtha, Kneph.

11. Alles Licht entsteht aus der Finsternis und muß, um wahrnehmbar zu werden, durchs Feuer gehen. Der Weg zum Licht kann nur durch die Dunkelheit oder den Tod oder die Hölle führen — dieser Gedanke findet sich in sämtlichen alten Mysterien. So wenig wie die Pflanze sich der Schönheit des Blühens und Blätter- oder Früchtetragens erfreuen kann, ohne vorher die Finsternis des Verborgenseins in der Erde durchgemacht zu haben, wo sie durch das Feuer chemisch verwandelt wird — so wenig kann der Geist höhere Erkenntnis und Erleuchtung erlangen, ohne vorher durch einen Zustand der Selbstverdunkelung und Gefangenschaft gleichsam durch den läuternden Ofen der Geburtswehen gegangen zu sein.

Daß die Urmenschen die vorstehend dargelegten Kenntnisse besaßen, wissen wir nicht nur aus den positiven wie aus den sich durch Folgerung ergebenden Lehren der Mysterien, sondern auch aus den Denkmälern des Altertums, die an Großartigkeit der Konzeption und der Idealität alle Leistungen der modernen Kunst übertreffen. Wenn der Leser sich diese Tatsache vor Augen hält, wird er in den wahren Sinn der Einweihungsdogmen besser eindringen als dies die Eingeweihten selbst konnten; auch wird er begreifen, daß der Grund der großen Uebereinstimmung der Lehren der verschiedenen Mysterien in der Tatsache liegt, daß diese Lehren die Erklärung von Naturerscheinungen bildeten, die allüberall die gleichen sind.

Die Geheimlehren waren theologischer, moralischer und wissenschaftlicher Art. In theologischer Hinsicht wies man die Eingeweihten auf die Irrtümer der marktläufigen Vielgötterei hin und brachte ihnen die Lehre von der Einheit und einem Jenseits mit Belohnungen und Strafen bei. Die moralischen Vorschriften verdichteten sich in dem Ausspruch des Konfuzius: „Wenn du im Zweifel bist, ob eine Handlung recht oder unrecht sei, unterlaß sie gänzlich." Und was die wissenschaftlichen Grundsätze betrifft, so haben wir sie vorhin in 11 Punkten auseinandergesetzt.

Interessant und wichtig ist es, zu beobachten, wieso die ursprünglich richtige Naturerkenntnis im Lauf der Zeit verfälscht und durch Irrtümer entstellt worden ist. Die Anhänger der ältesten Religionen, über die schriftliche Nachrichten auf uns gekommen sind, waren Gestirn-Anbeter (Sabäer, Helio-Arkiten). Den wahren, anfänglichen Eingeweihten aber galten Sonne, Mond und Sterne als die äußeren Kundgebungen und Sinnbilder der inneren Kräfte des Ewigen Lebens. Doch konnten solche abstrakte Wahrheiten der unwissenden, hauptsächlich mit der Gewinnung des täglichen Brotes beschäftigten Menge nicht verständlich gemacht werden, wenn man nicht zur Verpersönlichung der Himmelskörper und der Jahreszeiten griff. Allmählich wurden die Personifikationen nicht mehr als Symbole betrachtet, sondern als Darstellung wirklicher menschenähnlicher Wesen, die vermeintlich wirklich auf Erden gelebt hatten. Die Urmenschen hielten die Sonne für die äußerliche Offenbarung des allerhaltenden, allrettenden ewigen Lebensprinzips. In verschiedenen Zeiten und Ländern wurde dieses als Krischna, Fo, Osiris, Hermes, Herkules usw. verpersönlicht und schließlich glaubte man, diese Personen hätten tatsächlich gelebt und seien wegen ihrer den Menschen erwiesenen Woltaten zu Göttern erhoben worden. Man zeigte die angeblichen Grabstätten dieser vermeintlichen Götter und erneuerte alljährlich durch Feste den Schmerz ob ihres Verlustes. Der Durchgang der Sonne durch die Zeichen des Tierkreises rief allerlei Mythen hervor, z. B. die Verwandlungen Wischnus, die Heldentaten des Herakles, des letzteren Verlust seine Kräfte im Winter, deren Wiedergewinnung im Sommer, den Tod, die Höllenfahrt und die Auferstehung von Osiris und Mithras. Kurz, was in dem einen Zeitalter reine Naturweisheit war, wurde im nächsten zur Mythologie und im dritten zur Sage, in jedem Lande in lokaler Weise ausgeschmückt.

In den Mysterien war alles astronomisch, aber hinter den astronomischen Sinnbildern verbarg sich eine tiefere Bedeutung. Wenn die Eingeweihten den Verlust der Sonne beklagten, trauerten sie in Wirklichkeit um den Verlust des lebengebenden Lichtes, während die Tätigkeit der Elemente nach den Gesetzen der Wahlverwandtschaft bloß Verfalls- und Todes-Erscheinungen hervorruft. Die Eingeweihten strebten danach, sich der Herrschaft der Sklavin Nacht zu entziehen und in die herrliche Freiheit der freien Sophia (Licht) zu gelangen, d. h. geistig im Licht, in der Gottheit aufzugehen. Als später die Lehren der alten Naturweisheit den Jüngeren vorgetragen wurden, blieb es mehr Sache der inneren Eingebung der letzteren, sie zu erfassen, als Sache des mündlichen Unterrichts. Aus diesem Grund verfielen die Mysterien immer mehr; die ideellen Seiten traten stets in den Hintergrund, die konkreten gewannen die Oberhand. Die Folge war das Vorherrschen des Sabäismus und des Arkismus. Die vielen Sinnbilder und Mahnzeichen im Heiligtum des Todes und der Auferstehung deuteten ursprünglich das Geheimnis an, daß die Augenblicke des höchsten seelischen Genusses dem körperlichen Dasein am abträglichsten sind, d. h. daß das größte Entzücken einem Blick ins Paradies gleichkommt. Nun denn, diese Bilder und Zeichen wurden schließlich nur noch auf die äußerliche Natur angewendet und ihre falsche Auffassung führte zur Entstehung all der Glaubensbekenntnisse oder Aberglauben-Systeme, welche die Erde mit allerlei Verbrechen, blutigen Kriegen, mörderischer Grausamkeit und den schlimmsten Verfolgungen erfüllt haben. Scheußliche Fanatiker, die über Worte stritten, deren Sinn sie nicht verstanden, stellten gegensätzliche, auf beiden Seiten falsche Dogmen auf und erfanden die teuflischesten Foltern, um einander zur Bekehrung zu zwingen. Die beiden mohammedanischen Sekten bekämpfen sich wegen der Frage, ob die Waschungen beim Ellbogen oder beim Handgelenk beginnen sollen; allein sie vereinigen sich, um Christen zu bekehren oder umzubringen. Die Christen selbst sind in zahllose Sekten zersplittert, die einander keineswegs freundlich gesinnt sind; einzelne von ihnen haben einander mit mehr als heidnischer Grausamkeit verfolgt. Die Katholiken haben mit Scheiterhaufen und Inquisition gewütet; die Protestanten haben sich dadurch gerächt, daß sie, wo sie die Oberhand hatten, den Katholiken die bürgerlichen Rechte entzogen.

Da die Mysterien, wie sie auf uns gekommen sind (und in der Freimaurerei werden sie noch immer geübt, freilich in entstellter Weise) vornehmlich ein astronomisches Gepräge tragen, wollen wir hier über ihre gemeinsamen Hauptzüge einige allgemeine Bemerkungen machen.

In der ältesten indischen Glaubenslehre begegnen wir der Geschichte vom Fall der Menschheit durch das Naschen der Frucht vom Baum der Erkenntnis und die Vertreibung aus dem Paradies. Die unwissenden Juden hielten diese Allegorie für eine wahre Begebenheit und fügten sie dem Buche Genesis ein — 900 Jahre nach dessen Abfassung und lange nach Abfassung der übrigen Teile des Alten Testaments. Unter Beachtung seiner geheimnisvollen astronomischen Beziehungen gelesen, würde die Erzählung vom Sündenfall, wie wir sie im ersten Buch des Pentateuchs finden, etwa die folgende Gestalt annehmen. Nachdem Adam (nicht ein einzelner Mensch, sondern die Menschheit ist damit gemeint) mit seiner Gefährtin Eva (= Leben) den Frühling und den Sommer im Garten Eden verbracht hatte, standen sie notwendigerweise vor der Jahreszeit, da Typhon — die Schlange — als Sinnbild des Winters ankündigt, daß die Herrschaft des „Uebels" (eben des Winters) bevorstehe. In der allegorischen Wissenschaft heißt aber „malum" nicht nur „Uebel", sondern auch „Apfel". Dieser deutet als Erzeugnis des Herbstes an, daß die Ernte vorüber sei und der Mensch wieder beginnen müsse, im Schweiße seines Angesichtes den Boden zu bebauen. Da die kalte Jahreszeit kommt, muß er sich mit dem allegorischen Feigenblatt bedecken. Die Sphäre dreht sich und der Mann der Konstellation (= Adam) scheint von dem ihm voranschreitenden Weibe, der Jungfrau, die einen früchtebeladenen Zweig in der Hand hält, bestrickt zu sein. Ein Blick auf die Himmelskarte wird das erklärlich machen.

Ferner kennen sämtliche Mysterien irgend einen heiligen Zweig oder eine heilige Pflanze. Man denke

nur an den Lotus Indiens und Aegyptens, die Myrte der Venus, den Mistelzweig der Druiden, den goldenen Zweig Vergils, den Rosenstrauch der Isis, die Akazie der Freimaurerei 2c. Auch in der Meyerbeerschen Oper „Robert der Teufel“ kommt der mystische Zweig der Mysterien vor.

Sodann finden wir in allen Mysterien, daß ein Gott, ein höheres Wesen oder ein außergewöhnlicher Mensch den Tod erleidet, um ein neues, glanzvolleres Dasein zu beginnen. Ueberall versetzt die Erinnerung an einen großartigen Trauerfall die Völker in Kummer, auf den alsbald die lebhafteste Freude folgt. Osiris wird von Typhon, Uranus von Saturnus, Sufarman von Sudra, Adonis von einem wilden Eber umgebracht, Ormuzd wird von Ahriman besiegt, Loke tötet Balder, die Riesen töten Bacchus; die Assyrer beweinen den Tod Thammuz, die Skythen und Phönikier denjenigen Acmons, die ganze Natur den des großen Pirn, die Freimaurer jenen Hirams u. dgl. m. Den Ursprung dieses allgemeinen Glaubens haben wir weiter oben bereits angedeutet.

Auch die Lehre von der Einheit und der Dreifaltigkeit kehrt in sämtlichen Mysterien wieder. In den ältesten Religionen begegnen wir dem Urbild des christlichen Glaubensartikels, wonach eine Jungfrau einen Erlöser zur Welt bringt und dennoch eine Jungfrau bleibt. Dem äußeren Sinne nach handelt es sich da um die Jungfrau des Tierkreises, während der erstandene Erlöser die Sonne ist; der innerlichste Sinn aber bezieht sich auf das ewige Ideal, innerhalb dessen das ewige Leben und Verständnis, die Kraft der Elektrizität und die Wundermacht des Lebenselixiers — diese beiden als Erhalter und Verschönerer des begreifbaren Daseins — sozusagen in den zahllosen Geschöpfen, die das Weltall erfüllen, verkörpert sind — ja sogar im Weltall selbst. Und genau so, wie die Luft Laute, das Licht Farben und der Geist Gedanken hervorbringt, ohne daß sich dadurch ihr eigenes und eigentliches Wesen verändert, bleibt die Jungfrau trotz der Hervorbringung des Erlösers Jungfrau.

Weiter sehen wir, daß alle Mysterien das Licht als aus der Dunkelheit hervorgegangen darstellten. Die Gottheit Maja Bhawani heißt bald Kali, bald Isis, hier Ceres, dort Proserpina. Persephone, die „Königin des Himmels“, ist die Nacht, aus deren Schoß das Leben hervorgeht, um wieder dahin zurückzukehren — eine geheime Vereinigung von Leben und Tod; sie wird auch die Rosige genannt und in deutschen Mythen finden wir die Rosige als das wiederherstellende Lebensprinzip bezeichnet. Sie ist nicht nur die Nacht, sondern als Mutter der Sonne auch die Morgenröte, hinter der die Sterne scheinen. Wenn sie als Ceres die Erde versinnbildlicht, stellt man sie mit Kornähren dar. Gleich der traurigen Proserpina, ist sie schön und strahlend, aber auch schwermütig und schwarz. So verbindet sie die Nacht mit dem Tag, die Freude mit der Traurigkeit, die Sonne mit dem Mond, die Hitze mit der Feuchtigkeit, das Göttliche mit dem Menschlichen. Die alten Aegypter stellten die Gottheit oft durch einen schwarzen Stein dar, aber der von den Arabern verehrte schwarze Stein Kaába, von dem geglaubt wird, er sei ursprünglich weißer als Schnee gewesen, verkörpert denselben Gedanken — mit dem Nebengedanken, daß das Licht der Finsternis vorangegangen sei.

In sämtlichen Mysterien begegnen wir dem Kreuz als einem Wahrzeichen der Reinigung und Rettung. Ueberall gelten die Zahlen 3, 4 und 7 für heilig. In den meisten Götterlehren finden wir zwei Säulen, in allen mystische Gastmäler, Feuer-, Wasser- und Luftproben. Der Zirkel und das Dreieck — das einfache und das doppelte — vertraten allenthalben den Dualismus oder die Polarität der Natur. In allen Einweihungsriten sah man den Aufnahmewerber als das vom Uebel (Nacht) überwundene „gute Prinzip“ (Licht) an, welches danach strebte, die frühere Ueberlegenheit wiederzugewinnen, d. h. gleichsam wieder geboren oder umgestaltet zu werden, und zwar dadurch, daß der Novize auf dem Wege durch sieben Höhlen oder über sieben Stufen die Schrecknisse des Todes und der Hölle bildlich durchlebte. All diese Riten bedeuteten recht eigentlich den ewigen Kampf des Lichtes um die Befreiung von der Stofflichkeitsbürde, mit der es während des Durchmachens der drei ersten Eigenschaften der Ewigen Natur belastet worden ist; und als die Kenntnis dieser tieferen Bedeutung den Menschen verloren gegangen war, stellten die Riten den Durchgang der Sonne durch die sieben Zeichen des Tierkreises vom Widder bis zur Wage vor, wie wir ihn in der sogen. Royal-Arch-Freimaurerei und in der siebensprossigen Leiter des Ritters von Kadosch finden.

Alle Mysterien hatten die gleichen Funktionäre gemein. Ueberall verkörperten die letzteren astronomische oder kosmische Erscheinungen. Allenthalben erkannten die Eingeweihten einander an gewissen Zeichen und Losungsworten. Auch wurden in sämtlichen die gleichen Aufnahmebedingungen gestellt: Volljährigkeit und Reinheit des Lebenswandels; aus letzterem Grunde wagte es Nero, als er in Griechenland weilte, nicht, sich um die Einweihung in die eleusinischen Geheimnisse zu bewerben. In vielen Fällen war der Oberpriester genötigt, ein zurückgezogenes Leben voll ewiger Keuschheit zu führen, um durch nichts von der Betrachtung himmlischer Dinge abgelenkt zu werden. Behufs vollkommener Erreichung dieser läuternden Abgeschiedenheit pflegten die Priester das Fleisch durch den Genuß gewisser Kräuter zu töten, denen man die Eigenschaft zuschrieb, daß sie jederlei Anwandlungen von Leidenschaft zu unterdrücken vermochten.

In sämtlichen Ländern, welche Mysterien kannten, wurde die Einweihung allmählich für ebenso notwendig angesehen wie später bei den Christen die Taufe — eine Ceremonie, die wir auch in allen Mysterien antreffen. Die Eingeweihten nannte man „Epopten“, d. h. Leute, die die Dinge so sehen, wie sie wirklich sind. Alle Mysterien hatten „größere“ und „kleinere“ Geheimnisse, eine exoterische und eine esoterische Lehre, sowie drei Grade. Ueberall galt der Verrat der Geheimnisse für schändlich und wurde mit den schwersten Strafen belegt. Darum mußten die Aufnahmewerber die Geheimhaltung mit den furchtbarsten Eiden beschwören. Alkibiades wurde wegen Ausplauderns der Ceres-Mysterien verbannt und den Furien überantwortet; auch Prometheus, Tantalus, Oedipus und Orpheus erlitten ihre wolbekannten Strafen für das gleiche Vergehen.

Im Reiche des Gedankens sind geheime Gesellschaften heutzutage nicht mehr nötig. Dagegen wird im Gebiete der Politik wol noch lange die Notwendigkeit bestehen, solche ab und zu — je nach Anlaß und Bedarf — ins Leben zu rufen; und obgleich sie ihre unmittelbaren Ziele nur selten erreichen, erringen sie

dem Volk doch zuweilen größere oder kleinere Vorteile. Im großen Ganzen sind sie in den meisten Ländern überflüssig geworden, denn das religiöse, philosophische und politische Denken wird trotz aller sich geltend machenden Unduldsamkeit ja doch immer freier. Die echten Freunde der Wahrheit und Freiheit bedürfen nicht mehr der Zeichen und Losungsworte, um einander zu erkennen, denn sie brauchen nicht mehr im Geheimen zu wirken, sondern können sich öffentlich kundgeben. Sie sind Gegner aller Geheimkrämerei, denn sie wissen, daß die Oeffentlichkeit das beste Förderungsmittel für Wahrheit und Freiheit bildet. Freilich sind politische Geheimgesellschaften auch jetzt noch in manchen Ländern — selbst Europas — unentbehrlich und auch in den freiesten Staaten kann man durchaus noch nicht jede religiöse, philosophische oder politische Wahrheit äußern, ohne getadelt, verleumdet oder auch bestraft zu werden.

E. B.



Hans Benzmann.*)

In die moderne Lyrik ist wieder eine Unruhe gekommen, die ihr gefährlich werden kann. Denn wo die Unruhe ist, ist die Kunst noch nicht. Aber auf die Kunst kommt's immer in erster Linie an. Auf die Kunst an sich, soweit sie Können im weitesten und höchsten Sinne ist, — und dann auf ihre Lebendigkeit. Vielleicht war das eine erreicht, — das andere wollte man. Aber dieses fließt nicht aus einem fleißigen Aufnehmen, aus Beobachten und Formen? — es fließt aus dem tiefsten Wesen der Persönlichkeit. In ihr liegt die Kraft des Zeitlichen und die Quelle des Zukünftigen. In ihrer Tiefe und Feinheit, in ihrer Freiheit und ihrem Verwachsensein mit dem Leben. Drum kümmern sie Richtungen nichts, wenn ihr die Intensität des Empfindens gegeben ist, nichts die lauten Theorien, wenn sie auf sich zu lauschen weiß, und sie fragt nichts nach den Andern, wenn sie den Trieb zur eigenen Ganzheit fühlt.

Sich selbst finden! — ist darum unsere lauteste Forderung. Ihre Erfüllung setzt eine rastlose Arbeit am eigenen Ich voraus, eine dadurch bewirkte Steigerung der Subjektivität zu jener Objektivität, die nicht mehr den Dingen unterliegt, die die Dinge in ihrer Gewalt behält. Was C. F. Meyer einmal sagte, was in seinem „Wesen und Gedicht" sei: „das große stille Leuchten", das müßte in jedem sein, der den Anspruch macht, ein moderner Künstler im höchsten Sinne zu sein. Es schließt Entwickelung nicht aus, es weist ihr vielmehr den Weg zur Tiefe, — aber es bewahrt vor der Unruhe und befreit dadurch vom „Litterarischen" in der modernen Lyrik. Es führt der Zeit entgegen, die so viele ersehnen: „die Zeit der Ruhe und der reinen Kunst!"

In den Dienst dieser Zeit hat sich nun neben ein paar anderen Hans Benzmann gestellt.

„Sommersonnenglück" heißt sein neues Buch, — „Im Frühlingssturm" hieß sein erstes. Das erste versprach einen Künstler, das zweite hat uns einen gegeben.

„Im Frühlingssturm" enthält für den Dichter zunächst den Sturm, der nach allen Seiten hinfährt, niederreißt und mitnimmt, der seine Kräfte wachsen fühlt und sie mehr ungebärdig als geschickt entfaltet, ungezügelt bleibt, wie weit auch sein Weg sei, und in diesem kein Ziel kennt. Aber auch der eigentliche Frühling, der sprießen läßt und wachsen und schon Kraft genug hat, Blüten zu treiben, die eine Freude und ein Schmuck sind, auch der ist in dem Buche. Und diese Blüten glänzen und duften und laden ein, gepflückt und behalten zu werden. Es sind ein paar Gedichte, schlicht und einfach, vom Leben gezeugt, von der Empfindung geboren. Und Benzmann tat gut daran, sie zu sammeln und seinem neuen Kranze einzuflechten, wenngleich neben der reinen Pracht der Sommerrose das Märzveilchen einbüßen mußte.

Die Reife konnte der Frühling noch nicht geben, die behielt sich der Sommer vor. Der Sommer schenkte dazu das Glück und in diesem die Sicherheit, die Genußfreude und die Gelassenheit.

Die Reife in „Sommersonnenglück" schließt freilich noch keine Entwickelung ab. Der Dichter wird sich nicht zu kopieren brauchen. Zur Reife ward gebracht, was der Frühling versprochen hatte, und neues blühte auf, was dem Herbste vorbehalten bleiben muß. Es wird um so reicher werden, je reicher der Lebensinhalt des Dichters sich gestaltet. Aus ihm wird sich ihm immer neues auftun, und mit seiner eigenen vollen Geschlossenheit und Rundung wird der höchste Ausdruck seiner Kunst erzielt werden.

Seine innere Fülle aber wird Benzmann erst ganz haben, wenn er sein kann wie sein prächtiger „Hans der Schuster", aber ohne dessen Härte, sondern mit Lächeln. Dann wird er den Humor haben, der heute noch fehlt. Vielleicht wird er ihm einmal aus einer tiefen Wunde fließen. Er wird ihm sicher diese innerste Lebensleichtigkeit geben, die für seine Kunst ein Gewinn ist. Sie befreit ihn von dieser Schwere, dieser Schwere der Jugend, auf die der Ernst der Gegenwart und die Sehnsucht der Zukunft drückt. „Hans der Schuster", „Einer kranken Seele", „Vision" und sogar „Adam" reden davon. Es sind gerade Gedichte von innerer Gelassenheit, und doch scheint diese mehr aus einer Erkenntnis, als unmittelbar aus der Naivität des Gefühls zu fließen. Sie scheint mehr in die Dinge hinein, als aus ihnen heraus zu sprechen, und sie hat noch trotz allem einen zuckenden Mund. Selbst der Alte, der Leben und Tod von seinem Berge verlacht, sieht, obgleich es ihn „erbaut", das Schwere im Leben — „Weiber gebären im Krampf und Särge", — er ist nicht ganz Kind, befreit und befreiend in Spiel und Lachen. Wol spricht es der Dichter aus, daß es den Menschen gezieme wie den Sternen, zu leuchten und ihre Zeit zu erfüllen, — aber wenn er es einmal nicht mehr aussprechen wird, wird es tief und wahrhaftig lebendig in ihm sein. Zu dieser Höhe wird er steigen, wenn er sich seine frische Gesundheit bewahrt.

Benzmann ist durchaus Dichter von innerstem Trieb. Zum rein Formalen steigt er nirgends herab. Und daß er kein formales Talent nur ist, beweist er am schlagendsten da, wo eine formale Einwirkung stattgefunden haben mag. Sie läßt sein Eigenleben unbe-

*) „Im Frühlingssturm!" Erlebtes und Erträumtes. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. „Sommersonnenglück", Neue Gedichte, Umschlag von E. Orlik, Zierleisten von Heise. Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler.

rührt. Aus ihm heraus schafft er die Form, dem Klang die Wärme, dem Sprachsinn die Bildlichkeit. Klarheit will er, aber nicht Kälte, anschauliches Empfinden und empfindungsvolle Anschauung. So schuf er seine drei „Balladen“ am Anfang des Buches, „Maria“, die „Evangelien“, „Reiter im Herbst“, „Sommersonnenglück“, „Herbststimmungen“, „Selige Nächte“, von denen ich das zweite Stück hier anführen will:

Ich will dich küssen, daß die Glut
Der Sonne dir im Schoße gärt,
Daß heiß entflammt dein junges Blut
Zu reifer Liebe sich verklärt!

Ich will dich lieben toll und wild,
Will herzen dich in Raserein — —
Will träumen dann so matt und mild
Mit dir ins Morgenrot hinein . . .

Das ist ein unmittelbarer Ausbruch, der von starker Wirkung bleibt. Nicht minder stark wirkt der Ausdruck seines inneren Schauens, diese Anschauungen voller Klarheit und Größe, wie sie nur dem wirklichen Dichter gelingen. Ich greife ein Beispiel aus der „Kreuzigung“ heraus, das in seiner großzügigen Knappheit an Liliencron gemahnt:

Von fern her kriecht ein Knäuel von Menschen
Langsam durch das Dämmerdunkel,
Durch den Staub der Heide,
Wie ein langer schwarzer Erdenwurm . . .

Dann findet er Klänge, die direkt ins Blut gehen:

Adam.

Und über Edens wunderbare Blütenpracht
Sinkt eine weiche, dunkelblaue Sommernacht.

Auf keuschem Blumenpfühl liegt Adam tief im Traum,
Ein seliges Klingen zittert durch den Himmelsraum.

Doch Adam seufzt tief auf und sieht mit müdem Blick
Weit in die weiße Welt, auf Edens Kinderglück — —

Da kichert's wie ein Täubchen lockend durch die Nacht:
Zu seinen Füßen schimmert Evas Gliederpracht!

Wie feurige Schlangen fährt es jäh durch Adams Blut,
Wie eines höchsten Glückes selige Sonnenglut —

Wild jauchzend sinkt er in des Weibes nackten Schoß . . .
Und Leben ringt von Leben glühend heiß sich los — — —

Fern aus der Ewigkeit wie Wintermorgenrot
Hebt sich ein dunkler Schatten riesengroß: Der Tod! . . .

Die gleiche Wärme, die Wärme des Erlebten, bewahren sich auch seine Personifikationen, — man lese das prächtige Gedicht: „Reiter im Herbst“, — nur Falke hat eine solche gerundete Klarheit und geschlossene Stimmung.

Er reitet wie verdrossen, wie im Traum,
Wohin er blickt, erschauern Busch und Baum,
Und was er streift mit seiner Eisenhand,
Riedgras und Rohr, sinkt nieder wie verbrannt.
So taucht er langsam in das Nebelmeer —
Dicht fallen welke Blätter hinterher . . . .

Die ganze Eigenart des Dichters aber drückt sich in seinen Landschaftsbildern aus, in diesen Abend- und Herbststimmungen, die in wenigen Strichen ein ganzes Gemälde geben:

Ewig das gleiche Bild:
Braunviolett der Abend niedertaut.
Ein altes Weib sucht Beeren noch im Kraut.
Den Hügel schnauft herauf ein Ochsenjoch
Und schlürft sich satt im sumpfigen Wasserloch.

Dann tiefe Stille. Nacht und tausend Sterne —
Und meine heiße Sehnsucht in die Ferne . . .
Bisweilen rasselt aus dem Dorf die Uhr,
Aus meinem Haus tönt deine Stimme nur . . .

Man merkt so recht überall: Sommersonnenglück ist aus dem Genießen heraus geschaffen, daher hat es seine Echtheit und Glut, daher ist es so lyrisch. Und daher hat es diese Heiterkeit, trotz des fehlenden Humors, die Heiterkeit des Genusses, die Sonnigkeit des Glückes. Es ist alles momentan, die Stimmung des Augenblickes, der lebt und nicht wertet. Und darin liegt zugleich die Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit dieses Buches, das sich gegen das erste seinen Stoff begrenzt: Liebe und Natur! Beide eng verschwistert, das eine die Tiefe des anderen erschließend, immer wieder von der Seite des Gefühls. Das gibt das hervorstechende Moment in Benzmann: er ist kein Deuter, er ist ein Träumer.

Hier lacht mich alles fröhlich an,
Hier werd ich Kind, hier werd ich Mann,
Hier bin ich klar und deute nicht
Und träume nur im goldnen Licht,
Hier bin ich frei vom Leide!

singt sein „Parzifal“, dieser prächtige Tor, der die Natur so groß und tief empfindet, daß er drin gesundet und sich selbst findet. Und ein anderes drückt so sehr Hans Benzmann aus, der „Ritter, der suchte“, der kurz und knapp von seiner Liebe das beste sagt, was der Dichter von ihr gesungen:

„Nun hab ich dich gefunden!
Du meiner Seele süße Ruh,
O meine geliebte Liebe du,
Nun will ich ganz gesunden.“

Und einmal, erfüllt von der Sehnsucht des einen, überwältigt, umträumt von der Stimmung des andern, entstand eine Offenbarung, ein berauschendes Gedicht, das bedeutendste der ganzen Sammlung: „Maria“. Es ist die innige Brünstigkeit des Liebesbegehrens in der Sommernacht, es ist das Weib, von der Größe, die ihm die Natur in seinem Geschlechte gegeben, von der göttlichen Keuschheit in ihrem natürlichen Triebe; es ist eine ganze Menschenseele und Seelentiefe. Nur „Parzifal“ etwa und „Hochzeit zu Kana“ dürfen sich diesem Gedicht an Feinheit vergleichen, ohne ganz seinen künstlerischen Grad zu besitzen.

Und aus dieser gleichen Tiefe sind die „Evangelien" geboren. Sie sind nicht philosophisch und nicht dogmatisch — auch sie sind gelebt, auch sie sind der Ausfluß einer menschlich wie künstlerisch hochstehenden Persönlichkeit. Indem in ihnen das Göttliche menschlich geworden ist, machen sie das Menschliche göttlich. Sie sind große Vorwürfe an sich, ewig alt und ewig neu, und der Dichter meistert sie mit sicherer Hand. Mit dieser Leichtigkeit, die aus der Glut des Herzens quillt, in dem die Liebe ist, die Liebe zur Menschheit und zum Menschlichen und der Glaube an sein Ewiges. Und dann alle Milde und Güte, alles Begreifen und Verzeihen, — die Harmonie des Göttlichen, symbolisiert in Christus, der im Tode die Versöhnung, in der Zukunft den Sieg, in sich aber die Liebe und die Wahrheit und das Leben sah.

Hier fühl ich am stärksten das Leuchten des „Firnelichts"; seine Dauer und Kraft wird uns die Zukunft lehren. Hans Benzmann darf an sie glauben, wie wir auf ihn vertrauen. Wilhelm Holzamer.



Gedichte.

Von Else Lasker-Schüler.

1.

Ein Königswille.

Ich will: vom Leben der gazellenschlanken
Mädchen, mit glühenden Rosengedanken.
Sie sollen vor meinem Grabe stehn
Und zündend in die Tiefe sehn.
Und jubelnde Lieder vom Uebermut singen
Wenn bleiche Winde durch die Totenstadt wehn
Und mit der Kraft meiner Seele ringen.

Ich will: vom Leben der wettergebräunten
Knaben, die nie eine Thräne weinten.
Sie sollen in meine Totengruft schaun
Und ihr Glück auf der Flur meiner Seele baun
Und die bleierne Luft der Einsamkeit sprengen
Und die Grabesschatten des Abendgraun
Mit ihrer blühenden Glut versengen.

Ich will vom Leben der weißen Gluten
Der Sonne, und von der Wolke Morgenbluten
Dem quellenden Rot der Himmelsbrust.
Bis meine Lippen sich wieder färben
Und junger Odem durchströmt meine Brust . . .
Ich will nicht sterben!

* * *

2.

Das Lied vom Leid.

Ich bin ein armes Mägdelein
Und weine leise im Sonnenschein . . . .
Der Hunger kam als schlechtes Weib
Und höhnte über meinen Leib,
Der alles Leid in Unschuld trägt.

Ich bin ein armes Mägdelein
Und weine leise im Sonnenschein . . . .
Der Hunger kam in Teufelstracht
Und hat mir dreizehn Dukaten zur Nacht
Verstohlen unters Pfühl gelegt.

Ich bin ein armes Mägdelein . . . .
Sie jagten mich aus dem Kämmerlein.
. . . Nun geh' ich tanzen für kleines Geld,
Mein süßes Kind kommt tot zur Welt
Wenn der Wintersturm die Heide fegt.

* * *

3.

(Zigeunerlied.)

Die schwarze Bhowanéh.

(Die Göttin der Nacht.)

Meine Lippen glühn
Und meine Arme breiten sich aus wie Flammen!
Du mußt mit mir nach Granada ziehn
In die Sonne, aus der meine Gluten stammen . . . .
Meine Ader schmerzt
Von der Wildheit meiner Säfte,
Von dem Toben meiner Kräfte.

Granatäpfel prangen
Wie die heißen Lippen der Nacht.
Rot, wie die Liebe der Nacht!
Wie der Brand meiner Wangen.

Auf dem dunklen Schein
Meiner Haut schillern Muscheln auf Schnüre gezogen.
Und Perlen, von sonnenfarb'gem Bernstein
Durchglühn meine Zöpfe wie Feuerwogen.
Meine Seele bebt,
Wie eine Erde bebt und sich aufthut
Dürstend nach Luft! nach säuselnder Flut . . . .

Heiße Winde stöhnen
Wie der Odem der Sehnsucht . . . .
Verheerend, wie die Qual der Sehnsucht. . . .
Und über die Felsen Granadas dröhnen
Die Lockrufe der schwarzen Bhowanéh!



Vernünftige Menschen.

Doktor Robert Kaminsky rannte nervös und irritiert in seiner „Bude" auf und ab. „Verfluchte Geschichte, wenn ich nur wüßte, wie ich mich da herauswuple? Was sage ich der Lori, wie sage ich's ihr? Es ist zu dumm, zu dumm!" Wütend warf er sich der Länge nach auf sein Ruhebett, und schleuderte den Brief, den er in der Hand hielt, in eine Ecke. Er war böse auf sich, auf die ganze Welt; und doch konnte die Welt eigentlich sehr wenig für die unangenehme Situation. In die Zwickmühle hatte er sich allein gebracht, der gute Robert. Solch eine Idee, heiraten zu wollen! Zu wollen? Wollte er denn? Fiel ihm

ja gar nicht ein; man hatte ihn hineingehetzt; und er, der gute Kerl hatte sich hetzen lassen. Nun saß er in der Tinte! Das Geld, dieses elende Geld! So gut und bequem könnte man leben, so angenehm! Die Lori war ein so lieber, süßer Kerl, er hätte nie ans Heiraten gedacht. Aber es mußte sein. So ging's nicht weiter. Alle Bemühungen, Ordnung in seine finanziellen Angelegenheiten zu bringen, scheiterten; er war ewig in der Klemme. Die Schulden vermehrten sich nicht mehr von Monat zu Monat, nein, neuestens schon von Woche zu Woche. Und da wollte es das Unglück, daß sein bester Freund Fritz ihm Vorwürfe machte, daß er das einfachste Mittel, sich mit einem Schlage radikal zu helfen, außer Acht ließ. „Bist du denn blind, daß du nicht siehst, wie die kleine Gráditz dir nachläuft, wie das Mädel auflebt, wenn sie dich nur sieht! Das einzige Kapital, das du hast, bist du selbst, und das willst du nicht verwerten? Sei doch nicht so dumm, greif zu! Die Kleine ist kein Kirchenlicht, aber — die einzige Tochter eines schweren Vaters; außerdem in dich vernarrt. Laß sie doch nicht schmachten. Mit einem Schlage bist du fein raus, hast Geld, denke doch, Geld! Der pumpfähige Schwiegersohn des reichen Gráditz, hast eigentlich dann nichts anderes zu tun, als dich von deiner kleinen Frau anbeten zu lassen. Kerl, was überlegst du denn!" Und Robert hatte angefangen, sich mehr um die kleine Ella zu kümmern, es machte ihm Spaß, zu sehen, wie dankbar ihre Kinderaugen aufleuchteten, sobald er sich ihr näherte. Und nun diese fatale Situation! Fritz hatte ja recht, die kleine Gráditz wäre die Rettung in Person, — aber die Lori! Er war noch nicht so weit, ihrer überdrüssig sein zu können, durchaus nicht. Es war zu dumm, drei Monate foppte dieses Teufelmädel ihn schon herum. Ihn! Drei Monate! Diese hübsche Kassierin in der Tabak-Spezialitätenhandlung war gar von einer nicht standesgemäßen Hartnäckigkeit und Prüderie! Jetzt nach drei Monaten stand er nicht viel weiter, als am ersten Tage. Es war ein Skandal, dieses platonische Verhältnis kompromittierte ihn vor sich selbst, er schämte sich in die Seele hinein! Abholen durfte er sie täglich und nach Hause bringen, bis zur Hausthüre nämlich; im Theater war sie ein paar mal mit ihm gewesen, und dann hatte sie nach Hause gehetzt, um vor „Sperre" zu kommen, weil die Mutter sonst schimpft. Die Mutter, und ewig die Mutter — Robert haßte diese gewiß vortreffliche Frau. Aber Lori war so wunderhübsch, so frisch, lustig, natürlich; sah ihn, wenn er einmal schon sehr ärgerlich war, so lieb treuherzig an! Richtig, „du" sagte er ihr seit vier Wochen; und hie und da ließ sie sich küssen — sie hatte so süße, frische Lippen, küßte so — so — ah närrisch konnte sie ihn machen! Das war aber auch alles — so ein Fall war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Drei Monate Belagerungszustand und keine Spur von Kapitulation: das war's ja eben, was ihn so erregte. Die Sache mit der kleinen Gráditz hatte Eile, gewiß, vom Standpunkt seiner ewigen finanziellen Kalamitäten; aber die Lori wollte er auch nicht lassen, sie war ihm ein zu interessanter Fall, sie reizte ihn! Was hatte er mit dem Mädel schon versucht, ach selbst das sonst so sichere „Dunsten lassen" hatte ihr gegenüber nicht verfangen. Drei Tage hintereinander hatte er sie nicht abgeholt — aber das war dann doch nur eine Strafe für ihn selbst gewesen. Denn als er am vierten doch wieder kam, sagte sie gelassen: „Servus! Warst krank oder rappelig? Danach schwor er im stillen — ganz im stillen — ein Ende zu machen, das war ihm doch zu viel. Nicht einmal ein bissel Sehnsucht nach ihm hatte sie empfunden. Freilich, als er dann vor dem Hausthore von ihr Abschied nahm, fiel sie ihm stürmisch um den Hals, in Seitengassen darf man sich so was schon erlauben, und küßte ihn toll, daß er noch fassungslos dastand, als sie schon längst im Hause verschwunden war. Endlich am Ziele — noch nicht ganz zwar, aber es bedarf nur noch eines kleinen Schrittes — der wird morgen gemacht — dachte er. Aber nein! Wie er am nächsten Tag auch bat und in sie drang, ihm den Abend zu widmen, — sie war kalt wie Eis. „Ich bin nicht so wie die andern, weißt, die Mutter wartet auf mich." „Na, dann laß dich von deiner Mutter lieben! Glaubst vielleicht, wir kennen den Pflanz von den sogenannten anständigen Mädeln nicht! Ganz närrisch machen wollt ihr einen, damit man den Kopf verliert und Euch heiratet — darauf ist das angelegt!" Damit hatte er sie stehen lassen und war davon gestürzt. Ruhiger geworden, schämte er sich seiner Roheit, schrieb ihr einen deh- und wehmütigen Brief, auf den sie aber nicht antwortete.

Er war wütend! Diese Lori! Und dann kam ihm noch eine höchst unangenehme materielle Angelegenheit in die Quere. Jetzt war's endlich genug. Sie mochte nicht — gut, es gibt noch andere Mädel, schönere, reichere; und so hatte er angefangen, sich mit der kleinen Gráditz zu befassen. Um sich „festzunageln" wie er sagte, war er gegen den Alten ziemlich deutlich gewesen und der hatte mit tausend Freuden den ihm sympathischen künftigen Schwiegersohn unterstützt bei Frau und Tochter, was übrigens gerade bei der letzteren ganz überflüssig war. Vierzehn Tage mochte das her sein; krampfhaft hetzte er sich in diese Affaire hinein, und doch quälte ihn der Gedanke an die Lori. Das grausliche Ding! Manchmal wollte er sich sogar einreden, daß er sie lieb habe, habe, nicht hatte! Aber der Brief, den sie ihm heute geschickt, brachte ihn doch in eine peinliche Situation. Er hatte ihn schon ein Dutzend Mal gelesen, und las ihn immer wieder. „Mein lieber Alter, sei nicht mehr bös. Der Mutter hab ich eingeredet, daß ich bei einer Freundin bin, bis elf Uhr habe ich Zeit, da wollen wir den Abend miteinander verbringen. Hol mich also ab wie gewöhnlich, nur mache irgend einen ruhigen Platz ausfindig, wo man ungestört plauschen kann. Deine Lori." Und das gerade heute! Morgen soll er als Freiwerber bei Gráditz erscheinen, und heute das Rendezvous? Wenn ihn jemand sah, und es sah ihn doch bestimmt jemand; Einöden gibt's ja nicht! Er war heillos kompromittiert. „Burscherl, sei klug, du segelst jetzt schön ruhig in den Hafen, bist geborgen, laß die Dummheiten mit dem Ding, der Lori, das dich ja doch nur an der Nase herumführt." Ja, das war wol alles ganz schön und vernünftig, aber diese Lori war so süß! Und jetzt rief sie ihn selbst; freiwillig gab sie sich ihm, weil sie ihn liebte. Aber um Himmelswillen, er konnte doch nicht am Vorabend seiner Verlobung ein veritables Verhältnis anfangen! Er muß der Lori sagen, daß es zu spät sei. Das arme Ding, wie soll er ihr's nur schonend beibringen? Mit einem Gemisch von Mitleid und befriedigter Eitelkeit machte sich der Herr Doktor auf seinen schweren Weg. — — — —

„Redet's nur ja mit der Lori nichts, die hat einen Mordsgraul", sagte eine Verkäuferin mit einem wenig

freundlichen Blick nach der Cassa, in der die hübsche, blonde Lori mit einem allerdings wenig lustigen Gesichte saß. „Wenn man nicht auf alle deine Dummheiten eingeht, Jenny, dann möchtest einen am liebsten in einem Löffel Wasser ertränken. Schließlich hat halt jeder seine eigenen Sorgen.“ Hatte sie, die blonde, lustige Lori, Sorgen? Ja, es war doch keine Kleinigkeit, sich aus der Situation herauszuwinden. Sie war eine von den ruhigen Naturen, mit einem entschiedenen Hang zum Soliden. Dabei hatte Robert ihr aber riesig gefallen. Es war ihr oft schwer genug gefallen, so unerbittlich zu bleiben. Aber man muß an die Zukunft denken; man weiß doch, was zum Schlusse herauskommt: satt kriegt er sie über kurz oder lang doch — und dann sitzt sie da! Und schließlich ist der Franz Berger doch ein ganz netter Mensch; und alle Tage will sie so einer, der ein schönes Geschäft und ein paar ersparte Gulden hat, auch nicht heiraten; Kirchenmaus, die sie war. Sie könnte das nicht verantworten, wenn sie so ein Riesenglück von sich weisen würde, sie kann das der Mutter nicht antun! Aber halt der Robert — das ist das G'frett! Er war doch so ein lieber Kerl! Drei Monate hatte er sie schon so lieb! Jetzt freilich mußte er recht bös sein, weil er's vierzehn Tage aushielt, ohne zu ihr zu kommen. Aber, sie kann das doch nicht einfach auf sich beruhen lassen, ihm am Ende einfach ihre Vermählungsanzeige schicken. Das ging doch nicht, das mußte ihm weh tun, das hatte er nicht um sie verdient; und bös durften sie nicht auseinander gehen, das wollte sie nicht! Aber wie es Robert beibringen? Es geht nur, wenn sie ihm einmal seinen Wunsch erfüllt, wenigstens zum Schluß zwei Stunden allein mit ihm verbringt — und so hatte sie ihm geschrieben.

„Endlich, Lori!“ Ihren Arm durch den seinen ziehend, preßte er sie fest an sich. „Wie geht's dir denn, du schlechtes Mädel, war dir denn nicht ein bissel bang nach mir?“ Er blickte sie zärtlich an. Und das Mädel soll er aufgeben, gerade jetzt?! Sein Blick streifte bewundernd ihr frisches, rosiges Gesichtchen, die volle und doch graziöse Figur. Wie dürftig und unscheinbar war dagegen die kleine Gradits! Die Lori war entzückend! Er wird die kleine Gradits heiraten; ja, gewiß, was soll er denn machen, der Mensch will doch schließlich anständig leben, die läuft ihm nicht davon, die ist froh, wenn er sie nur überhaupt nimmt! Aber heut ist heut!

„Was tun wir denn, Robert?“

„Ja Schatz, nachtmahlen werden wir halt und Schampus trinken, daß alles kracht; heut müssen wir lustig sein, komm nur! Ich hab ein wunderhübsches kleines Zimmerchen gemietet im Hotel, sollst sehen, wie entzückend der Abend sein wird!“

Ein halb trauriger, halb humorvoller Blick streifte ihn von der Seite. Seine Augen glänzten, sein ganzes Gesicht strahlte. „Armer Kerl — du wirst dich wundern!“ Lori wurde das Herz schwer, wie ihm's nur beibringen?!

Ida Stieber.

(Schluß folgt.)



Chronik.

Nietzsche-Abend. Eine Gedenkfeier für den am 27. August gestorbenen Friedrich Nietzsche (dessen Bedeutung für das Geistesleben der Gegenwart auch in dieser Zeitschrift noch besprochen werden soll) veranstaltet am Dienstag, den 18. September, der Recitator Kurt Holm in Verein mit Rudolf Steiner. Kurt Holm wird aus Nietzsches Werken Recitationen, Rudolf Steiner eine einleitende Ausführung über „Nietzsches einsame Geisteswanderung“ darbieten.

Karten zu 2 und 1 Mark sind in den Buchhandlungen: Hermann Lazarus (W. Friedrichstr. 66), Trautwein (W. Leipzigerstr. 8) und Hannemann (SW. Friedrichstr. 206) zu haben. Die Veranstaltung findet statt um 8 Uhr abends (18. Sept.) im Architektenhause.

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

Menschenrecht. Skizzen zur Psychologie der Frauenfrage. Von Hans Struenberg. Berlin.

In Dingsda. Von Johannes Schlaf. Zweite Auflage. Minden in Westf.

Augusta Trevirorum. Skizzen und Bilder aus trierischer Mappe. Von Miriam Eck. Berlin.

Freiherr von Schlicht: Der Parademarsch. Militär-Humoresken. Illustrationen von E. Thöny. Illustrierte Bibliothek Langen. München.

Jeanne Marni: Fiaker. Illustrierte Bibliothek Langen Illustrationen von E. Heilemann. München.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schöffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



Das Magazin für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. **Anzeigen 40 Pfg.** die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. — Berlin, den 15. September 1900. — Nr. 37.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Marie Eugenie delle Grazie.

Von **Rudolf Steiner.**

I.

In der neunten Auflage seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" spricht Ernst Haeckel von den neuen Wegen und weiten Ausblicken, die sich der Kunst von den Gesichtspunkten der naturwissenschaftlichen Weltanschauung aus eröffnen. Er nennt unter den Werken, die von dem Geist dieser Weltanschauung erfüllt sind „die vielseitig interessanten Dichtungen der genialen Wiener Dichterin Eugenie delle Grazie, besonders das moderne Epos „Robespierre". Es ist jetzt mehr als fünfzehn Jahre her, da tauchte der Name Marie Eugenie delle Grazie zum erstenmale in einem Kreise auf, der innerhalb des deutschen Geisteslebens in Oesterreich stand. Eine kleine Gedichtsammlung, eine Erzählung „Die Zigeunerin", ein Epos „Hermann", und ein Drama „Saul" waren damals in rascher Aufeinanderfolge von ihr erschienen. Das waren die Schöpfungen einer noch nicht zwanzigjährigen Dame. Der geistvolle, vornehme österreichische Philosoph B. Carneri stand nicht allein mit den Empfindungen über die Dichterin, die er 1894 in die Sätze zusammenfaßte: „Bei der Großartigkeit des Stoffes und dessen glücklicher Bewältigung (ist „Hermann") eine Riesenleistung für ein so jugendliches Alter. Viel des Rühmlichen läßt sich auch bei „Saul" hervorheben, aber von eigentlicher Genialität möchten wir erst bei der „Zigeunerin" sprechen. Durch ihre Naturschilderungen, lebensvolle Plastik und die zum vollen Durchbruche kommende Leidenschaft wird uns in dieser kleinen Erzählung ein Kabinettstück geboten, dessen wolklingende Prosa beweist, daß Fräulein delle Grazie naturbegnadet ist auch mit dem, was Friedrich Nietzsche „das dritte Ohr" nennt."

Eine große, einzigartige Persönlichkeit kündigte sich in diesen Dichtungen an. Ein Leben, jung an Jahren, reich an Inhalt, reich vor allem an jenen Leiden, die an die Tore der Erkenntnis mit verlangendem Sinne führen, sprach sich aus. Es war zweifellos, delle Grazie hatte die große Leidenschaft, die aus dem persönlichen Los in die umfassenden Rätselwege des Weltenschicksals führt und die die Weltenfragen als Probleme des eigenen Herzens empfindet. Zehn Jahre vergingen, bevor die Dichterin weiteres veröffentlichte. Dann erschienen wieder in rascher Aufeinanderfolge: eine Sammlung von Gedichten „Italische Vignetten", „Rebell" und „Bozi", zwei Erzählungen, das große Epos „Robespierre" und ein dritter Gedichtband. Die Grundstimmung der ersten Schöpfungen delle Grazies spricht sich wieder aus; ihr Gesichtskreis ist derjenige der modernen Weltanschauung im höchsten Sinne des Wortes geworden. Es gibt wahrscheinlich keine zweite Persönlichkeit, die so tief, so erschütternd den Schmerz über das Zusammenstürzen einer alten Idealwelt und einer neuen Erkenntniswelt in sich erlebt hat wie Marie Eugenie delle Grazie. Nach zwei Richtungen hin geht ihr Fühlen, und nach beiden Richtungen hin ist es groß. Womit Schiller sich jederzeit tröstete: daß der Mensch flüchten könne aus der gemeinen Wirklichkeit in das hehre Reich der Ideale; dieser Trost ist delle Grazie nicht zu teil geworden. Die neue Naturwissenschaft hat ihre Blicke auf das Wirkliche gelenkt, das ihr als das einzig Vorhandene erscheint. Nicht an eine ewige göttliche Ordnung, die sich der Natur nur bedient, um ein ideales Reich und Ziel zu verwirklichen, kann die Dichterin glauben; sie ist ganz erfüllt von der Erkenntnis, daß wahllos die ewige Gebärerin, die Natur, aus ihrem

finsteren Schoße die Geschöpfe hervorzaubert, sich zur Befriedigung der unendlichen Wollust, die sie am Erzeugen hat, und unbekümmert um das Schicksal ihrer Kinder. Was da Schönes, Großes und Erhabenes in der Welt entsteht: es ist nicht um des Schönen, Großen und Erhabenen willen entstanden; es ist geworden, weil die Natur den lüsternen Drang zum Schaffen inne hat. Und Schwärmer waren sie alle, die Idealisten, die von den großen Zielen des Lebens träumten. Sie verdanken ihr Dasein der List der wollüstigen Natur. Was wäre den Menschen ihr Dasein, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Buddha, ein Sokrates, ein Christus kämen, und den Menschen sagten, daß sie zu Höherem geboren seien. Aber dem, der tiefer blickt, kann kein Ideal täuschen. Die Menschheit soll durch ihre Idealisten nur von Zeit zu Zeit aufgestachelt werden, ein anderes zu glauben, als was die Allmacht der Natur wirklich vollbringt. Wollüstig und dämonisch zugleich ist die Natur: sich will sie am Gebären der Menschen befriedigen, und den armen Geschöpfen gaukelt sie die Traum- und Schaumgebilde der Ideale vor, damit sie abgelenkt werden von dem wahren Inhalt des Daseins.

Was eine stolze, tief-gemütvolle Natur unter solchen Empfindungen zu leiden hat, das spricht aus delle Grazies Dichtungen. Wer die Größe dieser Dichtungen nicht mitzuempfinden vermag, dem muß eines von den Gefühlen fehlen, die dem Gegenwartsmenschen so tief ins Herz geschnitten haben. Entweder hat er nie die große Sehnsucht in sich als persönliches Schicksal empfunden, welche die mächtigen Ideale der Menschheit, den Jenseitsdrang und Götterglauben gezeitigt und immer wieder am Leben erhalten haben; oder die moderne Weltanschauung, die wie ein gewaltigstes Erdbeben über unser Geistesleben hereingebrochen ist, muß mehr oder weniger spurlos an ihm vorübergegangen sein. Ich zweifle nicht, daß diese moderne Weltanschauung Keime in sich birgt zu höheren Geistessphären, schöner, erhabener als alle alten Ideale; aber ich glaube nicht, daß die Freuden jemals über die Leiden voll triumphieren werden; ich glaube nicht, daß die Hoffnung jemals die Entsagung besiegen wird. Mir scheint es eben so sicher, wie daß das Licht aus dem Dunkel geboren ist: daß die helle Erkenntnisbefriedigung aus dem tiefsten Schmerze des Daseins hervorgehen muß. Und der große Schmerz am Dasein, das ist der Lebensnerv in delle Grazies Kunst. Wir haben dieses Element in unserem Leben, als Gegner des Schlimmsten, was an uns zehren kann: der Oberflächlichkeit. Die Regionen, in denen delle Grazie wandelt, sind es, durch die hindurch gehen muß, der zu den Höhen des Lebens dringen will. Nur die teuer erkaufte Erkenntnis, nur die aus den Abgründen aufgestiegene, hat Wert. Delle Grazies Dichtungen zeigen den Preis, den jeder Erkennende einsetzen muß. Gleichviel, wohin wir zuletzt gelangen. Delle Grazies Weg ist ein in den Tiefen der Menschenseele begründeter. Wahr ist es: Gegenwartsmüdigkeit und Zukunft-Hoffnunglosigkeit strömen ihre Dichtungen aus. Ich möchte aber nicht zu denen gehören, in denen von alle dem keine verwandte Saite anklingt.

II.

In Roms Entwickelung gab es einen Punkt, wo menschliche Größe am engsten zusammenfiel mit menschlicher Nichtigkeit. Cäsarenmacht mit Schwäche, Kunsthöhe mit ethischer Fäulnis paarten sich hier. Der Mund, der Völker befehligte, lechzte gierig nach dem Kusse des elendesten Weibes; Herrensinn wurde zum Sklavensinn, wenn die Umarmungen hochgestellter Dirnen ihn bändigten. Wie sich das in den Resten alter Zeit heute noch versteinert, aber deutbar dem hellsehenden Blicke, kundtut, das sprechen diese „Vignetten" Marie Eugenie delle Grazies aus (Leipzig, Breitkopf & Härtel).

„Götterwürd' und Götterrechte
Habt ihr kühn euch angemaßt,
Geist und Tugend wurden Knechte,
Wo die Willkür toll gepraßt."

singt sie von den römischen Cäsaren. Die Stimmung, die sich ihrer in der ewigen Stadt bemächtigte, gibt sie wieder mit den Worten:

„Mit elegischem Geflüster
Blickt vom öden Palatin
Eine einz'ge Pinie düster
Nach dem stillen Forum hin."

Eine Anzahl von Gedichten sind den Eindrücken entsprossen, die Tassos Spuren in der Dichterin hervorriefen:

„Vor deiner Gruft erstirbt jed' eitles Wähnen,
Hier thront dein Ruhm in majestät'scher Ruh',
Doch wo der Mensch gelitten, fand ich Thränen,
Und schluchzen, träumen durft' ich hier wie du."

Unter dem Namen „Bilder und Gestalten" teilt uns delle Grazie ihre Empfindungen bei dem Anblicke großer italischer Kunstwerke mit, wie der Sant' Agnese von Guercino, St. Cäcilia von Maderna, Apoll von Belvedere, Zeus von Otricoli, Moses von Michel Angelo. Das Gedicht „Zwei Wahnsinnige" aus dem Cyklus „Sorrent" stellt Tasso und Nietzsche, die beide auf diesem Boden wandelten, einander gegenüber:

„Zwei große Menschen schritten diese Pfade
Und oft stehn beide jäh mir vor dem Sinn:
Tasso, der Dichterfürst von Gottes Gnade,
Und Friedrich Nietzsche . . . gleich war ihr Gewinn
Und Wahnwitz hieß er . . . ."

Delle Grazie hat in Italien all die Herrlichkeit geschaut, die da zu schauen ist:

„Wie alle hast du mich an dich gezogen,
Bezaubert, hingerissen und betört,
Auf Trümmern mir von einem Glück gelogen,
Das du im Sonnenglanze hart zerstört —"

Ihre Weltanschauung spricht deutlich auch aus diesem Buche:

„Doch groll' ich nicht . . . . zur Heimat geht es wieder,
Wenn auch mit schnöd gebroch'nem Wanderstab —
Ich bring' mit ihm die alten Qualen wieder
Und hier wie dort leg' ich ihn auf ein Grab!

„Der Rebell" heißt die erste der beiden 1893 veröffentlichten Erzählungen.*) Den Mittelpunkt bildet

*) „Der Rebell", „Bozi". Zwei Erzählungen von M. E. delle Grazie. Leipzig. Breitkopf & Härtel.

ein ungarischer Zigeuner aus der Theisgegend, wo keine westeuropäische Kultur die Hirnwindungen der Menschen so starr gemacht hat, daß wir aus Titel und Amt so ziemlich den Charakter erraten können. Der Zigeuner Lajos hat selbstverständlich kein philosophisches Doktordiplom erworben, dafür aber sind auch die Schule, die Amtsprobezeit, die Gesellschaftssimpelei und die Philisterlektüre nicht die Schicksalsmächte, von denen sein Empfinden und Denken bestimmt ist. Und Lajos hat sich emporgerungen bis zu den Höhen der Menschheit; er hat sich eine Lebensansicht erworben, die geeignet ist, ihm das Dasein in seiner wahren Gestalt erkennen zu lassen, die ihn zum Weisen unter Thoren macht, und die ihm die Wahrheit schauen läßt da, wo andere nur die heuchlerischen Masken anbeten. Lajos ist eine Persönlichkeit, die von der Welt um ihr Glück betrogen worden ist; die aber stark genug ist, dieses Glück, das sie nur der Lüge hätte verdanken können, zu entbehren. Lajos liebte ein Mädchen, die natürliche Tochter eines Grafen. Ein Edelmann macht ihn die Geliebte abspenstig. Diese verläßt den armen Zigeuner um des adeligen Verführers willen. Ein schier ins unendliche gehendes Rachegefühl gegen den letzteren bemächtigt sich des Zigeuners. Er sucht alle Orte auf, wo er den Räuber seines Glückes vermutet, um ihn zu töten. Lange sucht er vergebens; endlich findet er ihn, schlafend am Wege, die Flinte neben sich. Ein leichtes wäre es, den Gegner mit dessen eigener Waffe zu morden. In dem Augenblicke verwandelt sich Lajos' Rache in Verachtung; er findet, daß das Leben des Elenden nicht wert ist, von ihm vernichtet zu werden.

Lajos schildert die Empfindungen, die in dem Augenblicke sich seiner bemächtigten, als das Leben des Gegners in seiner Macht war, mit den Worten: „er wurde bleich bis in die Lippen, seine Kniee schlotterten, als hätt' er das Donaufieber bekommen, und auf einmal riß er den Hut herunter und grüßte mich tief . . . und lächelte dazu wie ein Blöder. . . . . Da wurde mir so wol, so wol, sag' ich Ihnen, denn nun wußt' ich, daß man seinem Feind noch Schlimmeres antun könne, als ihn ermorden, und daß meine Qual zu Ende war, weil ich den, der da vor mir stand, nicht mehr hassen konnte; wie ein Ekel kam's mir in die Kehle — ich spuckte aus gegen ihn, warf die Flinte ins Schilf zurück, nahm meine Fiedel und ging . . . ." Und dann sagt er von dem, den er also gedemütigt: „wo er kann, schwärzt er mich an bei den Leuten, und am liebsten möchte er mir die Panduren und den Stuhlrichter auf den Hals hetzen, aber er kann nichts Rechtes vorbringen gegen mich, und daß er mir zum Umbringen zu schlecht gewesen ist, will er doch auch nicht sagen! Aber er ist wie Luft für mich; wenn ich die auch einatmen muß, kann ich sie doch immer wieder zurückgeben — da! So gleichgültig ist er mir!" Das Erlebnis mit dem Edelmann wurde für Lajos zum Quell höchster Erkenntnisse. Es wurde ihm klar, wie man ohne Haß und Liebe die Welt betrachtet. „Was ist aus meiner Liebe, was ist aus meinem Haß geworden?" sagt er. „Alles vorüber, und damals glaubt' ich daran sterben zu müssen! Wer so etwas an sich erfahren hat, wird ruhig und kann auch seinem Feind nicht Unrecht tun!" „Wenn ich schlechte Augen hab' und mir den Kopf an einen Pfosten anstoß' — hat der Pfosten die Schuld oder ich? Der Pfosten ist da und hat sein Recht, und ich bin da und hätt' auch mein Recht, wenn meine Augen nicht schlecht wären — ich könnt' ihm ja ausweichen, nicht? Und wenn ich eine Nichtsnutzige gern haben und einen Schurken hassen konnte, bin ich da nicht gerade so blind gewesen? Sie waren's nicht, und darum mußt' ich mir das Herz und den Schädel an ihnen wundstoßen, wie an dem Pfosten! Wem aber soll ich noch glauben, wenn ich mich selbst so betrügen kann, wenn jeder Mensch zweimal ist: so wie er geboren wurde, und so wie ich mir denk', daß er ist? Und weiß ich denn, wie ich bin? Viele Menschen weichen mir aus — sie tun mir nichts Böses, möchten mir aber noch weniger was Gutes tun! Warum? Hab' ich was verbrochen? Nun, die haben eben auch Recht! denk' ich mir, denn jeder, der lebt, will nur sich, und selbst wenn er meint, daß er ein anderes gerade so gerne hat!" Das sind Worte der Weisheit, wie sie nur ein Leben gebiert, dem sich das Dasein schleierlos gezeigt hat. Die Leute nennen den Lajos einen „Rebell", weil er sie verachtet. Und der Edelmann sagt von ihm: „er ist zu allem fähig". Diese Worte bedeuten aber nichts weiter, als daß der Edelmann unfähig ist, zu erkennen, wie des armen Zigeuners selbständige Seele sich äußern kann. Sie ist ihm ein Element, das von Urkräften bewegt wird, wirksam aus Tiefen herauf, von denen ein Durchschnittsgehirn nichts ahnt. Das Unbekannte, die dunklen Mächte in Kopf und Herzen des Zigeuners erfüllen den Edelmann mit einem Gefühl des Grauens. Er fühlt sich nur sicher Leuten gegenüber, die ihren Charakter, wie er selber, von den Urvätern ererbt haben, oder solchen, denen die Knute den Sklavensinn angehaut hat.

Zwei andere „Rebellen" stehen dem Zigeuner, dem Rebellen des Gedankens und der Empfindung, in delle Grazies Erzählung gegenüber: István, der einstige politische Empörer und Freiheitsheld, der aber an der Seite seiner „praktisch" denkenden Susi sich bis zu der ja heute vielbewunderten Höhe des „Realpolitikers" emporgeschwungen hat, und Bándi, dessen Rebellenseele sich in den tollsten Flüchen entlädt, ohne daß ihn aber das revolutionäre Feuer in der Brust vorläufig hindert, dem Edelmann, dem er alle Teufel auf den Leib hetzen möchte, Kutscherdienste zu tun. Die letzten beiden „Empörernaturen" läßt sich die Gesellschaft der Bequemlinge gefallen, denn die Istváns sind unschädlich, wenn ihre Susis Gelegenheit haben, behaglich Fett anzusetzen; und die Bándis schimpfen zwar, aber sie geben brauchbare Lasttiere ab. Diese Rebellen fürchtet man nicht; sie gliedern sich ja doch in die Gesellschaft ein, wenn auch widerwillig; aber die Rebellen von der Art der Lajos werden angesehen wie ein Berg, der einmal sich als Vulkan betätigt, und dann sich wieder geschlossen hat. Man fürchtet in jedem Augenblick einen neuen Ausbruch. Daß die nach außen drängenden Feuermaterialien sich im Innern in edle Stoffe verwandelt haben, davon haben die Durchschnittsmenschen keine Ahnung.

Die zweite Erzählung „Bozi" ist satirisch. Der Stoff ist jener Gegend Ungarns entnommen, wo Menschen, Büffel, Schweine und Stuhlrichter so nahe aneinander hausen, sich ewig im Wege stehen, und doch nicht von einander lassen können; dieses Milieu, das den Fatalismus Halb-Asiens wie etwas Selbstverständliches mit den christlichen Glaubenssätzen und eine türkische Rechtspraxis mit den Theorien des Corpus juris und das Tripartium so friedlich und unangefochten in sich vereinigt! „Bozi" ist ein Büffel. Aber ein solcher von ganz besonderer Art. Kein Herden-Büffel,

sondern ein Herren-Büffel. Er fügt sich nicht den Satzungen, die Gott und die Menschen in seinem Wohnort den Büffeln gegeben; er verläßt, wenn es ihm beliebt, seine Behausung, um unter den Menschen Furcht und Schrecken zu verbreiten. Besonders ist es ihm willkommen, wenn er bei feierlichen Anlässen unter einer größeren Menge von Menschen erscheinen und da Verheerungen anrichten kann. Eine solche Unternehmung mußte er aber mit seiner Freiheit bezahlen. Er wurde nach derselben hinter streng verschlossenen Thüren gehalten und durfte nur des Nachts, wenn die Menschen schliefen, ins Freie. Damit war die Sache aber noch schlimmer gemacht. Denn hatte er früher als Büffel die Menschen mit Entsetzen erfüllt, so jetzt als . . . . Teufel. Denn wer in nächtlicher Stunde dem Tiere begegnete, hielt es für den leibhaftigen Fürsten der Hölle. Davor hat den „aufgeklärten" Dorfdoktor, der Meyers Konversationslexikon besitzt und darin alles nachsehen kann, seine naturwissenschaftliche Bildung ebensowenig beschützt, wie den Herrn du Prel seine philosophische vor dem Spiritismus. Der gute Medicus glaubt so lange, daß es ein „übernatürliches" Wesen war, von dem er des Nachts überfallen worden ist, bis ihm sein Mantel, dem er auf der Flucht vor dem Gespenst verloren hat, gebracht und ihm gesagt wird, daß der Büffel die schützende Umhüllung um seine Hörner gewunden nach Hause gebracht habe. Ein anderes Mal zieht ein Teil der Dorfgemeinde aus, mit dem Bürgermeister an der Spitze, und dem Kirchendiener mit dem Weihwasser an der Seite, weil der „Teufel" wieder erschienen und sich sogar einen Bewohner des Dorfes geholt hat. Der Teufel soll bekämpft werden. Die ganze Dorfgemeinde kann nichts ausrichten, weil sie vor Schrecken bebt, als sie an die Stätte kommt, wo der „Böse" wütet. Nur ein Blödsinniger, der auch dabei ist und weder an Gott noch an den Teufel glaubt, sieht das, was wirklich da ist — den Büffel, schlägt auf ihn los und verwundet ihn. Die anderen ziehen mit langen Nasen von dannen.

Die Erzählung ist mit jener Art von Humor geschrieben, der nicht nur von einer vollständigen Beherrschung der Kunstmittel, sondern auch von einer in sich gefesteten Weltanschauung zeugt. Heuchlerische Religiosität, unverdaute Aufklärerei, der moderne Aberglaube der „gescheiten Leute" wird in der kleinen Erzählung getroffen und entlarvt.

(Schluß folgt.)



Spaziergang.

Von **Ludwig Jacobowski**.

Und langsam zieht mein Freund mich vor
die Thür.

Die leere Straße läuft ins offne Feld,
Bis sie sich ganz in fernen Dunst verkriecht.
Nur ab und zu verstaubte Lindenbäume,
Die ängstlich ihre letzten Blätter halten,
Und Rübenfelder, kümmerlich gespickt,
Riedgräser, die am Wegsaum scheu sich ducken,
Daß nicht ein Windstoß ihre Hälmchen knickt.
Kühl bläst der Herbststurm mir ins lose Haar
Und durch das Brausen seiner Töne redet
Mein Freund, dem Leiden, was mir Leiden ist:

„Was grämst du dich um sie?"
Das bischen Liebreiz, das dir zugelacht,
Und sei's im Atem wundervollster Nacht . . .
Was ist denn Liebe, die nicht Tiefe liebt,
Was eine Seele, die nicht Reinheit übt?
Ein Händchen, hingegeben und gelöst,
Noch eh sein leiser Handschuhduft verflogen,
Ein Köpfchen, schon dem Nächsten zugebogen,
Damit du seine Falschheit rasch verstehst, . . .
Was grämst du dich?
Die leichte Stunde, die ihr Liebe singt,
Die zwischen Wein- und Spiegelglas verklingt,
Die kleine Wonne, die sie nachts verschenkt,
Damit sie Perlen an die Ohren hängt, . . .
O Flachheit, Freund, du bist zu groß für sie!
Ein Weib verrollt . . . was grämst du dich um sie?"

Ich seh' verdüstert in den Horizont,
Der sich in letzten Himmelsgluten sonnt:
„Ich liebte sie, ich liebe sie nicht mehr,
Ich gräm' mich nicht, doch ist mein Herze schwer,
Nicht daß sie mir verloren ist,
Nein, daß sie so verloren ist!"



Der Sterngucker.

Drama in 1 Akt*)

von **Georg Reicke**.

Personen: Gille, Besitzer einer Schneidemühle.
Ferdinand, sein Sohn.
Die Frau des Gille.
Der Wirt.
Alwine, seine Nichte.
Korkoran, ein Alter.
Spengler, ein Knecht.
Ein Trödler.
Ein Fuhrmann.

Dorfbewohner, Frauen und Kinder.

Ort der Handlung: ein kleines Dorf im Nordharz.

Die Gaststube im Dorfkrug. Mittelgroßer, niedriger Raum durch trüb brennende Hängelampen erhellt. Darunter rechts und links ein paar Tische mit einfachen bunten Decken und Bauernstühle davor. An der rechten Wand unter den Fenstern eine lange Bank. Auf der linken Seite hinten die Schänkbank, dahinter Schrank mit Flaschen und Gläsern. Auf derselben Seite, nach vorn zu, Thür ins Innere des Hauses, dann noch weiter nach vorn ein brauner Kachelofen mit Bank darum. In der Mitte hinten eine Thür, die durch einen kleinen Vorraum und eine zweite Thür ins Freie führt. An den Wänden ein paar Plakate und eingerahmte Oeldruckbilder von Fürstlichkeiten — alles außerordentlich bescheiden.

Am vordersten Tische links sitzt der Wirt, behaglicher Schweiger von unerschütterlicher Ruhe, aus einer kurzen grünen Pfeife schmauchend. Er sitzt seitlich auf dem Stuhle, die Ellenbogen rechts und links auf Stuhllehne und Tisch gestützt, dauernd fast unbeweglich. An dem

*) Das Stück ist vom Lessing-Theater für die kommende Spielzeit zur Aufführung angenommen.

selben Tisch auf der andern Seite der Sägemüller Gille, Fünfziger von hünenhaftem Körperbau und einem scharfgeschnittenen bartlosen Gesicht, hinter seinem Bierglas. Unruhige Blicke, rasches und leidenschaftliches Sprechen. Auf der Fensterbank rechts der Trödler, behendes Männchen mit pfiffigem spitzem Gesicht neben einem großen Haufen mit Wachstuch verdeckter Kästen. Vor ihm ein Schnapsglas. Er raucht die gleiche grüne Pfeife wie der Wirt. Hinter dem Schenktisch im Hintergrunde Alwine, neunzehnjährige Blondine, Gläser in einem vor ihr stehenden Wasserbehälter spülend und trocknend. Sie nimmt durch Zuhören und gelegentliche Gebärden an den Gesprächen teil und hält zeitweise mit ihrer Beschäftigung inne.

Wirt: Woard koalt werden uff de Nacht!

Trödler: Jo jo! t'woard koalt! t'woard koalt! De Sterne plinkern man so!

(Pause; beide paffen.)

Wirt: Js heut noch theirer jeworden, wie vorch'tes mal! (Auf einen fragenden Blick des Trödlers hinzusetzend.) 's Holz!

Trödler: 't will wol! 't will wol!

Wirt (immer gleichmäßig langsam): Pure nischt to maken uff de Auxjohn! söstig Prezent über de Taxe — — is'n Happen!

Trödler: Jo jo! is vor Jewalt! De Zeiten sind to schlecht! dat's de Woahrheit!

Wirt (den neben ihm sitzenden Gille anzapfend): Bloß de Sägemüller, de kenn's abwarten; de kenn' ihr Langholz verfeiren, wenn se hebben Leite jenug, de's kleine moaken, un looft ihn' keiner nich wech von de Arbeit!

Gille (macht eine Bewegung, die andeutet, daß er sich aus den Worten nichts mache, wendet sich ab und trinkt).

(Man hört aus der Ferne einen choralartigen Gesang.)

Alwine (aufgeregt): Die Sterngucker, Onkel!

Trödler: Jo jo! dat sind se!

Alwine (eilt hinterm Schanktisch hervor und nach der Thür hinten): Stehst —! nu komm' se doch!

Wirt: Nu ja, ja! ek här's ja!

Gille (unwirsch): Altes infamigtes Geplärre!

Trödler (kichernd): Hi hi tse! De heiligen drei Keeniche!

Alwine (hat hinten die Thür geöffnet und horcht hinaus; man sieht in eine winterliche Berglandschaft): Von Stiege komm' se rein!

Trödler: Glöw 'k sülwst! Dat sind de rechten Brider uff Stiege! Die sing' ja ook —: „Wat Ostern — wat Fingsten —! Fastnacht geiht vör!" sing' die ja ook uff Stiege!

Wirt: Nu reiß ook de Döhr up, dat's man's ins Kreize kriegt! (Alwine schließt die Thür wieder und kommt zurück.)

Gille (gallig): De mößt' eins mit'n Uchsenziemer nah Hus jagen, de Bettelboande!

Wirt: Noa, noa, Jille!

Trödler: Hi hi tse! Schlucker von Keeniche sind das!

(Die Frau des Gille, einen havelockartigen geblümten Mantel lose auf den Schultern tragend, tritt sehr rasch durch die Mitte ein.)

Frau Gille: Huste noch nich Fernanden jesehn?

Gille (unwillig): Wo soll ek'n seihn?

Frau Gille: Er muß glik nah'n Dukter fahrn! Lepoldchen is krank —! er kann nischt bi sik behollen.

Gille: Nu da schickst'n Knecht!

Frau Gille: Die sind furt! allesamt! De Sternkieker sind ins Dorf koamen — nu tippeln se mit un kimmt keiner nich wedder.

Gille: Soll ek'n v'leicht nachloofen?

Frau Gille (die Hände ringend): Nu segg bloß Mann, wo bliwwt de? wo bliwwt so'n Luder? (Zum Wirt und Trödler): Treibt sich rüm und unseins kann sich avschinden! 's heut all'n dritten Doag nich to Hus kamen!

Gille (heftig): Wullste v'leicht und's nich v'leicht utklingeln loaten?

Frau Gille (gedehnt): Oalberner Wulf! meinste, dat weetens nich all ins ganze Dorf, dat din Jung is ausjekniffen, dat faule Aas? Js nich min Jung, is din Jung, de Schlappschwanz! Kann ek for, wenn er is mitejegangen mit de Sternkieker?

Gille (aufgebracht): Wer hat dat seggt? wer hat dat seggt, dat er mite is? wer hot'n seihn?

Wirt (sich einmischend, ruhig): Höltste Ruh oder verfihrst dir vor de Döhr —! wer wern's ja noch erleben!

Frau Gille: Joa! wer wer'n noch was scheenes erleben mit den muckschen Jungen, wenn sin Voader is schlapp jenug un läßt ihn sein Willen, un rickt ihn nich mal urntlich sei Pudelmitze zurecht, den Tückschkopp!

Wirt (langsam): Nu — ek dächt' — den Jung, dächt' ek — den hobt'r all jetreten jenug.

Gille (heftig): Wie ek min' Jung behandeln thu, dat jeiht kein' annern Minschen wat an — versteihste? kein' Minschen!

Frau Gille: Nu sieh ook, wie's hat g'hulffen! De makt sich verjniejte Doag bei de Puppenspeeler! Dat's den Herrn pläsierlicher, als wie hinner de Säge! An Schmach un Schand is, dat's den noch wat zujehärt von de Mihle! Den mößt man sein Muttererbteil abkneppen, von Rechtswegen, dat mößt man!

Trödler: V'leicht, dat er is verunjlickt in Holze!

Frau Gille: De ward sik wat un ward sich scheen hieten! Mitjegangen is er mit dat miserable Jesindel, dat Prachervulk, die da rumloofen in de Berge als wie de Heiden mit ihre oalberne Musike! Die Pol'zei hat's ook all verdisetirt uff Schierke und Elend und se setz'n ein, wenn dat se ein' betreppieren!

Wirt: Do kenn' wer druff pfeife! Wer sind in Braunschweigsche! wer sind kein' Verscheenerungspreißen, als wie oben bei'n Brocken!

Trödler: Nee nee! soll uff'n ganzen Harze verboten sein! is 'ne Bettelei, hebben se seggt, uff die Art!

Frau Gille: Paßt sik dat ook for'n Sägemillers Sohn, mang die Knechte und Tagediebe un sik uffzufiehrn wie'n Pojazz', fir'n Groschen?

Gille: Mecht bald 'n Drehurgel sin, dat er mit'n altes Weib mitegeiht! Pfuoi! (Er spuckt aus.)

Wirt: Nu doa — — doa mößt ihr'n doch woll un hoabt'n nu so erzogen, dat er nu so is jeworden un nich annersch!

(Ein Fuhrmann tritt ein; er trägt blaue Bluse, Halstuch und Schirmmütze; Pfeife im Munde; die Hände in den Hosentaschen, die Peitsche wagerecht unterm Arm, bleibt er zunächst neben der Thür stehen und schüttelt sich; dann sehr laut)

Fuhrmann: Gu'n Abend!

Wirt: Scheen Dank!

Fuhrmann (pfeift): Fuhij — juih! bisken frisch heit! (nach dem Schanktisch herüber) 'n Rümchen! (Dann geht er nach vorn und setzt sich an den Tisch neben den Trödler.)

Frau Gille (die sich zum Gehen anschickt, zu ihrem Mann): Un du bliwwst ook wol näkst wohnen hier un versupst din Geld for Fru un Kind!

Gille: Jeihste nu un makste, dat's de bald to Hus kimmst?

Frau Gille: Herrjes! du meine Ziete! ek jeh joa

all! Oberst loat mi man den Fernand kummen! Ek wer'n wat zu besehn jeben! (Sie geht ab und wirft die Thüre zu.)

Fuhrmann (zum Trödler): No Hermann, dir trifft man ook allerwejens!

Trödler: Iberall! als wie der ewige Jude! Wat soll man moaken? — Is ook bessre Luft hier oben!

Fuhrmann (sich die Hände reibend): Ei verflucht! Dat's schon mehr d'r blanke Murd hier oben uff den Harze!

Trödler (mit seinem offnen Kasten näherrückend): Kunnste wat brauchen, Willem? Piepen? Tobaksbeitel? Kneppe? Licht — Seife — Birste — Uhrkettche — —?

Fuhrmann (in den offen stehenden Kasten hineingreifend): Wat soll's 'n kusten?

Trödler (anpreisend): Fünfe! viere! ook viere! (Man hat inzwischen wieder den choralartigen Gesang gehört — jetzt schon etwas näher.)

Gille (mit den Anzeichen des Aergers über den Singsang aufstehend): Zahlen!

Wirt: No —? wullste nich abwarten, ob din Sähn mit bi is?

Gille: Ek segg er's nich bi! er's nich bi! ek hob's 'n egal verboten, segg'k! (Er wirft das Geld auf den Tisch.)

Alwine (die inzwischen herangetreten ist): Na na! (Da er sie ansieht, patzig): Hier wird nich mit's Geld jeschmissen, ja? (Sie streicht das Geld ein.)

Wirt: Man wenn's noch wär wie Anno dazumal, wo ein Sohn mußt' Ordre parieren un holt' sik noch fülwst den Stock zu!

Trödler: Jo jo! De Zeiten sind annersch jeworden! Heit will ein jeder sein eigne Bestimmung hoaben!

Gille: Ek bin ober nich von die neimodsche Sorte, de sich's lassen jefallen un lassen sich uff'r Nase rumspeelen von einem Hanswurscht von Bengel! Bei mir heißt jehorchen! und jiebt keene Fisematenten! Dat wär noch besser! Ph!

Wirt: Wenn's uffs reden ankömmt, du nimmst ook's Maul voll!

Alwine (patzig): Und wenn er nu doch is mitjegangen.

Gille: Denn soll'r sik vor hieten, nah Hus to koamen!

Alwine (lacht auf).

Gille: Dumme Gans du!

Alwine: Siezen Se mir jefälligst, ja?

Gille (schon an der Thüre): Ek schlag ihm de Knochen in Leibe entzwei —! dat kunnst'n seggen! ja! dat kunnst'n seggen! (Ab.)

Fuhrmann: De is wol in' Dampe?

Alwine: Er hat'n Vogel!

Fuhrmann: Wat is mit sin Jung?

Trödler (heimlich): Er is ihn wechjeloosen.

Wirt: De is nu nämlich wie'n Worm! de läßt sik treten un seggt noch nich emal n' Wurt!

Alwine (hinterm Schenktisch): Ja ja! so is er! ich kenn ihn! von der Schul' kenn ich ihn! er war immer so'n bischen —! aber denn auf einmal — denn war aus mit ihm! denn konnt' er tücksch werden — —! u je! und Augen konnt' er denn machen —!

Fuhrmann: Hat wol'n Klapps wech?

Alwine: Ja ja! so was! Aber der Lehrer hat'n immer jelobt! und er war auch sonst — — Er that ein' was zu Jefallen — und so!

Trödler: Dat's de Woahrheit! is'n mucksicher Jung jewest von klein uff — man'n Hämske — oaber'n Kopp fir sich, jo jo!

Wirt: Hat ook schlechte Doag jetzt bei den Alten!

Trödler: Jo jo! (heimlich) sei seggen ja ook — der hot seine Erste auf'n Gewissen, wat den Fernand sein Mutter war!

Wirt: Ach red' du, wat die Leite seggen!

Trödler: Nu jo jo! 'r hot sie jepriegelt jenug!

Wirt: Dofir hot'r nu die zweite uff'n Halse!

Fuhrmann: Dat's ja enne beese Sieben, dat Wieb!

Trödler: Der g'härt an Strick um'n Hals!

Fuhrmann: An Strick sein noch to schad: de mößt bi Nacht in't Water, so'n Luder! De holt womäglich ihren Mann nah Hus, wenn's druff ankommt, womäglich!

Wirt: Is nu ook bald zehn Joahr, das ihrigte! und heißt in einen furt —: Lepoldchen hinten un Lepoldchen vurn —! un de Fernand, de muß oallens moaken un besurgen und bethun for den kleinen Bruder, wat garnich sin Bruder is!

Trödler: Jo jo! su is! su is! ek segg immer: de erschte Eh' — dat's ne goode Eh', ook wenn se schlecht is — oberst de tweete Eh' — dat sind immer twee Partiejen! ne nije Fru, dat's immer'n Jekunkel un Jegrapsche vor ihre Familje un vor ihr' Kinners — do bliwwt nischt for de erschten! Nee nee! dat's all so ingericht' in der Welt, so!

Wirt: 't Best', eins bliwwt ledich!

Fuhrmann (mit einer Kopfbewegung nach Alwine hin): Un hot'n hibschen Dochter!

Alwine: U ja —! Das wär auch!

Wirt: Is min Schwesterkind! is Johr fünfe wech jewesen, unten im Magdeburgschen!

Von draußen ertönt plötzlich ein choralartiger Gesang, derselbe, den man schon vorher von ferne gehört hat. Nach den ersten Klängen wird die Hausthüre und die Stubenthür hinten geöffnet. Vor der Thüre stehen die heiligen drei Könige, hinter ihnen ein Mann mit einer kleinen Drehorgel, die einen dünnen Choral spielt, zu beiden Seiten Volk, Männer, Frauen, Kinder in Hüten und Mänteln, zum Teil mit Blendlaternen. Hinter ihnen Blick in die abendlich monderhellte Winterlandschaft.

Gesang der drei Könige draußen

> Heilge Stunde, heilge Stille —
> Halt o Mensch dein Herze rein —
> Gottes reiche Gnadenfülle
> Tritt in deine Wohnung ein!

Wirt (immer noch von seinem Platz vorn, von dem er sich bisher nicht gerührt hat, ruft): Kommt man rin un macht de Döhr to! man kriegt's jo ins Kreize!

Die heiligen drei Könige treten ein. Zwei tragen lange Bärte, der dritte eine Mohrenmaske. Alle drei tragen weiße bis ans Knie reichende Kittel, die in der Mitte durch rote Schärpen geschürzt sind und darüber von den Schultern bis fast zur Erde reichende purpurrote Mäntel; dazu alle drei Kronen aus Pappe und Goldpapier auf dem Kopfe. Der zuerst eintretende hält in beiden Händen einen großen altmodischen Kavalleriesäbel. Die beiden andern, ein älterer, etwas gebückt Einherschreitender und der Mohr tragen auf ihren Schultern den Herodeskasten, eine Art kleines Kasperletheater, in dessen Oeffnung die Drahtpuppe des Herodes sitzt und mit dem Kopfe zum Fenster hinausnickt. Der Kasten ist mit Tannenzweigen und bunten Papierstreifen geschmückt und über ihm an unsichtbarem Draht ein goldener Stern befestigt, der, während die Könige singen, beständig gedreht wird.

Mit den Königen sind Männer, Frauen und Kinder ins Zimmer gedrungen und stellen sich rechts und links von ihnen auf.

Erster König (Korkoran, etwas wackliger Alter mit grauweißem Bart und schon gebückt, spricht, halb leiernd):

> Da kommen wir her ohn' allen Spott,
> Einen schönen guten Abend, den geb Ihnen Gott,

Einen schönen guten Abend, die heilige Zeit,
Die uns der Herr mit Freuden bereit'!

Zweiter König (Ferdinand, mittelgroße schmächtige Gestalt; man merkt, daß er falschen Bart trägt; er spricht, einzig von den dreien, mit sichtlicher innerer Anteilnahme an dem, was er sagt:)
Ei so wollen wir loben und ehr'n
Die heilgen drei Weisen mit ihrem Stern!
Kasper, Melcher und Balthasar —
Gold, Weihrauch und Myrrhen brachten sie dar!

Dritter König (Spengler, der Mohr, kräftige und derbe Erscheinung; er spricht wie der erste leiernd, nur noch mit einem Klang bewußter Komik in der Stimme):
Sie kamen für Herodes Haus,
Herodes guckte zum Fenster hinaus.
Herodes sprach mit falschem Sinn,
Ihr lieben drei Weisen, wo wollt ihr hin?

Erster König: Nach Bethlehem, nach David's Stadt,
Da unser Herr Christus geboren ward!
Herodes sprach: Heut bleibt bei mir,
Ich will euch geben Wein und Bier!

Dritter König: Ich will euch geben Heu und Streu,
Ich will euch halten die Zehrung frei!
Sie sagten: nein! wir müssen fort,
Wir haben ein kleines Kindlein dort!

Zweiter König: Sie gingen wol über den Berg hinaus,
Und sahn einen Stern stehn über dem Haus,
Sie gingen in das Haus hinein
Und fanden Maria mit dem Kindelein.

Alle Drei (wieder singend):
Und huben an zu singen fein,
Herr unser liebstes Jesulein!

(Als der Gesang geendet, geht beifälliges Gemurmel durch die Anwesenden.)

Wirt (der auch jetzt sitzen geblieben ist): Nu trinkt erscht eins un denn jiebt's ook'n Groschen vor de Musike uff'n Weg!

(Der Mohr und der alte König setzen ihren Herodeskasten zur Erde, den Kinder und Frauen eifrigst zu begucken beginnen. Der Mohr ängstigt mit seiner Maske die Kinder.)

Korkoran (der erste König, dem der rote Mantel nachschleppt, faßt an seine Nase und geht trippelnden Schritts über die Bühne nach dem Ofen): Ek glöw' — meine Nasenspitze ist anjefroren — kucken Se an — weeß Gott, meine Nasenspitze —

Spengler (der Mohr, seine schwarze Maske abnehmend, hinter der ein rotes rohes Gesicht zum Vorschein kommt): Is anjefroren, ja! is good!

Korkoran: Nei! is nich good! is nich good! meine Nasen —

Fuhrmann (ihm die Schnapsflasche reichend): Denn tau se dir mal wedder bisken uff, Unkel!

Korkoran: Ei jo jo! (Nimmt sie.) Dat woll' mer! (Trinkt dem Fuhrmann zu): Sullst gesund leben!

Wirt: Kinner und Fruensliet rut! nu is genuch jekakelt!

Eine Frau (sich zum rausgehen anschickend): Dat war an scheenes Lied das Mal, was ihr habt gesungen!

Eine Andre: An sehr scheenes Lied!

Eine Dritte: Kummt Kinners! kummt! kummt!

Die Erste: Na gu'n Abend!

(Die Frauen, Kinder und Leute ab: nur ein paar Männer bleiben an einem der hinteren Tische sitzen und lassen sich Bier geben.)

Wirt (zu Korkoran, der sich auf die Ofenbank gesetzt hat, über die Schulter sprechend): Noa — Unkelchen, wo kummt 'r denn her?

Korkoran: Oach — wit! wit!

Wirt: Wo durten?

Korkoran: Wit — wit her!

Spengler (näher tretend): Mer sein vun Ellrich!

Korkoran: Joa, vun Ellrich sei mer! Do sei mer her ruffg'mocht uff den Harze — nah Schierke ruff joa!

Wirt (der bemerkt, daß der Fuhrmann am Schanktisch bezahlt, steht jetzt zum erstenmal auf; man bemerkt an seinem rechts und links kippenden Gange, daß er hüftlahm ist): Noa — sull de Reis' all witer gahn?

Fuhrmann (nickt): Go'n Nacht ook!

Wirt: Kummst mal wedder!

(Der Fuhrmann ab. Der Wirt humpelt zurück. Dabei kommt er an dem vordersten Tische rechts vorbei, an welchem Ferdinand, der zweite König sitzt; er hat den Säbel neben sich an den Stuhl gestellt und den Flachsbart abgenommen. Ein jugendliches aber abgehärmtes, fast leidendes Gesicht mit melancholischen Augen kommt jetzt zum Vorschein.)

Wirt (scheinbar verblüfft, Ferdinand, der gebeugten Kopfes dasitzt, von der Seite ansehend): Kiek enner an! dat is ja womäglich — —? (Ferdinand schweigt; auf den Säbel zeigend.) Wo will denn dat kleene Schwert mit dem Goliath hin? (Gelächter.) — — Menschke —?! wo warscht? wo warscht jistern Abend?

Ferdinand (flüchtig aufsehend, kurz): Im Holz!

Wirt: Und Sinnoabend?

Ferdinand: Auch!

Wirt: Und op Friedoag ook! Noa —! (Da Ferdinand schweigt): — da warschste am End' die ganzen Doag mite mit die, was?

Ferdinand (nicht ohne Verlegenheit): Ja —! ich bin — ich bin mitgegangen das Mal!

Wirt: Dat is ja enne sehr neie Mod', dat's de Meisterschjähne mit de Sternkieker loofen! (Da Ferdinand schweigt und die Achseln zuckt): Din Vater ward ja woll'n hibsch scheen' G'sichte maken dabrieber — wat meinste? (Nach einer Pause, da der andre noch immer schweigt): Dat's dir so was jetraut hast, Fernand?!

Korkoran (von drüben): 'r wullt ook nich! kucken Se an — nee! Wer habb'n missen pe a pe mitschleifen — joa! uff Stiege und hier, do wollt 'r partu nich!

Spengler: 'r kunnt nämlich sein' Sabelchen nich nachkummen! (Gelächter.)

Korkoran: Aber — aber sein hier d'r richtige Weg — do sei mer immer g'west hier uff den Wege.

(Der Wirt geht zu seinem Sitze vorn zurück, wo er sich wieder niederläßt. Alwine hat inzwischen den andern Bier gebracht und stellt nun auch auf den Tisch vor Ferdinand ein Glas.)

Alwine: Gu'n Tag, Fernand! (Sie reicht ihm die Hand.)

Ferdinand (aufsehend): Schön Dank!

Alwine: Kennst mir noch?

Ferdinand: Alwine —! ja! (Sie bewundernd ansehend): Bist — größer jeworden!

Alwine: Hibscher meinste wol?

Trödler (der auf der Bank unter den Fenstern in der Nähe sitzt, fichert): Hi hi, tse tse!

Alwine (gedehnt): Na was is? Was soll einer nich wissen, wenn er'n bischen Jesicht hat? Is da was schlimmes bei! (Mit Handbewegung nach Ferdinand hin): Der Fernand sollt' man auch wissen, was er hat und nich so ducken vor jedem!

Ferdinand: Warst unten solang?

Alwine: In Magdeburg, ja! Feine Stadt, sag ich dir! De Läden jetzt zu Weihnacht —! na überhaupt —!

Ferdinand (unsicher, tastend): Hast — hast wol viel jesehn?

Alwine: Meinste Menschen?

Ferdinand: Anderes wie hier —! neues!

Alwine: Mehr wie jenuch sag ich dir! alle Tag! alle Tag was neues! nimmt gar kein End'! De Soldaten und de Häuser und de Kleider und das viele Licht am Abend —

Ferdinand: Und zu sehn — was se da unten alles machen und verstehn und lernen —

Trödler (sich einmischend): Jo jo! sei moaken do jetzt sakrementsche Soaken inne Fabriken, mit ihre Maschinen — do kann uns eins bald nich mit!

Alwine (schiebt Ferdinand das Glas hin): Das soll for dir! Onkel schpondiert's euch!

Ferdinand (schiebt es zurück): Ich zahl meins selber!

Korkoran: Joa! kucken Se an! 'r nimmt nischt for! nimmt nischt! nee! in all die Derfer, wo mer g'west sein — nischt nich hot'r g'nommen, nischt nich! oallens uns jegeben — kucken Se an — oallens uns, joa — mir un den Spengler!

Spengler (ist inzwischen näher getreten und ergreift jetzt das gefüllte Glas): Noa — wenn de trinkste nischt — sup ook Woater!

Korkoran: Und hebb' mer nich hibsch jesunge des Moal, hebb' mer nich hibsch fermost jesungen? Joa? Un'n Singeversch, den Singeversch, den hot uns de Fernand g'mocht — joa — de Fernand g'mocht — ook de Musike —! Er — er — er konn was — er konn was scheenes moaken, joa — kucken Se an! (Er beginnt zu singen.)

Heilge Stunde — heilge Stille —

Ferdinand: Lassen Se Onkel! lassen Se! will hier keiner mehr anhörn!

Spengler: De Korkoran, de wächst rickwärts! De wird nächst an'n Saugpummel lutschen! (Zu Korkoran herantretend): Du — wie ofte haste nu all schon den Unsinn mitgemacht, ek möcht's wissen!

Korkoran: Och wol an — och — och — och wol an dine twintig Moal! joa! dine twintig Moal — kucken Se an, joa!

Ferdinand (von seinem Platz her, heftig): Wenn du so redst von der Sache, Spengler — dann darfst du nicht weiter jehn mit uns — ich leid's nicht!

Korkoran: Jo! de Fernand hot Recht! dat sullste nich, Spengler!

Spengler (geringschätzig): Wat so'n Häring leid't oder nich!

Ferdinand: Was jehst denn noch mit, wenn du so 'ne Meinung hast?

Spengler (macht mit einer Hand in die andre die Bewegung des Geldzählens): Hier! Dat's meine Meinung! Wat annersch is mir eengal!

Korkoran: Nee — nee Spengler! Dat sullste nich verxerieren! Dat is — dat is enne — enne heilige Sache is dat — — enne uralte Sitte uff'n Harze —!

Ferdinand: Wenn du kein Andacht haben kannst vor den Stern — dann — dann hast du auch kein' Ehrfurcht —!

Spengler: Vor wemst denn? ook vor dir Wörmke? (Er zuckt die Achseln, dann zu den andern): De bild't sich bald ein, dat er sülwst 'n Keenich is, wenn er sein' Musike uffmakt, un hot de popier'ge Kron' uff! (Auf Ferdinand sprechend): Ook'n Zoddelkopp-Keenich! (Gelächter.)

Ferdinand (ruhig): Das kränkt mich garnicht, wenn du solche Worte sagst!

Spengler: Ek weeß noch'n niejen Versch for dir Fernand! (Die vorige Melodie persiflierend.)

Wir kommen aus den Mohrenland
Ek bin den Zoddelkopp jenannt!
(Gelächter.)

Ferdinand (springt auf, aufbrausend): Spengler — —!

Spengler: No no — man nich so hitzrich Menschke!

Ferdinand (noch heftiger, indem er mit geballten Fäusten dicht vor Spengler hintritt): Spengler —!

Spengler (ihm in die Augen sehend, kalt, aber etwas gekniffen): Noa was —? — wullste nich v'leicht dein Sabelche holen? Doa! doa steiht's! driben — — an' Tische! — nimm's doch!

Ferdinand (einlenkend, aber noch in heftigem Tone): Du sollst mein' Versch nich verhunzen —! ich leid's nicht!

Wirt (der inzwischen fortgegangen war und nun Alwine mit einem Auftrage herausgeschickt hat): Nu holt't ook Ruh hier! (Zu Spengler): Da —! kunnst wat extrasch verdienen uff Abend, wenn de hilfst abwaschen! D' Mäken ward so nich fertig von des Jeschlampe von jestern! Gimmt ook glik noch'n Warmes! (Er setzt sich wieder an seine Stelle.)

Spengler (streift die Aermel auf und beginnt Gläser am Schanktisch auszutrocknen): Man immer 'ran mit de Klunkern! (Plötzlich mit einer Kopfbewegung gegen Ferdinand zurück, zu dem Wirt): Unterwejens hot er'n Uchsen un Bären an' Himmel jesehn!

Ferdinand: Das hat auch alles seine Bedeutung — wenn du's auch nicht verstehst!

Spengler: Oberst du! Du host de Weisheit mit Leffeln un Schusseln jegessen!

Trödler: Jo jo Fernand! ook wenn de wärscht Suldat jewest — oder denn hätten se dir dei Flausen gut ausjespenkert, glöw' ek!

Wirt: Wie kommste nu so uff emal da druff, Fernand, uff so 'ne Passionen, so 'ne verrückten?

Ferdinand (ernsthaft): Nu nimm doch mal an —! Das muß doch allens sein Zweck und Ursach haben! Daß die Sonn' aufgeht und die Stern' immer so rum — und derselbe Stern steht morgens da und abends da — das is doch nich so per Zufall —!

Spengler: Ek sag's ja! 'r hot sich in'n Sterne verkiekt — nu danzen se ihn in' Oberstiebchen! (Gelächter.)

Ferdinand (zu Alwine, die ihm einen Topf mit einem warmen Getränke hingestellt hat, den er wieder zurückschiebt): 'n Schnitt Helles! (Alwine geht — er fährt fort.) Da kann man doch drüber nachdenken, ob das alles zusammenhängt, oder wie oder was! Da haben schon viele Leute drüber nachjedacht und sind Bicher volljeschrieben! Warum soll uns' eins nich auch mal —? Wir sehn's doch alle Tage!

Spengler: Wenn's Nacht is und kein' Wolken vor'n Mond. Sunste kannst dir'n Loch in'n Kopp kieken! (Gelächter.)

Ferdinand: Ach ihr seid —! ich pfeif auf euch! (Er geht wieder beiseite und setzt sich ganz vorn allein.)

Korkoran (den braunen Topf mit dem dampfenden Inhalt, welchen ihm Alwine gebracht, zwischen den Händen haltend, sitzt auf der Ofenbank und schüttelt sich vergnüglich): Nee — iber so'n Teppchen Warmes — — iber so'n scheenes Teppchen Warmes — do jeht doch nischt nich uff der Welt! Man mecht' rein — rein gleich alle wer'n mecht' man vor Verjniejen, joa! In' Armenhaus bi Ellrich — do hob' mer so was nich! nee! kucken Se an — so was Fein's hob' mer do nich!

(Fortsetzung folgt.)



Das bewußte Leben.

Ein Gespräch zweier Liebenden.

Von **Robert Schellwien.**

Sie: Du hast mir einen gemeinschaftlichen Gedankenflug versprochen.

Er: Ja, und ich habe dich ja auch schon in den Arm genommen.

Sie: Und warum fliegen wir dann nicht?

Er: Weil wir keine Flügel haben, und weil es uns nichts nützen würde. Denn, wie weit und wie hoch wir auch flögen und wieviel neue Gegenstände wir auch dabei erblickten, immer aber würden wir die Dinge doch nur von außen anschauen und uns selbst äußerlich zu ihnen verhalten. Daran aber, glaube ich, ist dir nicht gelegen. Wie ich dich hier neben mir sehe, mit den leuchtenden Kinderaugen mich anschauend und auf meine Worte lauschend, denke ich, möchtest du hören, was ich innerlich bin, was du innerlich bist, und, wenn möglich, von der Quelle der Liebe in unserm Innern.

Sie: Du hast es getroffen.

Er: Nun denn, so höre, ich werde dir sagen, wie sich die Bewegung des Bewußtseins in mir kundgibt, und du wirst zusehen, ob es in dir auf gleiche Weise geschieht.

Die Erfahrung ist in jedem Augenblicke in meinem Bewußtsein immer zuerst und muß zuerst sein, wenn irgend eine andere Bewegung des Geistes stattfinden soll. Die Erfahrung offenbart mir stets einen räumlichen Zusammenhang einzelner körperlicher Dinge, als deren eines ich mich selbst empfinde; ich nehme einen zeitlichen Wechsel in dem räumlichen Verhältnis dieser Dinge zu einander und zu mir wahr und einen darauffolgenden Wechsel der erscheinenden Zustände der Dinge und der Art meiner Empfindungen, sie seien Lust oder Schmerz oder Verlangen nach irgend einer körperlichen Beziehung zu anderen Dingen. Soviel sagt mir die Erfahrung immer, weiter aber trotz allem Wechsel im einzelnen nichts. Sie sagt uns namentlich nicht, wie sie in unserm Bewußtsein entsteht, wie es zugeht, daß die Dinge, die sie uns offenbart, für uns da sind, und kann es nicht sagen, denn die einzige kausale Bewegung, die sie kennt, ist die räumliche von Ding zu Ding; und diese setzt die Dinge als ihre Ursache immer schon voraus. Auch die Einwirkung der Dinge auf meine Sinne, die freilich notwendige Vorbedingung aller Wahrnehmung von Dingen ist, besagt nichts, denn sie ist auch nur ein Verhältnis von Ding zu Ding und setzt die Dinge und meine Sinne voraus.

Ich aber, ein Tun oder Leiden von mir, muß es sein, wodurch die Dinge der Erfahrung für mich da sind, denn nur so können sie als von mir gewußt gedacht werden; abgesehen davon aber sind sie für mich gar nicht vorhanden.

Wenn nun die Erfahrung mich lehrt, daß ich tatsächlich von Dingen weiß, dieses Wissen selbst aber nicht erklären kann, so frage ich mich, ob ich nicht noch ein anderes Leben in mir finde, daß mich weiter führt, als die Erfahrung. Was meinst du, Geliebte?

Sie: O, mich verlangt sehr, von diesem anderen Leben zu hören. Die Erfahrung, die immer ohne mein Zutun in meinem Bewußtsein auftritt, kann mich nicht befriedigen; in mir lebt ein Trieb, aus eigener Kraft, wollend, mich und die Welt zu erkennen. Vielleicht kannst du diesen Trieb mir deuten; vielleicht findest du in unserm Innern eine selbstbewußte schöpferische Kraft, die auch schon in der Erfahrung, obwol unbewußt, gemäß den Eindrücken unserer Außenwelt auf unsere Sinne in jedem Augenblicke diese Außenwelt für uns erschafft und damit den realen Schauplatz, auf dem sich all unser Tun und Leiden vollzieht, die Wirklichkeit, fortwährend und den sinnlichen Eindrücken in jedem Augenblick entsprechend sichtbar macht, während wir, dieser schöpferischen Tätigkeit unbewußt, unsere Außenwelt mit unseren Augen von außen, von Ding zu Ding, zu erblicken glauben.

Er: Vortrefflich! Es ist der notwendige Gang unseres Bewußtseins, daß es das Unbewußte zur Voraussetzung hat und es zum Gewußten macht. So macht Erfahrung die Realität, in der wir fortwährend in aktueller Beziehung mit andern Dingen unbewußt leben, kontinuierlich von Moment zu Moment zur gewußten Wirklichkeit, aber die schaffende Kraft, mit der sie dies vollbringt, bleibt unbewußt und kann durch die Erfahrung, soweit sie sich auch ausdehnen, soviel neue Gegenstände sie zeigen mag, nicht ins Bewußtsein treten. Diese Kraft kann nur durch sich selbst von der sinnlichen Gebundenheit, die sie verdeckt, sich befreien und für sich selbst bewußt da sein als die schöpferische Ursache, die sie in der Erfahrung unbewußt ist. Es ist der Vorzug des menschlichen Geistes — der tierische bleibt bei der Erfahrung stehen —, daß er fortwährend diese Befreiung vollzieht, seine sinnliche Bestimmtheit verneint, und dadurch in jedem Augenblicke für sich da ist zugleich als Einzelwesen unter anderen Einzelwesen und durch aktuelle Beziehung auf diese bestimmt, einerseits, und andererseits als absolutes, für sich seiendes, schlechthin selbstbestimmendes Wesen, Ich. Ich bin in jedem Augenblicke für mich da durch mich selbst, durch meinen Willen, kraft dessen ich aus meinem unbewußten Zustande in der Erfahrung zu mir selbst komme. Ich bin nur, wenn und sofern ich will, und durchaus das Leben des absoluten Selbstseins. Ich habe keine Beziehung auf anderes, kein Draußen, ich bin absolutes Ansich, durchaus Innen. Diese Innerlichkeit ist uns wolbekannt als die Unzugänglichkeit unseres Bewußtseins für Andere und von außen; und wir sprechen dann von unserm Innern im Verhältnis zu einem Draußen und suchen dieses Innere in unserm Körper, besonders im Gehirn. Aber nirgendswo kann ich sie finden, ich kann sie nur sein durch meinen Willen, durch mein lebendiges Selbstsein, ich bin der Schöpfer meiner Innerlichkeit durch Verneinung jeder Beziehung auf ein Draußen. Ich bin aber keine leere, ruhende Innerlichkeit, ich erfülle sie mit Gestalten, die alle Bestimmungen von mir sind, Ich in irgend einer Determination, die Ich als schöpferische Ursache ins Leben rufe, und die ohne mich nicht sein kann. Ich bin, was ich will, jegliches Ding, zu dem ich mich bestimme, ich bin die Peterskirche, wenn ich will, oder irgend ein anderes Ding oder ein Zusammenhang von Dingen. Heraussetzen kann ich nichts aus mir; und für mich gibt es kein Anderes, ich bin alles selbst, eigenes schöpferisches Leben, und außer mir ist nichts. Kennst du diesen absoluten schöpferischen Willen?

Sie: Ich kenne ihn wol und verstehe auch, daß durch ihn der menschliche Geist sich als den Schöpfer einer Innenwelt erkennt, zu der es von außen keinen Zugang gibt, und daß er alles, auch die Gegenstände der Erfahrung, nur weiß, insofern er sie in sich und für sich hervorbringt. Wie aber komme ich zu dem

Glauben, dem ich mich durchaus nicht entziehen kann, daß der idealen Welt, die ich in mir und für mich erschaffe, eine reale zu Grunde liegt, die ich durch meine Schöpfung in ihrer Wahrheit erkenne?

Er: Dein Glaube verkündet dir Wahrheit. Ich erkenne mich selbst, wie sich gezeigt hat, als das Absolute, das alles Einzelne schöpferisch in sich hervorbringt und dadurch wissend ist; aber ich weiß auch, daß ich ein Einzelwesen bin und das Absolute, schöpferischer Allwille, nur kraft des mir innewohnenden Vermögens, die Negativität meines Individualwillens zu verneinen und als absolutes Ich eine Welt in mir nachschöpferisch zu gestalten. Ich weiß, daß Ich dabei mit der urschöpferischen Ursache der realen Welt, der Ich selbst angehöre, und die Ich mir notwendig voraussetzen muß, identisch bin, und damit das Vermögen der wahrhaften Nachbildung des Seins habe.

Sie: Ich glaube zu verstehen. Ich bin gewiß, daß Ich selbst die Lebensgrundmacht bin und in nachschöpferischer Tätigkeit nichts anderes erkennen kann, als was Ich in urschöpferischer bin, daß ich diese beiden Seiten meines Wissens garnicht von einander trennen kann, und ihre notwendige Identität der innerste Kern meines Bewußtseins ist. Sobald Ich von Mir, dem Schöpfer einer idealen Welt weiß, weiß ich auch von dem Schöpfer der realen Welt, Gott, und setze Gott Mir voraus. Solange ich nicht mein eigenes absolutes Wesen und dadurch meine notwendige Identität mit Gott erkenne, setze ich doch Gott aus innerer Notwendigkeit voraus, aber in einer oder anderen objektiven Gestaltung. Daraus entspringen die verschiedenen Religionen.

Er: Ja, aber keine dieser Religionen kann mich befriedigen. Der Gott dieser Religionen ist immer ein Anderes, das ich nicht erkenne, das sich mir offenbart, das nicht in Mir, sondern außer Mir ist, und nicht die Ursache Meiner Freiheit, sondern mein Herr. Mein Gott ist der als identisch mit Mir erkannte, in Meinem Selbstbewußtsein notwendig mitgewußte reale Weltschöpfer, der Bürge meiner Freiheit im Wissen und Handeln, in der Innerlichkeit des Erkennens und im tätigen Heraustreten in die Wirklichkeit.

Sie: O, ich stimme von ganzem Herzen dir zu. Ich bin mir der inneren Freiheit als einer selbsteigenen Kraft und der in ihr liegenden Glückseligkeit immer unerschütterlich bewußt gewesen, aber ich habe auch stets gebangt, daß die reale Welt, in der doch meine unfreien Schicksale sich bestimmen, ihrem Grunde nach ganz etwas anderes sein könnte als Freiheit. Ich habe umsomehr gebangt, wenn ich hörte, daß ein großer Teil der Gelehrten und, ihm folgend, ein noch größerer Teil der Gebildeten sogar wissen wollte, daß der Grund der realen Welt nicht Freiheit wäre, sondern alles in ihr durch mechanische, äußerliche Verhältnisse von Dingen zu einander verursacht würde, gebangt, wenn ich vernahm, daß man allgemein über die Annahme einer absolut einheitlichen und freien Weltursache als einen blöden Glauben spottete, der durch ein besseres Wissen völlig beseitigt wäre. Aber du hast mich überzeugt, daß dies vermeintliche bessere Wissen nur darauf beruht, daß man vom Wissen garnichts weiß, und daß aus der Selbsterkenntnis des Wissens sich eine unserer eigenen Freiheit entsprechende freie Weltursache ergibt. Jetzt bin ich meiner Sorge entledigt, jetzt blicke ich nicht mehr auf die reale Welt zweifelnd, ob sie mir Freund oder Feind sei, jetzt erkenne ich ihr Leben als eins und frei und als den realen Grund meiner eigenen Freiheit, der von ihm aus keine Gefahr droht, sondern alle Kraft entspringt. Dies ist die Quelle meines Gottvertrauens, meine Liebe zu Gott, dies ist meine Religion. Andere lasse ich ihren Gott fürchten und ihn um Gnade anflehen; ich weiß mich mit ihm in Wesenseinheit und Liebe verbunden; und das ist meine Seligkeit schon jetzt und wird es in alle Ewigkeit sein.

Er: Mit inniger Freude habe ich dich angehört, geliebtes Kind. Aber die Einsicht in die notwendige Identität der urschöpferischen Weltursache mit dem nachschöpferischen Ich des menschlichen Bewußtseins gewährt nicht nur dem religiösen Gefühl Befriedigung, sondern führt auch erst zu einer wahrhaften Erkenntnis des Seins. Soweit ich mich als Schöpfer erkenne, erkenne ich auch die Schöpfungsweise und das Wesen der realen Weltursache, Gott, der Urquell alles Lebens, ist, wie Ich, der erkennende Mensch, absolutes Selbstsein, Ich, das ohne ein Draußen und ein Anderes, alles Einzelne als selbstgewollte Modalität seiner selbst in sich hervorbringt. Urschöpferisch ist Gott der Inbegriff der lebendigen realen Einzelwesen, wie ich es nachschöpferisch bin in Bildern und Gedanken. Gott ist von Ewigkeit her kraft seines Schöpferwillens an sich selbst die Welt, die ganze Fülle der Einzelwesen, in deren jedem er ganz lebt als ein Individualwille, der sich nach außen hin körperlich darstellt, von allen anderen Einzelwesen als ein schlechthin einziges Individuum unterscheidet und mit allen anderen Individuen in einem zeitlichen Wirkungsverhältnisse steht, aus dem seine veränderlichen Zustände hervorgehen; der Raum aber ist die eigene Lebensform Gottes, mit der er die Einzelwesen in ihrer Körperlichkeit in sich schließt. Die ewige Selbstbestimmung des Allwesens zu Einzelwesen, des Allwillens zum Individualwillen, der Einheit zur Vielheit eigenen Lebens ist das große Geheimnis der Schöpfung, das sich in der Natur verbirgt, weil sich der Allwille nicht zum Individualwillen bestimmen und als solcher leben kann, ohne sich zugleich als Allwille darin zu verneinen; aber er lebt in jedem Einzelwesen, und in denen, die des Bewußtseins fähig sind, als eine Kraft, seine Verneinung im Individualwillen aufzuheben und im Bewußtsein nachschöpferisch wieder für sich da zu sein als der Geist eines Einzelwesens, der sich im Menschen als der nachschöpferische Gott erkennt.

(Fortsetzung folgt.)



Vernünftige Menschen.

(Schluß.)

Das Zimmerchen war reizend, mollig und gemütlich. Sie hatten genachtmahlt, aber Lori war ziemlich still gewesen, so daß es gegen Roberts übersprudelnde Lustigkeit merkwürdig abstach. Sie zündete sich eine Cigarette an, warf sich auf eine im Zimmer stehende Chaiselongue und sah den vor ihr Stehenden mit einem halb traurigen, halb schelmischen Blick lange aufmerksam an. Sein Blick ruhte mit so ehrlicher Zärtlichkeit auf ihr, daß ihr ein leises Unbehagen durch die Seele

zog. „Schade", leise, wie unbewußt war es über ihre Lippen geglitten. Alles was sie in dem Augenblick empfand, lag in dem einen Wort.

„Schade? Was denn Lori?" Er war niedergekniet und legte seinen Kopf neben den ihren. „Was ist denn schad? daß die vierzehn Tag so nutzlos vergangen sind, gelt? Du bist ein lieber, lieber Kerl, Lori, und ich bin toll vernarrt in dich, weißt das?!"

„Sag Robert, ist's Dir denn gar nicht merkwürdig vorgekommen, daß ich auf einmal meine Gesinnung so geändert habe, hier bin mit dir, dir zuerst schrieb? Hast nicht gedacht, daß da was los sein muß?" „Was los? Nein! Du hast mich halt doch lieb, und das ist dir jetzt in der langen Zeit, wo du mich nicht gesehen hast, endlich zum Bewußtsein gekommen. Zeit war's ja auch!"

„Daß du so nicht eingebildet bist! Weißt, nur aus purer Liebe, mein Schatz, bin ich denn doch nicht hier, aber wie man's nimmt, vielleicht gerade aus dem Grund."

„Kleine red' nicht so dumm daher, laß uns lieber lustig sein!"

„Ja, Robert, aber erst vernünftig reden, ich hab' dir was Ernstes zu sagen!"

„Wie feierlich, mich gruselts ordentlich! Na also schieß los!"

„Ja also Robert, es ist furchtbar merkwürdig, daß ich dir das so ruhig sagen soll, aber einmal muß es doch sein. Du -- ich muß heiraten, Robert!" Er war aufgesprungen, und schaute sie mit einem vor Ueberraschung dummen Gesicht an: „Geh Lori, laß die nicht sehr geschmackvollen Späße! Auf den Pflanz flieg ich ich ja doch nicht rein, wozu mir also die Stimmung verderben!"

„Ist gar kein Spaß, Robert — bitterer Ernst! Schau —" sie faßte seine Hand und streichelte sie zärtlich — „ich habe dich ja furchtbar lieb, aber siehst, wir zwei sind doch vernünftig, gelt? Heiraten könntest du mich nie und täte st es auch nich, also muß die Geschichte einmal ein End' haben! Dann sitz ich da, bin ein armes Mädel, weiß nicht, was mit mir anfangen, hab nur Herzweh! Wie lang möcht' es denn dauern! Der Franz Berger, er hat in unserm Haus eine Drechslerei, weißt, schon mehr Fabrik, der hat mich lieb und will mich heiraten. Ich, na mein Gott, ich werd' mich halt an ihn gewöhnen, er ist ja ein guter Mensch, und — anständig verheiratete Frau sein, ist eben doch auch was! Schau, unser eins wird doch so in der Welt herumgestoßen, da muß man froh sein, wenn man sich bei Zeiten auf ein ruhiges, warmes Platzerl flüchten kann. Sei nicht bös, Robert, meiner Seel', leicht wird mir's nicht, das kannst mir glauben, aber ich muß gescheidt sein, schon wegen der Mutter. Die alte Frau ist selig, sie hat eh ihr Lebtag nie was Gutes gehabt!"

In Roberts Gesicht spiegelten sich die wechselnden Empfindungen; erst war es Zorn, der ihn erfüllte. So etwas passierte nun ihm! Quält er sich ab, auf welche Weise er die Kleine recht schwungvoll abschütteln soll, um ihr ja nicht wehe zu tun, und sie sagt ihm so klipp und klar heraus, daß sie ihn aufgibt, um sich zu versorgen! Aber später, als sie so bittend zärtlich von unten ihn ansah, als die Stimme so zitternd klang, da wurde ihm doch weich.

„Wir sind ein Gesindel, wir Männer," sagte er sich innerlich, „da hat uns so ein armes Ding lieb und hängt sich an uns; so lange es uns in den Kram paßt, gefällt uns die Sache. Wird sie uns lästig, befreien wir uns ohne viel Skrupel! Kehrt sich aber der Spieß einmal um, und spielt so ein armes Ding das Prävenire, verabschiedet uns — da sind wir empört, weil wir an unserer empfindlichsten Stelle getroffen werden, unserer Eitelkeit. Daß das möglich ist, daß solch ein Ding nicht wartet, bis wir's satt haben — unerhört! Armes Ding, entschuldigt sich, weil es etwas Natürliches tut!" „Bist bös' Schatz?" sie zog ihn, der während dieses stillen Monologes vor sich hingestarrt hatte, zärtlich zu sich herab. „Sei's nicht, schau, ich kann wirklich nicht anders!" „Nein, Lori, ich bin nicht böse, du bist ein liebes Mädel, daß du den Mut hast, mir so offen die Wahrheit zu sagen. Du hast Recht, wir sind vernünftige Menschen, drum sag ich dir, damit du dir nicht unnötig Sorgen machst: ich werd' auch heiraten, weißt, ich werd' müssen Lori, müssen. Das Wasser geht mir bis an den Hals; anders rangieren kann ich mich nicht, und ich tu nicht mal ein Unrecht, denn das betreffende Mädchen will mich ja haben. Mach dir also keine Sorgen, Kleine, wir sind vollständig quitt. So und jetzt komm, laß uns lustig Abschied nehmen, Abschied von unserer Liebe, unserer Freiheit." Aber es wollte keine rechte Munterkeit aufkommen, der Sekt perlte wol in den Kelchen, allein er verfehlte seine Wirkung. Lori hatte sich an Robert angeschmiegt, es war ihr eigentlich verteufelt weh zu Mut: „Gelt, Robert, s' war doch schön, und es ist ganz gut, daß wir's enden, ehe der Schatten kommt — —. So bleibt die Erinnerung sonnig, weil der Ueberdruß nicht war. Gelt, Robert, du wirst immer gern an die Lori denken?" „Immer, du liebes süßes Ding. Das neue Leben möge uns beiden gnädig sein. Und nun komm', ich bring dich nach Haus. Aber einen Kuß kannst du mir zum Abschied schon noch geben, den hab' ich mir in Ehren verdient."

Am nächsten Tag ging er zu der kleinen Graditz, und die Lori sagte der Mutter: „Weißt, ich nehm' den Franz, Mutter, wer weiß, ob was Besseres nachkommt!"

Ida Stieber.

Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Gedichte von T. Resa, Königsberg.

Dr. Christian Meyer: Zwei Dramen im Hause Zollern. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 345.

Moritz Steinschneider: Der Aberglaube. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow. Neue Folge. Heft 346.

* * *

Einen Nietzsche-Abend

veranstaltet am 18. September der Recitator Kurt Holm im Verein mit Dr. Rudolf Steiner. Kurt Holm wird aus Nietzsches Werken Recitationen, Rudolf Steiner eine einleitende Ausführung über:

Nietzsches einsame Geisteswanderung

darbieten.

Die Gedenkfeier findet um 8 Uhr abends (18. September) im Architektenhause (Wilhelmstraße) statt. Eintrittskarten zu 2 und 1 Mark sind zu haben in den Buchhandlungen: H. Lazarus (Friedrichstraße 66), Hannemann (Friedrichstraße 208), Trautwein (Leipzigerstraße), Spaeth (Königstraße 52), Rosenberg (Potsdamerstraße 129).

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäfer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.





Das Magazin für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von Rudolf Steiner.
Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 22. September 1900. Nr. 38.

Inhalt:

Marie Eugenie delle Grazie.

Von **Rudolf Steiner.**

(Schluß.)

II.

Im Jahre 1894 ist das Epos „Robespierre" erschienen. Mehr als in irgend einem andern Dichtwerke unserer Zeit hätte man in diesem Epos einen tiefen Ausdruck des Fühlens der Gegenwart erblicken müssen. Aber die gestrengen Kritiker der „Moderne" gingen ziemlich achtlos daran vorüber. Sie machen es nicht viel besser, als die von ihnen vielgeschmähten Professoren der Aesthetik und Litteraturgeschichte, die ja auch selten eine Empfindung für das wahrhaft Große ihrer eigenen Zeit haben. Einer der gepriesensten Litteraturrichter der Gegenwart, Hermann Bahr, hat es nicht unter seiner Würde gefunden, eine kurze Besprechung des „Robespierre" mit den Worten zu beginnen: „Sonst unbescholtene und nette Leute, welche nur gar nichts vom Künstler haben, drängt es oft plötzlich, die Gebärden der Dichter zu äffen." Wer so spricht, kennt zwar die Allüren der „Moderne", nicht aber deren tiefere Kräfte. M. E. delle Grazies Dichtung ist das Spiegelbild der modernen Weltanschauung aus einer tiefen, stark empfindenden, klar sehenden und mit einer großen künstlerischen Gestaltungskraft ausgestatteten Seele. Wie sich einer tief-gemütvollen und stolzen Natur das Bild der französischen Revolution darstellt, so hat es delle Grazie wiedergegeben. Wie Agamemnon, Achill, Odysseus und die andern Helden des trojanischen Krieges vor unserer Phantasie in lebensvollen Gestalten auftauchen, wenn wir Homers Ilias auf uns wirken lassen, so Danton, Marat, Robespierre, wenn wir delle Grazies Epos lesen. Nur wer blind ist gegenüber dem Geiste unserer Zeit, oder nur dessen Pose versteht, kann die Bedeutung dieser Dichtung verkennen. Nichts Kleinliches ist in den schmerzlichen Tönen, die hier angeschlagen werden. Wenn delle Grazie Leid und Schmerz schildert, so thut sie es nicht, weil sie auf die Misere des alltäglichen Lebens hindeuten will, sondern weil sie Disharmonien in der großen Menschheitsentwickelung erblickt. Robespierre ist der Held, in dessen Seele alles das lebt, was die Menschheit immer Idealismus genannt hat. Er endet tragisch, weil der große Traum von den Idealen der Menschheit, den er träumt, notwendig sich mit dem gemeinen Streben niedriger Naturen verbünden muß. Selten hat ein Dichter so tief in eine Menschenseele geblickt, wie delle Grazie in die Robespierres.

Eine Persönlichkeit, die nach den Höhen der Menschheit klimmt, um da oben zu der furchtbaren Erkenntnis zu kommen, daß Lebensideale Trugbilder sind, von der daseinstrunkenen Natur dem armen Opfer: Mensch vorgegaukelt — als eine solche Persönlichkeit steht Robespierre vor uns. Am Orte des Todes-Genius vernimmt er, der die Menschheit zum Licht führen will, die Worte:

Wie täuscht sich doch dein blinder Eifer!
. . . merkst Du nicht, daß rings um uns
Des Lebens Giftsaat dicht und ekel wuchert?
Ein Friedhof ist's, darauf wir stehn — doch sieh',
Wie rein und froh, weil unbewußt und quallos
Entkeimt der Fäulnis hier das junge Grün!
Wie überird'sche Heiterkeit umspinnt es
Die morschen Kreuzlein rings und fast beschämt
Zerbröckeln sie — was sollte auch das Zeichen
Der Daseinsnot an diesem sel'gen Ort?
Nein, wisse: hierher walle ich, um glücklich
Und still von meinem Paradiese zu träumen:
Dem Paradiese unbewegter Ruh'.
Doch wen'ge Schritte weiter hause ich,

Und, wie Du siehst, nicht einsam: Hütt' an Hütte
Umgrenzt den Friedhof, und in jeder pocht —
Wie nanntest Du's nur gleich? — „der warme Pulsschlag
Des Seins": die Krankheit und das Laster, Armut
Und Leid, der Not hohlwangiges Geripp',
Und alles, alles, was verdammt, bewußt
Und fühlend zu verwesen! Sieh dort ist
Des Kreuzes eig'ne Stätte, dort erhebt sich
Des Schmerzes eherner Koloß, dort ächzt
Verzweiflung, auf die blutgetünchte Folter
Des Seins gespannt umsonst und ungehört
Ihr grausiges: „Mein Gott, warum hast du mich
Verlassen?!" Dorthin blick ich, wenn der Trug
Des Seins aufs Neue meinen Sinn betören
Und blenden will — und jenes ries'ge Kreuz,
Das aus der Erde wächst, zum Himmel sehnend
Emporsteigt und zuletzt doch bang und schrill
Mit diesem Ruf sich von der Hoffnung wendet:
Es sagt voll Majestät mir dann aufs Neue:
„Sei wunschlos und du hast dich selbst erlöst!"

Soll man im Sinne des bekannten Wortes in des Dichters Lande gehen, um den Dichter zu verstehen, so muß man sich, um Marie Eugenie delle Grazie zu erkennen, entschließen, über Gefilde zu wandern, die in den Regionen der höchsten geistigen Interessen der Menschheit liegen. Man wird da geführt über reiche Lebewelten, lebenssaftig und lebenskräftig, mit heißem Wollen erfüllt; aber in diesem Leben pulsieren giftige Stoffe; es sprossen Blüten, die Verwesung als ihre innerste Bestimmung in sich tragen; die Schönheit prangt, aber sie prangt wie Hohn und ohnmächtiger Glanz; die Erhabenheit gleißt; aber sie ist die Ironie auf sich selbst. Dem schleierbedeckten Auge erscheint das Größte; man nehme den Schleier ab, und in Dunst und Nebel, in leeres, schaales Nichts löst sich das „Größte" auf.

Zehn Jahre, die besten ihres Lebens, hat die Dichterin ihrem Werke gewidmet. Vertiefung in die Geschichte der großen französischen Freiheitsbewegung ging während dieser Zeit Hand in Hand bei ihr mit dem Studium der modernen Wissenschaft. Sie hat sich dabei zu der Höhe menschlichen Daseins erhoben, wo man die tiefe Ironie durchschaut, die in jedem Menschenleben liegt; wo man selbst über die Nichtigkeit des Daseins lächeln kann, weil man aufgehört hat, Verlangen nach demselben zu haben.

In dem Gedichtband, den delle Grazie, dem „Robespierre" folgen ließ, lesen wir das Bekenntnis schmerzlicher Entsagung, das der Dichterin die Betrachtung von Welt und Leben gebracht. Von der „Natur" sagt sie da:

. . . An ihrem Triumphwagen zieh'n
Wir alle: keuchend, schweißbetriest und dennoch
Auch selig: denn als Fata Morgana schaukelt
Die Hoffnung vor uns, und das Glück und jegliches Blendwerk,
Das uns zum Hohne sie geschaffen,
Und wir, das sehnsuchtvergiftete Sklavenheer
Ideale nennen! — So stürmen in lechzender Eile
Und toller Jagd wir dahin, bis tückisch
Die Kraft uns verläßt, der Odem uns schwindet und ferner
Denn je unser Ziel auf goldigen Wolken schwebt,
Bis hilflos und keuchend wir
Zusammenbrechen — dann jauchzt dämonisch sie auf,
Dann ruft sie ihr grausames „Evoe!" und lenkt
Zermalmend über tausend Opfer hinweg
Die ehernen Speichen ihrer Biga!" —

Den gewaltigen Stoff, der ihr in der französischen Freiheitsbewegung vorlag, mit seinem Reichtum an Ideen, an Charakteren, an Schicksalen und Handlungen, hat Marie Eugenie delle Grazie in ihrem „Robespierre" in bewundernswerter Weise bewältigt. Sie ist ebenso Meister in der Charakteristik der Menschen, wie glänzende Darstellerin der Vorgänge. Die ganze Skala des menschlichen Herzens und Geistes, von den hingebungsvollen Trieben der Güte, bis zu den scheußlichsten Instinkten des Tieres im Menschen, von den aus Unterströmungen der Seele tief heraufdringenden Impulsen des dämonisch dahingetriebenen Fanatikers bis zu dem abstrakten, in raffinierten Begriffswelten lebenden Theoretiker: alles stellt die Dichterin hin; in gleicher Weise die tiefen Motive, die verborgenen Quellen der menschlichen Charaktere und Temperamente, wie die kleinen Züge, in denen die Natur so oft das Große andeutet. Zustände, in denen sich symbolisch die Schuld und die Verirrungen langer Zeitalter und Generationen zum Ausdrucke bringen; dramatische Situationen, in denen sich ungeheure Verhängnisse vorbereiten, oder dramatisch einer Katastrophe entgegeneilen, sind in plastischer Anschaulichkeit, in tiefdringender Malerei geschildert. Der Hof Ludwigs XVI. mit seinem fäulnisschwangeren Glanz, mit seiner lautsprechenden Dialektik von Schuld und Verhängnis, wird in prägnanten Zügen ebenso vor uns hingestellt wie die dumpfe Spelunkenluft, in der die gehetzte Menschenkreatur, die ausgehungerte Armut, der in Haß umschlagende Freiheitsdurst sich entladen. Wie die Dichterin der Mannigfaltigkeit in der Menschennatur gewachsen ist, das wird man gewahr, wenn man ihre Charakteristik Ludwigs XVI., der Maria Antoinette, Neckers und der Höflinge in Versailles vergleicht mit derjenigen Marats, Dantons, Mirabeaus, Saint-Justs, Robespierres. Absterbendes Hofmilieu, die konvulsivischen Zuckungen der Volksseele: alles kommt künstlerisch zu seinem Rechte. Wo sich der Sturm der Freiheitsempfindungen in blutigen Taten äußert, wo sich der Geist in Worten kündet, die entweder die Traditionen der Jahrhunderte gezeitigt, oder die geheimnisvollen Gärungen der Menschenseele wie aus dunkler Nacht hervorbrechen lassen: überall ist delle Grazies Schilderungskunst heimisch. Die dumpfen Wohnungen der Kultursklaven, wo sich die geknechtete Menschheit in düstersten Bildern ausspricht, ist ebenso vollendet gestaltet wie das wogende Getriebe welterschütternder Logik und Rhetorik in der Nationalversammlung; ebenso das furchtbare Gewitter, das sich im Bastillensturm entlädt, wie die hohle Herrlichkeit, das gleißende Vorurteil, die blinde Schwäche und eitle Größe des Versailler Hofes. Die „Mysterien der Menschheit", die das ewige Sinnen der Weltenlogik spiegeln, treten uns nicht weniger klar vor Augen wie die Tagesargumente und in der Hast geborenen Motive des Menschen, der in andern Zeiten ein tierisch-dumpfes Leben lebte, innerhalb dieser Bewegung aber zum treibenden Motor weit hin leuchtender Entwickelungen wird.

Man sehe, wie in die Aufregungen in „Saint Antoine" in dem „öden Hungerviertel", wo „die bittre Not aus

halberloschnen Augen" blickt, Danton eintritt, allseitig klar, mit allen Eigenheiten seiner Persönlichkeit.

. . . . . massig, tief gebeugten Haupt's,
Als fürcht' er, Deck und Wänd hier fortzutragen,
Betritt ein neuer Geist den qualm'gen Raum.
Entgegenschwänzelt grinsend und ergeben
Der schmutz'ge Wirt der Schenke ihm; und durch
Der überraschten Gäste lange Reih'n
Fährt's wie ein Blitzstrahl hin und reißt empor sie.
„Danton!" „Er selbst!" „Willkommen!" Nicht ein Gruß,
Ein einziges Aufatmen ist's der Ohnmacht,
Als brächt' er Luft und Mannheit ihrem Haß.

Ein breites Lachen um die fleisch'gen Lippen,
Die lechzend aufgeworf'nen, steht Danton
Bewegungslos erst da. Das kleine Aug'
Nur blitzt aus seinen tiefgeleg'nen Höhlen,
Aufblähn, im Augenblicke atmend, weit
Und gierig sich die blatternarb'gen Nüstern.
's ist wie ein Schweißgeruch brutaler Kraft
Um ihn, wie eine fremde Atmosphäre,
Die schwanger ist von Tatkraft, wie von Blitzen
Ein Sommerhimmel. Was die Menge liebt
Und achtet — Diesem ward es! Züge, laut
Und offen wie die Straße, eine Fahrbahn
Des Lebens und von ihm befleckt wie sie;
Ihr cynisch Lachen, ihr erbittert Grollen
Und würdelos' Verzeihn; vom Scheitel bis
Zur Sohl' des Pöbelmaßes derbe Linien,
Und kein Gesetz als das der eig'nen Kraft!

So versteht es die Dichterin, die Persönlichkeit stimmungsvoll und tiefwahr in die Situation hineinzustellen. So vermag sie die unausgesprochenen Charaktere, die im gestaltlosen Geiste des Volkes leben, verwachsen zu lassen mit dem Geiste des Einzelnen, die Allgemeinheit mit der Individualität.

So vermag aber delle Grazie auch den Uebergang, den Einklang zu finden zwischen der stummen, leblosen Natur, und den Irr- und Wandelgängen des Menschenherzens. Die Naturschilderungen der Dichterin tragen ein seltenes künstlerisches Leben, eine eigenartige Größe und Wahrheit in sich.

Will man delle Grazies Persönlichkeit in ihrer vollen Tiefe erkennen, so muß man das Bändchen „Gedichte" lesen, das 1897 bei Breitkopf und Härtel erschienen ist. Die Leidenschaft und Tiefe des unmittelbarsten persönlichen Gefühles offenbart sich hier an den höchsten, allgemeinsten Menschheitsgedanken; eine Weltanschauung, die mit kosmischen Rätseln ringt, spricht zu uns als der Pulsschlag des täglichen Lebens. Ton und Anschauung dieser Lyrik möge ein Hymnus wiedergeben:

Im Kreise der Lebenden geht
Und wandert von Mund zu Mund
Ein schreckgeflüstertes Wörtchen,
Sein eherner Klang, er läßt
Die rosigste Wange erbleichen,
Der jubelndste Dithyrambos
Des Wahns, und die schillerndsten Lügenmärchen
Des Daseins werden von ihm zerrissen, und
Verhallen mit ihm in Ewigkeit.

Die Dornenkrone des Leids,
Die Rosenkränze des Glückes
Und Diademe des Ruhms —
Sie alle, alle umwindet,
Umstrickt und überwuchert
Des bleichen Todes Asphodil.

Wem seine Fittiche rauschen
Der bebt, und wem seine hohle Stimme ertönt,
Der hat zum letztenmal gelogen . . .

Verwesung und Moder gärt
In uns'ren Adern, Verwesung leitet uns
Nach ihrem Gesetz, und was da lebt und atmet —
Verwesung hat es geschaffen,
Verwesung zerstört es auch!
Ein schmutziger Wirbel voll Rätsel und Wahnsinn kreist
Das Leben, und unser Pygmäengeschlecht, es kreist
Mit ihm: in blinder Schwäche, drolliger Würde
Und Ohnmacht . . .

Allsiegend und frei nur herrscht
Der Riese Tod: mit blinkendem Schwerte mäht er
Die gleißende Daseinslüge hinweg,
Und spricht, in Ewigkeit
Auf Staub und Verwesung deutend,
Die ewige, einzige Wahrheit: „Es ist Nichts!"

Selten wird man auch da, wo man die Empfindungen, die Anschauungen eines Dichters nicht teilt, so bewundern können, wie den Schöpfungen delle Grazies gegenüber. Denn auch, wo man „Nein" sagen muß, ist man sich bewußt, daß man zur Größe „Nein" sagt.



Das bewußte Leben.

Ein Gespräch zweier Liebenden.

Von **Robert Schellwien.**

(Schluß.)

Sie: Jetzt hast du wirklich einen sehr hohen Flug unternommen, und ich hätte dir kaum folgen können, wenn du mich nicht im Arm hieltest und mir aus deiner Nähe und der geliebten Stimme eine ungewöhnliche Kraft gekommen wäre. Wenn ich recht verstanden habe, ist es Gottes ewiges Leben, in Individuen räumlich da zu sein und durch deren eigenes Leben in einem zeitlichen Verlauf sein unendliches Wesen fortschreitend zu entfalten, so daß das All-Eine nicht ohne das Einzelne, und das Einzelne nicht ohne das All-Eine zu denken ist.

Er: Ja, und nur so ist auch der Begriff der Entwickelung zu verstehen. Gottes Leben ist ewige Verneinung seiner Allheit zu Einzelwesen, die, jedes in einem gewissen Maße, diese Verneinung auch aufzuheben, das Wesen der Allheit zu betätigen und da-

mit insgesamt das Universum, die Verwirklichung Gottes, zu bilden, bestimmt und vermögend sind. Dies ist eine unendliche Bewegung, in der das Universum in jedem Augenblicke durch die Wirksamkeit der Einzelwesen neu entsteht, und das Leben, die allem innewohnende göttliche Allheit von Moment zu Moment zu einem höheren Dasein, einer vollkommeneren Verwirklichung, hervorgeht.

Sie: So ist es also das eigene Wesen, die innere Kraft, der Individuen, immer auch ihre Vereinzelung zu verneinen, nach einer inneren Gesetzmäßigkeit in soziale Verbindungen mit anderen Individuen zu treten und als Glieder des Ganzen am Universum mitzuwirken? Und so ist wol auch das unbewußte Leben der Natur zu verstehen?

Er: Gewiß ist es so. Wie sollten die Individuen in ihrer gegenseitigen Ausschließlichkeit und Vereinzelung zu einer Wirksamkeit gelangen können, wenn nicht in ihnen Kraft und Trieb wäre, diese Ausschließlichkeit auch aufzuheben; und woher käme ihnen das Vermögen, über sich selbst hinauszugehen, wenn nicht aus einer ihnen in gewissem Maße innewohnenden Allkraft? Die Individuen sind daher auch unbewußt und können sich selbst nicht erklären, solange sie nicht, wie der Mensch es vermag, die Allkraft in sich selbst entdecken.

Sie: Das ist mir klar, und ich begreife auch, daß der Mensch jederzeit, auch wenn er zum Bewußtsein erwacht ist, diesem unbewußten Leben der Natur angehört und in ihm durch die tatsächlichen Beziehungen seines Körpers zu anderen Körpern mit gesetzlicher Notwendigkeit jeden Augenblick zu Zuständen bestimmt wird, von denen er erst durch das Bewußtsein erfährt, daß sie sind. Wie aber verhält es sich mit den Bestimmungen des Menschen in der Wirklichkeit, denen das Bewußtsein voransteht, die aus ihm fließen, wie mit dem Willen, und wie verträgt sich die Freiheit des Menschen mit der Naturnotwendigkeit?

Er: Du hast richtig erkannt, daß das Bewußtsein an der Naturnotwendigkeit nichts zu ändern vermag, und daß nur ein bestimmtes tatsächliches Verhältnis von Körper zu Körper eine Wirkung in der Natur hervorbringen kann, aber auch in naturgesetzlich bestimmter Weise hervorbringen muß. Im Bewußtsein erhebt sich nur eine Kraft des Menschen, die rein von innen, unabhängig von jeder äußeren Einwirkung, ihren Körper zu bewegen und in ein tatsächliches Verhältnis zu anderen Körpern zu setzen vermag, aus dem die naturgesetzliche Folge in der Wirklichkeit mit Notwendigkeit hervorgeht. Diese Kraft ist der Wille und durch ihn ist der Mensch frei, das heißt zur Hervorbringung oder Unterlassung einer natürlichen Wirkung rein aus sich fähig, ohne daß der Naturnotwendigkeit irgend ein Abbruch geschieht. Wunder kann der Wille nicht verrichten, weder der göttliche, der sich ursprünglich in der Natur verwirklicht, noch der menschliche, der sich erst aus der natürlichen Gebundenheit zu freiem Schaffen erhebt.

Sie: Ich sehe ein, Wunder kann der Wille nicht vollbringen, aber er kann sich selbst verwirklichen, sein Wesen in der Wirklichkeit zum Ausdruck, zur tatsächlichen Gestaltung, bringen; und was ist sein Wesen?

Er: Du weißt es; es ist die schöpferische Allbejahung des Lebens, im Menschen Verneinung der lebensfeindlichen Beziehungen der Individuen zu einander, die aus ihrer Nicht-Allheit notwendig fließen. Der Mensch wird sich seiner in jedem Augenblicke durch die Erfahrung, zuerst als Individualwille bewußt, der in der Wirklichkeit zu bejahen und zu verneinen strebt, wodurch er als Einzelwesen befriedigt wird, ohne Rücksicht auf das Lebensverlangen anderer Einzelwesen. Aber im Menschen erhebt sich beständig aus der Erfahrung der Allwille mit der Kraft und dem Gewissensgebot, den Individualwillen aus sich zu bestimmen und die getroffene Entscheidung auch körperlich in der Wirklichkeit auszuführen, nichts aber vermag ihn von außen zu nötigen, denn das Bewußtsein ist absolute Innerlichkeit und der Wirklichkeit nicht unterworfen. Der Allwille des Menschen bejaht das Leben nicht nur eines Individuums, sondern aller, das Leben durchaus, und verwirklicht den Willen Gottes, indem er in einer unendlich fortschreitenden Bewegung mehr und mehr die lebensfeindlichen Aeußerungen des Individualwillens überwindet und die lebenerhöhenden des socialen Geistes fördert.

Sie: Ich kenne diesen Willen wol und bin seiner gewiß, denn er beweist sich selbst durch sein Dasein und alles andere durch seine nachschöpferische Hervorbringung. Im Lichte des Willens erkenne ich mich als ein Einzelwesen, in dem der Allwille zu einem Individualwillen determiniert ist, der aber den Trieb und das Vermögen hat, nach dem Maße seiner Individualkraft sich als Allwille nachschöpferisch im Bewußtsein und in der Wirklichkeit zu betätigen. Auf der mir als Individuum eigenen Kraft, zu wollen, das heißt, als nachschöpferische Allkraft zu leben, beruht bei mir alle Erkenntnis und alles Tun, mein ganzes Leben als eine Person; ich muß im Bewußtsein mich immer als ein Einzelwesen, das die Allkraft ausübt, bejahen und kann nur durch die Ineinssetzung dieser beiden Seiten meines Lebens mich selbst verstehen. Ich sehe, daß auf meiner Fähigkeit, den Individualwillen durch die Allkraft zu bestimmen, das Wesen meiner Persönlichkeit beruht und alles, was dem Leben Wert verleiht, der sittliche Wille, das Rechtsleben und jede Art der socialen Beziehungen der Menschen untereinander. Und gewiß auch die Liebe, zumal ihre schönste Gestalt, die Liebe zwischen einem Manne und einem Weibe. Sage mir, was du darüber denkst.

Er: Ja wol, der Allwille ist auch der Schöpfer der Liebe, aber in einer ganz eigenen Art. Bei allen andern socialen Verhältnissen, von denen du die wichtigsten angeführt hast, kommt der Mensch nur nach seinem allgemeinen, begriffsmäßig zu erkennenden Charakter, als Exemplar der Gattung „Mensch" in Betracht, nicht aber sein Individualcharakter, demzufolge er ein schlechthin einziges, von allen andern Individuen absolut unterschiedenes, unvergleichliches Lebewesen ist und sich als dieses in allen seinen Bewußtseinsakten und realen Handlungen ewig und unveränderlich bejaht. Aber der Allwille in ihm läßt ihn diese Einzigkeit von ihrer negativen Seite, dem absoluten Nichtsein aller anderen Individuen, als Einsamkeit und Bedürftigkeit fühlen. Je stärker der Allwille in einem Menschen ist, umsomehr fühlt er das Verlangen, eine Willensübereinstimmung mit einem andern Menschen zu erleben, in der von beiden Seiten das Bewußtsein der gegenseitigen Ausschließlichkeit und des daraus fließenden Schmerzes durch das Gefühl der im Allwillen begründeten Wesenseinheit fortwährend auch aufgehoben wird. Wenn ein solches Erlebnis eintritt, fühlen die Liebenden das beglückende Streben, das Trennende und Unterscheidende zwischen ihnen in Gemeinsamkeit und Uebereinstimmung

umzuwandeln, und, wie im Kusse sich zu süßer leiblicher Vereinigung zusammenzuschließen, so auch ihre Gefühle und Gedanken sich gegenseitig mitzuteilen und damit sich ihrer Wesensgleichheit bewußt zu werden. Hier können wir Goethe als Zeugen anführen. Nachdem er der Geliebten im Garten „Die Metamorphose der Pflanzen" erklärt hat, sagt er am Schluß des Gedichts zu ihr:

Freue dich auch des heutigen Tages! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Darin auch macht sich das Wesen der wahren Liebe, ihr Ursprung aus dem Allwillen, erkennbar, daß der Liebende nicht nur die Geliebte, sondern die ganze Welt mit dem Auge der Liebe, mit dem erhöhten Gefühl der Wesenseinheit anschaut.

Sie: Schön hast du mir die Liebe erklärt, und zum Zeichen des Verständnisses umarme und küsse ich dich.



Zeus.

Ein Fragment von **Robert Jaffé**.

Erster Akt.

Erste Scene.

Zeus (auf den Wolken des Olymps thronend):

Mit weiten bausch'gen Armen greift mein Schicksal
Mein ganzes Dasein und umfängt es eng,
Daß es, erstarrt und gleichsam dumpf versteint,
Nur großes Mittel sei, ein lang gedehntes,
Für kurze und gleich Funken sprüh'nde Leuchten,
Die durch die ungeheuren Räume glühn.
Wenn irgendwo beglückte Menschen mir
Ein Blütenreis des Danks und der Verehrung
Aufstecken und mir opfern wollen,
Ein weiter Luftraum hält es rings entfernt;
Die zarten Düft' gelangen nicht zu mir
Auf den gespannten glänz'gen schmalen Bändern.
Wenn junge Beter sich in Säulentempeln
Zum Kreise stell'n, und rosenfarb'ner Schein
Schwebt über ihren schönen Häuptern ganz,
So läßt doch ihre emf'ge reine Andacht,
Die wie ein Murmeln kommt zu meinem Ohr,
Das ungeheure weite Herz mir leer.
Das Schicksal, das die feinen Wurzelfäden
So weit um sich verfasert und verwirrt,
Und dem wir hohen Götter untertan,
Das ist des strengen Ernstes Maske, die
Das Höchste uns aufs Antlitz hat gepreßt.
Genieß' ich rote, rhythmisch leichte Stunden
Der Lust, folgt doch sogleich darauf der Fall
In den wenn auch so weißen milden Ernst.
(Doch nur ein Bild, das Stille aus den Strahlen
Des Daseins sammelt, zeigt des Daseins Umriß.)
Und unter des Genusses Fluten schwimmt
Gleich winz'gen schwarzen Inseln dies Bewußtsein
Der ewig droh'nden Wiederkehr des Falls.
Ja, während noch ein schönes Lockenhaupt
Sich birgt an meiner breiten Götterbrust,
Empfind' ich es, als wär's mir weit entfernt,
Und meine Augen schauten es verwundert.
Fürwahr, ich dünke mir ein alter Mann
Und auf den Sockeln meiner Marmorbilder.

* * *

Ein einziger Gedanke, der mir blitzt
Durch einen winz'gen Punkt in meinem Hirn,
Durchbebt, was alles auf der Erde ragt
An abgebrochnen Säulen, Mauern, Klüften,
Den dunklen, samt denen schwarzen Schatten drüber.
Mein Blick, in schrägen goldnen Strahlenbündeln
Zur Erde niederglänzend, schaut allein
Das quellend atmende Gebild: das Leben.
Doch ich, der höchste Gott, muß es durchmessen,
Als schritt ich durch ein weites, weites Meer,
Gleichsam ein schräges Wasserährenfeld,
Als wenn mein Haupt hoch auf den Wellen tanzte.

Kein Maß, zu denken, in dem ganzen Weltall,
Kein Gleichnis, das in schmerzhaft hellem Schein
Entsteigt dem weiten Weltraum außer mir,
Kann reichen bis zur schweb'nden höchsten Höh
Vom Weltendenker selbst. Und der Gigant,
Der Gäa Sohn, ein hundertarm'ger Riese,
Dem solcherlei Gedanken, gleich dem Dampf
Aus weißen Klüften, steigen aus dem Hirn,
Ist auch nicht ein annähernd Gleichnis noch
Von meines Götterdenkens Gang und Richtung.
Es ist so einzig wie der Mittelpunkt
Des ungeheuren luft'gen Weltenraums.

Weß Haupt in breitem, feinem weißen Dämmer
Gleichsam wie unter blanken Marmorblöcken
In strenger Form erscheint, vom gleichen Marmor,
Muß dies empfinden, daß ihm alle Stunden
Und Tage, die vergangen, so erscheinen,
Als wären sie von keinen hellen Bändern
Den eng verschlungenen, zusamm'ngehalten,
Als hätt' er sie verloren, und sie würden
Ihm nimmer wie den Menschen allen drunten
Zu einem trauten herzensinnern Schatz.

Sollt' ich die Kürzung meines Daseins tragen,
Mit Stolz, der mich gestählt zusammenhielt?
In einem kurzen Augenblick springt er,
Heuschreckengleich, über den luft'gen Berg,
Der vor dem Aug', in hellem grauem Blitz,
Nichts anders ist als wie ein nicht'ger Schein.



Der Schatten.

Eine Fabelei von **Rosa Mayreder**.

Es war sehr kalt. Das Licht des Vollmondes glänzte blendend auf dem frischgefallenen Schnee. Ich watete darin bis über die Knöchel; ein feiner glitzernder Staub wirbelte beständig unter meinen Kleidern auf. Vor mir aber watete mein Schatten. Eilig lief er dahin und begleitete mich getreulich durch die ausgestorbenen schweigenden Gassen. Der Schnee verschlang alle Geräusche, von denen die Mitternacht der Städte belebt ist; ich hörte meine eigenen Schritte nicht.

Da kam mir ein Gedanke. Ich blieb stehen. Das ist zwar kein Grund, stehen zu bleiben; zu meiner Rechtfertigung muß ich aber bemerken, daß es ein ganz verblüffender Gedanke war, der mir da eben gekommen war, ein phänomenaler, schicksalsschwerer Gedanke. Die Menschheit allerdings, fürcht' ich, wird wenig davon profitieren; nicht, weil sie überhaupt von allen phänomenalen Gedanken bisher wenig profitiert hat, sondern weil mein phänomenaler Gedanke lediglich eine Privatangelegenheit meiner Person betraf. Ich befand mich nämlich damals in jenem sonderbaren und abnormen Zustand, den man gewöhnlich mit dem schwachen Worte „Verliebtheit" bezeichnet.

Als ich so stille stand, hörte ich einen gähnenden Seufzer, wie von jemandem, der nach einem tiefen Schlafe langsam erwacht. Ich sah mich um — niemand da. Alles leer, alles einsam. Hatte ich mein eigenes Seufzen für ein fremdes gehalten? Ich wollte weitergehen; aber da trat ich auf eine schwammige, gallertartige, elastische Masse, und eine schwindsüchtig heisere Stimme sagte:

„Au! so gieb doch Acht, du trittst mir ja auf den Bauch!"

Und nun bemerkte ich, daß mein Schatten, der so klar auf der schimmernden Fläche lag, sich aufgebläht hatte und sich als dunstiger Körper vom Boden abhob. Er stützte sich halbliegend auf seinen linken Ellbogen; seine rechte Hand, die einem bläulichen Rauchwölkchen gleich sah, streckte er gegen mich aus, wie jemand, der will, daß man ihm beim Aufstehen behilflich sei.

Schleunig trat ich einen Schritt zurück, um diesen unverschämten Rebellen vermittelst der optischen Gesetze in die gebührenden Schranken zu weisen. Aber es war zu spät. Er hatte sich schon emanzipiert und allen Respekt vor den altbewährten Naturgesetzen verloren. Schwerfällig unbeweglich blieb er auf der Stelle liegen, losgetrennt von der Gestalt, mit der er fünfundzwanzig Jahre unauflöslich verbunden gewesen war.

Ich dachte, daß ihm vielleicht durch gütliches Zureden noch beizukommen wäre.

„Was fällt dir ein?" sagte ich vorwurfsvoll. „Das geht doch nicht, daß du dich auf einmal benehmen willst, als wärest du dein eigener Herr. Sei gescheit; lege dich wieder hin, wie sich's gehört, und laß mich weiter gehen. Habe ich nicht Kummer genug? Willst auch du mir abtrünnig werden und mich allein lassen?"

Er kehrte sich nicht an meine Worte. Mit blindem Eifer, pustend und stöhnend, suchte er sich auf die Beine zu stellen. Dabei schlotterte er am ganzen Leibe vor Anstrengung; krampfhaft klammerte er sich an die Mauer, um sich im Gleichgewichte zu erhalten.

Recht kläglich sah er aus, in die Länge gezogen, schwarzblau vom Kopf bis zu den Füßen, und ganz unausgearbeitet in den Details, nur gerade die notdürftige Kontour eines weiblichen Wesens. Er hatte sich einige Körperlichkeit gegeben, indem er sich zu einem wolkigen Dunst aufblies; aber durch seinen transparenten Leib schien die fleckige Mauer hindurch; und was er an Rundung gewonnen hatte, war ihm an Intensität verloren gegangen.

Ich versuchte es noch einmal mit der Güte. „Du warst ja bis jetzt ein braver, folgsamer Schatten! Oder hättest du auf einmal den Ehrgeiz, aus einem Schatten ein Geist zu werden? Da wärst du was rechtes! Kein Mensch hat mehr Respekt vor Geistern; selbst der „höchste Geist" ist in Mißkredit gekommen. Und überlege doch: hast du als ein solider, wolversorgter Schatten, für den ich in allen Lebenslagen mit meiner Person einstehe, nicht eine angenehmere Existenz, als wenn du zum Geist avanciertest und etwa jedem schäbigen Medium Rede stehen müßtest —? So lange du mein Schatten bist, hat dir niemand außer mir was zu befehlen; aber als vazierender Geist hättest du keine andere Aussicht für deine fernere Laufbahn, als dich bei den Spiritisten mit Alphabetklopfen abzurackern; und am Ende gar als unorthographischer Geist zum Gespötte der Ungläubigen zu werden."

Dennoch machte er keine Miene, seinen erbgesessenen Platz wieder einzunehmen.

Nun riß mir die Geduld. Drüben auf der anderen Seite der Straße lag der Häuserschatten als ein breites, dunkles Band; ich brauchte nur hinüberzugehen; und dann mußte es sich zeigen, wie weit mein rebellischer Schatten mit seiner Selbständigkeit reichte.

Kaum hatte ich den ersten Schritt hinüber gemacht, so hing er auch schon hilflos an meinen Rockfalten.

„Halt, halt!" rief er mit seiner schwachen, unangenehmen Stimme, die klang, als wenn eine Kleiderbürste auf einem Papier gerieben würde. „Bringe mich doch nicht um, kaum daß ich das Licht der Welt erblickt habe."

Da mußte ich lachen.

„O, du Renommist! Das Licht der Welt? Hast du schon vergessen, daß zwischen dir und dem Lichte der Welt ich stehe? Willst du etwa dieses Ich, das dich gezeugt hat, in Pension setzen wie einen ausgedienten Feldwebel, um ferner ohne seine Vermittelung in Beziehung zu dem Lichte der Welt zu treten?"

Er räusperte sich langwierig; das Reden schien ihm beschwerlich zu sein. Dann sagte er mit etwas besserer Stimme in einem Tone zwischen kriechender Schattendemut und heimlichem Geisterhochmut:

„Da ich also dein Werk bin, warum redest du Dinge, die nicht hergehören? Warum verhöhnst du mich deswegen, was du selbst mit aller Gewalt herbeigeführt hast? Bin ich nicht der Triumph deiner Technik? Hast du nicht dein Ich unbarmherzig geschunden, um mich mit seiner lebendigen Haut auszustatten? Hast du mir nicht deinen Atem eingehaucht, bis ich aufgeblasen worden bin? Hast du mich nicht gefüttert mit deinem Fleisch und Blut? Hast du mir nicht eben früher dein eigenes Herz zum Fraße hingeworfen? Ich hab' es, ich hab' es, dein Herz, ich hab' es und geb' es nicht mehr her!"

Er machte einen sonderbaren Luftsprung; dabei spaltete er sein dünnes Schattenkleid und verwandelte sich auf diese Weise in einen männlichen Schatten. Mit jedem Augenblick schien er kräftiger, selbständiger zu werden; in seinem Innern glaubte ich auf einmal einen un-

durchsichtigen festen Kern zu bemerken. Sollte das wirklich mein Herz sein? Mich überlief's; ich begann mich zu fürchten. Das ist etwas, was ich ungern eingestehe; nicht einmal mir selbst: ich tat, was man gewöhnlich tut, um eine beschämende Tatsache zu bemänteln, ich begann zu schimpfen.

„Lügner, frecher, unanständiger Lügner! Ich hätte dir mein Herz, mein gutes, volles, lebendiges Herz zugeworfen, ich dir? Aber wenn du schon mein Herz zu haben vorgibst, Elender, so zeig es her, beweise deine Behauptung. Ja, beweise, beweise, wenn du kannst!“

Da stellte er sich mit gespreizten Beinen vor mich hin. Und mitten in seiner blauschwarzen Brust, wie ein Stern durch eine Rauchwolke, schimmerte es rötlich gelb. Eilig suchte ich — denn ich bin sehr kurzsichtig — meine Lorgnette aus der Tasche. Kein Zweifel! Es war mein Herz, das er da in der Brust trug! Es sah aus wie ein Lebkuchenherz, schön verziert mit blauen und roten Adern, und auch der Zettel mit dem Sinnspruch fehlte nicht. Deutlich stand darauf zu lesen:

Glaube, Hoffnung, Liebe sind drei;
Eins wenn fehlet, breche ich entzwei.

„Gib es mir augenblicklich zurück!“ sagte ich, meine Hand danach ausstreckend. „Mit einem so sentimentalen Herzen darf man keine Experimente machen, das sehe ich jetzt. Ich will es künftig in Ehren halten. Also gib her, und mit Vorsicht, hörst du?“

Er hielt sich beide Hände vor die Brust und wich zurück. Meine Angst stieg aufs Höchste.

„Räuber, Dieb, Schurke, gib mir mein Herz zurück,“ schrie ich und stürzte mich auf ihn, um es ihm mit Gewalt zu entreißen.

Aber ich stürzte ins Leere. Da lag ich, schmählich zu Boden gestreckt durch mein eigenes Gewicht. Als ich mich wieder aufrichtete, sah ich, daß mein Schatten die Flucht ergriffen hatte. Er war schon weit weg; schnell und geräuschlos glitt er an den weißen Häuserwänden entlang. Dann bog er um die Ecke.

Was blieb mir übrig, als ihm nachzulaufen? Doch als ich an die Ecke kam, war von meinem Schatten straßauf straßab keine Spur mehr zu entdecken.

Und o Schrecken! In meiner Brust rührte sich nichts. Dort, wo sonst jenes närrische, einfältige, wunderliche Ding hüpfte, das Herz, war alles still und tot; ich fühlte nur eine dumpfe, leere, eine unbehagliche Kühle an der Stelle, die es einzunehmen pflegte.

Aus der Ferne kam der Rayonposten schläfrig durch den Schnee gestapft. In meiner Ratlosigkeit ging ich ihm nach und fragte ihn, ob er nicht jemanden vorüber laufen gesehen habe.

Nein, er hatte niemanden gesehen. Wer denn vorübergelaufen sein sollte?

Jemand, der mir mein Herz gestohlen hatte.

Der Rayonposten ermunterte sich ein wenig.

Gestohlen? Jetzt eben? Auf offener Straße?

Ja, eben jetzt auf offener Straße.

Also ein Raubattentat? Das Herz samt der Uhr? Vielleicht auch die Geldbörse?

Nein, bloß das Herz.

Ein silbernes oder goldenes?

Nein, nein, mein wirkliches, lebendiges Herz, kein bloßes Uhr- oder Armbandanhängsel.

Der Rayonposten sah mich mißtrauisch an.

„Aber Sie sind ja ganz wolauf, meine Liebe,“ sagte er. Wollen Sie sich vielleicht einen Scherz mit mir erlauben? Und überhaupt, was machen Sie denn so ganz allein nach Mitternacht auf der Gasse? Das schickt sich nicht für ein anständiges Fräulein —“

Er warf einen außerordentlich scharfen Blick auf mich und schien sich auf die in solchen Fällen der Tugend der Rayonposten angemessene Grobheit vorzubereiten.

Ich beeilte mich, ihm mitzuteilen, daß ich kein Fräulein, sondern eine verheiratete Frau sei.

Der Respekt des Rayonpostens befestigte sich wieder ein wenig. Er sagte mit einer Anwandlung von Galanterie:

„Hm, an Stelle Ihres Herrn Gemahls würde ich Sie um diese Stunde nicht so allein herumgehen lassen!“

O ahnungsvoller Rayonposten! Er griff mit sicherer Hand hinein in das Gewebe schicksalsvoller Gedanken und Begebenheiten, in das ich mich während dieser Nacht verstrickt hatte. So widerstand ich nicht der Versuchung, ihm meine Leiden anzuvertrauen. Es liegt ja eine solche Erleichterung darin, sich seine Beschwerden von der Seele herunterzureden, selbst wenn es nicht die richtige Adresse ist, an die sie gelangen! Nebenbei bemerkt, war der Rayonposten wirklich ein ungewöhnlich hübscher Mann. Das weibliche Geschlecht soll zwar, nach den offiziellen Berichten, wenig Gewicht auf die Vorzüge der männlichen Schönheit legen und sich bloß an die geistigen Qualitäten halten; aber es ist anzunehmen, daß diese offiziellen Berichte von sehr häßlichen Männern herstammen.

„Sie müssen wissen, ich bin noch nicht gar lange verheiratet,“ sagte ich vertraulich; „heute ist es genau drei Monate und zwei Wochen her. Sind Sie vielleicht auch verheiratet?“

„Verheiratet gerade nicht,“ versetzte der Rayonposten, ebenfalls vertraulich.

„Ach Gott, dann können Sie sich unmöglich vorstellen, was es heißt, drei Monate und zwei Wochen verheiratet zu sein!“

Der Rayonposten schmunzelte. „Warum nicht? Das muß eine ganz angenehme Zeit sein — das sind ja die sogenannten Flitterwochen.“

„Nein, diese Zeit bedeutet schon das Ende der sogenannten Flitterwochen. Ach das ist es ja eben! Jetzt beginnt die Zeit der Enttäuschung!“

„Na, es wird nicht so gefährlich sein!“

„Ich weiß nicht, ob Sie Schiller gelesen haben — aber selbst dieser Schiller, der doch bekanntlich ein Idealist war, sagt: Mit des Lebens schönster Feier endet auch der Lebensmai. Er verhält sich also schon gegenüber den Flitterwochen skeptisch. Hingegen bezeichnet Jean Paul dreieinhalb Monate als den Termin, an dem es für Eheleute angezeigt sei, höflich miteinander zu werden. Und gar Schopenhauer — kurzum, es ist grausam! Ich habe keine ruhige Stunde mehr. Bei jedem gleichgültigen Worte denk' ich schon: so, jetzt ist es aus! Jetzt hat er verraten, daß es schon aus ist! Es gibt Töne in seiner Stimme, Töne — ach Töne, bei denen ich glaube, das Herz steht mir still, Töne so voll Gleichgültigkeit, voll Kälte, voll Fremdheit —! Und dabei sich immer zu fragen, ob diese Töne nicht bloße Ausgeburten des Argwohns sind! Nicht bloße Selbsttäuschungen! Haben Sie schon einmal über das Kapitel der Selbsttäuschungen nachgedacht? Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, fangen Sie nie damit

an! Das ist ein Labyrinth, ein Abgrund, eine unterirdische Höhlenwelt, aus welcher es keinen Ausweg gibt. Es ist eine verzauberte Wüstenei, in der man von bösen Geistern ewig im Kreis herumgeführt wird. Es ist ein Fegefeuer, in dem man die Sünden der Skepsis am eigenen Leibe büßen muß. Weh dem, der die Kraft des Glaubens nicht hat. Es genügt nicht, daß man liebt; man muß auch an die Liebe glauben, glauben an seine eigene Liebe! Der Zweifel bricht uns das Rückgrat — und dann sind wir allen gemeinen Mächten ausgeliefert, ein Spielzeug unserer eigenen Geschöpfe, Sklaven unserer eigenen Sklaven —"

„Ich weiß aber noch immer nicht, warum Sie sich so spät allein auf der Gasse herumtreiben," sagte der Rayonposten.

Er gehörte offenbar zu jenem Publikum, das mehr auf Handlung als auf psychologische Beobachtungen Gewicht legt.

„Also daß ich es kurz sage: heute ist er zum erstenmal, seit wir verheiratet sind, wieder in den Klub gegangen. Natürlich allein, ohne mich! Konnte es ein deutlicheres Symptom geben? Ich war außer mir — aber ich ließ ihm nichts merken. Denn die Liebe ist leider eine furchtbar komplizierte Sache. Gewiß, wenn ich gesagt hätte: „Bleibe bei mir zu Hause, es kränkt mich, daß du mich allein läßt," er wäre zu Hause geblieben. Daran zweifle ich beinahe nicht. Aber Liebe will erraten sein. Wir hätten es so leicht, wir wissen, daß sich alles fände, wenn wir nur ein Wort sagten — aber das ist es eben! Wir wollen dieses eine Wort nicht sagen, denn wir wollen erraten sein."

Der Rayonposten räusperte sich.

„Nun, er erriet nichts. Wolgemut wusch er sich die Hände und band eine frische Krawatte um, bevor er fortging; dann küßte er mich und fragte zerstreut — denn er war mit seinen Gedanken schon aus dem Hause —:

„Was wirst du denn machen, bis ich nach Hause komme, mein Herz? übrigens komme ich sicher noch vor Mitternacht."

„O ich werde mir die Zeit schon vertreiben," sagte ich und lachte, während er fortging. Kaum aber war er fort, so rannte ich davon.

Ich hätte um keinen Preis länger zu Hause bleiben können, in diesen Wänden, die mich einst so maßlos glücklich gesehen hatten. Ich weiß nicht, wohin ich lief. Ich glaube, ich hatte die Absicht, eine lange Reise anzutreten oder auf immer spurlos zu verschwinden.

Später gab ich diese Absicht wieder auf. Ja endlich, nachdem eine ganze Legion verzweifelter Gedanken, wer weiß wie lange, in meinem Gehirne hin und her galoppiert war, kam mir auf einmal ein neuer Gedanke, ein frappierender Gedanke, ein phänomenaler Gedanke, der meinen Fall in ein vollständig verändertes Licht setzte.

Wie, wenn vielleicht meine eigenen Empfindungen es wären, die sich schon zu verändern beginnen? Wie, wenn die Ernüchterung am Ende bei mir selber anfinge oder vielmehr schon angefangen hätte? Gerechter Gott, wenn dieser erbärmliche Argwohn, dieses widerwärtige Auflauern und Behorchen, diese feige Zweifelsucht nur Symptome dafür wären, daß ich — ich — ich diejenige bin —!"

An diesem Punkt meiner Bekenntnisse fiel mir mein Schatten wieder ein. Ich hatte gänzlich vergessen, auf ihn zu achten, während ich dem Rayonposten mit jener nüchternen Tatsächlichkeit, die im Verkehr mit Rayonposten angezeigt ist, mein Schicksal erzählte.

Sollte ich fortsetzen?

Er war zwar ein schöner Mann, aber bei längerer Bekanntschaft schien es mir, als ob der Umgang mit Geistern nicht seine starke Seite wäre. Hatte er doch nicht einmal noch bemerkt, welche Bewandtnis es mit meinem Schatten hatte!

Ich warf einen geringschätzigen Blick nach der Richtung hin, wo der Schatten des Rayonpostens mit der Plattheit der gewöhnlichen Schatten auf dem Boden lag — und siehe da, ganz als wäre nichts vorgefallen, lag daneben mein eigener Schatten in friedlichem tête-à-tête mit der Pickelhaube, die sich kokett auf der blanken Schneefläche abzeichnete. Er mußte unvermerkt zurückgeschlichen sein — und wahrhaftig, da drinnen an der alten gewohnten Stelle klopfte es auch wieder in der alten gewohnten Weise, dieses närrische, einfältige, wunderliche Ding, mein Herz, mein Herz!

Der Rayonposten sah auf seine Taschenuhr.

„Es ist dreiviertelzwei vorüber," sagte er und gähnte. „Um zwei Uhr werde ich abgelöst; kommen Sie mit mir aufs Kommissariat, damit Sie den Vorfall bezüglich des Herzens zu Protokoll geben können —"

Dreiviertel auf zwei! Also wartete er seit zwei Stunden zu Hause, ohne zu wissen, was mit mir geschehen war! Mein Herz, wie alle verlorenen und zurückgekehrten Söhne, machte seine Hausherrnrechte geltend; ich ließ den Rayonposten im Stich und schlug spornstreichs den Weg nach Hause ein, ohne mich auch nur ein einziges Mal umzusehen, ob mein Schatten hinter mir folgte oder nicht. Ich lauschte auf die Schläge meines Herzens, ganz selig, daß es so unverdrossen darauf los pochte.

„Poche, poche, liebes Herz," sagte ich immer wieder voll Rührung. Es fiel mir gar nichts anderes ein; aber wie froh war ich, daß mir nichts anderes einfiel!

Erst beim Hausthor kam mein Schatten mir wieder vor die Augen. Er gab kein Lebenszeichen von sich; flach und geknickt lehnte er halb auf dem Boden und halb auf dem hölzernen Thorflügel.

Und während ich ungeduldig auf den verschlafenen Hausmeister wartete, enthielt ich mich nicht, meinem Schatten zu sagen: „Du sollst mir keine Possen mehr spielen! Denn jetzt weiß ich, wie man Schatten behandelt: man muß sie ignorieren, wenn man über sie Herr bleiben will."



Der Sterngucker.

Drama in 1 Akt*)

von **Georg Reicke.**

(Fortsetzung.)

Alwine (hat inzwischen Ferdinand das Bier gebracht, stellt es hin und setzt sich dicht neben ihn, ganz vorn): Was hast gemacht die Zeit?

*) Das Stück ist vom Lessing-Theater für die kommende Spielzeit zur Aufführung angenommen.

Ferdinand (zuckt die Achseln; Pause): In der Mühl!
Alwine: Bloß? (Er nickt und schweigt.)
(Pause.)
Und is dir so schlecht jegangen?

Ferdinand (nickt wieder vor sich hin: dann halblaut mit unterdrücktem Schmerz): Se jagen ein' fort — se wissen nich wie! (Nach einer Pause, ausbrechend aber leise): Wie'n Hund leb' ich! jehunzt und jestoßen von Morgen bis Abend — —! wie'n Vieh!

Alwine: Würd ich mir doch nich lassen jefallen! Na mir sollt bloß einer — —! So was lernt man draußen —! (Pause.) Sollst mit mir jehn, Fernand — nach Magdeburg! Is ja auch langweilig hier in dem Nest! Was hat eins hier? Schnee — und Berge — und noch emal Schnee!

Ferdinand: Du jehst wieder?

Alwine: Ja! ich jeh wieder! Mir is das nich fein jenug hier auf die Läng'! (sich nach hinten umsehend) mit all dem Volk! Komm mit! So ein' wie du muß auch mal rauskommen! eins versauert ja!

Ferdinand (suchend): Man mecht' ja — man mecht' ja — — bloß wenn man wüßt' —!

Alwine: Wie du's machst? Nanu — jehst einfach wech! Ich würd doch nicht bleiben bei so ein' wie dein Vater is und was sie von dem sagen!

Ferdinand (zögernd, indem er sie scheu von der Seite anblickt): Was — — sagen sie von mein' Vater?

Alwine: Ach so allerhand!

Ferdinand: Wegen meiner?

Alwine (leichthin): Auch wegen deiner!

Ferdinand: Wegen — wem sonst?

Alwine (ausweichend): Ach — bloß so!

Ferdinand (suchend): Wegen — — mein' Mutter?!

Alwine: Ja — auch!

Ferdinand (ängstlich): Was — — sagen sie wegen mein' Mutter?

Alwine (nachdem sie ihn einen Augenblick angesehn hat): Ach — du wirst schon wissen!

Ferdinand (vor sich hinstarrend, langsam): Nein — ich weiß nicht!

Trödler (hat sich auf der Fensterbank langsam den beiden näher geschoben und hält ihnen jetzt seinen offenen Kasten hin): Wos jefällig? Strumpfbänder hebb'k — rote — blaue! Spiegelche hebb'k! Kneppe — Feder, Popier for'n Liebesbrief —!

Alwine: Geh' — kaufst mer was, Fernand?

Ferdinand: Na ja —! na was denn? was willst denn?

Alwine (in dem Kasten wühlend): Schau mal an! sieh mal —! hier hat er noch was —!

Trödler: Scheene Sachen! scheene Sachen! unterwejens von Zijeiner abjekauft! kost't mich a massiges Jeld! weeß der liebe Gott, wo das Volk das herhat! Ein Tiechel — als wie for 'ne Ferschtin —! un' — un'n Fächer for'n Lobedanz — — (Sie kramen weiter.)

Wirt (auf seinem gewohnten Platz am Tische vorn sitzend zu dem auf der Ofenbank sitzenden Korkoran): Seid wol mal verunjlickt?

Korkoran: Joa min leiwer Herr! kucken Se an —! (Mit jämmerlicher Gebärde): Ek hob'n schweres Leben jehabt! Kummer un Gram — die zehren 'n Kerper uff! Man leggt sich abends hen un steiht murjens uff und hot noch nich emal jeschlafen — joa!

Wirt: Ek geb' Jhn' ook sößtig!

Korkoran: Ekke —? Börtig Joahr hebb'k Steine verarbeit' uff der Chaussee, kucken Se an! Scheene Arbeit — oallens was recht is, scheene Arbeit! (befriedigt) un kunnt's besser, wie'n Jungen, joa! kucken Se an! (Pause.) Nu sitt'k in'n Armenhaus bi Ellrich. (Redselig.) Mit twintig Joahr doa heirat' ek min' Fru un hadden bald 'n Kleenes, joa! War so'n klauges Dingelchen un so pessierlich un war min rechte Freude! vier Joahr war se alt, dunn starb se. Tipfuß seggten se druff un sullte von Woater sin! oaber dat Kind, dat kriegt Jhn' in ein Joahr noch nich'n halben Liter Woater; de kriegt nu Bier, brunes Bier, un bisken Milke, joa! Un wie se nu dot war, kucken Se an, doa nahm nu de Fru nischt mehr zu sich: wenn ek murjens jing un koam oabends to Hus, dunn saß se noch uff denselben Stauhle mit jefaltete Händ' un verstiert sich so. Se hadde sich dat nu wol so zu Herzen jenommen, dat es kennte von Ansteckung sin und se hätte's den Dingelchen beijebracht — indem nämlich der Dukter seggt', dat si enne sehr ansteckrige Krankheit. Und er seggt' ook glik: passen Se uff, Korkoran, se sterwt dem Kinde nach! Ek moakt ihr ook noch'n Lindenblättle — oaber's hulff nich mehr — dat war schon Bestimmung, dat se sollte verscheiden! Se kunnt's emal nich verwinden! Kucken Se an! so war'sch! Oaber ek — ek hob min goode Fru nich verjessen, nee! nee!

Wirt (ist inzwischen aufgestanden und hat in einer Anwandlung von Gutmütigkeit unter einer Glasglocke auf dem Schänktisch ein Stück Kotelette hervorgeholt, das er ihm hinreicht).

Korkoran (gerührt): O je —! ek dank ook scheen! so'n hibsches Stickerl Fleisch! ek dank ook!

Trödler (hat unterdessen mit Ferdinand und Alwine weiter verhandelt und ein rotes mit Gold durchwirktes Tüchlein hervorgeholt, das Alwine sich umbindet):

Spengler (hinter dem Schenktisch, ruft herüber): Loß dir nicht fangen, Fernand! Nu hot 'r dir bald in' Sacke!

Trödler (der sein Geschäft gefährdet sieht, eifrig): Holt du ook dein unjewaschenes Maul, verstehst mir?

Spengler (anzüglich): De Bennekensteiner — dat sind de jeborenen Handelsleite! wenn de ook hebben zu arbeten — se duhn's nich! nee! de stibitzen und betriegen schon inne Windeln!

Trödler (eifrig): Das Tiechle is wie vor ne Ferschtin g'mocht! wie vor ne Kenn'jin!

Alwine: Kaufst mir das, Fernand?

Trödler: Scheenes Tiechle! Scheenes Tiechle!

Ferdinand: Na ja ja! was soll's denn kosten?

Spengler (höhnisch singend):
Ek handle mit Löffeln und Quirlen
Und bin aus Bennekenstein —!

(Einer von den im Hintergrund sitzenden Leuten ist inzwischen nach vorn gekommen und nimmt jetzt den Trödler in Anspruch, mit dem er über eine Pfeife verhandelt.)

Ferdinand (der Alwine das Tüchlein, das sie sich wieder abgebunden hat, aus der Hand nimmt, zieht sie einen Schritt bei Seite und sagt, indem er das Tuch ihr halb hin- halb vorenthält, hastig): Alwine — dafür mußt auch — — dafür mußt mir auch sagen, was die — was die Leut' reden von mein' Vater und meiner Mutter!

Alwine (ausweichend): Ach wozu fragst auch —!

Ferdinand: Nein — nein, Alwine! ich muß wissen — verstehst — ich muß wissen — hörst?

Alwine (nach einer Pause, indem sie ihn ernst ansieht): Sie sagen —, er hat dein Mutter — jeschlagen!

Ferdinand (wie zur Bestätigung mit dem Kopfe nickend): Jeschlagen — — (plötzlich starr, ohne sie anzusehen mit müder Stimme) nur — jeschlagen —? — nicht — — — nicht noch mehr?

Alwine: Ja — noch mehr!

Ferdinand (mit aufsteigenden Thränen, leise): Zu Tode — — (schmerzlich, noch leiser) langsam — zu — — Tode — jeschlagen — —?

Alwine: Ja — so was sagen sie!

Ferdinand (noch immer ohne aus seiner Starrheit zu erwachen): — — sagen sie — — Mein' Mutter —! mein' arme Mutter — —! (Pause — allmählich lauter und schließlich mit unterdrücktem Aufschrei) und ich hab's jeahnt — — — ich hab's jeahnt — ich hab's jewußt — und hab nichts danach jefragt — — und hab nichts getan dazu — und hab inzwischen jesessen und nichts jetan —!!

Wirt: Nanu —? was is los?

Spengler: Wird 'r wieder hitzrich?

Trödler (ist mit dem Käufer fertig und tritt wieder zu Ferdinand, gemütlich): Noa? wie is nu mit's Tiechel? soll's Freilein 'n Andenken hoaben?

(Ferdinand will bezahlen — Alwine veranlaßt ihn, noch etwas Weiteres für sie zu kaufen; Ferdinand steht ungeduldig dabei.)

Korkoran (bei dem sich die Zeichen eines leises Rausches zu melden beginnen, vergnüglich, den braunen Topf zwischen den Beinen und zwischen beiden Händen den Knochen haltend, den er abnagt): Nee — so good wie heit — so good wie heit hot's mir nimmer lang jegangen! kucken Se an — — Fleisch, un, un was Warmes, un, un, un noch'n roten Mantel uff'n, uff'n Puckel — —! (zum Wirt) heit geht mir'sch good —! kucken Se an! heit geht mir'sch sehr good!

Spengler (zum Wirt): Wenn 'r bisken illuminiert is, dunn singt er immer —: de groote Keenig lebet —! Gottfried — sing amol! „De groote Keenig lebet —!"

Korkoran (beginnt mit alter zittriger Stimme):

„De groote Keenig — —"

(Plötzlich tritt der Sägemüller Gille hinten ein, alle verstummen auf einmal; einen Augenblick peinliche Stille.)

Wirt (endlich das Schweigen brechend): Noa? — biet'st nich emoal gu'n Willkomm, wenn du kummst und sind Leite do?

Gille: Prachervulk!

Korkoran (zum Wirt): Sein dos'n Hiesiger?

Wirt: Is jo den Fernand sin Voader!

Gille (heftig): Joa! 'en ungeratnen Sohns Voader! (auf Ferdinand zutretend) Hebb'k dir nich verboten mitzugehn mit dat Jesindel?

Wirt (sich einmischend): Wat wullst hie, wenn de wullst schimpfen?

Gille (wendet sich und setzt sich ostentativ getrennt von den Andern an einen Tisch): 'N Helles!

Wirt: Schanierst dir wol, an ein' Tisch mitzusitzen?

Gille: Dat paßt mir nich! mit die Leite!

Spengler: Noa noa! man nich so happig! Mer sein ook Minsche!

Korkoran: Mer sein Fremde hier — ober mer han enne scheene Stelle jetroffen!

Gille (zu Ferdinand gewendet, der inzwischen mit dem Trödler handelseinig geworden ist und diesem Geld giebt): Wat haste mit den Handelsmann? (Pause) Geld verkleckern — fer nischt un wieder nischt!

Alwine (mit ihrem Tüchlein vortretend): Er hat mir was schpondiert — auf alte Freundschaft.

Gille: Ek glöw sülwst — von den alten Betrieger!

Trödler (rasch seine Sachen zusammenpackend): No no — paß ook uff auf dein' Worte! Doa komm' noch ganz andre Leite zu mir, als wie du, die doa nich zu hochnäsig sind in Frühjoahr uff de Grasmusike zu kommen, un könn' nich rut aus den Hus, weil's enne beese Sieben doheime hebben und missen sich priegeln, statt uff'n Birkendanz — man weeß schon!

Gille: Nu höllst ook dein' Schnauze, oder —

Trödler (hat inzwischen alles zusammengepackt und dreht sich hinten mit seinen Kästen zur Thür hinaus): Dir wat din Sähn noch mal uffspeelen — sullst man druf luren —! (ab.)

Gille: Nu mach fix, fix Fernand, dat's to Hus kimmst —! sullst nah'n Dukter fahrn — din Bruder is krank —!

Ferdinand (gedrückt, mürrisch): Ich hab kein' Bruder nich!

Gille: Wat sagste? Is Lepoldchen nich min Sähn as so good wie du? bin ek nich din Voader? hoste nich jelernt Respekt vor din Voader, du Nischtnutz —, der nischt nich weeß un nischt nich kann un denn in de Welt loofen!

Korkoran: Ji dhon Ihr'n Jung Unrechts, mir leiwer Herr —! kucken Se an! der weeß annersch besser Bescheid, als Ji! joa! der weeß Ihn' de Sternbilders am Himmel, dat weeß er oallens ganz jenau — sogar wie se heeßen — wie se heeßen, joa!

Wirt (den Sternguckern Geld gebend): Nu jeht man! jeht eirer Wege! un speelt anderswo uff — hier is to End'!

Ferdinand (weist das Geld zurück, das ihm der Wirt geben will).

Spengler (steckt seine Hand zwischen und nimmt es): Ek nehm ook fir drei!

Korkoran (das Geld auf der Hand besehend): Scheen — scheen Dank ook — — dos war enne — enne goode Stelle — dos wer 'ch mer in mei Tiechel wickeln — (Er thut es.)

Gille (zu Ferdinand, der sich gleichfalls zum Gehen anschickt): Wo wullste hen?

Ferdinand (immer seinen Blicken ausweichend, unsicher): Ich — — muß weiter.

Gille: Ek hob mit dir to reden!

Spengler: Wer missen weiter!

Korkoran: Joa! joa! kucken Se an —! er muß mit — sei' Versch singen!

Gille: Un wenn dir dei' Voader seggt —

Spengler (der inzwischen den Herodeskasten wieder aufgenommen hat): Segg's ook drei Moal!

Gille (lacht höhnend): Hoha! Fercht' sich, alleine zu sein mit sin Voader! Du Hasenfuß, du! Du feiges Luder! Angst hot er — oberst kein Bessrung!

Ferdinand (schon im gehen, stehen bleibend): Angst? Vor wem? (Zu den Andern): Jeht nur! ich komm nach! ich treff euch schon!

(Spengler, Korkoran und die Leute am Tische hinten ziehen ab)

Ferdinand: Was haste mir zu sagen Vater?

Gille (heftig): Mit din Voader redst deitsch, versteihste? Hoste dein' Sprake verlernt un wie ek red?

Ferdinand (ebenfalls heftig): Ich red' wie ich's beim Lehrer jelernt hab — so red' ich!

(Schluß folgt.)



Die Chronik muß für die nächste Nummer zurückgelegt werden.

Zu beachten

bitte ich, daß wegen der großen Zahl der Einläufe die Erledigung von Manuskriptsendungen nur in Ausnahmefällen vor Ablauf einer vierwöchentlichen Frist geschehen kann. Meine Sprechstunden für Angelegenheiten des Magazins sind: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 4—5 Uhr Nachm.

Dr. **Rudolf Steiner.**





Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.




Das Magazin für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgegeben von **Rudolf Steiner.**

Redaktion: Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 95.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. **Anzeigen** 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 29. September 1900. **Nr. 39.**

An die geehrten Abonnenten!

Mit der vorliegenden Nummer beschließt unsere Zeitschrift das III. Quartel des laufenden Jahrgangs. Die verehrlichen Postabonnenten werden um schleunige Erneuerung des Abonnements ersucht, damit die Zusendung keine Unterbrechung erfahre. Die geehrten Abonnenten, die „Das Magazin für Litteratur" durch den Buchhandel beziehen, erhalten das Blatt fortlaufend zugesandt, es sei denn, sie bestellten es ausdrücklich ab.

Nach dem 5. Oktober können Abbestellungen nicht mehr berücksichtigt werden.

Berlin, im September 1900.

Der Verlag des „Magazin für Litteratur".

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Zum Abschiede.

Länger als drei Jahre habe ich die Redaktion dieser Zeitschrift geführt. Ich ging im Juli 1897 mit den besten Erwartungen an meine Aufgabe. Meine Absicht war, ohne jede Konzession nach irgend einer Richtung hin, einer bestimmten Welt- und Lebensanschauung Ausdruck zu geben, und der Kunst und dem öffentlichen Leben der Gegenwart im Sinne dieser Anschauung zu dienen. Es widerstrebte mir, zur Erreichung meiner Ziele mich anderer Mittel zu bedienen als der inneren Kraft dieser Anschauung selbst, an deren Wert ich glaube und für die ich immer mein Leben einsetzen werde. Besonders widerstrebte es mir, Wirkung zu erzielen durch Gewinnung „klangvoller" Namen, die beim Publikum gut eingeführt sind, oder durch Ausnutzung sensationeller Vorkommnisse. Es war von vornherein meine Absicht, im Rahmen dieser Zeitschrift so lange für die von mir vertretene Sache einzutreten, als das durch deren Inhalt allein möglich ist. Höher als „klangvolle" Namen stand mir, neu aufstrebende, nach meiner Ansicht berechtigte Talente in die Oeffentlichkeit einzuführen; einen besonderen Wert legte ich darauf,

diejenigen zu Wort kommen zu lassen, die als einsam Kämpfende mit ihren Anschauungen wenig Aussicht hatten, diese anderswo auszusprechen.

Zu beurteilen, in welchem Grade ich diesen meinen Absichten entsprochen habe, darf ich ruhig den Unbefangenen unter den Lesern dieser Zeitschrift überlassen. An Zustimmung solcher, deren Urteil mir von höchstem Werte ist, hat es mir nicht gefehlt. Die Freunde, die ich meiner Sache erstehen sah, konnten mir eine vollkommene Genugtuung gewähren über manche Anfeindungen, die mir natürlich auch reichlich zu Teil geworden sind.

Ich gab mich vom Anfang meiner Redaktionsführung an keiner Täuschung darüber hin, daß meine Absichten nur durch Opfer mannigfaltigster Art, und, wie die Verhältnisse lagen, nur unter schweren Kämpfen, zu erreichen seien. Ich darf sagen, daß ich drei Jahre willig der Sache wegen diese Opfer gebracht, diese Kämpfe auf mich genommen habe. Die Zustimmung so mancher Persönlichkeit, die mir schätzbar ist, hat mir über vieles hinweggeholfen. Länger diese Opfer zu bringen, übersteigt meine Kräfte.

Das „Magazin für Litteratur“ ist im Todesjahre Goethes begründet. Mehr als alles andere bezeugt die Tatsache, daß es bis heute sein Dasein behauptet hat, die Bedeutung dieses Daseins. Es wird unter anderer Führung weiter der Kunst, der Wissenschaft und dem öffentlichen Leben dienen.

Ich gebe die Leitung nicht leichten Herzens ab; denn ich war in den letzten drei Jahren mehr, als ich sagen will, mit dieser Zeitschrift verwachsen. Sie war mir eine Herzensangelegenheit; aber ich trete ohne Bitterkeit zurück. Ich habe das Bewußtsein, daß ich in der Weise gearbeitet habe, die mir allein möglich war. Ich trage das Gefühl in mir, daß meine Ziele eine innere Berechtigung haben, und daß ich Mittel und Wege auch weiterhin finden werde, diesen Zielen mein Leben zu widmen. Diejenigen, die durch diese Zeitschrift meine Freunde geworden sind, mögen hier den Ausdruck meines innigsten Dankes entgegennehmen. Eine innere Notwendigkeit hat mich durch meine Redaktionsführung mit manchem zusammengeführt, von dem mich ein äußerliches Ereignis, wie die Abgabe dieser Redaktionsführung, nicht mehr trennen kann.

Die beiden Herren, die mit voller, unverbrauchter Kraft an die Aufgabe herantreten, diese Zeitschrift weiter zu führen, sind ihren Lesern durch bewährte Mitarbeiterschaft bekannt. Johannes Gaulke, der feinsinnige und energische Kunstschriftsteller und Kritiker, und der nicht weniger zu schätzende Schriftsteller und Künstler Franz Philips werden sich dieser Aufgabe unterziehen. Ich lege die Führung in ihre Hände mit den besten Wünschen, daß ihnen reichlicher Erfolg beschieden sein möge. Ich aber kann nicht umhin, zu dem Dank, den ich allen mich unterstützenden Freunden, sowie den Mitarbeitern und Freunden des Magazins von ganzem Herzen hier ausspreche, auch noch den an Herrn S. Cronbach und seinen Verlag hinzuzufügen, die mir mit wahrem Verständnis, mit Anteil an der Sache und Opferwilligkeit entgegengekommen sind. Daß der Verlag von diesem Hause weiter geführt wird, gereicht mir zur besonderen Befriedigung.

Rudolf Steiner.

Der Sterngucker.

Drama in 1 Akt*)

von **Georg Reicke.**

(Schluß.)

Wirt: Nu gebt Ruh hier! Wullt 'r mir'n Schandarm uff'n Hals zieh'n? 'r paßt mir so uff wegen 'er letzten Schlägerei! (Zu Ferdinand, ihn am Arm zerrend): Un du ool! zu din Voader! — Kumm, Alwine — laß se alleine sich wat verzählen — kumm!

Alwine: Denk was ich hab jesagt, Fernand!

(Der Wirt und Alwine ab; es sind jetzt nur noch Vater und Sohn einander gegenüber.)

Gille: Wie steihste nu vor mir, du Lumpenkennig? schanierst dir nich, du Pojazz du?! Runter mit den Plunder —! runter mit den Plunder! (Er reißt ihm die Krone und den Mantel herab.)

Ferdinand: Vater —!

Gille: Wie er nu dasteht, der Wicht! der elendige! kein Mark! keine Knochen!

Ferdinand (mit unterdrückten Thränen): Was schimpfst auf mir? hab ich mir jemacht wie ich bin?

Gille: Wenn de wärschst 'n Raufbold jeworden —! 'n Trunkenbold! 'n Liderjahn! meintswegen! ek wollt's 'n vergessen! wohrhaft'gen Gott! oberst so 'ne alte Suse — un muß grod min Sähn sein — pfuoi! (Er spuckt aus.)

Ferdinand: Ich paß nich zu dir, Vater! gib mir'n Losschein! gib mir'n Zehrpfennig auf de Reise und es soll gut sein!

Gille: Ek glöw sülwst! dat mecht' dir so passen! und 's Jeld verschlampen — un nischt nich arbeeten!

Ferdinand: Ich hab mir nich jefürcht' vor der Arbeit! Da, hier! sieh meine Händ' an! meine Arme! das kann keiner sagen! ich hab mich jeschunden! ich bin um viere uffjewesen in Sommer und Winter — und hab Lepoldchen jewartet die Nacht! die ganzen Jahr durch! und hab mir schlechte Worte lassen geben von der Stiefmutter und von dir! mehr wie jenug! und hab's jeduldig ertragen — all die langen Jahr durch —!

Gille: Nu ebenst! wenn de hättst mal uffgemuckscht, dat's enner kunnt seihn, ob du 'n Kirl warschst — oder nich so 'ne Suse!

Ferdinand (gequält, abweisend): Ich hab' mein' Jedanken gehabt in mir —! die du nich verstehst! und dawegen — da hab ich alles jetragen — so is!

Gille: Dat kenn' alle faulen Luder's behaupten.

Ferdinand: Frag'n Lehrer! jeh hin! ob ich mein' Sach nich jelernt hab? ob ich nich geredt hab mit ihm so mannich Mal und er hat mir jesagt, daß ich dazu passe — zu 'n lernen. Und hab ich dir nich jesagt: Vater, sagt ich, ich muß weiter lernen! ich hab was in Kopfe! ich kann hier nich bleiben! es tut mir in' Jehirne weh in der Mühle — und de Jedanken jehn mir fort, wenn das Holz so weinert wie 'n Menschenkind und de Säge fährt durch de weißen Tannen, die ich noch hab stehn sehn im Holz — — das kann ich nich verwinden — es is mir was in der Brust, wenn ich's muß mitmachen!

Gille: Faulheit in de Knochen —! dat is sich dat Ganze!

Ferdinand (wieder einlenkend): Na 's gut, Vater!

*) Das Stück ist vom Lessing-Theater für die kommende Spielzeit zur Aufführung angenommen.

Wenn du das meinst, daß ich faul bin, denn is ja gut! denn kann ich dir doch nichts nützen! denn is ja vergebenst, daß ich noch da bin und steck mein' Füß' unter euren Tische! und eß mit von euren Brote! denn nimm dir doch 'n andern! Jibt Knechte jenug hier herum, die was verstehn in 'r Mühle —! nimm dir doch ein' und laß mich jehn!

Gille (höhnend): Und mechtst dein Muttererbteil jleich ausgezahlt kriegen uff Heller un Pennig, nich woahr, dat mecht dir so passen!

Ferdinand: Ich will nichts haben! jib Lepoldchen mein Teil! er soll die ganze Mühl' haben! ich komm nich wieder! denn wird ja wol Ruh sein hier! ich weiß ja all längst, daß — — sie nichts andres will wie das! Ich verlang nur 'n Zehrpfennig auf die Wanderschaft bis ich mir selber kann was verdienen und nich brauch zu verhungern unter fremde Menschen!

Gille: Du wirschst dir wat verdienen!

Ferdinand: Nu denn meinetwegen laß mich verhungern, laß mich krepieren wie 'n faulen Hund, was jeht's dir an, wenn ich fort bin!

Gille: Un mi möt sagen lassen, dat ek min Fleisch un Blut hob unbormherzig behandelt!

Ferdinand (ausbrechend): Is ja viel unbarmherz'ger, wie ihr hier mich behandelt, wenn ich bleiben muß!

Gille: Dat's nu der Dank von so'n Jung! für all die Johre! dat ek dir uffgezogen hab mit Surgen un Kußen — — dat's nu der Dank vor!

Ferdinand (anklagend): Dank? wofür? daß ich den elenden Körper hab? daß ich nie hab könn' fröhlich sein? daß ich bin gehunzt worden von Morgen bis Abend? daß ich mir täglich muß sagen lassen, ich taug zu nichts? daß ich was in mir hab in mein Herzen, und weiß nichts — und versteh nichts — und hab nichts jelernt — und's möcht ein' rein verzweifeln?!

Gille: No — aber's Redensarten mache — das hoste grindlich jelernt!

Ferdinand (verzweifelt, wie suchend): Redensarten?! Vater —! Die Nächt' hab ich jelegen und die Händ jefaltet — und jebet't zu unserm Herrgott, er soll mir beistehen! Ich bin bei'n Lehrer jegangen — ich bin zu'n Pastor jewesen —: se hab'n mir nich' konnt helfen — oder nich wollen! se hab'n gesagt: ein Kind soll sein Vater folgen — so steht's in 'er Bibel — jeh zu dein' Vater! Ich hab mir nich 'n Herz nehmen könn' bis heut! ich wußt ja von vorne weg, was dein' Antwort war! Aber nu is mir allens gleich — nu kommt's auf eins raus! Vater — — ein jeder Mensch hat was in sich, in sein Herzen — und muß ein Stern nachgehn, wie die heilgen drei Weisen aus dem Morgenland —

Gille: (auflachend): Nu fängt er mit 'n Puppenspelen an!

Ferdinand (sehr ernst): Das is nich zum lachen! das is mein heiliger Ernst, daß die Menschen sollen dran erinnert werden, daß es noch jibt was Höhres am Himmel geschrieben und is nich aus mit fressen und saufen —!

Gille: Nu härst oberst uff mit den olbernen Jeplärre! nu hebb' ek jenug vun!

Ferdinand: Ich hör schon auf! du verstehst mir nich und du willst mir auch nich verstehn! Nu denn laß mich jehn! sonst — — sonst muß ich wechlaufen bei Nacht wie 'n Dieb und Mörder! Hier kann ich nich bleiben!

Gille: Hier wirste bleiben!

Ferdinand (verzweifelt): Was willst mit 'n Menschen, der dir nischt nütz is? was willst mit den?

Gille: Ein mntlichen Minschen aus ihn moaken! ihn den Kopp torecht setzen! ihn das verdrehte Jedusel aus 'n Leibe austreiben!

Ferdinand (leidenschaftlich): Und wenn du sehn wirst, daß alles vergebenst is?

Gille (roh): Dann wirschte Priegel hoaben —! wie deine Schlampe von Mutter verdient hot! war auch so eine wie du!

Ferdinand (fährt empor): Verdient — —?! und . . (angstvoll) und bekommen? (drohend) und bekommen, Vater?!

Gille: Du unverschämter Patron — wat willste mit dat Jesrage?

Ferdinand (schreit auf): Ah! is gut! is gut! Das muß jetzt auch klar werden zwischen uns! Jetzt is die Stund da! Jetzt!

Wirt (humpelt herein, bleibt an der Thür stehn): Noa — noa —! wat is denn hier los? wat macht ihr for 'ne Schreierei bei finklige Nacht! Fernand — (er will auf ihn zutreten)

Ferdinand (mit mühsam beherrschter Fassung, fortwährend den Vater anstarrend): Laß mich! laß mich! — Vater — is das wahr, was die Leute sagen von mein' Mutter?

Gille: Wat stierste mir so an, du Hund? Meinste, ek hob Angst vor deine glotzige Augen?

Ferdinand (drohender): Is das wahr — was die Leute sagen von mein' Mutter —?

Alwine (stürzt herein): Was macht 'r denn? Die Leite im Haus laufen ja zusammen von dem Jebrülle! Fernand —!

Ferdinand (ohne den Blick vom Vater zu wenden): Rühr mich nicht an! rühr mich nicht an! ich muß was abrechnen mit mein' Vater — ich muß was abrechnen mit mein' Vater — —!

Gille: Scheer dich nah Hus un fitter' de Schweine, wo du hing'hörst! furt! mach aus den Wege! furt segg' k — oder — —! (Er geht auf ihn mit erhobenem Arm zu.)

Ferdinand (fast außer sich vor Verzweiflung, weicht einen Schritt zurück — schreit): Schlagt mich nicht, Vater! schlagt mich nicht, Vater — — — sonst — — —

Gille (höhnend): Sonst — du Hund?

(Hinter der Scene hört man in der Ferne den Gesang der heiligen drei Könige.)

Ferdinand (am ganzen Leibe zitternd, blickt wild suchend umher): Ich steh für nichts! (Er springt zu dem Tische, ergreift den Sabel, zieht und hebt ihn hoch empor, mit beiden Händen.) Ich bin hier für ein' Tote —!

Gille: Woas?! woas? du Lumpenkennig —?! du mir?! (Er tritt auf ihn zu und schlägt ihn.)

Ferdinand (schreit auf): Ah! (Er läßt die Waffe auf den Kopf des Vaters niedersausen.) Ah!

Gille (taumelt, sucht sich zu halten): Canaille, verfluchtge!

Wirt (aufschreiend, humpelt herbei): Herr Jes im Himmel —!

Alwine: Fernand —! — — was haste getan?

Ferdinand (mit stieren Augen nach dem Fallenden hinübersehend — wie abwesend): Er hat — mein' Mutter zu Tode jeschlagen — — und ich — hab nichts — jetan dazu — — —

Wirt: Mach de Döhr zu, daß keiner rinkommt!

Alwine (schreit): Blut! Blut!

Wirt: Schrei doch nicht so! hilf doch! Wasser! rasch!

Alwine: Wasser —! o Gott, o Gott! (Sie eilt hin und her; Gille stöhnt laut auf — der Wirt um den Liegenden beschäftigt.)

Ferdinand (zaghaft mit stieren Augen nähertretend): Va—ter — —? Vater! (Er beugt sich näher; Wille stöhnt noch einmal auf.)

(Pause.)

(Der Wirt beugt sich über ihn und betrachtet ihn eine Weile.)

Wirt (leise): Ek glöw — — de is all rüber —!

(Pause.)

Ferdinand (die Hände ringend — wimmernd): Vater — —! (Pause; Gesang der Könige hinter der Scene; dann faßt er sich unter verzweifelten Thränen an den Kopf und sinkt in sich zusammen.) Was habt ihr aus mir jemacht! — was habt ihr aus mir jemacht!

(Vorhang.)



Gedichte.

Von **Else Lasker-Schüler**.

Ballade.

(Aus den Bergen.)

Er hat sich in gieriger Leidenschaft
In ein verteufeltes Weib vergafft
In seine leibliche Schwester.

Wie eine lauernde Tigerin
Schlich hinter ihm die Teufelin
Und träumte vom Geld seines Schweißes.

Im Wirtshaus bei wildem Zechgelag
Saß er und sie und zechten am Tag
Mit rohen Gesellen.

Und aus dem roten, lodernden Saft
Wuchs er ein Riese aus zwergenhaft
Verkümmerten Gesellen.

Und ihm war als blicke er weltenweit
Und sie schürte den Wahn seiner Trunkenheit
Und lachte.

Und eine Krone von Felsgestein
Den golddurchäderten Felsgestein
Saß ihm auf seinem Kopfe.

Und er dünkt sich als leibhaft'ger Satanas
„Gott verdammt, ich bin der Satanas!"
Und der Wein sprühte Feuer der Hölle.

Und die Stürme sausten wie Weltuntergang
Und die Bäume brannten am Bergeshang
Es sang die Blutschande. . . . .

Und sie holten ihn um die Dämmerzeit
Und die Gassenkinder schrien vor Freud
Und bewarfen ihn mit Unrat.

Seitdem spukt es in dieser Nacht
Und Geister erscheinen in dieser Nacht
Und die frommen Leute beten.

Sie schmückte mit Bändern ihren Leib
Und ein Gaukelspieler nahm sie zum Weib.
Nun trägt sie flitternde Kleider.

Und ihn fraß der dürre, nagende Gram
Für die Sündenlust, die ihn überkam.
Und heut wankt er, ein Greis durch die Gassen.

Wie leidender Frevel
Wie das frevelnde Leid
Ueberaltert dem lässigen Leben.

Und er sieht die Weiber so eigen an
Und sie fürchten sich vor dem alten Mann
Mit dem Totenkopf. . . . .

* * *

Meine Schamröte.

Du! sende mir nicht länger den Duft,
Den brennenden Balsam
Deiner süßen Gärten zur Nacht.
Auf meinen Wangen blutet die Scham
Und um mich zittert die Sommerluft.

Du . . . . wehe Kühle auf meine Wangen
Aus duftlosen, wunschlosen
Gräsern zur Nacht.
Nur nicht länger den Hauch deiner sehnenden Rosen,
Er quält meine Scham.

* * *

Ein Syrinxliedchen.

Die Palmenblätter schnellen wie Viperzungen
In die Kelche der roten Gladiolen
Und die Mondsichel lacht
Wie ein Faunsaug' verstohlen.

Die Welt hält das Leben umschlungen
Im Strahl des Saturn
Und durch das Träumen der Nacht
Sprüht es purpurn.

Wir wollen uns im Schilfrohr
Mit Binsen aneinander binden.
Und mit der Morgenröte Frühlicht
Den Süden unserer Liebe ergründen.



Gedichte.

Von **Robert Schellwien**.

Monismus.

Einheit ist die Natur, und sie, die Eine, ist alles!
Ja, doch als Eins ist sie Gott, aber als Gott ist sie Geist.
Nun, und Ich, der Mensch? wie anders wol sollte ich Geist sein,
Wenn nicht mit göttlicher Kraft schöpferisch bildend die Welt.

* * *

Welträtsel.

Immer noch gibt die Welt, die Sphinx, dir ihr Rätsel zu raten,
Aber die Lösung, sie ist heute wie einstens: der Mensch!
Weder der Himmel gibt, noch die Erde gibt dir die Antwort,
Nur in der eigenen Brust lebt dir das rettende Wort.

Pariser Brief.

I.

Es ist in diesen Tagen die Frage, ob eine alle Gebiete der menschlichen Tätigkeit umfassende Ausstellung einem wirklichen Zeitbedürfnis entspricht oder nicht, vielfach erörtert worden. Auf einem Rundgang durch die Pariser Weltausstellung werden sich wol jedem Besucher diese oder ähnliche Gedanken aufdrängen. Wenn man sich ermüdet von einer Abteilung zur anderen geschleppt hat, wenn man die verschiedensten Eindrücke eine geraume Zeit auf sich hat wirken lassen, muß man schließlich die Selbstbesinnung verlieren, und es bleibt nur ein verzerrtes und zerrissenes Bild von der Ausstellung zurück. Wer einen wirklichen Nutzen von einer Weltausstellung haben will, der darf sich nur auf ein begrenztes Gebiet konzentrieren. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes will ich mich daher nur über einige prägnante Erscheinungen des Kunstgewerbes und der Kunst, soweit sie für die moderne Stilbewegung von Interesse sind, äußern.

Mannigfacher Art sind die Eindrücke, die man von der äußeren Erscheinungsform der Ausstellung empfängt. Selten findet das Auge aber einen Fleck, auf dem es mit Vergnügen weilen kann. Das über einen Quadratkilometer umfassende Areal der Ausstellung ist fast bis zur Hälfte mit Gebäuden bedeckt, die der Stileinheit gänzlich ermangeln. Am vorteilhaftesten repräsentiert sich die Ausstellung von dem Eingang der Avenue des Champs Élysées aus. Zur Rechten und zur Linken fällt der Blick auf die im Stil der französischen Spätrenaissance gehaltenen Kunstpaläste, welche die Ausstellung überdauern sollen. Dann führt eine breite Promenade zu dem neuesten Denkmal des Byzantinismus im republikanischen Frankreich, zu der dekorativ höchst wirksamen Alexanderbrücke, welche die Esplanade des Invalides mit den Champs Elysées verbindet. Den Abschluß dieser Perspektive bildet das außerhalb der Ausstellung liegende Hôtel des Invalides mit dem den ganzen Gebäudekomplex überragenden Invalidendom. Der Sinn für glänzende perspektivische Wirkungen mag überhaupt als eine französische Eigenart gelten. Mit demselben Geschick ist auch der Trocadéro und der Eiffelturm in das Ausstellungsbild hineingezogen worden. Der Blick, der sich dem Beschauer von der Jenabrücke aus nach beiden Seiten hin erschließt, ist namentlich am Abend, wenn tausende und abertausende elektrische Lichter plötzlich aufflammen, ein fascinierender. Weniger großartig in der Wirkung ist die rue des nations, welche die beiden Hauptkomplexe der Ausstellung (Champs de Mars und Champs-Elysées mit der Esplanade des Invalides) verbindet. Dieselbe wird von den Repräsentationsgebäuden der auf der Ausstellung vertretenen Staaten gebildet — eine Schaustellung der Baustile verschiedener Zeiten und Länder, aber leider nicht in ihren charakteristischen Typen. Im großen Ganzen kann die „rue des nations" nur als eine ästhetische Barbarei bezeichnet werden, und zudem kann Paris nicht einmal den Ruhm der Priorität für dieselbe beanspruchen. Schon Chikago hatte seine „international street", die sich an dem herrlichen Strande des Michigansees außerdem entschieden vorteilhafter repräsentierte, als die internationale Straße am Ufer der Seine.

Die Pariser Weltausstellung fordert auch in anderer Hinsicht zu einem Vergleich mit der Chikagoer heraus, man muß aber dabei in Betracht ziehen, daß in Chikago die Verhältnisse seiner Zeit wesentlich anders lagen, als gegenwärtig in Paris. Dort stand den Erbauern der Ausstellung ein unbegrenztes Terrain zur Verfügung, keine vorhandenen Baulichkeiten beeinflußten sie in ihrem Schaffen, auch muß man berücksichtigen, daß damals die neue Stilära noch nicht angebrochen war. Die Architekten durften ungestraft die altерprobten Formen für ihre Zwecke benutzen, und sie haben sich gut dabei gestanden. Unvergeßlich wird jedem Besucher von Chikago die große Stileinheit der Weltausstellung bleiben. In Paris kann von einem ähnlichen Eindruck kaum die Rede sein. Es sind an den einzelnen Gebäuden zu viele Experimente angestellt worden, aber nur mit geringem Erfolg. Ein neuer Stil läßt sich nun einmal nicht forcieren. Wol sind hier und da Wirkungen erzielt worden, die das Auge bestricken, geht man der Sache aber auf den Grund, so wird man bald den durchaus provisorischen Charakter erkennen. So besitzt der dem großen Industriegebäude vorgelagerte Elektricitätspalast nur eine glänzende Scheinarchitektur. Die Einzelformen sind zwar außerordentlich lustig bewegt, aber keine ist organisch aus der anderen entwickelt und nirgends klingen die konstruktiven Glieder an der Fassade hindurch; die vielen Bogen, Voluten und sonstige Bindeglieder erscheinen wie angeheftet. Noch weniger befriedigt das Monumentalthor an der Place de la Concorde, das als ein neustilistisches Experiment par exellence bezeichnet werden darf. Der Grundriß hat die Form eines gleichseitigen Dreiecks, über dessen Seiten drei mächtige Bogen gespannt sind. Diese sind von einer mehrfach durchbrochenen Kuppel bedeckt; dann folgt als oberster Abschluß eine auf einer Kugel stehende riesige Frauenfigur in moderner Gewandung, die eine fatale Aehnlichkeit mit einer Pariser Kokotte aufweist. Von vorne betrachtet erinnert die neustilistische Eingangspforte an einen aufrecht gestellten Reitersporn. Die Ornamentierung ist reich, aber ausdruckslos; es sind meistens Phantasiemotive mit leichten maurischen Anklängen. Künstlerisch am wertvollsten sind die beiden Reliefs am Unterbau von Anatole Guillot. Der Künstler hat eine Arbeiterschar mit einer packenden Realistik geschildert; es sind Typen derjenigen Arbeiterkategorien, die auf der Ausstellung beschäftigt gewesen sind.

Wenn wir die moderne Stilentwickelung verfolgen wollen, so müssen wir weiter im Palast der dekorativen Künste, wo auch die übrigen Kunstindustrien, die Keramik, die Kunsttischlerei, die Bronzegießerei u. a. untergebracht sind, Umschau halten. Es ist allerdings keine einfache Aufgabe, unter dieser Fülle von Material das Entwickelungsfähige herauszufinden. Eine Führerrolle kann in der neuen Stilbewegung die Keramik beanspruchen. Erfreuten sich noch bis vor kurzem die möglichst krausen vom Barock und Rokoko abgeleiteten Formen einer großen Beliebtheit, so macht sich nunmehr fast überall die Tendenz geltend, die Gebrauchs- wie Luxusgegenstände ihres überflüssigen Beiwerks zu entkleiden und allein den Zweck des Gegenstandes in der Form zu betonen. Die französischen Manufakturen von Limoges, Sèvres u. a. haben bereits mit den alten Motiven gründlich aufgeräumt; auch Belgien, wo der phantasievolle Zeichner Van de Velde eine ersprießliche Tätigkeit ausübt, spielt in der neuen Stilbewegung eine hervorragende Rolle.

Zur Orientierung über die Stilevolution ist auch

ein Besuch der höchst umfangreichen japanischen Abteilung von Nutzen. Wir ersehen an den dort ausgestellten Objekten, daß die meisten den modernen Stilisten zugeschriebenen Formen und Linien schon lange in der japanischen Keramik im Umlauf sind. Unverkennbar ist auch der Einfluß Japans auf die moderne, in einfachen großen Linien sich bewegende Ornamentik, sowie auf die von unseren Neustilisten beobachtete Korrektheit der Zeichnung und die scharfe Konturierung des Gegenstandes. Was die europäischen Völker anbelangt, so kann man fast allgemein die Beobachtung machen, daß gerade diejenigen von ihnen, welche am spätesten in den industriellen Wettkampf eingetreten sind, wie Rußland und Ungarn, die relativ modernsten Leistungen auf dem Gebiet des Kunstgewerbes aufzuweisen haben. So hat die Manufaktur von St. Petersburg Arbeiten von einer ausgesprochenen Eigenart aufzuweisen; auch Amerika besitzt in seinem „Rookwood Pottery" höchst beachtenswerte Erscheinungen der modernen Kunstindustrie. Dagegen steckt das älteste Kulturland, Italien, noch tief in dem schwülstigen Barockstil. Die neueren Völker sind stets in der glücklichen Lage, mehrere Entwickelungsstadien zu überspringen an denen die älteren immerfort zu leiden haben.

Auch Deutschland ist in dieser Hinsicht nicht gerade sehr günstig gestellt. Die Tradition spielt bei uns auf allen Gebieten oft eine verhängnisvolle Rolle, und am wenigsten ist das Kunstgewerbe, soweit es in den Lehranstalten und staatlichen Manufakturen ausgeübt wird, frei von dem traditionellen Einfluß. Ein bemerkenswertes Armutsattest hat sich namentlich die königlich preußische Porzellanmanufaktur in Paris ausgestellt. Sie ist hier mit denselben verzopften Objekten erschienen, die wir bereits auf der Chikagoer Weltausstellung und der Berliner Industrieausstellung gesehen haben. Unter den großen dekorativen Gegenständen bemerke ich nur ein neues Stück, eine in riesigen Dimensionen gehaltene Vase, die der modernen Zeitströmung allerdings einige Konzessionen macht, in der Idee aber kaum von den mit figürlichen Motiven überladenen Vasen alten Stils abweicht. Etwas erfreulicher in der Behandlung sind die kleinen keramischen Produkte, die jedenfalls den Willen, etwas Neues zu schaffen, erkennen lassen, doch scheint es der königlichen Manufaktur an den dazu geeigneten Kräften zu fehlen. Am wenigsten vermag aber der Leiter derselben, Professor Kips, der neuen Stilbewegung zu folgen. Sein großes Fliesengemälde, das den Mittelpunkt der keramischen Abteilung einnimmt, ist für einen modern empfindenden Menschen ungenießbar. Es stellt eine Allegorie dar, die dem Beschauer nicht die geringste Anregung bietet, dazu ist die Komposition schematisch und die Behandlung der Figuren flach. — Entschieden modernere Leistungen haben die Privatmanufakturen aufzuweisen. Ueberall macht sich ein Geist des Fortschritts bemerkbar, nur nicht an denjenigen Instituten, die dank ihrer Organisation und staatlichen Subvention die erste Rolle spielen könnten. —

Wenn man von der Rückständigkeit der staatlichen Institute absieht, so kann man, ohne das Odium des Chauvinismus auf sich zu laden, wol behaupten, daß Deutschland unter den im Palast der industriellen Künste vertretenen Völkern den ersten Platz einnimmt. Es weht in der deutschen Abteilung ein Geist des Fortschritts, den wir auf anderen Gebieten im Lande der Denker leider nicht mehr verspüren. In der Architektur des Ausstellungspavillons tritt die Wiedergeburt des romanischen Stils in die Erscheinung. Die Wirkung ist eine durchaus vornehme und monumentale. Wenn man von der Mittelpromenade des Industriepalastes kommt, so betritt man zunächst den Vorraum, der im wesentlichen einen repräsentativen Zweck erfüllt. Der Haupteingang der mittleren Wand ist von zwei in Kupfer getriebenen Reitern im Ritterkostüm flankiert. Darüber erhebt sich ein giebelförmiger Ausbau, der mit einem Mosaikgemälde, eine Huldigung der dekorativen Künste von Professor Max Koch darstellend, geschmückt ist. An den Seitenwänden sind die für das Reichstagsgebäude bestimmten Statuen deutscher Kaiser, die vorzüglich in den Stilcharakter hineinpassen, aufgestellt. Im Mittelpunkt des Vorraumes steht eine in Eisen geschmiedete Gruppe, die einen Adler, der einen Drachen tötet, zum Vorwurf hat, eine hervorragende Leistung der Grobschmiedekunst. Unmittelbar an den Vorraum schließen sich die Ausstellungsräume der verschiedenen Kunstindustrien an. Den breitesten Raum nimmt die Möbelindustrie ein. Hier treffen wir Wohnungseinrichtungen aller bei uns gebräuchlichen Stile an, das schwere Ameublement eines Speisezimmers im deutschen Renaissancestil, wie die Wohnungseinrichtung des leichtflüssigen Rokokostils und die neubelebten Formen des steifen Empire.

Von entschieden größerem Interesse sind jedoch für uns die neustilistischen Ameublements. Man kann hier zwei von einander ziemlich schroff getrennte Arten unterscheiden, solche die auf einer freien Kombination beruhen und andere, die einen festbegründeten Stil zu ihrer Grundlage haben. Zu der ersten Gruppe gehört ein Zimmer der Künstlerkolonie Darmstadt, das überhaupt von dem Modernen das Modernste bietet. Das Ameublement bewegt sich in einfachen großen Linien und breiten Flächen, und das Ornament beschränkt sich im wesentlichen auf die scharfe Betonung der konstruktiven Glieder, während die Flächen frei geblieben sind. Mit den Hauptreiz macht aber die Beleuchtung aus; das Licht, das durch ein reich bemaltes Glasfenster fällt, hüllt den Raum in eine trauliche Dämmerstimmung.

Wesentlich anders gestaltet ist jene Gruppe von Ameublements und Innendekorationen, die eine abgeklärte Formenwelt zu ihrer Voraussetzung hat. Ich greife zwei besonders prägnante Beispiele heraus, zwei Zimmer, die rein repräsentativen Zwecken dienen, das Trauzimmer für das Rathaus in Karlsruhe und ein für das Kunstgewerbemuseum in Köln bestimmter Saal. Ersteres weist romanische Grundformen auf, in der Detailierung behaupten sich jedoch die freierfundenen Motive. In dem Kölner Saal klingt die romanische Formensprache nur leicht hindurch, doch kann man den Ausgangspunkt an einzelnen Motiven immerhin erkennen. Die Decke, wie auch die einzelnen Wandfelder sind vielfach detailiert, die Gesamtwirkung ist aber eine einheitliche. Von besonderem Reiz ist die reiche farbige Behandlung der Ornamente. —

Nach den bisherigen Resultaten zu urteilen, ist in der neustilistischen Bewegung jener Gruppe der Vorzug zu geben, die an einen vorhandenen Stil anknüpft, um ihn selbständig zu erweitern. Es wäre aber verfehlt, nunmehr die Forderung aufzustellen, daß alle Kunstindustrien in der Stilbewegung denselben Ausgangspunkt zu nehmen hätten. Bei der Reichhaltigkeit der modernen Produktion und bei der Verschiedenartigkeit des Materials und des Zweckes der modernen Gebrauchs- und Luxus-

gegenstände dürfte ein einheitlicher Stil fast ausgeschlossen erscheinen. Eher könnte man annehmen, daß jede Industrie sich ihre eigenen charakteristischen Formen schaffen wird, wie es teilweise ja auch schon geschehen ist. Die Verkehrsmittel müssen wesentlich andere Formen annehmen als die feststehenden Räume und die Innendekoration, und das Ameublement wird andere Formen entwickeln als die Gebrauchs- und Schmuckgegenstände. In früheren Zeiten, als der Wirtschaftsapparat, das Verkehrs- und das geistige Leben weniger kompliziert war, konnte wol eine Formenwelt alle Gegenstände durchdringen. Diese Erscheinung zu beobachten, dazu geben uns die verschiedenen retrospektiven Ausstellungen eine vorzügliche Gelegenheit. Die prunkvolle Staatskarosse des Barock- und Rokokozeitalters weist stets dieselben Ornamente auf wie die äußere oder innere Architektur eines Gebäudes, die Tendenz nach Stileinheit erstreckt sich sogar auf die kleinsten Luxusgegenstände. Daß diese Einheit heute nicht mehr durchführbar ist, liegt im Hinblick auf die vorwiegend praktische Tendenz unserer Zeit klar auf der Hand.

Für die stilistische Entwickelung der Architektur und der Innendekoration gibt uns die deutsche Abteilung in Paris einen wichtigen Fingerzeig. Soweit man die verschiedenen Bestrebungen, die auf einen neuen Stil hinauszielen, überblicken kann, wird man nur immer dort den Eindruck der Entwickelungsfähigkeit empfangen, wo der organische Zusammenhang zwischen der aus der Konstruktion sich ergebenden Form und der Ornamentik betont ist. Diese Bedingung kann in der Architektur der deutschen Abteilung als erfüllt betrachtet werden. Es ist ferner der Beweis erbracht, daß der romanische Stil entwickelungsfähig ist und den modernen Bedürfnissen sich anzupassen vermag. Er gewährt dem Künstler den denkbar weitesten Spielraum in der Detailierung und in der Ausschmückung der Flächen; auch entspricht er in seiner Gedrungenheit und Bestimmtheit dem deutschen Wesen besser als die Renaissance oder die weltfremde indolente Gotik, die keine anderen Motive in ihrem Körper aufnimmt. Der romanische Stil dagegen weist eine Fülle von figürlichen und ornamentalen Motiven auf, die sich bis ins Unendliche vervielfältigen und erweitern lassen. — Wir können die Eindrücke, die wir von der Stilentwickelung auf der Ausstellung empfangen haben, kurz dahin zusammenfassen: Wiederbelebung des romanischen Stils unter weitgehendster Benutzung der Naturmotive.

Joh. Gaulke.



Die Erinnerung.

Von Hans Ostwald.

Abseits vom Dorf, an einem kleinen Teich, lag das Gehöft des Kossäten Pinnow. Weiß gestrichene Obstbäume, in regelrechten Reihen gepflanzt, umgaben das niedrige, hellblaugetünchte Fachwerkhaus und die Scheunen.

Pinnow stand mit seinen beiden Jungen unter den Obstbäumen. Es war im Herbst. Früh am Morgen. Die Sonne konnte nicht das dichte, neblige Gewölk durchbrennen. Nur einige Flecke am Himmel lohten hellgelb. Im Schatten der halbentlaubten Bäume und des Hauses lag noch weißer Reif.

Der kleine untersetzte Mann mit dem stoppeligen Gesicht schüttelte einen Pflaumenbaum. Die Kinder lasen die herabprasselnden Früchte auf. Sie waren so eifrig bei der Arbeit, daß sie nicht die Tritte des Mannes hörten, der auf der Landstraße vom Dorf her kam. Er blieb an der hohen Hecke stehen: „Guten Morgen, Pinnow!"

Der Bauer sah sich um, ohne die Hände vom Baum zu nehmen. Das glattrasierte, zarte Gesicht des Pastors lächelte über der Hecke: „Nun, eine reichliche, gesegnete Ernte?!"

„Jau," antwortete der Bauer; „man mot taufreden sün."

Der Pastor brauchte seine zweite Frage, die ihm im jahrelangen Verkehr mit den Dorfleuten zur Gewohnheit geworden war: „Ist denn in der Familie alles munter?"

Der Bauer schien aufbrausen zu wollen. Seine unterthänig verschmitzten Augen glühten auf und röteten sich. Er schrie heiser: „Mien Familj!" — Jo — mien Familj!" — — Ick kumm nachher eins tau Ihne!"

Mit jähem Ruck drehte er sich um und schüttelte wütend den Obstbaum.

Der Pastor starrte ihn so blöde an, wie die Kinder ihn angesehen hatten.

„Töwm! Grapscht Grapscht!" schrie Pinnow seinen Kindern zu.

Dem Pastor war es, wie wenn er geschlagen worden wäre. Was sollte denn das bedeuten? — Pinnow war doch sonst ein umgangbarer Mensch. Sein drittes Kind, ein Mädchen, hatte er nach der Konfirmation beim Pastor in Dienst gegeben, damit es dort ausgebildet werde.

Während der Pastor, noch ganz verwirrt, seinen Morgenspaziergang fortsetzte, dachte er nach, was den Bauern wol so in Aufregung gebracht haben könne. Sollte mit dem Mädchen, der Else, was nicht richtig sein — — Aber sie gedieh doch ganz prächtig bei ihm. Sie brauchte nicht die groben Hofarbeiten machen, weil sie schon früher mit den Töchtern des Pastors gespielt hatte. Sie stand in einem Zwitterverhältnis. Wol mußte sie tüchtig in der Wirtschaft zugreifen. Doch nachmittags war sie die Gefährtin der Haustöchter. Diese vielseitige Beschäftigung hatte aus dem Mädchen ein aufgewecktes, gereiftes Geschöpf gemacht. . . Er kam nicht darauf, was der Bauer gemeint hatte. Und dann dieser grobe, niedrige Ton. — Dem Mädchen ging es doch ganz gut im Pastorenhaus. — — Der Bauer, der Else einmal zur Frau nahm, war nicht übel drau. — — Dieser grobe Ton — dieser grobe, klotzige Ton . . . .

Mit gesenktem Kopfe, die Hände mit dem Stock auf dem Rücken, war er gleichmäßig gerade aus geschritten. Er sah erst auf, als er die Tritte eines Menschen entgegenkommen hörte. Von der Stadt her, deren spitze, grüne Kirchtürme aus roten Ziegeldächern und hellem Gebüsch hervorragten, kam ein einzelner Mann in schlenderndem Gang herangeschritten. In den blassen Herbstsonnenstrahlen konnte der Pastor bei der großen Entfernung, die zwischen dem Näherkommenden und ihm lag, noch nicht erkennen, ob es ein Dorfbewohner oder ein Fremder war. Als er sich näherte, sah der Pastor, daß er einen Landstreicher vor sich hatte.

Es war ein schlanker, hochgewachsener Mensch in fleckiger Kleidung. Wo Knöpfe fehlten, war die Klei-

dung mit Bindfaden zusammengebunden. Um die Schultern trug er eine kleine Leinwandtasche, ähnlich den Frühstücksbeuteln der Soldaten. Die Tasche war flach und schien nur einige Papiere zu enthalten. Mit einem Ast sich stützend, hielt er in der linken Hand eine kurze Holzpfeife, aus der er gemächlich schmauchte. Das verweichlichte Gesicht richtete er treuherzig auf den Pastor und fragte, die Pfeife aus dem Mund nehmend und den Hut ziehend: „Komme ich hier nach Klützow?“

„Ja — ja;“ — der Pfarrer betrachtete ihn genau. Der Mensch sah gar nicht so übel aus. Das Haar war ein bißchen lang, aber glatt gekämmt. Das Gesicht — nun, das Gesicht war ein bißchen stoppelig. Um den Augen und dem Mund lag die ganze Gleichgültigkeit und Lebensverachtung des Landstreichers. Und doch blickte er so intelligent — allerdings auch leichtsinnig, wie eben die Menschen blicken, die mehrere Jahre die Landstraße abgetippelt haben.

Ganz verwahrlost war er noch nicht, denn er trug einen leidlich sauberen Papierkragen; die Stiefel waren zwar geflickt, doch blank gewichst.

„Dürfte ich den Herrn Pastor um eine kleine Gabe bitten?“ sagte er.

Der Pastor erstaunte. So schüchtern sprach der Mensch — und doch war er so erfahren, daß er in ihm gleich den Pastor erkannte? . . . Diese Landstreicher — die wissen zu laufen — — —

„Na,“ meinte er lächelnd; „hier hab ich nichts. Aber wenn Sie mitkommen wollen, können Sie bei mir Mittag essen.“

Auf dem Lande ist ein Landstreicher als Neuigkeitsbringer ein gern gesehener Gast, wenn man auch sonst gegen ihn mißtrauisch ist. Der Landstreicher schien ein Großstädter zu sein. Jedenfalls konnte er was erzählen — das verscheuchte die dörfliche Langeweile.

„Wo sind Sie denn her?“ fragte der Pastor, während sie nach dem Dorf schritten.

„Ich bin aus Greifswald, Herr Pastor!“

„Ei, sieh eins an! Da habe ich ja studiert!“ — — Ja, ja — wie sich das so trifft — — Wie sieht's denn da jetzt aus? — So — immer noch wie früher? — Ach ja, Greifswald verändert sich nicht viel — Aber Berlin — waren Sie schon in Berlin?“

„Jawohl, Herr Pastor! Das ist noch eine Stadt!“

„Nicht wahr? — Aber sagen Sie doch mal, wie heißen Sie denn eigentlich?“

„Schulze, Herr Pastor! Ein ganz gewöhnlicher Name.“

„Ei, gewiß — Sie — Greifswalder! — — Ja, Schulze — Schulzes kannte ich auch — ja — — Was war denn Ihr Vater?“

Der Landstreicher saugte heftig an seiner Pfeife, die inzwischen ausgegangen war. Dann sah er den Pastor halb frech, halb ärgerlich ins Gesicht und zuckte die Achsel.

Der Pastor hatte verstanden — „Nun, nun“, sagte er begütigend; „das ist ja sehr schlecht von dem Vater, daß er ihre Mutter in Schande hat sitzen lassen — — sehr schlimm, sehr schlimm . . . . Was haben Sie denn gelernt?“ fragte er, um den Landstreicher auf andere Gedanken zu bringen.

„Nichts — — Nu ja, meine Mutter hatte kein Geld dazu. Da mußte ich denn am Hafen arbeiten. Und dann — kein Vater — da bin ich verbummelt . . .“

Der Pastor nickte stumm vor sich hin. Diese jungen, leichtsinnigen Leute — er war zwar auch jung gewesen — ei ja — und ziemlich forsch — — hm — die Mädels hatten ihn auch nicht verschmäht.

Er besann sich mit einem mal auf alle lustigen Tändeleien seiner Studentenzeit. Nun sah er selbstvergessen vor sich hin.

Sie kamen an einem kleinen Fichtenwäldchen vorbei. Sein Blick fiel zufällig auf eine verkrüppelte buschähnlich gewachsene Fichte. Ah — ja — er schreckte aus seinem Sinnen auf. Diesen Baum hatte er im Gedächtnis. Er wußte ganz genau, wo er stand.

Sonderbar — daß man sich der ruppigsten, heikelsten Geschehnisse am ehesten und deutlichsten erinnerte — geradeso — wie man den Standort eines verkrüppelten oder merkwürdig gewachsenen Baumes ganz fest im Gedächtnis behält, während die anderen, gleichmäßig gewachsenen Bäume in ihrer Gesamtheit gar nicht auffallen — — —

Sie waren vor dem Pfarrhause angelangt. Der Pastor schickte den Landstreicher in die Küche, er solle sich dort Essen geben lassen. Dann jagte er die Hühner nach dem Hof, die stets, wenn die Hausthür offen stand, hereintrippelten und den gescheuerten Bretterflur beschmutzten. Als er an der offenen Thür des hinteren Zimmers vorbeikam, sah er, wie Else, die Tochter des Kossäthen Pinnow, eifrig Gardinen plättete. Sie glühte — als er sie aber forschend ansah, wurde sie noch roter und sah wie beschämt nieder.

Er mußte lächeln. Das Mädel war doch ganz gesund und drall. Fröhlich gestimmt ging er in das Wohnzimmer, das in der gemütlichen, altväterischen Kühle seiner Möbel und der frischgewaschenen Gardinen sowie der weiß gescheuerten Dielen recht hell und freundlich erschien. Er stellte sich vor den Goldrahmenspiegel, der über dem Sofa hing. Er war noch ein ganz stattlicher Mann — wenn auch die Haare schon grau wurden — die Augen und Backen waren noch frisch. Ei ja, er mußte den Mädels schon einmal gefallen haben . . . .

In dem Augenblick kam seine Frau herein. Sie war eine kleine Frau mit starkem Leib. Sonst aber war sie eine zierliche Person, deren nervöse Hände fortwährend nach Tätigkeit suchten.

„Guten Tag, Klara! -- Das ist ein Wetter!“ Er zog sich die Stiefel aus, und sie schob ihm gestrickte Pantoffeln hin: „Ja, es ist herrlich!“

Ihre Stimme klang etwas dünn und scharf. Ihm erschien das immer zart. Immer noch lächelnd sagte er: „Wie sich die Else entwickelt hat; wie kräftig die geworden ist!“

Seine Frau sah ihn forschend an: „Ja, weißt du, Walter, wenn du das schon siehst — die Else ist — ja — die Else wird bald Mutter werden.“

„Was?!“ Mit einem Pantoffel und einem Stiefel an den Füßen sprang er auf.

„Ja — und dann muß sie uns sofort aus dem Hause — denke doch — unsere Mädchen — die reinen Kinderchen.“

„Ja, ja; — aber —“

„Da gibt's gar kein aber“, sagte sie heftig, mit der geballten Rechten in die offene Linke schlagend. „In unserem, dem Pastorenhause, so etwas — — Und dann die Kinderchen!“

„Ja, eben —“ meinte er, verzweifelt hin und her gehend, ohne zu merken, daß er auf dem Pantoffel hinkte.

„Ja eben!“ wiederholte sie.

„Aber wir dürfen doch nicht so unduldsam sein.“

„Ach was! — Du denkst eben nicht an unsere Kinder!“

Er zuckte die Achsel.

Das sagte ihr, daß er nicht wisse, was zu tun sei. Dann tat sie stets, was sie wollte. Kurz entschlossen öffnete sie die Thür und rief: „Else!“

Das Mädchen kam in gebeugter Haltung herein.

Der Pastor blieb vor ihm stehen und sah es an, das mit gesenktem Kopf schuldbewußt dastand.

Nach einer peinlichen Pause, in der alle fast unhörbar geatmet hatten, sagte der Pastor halbverwundert, halb traurig: „Wie kommst du nur dazu? — — — Wer ist denn der Vater?“

Das Mädchen schluchzte, dazwischen stammelnd: „Einer — von — den — Studenten — die im — Sommer auf — der Durchreise hier — logierten — — Fräulein Martha — und Fräulein — Ella —“

„Was?

Das Mädchen nickte: — „Aber denen hat's nicht — geschadet.“

Die Eltern der beiden Fräulein, der Pastor und seine Frau, blickten sich verwirrt an.

„Ja! Du lügst!“ kreischte die Pastorin, die bleich wie die Tischdecke geworden war.

„Nee — ick lüge nich!“ sagte Else, immer noch schluchzend.

„Was!? Was? — Du widersprichst?!“ schrie die Pastorin und ging mit erhobenen Händen auf das Mädchen zu.

Else riß erschreckt die Augen auf und wich, vor Angst still geworden, zurück. Doch die Pastorin faßte sie am Kleide und schlug ihr mit der Faust ins Gesicht, — — der Pastor riß sie gleich darauf fort.

Das Mädchen eilte zur Thür hinaus. Dann hörten die beiden Zurückgebliebenen die Hausklingel.

Die Pastorin sagte verzweifelt: „Unsere Töchter dürfen es nicht getan haben — sie dürfen nicht!“

Im selben Augenblick hielt ein Wagen mitten auf der Dorfstraße. Die Hausklingel ging wieder und der Kossäth Pinnow trat mit seiner Tochter an der Hand ein: „Ja — nu jagen Se se raus. — Awerst bi Jhne is se det passiert — ha — Se hewwen ja min Kind hübsch abgerichtet!“ Er schlug heftig auf den Tisch.

Der Pastor blickte seine Frau ratlos an. In diesem Augenblick ging der Landstreicher am Fenster vorbei: der Pastor erinnerte sich, daß er als Student auch „flott“ gewesen war. Ja, ja — die Erinnerung — die ist eine gute Mahnerin — . . .

„Ja,“ sagte er plötzlich — „wir sind doch alle Menschen. — — Wir werden für das Kind sorgen? —“

„Ja!“ nickte die Pastorin.

„Na, dann geiht det jo — dann is dat jo nich so slimm,“ meinte der Kossäth befriedigt . . . .



Melanie.

Ein Frauenbild von **Marie Stona**.

Ihr Wesen ist ganz Liebreiz, ganz Weichheit und Schönheit. Und ihre Fehler sind jener Schönheit entsprungen, jener Weichheit und jenem Liebreiz.

Die große Welt findet, Melanie sei entsetzlich kompromittiert. Sie gehört eben einer Nation an, deren Frauen sich mit wenig Ausnahmen kompromittieren. Die Sonne brennt so glühend heiß auf ihr Vaterland, daß sie in den Blumen lechzende Düfte und jubelnde Farben weckt und in den Herzen grelle, lodernde Gefühle. Die ganze Natur lebt in einem Rausch und trägt hundertfältige Früchte — wie sollten ihre Frauen kühl und abwägend geraten, gleich den Hausmüttern der nördlich gemäßigten Zone? In deren Gärten Lavendel gedeiht und Reseda, und alles, was gut und nützlich ist, und fast nichts, was nur beglückt und nur entzückt.

Melanie hatte ihre Kinderjahre sehr korrekt verlebt und war zu einem tugendhaften Mädchen herangewachsen. Sie war — ganz entgegen der Landessitte — noch immer tugendhaft an der Seite ihres Gatten, eines Tyrannen, der sie abwechselnd quälte und küßte. Das erstere war ihr beinahe lieber.

Sie wußte damals noch gar nicht, wie schön sie war. Erst als sie Witwe wurde, erfuhr sie es. Da fanden sich der Kenner genug, die es ihr sagten. Erst erfaßte sie ein Staunen, dann ein jauchzendes Bewußtsein ihrer Kraft. Wie ein junges Adlerweibchen regte sie die Flügel . . . Und eines Tages flog sie empor, der Sonne entgegen — direkt in die Arme eines jungen Mannes, der sie abgöttisch liebte.

Der erste Geliebte einer Frau bestimmt nicht nur die Zukunft ihres Liebeslebens, sondern auch die ganze künftige Entwickelung ihrer Erlebnisse. Ist er ein starker Charakter, so ist sie dem Einfluß seiner Persönlichkeit noch lange verfallen, wenn er selbst auch ihr entschwunden bleibt. Ist er ein Schwächling, ein Dummkopf, ein Gehaltloser — dann wehe ihr! Seine Nachfolger werden nicht besser sein als er, und sie wird nur zu bald schmerzvoll einsehen, daß sie sich selbst verloren hat.

Melanies Geliebter war eine jener großen Nullen, die der ersten Gesellschaft ihren quantitativen Wert geben. Er war eingebildet, unbedeutend und charakterlos. Seine Vorzüge bestanden in einem schwarzen Schnurrbart, weißen Zähnen, roten Lippen und blauen Augen, waren also gewissermaßen koloristischer Art. Es gab wenig Dinge, die ihn interessierten. Er las nie. „Wozu?“ fragte er einmal Melanie, als sie es ihm naiv vorwarf. „Wozu soll ich lesen? Was geht mich das an, was irgend ein Jud' sich erdenkt? Was gehen mich überhaupt die Phantasien und Gedanken anderer Köpfe an? Interessiert mich nicht. Mag ich gar nicht kennen.“

Er war nämlich durch und durch vornehm. Und da die Aristokratie in der Litteratur leider noch kein eigenes Hausorchester besitzt, blieb die Litteratur ihm eben fremd.

Der junge Graf brachte Melanie eine Enttäuschung nach der andern. Schließlich, aus lauter Verzweiflung, betrog sie ihn.

Sein Nachfolger unterschied sich von ihm nur in den äußerlichen Farben; der innere Lokalton war der gleiche. Auch diese Liaison war unendlich eintönig und und unendlich flüchtig. Die junge Schöne langweilte sich mit dem Blonden noch schneller, als sie sich mit dem Schwarzen gelangweilt hatte.

Eines begann sie nun immer lebhafter zu beschäftigen: sie selbst. Melanie besaß das feinste Verständnis für die Reize der Frau und für die große Kunst, sich

zu schmücken. Andere lassen sich von guten Schneidern anziehen, sie aber inspirierte noch mit ihren Ideen die ersten Künstler der Großstadt. Jeder Stoff nahm einen individuellen, durchgeistigten Zug an, wenn sie seine Linien bestimmte. Sie schuf ihre Kleider nicht für die Launen des Wetters, wie ihre Freundinnen es taten, sondern für ihre eigenen.

War sie rosig gestimmt, dann hüllte sie sich in rosige Wolken; fühlte sie die Feuerglut der Nelke, so wählte sie purpurroten Sammet, puderte ihr Haar und trat wie eine Königin des Rokoko ihren Bewunderern entgegen. Languissante Stimmungen fanden sie in Lichtgrün, und die seltenen Momente der Beständigkeit markierte sie flüchtig durch die Farbe des Vergißmeinnichts. Immer wirkte sie gleich berückend.

Oft war sie eine geringe Zeit hindurch „zur Abwechslung", wie sie es nannte, ohne „Freund." Wählte sie einen Geliebten, dann genoß er den Himmel in ihren Armen. Sie wußte die Liebe mit der feinsten Sinnlichkeit zu durchgeistigen und mit bezauberndem Geist zu durchglühen. Ihre Liebe war voller Reiz, voller Keuschheit und Anmut und ihre Zärtlichkeit hatte nichts vorbedachtes, sie entsprang der glücklichen Stunde. Nie wäre Melanie imstande gewesen, den Geliebten für . . . zehn Minuten zu besuchen. Das würde ihr trivial erschienen sein, die Liebe in den Erdenstaub zerrend . . . Sie erlebte alles — und wie gern! aber es durfte nicht vorher überlegt und bestimmt sein — es mußte fast heimlich sie überraschen.

So lebte sie hin, immer schöner, immer reizvoller, immer begehrter — immer abwechslungsreicher. Doch gerade diese Abwechslung fing an, ihr einförmig zu werden.

Sie langweilte sich nicht, aber sie wurde ein wenig müde, müde der Huldigungen, der Liebesschwüre. Sie fühlte eine Leere in sich, und eine heimliche Sehnsucht überkam sie nach einer Anbetung, die keine Umarmung verlangte, die sich an der Seele genügen ließ. Doch für platonische Beziehungen war sie nicht geschaffen. Bei ihrem Anblick dachte kein Mann an ihre Seele.

Das ist das eigentümliche, daß der Mann über hundert Frauen hinweggeschritten sein kann und sein Herz noch immer die Kraft bewahrt, der hundertundersten einen Reichtum von Liebe zu erschließen, indes das Weib bei einer weit geringeren Anzahl von Erlebnissen in seinem innersten Seelenleben entnervt ist — der schlagendste Gegenbeweis für alle Vertreter einer Gleichberechtigung der Geschlechter.

Melanie wurde auch ihrer Freundinnen müde. Es waren immer dieselben Geheimnisse, die sie ihr anvertrauten, immer dieselben Verwickelungen, in denen sie diesen oder jenen kleinen Rat und großen Dienst von ihr begehrten. Wie trivial ihr das alles vorkam!

Jetzt erst, da der Rausch des Lebens sie nicht mehr erfüllte, bemerkte sie auch allerlei, was ihr wehe tat. Ihre Bekannten sprachen kürzer mit ihr, wenn sie sie in Gesellschaft trafen, als wenn sie ihr allein begegneten. Sie war auf öffentlichen Festen nicht mehr wie sonst gefeiert und gesucht.

Man grüßte sie flüchtiger . . .

Eines Tages fand sie sich in einer herrlichen Toilette auf dem Turf fast isoliert, als hätte sie keinen gekannt der illustren Herren und Damen, die in den Logen saßen und vor den Tribünen „cirkulierten." Sie konnte die Rückseite ihrer besten Freundinnen bewundern. Es war, als wäre die Tugend in sie alle geschlüpft, und Melanie stünde allein als Ausgestoßene unter ihnen. Und doch kannte sie so gut die kleinen Kapitel mit den Gedankenstrichen in dem Leben jeder Einzelnen; und ihrem Auge waren die verbotenen Fäden sichtbar, die heimlich Herz an Herz knüpften und wie ein dichtes Netz über der ganzen glänzenden Versammlung lagen.

Als sie nach Hause zurückkehrte, warf sie sich schluchzend auf ihre Chaise-Longue. Sie fühlte keinen Zorn, keinen Aerger, keine Wut, nur einen namenlosen Schmerz. Und eine qualvolle Sehnsucht nach dem Recht, das Haupt hochtragen zu dürfen, nach der Tugend der ersten besten Hausmeisterin — nach Achtung.

Diese Sehnsucht gewann immer größere Macht über sie. Melanie verschloß die Thür vor ihren Freunden und lebte vierzehn Tage lang in völliger Abgeschiedenheit. Sie wurde sogar fromm und ging in die Kirche; sie kaufte sechs Kilo rauher Wolle, begann für die Armen zu stricken und bot so das Bild einer modernen büßenden Magdalena.

Traf sie eine Bekannte, dann grüßte sie artig, mit bezauberndem Lächeln, indes ihr angstvoller Blick nach dem freundlichen Dank spähte und jede Miene prüfte im Antlitz der andern . . . Aber die Miene behielt den verschlossenen Zug; und der Dank war stets gleich flüchtig.

Sie begegnete einmal in der Dämmerung ihrer besten Freundin, deren intimste Geheimnisse sie kannte. Auf der Straße war weit und breit kein Mensch zu sehen. Die Freundin blieb stehen und sprach Melanie an. O wie ihr da das Herz aufging vor Freude! „Du, Wanda!" sagte Melanie, „wollen wir nicht dieser Tage zusammen ins Theater gehen . . . wie früher so oft?"

„Ja — weißt du, ich kann jetzt so schwer abkommen — es wird mir unmöglich sein . . ."

„Wirklich?"

„Ja — bestimmt unmöglich!"

Melanie wandte sich verstummend ab.

Schritte wurden hörbar. Wanda hatte es plötzlich sehr eilig. „Leb wol!" flüsterte sie rasch, drückte Melanies Hand und entschwand.

In den schlaflosen Stunden dieser Nacht fiel Melanie eine Jugendfreundin ein, von der sie seit Jahren nichts gehört hatte. Sie wußte nur, daß sie irgendwo tief in einer fremden Provinz mit einem Gutsbesitzer verheiratet sei und ein vergessenes Leben führe. Ein grenzenloses Verlangen erwachte in ihr nach einem einzigen, herzlichen Wort der schlichten Klara, die ihr stets anhänglich gewesen war.

Sie suchte ihre Adresse zu erforschen und schrieb ihr, lieb und zärtlich, voll seliger Jugenderinnerungen.

Der Brief rüttelte das ganze kleine Dorf auf. Klara war außer sich vor Freude. Melanie, von der sie nur wußte, daß sie sehr elegant und sehr gefeiert war und in der großen Welt lebte, schrieb ihr! Sie antwortete umgehend. Mit der ganzen Innigkeit ihrer kleinbürgerlichen Natur.

Melanie drückte den Brief an die Lippen, glühend dankbar dem Herzen, das ihr entgegenschlug.

Schüchtern sprach sie den Wunsch aus, Klara zu besuchen. Da hatte sie sofort die liebevollste Einladung.

Melanie ließ ihren Koffer packen. Sie nahm die einfachsten Sachen mit und beschränkte sich, ihrer Ansicht nach, auf das allernötigste, denn sie ahnte dunkel, daß ländliche Einsamkeit eine starke Primitivität bedinge.

Klara erwartete sie auf dem Bahnhofe und begrüßte sie mit Jubel.

Wie eine fremde Welt umschlossen die alten dicken Mauern des Kastells die feine zierliche Gestalt Melanies. Nach Begrüßung der Hausgenossen, Klaras Gatten, der Kinder und mehrerer rätselhafter Weiblichkeiten, die stets in einem Schloß auf dem Lande zu Hause sind, wurde sie im Triumph in die schönsten Zimmer geführt, die für sie vorbereitet waren. Klara selbst half ihr beim Auspacken und staunte alles an, die Pracht der Kleider, die seidenen Jackets, die Stiefelhölzer, die Badewanne aus Kautschuk, lauter Dinge, die sie nie gesehen.

Ein zarter, rätselhafter Hauch entschlüpfte ihnen, und bald erfüllte ein Gewirr von Düften die Luft.

Frau Klara war wie berauscht.

An jedem Morgen stand sie in ihrem geschmacklosen Provinzkleidchen mit gleicher Verwunderung da, wenn Melanie Toilette machte, öffnete den hübschen Mund, der nur kirchlich und gesetzlich sanktionierte Küsse kannte, und folgte mit Entzücken und Bewunderung den anmutigen Bewegungen der eleganten Freundin. Sie begriff nichts — sie staunte nur. Ihre Augen irrten über das rosa Batisthemdchen hinweg, über das schwarze, mit Blumen durchwirkte Atlasmieder, streiften verschämt ein reizendes Röckchen und blieben auf den braunen Stiefeletten ruhen, die so geschmeidig geschwungene Linien formten, als wären sie aus nachgiebiger Seide genäht, und nicht aus hartem Leder.

Wenn sie dagegen auf ihren Fuß sah . . .

Melanie versprach, ihr alles zu geben, die Adresse ihres Schuhmachers, den Schnitt ihres Kleides, das Modell des Schlafrocks und vor allem Ratschläge, Ratschläge, daß sie alle Nachbarinnen auf allen Festen schlagen sollte.

Melanie war ja so glücklich, so jubelfroh!

Wie ein Zauberkreis umfing sie die Ruhe des ländlichen Heims. Sie verlangte nicht nach Theatern, nicht nach Bewunderern; sie ließ sich willig einschienen in das friedliche Stück Familienleben, als gehörte sie dazu. Wie wol ihr das tat! Nach all den Kränkungen, den Zurücksetzungen — dieses gleichmäßig erquickende Behagen, diese Weihnachtsstimmung in den altmodischen Zimmern und diese stille, freundliche Herzlichkeit der Menschen. Ihr war, als hätten sie alle einen frischen Erdgeruch und trügen ein Stückchen Himmel in ihren Augen.

Sie sah nur Blicke, die ihr wohl wollten, nur Lippen, die für sie lächelten.

An vielen Stunden zog sie sich zurück und las die Bücher, die Frau Klara ihr gab; ernste, sinnende Schriften. Ihr Urteil war immer apart und versetzte Frau Klara in Staunen. So nannte sie einst die sehnsuchtsvollen Lieder eines Weibes, das stets vor der Umarmung mit dem Geliebten zurückschreckte „höchst indezent!“ „Diese Halbheit, dieses Unfertige, Unbefriedigte — das gibt ein peinliches Gefühl . . .“

„Ja — fändest du denn die Erfüllung dieses Sehnens weniger peinlich?“

„Gewiß! Das wäre doch eine Vollendung, und die befriedigt immer.“

Frau Klara wiegte nachdenklich den Kopf. Es war ganz klar, die Frauen der großen Welt urteilten anders als jene der kleinen, die eigentlich die viel größere ist . . .

Wie ein höheres Wesen wurde Melanie verehrt. Klaras Gatte fand sie bezaubernd und beklagte, daß sie so frühe schon Witwe geworden und um das Glück des Lebens betrogen war. Nur die Kinder behielten eine seltsame Scheu vor ihr.

Melanie zu Ehren wurden Nachbaren eingeladen. Sie kamen und staunten. Die Fremde war das Ereignis der Saison. Die ganze Gegend war stolz auf sie.

Bei den geselligen Zusammenkünften hielt Melanie darauf, daß viel musiziert wurde. Sie ermunterte die verschiedenen Künstler, die sie verzückt anstarrten, zu immer neuen Produktionen — aus einem egoistischen Grund. Denn während der künstlerischen Genüsse durfte sie schweigen. Das Plaudern war nämlich das einzige, was ihr in der neuen Gesellschaft schwer fiel. Sie fand nicht so schnell den richtigen Ton, von Dingen zu sprechen, die alle interessierten und nur sie allein langweilten. Doch das lernte sie schließlich auch.

Mancher junge Nachbar verliebte sich in sie, aber nie hätte er es gewagt, sie durch das Geständnis seiner Liebe zu beleidigen.

So genoß sie mit Wonne das Leben der tugendhaften Frau und erfüllte jene Sehnsucht, die in jedem Wesen nach seiner Komplementärfarbe ruft.

Als es zum Abschied kam, stieg sie fast weinend in die alte Glaskutsche. Alle Welt nahm ihr das Versprechen ab, im nächsten Jahre wiederzukommen.

Seither gibt es im Leben der schönen Melanie alljährlich zwei Wochen, die sie mit Ungeduld herbeisehnt, in denen sie sich wahrhaft glücklich fühlt. Es ist die Zeit, die sie in dem alten Kastell zubringt.

Sie wirkt noch immer als Ereignis. Ihre Ankunft versetzt den Stationsvorsteher in fieberhafte Aufregung und bereitet dem Postmeister schwüle Träume.

Frau Klara kann sich keine bessere, hingebungsvollere Freundin wünschen, als Melanie es ist. Die ganze Zärtlichkeit, Süße und den stillen, heimlichen Ernst ihres Wesens legt das junge Weib in seine Freundschaft. Und wie anspruchslos die elegante Weltdame ist!

Selig sitzt sie auf dem altväterischen blauen Diwan im Besuchszimmer, strickt lange Shawls für die Armen und spricht vom Wetter und von der Ernte. Sie ruft die Diener beim Namen, kennt alle Nachbarn und inspiriert Frau Klara für das ganze Jahr mit Toilettenideen. Einmal brachte jemand, der durch Melanies Vaterstadt gereist war, ein seltsames Gerücht mit von dem Leben der schönen Frau. . . . Aber daran glaubte keiner. Mit Entrüstung wiesen es alle zurück.



Kurzer Auszug aus einem Vortrag über Fr. Nietzsche.

Von **Rudolf Steiner**.

Das folgende Gedankenskelett lag drei Vorträgen zu Grunde die ich in der letzten Zeit über den dahingegangenen Philosophen und Dichter bei drei Veranstaltungen in verschiedener Gestalt gehalten habe. Der erste fand im Kreise der von L. Jacobowski begründeten Gesellschaft der „Kommenden“ statt, der zweite auf freundliche Aufforderung des „Vereins zur Förderung der Kunst“ bei dessen Nietzschefeier am 15. September im Rathaussaale, der dritte bei einer Nietzschefeier, die der Recitator Kurt Holm im Verein mit mir am 18. September im Architektenhause veranstaltet hat. An der ersten Feier beteiligten sich auch der Ober-

regisseur Moest und der Recitator Max Laurence durch Vortrag Nietzsche'scher Schöpfungen; im „Verein zur Förderung der Kunst“ hatte ich die große Freude, mit L. Manz, der Nietzsche-Dichtungen recitierte, und mit Conrad Ansorge und Ewenk zusammen zu wirken. Dieser sang zwei von Ansorge mit wahrer Größe komponierte Lieder, die der Komponist selbst begleitete. Ein Harmonium-Vortrag ergänzte die Feier. Dienstag am 18. stand mir Kurt Holm mit seinen Recitationen aus Zarathustra und Nietzsches Gedichten zur Seite.

„Lieber im Eise leben als unter modernen Tugenden und anderen Südwinden!“ Diese Worte, die Friedrich Nietzsche im ersten Kapitel seines unvollendet gebliebenen Werkes „Umwertung aller Werte“ ausspricht, geben die Empfindung wieder, unter der er immer gelebt hat. Er fühlte sich als unzeitgemäße Persönlichkeit, die andere Wege gehen mußte als die ganze Zeitgenossenschaft. Nicht als Messias, noch als Verkünder einer neuen Weltanschauung kann er uns erscheinen. Wie glänzend, wie hinreißend er auch seine gewaltigen Ideen ausspricht: sie sind nicht als originelle aus seinem Geiste entsprungen; es sind die Ideen, welche in dieser oder jener Form schon von andern Geistern des neunzehnten Jahrhunderts ausgesprochen worden sind; es sind Ideen, die tief im Geistesleben der letzten Jahrzehnte wurzeln. Wodurch er sich von anderen unterscheidet, das sind die Empfindungen, die Seelenerlebnisse, die er unter der Wirkung dieser Ideen erfahren hat. Der Zusammenbruch jahrhunderte alter Vorstellungen unter der Wucht der modernen naturwissenschaftlichen Anschauungen wirkte auf Wenige so erschütternd, so persönlich wie auf Nietzsche. Was die Meisten nur mit dem Kopfe durchlebt haben, die Wandlung eines alten in einen neuen Glauben: das wurde für Nietzsche ein ganz persönliches, sein Herz zermarterndes, individuelles Erlebnis. Und mit diesem Erlebnis stand er einsam, abseits von dem Wege, den die Zeitgenossen mit ihren Empfindungen und Vorstellungen gingen. Aus den Gedanken, die ihm während seiner Studienzeit über die Kunst und die Weltanschauung der Griechen überliefert wurden, wuchs ihm seine eigene Auffassung der alten Kultur heraus. Er sah nicht wie andere in Sokrates, Plato, Sophokles, Euripides die großen Repräsentanten des echten griechischen Geistes; er dachte sich eine höhere, umfassendere Kunst und Weisheit in Griechenland heimisch im Zeitalter vor Sokrates, eine Kultur, die seit Sokrates eine Verwässerung, eine Abschwächung erlitten hat. Nach dieser uralten Kultur sehnte er sich mit seiner ganzen Seele zurück. Sie ist der Menschheit verloren gegangen. Nur im Zeitalter der Renaissance hat sie eine kurze Wiedergeburt erlebt. In Schopenhauers Philosophie glaubte er wieder eine Weisheit zu vernehmen, wie sie die Griechen vor Sokrates innehatten und in Richard Wagners Kunst vermeinte er Töne zu hören, wie sie seit jenen alten Zeiten der Menschheit nicht erklungen sind. Es bedeutete einen Höhepunkt in Nietzsches Leben, als ihn, Anfang der siebziger Jahre, eine innige Freundschaft mit Richard Wagner verband. Was in diesem Genius lebte, was sich als dessen Kunst von ihm losrang, das idealisierte Nietzsche noch. Er schuf sich Wagner zu einem Ideal um, in das er alles hineinlegte, was er in dem Griechenland der vorsokratischen Zeit verwirklicht glaubte. Nicht was Wagner wirklich war, verehrte er, sondern die ideale Vorstellung, das Bild, das er sich von Wagner machte. Gerade als Wagner 1876 dabei war, zu erreichen, was er erstrebt, da wurde Nietzsche gewahr, daß er nicht die wahre Kunst Wagners verehrt, sondern ein Ideal, das er sich selbst gebildet hatte. Jetzt erschien ihm dieses Ideal als etwas Fremdes, etwas das seiner innersten Natur gar nicht entsprach. Er wurde nun ein Gegner seiner eigenen früheren Ideen. Nicht Wagner hat der spätere Nietzsche bekämpft, sondern sich selbst, seine ihm fremd gewordene Vorstellungswelt. So war im Grunde Nietzsche einsam mit seinen Gedanken schon in der Zeit, als die Freunde Wagners ihn zu den ihrigen zählten; und vollends einsam mußte er sich fühlen, als er Gegner seiner eigenen früheren Ideen wurde. Hatte er früher wenigstens Empfindungen gehegt, die sich an eine mächtige Kulturerscheinung anschlossen; jetzt kämpfte er als völlig Verlassener mit sich allein. In der Stimmung, die sich aus solcher Verlassenheit und Einsamkeit ergab, nahm er die Ideen der modernen Naturwissenschaft auf. Nicht so wie Andere konnte er sich mit dem Gedanken abfinden, daß der Mensch sich aus niederen Organismen allmählich entwickelt habe. In seinem Geiste wuchs dieser Gedanke. Hatte es die Tierheit bis zum Menschen gebracht, so ist es nur natürlich, daß der Mensch über sich hinausschreite zu einem noch höheren Wesen, als er selbst ist, zu dem Uebermenschen. Der moderne Zeitgeist hatte genug zu tun damit, die weittragenden Ideen der neuen Naturwissenschaft zunächst auf sich wirken zu lassen; er blieb dabei stehen, den Menschen aus seiner Vergangenheit zu begreifen. Nietzsche mußte den Gedanken der Menschheitsentwickelung aber sogleich im Hinblick auf eine fernste Zukunft in sich verarbeiten. So stand er auch einsam mit dem Erlebnis, das die moderne Naturwissenschaft in ihm hervorrief.

Wer das Geistesleben des letzten halben Jahrhunderts kennt, kann sich sagen, daß alle Ideen, die bei Nietzsche auftreten, auch sonst vorhanden sind; er muß aber gestehen, daß die Art, in der sie auf Nietzsche gewirkt haben, eine solche ist, wie sie bei keiner andern Persönlichkeit zu finden ist. Nicht Verkünder einer neuen Weltanschauung ist daher Nietzsche, sondern ein Genius, der als Einzelpersönlichkeit, mit seinem ureigensten Seelengeschick, unser tiefstes Interesse erweckt.



Ein Proletarierschicksal.

Von Henriette Adler.

Clara Stern war wirklich ein tüchtiges Mädchen! Wenn sie arbeitete, ob sie nun Stoff zuschnitt, Knöpfe abzählte, oder die Einrichtung für die Näherinnen besorgte — flink ging alles unter ihren Händen vorwärts! Niemals beschwerte sich jemand, daß die Gaze nicht gereicht, das Futter gefehlt hätte, oder der Stoff zu knapp gewesen wäre, seit Clara den Posten der Einrichterin und Zuschneiderin inne hatte. — Es war wirklich eine Freude, dem blonden Mädchen zuzusehen. Der Chef freute sich denn auch immer über sie; er schmunzelte vergnügt, wenn er, vom Comptoir aus, seinen lauernden Blick durch das Lager schweifen ließ. Vermochte er doch von seinem Pult aus bequem einen Teil des Personals zu beobachten. „Eine tüchtige Kraft, die Kleine,“ dachte er wol oft, „und so wolfeil, 35 Mark Gehalt monatlich!“ Aber er hütete sich, derartige Gedanken laut werden zu lassen. Dazu war er ein zu kluger Geschäftsmann! Niemals lobte er seine Angestellten. Sie hätten dann vielleicht, übermütig gemacht,

in der Betätigung von Fleiß, Eifer und „Geschäftsinteresse“ nachgelassen, oder gar Zulage gefordert! Zulage! Schrecklicher Gedanke! Darum blieb er in seinem Benehmen dem Personal gegenüber immer würdevoll und gemessen und verschwendete an „diese Leute“ keine Worte, außer wenn er glaubte, tadeln zu müssen; aber das war häufig genug der Fall. Im übrigen war er ein humaner Mann, dessen Name alljährlich in den Listen eines bekannten Woltätigkeitsvereins zu finden war. Clara fühlte sich recht wohl im Geschäfte. Nach der harten Lehrzeit eines Jahres in einem anderen Geschäfte, hatte sie das, ihrer Meinung nach, unerhörte Glück gehabt, diese Stellung mit einem monatlichen Gehalte von 35 Mark zu erringen. Vorher mußte sie sich mit 10 Mark begnügen. Hier nun sollte sie zum ersten Male fast gänzlich selbständig arbeiten. Mit Stolz und Eifer ergriff sie ihre Aufgabe, löste sie glänzend und übertraf bei weitem ihre Vorgängerin, welche doch 40 Mark Gehalt bezogen hatte. Dies hatte ihr die Direktrice in einer schwachen Stunde anvertraut. Im allgemeinen benahm sich diese „leitende Kraft“, ein hübsches, sehr modisch gekleidetes Mädchen von etwa 25 Jahren, etwas hochmütig gegen Clara. Erhielt sie doch 120 Mark Gehalt! Zudem liebte der Chef eine gewisse Schroffheit und Kühle der Direktrice im Verkehr mit dem übrigen Personal. Auch verlangte er von Zeit zu Zeit ihre geheimen Aufschlüsse über die Führung der andern. Denn leider war er ab und zu genötigt, sein Geschäft zu verlassen, um die Kunden zu besuchen. Er mußte also eine Person haben, auf die er sich verlassen konnte. Clara hatte keinen Grund, Späherblicke zu scheuen. Sie war die erste des Morgens auf dem Posten und die letzte, welche am Abend das Lokal verließ. Sie krankte übrigens an einer unüberwindlichen Schüchternheit und wagte daher nie, ohne Erlaubnis des Chefs, ihr Tagewerk zu beschließen. Dem Chef war dies sehr willkommen, und er sorgte stets dafür, daß er gerade Abends um 8 Uhr noch etwas Arbeit für sie in Bereitschaft hatte, die „heute noch“ erledigt werden mußte. Kam Clara dann nach Hause, so war sie totmüde, warf den Mantel in eine Ecke, den Hut in eine andere, so daß das korrekte Fräulein Stern aus dem Richterschen Geschäft kaum wieder zu erkennen war. Doch, wohin sollte sie wol ihre Sachen legen? In der einzigen Stube, welche die Mutter mit zwei Töchtern bewohnte, befand sich außer dem Allernötigsten nur ein Kleiderschrank, der bereits mit mannigfaltigen alten Sachen überfüllt war. — Mutter und Schwester blickten kaum von der Arbeit auf, wenn Clara kam. Sie nähten Krawatten; und Dutzende von fertigen und unfertigen Krawatten lagen auf Tisch und Stühlen, ja sogar auf den Betten umher. Clara mußte ihr frugales Abendbrot in der kleinen unwirtlichen Küche einnehmen; die Schwester bestand darauf. „Es kommen zu leicht Fettflecken in die Krawatten,“ meinte sie. Und dann mußte Clara erzählen, was sie im Geschäft erlebt habe, ob der Chef nett sei, ob die Angestellten kollegialisch mit ihr verkehrten u. a. m. Clara aber wußte weiter nichts, als mit leuchtenden Augen zu sagen: „O es ist so schön! Ich arbeite selbständig und finde anständige Behandlung!“ Sie besah abends noch ihre Kleider, säuberte sie und besserte manches Schadhafte aus. Dann legte sie sich ruhig nieder. — So arbeitete sie mit bescheidenem, zufriedenem Sinne bereits ein Vierteljahr.

Eines Tages wurde ein prächtiger Seidenstoff gebracht; und Clara fragte sich erstaunt, wozu dieser Stoff bestimmt sein könne. „Der kann nur für die Frau des Chefs bestimmt sein,“ dachte sie. Richtig nahm der Herr Chef denn auch den Stoff in sein Privatcomptoir hinein. Clara hatte an diesem Tage Aerger gehabt. Zum ersten Male war es geschehen, daß sich eine Arbeiterin beschwert hatte. Es sollte eine Stickerei bei der Einrichtung gefehlt haben. In jedem anderen Falle wäre Clara ihrer Sache ganz sicher gewesen; aber gerade diesmal wußte sie nicht genau, ob sie selbst, oder ob Martha, das 14jährige Lehrmädchen, die Zutaten gegeben hatte. Die Verantwortung, das wußte Clara, würde sie allein zu tragen haben. Schweren Herzens wollte sie sich ins Privatcomptoir begeben, um den Chef von der unangenehmen Angelegenheit zu unterrichten und gleichzeitig den Schlüssel zum Stickereischrank zu erbitten. Sie beachtete nicht weiter, daß die Thür zum Allerheiligsten gegen alle Gewohnheit geschlossen war und gedämpftes Sprechen an ihr Ohr drang. Sie trat resolut ein und ging auf den Chef zu. Doch welcher Anblick bot sich ihr! Der Chef saß im Lehnstuhl und auf seinem Schoße die Direktrice, die er gerade herzlich küßte. Vor den beiden auf dem Tisch lag jener schimmernde Seidenstoff aufgerollt, den er, statt der Gattin, der Directrice wohl in überwallendem Gefühle geschenkt hatte. Clara wich erschrocken zurück. Der Chef erhob sich so rasch, daß die elegante Direktrice beinahe zu Falle gekommen wäre. Er schrie Clara wütend an, was sie hier zu suchen hätte; ob sie nicht anklopfen könne etc. Sie stieß mit kaum vernehmlicher Stimme, vor Schreck fast weinend, eine Entschuldigung heraus. Die Thür schloß sich hinter ihr; und der Chef wetterte drinnen weiter. Die übrigen Angestellten versammelten sich äußerst neugierig um Clara und verlangten zu wissen, was geschehen ist. Sie war noch ganz verstört und wagte nicht zu berichten, was sie gesehen. Düstere Befürchtungen stiegen in ihr auf. Indes wurde sie nicht entlassen. Die Direktrice teilte ihr, aber nicht im Auftrage des Chefs, wie sie betonte, bald mit, daß man sie behalten wolle, wenn sie nicht mit den anderen über die Sache sprechen wolle. Es habe sich zwischen ihr, der Direktrice, und dem Chef nur um einen Scherz gehandelt. Der Chef fürchtete offenbar, daß der „Scherz“ seiner Frau zu Ohren kommen könne. Clara wagte nicht einmal, zu Hause von der Sache zu sprechen. Sie war froh, ihre Stellung nicht zu verlieren. Sie konnte sich aber nicht mehr wohl fühlen. Die fehlende Stickerei wurde ihr vom Gehalte abgezogen — worüber die Mutter sehr empört war. Clara neigte nicht zum Nachdenken, aber dieses Erlebnis nahm doch ihre Gedanken in Anspruch. Bald jedoch mangelte ihr die Zeit, sich Betrachtungen hinzugeben. Es trat die „Saison“ ein. Die Arbeitszeit wird da immer länger. Statt bis 9 mußte sie bis 10 Uhr arbeiten. Die anderthalbstündige Tischzeit wurde auf ein Minimum reduziert. Claras zarte Gesundheit konnte diesen Anstrengungen nicht Stand halten. „Du müßtest wirklich mehr verdienen, als 35 Mark,“ sagte einmal Frau Stern, welche mit Unmut die überlange Arbeitszeit ihrer Tochter gewahr wurde, und nun in sie drang, Zulage zu verlangen. Clara überkam ein jäher Schreck bei der Zumutung, dem gestrengen Chef eine Bitte vorzutragen; doch gehorchte sie, ohne sich einen Erfolg zu versprechen.

Am Ende des Monats brachte sie, kaum hörbar, mit Zittern ihre Bitte vor. Der Chef erhob, unangenehm überrascht, das Haupt. „Wie, hör ich recht? Zulage!

Jetzt schon? Nachdem Sie kaum ein paar Monate hier sind, und Fehler über Fehler machen?" Doch innerlich überlegte er: Vielleicht 5 Mark, weil die Saison da ist, und ich sie jetzt nötig habe? Später wird ja die kleine, billigere Martha sie ersetzen können. Clara war aber so verschüchtert, daß sie nicht auf der Zulage bestand. Die 5 Mark waren für das Haus gerettet. Die Hauptschlachten der Saison werden immer an den sogenannten „Heiligen Abenden", den Vorabenden der Feste der frommen Christenheit, geliefert. Da erbitten die Detailhandlungen, die Ladeninhaber, die Bazare von ihren Lieferanten leihweise, Personal zur Aushilfe. Clara mußte vor der Thüre eines großen Warenhauses das nach außen gestellte Porzellan in eisiger Winternacht überwachen. Nur einmal wurde sie abgelöst, um im Laden, in irgend einem verborgenen Winkel, das Abendessen, bestehend aus einer Flasche Bier und einigen belegten Butterbroten, zu sich zu nehmen. Um 12 Uhr mußte das Geschäft zum Leidwesen des Inhabers geschlossen werden, da ja nun die heilige Weihenacht ihren Anfang nahm. Eilenden Schrittes begab sich Clara nach hause. — Während der Feiertage verließ sie kaum das Bett. Nicht des Hustens wegen — dies bedenkliche Anzeichen beginnender Lungenkrankheit achtete sie gering, sondern weil ihre Kräfte durch die Anstrengungen der Saison völlig erschöpft waren. Dennoch begann sie pünktlich wieder nach dem Feste im Geschäfte ihre Tätigkeit. „Nun aber fleißig, meine Damen", ermahnte der Chef seine Angestellten, „wir haben jetzt lange genug gefeiert, jetzt heißt's: arbeiten!" Und so geschah es. — Claras quälender Husten fand Mißbilligung. Der Chef schüttelte unmutig den Kopf und sagte zur Direktrice: „Diese Mädels sind doch zu leichtsinnig, und ihre Vergnügungssucht kennt keine Grenzen. Sonntags wird unmäßig getanzt, dabei erkälten sie sich. — Man wird ja ganz nervös davon, den Husten anhören zu müssen". Am Ende des Monats kündigte er Clara. „Es tut mir ja leid", fügte er hinzu, „aber krankes Personal kann ich nicht brauchen. Werden Sie erst gesund, dann werde ich Ihnen ein gutes Zeugnis geben und Sie suchen sich eine andere Stellung. Das Geschäft ist jetzt auch still." Clara erschrak heftig. Was wird die Mutter dazu sagen? Sie sah von nun an täglich in der Zeitung der Nachbarin nach, ob eine für sie passende Stellung angekündigt sei. War dies der Fall, dann eilte sie während der Tischzeit nach dem bezeichneten Geschäfte, um sich vorzustellen. Doch kam sie meistens zu spät, da andere Bewerberinnen sich bereits des Morgens vorgestellt hatten, und ihr der Chef dazu keine Erlaubnis gab. So schwand die Kündigungsfrist hin, und mit ihr Claras Hoffnung auf Erlangung einer anderen Stellung. Die Energie, die zum Stellensuchen gehört, war nicht mehr vorhanden; ihr Zustand verschlimmerte sich. Sie mußte zu Hause mit der Schwester bis in die Nacht hinein nähen, um für die Familie notdürftig den Lebensunterhalt mit zu erwerben. Aber die Saison für Krawatten war vorüber, und die Arbeit knapp. — Clara siechte dahin, ohne gehörige Pflege.

Im Geschäft war statt Clara Stern, Martha, das frühere Lehrmädchen, als Einrichterin angestellt worden. Sie ist 15 Jahre alt, bezieht 20 Mark Gehalt und ist stolz auf ihre Karriere.



Die Eröffnung der Secessionsbühne.

Am Sonnabend, den 15. September eröffnete die Secessionsbühne in Berlin ihr eigenes Heim mit einer Aufführung der „Komödie der Liebe" von Ibsen. Man kann die Wahl des Stückes keine sehr glückliche nennen. Zunächst will dieses Schauspiel so gut wie nichts für den Charakter der neuen Bühne besagen; es trägt als eine Jugendarbeit Ibsens noch ein recht konventionelles Gepräge, arbeitet trotz mancher feinen Einzelheiten vielfach mit Schablonenmitteln und ist am besten dort, wo es zur Karrikatur neigt.

Eine Bühne, die nach Stil — nach Stileinheit strebt, hätte zu Beginn entschieden vor allem ein Stück nehmen müssen, das einen bestimmten Stil, eine gewisse persönliche Note hat, die diesem Werke so ziemlich ganz fehlt.

Das Gefährlichste an der Komödie der Liebe ist aber, daß sie in gereimten Versen geschrieben ist, Konversation und spitzfindige Gedanken in gereimten fünffüßigen Jamben. Dergleichen zu sprechen ist sehr schwer. Die wenigsten modernen Schauspieler verstehen, leichte Verse zu sprechen; entweder sie zerhacken sie zur Prosa oder sie deklamieren sie steifledern. Die getragene, müde und schwermütige Art der Hoffmannsthalschen Verse steht ihnen schon näher und findet darum bessere Interpreten.

Je schwächer ein Stück ist, um so bessere Darsteller verlangt es, wenn es nicht völlig versagen soll. Die Darsteller aber ließen mit wenigen Ausnahmen allzuviel zu wünschen übrig. Herrn Burgarth liegt die Figur des Falk offenbar nicht; ihm fehlt die nötige Leichtigkeit und Beweglichkeit des Gesellschaftsmenschen, was Falk unbeschadet seiner tieferen Anlagen im Grunde doch ist, und der scharfe Spott, die ironische Ueberlegenheit, die satirische Bosheit Falks klangen in seinem Munde so zahm wie abgestandene Phrasen. Er deklamierte zu viel und meinte jedes Gefühl, jede stärkere Regung durch Anwendung stärkerer Lungenkraft ausdrücken zu müssen.

Von ihm hob sich das diskrete Spiel von Fräulein Pauli vorteilhaft ab, an deren Innerlichkeit und natürlicher Sprechweise man seine Freude haben konnte. Nur eine Schwanhild ist Fräulein Pauli nicht. Schon äußerlich nicht. Ihre Körperlinien und, wenn man sich so ausdrücken will, ihre Sprachlinien sind dazu zu weich. Schwanhild muß schlank und hoch sein, von herber Jungfräulichkeit, kalt und stolz. Wir hoffen sonst von Fräulein Pauli das Beste und dürfen sicherlich auf ihre Entwickelung im Rahmen dieser Bühne gespannt sein. Die Damen fanden sich überhaupt mit ihren Rollen viel besser ab, als die Herren. Nur waren die Rollen, die sie zu verkörpern hatten, zu winzig, um sich daraus über ihre Begabung ein Urteil bilden zu können. So bot namentlich die Rolle der Frau Halm der vom deutschen Theater her vorteilhaft bekannten Margarete Pix auch nicht die geringste Gelegenheit, ihr Können zu zeigen.

Die beste Figur des Abends schuf Herr Thurner in seinem Landpastor Strohmann; ebenso drollig in seiner Einfalt als sympathisch in seiner warmherzigen Beredsamkeit. Sein Humor ist frei von Aufdringlichkeit, und er wußte seiner Rolle wenigstens einige charakteristische Züge abzugewinnen.

Recht frisch und temperamentvoll setzte der Darsteller des Lind, Herr Geisendörfer ein, aber sein allzumunterer Ton ließ seine später philiströse Denkweise

zu unnatürlich erscheinen. Auch wußte er den Uebergang nicht genügend scharf zu verkörpern, wobei ihm auch seine zu jugendliche Maske im Wege stand. Diesem jungen blonden Knaben mit den Allüren eines schüchternen Liebhabers wollte man nicht recht glauben, daß ihm seine Pfeife Tabak über sein Liebchen geht und er gleich nach der Verlobung nur an Amt und Würden denkt! Hier ist Falks Freund, gleichaltrig, leicht zum Schwärmen geneigt, im Grunde jedoch eine nüchterne Natur. Herr Geisendörfer brachte dies alles nicht zum Ausdruck, sondern gab nur auf den Begriff Schwärmer hin den gewöhnlichen Typus des schüchternen Liebhabers und war als solcher nicht schlecht.

Hofmeister als Kaufmann Goldstadt war in der Art zu konservieren vorzüglich, leicht und natürlich; später jedoch in den größeren Reden vielfach zu pathetisch, vielleicht durch Herrn Burgarth angesteckt. Herr Eisfeld als Aktuar Stüber verdarb nichts, wußte aber den Humor seiner Rolle nicht genügend herauszuholen.

Waren die Einzelleistungen wenig erfreulich, so kann man die Gesamtleistung dagegen wol als gelungen bezeichnen. Man merkte, daß die Regie keine Mühe gespart hatte, um eine möglichst abgerundete Vorstellung herauszubringen; und dies ist ihr auch geglückt.

So wirkte es recht stimmungsvoll, daß das Lied Falks, mit dem das Stück beginnt, bei geschlossenem Vorhang gesungen wird, es ruft eine größere Illusion wach und vermeidet die Klippe des Trivialen, an der nur zu oft solche Gesänge auf offener Bühne scheitern. Sehr fein war es auch dem Charakter des Stückes angepaßt, daß es in einem gravitätisch-feierlichen Menuett ausklang und nicht in einen leichtfüßigen Rundtanz.

Am nächsten kam der Idee des ganzen Unternehmens das Bühnenbild, der scenische Rahmen. Dieses bot hier zwar wenig Schwierigkeiten, da es den ganzen Abend das gleiche blieb — ein Garten im Frühlingsschmuck. Aber man merkte, daß es von einem Maler geschaffen war. Es wirkte köstlich frisch wie ein impressionistisches Gemälde. Sehr schöne Lichtreflexe, die sich erfreulich von den üblichen Beleuchtungsscherzen abhoben, zeigten deutlich, welche Wirkungen sich auf diesem Gebiete noch erzielen lassen. So war namentlch der violette Schein der Abenddämmerung von eigentümlichem Zauber.

Weit entfernt davon, nach dieser ersten Aufführung schon ein Urteil über die einzelnen Darsteller und Darstellerinnen abgeben zu wollen, glaube ich immerhin bei den meisten ein ernstliches Wollen konstatieren zu können. Sache der Regie wird es sein, dieses Wollen in Können umzusetzen.

Noch einige kurze Worte über das Theater selbst. Das Vorhandene ist in geschickter Weise ausgenutzt und mit einigen Verbesserungen bedacht worden. Die Plätze steigen nach hinten zu an, um ein besseres Sehen zu ermöglichen, und sind bis auf einen Vogelbauer an der linken Seite, der eine Art Galerie vertritt, wol sämtlich als günstig zu bezeichnen. Der Theaterraum gleicht einem luftigen Zelte und weist eine vornehme hellgrüne Tönung auf. Die Bühne ist durch eine maskierte Wand verdeckt, so daß sie erst nach deren Fortzug sichtbar wird. Für die Pausen bietet eine kleine intime Kunstausstellung den Besuchern Gelegenheit, sich durch Betrachtung von Gemälden, je nach dem Stile des Stücks von skandinavischen, holländischen, deutschen, französischen rc. Künstlern, verwandte Kunst zu genießen, und so ihre Stimmung festzuhalten.

Die Secessionsbühne hat ein künstlerisches Ziel. Es zu erreichen, dazu bedarf es des Publikums.

Wenn sie auch nicht gleich Vollendetes bietet: daß sie die Keime zu Vollendetem in sich trägt, das ist die Hauptsache. Warten wir ihre Entfaltung ab.

Kurt Holm.



Chronik.

Neue Bücher.

Eine reizvolle litterarische Erscheinung liegt in Hans Ostwalds „Vagabunden“ vor. (Berlin, 1900, Verlag Bruno und Paul Cassirer.) Erlebnisse eines „fahrenden Gesellen“ im besten Sinne des Wortes möchte ich das Buch nennen. Ein junger Mann mit offenen Sinnen und viel Lebensklugheit zieht hinaus in die Welt, und teilt nachher seine feinen Beobachtungen mit. Mit inniger Freude nur kann man lesen, was der Autor auf seinen Wanderzügen betrachtet, und was er mit unbefangenem Geiste, immer anregend, aufgezeichnet hat. Eine Landschaft Preußens, wie sie leibt und lebt, stellt sich vor uns hin; die Niederungen des Menschendaseins, das Schicksal der Enterbten weiß Hans Ostwald hinreißend zu schildern.

Innige Befriedigung hat mir das schöne Büchlein Victor v. Reisners „Mein Herrenrecht“ (Berlin. Verlag der Romanwelt) gebracht. Wer, wie ich, das Leben in den kroatisch-slavonischen Gebieten kennt, von denen uns der Verfasser berichtet, der weiß, daß hier in plastisch anschaulicher Weise und mit echtem Humor ein Stück Volkspsychologie in interessantester Weise verarbeitet ist. Der gemütvolle Anteil, mit dem v. Reisner schildert, und der flotte Stil, der ihm eignet, sollten sein Büchlein zu einer sympathischen Gabe für alle diejenigen machen, die in kunstvoll-anregender Weise sich die Sitten und Vorstellungen einer in seiner Art merkwürdigen Volksmasse vorstellen lassen wollen.

Mit tiefem Interesse für den Autor muß ein anspruchsloses Büchlein „Schatten, Ernstes und Heiteres“ von J. Rollet (Dresden und Leipzig, E. Pierson) erfüllen. Ein Mann, der vieles Leid und ein stilles Schicksal abseits vom Wege mit sich getragen hat, spricht sich aus. J. Rollet ist ein feinsinniger Naturschilderer und ein Beobachter des menschlichen Herzens, da, wo dieses verborgene Leiden und Freuden erträgt, die leicht der Welt unsichtbar bleiben. Man lernt einen Menschen aus dem Buche kennen, in dessen Seele das Leben tiefe Furchen gegraben hat.

Rudolf Steiner.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Rud. Steiner, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.




Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: Johannes Gaulke und Franz Philips.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 6. Oktober 1900. Nr. 40.

An die geehrten Abonnenten!

Mit der vorliegenden Nummer beginnt unsere Zeitschrift das IV. Quartal des laufenden Jahrgangs. Die verehrlichen Postabonnenten werden um schleunige Erneuerung des Abonnements ersucht, damit die Zusendung keine Unterbrechung erfahre. Die geehrten Abonnenten, die „Das Magazin für Litteratur" durch den Buchhandel beziehen, erhalten das Blatt fortlaufend zugesandt, es sei denn, sie bestellten es ausdrücklich ab.

Der Verlag des „Magazin für Litteratur".

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Unsere Ziele.

Mit der heutigen Nummer geht die Leitung des „Magazin für Litteratur" durch freie Vereinbarung mit dem bisherigen Herausgeber in unsere Hände über. Wir benutzen diese Gelegenheit, um den Freunden und Lesern des Blattes unsere Ziele in großen Umrissen zu entwickeln. Wie unser Vorgänger, Herr Dr. Rudolf Steiner, bereits in seinem „Abschied" bemerkt hat, soll das „Magazin" auch ferner der Kunst, der Wissenschaft und dem öffentlichen Leben ausschließlich dienen, ohne Berücksichtigung irgend welcher Sonderinteressen. Wir werden wie er bestrebt sein, ohne Ansehen der Person und der Richtung nur solchen anerkannten Schriftstellern und aufstrebenden Talenten unsere Spalten zu öffnen, die etwas Neues und Wertvolles zu sagen haben. Wir werden ferner die litterarischen Neuerscheinungen des Auslandes in Einzelabhandlungen, in Uebersetzungen oder in Form von Bücherbesprechungen namentlich berücksichtigen und auch dem Essai, sowie der lyrischen und dramatischen Produktion unsere Fürsorge angedeihen lassen. Dem neuen Wort eine dauernde Stätte zu verschaffen sei unser erstes Ziel.

In Hinblick auf den gesamten Entwickelungsgang des „Magazin für Litteratur", das als eines der ältesten deutschen Litteraturblätter trotz aller Schwierigkeiten während des langen Zeitraumes von bald 70 Jahren seine Stellung als ein führendes litterarisches Organ behauptet hat, treten wir in der festen Zuversicht an die Leitung desselben heran, daß es uns gelingen wird, die gewonnene Stellung zu behaupten und zu erweitern. Wir sind uns andererseits aber auch der Größe der Verantwortung, die wir mit der Herausgabe des

„Magazin für Litteratur“ übernehmen, wol bewußt, umsomehr da der deutschen Kunst und Litteratur in der unser öffentliches Leben beherrschenden reaktionär-klerikalen Zeitströmung eine drohende Gefahr erwachsen ist.

Die parlamentarischen Kämpfe um die lex Heinze haben einen neuen und gewaltigeren Kulturkampf angeleitet als es der Kulturkampf der siebziger Jahre gewesen ist. Es ist der Kampf der neuen wissenschaftlichen Weltanschauung gegen den pfäffischen Obskurantismus, den auszufechten unserer Generation vorbehalten ist. Als der Kampf um die lex Heinze tobte, da regte sich allenthalben das Gewissen des deutschen Volkes, das ungeheuerlichste Bevormundungsgesetz hatte selbst den Philister am Stammtisch in seiner Kannegießerei gestört und er entschloß sich sogar die Faust in der Tasche zu ballen. Die lex Heinze war zu einer affaire d'honneur des deutschen Volkes geworden. Unter diesem Eindruck kam der Goethebund zustande, der sich die Aufgabe gestellt hatte, über die höchsten Güter der Nation zu wachen. Die lex Heinze ist gefallen, aber der Geist, dem sie entsprossen ist, ist geblieben. Durch die Verschärfung der Censur und allerlei kleinliche Polizeichikane glaubt man den Fortschritt der Zeit aufhalten zu können. Die letzten Censuredikte sollten von jedem Gebildeten als ein Faustschlag ins Gesicht empfunden werden. Statt dessen regt sich aber außer den direkt Beteiligten keine Seele, um die Polizeicensur in ihre Schranken zu weisen. Der Goethebund ist in gänzlicher Verkennung des Polizeiinstituts leider in die ihm gestellte Falle gegangen. Er hat eine Kommission aus seinen Reihen ernannt, die in Gemeinschaft mit dem preußischen Korporal den Begriff des Sittlichen in der Kunst festzustellen hat! — „Meine Ueberzeugung ist, daß der Goethebund nicht mehr vorhanden ist,“ äußerte sich Mommsen kürzlich in einem Briefe. Und weiter bemerkte er: „Aber es ist auch nicht zu ändern, daß die Deutschen keinen Bürgersinn haben, daß sie sich bereitwillig regieren lassen, auch auf Verlangen steuern und heuern, daß ihnen aber der Militarismus und die Bismärckerei die Selbstbestimmung gründlich ausgetrieben haben.“ Der große Forscher und Denker hat sein Volk in diesen Sätzen nur zu richtig charakterisiert. Streben wir, daß es ein anderes werde!

Unter Berücksichtigung dieser Zeitverhältnisse wird auch ein rein litterarisches Organ wie das unsrige gezwungen sein, im geeigneten Moment Stellung zu den brennendsten Tagesfragen zu nehmen, soweit diese eben die künstlerischen, litterarischen oder allgemein kulturellen Interessen berühren. Wir können unser zweites Ziel dahin formulieren: Dem freien Wort und seinen unabhängigen Verfechtern ein Kampfplatz!

Eine andere Erscheinung in unserem öffentlichen Leben, welche die Daseinsbedingungen der ernsten Litteraturblätter unter Umständen erschweren kann, ist das stete Umsichgreifen der sensationssüchtigen Wochenschriften, deren Tendenz im großen Ganzen darauf gerichtet ist, das Publikum durch Backfischlitteratur des selbständigen Denkens zu entwöhnen und es durch Massendarbietungen inhaltsloser Photographien zu einem bilderbuchblätternden Kinde zurückzuentwickeln. Ihre weite Verbreitung ist wahrlich ein trostloses Zeitsymptom im Lande der Dichter und Denker!

Der nivillierenden Tendenz entgegenzuarbeiten soll unser drittes Ziel sein. Dem ernsten Wort seien die Spalten unseres Organs geöffnet, gleichviel in welcher Form es vorgetragen wird.

In der Verfolgung dieser Ziele hoffen wir auf die bereitwillige Unterstützung des litterarischen Publikums, Mitarbeiter wie Leser, rechnen zu dürfen. Wir haben bereits von einer Reihe der alten Mitarbeiter des „Magazins“ die zusagende Erklärung erhalten, daß sie auch in Zukunft ihre geschätzte Feder in den Dienst unserer Zeitschrift, in den Dienst für ihr freies, unabhängiges Schrifttum stellen werden. Auch sind wir schon heute in der Lage, unseren Lesern mitteilen zu können, daß sich eine Anzahl bewährter Autoren und aufstrebender Talente dem alten Mitarbeiterstab anreihen wird. Zur besonderen Freude gereicht es uns aber, daß der bisherige Herausgeber, Dr. Rudolf Steiner, uns auch ferner bei der Verfolgung unserer Ziele unterstützen wird.

Johannes Gaulke. Franz Philips.



Winternachtstimmungen.

I.

Der müde Gaul stampft durch den tiefen Schnee
Auf ungebahnten, sturmverwehten Wegen;
Durch Wald und Dickicht, über Sumpf und See
Geht's unbekanntem, neuem Ziel entgegen.

Weit hinter mir der wüste Lärm der Welt,
Dem ich entflohn, gepeitscht von scharfen Nesseln;
Noch zittert meine Seele, schmerzentstellt,
Vom Schlag der Geißel und vom Druck der Fesseln.

Doch mälig fühl' ich, zuckend, zag und sacht
Den Haß sich dämpfen und den Schmerz sich stillen,
Und aus dem milden Schoß der Winternacht
Ersehnte Tröstung mir entgegenquillen.

Ich bade in dem kühlen Nebeldunst
Und spüre langsam nahende Genesung;
Das Fieber sinkt, es lindert sich die Brunst,
Und aus dem Dunkel winkt mir die Erlösung.

Ich stammle für mich hin ein Dankgebet,
Daß mir noch einmal dieses Glück beschieden:
Ich wähnte fast, es wäre schon zu spät,
Und finde nun den langgesuchten Frieden.

* * *

II.

Drei flüchtige, halbhelle Schneewintertage,
Tief in der Wildnis bei dir verbracht —
Mir waren sie eine singende Wundersage,
Aus Einödwäldern ans Licht gebracht,
Geträumt und ersonnen,
Gewebt und gesponnen
Aus Gold der Sonnen
Und ahnungstiefem Schwarz der Nacht.

Im backsteingewölbten Cyklopenkamin
Die Flammen flackern, die Kohlen glühn,
Werfen auf Bilder und Staffelein

Märchenfantastischen Gaukelschein.
In ihrem rötlich atmenden Hauch
Steigt der Cigarren ringelnder Rauch,
Baut seine wogenden Schleierfalten
Um Häupter und Gläser zu Geistergestalten. . . .

Bald langsam tastend,
Bald stockend . . . bald hastend
Lassen wir flüsternde Worte wandern,
Suchen leise einer den andern,
Und bauen Brücken von Seele zu Seele,
Daß sich Gedanke mit Gedanke vermähle,
Indessen draußen in ewiger Pracht
Zu den Sternen sich wölbt die schweigende Nacht. . .

*

Mir waren sie eine singende Wundersage,
Aus Einödwäldern ans Licht gebracht,
Drei halbhelle, flüchtige Schneewintertage. . . .

* * *

Im Feuer.

Der Amboß klingt und der Hammer kracht,
Und das Eisen ächzt und splittert;
Es ist als wenn es in dunkler Nacht
Sturmjubelsingt und gewittert.

Die Faust schlägt zu, in die Brust, ins Gesicht,
Daß die markigen Knochen knacken;
Und der siegende Fuß zertritt und zerbricht
Den niedergestampften Nacken.

Im unerbittlichen Handgemeng
Um die eigenen Nester und Höhlen
Wie blaß der Neid, und die Herzen wie eng,
Und wie feige, wie feige die Seelen!

Ich blicke darein, gebannt und betäubt,
In Sinnen und Staunen versunken:
Mein eigenes, bestes Sein zerstäubt
Mit in den knisternden Funken.

Es ist als wenn es sturmjubelsingt
In dunkler Nacht und gewittert,
Der Hammer kracht und der Amboß klingt,
Und das Eisen ächzt und splittert.

Johannes Oehqnist.



Ein Denkmal.

Ein Politiker hat das Leben der österreichischen Deutschen in der Gegenwart einen Kirchhof genannt, auf dem eine Unzahl von Hoffnungen begraben liegen. Ein Außenstehender wird sich nur schwer eine Vorstellung von den Gründen machen können, durch die den Deutschen des Donau- und Alpenlandes ihr Schicksal in den letzten Jahrzehnten bestimmt worden ist. Wer aber, wie ich, die ersten dreißig Jahre seines Lebens in Oesterreich verbracht hat, wer namentlich seine akademische Lernzeit im Anfange der achtziger Jahre in Wien verlebt hat, für den gibt es in dem Gange der Entwickelung Oesterreichs kaum etwas Unbegreifliches. Denn er hat an zahlreichen einzelnen Persönlichkeiten individuelle Schicksale sich abspielen sehen, die nichts weiter sind, als eine Wiederholung jenes Entwickelungsganges im Kleinen. Und in diesen einzelnen Fällen ist alles verständlich, wenn man den Charakter, das Temperament des österreichischen Deutschen, und, im Verhältnisse dazu, die Eigentümlichkeiten des Geisteslebens in seinem Staate in Betracht zieht.

Ich möchte an dem Beispiele eines Studienfreundes zeigen, wie leicht gerade in Oesterreich Talente zu Grunde gehen können, die unter anderen Umständen es wahrscheinlich zu einer ersprießlichen Wirksamkeit brächten. Ich begann in den achtziger Jahren meine Studien an der Wiener technischen Hochschule. Es war eine Zeit, in der sich in Oesterreich viel entschied. Der Liberalismus, der nach der Niederlage von Königgrätz eine kurze Blütezeit erlebt hatte, weil maßgebende Kreise von ihm die Rettung des durch die Bureaukratie in die völlige Verwirrung gebrachten Staates erhofften, war in seinem Ansehen gesunken. Er hatte die Führung im Reiche verloren, teils aus Schwäche, teils weil man ihm eine allzu kurze Zeit zur Verwirklichung seiner Absichten gelassen hatte. Wir jungen Leute von damals erwarteten von ihm nichts erhebliches mehr. Mit umso größerer Begeisterung verschrieben wir uns der aufstrebenden deutsch-nationalen Bewegung. Ihre Führer kümmerten sich wenig um das, was man vorher „österreichischen Staatsgedanken" genannt hatte. Sie sahen in diesem ein wirklichkeitfeindliches Abstraktum. Ein österreichischer Staat, der auf die Mannigfaltigkeit seiner Volkskulturen keine Rücksicht nimmt, sondern auf der Grundlage eines recht gemäßigten Fortschrittes sich mit einer allen möglichen ererbten Vorurteilen und Rechten Rechnung tragenden Demokratie abfinden will, erschien den Jüngeren ein Unding. Um so hoffnungsfreudiger glaubten die jüngeren Deutschen in die Zukunft blicken zu dürfen, wenn sie ihr eigenes Volkstum betonten, wenn sie sich in ihre Nationalkultur vertieften und den Zusammenhang mit dem Gange des Geisteslebens in Deutschland pflegten. In solche Ideale lebten sich die deutschen akademischen Jünglinge in den achtziger Jahren ein. Sie bemerkten nicht, daß die Entwickelung der wirklichen Vorgänge eine Richtung nahm, in der nur Bestrebungen Aussicht auf Erfolg hatten, die auf viel gröberen Voraussetzungen ruhten, als die ihrigen waren. Die große Wirkung, die bald darauf Georg von Schönerer erzielte, der an die Stelle der idealistischen deutsch-nationalen Tendenzen den Rassenstandpunkt des Antisemitismus setzte, konnte uns zu keiner Bekehrung veranlassen. Selten tun ja Idealisten in einem solchen Falle etwas anderes, als in Klagen ausbrechen über die Verkennung ihrer berechtigten Bestrebungen. Diesen Idealisten wurde damals in Oesterreich gewissermaßen der Boden unter den Füßen weggezogen. Ihre Tätigkeit wurde gelähmt durch einen öffentlichen Geist, an dessen Bestrebungen sie keinen Anteil haben wollten. Mit diesen Worten könnte man das Schicksal einer großen Anzahl von Persönlichkeiten bezeichnen, die in der charakterisierten Zeit ihren Studien oblagen. Wenige nur haben sich aufgerafft, um in Lebensberufen Befriedigung zu suchen, die abseits lagen von dem öffentlichen Leben Oesterreichs; viele sind in unerfreulicher Resignation einem dumpfen Philisterleben verfallen; nicht wenige aber haben völlig Schiffbruch gelitten im Leben.

Einem von den letzteren möchte ich mit diesen Zeilen ein kleines Denkmal setzen. Er heißt Rudolf Ronsperger. In vollstem Sinne des Wortes war er einer der eben gekennzeichneten Idealisten. Eine viel versprechende poetische Begabung an ihm zeigte sich denen, die, wie ich, mit ihm während der Studienjahre befreundet wurden. Die deutsch-nationale Idee war der Boden, auf dem sich solche Talente entwickelten. Bei Ronsperger kam nun zu dem Schiffbruch, den wir mit dieser Idee erlebten, noch etwas Anderes, das aber nicht minder charakteristisch ist für österreichische Verhältnisse. Er hatte nicht ein Gymnasium, sondern eine Oberrealschule absolviert. Diese österreichischen Oberrealschulen sind in gewisser Beziehung Muster moderner Bildungsanstalten. Man wird da, ohne Latein und Griechisch, auf eine Bildungshöhe gebracht, die in jeder andern Richtung der des Gymnasiums vollkommen gleichkommt; nur entbehren ihre Träger eben der Kenntnis des Lateinischen und Griechischen. Deshalb ist ihnen der Zugang zur Universität versagt. Diese Realschulen sind ein laut sprechendes Zeugnis für die in Oesterreich auf allen Gebieten heimische Halbheit. Man bleibt fast überall in den Ansätzen zu berechtigten Zielen stecken. Zu den letzten Konsequenzen fehlt zumeist die Spannkraft. So war es mit den Realschulen. Man richtete sie so ein, daß die Schüler eine modern humanistische Bildung erhalten; und dann versperrte man den idealistischer veranlagten unter ihnen den Weg zu einem Berufe, den sie sich, nach ihrer Vorbildung, allein wünschen können. Dieser Halbheit in der Einrichtung des Bildungswesens fallen unzählige Persönlichkeiten zum Opfer. Ronsperger gehörte zu diesen. Er war durch die Art seiner Begabung und durch die Richtung, welche diese Begabung innerhalb der Realschule genommen hatte, für einen technischen Beruf ganz ungeeignet. Später das nachzuholen, was ihm die Pforten der Universität erschlossen hätte, dazu reichte seine Tatkraft nicht aus. Darin war er selbst ganz österreichisch. Er blieb in Halbheiten stecken. Sein Lebensgang ist die begreifliche Folge seines österreichischen Charakters und der geschilderten österreichischen Verhältnisse. Er und ich haben als Studenten manches gemeinsam durchlebt; das spätere Leben führte uns auseinander. Er hat mir im freundschaftlichen Umgange manches erfreuliche Gedicht, und einige dramatische Leistungen mitgeteilt; darunter auch ein Drama „Hannibal“, über das sich später Heinrich Laube nicht ohne Anerkennung ausgesprochen hat. Ich hörte dann nur noch, daß er Eisenbahnbeamter geworden sei. — Vor wenigen Monaten nun übergab mir seine Schwester, die Frau eines angesehenen, in Berlin lebenden Schriftstellers — den Nachlaß des Studienfreundes. Er hat, nachdem ihm alle Hoffnung geschwunden war, mit 28 Jahren seinem Leben ein Ende gemacht.

Aus dem Inhalte dieses Nachlasses, der Lyrisches und Dramatisches enthält, etwas mitzuteilen, fühle ich mich nicht veranlaßt, trotzdem er ein Lustspiel in vier Aufzügen enthält, das bei einer Preisbewerbung in Wien von den Preisrichtern Lob gefunden hat wegen des sehr guten Dialogs und nur deshalb zurückgewiesen werden mußte, weil der vom Leben Mißhandelte dieses Leben allzu unwirklich gezeichnet hatte. Nicht diese Leistungen sind es, die für den Unglücklichen eine tiefe Anteilnahme herausfordern müssen, sondern sein Leben. Für dieses Leben fand sich in dem Nachlaß ein deutlich sprechendes Dokument. Es ist ein Brief an mich, mehrere Jahre vor Ronspergers Selbstmord geschrieben. Er schrieb in diesem Briefe von seinen zerstörten Hoffnungen, von den Leiden, die ihm auferlegt waren; er sucht unsere alte Freundschaft wieder zu beleben, um sich einigermaßen mit meiner Hilfe wieder zurecht zu finden. Er hat den Brief nicht abgesandt, weil — er meine Adresse nicht erfragen konnte. In dieser Tatsache spricht sich mir symbolisch sein ganzes Schicksal aus. Er ist ein Repräsentant der namentlich in Oesterreich so zahlreichen Charaktere, die mit allem ihren Streben so weit gehen, bis die Wirklichkeit an sie herantritt. Und wenn diese Wirklichkeit auch Hindernisse von lächerlicher Kleinlichkeit bietet, wie in diesem Falle, — sie betreten diese Wirklichkeit nicht. Es ist meine Ueberzeugung, daß unzählige Altersgenossen Rudolf Ronspergers sich ebenso charakterisieren könnten, wie er es in diesem Briefe getan hat. Ich teile einiges daraus mit, weil ich es nicht für einen zufälligen einzelnen Fall, sondern für etwas Typisches halte. „In meinen äußeren Lebensumständen ist wenig Bemerkenswertes vorgegangen. Zuerst nach Leitmeritz, später nach Kostomlat, dann wieder nach Leitmeritz versetzt, endlich seit nunmehr fast zwei Jahren Verkehrsbeamter in Nimburg, bin ich jetzt in einer Stellung, wie sie sich ein Subalternbeamter angesehener und angenehmer nicht wünschen kann. . . Ueber die Schicksale, oder besser die Wandlungen, die mein Inneres in den letzten Jahren erfahren, gäbe es etwas mehr zu berichten. Es mag sich vieles, vielleicht alles, in meinen Anschauungen über Welt und Menschen geändert haben — eine feste Ueberzeugung ist mir selbst in den letzten fünf Jahren bitterer Kämpfe nicht verloren gegangen: die Ueberzeugung von meinem dichterischen Berufe. Sie ist mir lebendig geblieben, trotzdem ich mich einem Lebensberufe ergeben, der sonst gewöhnlich den ganzen Menschen bei Tag und Nacht in Anspruch nimmt, und ihn meist die Fähigkeit raubt, sich solchen von seinen Amtsgeschäften ganz abweichenden, mit ihnen beinahe unvereinbaren Nebengedanken zu ergeben. Sie hat sich mir erhalten trotz des spöttischen Lächelns aller, die durch Zufall von ihr Kenntnis erhielten. Und wenn man auch in der großen Welt nichts hören wird von meinem Geschreibsel — ich glaube es kühn sagen zu dürfen: ich bin doch ein Poet . . . . . Sie werden das vielleicht Selbstüberhebung nennen. Aber wem die Poesie so zum Lebensbedürfnis geworden, wie mir, wer so wie ich sein ganzes Fühlen und Denken in Poesie umzusetzen gedrängt wird, wie ich, der kann wol mit Fug und Recht behaupten, daß er zum Dichter berufen. Ob auserwählt? — Das ist eine Frage, die ich nicht mit „nein“ beantworten kann, weil ich mich dadurch selbst um ein gut Teil meiner Hoffnungen bringen würde — und das tut ein Sanguiniker erster Sorte nicht, wie ich einer bin. Aber ich bin nicht blind für all die Fehler, die ich besitze, und die dazu beigetragen, daß ich das bis jetzt nicht erreichte, was allein bestimmend und zwar endgültig bestimmend auf meine Berufsrichtung einwirken könnte: einen Erfolg. — Energielosigkeit ist der erste und größte all dieser Fehler; der Mangel an Kraft und Beharrlichkeit, jener eisernen Ausdauer, jener ziel- und siegesbewußten Zähigkeit in der Verfolgung einmal gefaßter Pläne, die immer die Begleiteigenschaften des Talentes sind, und ihm unter den schwierigsten Umständen zum Durchbruch verhelfen. — Ohne unbescheiden zu sein, kann ich sagen: ich hätte Gutes geleistet, wenn das Glück

mich gehätschelt, und ein warmer Sonnenblick meine Fähigkeit aufblühen gemacht hätte, wenn meine Neigungen auf keinen Widerstand gestoßen und meine Versuche vom Schicksal begünstigt worden wären. In der Richtung des Windes wäre ich flott gesegelt; und ich hätte vielleicht viel erreicht, was andere unter gleich günstigen Umständen nie erlangt hätten. Gegen den Wind zu segeln, fehlte mir Mut und Kraft. — Ohnmächtige Versuche mache ich viele — und daß ich nicht ganz scheiterte und kopfüber in die Wogen stürzte, das allein gibt mir noch die Hoffnung, daß der Wind sich doch vielleicht noch einmal drehen werde, und den ungeschickten Schiffer vorwärts treiben könnte, der es nicht lernen wollte, die Segel zu drehen."

Diese Drehung des Windes ist nun leider nicht eingetreten. Mehr Energie hätte Rudolf Ronsperger einen eigenen Weg suchen lassen, abseits von den durch österreichische Kulturverhältnisse vorgezeichneten Bahnen; weniger Idealismus und Gemüt hätte es bewirkt, daß er sich dem Berufe angepaßt hätte, in den ihn diese Verhältnisse gebracht haben. Er hätte dann die Ueberzeugung von seinem Dichterberufe im dumpfen Meere der Alltäglichkeit begraben. Rudolf Steiner.



Gott und Staub.

Von W. Bölsche.*)

Gott schuf den Menschen aus einem Erdenkloß. Zu Staub soll er werden, wie er aus Staub geschaffen ist.

Gott und Staub.

An diesem Bilde haben sich unzählige getröstet und erbaut. Du selber bist noch damit aufgewachsen. Dein tiefstes, religiöses Empfinden klammert sich daran. Wenn man dir zuruft, daß es nicht mehr gelten soll, so ist dir, als wanke die schönste Säule, die das Lichtblau deiner Weltgedanken trug. Nichts liegt mir ferner in dieser heitern Walpurgisstunde, wo alle Geister leben und leben lassen, als dein religiöses Empfinden zu verletzen. Ich, wenn ich einen Wunsch haben soll, ich wünschte, daß die Menschen von heute allesamt vieltausendmal religiöser gestimmt wären als sie sind. Religiös im Sinne tiefster Sehnsucht, — im Sinne des „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn" — du, das Welträtsel. Und ich habe nicht minder den höchsten Respekt vor jedem Versuch des ringenden Geistes, wo immer er eine Antwort aus sich herausgekämpft hat, sei sie, wie sie sei. Aber ich habe doch etwas gelernt aus der Geschichte solcher Antworten. Der Geist ist ein Durchgänger. Was er greift in solchem Falle, ist meistens nicht eigentlich falsch, es ist nicht zu schwach, zu klein, — sondern es ist zu groß: Das wird dir freilich nun erst recht wol schwer in den Kopf wollen.

Ja, Gott und Staub. Diese Begriffe haben sich alle beide selber in uns heute weiterentwickelt, — nicht bei den Spöttern, sondern gerade recht bei den ganz Ernsten. Und darum sagen sie uns tatsächlich nichts mehr.

*) Aus dem soeben bei Eugen Dietrichs in Leipzig erscheinenden Buche: Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe. 2. Folge.

Das schien so unendlich einfach, als es zuerst kam: ja das war der Ausweg: — Gott und Staub. Jeder wußte doch, was das war. Gott, der alte Uebermensch in seinem goldenen Glanze, — der alles konnte. Und ein Häuflein Staub, das armseligste Ding der Welt, das ein Lüftchen verweht, du findest seine Spur nicht mehr. Zwischen Himmel und Erde bauten die zwei Worte ein greifbares Netz, in dem das Kindlein Menschheit beruhigt, wie in einer Wiege lag. Wohin ist sie, — diese leichte Zeit . . .

Gott.

Eiserne Menschenarbeit selber hat an dem Gott geschmiedet und geschmiedet. In der Welt Homers erscheint der gute Zeus noch wie ein lustiger Spaziergänger in der vom Fatum regierten Natur. Schöne Mädchen sitzen am Weltwege und er küßt sie. Diese Welt selbst mit Sonne und Meer und Blütenkelchen ist aber vorhanden auch ohne ihn. Er ist bloß etwas, der größere, stärkere Mensch darin. Er beherrscht schon die Elektricität und blitzt, wo Achilles bloß Speere schleudern kann. Er sieht durch Wände wie mit Röntgenstrahlen. Er streut Pestbazillen über ein Griechenheer, dessen Aerzte noch kein Mikroskop besitzen. Er fliegt in die Wolken, wie ein paar Jahrtausende später Montgolfiers Ballon. Wie hübsch klein dieser Gott noch war. Er umspannte die Menschen bloß durch ein paar verbesserte technische Fähigkeiten. Geschweige denn die Natur im ganzen. Aber selbst den Menschen faßte er nicht in die Tiefen seiner Innenwelt hinein. Nur ein schwächlicher Abglanz waren die Leidenschaften, die inneren Schicksale der Götter vor dem Ungeheuern, das wirklich in des Menschen ganzer Tiefe lag. Der Mensch, wenn er sich besann, war größer als sein Gott. Und er besann sich schließlich.

Gott bekam ein neues Reich, nach Innen hinab. Unter dem heiligen Banyanenbaum am Ganges, der noch heute von Buddha rauscht, sank Gott zum erstenmal in die Knie vor dem Menschen, erfaßt von jenem Ungeheuern des moralischen Schicksals in der Tiefe der Menschenbrust. Und er zerbrach die Königskrone und wurde ganz Mensch. Und nahm das Ungeheure in sich auf: die eine Hälfte der Welt. Es war derselbe Gott, der auf Golgatha seine Arme ausbreitete, um die ganze Menschheit zu umfangen, — sie waren mit Nägeln angeheftet, diese Arme, zum Beweis, daß die Sache nicht so leicht war. Und doch hat er gefaßt, was er wollte.

Nun geht über ein Jahrtausend hin. Neue Zeiten reifen. Da kommt zu der einen auch die andere Hälfte der Welt. Die Naturerkenntnis eröffnet den Kosmos. Und auch dieser Kosmos geht jetzt rastlos ein in Gott. Zu den Tiefen des Menschenschicksals kommen die Tiefen des unermeßlichen Sternenmeers. Gott, der Mensch geworden ist, wird jetzt Sirius und Aldebaran Wega und Beteigenze, er wird der wirbelnde Maelstrom des Spiralnebels im Sternbild der Jagdhunde und der Nebelring in der Leyer. In dieses Gottes Riesenleib ist jetzt die ganze Bahn der Sonne von den flammenden Urwelten des Orion bis zu den fernen Zukunftssternen des Herkules ein winziges Aederchen, das ein Blutkügelchen durcheilt. In Gottes zeitlicher Entfaltung trabt das Mamut, schwimmt der Ichthyosaurus, fällt die Erde wie ein Lichtstäubchen aus der Nacht und wieder in die Nacht. Das sind wir jetzt — und unser Gott. In Gott alles eingegangen bis

zum letzten glimmenden Sternenpünktchen des Alls, in Gott das ganze Naturgesetz, alle unzerstörbare, um sich wandelnde Kraft, in Gott die ganze natürliche Entwickelung Darwins. In Gott das ganze Leben des Alls, von dem wir ahnen, daß es in unendlichen leuchtenden Katarakten auch über das hinabströmt, was wir heute noch das Anorganische nennen, und daß es mindestens in großen Flammensäulen ausbrennt, soweit Millionen wohnlicher Gestirne ziehn. In Gottes Adern starrt das Fernrohr, das schwindelnd in Milchstraßen versinkt. Gott ist es, den das Prisma zu sieben blühenden Farben bricht. Gott ist der Stein zu Hildburghausen, der einst Meeresschlamm war und in dem sich die Fährte eines verschollenen froschartigen Ungeheuers abgedrückt hat. „Gott schuf“ heißt nichts anderes, als: auch der Mensch wurde in ihm, wurde in der Welt. Aber diese Antwort zerflattert in Orionsweiten. Das Wort ist endlich zur vollen Größe erwacht. Aber nun ist es zu groß für die einzelne Antwort. In seiner Riesenhand stürzt der kleine Erdenmensch von Stern zu Stern in das unerschöpfliche Danaidenfaß der Weltentiefe hinab. Es ist so gut wie keine Antwort mehr. Gewiß hängt der Mensch auch im Gewebe dieser ganzen Welt. Alle diese Sterne, alle diese Zeiten fließen zusammen auch in ihm. Aber das enträtseln! Enträtseln vom Saum dieses winzigen Planeten aus, enträtseln von dieser Menschenweisheit aus, die wie eine arme Sonnenblume angewurzelt steht und ihre goldenen Säuglingsärmchen zum blauen Weltenhimmel emporreckt . . .

Es ist zu groß. Wir richten Teleskope, wir graben in die Erde, wir mühen uns auf allen Wegen unserer Naturforschung. Kleine Schächte voll Finsternis und Grubengas, die wir da und dort in den Leib Gottes stoßen. Das ist der Weg. Aber nicht das wilde tönende Ganzwort, das so leicht klingt und uns in Orionfernen verbrennt . . .

Und nun Staub.

Wirf dich auf den nebelfeuchten Strand des Sees hier nieder und häufe spielend wie ein Kind den weichen Sand. Der naive Kinderglaube träumte keine heilige magische Materie, aus der das erste Menschlein entsprungen sei. Er dachte an den groben roten Lehm der Euphratniederung. Flöhe und Mäuse gingen in seiner kindischen Naturgeschichte fröhlich aus solchem Lehm hervor, heute wie anno dazumal. In solchen Lehm griff auch Gottes Hand und damals wurde es — ein Mensch. Lehm, der sonst in der nächsten Sonnenstunde erhärtet, zerplatzt, zerbröckelt, als Staub vom fidelen Winde aufgegriffen und über die Lande gejagt worden wäre. Aber hast du eine Ahnung, was Staub ist?

Sieh dieses kleine Plättchen hier, so klein, daß du es im Portemonnaie tragen kannst. Ein Glasstreifchen, auf das ein Zweites aufgeklebt ist. Halte es gegen das Licht deiner Cigarre. Zwischen den Gläsern liegt ein Tropfen kanadischen Balsams und in dem Balsam liebevoll eingebettet gewahrst du eine Anzahl winzigster Pünktchen. Ein Pröbchen Staub, klein und armselig wie eine Prise Schnupftabak. Aber lies die Aufschrift des aufgeklebten Zettelchens. Radiol. Ooze. Chall. Stat. 225. W. Pacif. 4475 Fd. Klingt wie ein Apothekerrezept. Ich übersetze dir die Geheimschrift. Ooze heißt englisch Schlamm und Radiolarian Ooze ist Schlamm, der größtenteils aus Radiolarien besteht. Es ist eine Probe Schlamms aus den Abgründen der Tiefsee. Die berühmte Tiefsee-Expedition des englischen Schiffes Challenger hat sie mit kunstvollem Apparat vom Grunde des West Pacific, des westlichen stillen Ozeans, an ihrer 225. Sondierungsstation (zwischen den Karolinen-Inseln und Japan) heraufgeholt. Aus wahrhaft kolossaler Tiefe. 4475 Faden reicht das Meer dort hinab, ehe das Lot auf Grund stößt. Das sind über 8000 Meter, mehr als eine Meile. Schlamm aber liegt dort unten, unendlicher Schlamm. Und Schlamm geht so durch alle Ozeangründe. Denke dir jäh durch einen geologischen Akt die Meerwasser der Erde aufgesaugt, den Ozeanboden allenthalben gehoben und frei. Endlose Wüsten, an Flächeninhalt größer als alle fünf Erdteile zusammengenommen, gähnten auf einmal empor. Ihr trockener Grundschlamm aber zerfiel wirklich jetzt zu dürrem, weißlichem und rötlichem Staub. Und wenn der Sturm pfiffe, würde er Sandhosen bis zu den Wolken aufwirbeln von diesem Staub, von Millionen Quadratkilometern Staub. Und nun nimm eine Probe Tiefsee-Staubes unter das Mikroskop. Schraube dir die Vergrößerungen richtig ein. In der kleinen Lichtinsel, die dein Auge wie mit Zauberkraft weit über die gewohnten Grenzen stärkt, erscheint ein märchenhaftes Bild. So liegt der Zwergenschatz in der unnahbaren Felsspalte. Ein Berglämpchen glüht und in seinem Scheine blitzt unendliches Silber. Oder der Nibelungenhort taucht in berauschender Rebenstunde aus dem krystallgrünen Strom und flimmert im Mondlicht. Zum magischen Spiegel des Venediger-Männleins, der alle versunkenen Schätze der Tiefe spiegelt, scheint das Mikroskop geworden zu sein. Da drängen sich silberne Kettenpanzer, runde Sarazenenschilde mit Buckeln und scharfen Spitzen, Helme mit feinem Visier und langen Bügeln, köstliches Geschmeide aller Art, Ringe und Spangen, Spielzeug in Edelmetall und von alter Goldschmiedarbeit, als sei es für Königskinder geschaffen, Kaiserkronen und Papstkronen, Scepter und altertümliche Schwerter, auch fromme Kreuze und Dornenkronen. Manches zerbrochen, wie es Schätzen aus verschollenen Tagen zukommt. Aber noch jedes Bruchstück ein Wunderwerk der Kunst. Und doch ist das alles kein wirklicher Schatz von Menschenhand. Dieses Pröbchen Sand ist eine Hekatombe winzigsten Lebens, das die ungeheure, meilenlange Wassersäule durchwimmelt hat. Es sind die harten Schalen einzelliger Urtiere, der sogenannten Radiolarien, jede aufgebaut aus Kieselerde, also demselben Stoff, der den schönen Bergkrystall bildet. Aufgebaut aber nach geheimnisvollen Gesetzen rhythmischer Anordnung, die unser Menschenauge als „schön“ begrüßt. Aufgebaut vom formlosen Schleimleibe jener niedrigen Wesen in der schwarzen Wassernacht. Zum tiefsten Abgrund hinabgesunken bilden die Schalen heute dort den Schlamm, den Staub. In jeder Schnupftabakpriese solchen Staubes hundert und aberhundert köstlichste Formen — Formen, krystallartig vollkommen in ihrem Linienbau und doch schon vergeistigt vom Organischen, dem unzweideutig „Lebendigen“ gleichsam in zweiter Instanz der Natur erzeugt.

Und nun hebe den Blick wieder auf vom Mikroskop und vergegenwärtige dir. Jeder dieser entzückenden Radiolarienpanzer, in die sich dir der „Staub“ auflöste, setzt sich innerlich wieder zusammen aus ungezählten Kieselteilchen, wie der lebendige Zellenleib des winzigen Urtiers darin aufgebaut war aus ebenso ungezählten Teilchen der

Eiweißsubstanz des Protoplasmas. Diese Teilchen aber bestehen abermals aus noch kleineren Teilchen. Das Mikroskop sieht sie nicht mehr, aber die Chemie weiß sie noch zu fassen. Die Kieselerdenteilchen lösen sich jedes wieder auf in Teilchen des Elementes Silicium und des Elementes Sauerstoff. Das Protoplasmateilchen in Teilchen reinen Kohlenstoffs, Sauerstoffs u. s. w. Die Welt der Moleküle, der Atome beginnt hier. Gerade die Chemie, die uns dabei noch ein Stück weiter führt, führt aber auch fort und fort auf neue, rhythmische Lagerungen dieser Teilchen, auf bestimmte Verhältnisse. Kein Zweifel: dem wirklich sehenden Blick würden immer neue Schätze, neue Kaleidoskopfiguren, neue krystallartig mathematische Gebilde im Schoße jedes einzelnen dieser Kieselschälchen erscheinen. Ein Gewimmel, eine Masse, bis du meintest, du seiest vor ein neues Weltall entrückt, schautest in den Flockenschauer von Milchstraßen, wo jede glitzerndweiße Flocke vor dem Blau eine Sonne, eine Doppelsonne, ein Planetensystem ist. Und es sind Systeme, da unten wie dort. Systeme, in denen Weltkräfte walten. Jedes Molekül eine Sonne in seiner Art. Die Sonnenwelt da droben hat keinen Abschluß. Hinter dem Orion, hinter der ganzen Lichtinsel unseres Fixsternsystems dämmern neue Orionsysteme, neue Fixsterninseln auf, — bis unser gläsernes Teleskopauge versagt. Ebensowenig reißt die Welt der winzigsten Materienteilchen jemals ab.

Und immer und immer dort wie hier ein heiliger Reigentanz, nie und nie ein Absinken wirklich zu regellos elendem „Staub", — immer Harmonie, immer ein Schwingen, Sichgatten, Sichlassen zu rhythmischen, ästhetisch vollkommenen Gebilden, immer der leise Wogenschlag des großen, gleichen Geheimnisses, in dem der Orion eine Welle ist und du als Mensch eine Welle bist und das Radiolar eine Welle ist und jedes Molekül in diesem Radiolar eine Welle ist.

Das ist dein „Staub"!

Und du meinst, du hast etwas ausgesagt, wenn du sagst: aus Staub ist der Mensch geschaffen? Hast das komplizierte Wunderwerk des Menschen auf das einfachste, nicht weiter Diskutierbare zurückgeführt mit dem Wörtlein Staub? „Aus Staub ist er geworden, zu Staub soll er werden." Nimm deine Hand und richte dasselbe Mikroskop auf die unsichtbar winzigen Stäubchen, die an ihr haften. Du bist durch den Lenzwald gewandert. Über dir hingen die Liebesarme des Haselkätzchen und regneten träumend ihren goldenen Staub auf dich herab. Hier haftet noch, unsichtbar dem bloßen Auge in seiner Vereinzelung, ein solches gelbes Staubblättchen an deiner Hand. Auch dieses Staubteilchen, wenn du es ganz enträtseln könntest, zerisse dir wie ein Schleier vor jener Milchstraße der Elemente, wo sich Atome von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff zu Sternsystemen gatten. Aber in diesen Staubpünktchen liegt noch etwas ganz anderes. An den rechten Fleck gebracht, wird es eine neue Pflanze aus sich erwachsen lassen, eine neue Haselstaude, die nicht bloß nach unten in die Welt der Atome sich dehnt, sondern nach oben das Goldlicht der wirklichen Sonne trinkt. In dieses gelbe Staubpünktchen hat sich die ganze Kraft aller Haselbüsche, die seit Jahrmillionen, vielleicht seit der Kreidezeit, auf der Erde blühen, hineinkonzentriert, so daß es wieder einen spezifischen Haselstrauch erzeugen kann. In der Existenz des ersten Haselstrauches am Anfang jener Jahrmillionen steckte aber konzentriert wieder die ganze Vergangenheit des Pflanzengeschlechts, steckten alle Nadelhölzer, Palmfarren, echten Farne, Algen und Urpflanzen mit ihrer fortzeugenden Kraft bis zum ersten und ältesten Pflanzenorganismus der Erde überhaupt. Dieser älteste Urnroganismus war aber zugleich auch der Ausgangspunkt der tierischen Entwickelung. So hängt im Grunde alles darin, alles Lebendige, was wir sehen und ahnen. — alles in diesem gelben Plättchen Haselstaub. Der Haselbusch ist ein kleiner Busch. Aber aus Samenstäubchen, nicht größer als dieses, erwächst der Eukalyptusbaum Australiens, der so hoch wird wie die Türme des Kölner Doms. Es erwachsen die Cypressen und Drachenbäume, die mit ihrem Alter von Jahrtausenden auf ganze Kulturepochen der Menschheit wie auf einer Nachtwache niederschauen. Staub. Bekommst du nicht Respekt vor diesem Staub?

Denke dir die Erde leergefegt von allem, was sie trägt, kein Leben, kein Wasser, keine Luft, keine innere Bewegung der Gesteine. Leer alles, glatt und tot. Trillionen und Quadrillionen von Jahrtausenden soll sie so schwingen in ihrem Schwerpunkt. Was wird zu ihr kommen? Was wird als geheime neue Regung sie berühren? Staub. Das Weltall, die freien Planetenräume, die Sternenweiten führen unablässig eines zu: seinen Staub. Auch auf unserer Erde, wie sie heute ist, sinkt immerzu feinster meteorischer Staub, nickelhaltiger Eisenstaub. Auf dem jungfräulichen Eise der Polarlande findest du seine Spur. Du findest sie zwischen den Radiolarienschalen in der Gaurisankartiefe des Ozeans. Immer meteorisches Nickeleisen, das von fernen Welten kommt, vielleicht irgendwo verpulverten Welten. Wieviel Wunder der Entwickelung, wieviel Kulturen mögen als letzter Extrakt in diesen Eisenstäubchen stecken! Aber das nun regnend und regnend Trillionen von Jahrtausenden lang. Der Planet würde wachsen, seine Schwere würde sich ändern und mit der Schwere seine Bahn. Vielleicht wäre es auch neues Leben, das so als Staub auf ihn niederregnete. Lebenskeime, die der Kälte von Stern zu Stern getrotzt haben, wie der Kürbissamen, der eine künstliche Kälte von — 192° C. übersteht. Du siehst den Staub bei der Arbeit, wie er Welten baut, Planetensysteme verschiebt. Mit dem Staube ist es genau wie mit Gott. Unter deinen Fingern löst er sich und wird zur Weltenwolke, die ins Unermessene verschwebt. Löse mir das Rätsel des Staubes und ich gebe dir das Rätsel des Menschen mit in Kauf. Aber es geht wie bei Gott, es ist zu groß. Es ist das Welträtsel. Ein ungeheures Lichtband Gott ist die Welt. Und eine ungeheuere Wolke rinnenden Staubes Orionweiten hier wie dort. Wie der alte Lucretius singt: Tritt ans Ende alles Erkannten und wirf mit kühner Hand einen Speer hinaus; er fliegt neuen Welten zu. Welten, die vor dir glimmen wie silberner Staub Welten, die immer noch Gott sind, wie der Orion, wie die Sonne, wie der Gott, wie Staub: sie sind keine Antwort, sie sind Welt. An Kleineres, Engeres, Näheres mußt du dich wenden für deine Frage, woher der Mensch und seine Liebe auf diesem Planeten kam. Du sagst: „Gott schuf ihn aus Staub." Ich sage: Staub ist Gott, Gott ist Staub. Auf dem Wege dieser Gottwerdung des Staubes steht allerdings der Mensch. Aber wo . . . . ? Das Wort hilft nichts. Wir müssen uns anderswo und schwerer die Stelle suchen.

Ein Weg zum Frieden.

Von **Franz Philips**.

Zwei volle Stunden war er emporgestiegen durch den dunkeln Tannenforst. Jetzt trat er hinaus auf hochgelegene Heide. Weithin dehnte sie sich, braun, sonnenverbrannt, unbewegt, lautlos, nach allen Seiten bis an den regenschweren Himmel.

Er blieb aufatmend stehen und ließ den Blick langsam über die weite Ebene gleiten.

Die Totenstille tat seinen müden Sinnen wohl. Seit Wochen schweifte er nun schon durch dies öde Gebirge, bergauf, bergab, durch Wald und Heide, einsam, allein, Ruhe suchend vor seinen erinnerungsschweren Gedanken.

* * *

Als ihm das Schlimme geschehen, als seine Liebste sich von ihm gewendet, da hatte er, gleich nachdem er vom ersten, plötzlichen Schmerz zur Besinnung gekommen war, instinktartig empfunden, daß er hinausfliehen müsse in seine stillen Berge, in der Ruhe der menschenleeren Wälder Heilung zu suchen.

Als er damals begriffen hatte, daß nach ihrem letzten Briefe, den sie ihm noch spät abends als Antwort auf seine beschwörenden Zeilen sandte, alles aus sei, daß sie eine andere geworden während der Trennungszeit, daß sie, die einst so Tapfere, mutlos geworden, irre an sich selbst, da hatte er mechanisch die Wünsche, die sie in ihrem Abschiedsbrief aussprach, erfüllt. Alle die Briefe, die er seit Jahren zärtlich aufbewahrt, hatte er verbrannt; dann hatte er seinen Schreibtisch, Schublade nach Schublade, nach all den Kleinigkeiten durchsucht, mit denen ihre liebe Aufmerksamkeit ihn erfreut, und alles war den Briefen nach in den Ofen gekommen. Und dann kam das Letzte, das Schwerste — er nahm ihr Bild von der Wand; lange, lange starrte er es an, als wollte er aus diesen Zügen herauslesen, daß alles nicht wahr sei, daß es nur ein Alp sei, der ihm die Brust einschnürte, den er bannen wollte, indem er sich in ihre Augen versenkte. Konnte es denn wahr sein? konnte dies stolze Geschöpf mit der hohen, freien Stirn, mit den kräftigen, festgeschlossenen Lippen sich selbst untreu geworden sein? Diese Augen sollten mit einemmale die Welt anders sehen als bisher? Nein, nein, stöhnte er und das Bild hochhebend, sprang er auf und hielt es gerade vor sich, daß seine Augen sich in die des Bildes bohrten und bittend, flehend war er mit dem Bilde in den Händen in die Kniee gesunken. Da verließ ihn mit einemmale alle seine Kraft, das Bild entsank ihm zu Boden und aufschluchzend war er darüber hingestürzt, mit dem Gesicht auf den Fußboden, während ihm die Thränen heiß über sein Gesicht rannen.

So lag er noch, als er im fahlen Morgengrauen wieder zu sich kam. Durch die Vorhänge drang das erste, kalte Licht des frühen Tages ins Zimmer und mischte sich mit dem matten Schein der Lampe zu einer totenhaften Beleuchtung. Er schauderte, als er die Augen aufschlug. Er hob sich vom Boden und sein Blick fiel auf das Bild der Geliebten, das unter ihm gelegen. Sein Kopf glühte und seine Augen brannten. Er stand vollends auf und ließ sich in seinen Sessel sinken. Er war wie zerschlagen. Langsam besann er sich auf das, was geschehen; im Ofen knisterte noch Feuer; er raffte sich auf, um sein Vernichtungswerk zu vollenden. Mechanisch löste er das Bild aus dem Rahmen, brach ihn müde, schwerfällig entzwei und legte die Stücke langsam in den Ofen. Dann wollte er auch das Bild verbrennen, wie sie es wünschte. Er kämpfte mit sich selbst; er konnte sich nicht von dem Bilde trennen. Aber seine Korrektheit siegte; er durfte es nicht behalten. Er ging ratlos im Zimmer auf und ab. Endlich fiel ihm etwas ein; er wollte das Bild an ihre liebste Freundin, die auch ihm stets ein treuer Kamerad gewesen, senden. Hastig, als fürchte er seinen Entschluß zu früh zu bereuen, nahm er das Bild und schlug es in Papier ein, dann zog er ihre Photographie aus seiner Brieftasche und legte sie schnell dazu, und wie gehetzt von der Angst vor einem Schwanken seines Entschlusses machte er das Paket fertig. Jetzt war alles getan. An ihre Freundin schreiben konnte er nicht; seine Hände zitterten und seine Pulse schlugen im Fieber.

Er trat in sein Schlafzimmer und steckte sein glühendes Gesicht ins kalte Wasser. Das brachte ihn wieder zu sich. Er entkleidete sich und wusch sich von Kopf bis zu den Füßen. Er wußte jetzt, was er wollte. Aus der Wohnung, aus der Stadt mußte er hinaus, so rasch er konnte. Eine Viertelstunde später steckte er in seinem Touristenanzug und begann seinen Tornister zu packen. Das war bald geschehen. Rasche Vorbereitung zu einer längeren Fußtour war ihm nichts Ungewohntes. Wie oft hatte er sich mit seiner Sehnsucht ins Gebirge geflüchtet, jetzt wollte er mit seinem Schmerz in die stillen Berge fliehen, fort aus der Stadt, wo jeder Winkel an Glücksträume erinnerte. Er trat reisefertig in sein Studierzimmer. Die Lampe brannte noch; er löschte sie rasch und zog die Vorhänge hoch; dann öffnete er die Fenster und ließ die frische, kühle Morgenluft ins Zimmer ein.

Langsam schaute er sich im Zimmer um.

Ueber dem Schreibtisch gähnte ihn eine leere Stelle der Wand an; dort hatte ihr Bild gehangen; die Schubladen standen noch auf; jede hatte ihm Liebes bewahrt.

Er fühlte, daß er für immer von hier fort müsse, aus dieser Wohnung, aus der Stadt selbst. Er durfte garnicht mehr wiederkommen, das empfand er deutlich.

Er wollte für immer fort mit all seinen Habseligkeiten; nichts mehr sollte hier bleiben, was ihn zwingen könnte, noch einmal zurückzukehren. Er nahm die Bilder seiner Couleurbrüder, den Schläger, die Mützen und Bänder von der Wand und trug sie ins Schlafzimmer aufs Bett.

Dann entleerte er das Regal und begann die Bücher in einen Koffer zu packen; ihnen folgten die Kollegheste und Skripturen aus dem Schreibtische. Jetzt war das Studierzimmer ganz leer von seinen Sachen; auf dem Tisch lag nur noch das Paket mit den Bildern.

Es war mittlerweile heller Tag geworden. Er setzte seinen Hut auf und ging fort, die Bilder zur Post zu bringen, ehe die Wirtin mit dem Frühstück eintrete.

Nach einer Viertelstunde kehrte er wieder. Auf die Begleitadresse hat er nur die Worte geschrieben „Brief folgt so bald als möglich", dann hatte er das Paket eiligst aufgegeben. Als er wieder eintrat, war es ihm eine Erleichterung, das Zimmer leer von allen seinen Sachen zu finden. Er hatte der Wirtin zugerufen, sie könne mit dem Frühstück noch warten und fuhr fort einzu-

packen. Nach einer Stunde war er mit allem fertig. Er ging zur Wirtin hinaus und sagte ihr, daß er fort wollte; er habe sich entschlossen, eine Reise zu machen und nach den Ferien eine andere Universität aufzusuchen; sie möge ihm seine Rechnung ausstellen, den laufenden Monat wolle er ihr noch vollbezahlen.

Die Wirtin sah ihn erstaunt und betreten an; sie hätte zu gern gefragt, wie er zu diesem plötzlichen Entschluß käme. Er sah ihr die Frage an, ließ sie dieselbe aber nicht erst aussprechen.

„Es muß sein, Frau König. Ich wäre gerne noch hier geblieben, aber es geht wirklich nicht. Ich muß noch heute reisen," damit schnitt er ihr die Frage ab und ging fort.

Die alte Frau sah ihm betrübt nach; sie verlor den guten und freundlichen Mieter nur ungern; er war immer pünktlich und zufrieden gewesen. Was ihn nur forttreiben mochte?

Bald kehrte er mit einem Dienstmann zurück, den er die Koffer zu einem Spediteur bringen hieß, den Tornister sollte er auf dem Bahnhof abgeben. Dann nannte er dem Mann eine Weinstube, wo er ihm den Hinterlegungsschein hinbringen und sich sein Geld holen sollte.

Als der Dienstmann fort war, beglich er seine Rechnung mit der Wirtin und nahm Abschied von ihr. Die gute alte Frau war ganz traurig. Er reichte ihr herzlich die Hand.

„Sie bekommen sicher noch einen besseren Mieter wie mich, ich werde Sie bei meiner Couleur noch ausdrücklich empfehlen," tröstete er sie.

Aber so ließ ihn die Alte nicht los. Sie kannte ihren Mieter nun schon seit vier Semestern; sie glaubte ein Recht darauf zu haben, von ihm zu erfahren, was eigentlich geschehen sei.

„Nein, nein, was ist denn nur passiert, Herr Friebe? So plötzlich reisen Sie ab? Sicher was sehr Trauriges! Aber was kann es nur sein? Eltern und Geschwister haben Sie ja leider nicht mehr. Also gestorben kann Ihnen doch niemand sein?"

„Doch es ist mir jemand gestorben, liebe Frau König. Mein bester Freund. Und ganz plötzlich. Nun muß ich fort, ihn zu begraben," antwortete er mühsam. Dann reichte er ihr noch einmal herzlich die Hand: „Möge es Ihnen immer gut gehen. Sie waren immer gut gegen mich", damit ging er. —

In der Weinstube setzte er sich in eine Ecke und ließ sich eine halbe Flasche Champagner geben. Seine Nerven bedurften einer Anregung.

Den Dienstmann, der bald darauf kam, bezahlte er und sandte ihn zu einem Couleurbruder mit der Botschaft, er erwarte ihn hier so bald als möglich.

Während er ganz allein in einer Ecke saß, überlegte er, was er noch zu tun habe vor seiner Abreise. Zum Glück waren schon Ferien, zudem war er inaktiv; er brauchte also nicht erst bei der Couleur um die Erlaubnis einzukommen, die Universität zu verlassen. Nur zum Spediteur mußte er noch und zur Post wegen Nachsendung seiner Briefschaften und zum Bankier, um sein Geld abzuheben.

Sein Couleurbruder kam nach einer halben Stunde. Der sah ihn erstaunt an. Als er aber Karl Friebes übernächtiges und abgespanntes Gesicht sah, fragte er nicht, sondern setzte sich ihm still gegenüber, ihm über den Tisch hinüber herzhaft die Hand drückend.

„Ich will verreisen, Ralf," begann Karl, „und nächstes Semester werde ich nicht wiederkommen. Den Grund schreibe ich dir; — erlaß es mir, mich heute näher zu erklären," bat er.

Ralf hatte ihn ruhig angehört. „Wir werden dich aber in der Couleur im nächsten Semester sehr vermissen," warf er ein.

„Es geht aber nicht anders, Ralf. — Ich schreibe dir dieser Tage ausführlich. Du wirst mir dann auch Recht geben. Meine Exmatrikel besorgst du mir wol," fuhr Karl fort und reichte Ralf eine Anzahl Schriftstücke. „Aber laß uns noch einen Abschiedstrunk trinken; eine Flasche alten guten Rheinweins, wenn es dir recht ist?"

Der Kellner brachte das Gewünschte.

„Das erste Glas unsern Farben, Karl! Die führen dich doch wieder zu uns zurück," stieß Ralf mit ihm an.

Sie leerten den Römer auf einen Zug. Dann plauderte Ralf noch über Korporationsangelegenheiten. Karl hörte ihm wortkarg zu. Als die Flasche zu Ende, erhob sich Karl und zahlte.

Vor der Thüre verabschiedete er sich von Ralf.

„Grüß mir die Couleur und die Kneipe und all das, was mir hier so ans Herz gewachsen! — Und wenn ich dich rufen sollte, dann kommst du doch zu mir?" Karls Stimme klang unsicher.

Ralf reichte ihm bewegt die Hand. „Dessen kannst du sicher sein, Karl. Ich lasse dich ungern so ziehen; aber ich sehe, dir hilft kein Zureden. Du mußt schon mit dir selber abmachen, was dich quält."

Er drückte Karl die Hand; dann drehte er sich schnell um; er wollte die Thränen nicht sehen lassen, die ihm in die Augen getreten waren.

Ohne sich umzublicken, schritt Karl seines Weges.

Nach einer Stunde saß er im Eisenbahnzug, der ihn ins Gebirge führen sollte. Keinen Blick warf er zum Fenster hinaus auf die liebe, fröhliche alma mater, die er nun so plötzlich verließ. In die Ecke des Coupés erster Klasse zurückgelehnt, blickte er vor sich auf den Boden. Fort, fort, das war sein einziger Gedanke. Am Abend war er in dem kleinen Gebirgsdorf angelangt, von wo er am andern Morgen seine Wanderung beginnen wollte.

* * *

Seit Wochen schweifte er nun schon durch das stille Gebirge umher; von See zu See, von Ruine zu Ruine war er gewandert, den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zum Sinken der Sonne unterwegs. Abends kehrte er dann in eine stille Dorfschenke ein, wo er müde sein Nachtessen verzehrte, ohne sich mit den Leuten zu unterhalten, die über den jungen, wunderlichen Menschen die Köpfe schüttelten. Stets suchte er bald sein Kämmerchen auf, stellte seine Weckeruhr und warf die hochaufgetürmten bäuerlichen Federbetten beiseite, um in sein großes Plaid gehüllt tief zu schlafen, bis ihn in früher Morgenstunde der rasselnde Wecker zu neuer Wanderung rief. Er sprang dann sofort auf, wusch sich wohlig in dem kalten Quellwasser und eilte, rasch angezogen, ohne sich Zeit zum Träumen zu lassen, den Tornister in der Hand, hinunter, um nach einem kurzen Frühstück weiter zu eilen.

So trieb er es nun schon seit Wochen, ohne seinen müden Körper zur Ruhe kommen zu lassen. So, in seiner Müdigkeit kam er meist hinweg über die Dämmer- und Abendstunden, vor deren Verträumtheit er sich fürchtete.

Wol war er über den ersten, stechenden Schmerz hinweggekommen, aber wenn er abends in der Dorfschenke saß, dann brauchte er nur ein freundliches, frisches Mädchengesicht zu sehen, ein einziges glückliches Lächeln, und die Schatten der Vergangenheit wuchsen wieder empor und warfen ihren düstern Schleier über seine friedvolle Umgebung. Dann tauchte alles wieder auf vor seinem Geiste, und gequält wälzte er sich auf seinem Bett, um erst spät Ruhe zu finden. Wie er auch seinen Körper quälte und ermüdete, die Erinnerung ließ ihn nicht los, und allmorgendlich mußte er mit Mühe von neuem jenes Angstgefühls Herr zu werden suchen vor dem langen, langen Tag mit seinen vielen Gedanken.

Auch heute quälten sie ihn wieder und so schnell er auch durch den Forst geschritten, die trüben Erinnerungen hielten gleichen Schritt.

Weithin lag sie vor ihm die breite Heide. Er ließ seine Blicke über sie gleiten und labte sich an ihrer Stille. Er schöpfte mehrmals tief Atem, dann schritt er weiter, dem alten ausgebrannten Krater zu, der sich drüben fern erhob.

Die Morgensonne brach zuweilen durch die Wolken; dann stieg ein würziger Duft von der Heide auf. Es war ihm, als wollte die Sonne den armen dürren Pflänzchen die letzte Kraft aussaugen. Vor sich niederblickend, war er lange Zeit weitergegangen; jetzt hatte er den Fuß des alten Kraters erreicht. Der Pfad ging bergan, an einem steilen Abhange vorbei; bald bog er niedersteigend links ab.

Helles Vogelgezwitscher schlug an Karls Ohr. Er blickte überrascht auf. Dort, zu seinen Füßen, auf Wurfweite von ihm, stand eine alte, zerfallene Lehmhütte; sie war halb niedergebrannt; der Blitz mochte einst in sie gefahren sein. Und dort, wo ein halb verkohlter Balken des Fachwerks an der zersprungenen bröckelnden Lehmwand hervorragte, bemerkte Karl jetzt ein Vogelnest. Die Alten flogen ab und zu und brachten den Jungen ihr Futter. Er blieb stehn und schaute voll Teilnahme auf das freundliche Bild.

Mitten in der Oede, auf der zerfallenden Brandstätte frisches, fröhliches Leben! Er konnte den Blick nicht abwenden von dem Vogelpärchen und seinen Jungen und setzte sich nieder. Lange saß er so da. Wie eine Verheißung neuen, siegreichen Lebens kam es über ihn. Jetzt brach die Sonne hoch oben ganz durch die Wolken und erhellte mit ihrem starken, klaren Schein die Trümmerstätte, und ihre Strahlen spielten um den toten Balken und das lebenserfüllte Nest.

Karl erhob sich. Die Spannung in seinen Gesichtszügen hatte nachgelassen. Er hatte den Mut des Lebens wieder gefühlt.



Formel und geistiger Wert.

Von **Hans W. Fischer.**

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß moralische Lehren so leicht Anhänger finden. Stirner steht mit seiner absoluten Moralverneinung fast vereinzelt; anarchistische Systeme gehen in letzter Linie stets wieder auf Proudhon zurück, den Stirner in schärfster Weise bekämpft hat. Tucker, der in Proudhons Spuren wandelt, muß, sobald er Vorschläge zu einem neuen Ausbau der Gesellschaft macht, wieder zur Annahme eines dem Menschen innewohnenden moralischen Hanges seine Zuflucht nehmen. Da er sich andererseits auf Stirner beruft, müssen wir eine Unklarheit in seinem Gedankengange konstatieren.

Nietzsche kommt von ganz anderen Grundlagen aus gleichfalls auf ein Sittengesetz zurück, wie Lublinski mit Recht hervorgehoben hat. Das erklärt seine Popularität bei sehr jungen Leuten. Und doch sind seine Anforderungen so gewaltige, daß keiner dieser Anhänger sie erfüllt; wir hören Deklamationen und vermissen Leistungen. Wie wenig Nietzsche selbst an Schülern lag, die nur Schüler sind, hat er selbst ausgesprochen: „Wahrlich, ich rate euch: geht fort von mir und wehrt euch gegen Zarathustra! Und besser noch: schämt euch seiner! Vielleicht betrog er euch. — Man vergilt einem Lehrer schlecht, wenn man immer nur sein Schüler bleibt. — Ihr sagt, ihr glaubt an Zarathustra? Aber was liegt an Zarathustra! Ihr seid meine Gläubigen: aber was liegt an allen Gläubigen! Ihr hattet euch noch nicht gesucht: da fandet ihr mich." — Und wenn noch alle „Nietzscheaner" Schüler des Meisters wären; aber sie gleichen oft nur dem Narren, „welchen das Volk den Affen Zarathustras, hieß: denn er hatte ihm etwas vom Satz und Fall seiner Rede abgemerkt und borgte wol auch gerne vom Schatze seiner Weisheit."

Mit der christlichen Moral — im weitesten Sinne genommen — ist es auch nicht anders. Leute, die von ethischen Betrachtungen überlaufen, handeln auf Schritt und Tritt im Widerspruch mit ihnen. Es wäre falsch, ihnen unterzuschieben, daß sie die Moral lediglich als nützliches Werkzeug betrachten; das findet man selten und nur bei tüchtigen Köpfen.

Aber diesen Erscheinungen liegt ein Gemeinsames zu Grunde. Menschen, die sich ihres unzulänglichen Urteilsvermögens dunkel bewußt sind, benutzen die Moral, um aus ihr ihre geistigen Maßstäbe hervorzuholen. Moralsysteme lassen sich leicht begreifen, zumal ihr Gehalt meistens in einen Satz zusammengefaßt werden kann. Sich zu einem von ihnen bekennen, heißt sagen: ich will! das kann jeder, hält man den Bekennern entgegen: du verwirklichst ja deine eigne Lehre nicht — so antworten sie: aber ich strebe darnach, und schon das ist ihr Verdienst. Ein weiterer Kampf ist unmöglich.

Weil wir in der Moral einen Deckmantel geistigen Unwerts sehen, verwerfen wir sie. Wir wollen sie, in einem weiteren Zusammenhang gestellt, zum Gegenstand der Untersuchung machen und dann zu einer Entwickelung der Lehre vom geistigen Wert übergehen, um so die Lehre Stirners positiv zu ergänzen.

I.

Die Mehrheit der Menschen zerfällt in drei Klassen: die Philister, die Aristokraten und das sogenannte Volk. Sehen wir, wie sie ihre Moral ästhetischen Werten gegenüber handhaben.

Jede Tat, also auch jedes Kunstwerk, hat inhaltlich ihre moralische Seite. Sie ist es, die der Philister eingehend betrachtet, während die künstlerische Form im Dunkeln bleibt. Es wäre schmerzlich, zu gestehen, daß man Goethe nicht begreift; aber seine Sinnlichkeit kann man tadeln. Es wäre eine Blamage, seine Unkenntnis hinsichtlich des Wesens der Böcklinschen Fabelgestalten

zu gestehen; aber es ist einfach und leicht, die Lüsternheit eines Fauns zu geißeln. Schweigen mag der Philister nicht; er nimmt also sein Urteil, woher er eben kann. Es gibt Künstler, denen sein kritischer Blick einigermaßen gewachsen ist; das sind die, deren Schöpfungen sich um moralische Werte bewegen. Meistenteils citiert er Schiller" — sagt der treffliche Dr. Bolglaß von seinem „Musteronkel". Es erfreut seine Seele, zu konstatieren: „das ist der Fluch der bösen Tat." Es ist ergötzlich, ihn den Unterschied zwischen Goethe und Schiller erwägen zu hören, den zu konstruieren niemandem eingefallen wäre, wenn die Dichter nicht Freunde gewesen wären, und der vergessen wäre, ständen sie nicht in den Wohnungen, „beide beteiligt an ein und demselben Gypskranz." Niemals wird unser Freund begreifen, daß Faust die ganze Welt als für sich geschaffen ansieht, daß er Lebensanschauung und Lebensführung beliebig wechselt, um sich neue Genußmöglichkeiten zu verschaffen. Es ist ihm uninteressant, wenn Tassos sensible Natur sich an den Härten des Lebens wundstößt, denn er wandelt sicher dahin wie ein Maulwurf in seinem Gange. Sein Verständnis geht über das Stoffliche nicht hinaus; deshalb zeugt er Kinder, geht an den Stammtisch und spricht über Politik, wobei er reichlich Verwendung für seine moralischen Kernsprüche hat. Der „höhere" Bildungsphilister ist nicht ganz so geschmacklos wie sein Bruder. Durch Unterricht und eifriges Studium belehrt er sich, und die Bücher einsichtiger und gelehrter Männer überzeugen ihn, daß Goethe wirklich unser „größter Dichter" war. Es räumt dem Künstler sogar eine etwas größere Freiheit des Lebenswandels ein. Auch liest er am Abend des Ostersonnabends die betreffenden Scenen des „Faust", um seine Seele zu erbauen. Wo es sich um festgestellte Werte handelt, ist er zuweilen genießbar und sogar unterrichtet. Tritt aber etwas Neues auf, daß ihn zwingen könnte, an eine Revision seiner Anschauungen zu gehen, so protestiert er und zückt die Moral. Hält man ihm nun seinen verehrten Goethe vor, so spricht er, vielsagend lächelnd: Ja, Goethe! und vergißt dabei, daß die ganze Sturm- und Drangzeit mit ihren Ausschweifungen die geistige Atmosphäre bilden mußte, in der Goethe seine ersten freien Atemzüge tat. Wenn aber jemand die Bedeutung des Milieus für den einzelnen klar erkannt hat, so ist es Goethe. Um einen ganz großen zu erzeugen, mußten viele ungebunden und zügellos sein. Da der Philister das verkennt und verkennen will, wird es der grimmigste Feind des neuen Guten. Die Moral ist die feste Formel, nach der er neu auftauchende Probleme zu lösen unternimmt.

Die Aristokraten — worunter ich nicht etwa die Geburtsaristokratie allein begreife — die bei den unteren Klassen die wahrhaft christliche Moral schätzen, ersetzen sie selbst durch den Begriff der „Ehre". Sie verbietet ihrem Besitzer Vergehen gegen Sachen und Begriffe — Eigentum, Wahrhaftigkeit, Vaterland — und gibt ihm die Persönlichkeit seiner Mitmenschen preis. Ehebruch, Verführung, Tötung des Nächsten setzen den Gentleman nicht herab. Wir sehen eine Art „Herrenmoral"; sie spart noch mehr Gedanken als die der Philister. Denn einmal macht sie durch ihre genaue Ausarbeitung jedes Nachdenken überflüssig, andererseits bestimmt sie so ausschließlich den Wert des Menschen, daß man ihm Interesselosigkeit an allen sogenannten Kulturfragen als selbstverständlich ohne weiteres verzeiht. Sie setzt auf die Dummheit einen Preis, während der Philister doch wenigstens nach dem Scheine der Bildung strebt.

Am meisten von allen Klassen hält auf Moral das durch die Sozialdemokratie vertretene Volk. Sie reduziert indes die Moral auf den Begriff der Gerechtigkeit. Zola hat das im Germinal ausgeführt; die Frau Mahen, die lange von Strike nichts hören wollte, steht sofort zu dem Agitator, als sie begreift: wir fordern Gerechtigkeit. Die Spalten der sozialdemokratischen Blätter wimmeln von Berichten über ungerechte Behandlung der Arbeiter, ungerechte Urteile, ungerechte Gesetzentwürfe; immer wieder legen sie den Kernpunkt klar. In der Tat muß dies das Grundprinzip einer Partei sein, deren ganze Berechtigung auf dem Axiom ruht, daß alle Menschen im Grunde genommen gleiche Rechte zu beanspruchen haben. Die Sozialdemokraten haben, wie alle Prediger, ihre Formel. Sie ist leicht begreiflich, für die Untenstehenden lockend, auf alle Lebensverhältnisse anwendbar; dagegen versagt sie bei der Beurteilung der Kunst. Im Vordergrunde des Interesses steht natürlich die Kunst, die soziale Probleme behandelt oder ihre Typen dem arbeitenden Volke entnimmt: revolutionäre Lyrik, Hauptmanns Weber und etwa die Bronzen Meuniers. Aber kunstfeindlich ist die Arbeiterbewegung gewiß nicht; vielmehr beschützt sie gern das Neue, da sie in ihm die Blutsverwandtschaft, die Auflehnung gegen das bestehende erkennt. „Jedes Ideale ist dienlich zu revolutionären Zwecken," sagt Goethe. Freilich fehlt es dem Volke, wie von Vollmar in einer Rede zu der lex Heinze richtig anerkannte, an ästhetischer Erkenntnis, so daß auch hier eine Förderung künstlerischer Bestrebungen naturgemäß zurückgedrängt wird. Den Massen von Wichtigkeit ist allein die Formel, die auf die meisten naheliegenden Verhältnisse paßt und unangenehmes Grübeln erspart.

So sehen wir die Moral als die Feindin des bunten Lebens, der unregistrierbaren Mannigfaltigkeit, der aus ihnen hervorgegangenen künstlerischen Tat. Sie erspart es der denkfaulen und denkunfähigen Menschheit, eigene Kategorien zur Bewertung der Erscheinungen aufzufinden.

II.

Das Problem der Moral erscheint so als Teil einer größeren Frage, der Frage, wie weit wir uns im Denken und Handeln von hergebrachten Formeln beeinflussen lassen. Selbstdenken heißt Hervorbringen eigener Begriffe, eigenes Formulieren des Erlebten. Darauf verzichten die meisten von vornherein.

Es herrscht in allen Menschen der Drang, das Gefühlte irgendwie zum Ausdruck zu bringen. Schon das Aussprechen der Thatsache genügt, das Herz zu erleichtern. Der Diener des Midas muß es aussprechen: König Midas hat Eselsohren. Wir sagen redensartlich: sich aussprechen, d. h. die Last der Gedanken und Gefühle durch eine Formulierung von sich wälzen. Diesem Zweck dienen auch Gebet und Beichte; der Denkfaulheit der Menschen kommt man entgegen, indem man eine Gebets- oder Beichtformel festsetzt, die ein für alle Male das Wesentliche enthält. Für jeden Ausdruck unserer Gefühle erhalten wir durch Erziehung und Lektüre Musterbeispiele, die dann wieder unsere Gefühle und damit unser Tun ihrerseits beeinflussen. Die Sentimentalität einiger Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts hat der ganzen Zeit ihren Stempel auf-

gedrückt, und noch jetzt beeinflußt eine ganze darauf fußende Litteratur, die sich namentlich in den Feuilletons sehr kleiner Blättchen findet, tausende junger Leute; immer noch wird die keusche Luna angeseufzt. Werther war eher als das Wertherfieber. Die Schwärmerei der Jugendfreundschaft wird gepriesen und durch Zärtlichkeiten bestätigt von Studenten, wenn sie angetrunken sind. Die harmlose Heiterkeit des Backfischalters wird bewußt vor Zeugen reproduziert. Der Fuchs, der ohnmächtig und vielfach täppisch neuen Eindrücken gegenübersteht und sich oft recht unbehaglich fühlt, versetzt sich auf Verlangen in die seligste Fuchsenseligkeit. Lichtenberg, der sich kannte wie selten ein Mensch, bekennt: „O! Ich erinnere mich noch sehr wol, wie ich beim Aufgange der Sonne empfinden sollte und wollte, und nichts empfand, aber mit dem Kopfe bald gegen diese bald gegen jene Schulter gesenkt und mit blinzelnden Augen vieles von Empfindung sprach und damit nicht bloß andere, sondern sogar mich selbst betrog." Sogar die Erinnerung fälscht man sich zurecht. „Man rühmt sich im Alter noch einer Empfindsamkeit der Jugend, die man nie besessen hat. So entschuldigt sogar das Alter die Jugendsünden und verbessert jene Zeiten durch Nachhelfen." Welcher Mann rühmt sich nicht, beim Geschlechtsgenuß stets Leidenschaft empfunden zu haben, während er sie doch — ach so oft! — nur heuchelte? Wie viele glauben noch an das „Dämonische", während sie von ihren dämonischen Gefühlen reden? Sie sind ebenso dämonisch wie der Kandidat Molvig. Wir sind reich an Wünschen, die durch Unterhaltung und Lektüre emporgepeitscht sind wie durch einen Sturm; aber unser Gewissen ist schwächlich gegen unser Begehren, weil wir zu viel suchen. „Genuß und Unschuld nämlich sind die schamhaftesten Dinge: beide wollen nicht gesucht sein." Unsere Wünsche sind nicht natürlich gewachsen. Das kommt daher, weil wir begierig alle Formeln in uns aufnehmen, ehe wir den Inhalt haben, und dann den Inhalt umlügen müssen, bis er in die Formel paßt.

Es gibt unendlich lächerliche Formeln, in die Menschen ihren Lebensinhalt hineinpressen. Mancher betrachtet das Leben nur als Fachgelehrter, ein andrer als Antisemit, der dritte als Radfahrer, der vierte als Stenograph, der fünfte als Turner, der sechste als Verbindungsstudent. Hier wird das Unzulängliche Ereignis. Der Mensch sucht nach einem Legitimationspapier, durch das er seine Existenzberechtigung sich und anderen darzutun bemüht ist. Es steckt in den meisten ein Hjalmar Ekdal.

So suchen wir halb bewußt, halb unbewußt unser Wesen zu ändern. Selbst wenn wir allein sind, sind wir unaufrichtig. Wer hätte sich nicht schon einmal in Pose vor den Spiegel gestellt? Hamsuns Nagel in den „Mysterien" richtet sich in seinem Zimmer auf mit einem Ruck, den er sich vorher überlegt hat, als wenn ihm jemand zusähe. Natürlich zu sein fällt uns schwer; für manchen wäre es unausführbar. Denn es gibt Leute, die überhaupt nichts von eigener Natur mehr haben; sie sind aus allen möglichen fremden Bestandteilen zusammengepappt, vorn Löwe, hinten Schlange, in der Mitte Chimära. Der tiefen Unselbständigkeit der meisten entspringt ihre Geneigtheit, ja ein Bedürfnis, sich in einen Panzer von Vorschriften einschnüren zu lassen. Es wäre das undankbarste Geschäft in der Welt, sie befreien zu wollen. Der Kluge weiß die Tatsachen zu benutzen oder an Stelle einer Formel eine andere, passendere zu setzen. Das macht, wenn man das Interesse des Beteiligten vorzuschieben weiß, oft nicht mehr Mühe, als auf eine Flasche ein andere Etiquette aufzukleben.



Pariser Brief.

II.

Im Anschluß an mein Resumé über die Kunstindustrien in Nr. 39 will ich mich in Kürze auch mit der Kunst auf der Weltausstellung beschäftigen. Ich muß indessen vorwegschicken, daß ich zu einem abschließenden Urteil über dieselbe schon aus dem Grunde nicht gelangen kann, weil es einfach unmöglich ist, die Fülle des Materials zu überschauen. Schon die große Berliner Kunstausstellung stellt die Geduld des Kritikers auf eine harte Probe, auf dieser Massenausstellung, die einer ästhetischen Barbarei nahe kommt, versagt die Kritik jedoch vollends, man müßte denn gerade eine Geschichte der Kunst der letzten Jahrzehnte schreiben, mit Einschluß der retrospektiven Ausstellungen sogar eine Kunstgeschichte des letzten Jahrhunderts. Aus diesem Grunde muß ich schon von einer Betrachtung der Malerei Abstand nehmen und mich allein auf den Kunstzweig beschränken, der gegenwärtig in Frankreich in höchster Blüte steht: die Plastik.

Die Skulpturen sind zum größten Teil in dem großen Lichthof des Kunstpalastes untergebracht; hier drängt sich Gruppe an Gruppe, Figur an Figur, eine schier unübersehbare Masse von gemeißelten Menschenleibern. Selten dürften so viele Kunstwerke in einem begrenzten Raum vereinigt worden sein. Den Mittelpunkt, alle Arbeiten überragend, nimmt das Denkmal Victor Hugos von Barrias ein. Es baut sich in Form einer Pyramide auf; der Dichter sitzt sinnend auf einem Felsen, um den sich die allegorischen Figuren der darstellenden Künste gruppieren. Die Wirkung ist, wie meistens in der französischen Denkmalkunst, mehr eine dekorativ-monumentale, als eine innerlich bewegte. Mit Vergnügen weilt das Auge auf den schlanken Leibern der sich in graziösen Linien um den Felsen bewegenden Genien. Ebenso ist in dem Monument Bousset von Ernest-Dubois der Schwerpunkt auf die Gefälligkeit der Form gelegt. Am tiefsten in der Empfindung ist das den Toten geweihte Monument für den Kirchhof Père Lachaise von Bartholomé. Wir sehen eine Schar Menschen aller Altersklassen, die widerstrebend und händeringend den Weg durch die dunkle Pforte der Vergessenheit antreten, dargestellt. Prächtig ist in dem reich bewegten Relief der Zwiespalt der Menschennatur, der Wille zum Leben und der fruchtlose Kampf um dasselbe zum Ausdruck gebracht. In der Reichhaltigkeit der Motive, in der Eigenart der Idee, sowie in der Beherrschung der Form und des Materials nimmt die französische Plastik die erste Stelle ein. Während unsere Bildhauer oft einen verzweifelten Kampf mit dem Material führen, erscheint jede französische Arbeit wie aus einer Form gegossen.

Der französische Einfluß macht sich vielfach in der Plastik des Auslandes bemerkbar. So könnte das große Denkmal für Mathias Corvinus von Janos

Fadrusz, einem Ungarn, als eine französische Arbeit angesehen werden. Die Einzelfiguren daran sind etwas stark posiert, wie es die Franzosen lieben, dagegen imponiert die auf einem mäßig hohen Postament stehende Hauptfigur durch die Mächtigkeit der Form und die monumentale Ruhe. — Eine Arbeit, die für die Darstellungsart der Franzosen namentlich charakteristisch ist, ist die Jungfrau von Orléans von Allonard. Ihr haftet an jedem Gliede der échte französische élan an, jene Mischung von wahrer Größe und theatralischer Pose. Außerdem ist diese Figur bemerkenswert wegen der Verschiedenartigkeit des Materials, in dem sie ausgeführt ist. Die Fleischteile und die Gewänder sind in einem helleren Stein gebildet, die Rüstung in einem dunkleren grau schattierten Marmor. Die Gesamtwirkung ist trotzdem eine einheitliche und lebendige.

Die Ausstellung weist außer dieser Figur noch eine ganze Reihe von Plastiken auf, die in verschiedenfarbigen Materialien ausgeführt sind. Eine Hauptattraktion bildet eine Einzelfigur von Barrias (die sich enthüllende Natur). Während die Fleischteile in einem hellen transparenten Marmor ausgeführt sind, ist der Schleier leicht getönt, dagegen das Gewand in einem roten, leuchtkräftigen Marmor gemeißelt. Die Wirkung ist eine fascinierende; mir scheint, daß in der Verwendung verschiedener Materialien die Lösung der vielumstrittenen Frage: „Sollen wir unsere Bildwerke bemalen?“ zu suchen ist. — Ebenso ist die „Salambo“ von Maurice Ferrary, die außer verschiedenen Marmorarten auch Bronzeteile aufweist, von vorbildlicher Bedeutung für die polychrome Behandlung der Plastik. Der warm abgetönte Körper der Salambo ist gegen eine rote Marmorsäule mit einem Bronzefuß gelehnt, auch die um den schlanken Leib sich windende Schlange ist in Erz gegossen. Die Wechselwirkung der Materialien zu einander ist eine glänzende und von einer innerlichen Harmonie.

Was den Darstellungskreis anbetrifft, so ist dieser in der französischen Plastik der denkbar umfassendste. Es gibt kaum ein Gebiet, das die Franzosen nicht mit Erfolg bearbeitet hätten. Episoden und Gestalten der antiken wie der christlichen Mythe wechseln mit dem modernen Vorwurf, der dann und wann selbst die Tagesfrage streift. Auch die Phantasiekunst hat zahlreiche Vertreter aufzuweisen, und noch schärfer als bei uns machen sich die allegorischen und symbolistischen Tendenzen bemerkbar. Als Virtuosen der Technik haben die Franzosen sich schon lange einen Weltruhm erworben; sie scheuen sich auch nicht, die Grenzen der Plastik kühn zu überschreiten, wenn es der Vorwurf erfordert. In dieser Hinsicht ist die Gruppe „Vereinigung der Seelen“ von Guillaume bemerkenswert. Dargestellt ist eine alte Frau, die des verschiedenen Gatten gedenkt; ihre innere Bewegung hat der Künstler durch eine hinter ihr aufsteigende verschleierte Gestalt, welche die Umrisse eines Mannes schwach erkennen läßt, angedeutet. Ob die vierte Dimension in der Kunst nun aber von nöten ist, diese Frage will ich indessen nicht bejahen. Von der Kühnheit der französischen Bildhauer in technischer Hinsicht legt ferner die Gruppe „Le remords“ von Aimé Octobre ein glänzendes Zeugnis ab. Die Komposition erinnert an das bekannte Stucksche Gemälde, das denselben Vorgang behandelt. Die Rachegöttin, die ihr Opfer von Land zu Land verfolgt, schwebt frei in der Luft; die Konsistenz des Materials ist kaum noch berücksichtigt worden.

Gegenüber der Fülle französischer Skulpturen verschwindet die Plastik der Ausländer vollkommen in dem Riesenraum. An den ausgestellten Arbeiten erkennen wir aber, daß der französische Einfluß sich fast auf alle Länder ausdehnt. Das bereits erwähnte Corvinus-Denkmal atmet französischen Geist, desgleichen weist auch eine andere hervorragende ungarische Arbeit „Die Wissenschaft und der Ruhm“ von Georges Zala auf französische Vorbilder hin. Ebenso hat der Schöpfer der dramatisch bewegten Gruppe „Die Schiffbrüchigen“, die bei uns vielfach reproduziert worden ist, Robert Stiegel, ein Finnländer, die französische Kunst fleißig studiert.

Die belgische Plastik könnte man vollkommen mit der französischen identifizieren. Meunier, Van der Stappen und Lambeaux hätten sich wol kaum zu jener Größe der Anschauung und Mächtigkeit der Form ohne ihre französischen Vorgänger erheben können. Lambeaux hat ein großes Figurenrelief, das die Arbeit des Feldes darstellt, nach Paris geschickt. Obgleich der Vorwurf ein durchaus realistischer ist, erhält er durch die Einheit der Komposition und die massige Behandlung der Form einen Zug ins Große. Einen anderen Vorwurf aus dem vollen Leben behandelt der Italiener Vela Vincenzo: Ein Opfer der Arbeit. Die Kameraden tragen die Leiche des in der Ausübung seines Berufs getöteten Arbeiters von der Unglücksstätte; es steckt viel dramatisches Leben in diesem Vorgang, der frei von jeder tendenziösen Zuspitzung klar entwickelt ist.

Der malerische Zug, den wir vielfach in der französischen Plastik beobachten können, hat auch in der Kunst des Auslandes hier und dort einen starken Wiederhall gefunden. In der Wiedergabe der rein malerischen Wirkungen hat der russische Bildhauer Paul Troubetzkoi eine ungewöhnliche Geschicklichkeit erlangt. Er stellt eine Reihe von Porträtfiguren und Büsten aus, darunter auch eine Büste und eine Reiterstatuette des Grafen Tolstoi, die bei aller skizzenhaften Behandlung sehr lebendig erfaßt sind. Das Hauptwerk dieses „malenden“ Bildhauers ist aber die sitzende Statue eines russischen Fürsten in Lebensgröße, die als das kühnste Experiment der Modelliertechnik bezeichnet werden dürfte. Die Formen sind nur leicht angedeutet, dagegen sind die Licht- und Schattenwirkungen mit dem größten Raffinement ausgenutzt worden. Selbst der Kneifer, den der Dargestellte trägt, ist durch einige Erhöhungen in der Form angedeutet worden. In der Entfernung betrachtet, erhält man vollkommen den Eindruck des mit Gläsern bewaffneten Auges wieder.

Die scharfe Betonung der malerischen Effekte in der Plastik ist indessen nur von relativer Bedeutung, da die Hauptaufgabe der Bildhauerkunst in der Durchbildung der Form zu suchen ist. Malerische Tendenzen, die aber wesentlich anderer Art sind, haben sich auch vielfach in der Kunst der Südländer geltend gemacht. Diese Erscheinung können wir deutlich an den Arbeiten des Spaniers Benlliure beobachten. Die Gruppe Dante mit Virgil in der Hölle, die eine Episode aus der göttlichen Komödie darstellt, weist in der Anordnung der Figuren einen eminent malerischen Zug auf, ohne daß aber die Grenzen der Plastik wesentlich überschritten sind. Dagegen kann das Grabmal eines Sängers kaum noch als eine plastische Arbeit angesprochen werden. Aus dem geöffneten Sarkophag haben Engel den Sarg emporgehoben, um ihn gen Himmel zu führen. In

der Idee wie in der Darstellung erinnert dies Denkmal an die geschraubtesten Leistungen des Barockstils.

Ueber die deutsche Plastik, die zum größeren Teil in den Gartenanlagen der Champs-Elysées aufgestellt ist, läßt sich nichts wesentliches sagen. Es sind bekannte Arbeiten von Begas, Herter, Uphus, Cauer und anderen, die zu keiner besonderen Betrachtung Anlaß geben. Am schärfsten fällt die Ideenarmut in die Augen. Hier auf der Weltausstellung werden wir erst inne, welche verhängnisvolle Rolle die byzantinische Denkmalbauerei bei uns gespielt hat. J. Gaulke.



Musik.

Die Kgl. Kapelle eröffnete die diesjährige Berliner Konzert-Saison durch ihr erstes Symphoniekonzert, das am Sonnabend, den 29. September im Kgl. Opernhause unter Leitung des Herrn Hofkapellmeister Weingartner stattfand. Herr Weingartner versteht es ausgezeichnet, Programme zu machen. Die Art, wie er Klassisches und Modernes nebeneinander stellt, ist nicht nur originell, sondern auch geeignet, jedes einzelne Werk in ein möglichst vorteilhaftes Licht zu setzen.

Diesmal hatte er zur Aufführung je ein Werk von Bach, Beethoven und — nicht Brahms, wie es Bülow gemacht haben würde, sondern — Berlioz gewählt. Wer Weingartners ausgezeichnetes Buch „die Symphonie nach Beethoven" kennt, der weiß, daß zwischen ihm und Brahms ein Schatten steht, daß aber sein Verhältnis zu Berlioz ein sehr intimes ist. Aus diesem letzteren Grunde tragen seine Darbietungen Berliozscher Werke meist den Stempel der Vollendung, wie die hier in Rede stehende Aufführung der Symphonie „Harold in Italien". Ist diese Symphonie auch nicht die bedeutendste ihres Schöpfers, so ist sie doch die populärste. Das mag seinen Grund in dem klaren Aufbau der Gedanken haben, sowie auch in dem Umstande, daß der Komponist gerade in diesem Werke von der unserem Publikum geläufigen klassischen Symphonieform nur wenig abweicht, nämlich nur soweit, als es für die Durchführung der poetischen Idee notwendig ist. Dieser letzteren dient auch ausschließlich die eigentümliche Verwendung einer Solobratsche durch alle vier Sätze des Werkes, obgleich hierzu die Anregung von außen gekommen ist. Es ist sehr bezeichnend für den hohen künstlerischen Geist, von dem Berlioz erfüllt war, daß er auf die Aufforderung Paganinis hin, diesem ein Solo für die Bratsche zu schreiben, nicht ein seichtes Virtuosenstück, sondern eben diese Harold-Symphonie schuf. Paganini konnte sie zwar für seine Zwecke nicht brauchen, war aber nichtsdestoweniger nach der ersten Aufführung außerordentlich davon ergriffen und übersandte dem Komponisten zwei Tage später ein Geschenk von 20 000 Franken. Daß diese „großmütige That" Paganinis einem ganz eigennützigen Gedanken entsprungen ist, — wie Liszt später mitteilte — hat Berlioz nie erfahren. — Der letzte Satz der Symphonie ist überall und zu allen Zeiten angefochten worden und zwar mit einem gewissen Rechte denn er ist reichlich wüst und steht zum Ganzen in einem recht schiefen Verhältnis. Und doch ist er für die Individualität seines Urhebers sehr bezeichnend. Es ist einer von den Sätzen, in denen Berlioz seinem ungestümen Drange, sich in Musik gewissermaßen auszutoben, folgend, alle Rücksichten vergißt und seiner überreichen Phantasie vollen Lauf läßt. Das hat er oft gethan, aber es ist dann meist etwas Besseres dabei herausgekommen. Es sei hier noch bemerkt, daß an der Harold-Symphonie auch das ganz besonders wertvoll ist, — was Liszt über sie geschrieben hat.

Vor der Berlioz'schen Symphonie wurde die erste von Beethoven gespielt, von der wir wissen, daß sie bei Berlioz wenig Gnade fand; es war ihm zu wenig „Beethoven" darin. Wer das Werk in einer so idealen Aufführung, wie sie uns diesmal wieder geboten wurde, gehört hat, wird aufrichtigste Herzensfreude darüber empfunden haben, während des gewaltigen Johann Sebastian h-moll-Suite für Streichorchester und Flöte (bearbeitet von H. v. Bülow) diese reine Freude nicht aufkommen ließ. Neun Sätze, wenn auch kurze, in derselben Tonart — so schreibt es die alte Form vor — und in meist sich gleich bleibender Bewegung, das erweckt Sehnsucht nach Abwechselung. Herr Kurth zeigte sich in der Ausführung der Flötenpartie als ausgezeichneter Virtuose, dem auch feines musikalisches Empfinden eigen ist. Herrn Weingartner aber — und uns — wünschen wir, daß ihm die Frische, die er am ersten Abende zeigte, den ganzen arbeitsreichen Winter hindurch erhalten bleiben möge! P. Geyer.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Aus dem Leben der Geisteskranken. Gemeinverständliche Darstellung der Geisteskrankheiten. Ihre Geschichte, Symptome, Ursachen, Verhütung u. s. w. von Dr. med. A. Frank. Berlin, Hugo Bermühler Verlag 1900.

Das Buch ist in einer für Laien durchaus verständlichen Weise geschrieben und enthält neben einem kurzen Abriß der Behandlung der Geisteskrankheiten in der Vergangenheit, eine sehr klare Zusammenstellung der verschiedenen geistigen Erkrankungen und ihrer ärztlichen Bekämpfung in der Gegenwart.

Das Geschlechtsleben des Weibes. Eine physiologisch-soziale Studie mit ärztlichen Ratschlägen von Frau Dr. med. Anna Fischer-Dückelmann. Berlin, Hugo Bermühler Verlag 1900. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 1,50 Mk.

Eine Studie über das Geschlechtsleben des Weibes aus der Feder einer Frau, der eine langjährige Praxis reiches, dem männlichen Arzt nur in den seltensten Fällen zu Gebote stehendes Material geliefert hat, darf von vornherein auf reges Interesse rechnen. Sind doch unsere Kenntnisse des Geschlechtslebens des Menschen infolge des Umstandes, daß wir nur männliche Berichte besitzen, sehr einseitig und unzureichend. Zudem werden in den meisten Schriften die Fragen entweder vom rein ärztlichen oder vom rein volkswirtschaftlichen Standpunkt aus behandelt. Die Verfasserin tritt an ihre Aufgabe als sozial empfindender Arzt heran und in den meisten Fällen gelingt es ihr, das Thema nach beiden Seiten hin genügend zu beleuchten. So vermeidet sie eine einseitige medizinische Auffassung, ebensowohl als eine rein wirtschaftliche; sehr willkommen müssen wir es heißen, daß auch das ethische Moment überall betont wird. Das Buch ist eine durch und durch ernste und freimütige Arbeit, deren Lektüre Allen, welche das Geschlechtsleben medizinisch, wirtschaftlich und sittlich betrachten wollen, sehr zu empfehlen ist. Die gemeinverständliche Darstellung

dürfte dem Werke einen großen Leserkreis, hoffentlich auch in Frauenkreisen, sichern.

Freiherr von Schlicht: Der Parademarsch. Militär-Humoresken. Illustrationen von E. Thöny. Albert Langen, München 1900.

Das flott und liebenswürdig geschriebene Buch wird jedem Leser eine vergnügte Stunde bereiten. Hat man auch zuweilen das Gefühl, daß die Situationen etwas stark erfunden sind, so hilft uns das leichtflüssige Erzählertalent des Autors rasch darüber hinweg; manches ist von packender Komik. Thönys Illustrationen sind chic wie immer.

Hans Weber Luttkow. Schlummernde Geschichten aus Kleinrußland.

Franz Himmelbauer. Waldsegen. Prosadichtungen.

Sämtlich in der Oesterreichischen Verlagsanstalt Linz und Leipzig 1900.

Alfred Möller. Die Tragödie der Liebe. Eine Bühnendichtung. Dresden und Leipzig. Piersons Verlag 1901.

Der Simplicissimus und seine Zeichner. Von Georg Hermann.

Die kleine Schrift, die wol nicht ohne die Nebenabsicht der Reklame für den Simplicissimus herausgegeben worden ist, enthält namentlich über die Karrikaturisten, ihre Eigenart, sowie ihre Anpassung an die fortschreitende Farbendrucktechnik und ihre Beeinflussung dieser viel Interessantes. Auch ist über das Wesen der Karrikatur selbst manches Hübsche in dem kleinen Büchlein gesagt.

Das Zeitalter der Cyklopen. Dramatische Dichtung in drei Teilen von Adolf Schafheitlin. Berlin. Verlag S. Rosenbaum.

Schafheitlin übergibt uns die ersten 2 Teile der Cyklopen, zwei dramatische Dichtungen, in denen das Hellenentum dem Christentum gegenübergestellt wird. Die erste spielt in Syrakus in den Anfängen der christliche Aera, der zweite in Florenz zur Zeit des Savonarola.

Licht und Schatten beider Weltanschauungen sind ungleich verteilt. Der Verfasser zeigt den Sturz der Griechengötter durch das Christentum; aber er findet nur Werte und Beweise für die Ausschreitungen, die im Namen des neuen Glaubens geschehen. Er zeigt, wie die Religion des Friedens Krieg und und Tod überall hinbringt, wie Demut, Erniedrigung, Entsagung nur gepredigt wird, um die Hände noch gieriger nach dem Geschmähten auszustrecken, wie Liebe, Glaube und Gerechtigkeit zur Ueberhebung, Unduldsamkeit, zum Fanatismus führen. Als Hermes von den Cyklopen wissen will:

Der neue Gott, der Zeus vom Thron gestoßen,
Wann rauscht mit schwarzen Schwingen über ihm
Die Stunde, da er's bleich vernimmt: „Hinab,“

da wird ihm die Antwort:

Wir sehen ein Ziel
In Nebels Kleid.
Wenn's tönt: „Er fiel, —
Geh, frage die Zeit!“

Und als Hermes, froh darüber, sich entfernen will, zeigen sie ihm im bläulichen Mondlicht die Gestalt des Prometheus, den Adler über ihn schwebend und verheißen ein Ende seiner Qual.

„Es dämmert der Tag.
Da werden seine Söhne — uns're Söhne
Sich wiederfinden. Aus der Tyrannei
Des eignen Herzens wird der Mensch sich ringen
Den Wahn zerreißen, wird die schweren Fesseln
Barbarischer Jahrtausende zersprengen
Und dastehn als der hohen Mutter Stolz
Der Ahnen würdig, ein Titanensohn.
Dann lernt er, wo der allebendige Quell
Bewußter, freier Größe springt — nicht mehr
In Wolkenträumen: in der eignen Brust!
Sich zu vergöttlichen, o schönstes Loos!
Sieh hin. Prometheus steigt aus seiner Qual.“

Die zerrissenen Ketten hochhaltend, steht auf dem Berggipfel der entfesselte Prometheus, Morgenrot zu seinen Füßen.

Marie Bernhard. Die Kinder. Novelle. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag 1899.

Das Buch enthält die Geschichte eines jungen Mädchens, das den mutterlosen Kindern des verwitweten Bruders zur zweiten Mutter wird, und den Kindern, nachdem der Bruder eine zweite Ehe eingegangen ist, in ihrem kleinen Lehrerinnenhaushalt, den sie mit einer anderen Kollegin gemeinsam führt, Zuflucht vor den unerquicklichen Verhältnissen des Vaterhauses gewährt und eine neue Heimat giebt. Die Erziehung der ihm von der sterbenden Schwägerin anvertrauten Kinder bleibt wie auch dem jungen Mädchen, so auch der bereits betagten Lehrerin die heiligste Pflicht, der sie selbst ein Heiratsantrag eines schon lange geliebten Mannes nicht untreu machen kann. Sie opfert ihr eigenes Glück nur der Kinder willen. Diese schlichte Erzählung ist etwas altmodisch im Stil, wir erwarten doch vom Autor, daß seine Personen nicht nur ihre Gedanken und Empfindungen offenbaren, sondern sie auch in lebenswahrer Form ausdrücken. Aber über die Mängel des Buches sieht man gerne hinweg, da es der Verfasserin gelungen ist, uns ein Bild treuester selbstlosester Pflichterfüllung lebensvoll vor Augen zu führen.

Voranzeige.

Unseren Lesern zur Kenntnisnahme, daß wir in der folgenden Nummern des „Magazins“ unter anderen veröffentlichen werden:

Hanns H. Ewers. Auferstehung (Graf Leo Tolstoi, dem Slaven, gewidmet von einem Germanen).
Clara Müller. Empfängnis. Helle Nächte.
Multatuli. Collegium subterraneum (übersetzt von W. Spohr).

Im Laufe des ersten Winterquartals werden litterarische, ästhetische oder kritische Essais aus der Feder folgender Autoren erscheinen: Wilhelm Bölsche. Brehm, ein Charakterbild. A. v. Ende. Das englische Drama. Joh. Gaulke. Benvenuto Cellini. Clara Müller. Mensch an sich. Franz Philips. Gustav Schwab. Eugen Reichel. Shakespeare und Bruno. Rudolf Steiner. Macauley. O. Wendtlandt. Sozialpädagogik. U. a. m.

Belletristische Beiträge sind bereits erworben worden von: Martha Asmus. Peter Baum. Paul Ernst. Hanns H. Ewers. Hans Leuß. Bruno Wille. Uebersetzungen aus dem Russischen: M. Gorki. In der Steppe. J. Potapenko. Klawdaja Michailowna. Aus dem Bulgarischen: Thodoroff. Das Haim. Aus dem Holländischen: Hollidee. Ein junger Heide. Ferner werden Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen vorbereitet.

Wir beabsichtigen außerdem noch in diesem Quartal eine Enquete über die Berechtigung und die Bedeutung der Kunstkritik, zu der wir das Urteil der hervorragendsten Künstler, Kunsthistoriker und Kritiker einholen werden, zu veranstalten. Ferner sind uns einige Kulturbilder aus China aus der Feder eines Augenzeugen zugesagt worden. Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß wir in einer der nächsten Nummern mit der Veröffentlichung eines Dramas „Hagenow und Sohn“ von Joh. Gaulke, das eine der großen Zeitfragen der Gegenwart zum Vorwurf hat, beginnen werden.

Die Redaktion des „Magazin für Litteratur.“

Zur Beachtung!

Alle Schriftstücke (Manuskripte, Zuschriften, Briefe etc.) bitten wir zu richten:

An die Redaktion des „Magazin für Litteratur", Berlin W., Alvenslebenstr. 17.

Nicht verlangten Manuskripten ist das Rückporto beizufügen.

Die Redaktion des „Magazin für Litteratur".

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin W., Alvenslebenstr. 17, für den Inseratenteil: Max Schaffer, Berlin. Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: Johannes Gaulke und Franz Philips.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 13. Oktober 1900. Nr. 41.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Formel und geistiger Wert.

Von **Hans W. Fischer**.

III.

Durch unsere Existenz werden wir in diese Scheinwelt hineingestellt. Wir unterliegen ihrem Einfluß; denn wir trinken von der ersten Kindheit an ihre Anschauungen mit jedem Atemzuge in uns hinein. Dadurch ist unserer Entwickelung der Weg vorgezeichnet. Wenn wir den einschnürenden Formeln entwachsen — und das tun die wenigsten —, sprengen wir sie. Unser Leben wird zu einem beständigen Befreiungsprozeß, jeden Tag fällt eine Kette von uns ab. So werden wir endlich ganz frei — innerlich.

Aber man ist nicht allein auf der Welt und sieht sich deshalb gezwungen, sich mit den anderen abzufinden. Der Altruismus wird in gewisser Hinsicht notwendig. Er legt uns Pflichten auf, die innezuhalten uns wenn nicht die Moral, so doch die Klugheit befiehlt. Es ist dumm, die Hand zurückzustoßen, die uns speist, und den Ochsen zu töten, der unser Land pflügt. Aber des Dankes bin ich ledig, wenn ich die Speise bezahle und den Ochsen füttere. Wenn ich das nützliche Haustier nicht mehr brauche, kann ich es veräußern oder schlachten. Wenn mir aber eine Lebensnotwendigkeit verteuert wird, so muß ich mit Gewalt oder List dagegen kämpfen.

Ich erscheine auf der Welt ohne mein Zutun; ich werde nicht gezeugt um meiner selbst willen. Der Staat öffnet mir — gegen geringes Entgelt — seine Schulen und bietet mir Mittel zu einer Ausbildung, um an mir einen nützlichen Bürger zu gewinnen. Etwas Persönliches haftet an diesen Vergünstigungen nicht; außerdem werde ich nachträglich zur Tilgung meiner Schulden angehalten. Ich hätte vielleicht dieselbe Ware anderswo billiger bekommen; aber mich dahin zu wenden, lag nicht in meinem Vermögen. Zu eigner Entscheidung hatte ich weder Fähigkeit noch Macht. Das Gesetz erkennt Geschäfte und Verträge mit Minderjährigen nicht an, und doch begründen Familie und Staat auf ein einseitig abgeschlossenes Geschäft mit einem Kinde Anspruch auf spätere Gegenleistung. Gut, ich füge mich, solange der Preis nur nicht zu hoch erscheint. Bin ich übervorteilt, entziehe ich mich den aufgedrungenen Verpflichtungen.

Einen ähnlichen, offenbar unmoralischen Eingriff in die persönliche Freiheit leistet sich die Einrichtung, die die Moral am höchsten zu halten vorgibt, die Kirche, indem sie Kindern ein Glaubensgelübde abnimmt. Das ist nebenbei unklug; denn da es ohnehin sehr leicht ist, der Kirche abtrünnig zu werden, wird das Gefühl der erlittenen Uebertölpelung den Abfall nur beschleunigen. Die Kirche sieht das selbst ein, denn sie verdammt zwar die Gottlosen, macht ihnen aber nicht schlechthin moralische Vorwürfe wegen ihres Abfalls, wenn sie es sich auch nicht versagen kann, in erwiesenen Fällen von Unmoral diese auf den Unglauben zurückzuführen.

Der Staat dagegen hat Machtmittel, seine Forderungen einzutreiben, und er wendet sie rücksichtslos an. Man kann sich ihnen entziehen, indem man das Vaterland verläßt, was schon viele Schädigungen zur Folge haben kann. Die meisten aber sind dazu nicht imstande, weil Mangel an Mitteln, Unkenntnis fremder Sprachen oder das Fehlen überall verwendbarer Fähigkeiten und Fertigkeiten ihre Bewegungsfreiheit hemmt. Da sich niemand gern zum Opfer seiner Ueberzeugungen macht, müssen die Betroffenen den Staat bekämpfen — oder betrügen.

Fällt jemand die Erfüllung der auferlegten Lasten nicht allzu schwer, so wird er gut daran tun, sie ruhig

zu tragen. Im übrigen ist es vernünftig, persönlich eingegangene Verpflichtungen voll innezuhalten, wenn man sie zu verleugnen nicht die Macht hat. In vielen Fällen sind wir eben auf gegenseitiges Vertrauen angewiesen.

Den Verhältnissen, die sich auf Liebe gründen, wird jeder, der kein Dummkopf ist, Achtung erweisen, denn er genießt den Gegenstand seiner Liebe, selbst wenn diese nicht erwidert wird. Es ist ferner ein angenehmes Gefühl, zu wissen, daß jemand einem mit ganzer Seele ergeben ist. Es ist vollends eine schöne Sache, einem andern unentbehrlich zu sein. „Die Menschen, denen wir eine Stütze sind, geben uns den Halt im Leben", sagt Frau von Ebner-Eschenbach, und Macauley erinnert an den Satz, „daß der Mensch im allgemeinen geneigter ist, gütige Empfindungen für eine Person zu hegen, der er Gutes erzeigte, als für jemandem, von dem er selbst Vorteile gehabt hat." Das Gefühl, gebraucht zu werden, erhöht das Bewußtsein des eigenen Wertes.

Wir preisen die verschwenderische Güte. Wenn ich vergeude, weiß ich, daß ich etwas zu vergeuden habe. Man kann seinen letzten Groschen verschenken und doch reicher werden. Man errötet, wenn man schenken will und merkt, daß man nichts hat.

So sehen wir, daß Egoismus und Altruismus Kreise sind, die sich schneiden. Der Egoist, der auf der Höhe steht, wird seinen Weg zuweilen bewußt, zuweilen unwillkürlich über den Altruismus nehmen, wenn er nicht eine Reihe von Genußwerten verlieren will. Die letzte Rettung des scheiternden Egoisten ist: für andere leben.

(Fortsetzung folgt.)



Gedichte.

Helle Nächte.

1.

Du und Ich, wir beide
Träumen in trunkner Nacht,
Von verblaßter Seide
Sind wir überdacht.
Ein Flimmern wie vom Tage
Fließt um den schwarzen Tann —,
Eine blasse süße Sage
Sieht uns lachend an.

Sie singt: Wenn zwei sich finden,
Die sich von je gehört,
Ein Leuchten soll es künden,
Das keine Nacht zerstört.
Ein Singen soll es sagen,
Das nicht im Sturme zerrinnt —
Und in den Syringenhagen
Säuselt Mitsommerwind.

2.

So laß uns trinken den letzten Trank,
Den Trank, der nicht verschäumt,
In dessen Tiefen die Perle versank,
Die unsere Jugend erträumt.
Leere das Glas bis auf den Grund,
Singe dein Lied bis zum Schluß — —
Von meinem glutweinfeuchten Mund
Trinke den letzten Kuß.

Siehst du, wie tief schon die Sonne steht
Und wie so rot ihr Licht? —
Und ob sie in funkelnden Wassern zergeht,
Uns beiden, uns stirbt sie nicht.
Uns leuchtet die Nacht, die niedersinkt,
Und ladet zum letzten Genuß —
Und unsre lebendige Seele ertrinkt
Jauchzend im Schöpferkuß.

* * *

Empfängnis.

Nimm mich fest in deine Arme,
Kette mich an deine Brust,
Daß mein zitternd Herz erwarme.

Zu dem Eiland, das inmitten
Liegt des breiten Stroms der Lust,
Gleiten wir mit Christusschritten.

Fern am Ufer unser Boot — —
In die fruchtbehangnen Bäume
Glüht das erste Morgenrot.

Eine süße Stimme ruft.
Und es wandeln weiße Träume
Durch der Heimat Ambraduft.

Dort im grellen Mittagsschein,
Wo die tiefsten Wünsche reifen,
Werden du und ich nicht sein . . .

Aber wieder ich und du:
Zart gewebt aus Wolkenstreifen
Winkt ein liebes Bild uns zu.

Seidenweiches Lockenhaar
Seh ich sich wie Schleier breiten — — —
Und mich grüßt aus Ewigkeiten
Unseres Kindes Augenpaar.

Colberg. Clara Müller.



Auferstehung.

Von **Hanns H. Ewers.**

Graf Leo Tolstoi, dem Slaven, sei diese germanische Auffassung gewidmet.

Zehn Jahre Höhenluft, zehn Jahre Einsamkeit. — Seine Waden strafften das Leder, sein Nagelschuh konnte schier Spuren in den Stein treten. Wenn er die Büchse ergriff, mußte er sie leise anfassen, um der Luft nicht nachzugeben, den Lauf zu knicken. Die mächtigen Lungen wölbten seine Brust und sein Schrei ließ die Felswände erzittern, daß sie zu zerbersten drohten.

Zur Abendstunde schritt er durch das Haidekraut, wie durch Blut. Die Sonne warf keine Strahlen

mehr, nur Farben, solche rote Farben. Ueber das Meer, über den Fjord, über seine baumlosen Höhen. Ein leichter Wind spielte in seinem Haar — der weckte seine schlummernden Träume. Er hob die hohle Hand und blickte nach unten; dann rückwärts über die Haide. Und wieder aufs Meer.

Und er fühlte seine Höhe und seine gewaltige Einsamkeit. Ein seltsames Bewußtsein der Stärke überkam ihn, ein Gefühl seiner Königskraft, die gewaltsam nach einer Auslösung rang.

Einen Bär! mit den Fäusten wollte er ihm den Schädel einschlagen!

Er blickte sich um. O, daß irgendwo noch ein steiler Felsgrad hinaufragte, den er erklettern könnte! Noch höher hinauf!

Aber seine Haide war die höchste im Hochgebirge.

Plötzlich besann er sich. Er lächelte — hinab, hinab in die Felsschlucht! In die schwarze, gähnende Finsternis hinein, hinaus aus seinem hellen Reiche, das die Mitternachtsonne nicht mehr dunkel werden ließ.

Mit mächtigen Schritten eilte er der Felsspalte zu. Am Rande blieb er stehn, sah hinein. Aber er sah nichts Er warf einen Stein hinunter. Er hörte das Anschlagen an den Vorsprüngen und Wänden — das Wiederaufspringen — klapp — klapp — immer leiser — klapp — klapp — immer dumpfer und ferner. Den Fall auf den Grund konnte er nicht mehr hören. Muß das tief sein — — sein Auge leuchtete, wie er an die Gefahr dachte!

Noch einmal wandte er den Blick zur Sonne.

„Auf Wiedersehn um Mitternacht!" rief er, dann stieg er hinab. Bis zum nächsten Vorsprung kannte er den Weg, von dort hatte er einmal einen Weih heraufgeholt, den sein Schuß über der Schlucht getroffen. Nun weiter. Er kletterte vorsichtig seitwärts, fühlte und tastete mit Händen und Füßen nach Stützpunkten. Er kam auf eine Plattform, an der einen Seite fiel sie steil herunter. Er stolperte, fiel mit dem Fuß in ein Loch. Er untersuchte die Oeffnung — vielleicht kann er sich durchzwängen — stieg dann mit den Beinen in den Felskamin. Wenn nur seine Brust nicht so breit wäre! Er ließ allen Atem heraus, drückte, drängte nach unten. Ein paar Mal schien es ihm, als müßte er elend stecken bleiben, lebendig begraben zwischen den Steinen.

Und er dachte an die papistischen Ritter in Deutschland. Diese stolzen eisengepanzerten Männer, von denen ihm der Geschichtslehrer in der Schule erzählt hatte. Sie wollten das Bauernpack, das, durch Huttens und Luthers Worte begeistert, sich empört hatte und nun sengend und brennend das Land durchzog, niederwerfen, und wollten ihre blaue Stahlrüstung rot färben. Aber im Anfang siegten die Bauern und schlugen mit Dreschflegeln und Knütteln die Ritter tot. Und die Ritter flohen und in Todesangst versteckte sich der eine und andere in einen hohlen Baum, um dem schmachvollen Tode zu entgehen. So gut waren sie da versteckt, so gut, daß kein Mensch sie fand, viele hundert Jahre lang. Erst wenn die späten Nachkommen der Bauern so einen Baum mit der Art fällten, fanden sie die Rüstung und darin das Skelett des Ritters, der elend erstickt und verhungert war. Und das war des Knaben Bild von Deutschland gewesen: große, weite Ackerfelder, und dazwischen vereinzelte alte Weiden und Erlen und Eschen. Die waren alle hohl und in allen stak ein Gerippe in eiserner Rüstung.

Wenn auch er das Los der stolzen Ritter teilen müßte? — Oder konnte er durchschlüpfen durch den Fels, wie es Odin tat, als ihm in Luftungs Höhle Gundlada den Trank reichte? In einen kleinen Wurm verwandelte sich der Ase und sprang durch das Bohrloch heraus, mit dem Regen, um den er die verliebte Riesentochter betrogen hatte. Leise sprach er Odins Worte aus dem Hávanál:

„Den Bohrer ließ ich am Felsen nagen,
Daß er mir Durchlaß erwirke.
Ueber mir, unter mir Jotenhöhlen:
So wagt ich Leben und Leib dran.
Mir half der Gestalt witzige Verstellung —
Dem Witzigen mißlingt wenig —:
Denn so ist der Regen sichtbar geworden
Der Menschen bergenden Erde!"

Wie ein Wurm schmiegte und krümmte er sich zwischen den Steinen, schob sich langsam, Zoll um Zoll tiefer. Schließlich stieß er mit den Füßen ins Freie: der Felskamin war zu Ende. Vorsichtig zwängte er sich heraus, Beine, Leib, Brust, aber nirgends fand er an dem glatten Fels einen Halt. Da ließ er sich aufs geratewol fallen, indem er sich so eng wie möglich an den Fels preßte. Der Fall war nicht tief, er stand bald auf einem schmalen Vorsprung, an den er sich rasch festklammerte. Dann tastete er nach beiden Seiten: er befand sich auf einer unregelmäßigen etwa zwei Schuh breiten Galerie, die mählich nach unten hin verlief. Er kroch ihr eine Weile nach, bis sie aufhörte; dann fand er wieder einen Vorsprung und noch einen — — so stieg er tiefer und tiefer in die Nacht hinein. Von Zeit zu Zeit bröckelte er einen Stein ab und warf ihn herunter, um am Auffallen zu erkennen, wie weit er wol noch vom Grunde sei.

Von einem kleinen, vorspringenden Stein, auf dem er nur mit einem Fuße stehen konnte, versuchte er hinabzusehen. Er sah nichts. Und er fand auch nirgends mehr eine Kante, auf die er hätte treten, eine Ritze, in die er die Hände hätte pressen können. Doch schlug der Schall eines herabgeworfenen Steines bald an sein Ohr; es klang gedämpft, als ob er auf weichen Boden gefallen wäre. So wagte er es denn, sprang mit kräftigem Satz herunter.

Er fiel in die Kniee, dann vornüber. Aber obwol er viele Mannshoch gesprungen war, hatte er sich doch nicht verletzt, der Grund war weich, fast sumpfig. Er wischte die Betäubung von der Stirne und blickte um sich. Dunkel überall, nach allen Seiten, nur dort hinten — — oder täuschte er sich? — sah er einen matten Lichtschein glänzen.

Er schritt darauf zu.

Gewiß, es war ein Licht, ein mattes gelbes Licht, das hinter einer breiten Felskante hervordrang. Jetzt bog er um die scharfe Ecke. Blieb dann stehen.

Da kauerte an einem kleinen silbernen Wasser ein Weib. Die halbverbrannte Kienfackel, die im Felsen steckte, warf unruhige Gluten auf ihr weißes Gewand. Das hing lose über den Körper, ließ den Hals frei, auch Arme und Nacken. Schwere, schwarze Haarsträhnen fielen darüber.

Sie wandte sich ihm halb zu, sah ihn kaum an. Stand dann auf, nahm eine flache Schale und füllte

sie am Wasser bis zum Rande. Trat auf ihn zu und reichte ihm den Trank.

Noch halb geblendet von der plötzlichen Helle nach der tiefen Dunkelheit, nahm er die Schale und führte sie rasch an die Lippen.

Da — ein Schrei! — sie sprang schnell auf ihn zu — noch ehe er getrunken, hatte sie die Schale ihm aus der Hand gerissen und am Felsen zerschmettert.

„Du!?!“

Er sah sie an — und verstand nichts. Und erst langsam, langsam gebar sich in ihm die Erinnerung, wuchs, nahm Formen an und krallte sich mit spitzen Nägeln in alle seine Nerven. Kaum hörbar antwortete er:

„— Du.“

„Ja,“ sprach sie, „erkennst du mich?“

Er nickte.

Seine Augen hatten sich an das Licht wieder gewöhnt, er vermochte nun besser zu unterscheiden. Das Wasser, das ihm erst wie Silber zu glänzen schien, war ein sumpfiger, schmutziger Tümpel, der mit einem glänzenden Schleim überzogen war. Auch das Weib sah er jetzt näher an: ihr Gewand war zerfetzt, die Haare mit Kot bedeckt. Auf dem Nacken und den Armen sah er frische blutunterlaufene Striemen, auch alte, verkrustete, braune und blaue. Ihre Augen blickten unstät hin und her.

Sie begann wieder:

„Das ist schon lange her — —“

Er schwieg. Sie träumte und grübelte.

„Wohl zehn Jahre nun?“

Wie er immer noch nicht antwortete, frug sie ihn:

„Wo kommst du her?“

„Von der Höhe.“

Sie wiederholte langsam, als ob sie so erst jedes Wort verstände: „Von — der — Höhe —.“

Dann sprach sie weiter:

„Von der Höhe? — Einmal war ich auch sehr hoch, sehr — hoch — — mit dir! Weißt du noch?“

„Ja.“ —

„Da kamst du zu mir und sprachst zu mir. Du sagtest so viel, aber ich weiß nicht mehr, was es war. Doch damals verstand ich dich. Ich tat, was du wolltest — denn du sagtest, du würdest mich mit dir nehmen — noch höher hinauf! Da gab ich dir alles, was ich hatte, und du nahmst es. Dann sprachst du, ich solle dir folgen. Und du stiegst hinauf und ich folgte dir. Immer höher, höher und du schrittest so schnell. Meine Beine wankten und meine Füße schmerzten. Aber du sagtest, ich müsse dir folgen. Da zerbiß ich mir die Lippen und überwand die Schmerzen und schritt weiter. An den Felsen zerbrachen mir die Nägel und meine Knöchel stießen sich blutig an den Steinen. Als es wieder Abend wurde, da war mir, als ob ich Blei in den Gliedern trüge und ich konnte nicht mehr weiter. Aber du sagtest, ich müsse dir folgen. Da schleppte ich mich weiter — höher — hinauf, bis ich auf das Moos sank. Kamst du und sagtest, ich dürfe nicht ruhen und rissest mich auf. O, es sei keine Zeit und der Weg sei so weit noch, so weit. Und ich taumelte noch ein paar Schritte in die Höhe, dann brach ich wieder hin. Du aber sahst, daß ich nicht mehr konnte. Und wie ich dich bat, mich ein wenig ruhen zu lassen und mit mir zu ruhen, da riefst du: „Nein! — Nein! Ich darf nicht rasten!“ und nahmst mich hoch auf den Arm und warfst mich in die Felsschlucht hinunter!“

Ihre Brust ging hoch; sie schwieg. Da frug er:

„Und da fielst du hierhin?“

Sie sah ihn groß an, schlug eine helle Lache an.

„O, nein!“

„Ich fiel, fiel hinab. Aber nicht weit. Fing mich jemand auf, oben auf einem Felsvorsprung und der nahm mich zu sich, behielt mich. So lange er mochte. Dann stieß er mich hinab, wie — du — es getan.

Und ein wenig tiefer fing mich ein anderes auf. Begrüßte mich mit Küssen und stieß mich fort — mit Fußtritten. So hatten mich viele, und stießen mich alle tiefer, immer tiefer. Bis ich hier unten hinfiel!“

Sie blickte ihn voll an:

„Nun kann ich nicht mehr tiefer fallen!“

Er wandte den Blick; frug dann:

„Und hier bist du nun einsam?“

Sie lachte ihm schallend ins Gesicht:

„Einsam?! — Hier bin ich nie allein! Dort hinaus“ — sie wies mit der Hand zurück — „geht die Landstraße — nur einen Steinwurf weit. Ha! ha! Ich bin nie allein! — Kommen die Wanderer, ha, ha, armselige Wanderer mit krummen Rücken und wunden Füßen, hohläugig, häßlich und gierig — — und jeder will trinken. Jeder bezahlt mir den Trunk und ich reiche ihn jedem, verstehst du — — jedem!“

Ihre Stimme war leidenschaftlich erregt. Plötzlich brach sie ab, schritt auf ihn zu, legte ihm die Hände auf die Schultern.

„Nur — dir — nicht!“

Sie schwiegen beide. Aber er hielt ihren Blick aus und sie fühlte, daß ihre Beschimpfung an ihm abglitt. Sie zitterte und ließ die Arme sinken.

Da sagte er:

„Komm mit.“

„Wohin?“

„Auf die Höhe!“

Sie starrte ihn an, begriff ihn nicht. Er wiederholte es:

„Komm mit!“

Ihr war, als ob sie aus langer Betäubung erwache. Oder: als ob sie in eine neue fiele.

Sie stürzte vor ihm nieder, umfing seine Kniee:

„Mein Herr!“

Er hob sie auf die Arme und ging mit ihr voran. Hinter der Felskante öffnete sich die Schlucht, da lag die Landstraße. Langsam fiel der Berg zu ihr herab.

Er trat hinaus und schritt dem Berge zu. Aus den Bäumen erklang es wie ein höhnischer Zuruf, dann wie vielstimmiges, wieherndes Gelächter. Sie zuckte zusammen, aber er achtete nicht einmal darauf. Er ging rüstig weiter in der hellen Nacht, den Berg hinauf.

Anfangs spürte er die Last nicht, er war froh, seine Kraft fühlen zu können. Ihr Körper schien ihm wie eine Feder so leicht. Als der Pfad sich verlor, schritt er aufs geratewohl höher, zertrat die Dornbüsche, die ihm den Weg verlegen wollten, bog mit der freien Hand die Baumzweige zurück, die ihr ins Gesicht zu schlagen drohten. Oft stieß er auch einen schweren Stein zur Seite, um fester im Geröll Fuß fassen zu können.

Aber allmählich fühlte er ihre Schwere. Er blieb einen Augenblick stehn, nahm sie von dem rechten auf den linken Arm. Besonders, wenn er klettern mußte, wenn er mühselig mit einer Hand sich an vorspringende Steine klammerte, drückte ihn ihre Last. Er gab nicht nach, biß die Zähne aufeinander und stieg weiter.

Sie merkte wol, wie er keuchte. Aber sie sah ihn

an — die zusammengezogene Stirne, den streng geschlossenen Mund — und sie wagte nicht zu sprechen. Immer schwieriger wurde der Aufstieg und immer schwerer hing ihr Körper an seiner Brust. Es kam ihm vor, als ob ein schweres Mühlrad ihm um den Hals hänge, seine Muskeln drohten zu springen. Ihre Schwere war seine Schwäche. Und ein Gefühl grenzenloser Wut überkam ihn, er haßte seine Schwäche und haßte sie, die ihm diese Schwäche offenbarte. Er hätte sie erwürgen mögen! Sie erriet seine Gedanken. Und plötzlich, unvermittelt, an gefährlichster Stelle der glatten Wand — sein Knie ruhte auf einem schmalen Felsen, mit der Rechten hielt er sich an einem Dornbusch — richtete sie sich auf, schlug ihm mit der Faust ins Gesicht.

„Laß mich los," schrie sie, „ich will nicht mehr!"

Ihr Widerstand belebte seine Kraft. Er preßte sie an sich, als ob er sie zerbrechen wolle. Der Schmerz beruhigte sie auf der Stelle, war ihr wie eine Woltat. Und leise frug sie ihn:

„Was willst du von mir?"

Er antwortete nicht.

„Liebst — du — mich?"

Er wollte, daß sie schweigen solle, ihre Stimme ermüdete ihn. Auch fühlte er, daß sie sich jetzt doch noch losreißen würde, wenn er nein sagte. Er haßte sie, hätte sie anspeien mögen und doch sprach er:

„Ja — ich liebe dich."

Sie wußte, daß er log, aber sie beugte sich seinem Willen. Sie sog sich voll Luft, um sich leichter zu machen, griff auch mit den Händen zu, um ihm das Klettern zu erleichtern. Apathisch, maschinenmäßig, schleppte er sie weiter: ein Sklave seines Willens.

Endlich waren sie oben. Die rote Haide glühte und die Mitternachtssonne stand immer noch über dem Meer. Sie trat leicht auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Brust.

„Nun?" frug sie.

Er stand vor ihr, verwirrt, nicht ein Wort konnte er finden, aber sie quälte ihn weiter:

„Jetzt — sind wir oben — was willst du tun?"

Er schwieg, vermochte kaum zu denken.

Und wieder:

„Liebst — du mich?"

Diesmal wartete sie nicht einmal eine Antwort ab. Ihre Stimme schlug plötzlich um, es war, als ob sie mit einem Diener spräche.

„Geh, hol Reisig; mich friert."

Er ging. Sie aber trat mit langsamen Schritten über die Haide, gradaus, dem Meere zu. Stand am Abhang, unbeweglich, mit verschränkten Armen.

Er trug dürres Holz und Laub herbei, warf es neben ihr auf.

„Viel mehr," rief sie, „viel mehr!"

Da ging er neues Reisig suchen. Von allen Seiten schleppte er es her, schichtete es kunstgerecht auf. Nicht die Hand rührte sie, um ihm zu helfen, immer wieder schickte sie ihn fort:

„Mehr! immer noch mehr!"

Und der Haufen wuchs und wuchs, es war ein kleiner Hügel über der höchsten Fläche.

„Zünde ihn an!" rief sie.

Da nahm er einen langen Kienspahn und legte Feuer an. Das dürre Laub knisterte und die Hölzer bogen sich und brachen. An allen Seiten brach das Feuer durch.

Sie streckte beide Arme darnach aus. Schritt voran, stieg langsam auf den Scheiterhaufen. Hochaufgerichtet stand sie oben, wie eine Priesterin, den Oberkörper zurückgelehnt, die Arme weit vorgestreckt.

„Trag Holz herbei!" rief sie, „mehr Holz noch! Fach das Feuer an!!" Er warf alles Reisig, das noch verstreut herum lag, hinauf, auch große Harzklumpen, die die Flammen hoch auflecken ließen. Der ganze Haufen brannte, nur die Mitte, wo sie stand, war noch frei vom Feuer. Ab und zu leckte eine Flamme mit langer Zunge über ihre Füße, aber gleich wieder kroch sie zurück. Es war, als ob diese roten Schlangen sich scheuten, ihre Priesterin zu versengen.

Da rief sie ihn her und er trat ganz nahe an das Feuer, dicht vor sie.

„Du — ich danke — dir."

Sie sah seinen fragenden Blick und fügte hinzu:

„— Weil — ich — oben bin, — auf der Höhe —"

Dann zog sie eine lange Nadel heraus, die ihr Gewand über der Schulter zusammenhielt. Das Tuch fiel herunter, entblößte ihre Brust; da stieß sie zu, bis an den Knopf drang die Nadel ins Herz. Lautlos sank sie in die Flammen.

Und als ob Schlangen nun die Furcht vor ihrer Herrin verloren hätten, züngelten sie plötzlich von allen Seiten gierig herauf. Reckten sich hoch und leckten, wie eine große Fackel, zum Himmel hinauf.

Er aber stand und lauschte der roten Musik der Flammen, die ihm von der ewigen Erlösung sang. Und ihm war, als ob die Seele dieses zertretenen Weibes ihn mit sich emporhöbe, weithin, weithin, in ferne Höhen, von denen er noch niemals geträumt hatte.



Collegium subterraneum.

Von **Multatuli.**

Aus dem Holländischen von **Wilhelm Spohr.** *)

Der Präsident ersuchte den Sekretär, das Protokoll von der letzten Versammlung zu verlesen. Das alte

*) Bemerkung d. Uebers.: Die hier veröffentlichten drastisch-phantastisch-wissenschaftlichen Erfahrungen hat Multatuli seiner Fancy zu verdanken. Diese Fancy war ein merkwürdiges Frauenzimmer, das die bedenklichste Rolle im Leben des Autors spielte. Ihr Name sagt alles. Die himmlische Tochter inspirierte ihn zum Höchsten, sie ließ ihn gut, kühn und klug sein, und der Schimmer ihres Wesens liegt noch auf den Werken des Dichters. Doch manchmal entäußerte sie sich selbst und nahm Menschgestalt an, liebliche Menschgestalt, und das brachte den Dichter in Verlegenheiten — in Dichterverlegenheiten. Doch bei dem Fall, den ich hier zu erzählen habe, geht es glimpflicher zu. Multatuli besichtigte einst die Ruine Sonnenberg bei Wiesbaden, bestieg auch den Turm, den Kaiser Adolf von Nassau hier erbaute, guckte im Erdgeschoß sehr neugierig in ein Loch im Boden, das durch eine Fallluke abgeschlossen war — ein sicherer Aufbewahrungsort für Gefangene. Dabei trieb nun Fancy wieder ihr neckisches Wesen: ein kräftiger Schubs, und hinein flog er in das finstere Loch, damit er die Wahrscheinlichkeitsrechnung dort unten erlerne, um später mittelst derselben im Spielsaal zu Wiesbaden zu viel Geld für seine hochfliegenden Menschheitserlösungspläne gelangen zu können. Viele Klafter tief unter der Erde fand er sich im Reiche der Gnomen wieder, wo der alte Kaiser Adolf „Meister" war, neben sich LOGOS, die eigentliche Seele vom Geschäft — vom ewigen Werdeprozeß der Dinge. Meister Adolf führt ihn in sonderliche Wissenschaften ein, als da z. B. sind die Monarchologie und die Demologie, und mittelst des Paßworts „Alles ist in Allem" erlangt er auch Zutritt zu dem gelehrten unterirdischen Colleg, dessen Verhandlungen wir hier kennen

Gnomchen, das die Funktionen eines Geheimschreibers erfüllte, kam dem nach, und ich kriegte also zu wissen, mit welchen merkwürdigen Dingen die unterirdischen Männchen sich beschäftigt hatten, lange ehe ich daran dachte, sie zu besuchen. Die behandelten Gegenstände waren meist haushälterischer Art. Selbstverständlich spielte die Oekonomie des Eisens darin eine Hauptrolle. Ein Gnom, der als Inspektor auf die Kruste gesandt war, erstattete einen ausführlichen Rapport über den zunehmenden Verbrauch von Stahlfedern, wovon er ein Exemplar zur Besichtigung mitgebracht hatte. Das Ding ging herum, und jeder sagte was darüber. Als es zu mir kam, tat ich mein möglichstes, es mit geheucheltem Interesse zu beschauen, und vorsichtig, als hätte ich Furcht, etwas an dem kostbaren Gegenstand verderben zu können, überreichte ich es meinem Nachbarn. Ich wollte nämlich die guten Kerlchen, die es so wichtig hatten mit der eroberten Kuriosität, nicht merken lassen, daß ich eigentlich so einem Instrument nicht viel Wert beilegte. Die Freude meiner Gastherren kam mir einfältig vor, und ich fing an, für einen schlechten Ausfall meiner Studien zu fürchten. Doch diese Stimmung änderte sich einigermaßen, als ich die Benennung hörte, unter der die eingeführte Rarität ein Plätzchen im unterirdischen Museum erhalten sollte. Das Männchen, das die Feder mitgebracht hatte, sagte, daß es ein Werkzeug sei, womit man vor oberflächlichen Zuschauern seine Gedanken verbergen könne, und mit Hilfe dessen oberflächliche Denker sich in mancher Augen den Schein geben könnten, als hätten sie Gedanken. Der Vorsitzende dankte dem Eifer des Gnomen, der solch ein kostbares Gedenkstück menschlicher Industrie heruntergefördert hatte, und es wurde mit Gesamtheit der Stimmen beschlossen, reichlich Vorsorge zu treffen für den Bedarf an dem Metall, woraus solche nützlichen Sachen verfertigt werden könnten.

Auch das Blei kam an die Reihe. Die Versammlung votierte ein mißbilligendes Urteil über die Vergeudung der Menschen. Es wurde bei dieser Gelegenheit eine Statistik aufgewiesen, aus der man ersehen konnte, wie die eigentliche Heldenhaftigkeit sich offenbart in Fehlschießen und Nichtgetroffenwerden, welche beide Verdienste sich zusammenfassen lassen, in die Kunst des Distanzbewahrens und Ausreißens.

— Sie scheinen da oben zu meinen, daß wir hier unten das Metall für die Katz haben, sagte der Vorsitzende murrend. Der Meister war mit seinem Bastardvetter Moritz von Sachsen übereingekommen, daß er uns die Toten liefern sollte gegen ihr Gewicht in Blei, und gegenwärtig nehmen sie zweihundertzweiundsiebenzig Pfund pro Mann. Ich glaub's gern, daß sie über Uebervölkerung klagen. Ist das ein Haushalten!

Nach einiger Diskussion über diesen Gegenstand wurde beschlossen, eine erhöhte Dosis mephitischer Dämpfe und Anleitungen zur Verfälschung von Lebensmitteln nach oben zu senden, um durch Konkurrenz den Krieg zu etwas mehr Eifer zu zwingen.

Hierauf kamen die Abhandlungen an die Reihe. Die Anzahl der eingeschriebenen Redner war sehr groß, und ich muß sagen, daß es mir ungeachtet meiner Begierde, etwas über die Spielbanken zu erfahren, beklommen zu Mute war. Reden nämlich . . .

„Weshalb reden Sie dann?" rief man Emile de Girardin zu, als er einmal sehr viel Worte gebrauchte, um zu beweisen, daß Worte nichts wert sind.

Ich habe dem Leser ein sonderbares Geständnis zu machen. Von Kindesbeinen an ist es mir unmöglich, eine Abhandlung oder Predigt bis zu Ende mit Aufmerksamkeit anzuhören, und ich finde also, daß Emile de Girardin entschieden unrecht zu haben begann, als er darlegte, daß er recht hätte . . . welchem ich übrigens vollkommen zustimme.

Wer länger oder anders spricht, als es mit den strikten Forderungen des Diskurses übereinstimmt, wird schläfrig und erweckt Schlaf . . . oder schlimmeres. Ja, schlimmeres! Die Greuel, die auf diesem Gebiete täglich verübt werden, sind himmelschreiend, ohne jede Vergleichbarkeit mit dem gesundheitsfördernden Kriege, der so viel Menschen am Leben erhält. Von diesen Greueln ein Beispiel, Leser.

Ein gewisser Tyrann hatte einen Feind, den er aus dem Wege räumen wollte. Er schickte seine Knechte aus, einzeln oder alle zugleich, doch sie kamen unverrichteter Sache zurück. Dolch und Gift schienen keine Wirkung zu haben auf die zähe Natur dieses bösen Widersachers. Das Rädern ging ihm nicht im mindesten nahe, und als er zwischen zwei Brettern in allen möglichen Richtungen zersägt worden war, fügten sich die Stücke wieder aneinander, als wenn nichts passiert wäre. Unser Tyrann klagte, daß er schlecht bedient würde, und ließ, um den Eifer seiner Höflinge anzufeuern, von seinem Hofpoeten eine Ode auf den sinnreichen Phalaris machen. Augenblicklich wimmelte das Land von kupfernen Stieren, worin der Alp des guten Königs gebraten wurde. Ohne daß es etwas half, leider! Denn die einzige Klage, die die Delinquentin hören ließ, war, daß sie sich zu erkälten fürchtete — ich habe versäumt, dir zu sagen, daß der zu ermordende Feind eine Feindin war — und einmal sogar kam sie, nachdem sie gebacken war, halb erfroren zum Vorschein. Ein Weiser schlug vor, sie auszuhungern, und auch dies Mittel erprobte man, doch das Ergebnis blieb dasselbe. Sie schien an das Hungerleiden von altersher gewöhnt zu sein, und weit entfernt, das Leben aufzugeben, begann sie, nachdem sie sehr lange Zeit nichts als Enthaltung genossen hatte, über alle Maßen fettleibig zu werden. Unser Monsieur Tyrannos war ratlos, und lobte drei Königreiche aus für einen passenden Martermord.

Ob der Preis kontant bezahlt wurde, ist mir unbekannt geblieben, doch bezahlt ist er. Ein genialer Henker hat die Delinquentin zu Tode verhandelt. Sie hieß Demokratie.

Der sehr intelligente Leser wird begreifen, wie unangenehm mir, der ich die Geschichte sothaner bösartiger Exekution erst unlängst in einem Volksblatt sich abspielen sah . . . wie unangenehm mir die Voraussicht war, eine derartige Methode vielleicht auf meine geliebte Wahrscheinlichkeitsrechnung angewendet zu sehen. Es schien, daß diese Furcht auf meinem Gesicht zu lesen war, wenigstens einer der Teilnehmer von der Versammlung brachte mich ungefragt zur Ruhe. Er versicherte mir, daß die Referenten in der Unterwelt niemals vorher angäben, in wieviel Teile die Hörer ihre Aufmerksamkeit zu zerlegen hätten, und auch, um

lernen. Alle Gnomen sind in graue Kittelchen gekleidet und jeder trägt eine Unschlittkerze auf dem Kopfe. Verraten sei noch, daß Multatuli die dort unten gesammelte Wissenschaft unter Verbrüderung mit der Wahrscheinlichkeitslehre sich wirklich zu nutze machen konnte, indem er viel Geld gewann, womit er seine Schulden bezahlte, und indem er die „Millionen-Studien" schrieb, in denen die unterirdische Versammlung beschrieben steht, von deren merkwürdiger Tagung der geneigte Leser nun Kenntnis nehmen möge.

die Sprecher sich selten an den Text hielten. Hieraus entspringt, sagte er, daß das Auditorium fortgesetzt durch diese oder jene überraschende Wendung wachgerüttelt wird. Da obendrein die Nutzanwendung manchmal voran, manchmal in die Mitte gestellt würde, und man nur ausnahmsweise die Abhandlungen damit beschlösse, so könne niemand im voraus wissen, in welchem Augenblick er überzeugt sein müsse, bewegt, begeistert oder dergleichen, und man wäre also wol oder übel genötigt, sich dafür fortwährend bereit zu halten. Auch geschähe es oft — und dies würde heut abend wahrscheinlich der Fall sein — daß die Vorlesung durch Experimente lebendig gemacht würde. Nun, ich merkte auch gleich darauf, daß dies die lautere Wahrheit war.

Der erste Redner nämlich, der auftrat, hatte ein Bündel junger Leute in der Hand, die er neben seinem Zuckerwasser niederlegte. Das vorgeschriebene Thema seiner Abhandlung war: Genaue Untersuchung, ob deutsche Badeplatz-Kellner Menschen sind.

— Siehst du, sagte mein Nachbar, da mußt du wol wach bleiben. Wahrscheinlich schneidet er sie auf, und wer würde das nicht sehen wollen?

Ich muß sagen, daß der Gegenstand mich besonders interessierte, vor allem, da ich gerade durch die große Gegensätzlichkeit desselben zu dem, was ich hier anstrebte, genötigt wurde, nach dem Zusammenhang zu suchen, der denn auch schwer genug zu erfassen war, um mich durch einige Anstrengung wach zu halten. Der geehrte Redner behandelte, im Anfang doch methodischer, als ich gefürchtet hatte, den Kellner nach aus- und inwendigen Eigenschaften. Ohne meinerseits Anspruch auf Genauigkeit zu machen — es gibt Beispiele, daß die Reporterschaft allernachteiligst wirkt auf Geist und Urteil, und da ich noch kein Chefredakteur an einer Zeitung bin, kann ich diese Dinge nicht missen — will ich einen Teil seines Vortrags dem Leser zum besten geben. Wer Wolwollen besitzt, denke sich eine Illustration dazu.

Der Referent löste das Band, womit er seine Studienexemplare wie ein Bündel Sprotten zusammengebunden hatte, nahm eins davon zwischen Daumen und Zeigefinger, und demonstrierte:

— Rock . . . schwarz, wie beim Menschen. Die Schlippen aufhebbar . . .

Er fügte dem Wort die Tat hinzu, und zeigte das Hinter- Unter- Mittelteil seines Modells den erstaunten Blicken der Zuschauer, die einstimmig ausriefen: 'n Mensch, 'n Mensch, akkurat 'n Mensch!

— Sachte etwas, verehrte Zuhörer. Wahre Wissenschaft übereilt sich nicht. Schlagt mal drauf.

Die lernbegierige Menge machte von der freundlichen Nötigung ergiebig Gebrauch. Und: „er schreit . . . er schreit!" klang es durch das Gewölbe.

— Ja, er schreit . . . wie ein wesentlicher Mensch. Sehen Sie nun hier mit Andacht das weiße Vorhemd, die Weste, diese Tuchnadel, diese Uhrkette . . .

„Ein Mensch, 'n Mensch!"

— Hm . . . das werden wir sehen! Betrachten Sie diese blonden Haare, gesättigt von Schmiere, und mit Sorgfalt gescheitelt an der linken Seite . . .

„Ein Mensch, 'n Mensch'"

— Möglichkeit, sehr geehrte Zuhörer, ist noch keine Wahrscheinlichkeit, oder wenigstens nicht immer das wahrscheinliche. In jedem Fall ist es keine Sicherheit. Hüten wir uns also vor unwissenschaftlicher Uebereilung. Der Gegenstand, den ich die Ehre habe Ihnen vorzuzeigen, besitzt noch mehr Eigenschaften, die den oberflächlichen Betrachter glauben lassen könnten, daß wir es hier in der Tat zu tun haben mit einem Exemplar von der verehrten Rasse, die heute abend durch eins seiner ausgezeichnetsten Glieder in dieser Versammlung vertreten ist . . .

Dieser Gnom war so dumm nicht!

— Nase, Mund, Ohren, das Bärtchen, diese Knebel . . . alles genau wie beim Menschen, fuhr der Redner fort . . .

Um auch weiterab Sitzenden Gelegenheit zu geben, sich hiervon zu überzeugen, drehte er seinem armen Kellner den Kopf ab und warf ihn in den Saal. Das lernbegierige Publikum betrachtete den Kopf andächtig, und sie hielten ihn neben den meinen. Die Aehnlichkeit schien besonders auffallend, denn alle riefen wieder um die Wette: 'n Mensch, 'n Mensch!

— Sehen Sie, geehrte Zuhörer, wenn wir den Arm entblößen, bemerken wir, daß er geimpft worden ist, und in seiner linken Hosentasche finden wir einen Taufschein . . .

„Ein Mensch, 'n Mensch!"

Der Redner, hierauf ein zweites Exemplar aus seinem Bündel nehmend, kniff drei, vier Sprachen aus . .

Ein Mensch, 'n Mensch!" schrieen wieder alle.

— Sie sehen, geehrte Zuhörer, nach dem Wegkneifen dieser Sprachen ist das Männchen schlapp und und tot. All seine Lebensgeister bestanden in der Angewöhnung, bestimmte Dinge auf dreierlei Weise anzusprechen. Er konnte ‚chou', ‚Kohl', ‚Kraut', ‚cabbage' und ‚hazepeper' sagen.

Wir wollen nun einmal die Dinge von innen uns ansehen.

Blut . . . rot . . . ·

„Ein Mensch, 'n Mensch!"

— Muskeln, Nerven, Sehnen . . .

„Ein Mensch, 'n Mensch!"

— Bis hierhin, ja. Doch was sehen wir weiter? An Stelle von Herz, Nieren und Eingeweide . . .

All die Männlein wurden nun aufgeschnitten, und die Gegenstände, die zum Vorschein kamen, machten eine kuriose Sammlung aus. Man fand Kreuzer, Francs, Shillings, Gulden, Stücke Zucker . . .

Das alles fand ich so merkwürdig nicht, doch bei der weiteren Sektion kamen Dinge ziemlich anderer Art zu Tage. Ich begreife gleichwol, daß der Uebergang nicht allen Zuhörern so schnell ins Auge fiel als mir. Da waren Rechenfehler, Faulheit, Eigennutz, Anmaßung, Galle, Mißgunst, Neigung zu Spekulation auf . . . dies und jenes, Chikanen, Plaidoyers, Statuten von Friedensbünden, Verrücktheit, Kataster- und Agrargesetze, Philanthropie, Woltätigkeiten, Schwatz-, Schreib-, Ehr-, Hab- und andere Süchte, ja, bei einigen fand man sogar nichts. Das waren die dicksten.

Die Versammlung begann schon lauer an der Meinung festzuhalten, daß solche Kellner unter die Menschen geordnet werden könnten, und ich hörte hier und dort etwas murmeln über Spottformen.

Der Redner gab hierauf eine ausführliche Beschreibung von den Qualitäten, die den wahren Menschen kennzeichnen, und gerade in dem Augenblick, wo man die Schlußfolgerung erwartete, daß demgemäß die diesem nicht entsprechenden deutschen Badeplatz-Kellner keine Menschen seien, erzählte er auf einmal, daß er dies nicht versichern könne, weil er in Ermangelung

einer genügenden Anzahl von Kellnern an anderen Exemplaren demonstriert habe, die, wie er meinte, für seinen Zweck genügend Kellnern glichen: Kaufleute, Bankiers, Staatsmänner, Advokaten, Schriftsteller u. s. w.

Das hätte ich wissen sollen! Es begann mich zu ärgern, daß ich nicht in einer der vordersten Reihen gesessen hatte, als er zu Anfang seiner Rede die Empfindlichkeit seiner Modelle einer öffentlichen Probe unterwarf.

Der Sprecher trat ab, nachdem er mitgeteilt hatte, daß er bei einer folgenden Gelegenheit seine Kräfte an dem Problem versuchen würde: ob ein Mensch Kellner sein könne. Was er bei dieser Gelegenheit ausschneiden wird, weiß ich nicht.

Hierauf gab einer der Quästoren Befehl, die gebrauchten Studienexemplare wegzufegen und sie nach einiger Reparatur wieder auf die Kruste und an ihre Arbeit zu setzen, was auch so gut wie möglich besorgt worden ist.

Es trat nun ein anderer Sprecher auf, der uns einlud zu einer Betrachtung des Weltalls. Scheinbar einigermaßen in Widerspruch mit seiner Versicherung, daß er nichts überschlagen würde, war dies Stück sehr kurz, da er sich beschränkte auf die Erklärung, das zweimal zwei ihn vier dünke. Von dieser Grundwahrheit, sagte er, hingen alle anderen Dinge ab. Der Enthusiasmus der Versammlung bei dieser bündigen Sachbehandlung war unbeschreiblich.

Der Gnom $^0/_0$, der für den arithmetischen Teil der Sitzung berufen war, verzichtete aufs Wort, „weil der geehrte Sprecher, der soeben die Tribüne verlassen habe" und dem er bei dieser Gelegenheit den Ehrennamen ‚Weltallmännlein' zuerkenne, ihm das Gras vor den Füßen weggemäht habe. Etwas Aehnliches erklärten die Kobolde Halb-Dreizehn, $317^1/_2 \times 2$ und eine Anzahl von anderen, so daß mir ein Schreck durch die Glieder fuhr bei der Befürchtung, daß auch meine geliebte Wahrscheinlichkeitsrechnung so peremtorisch behandelt werden würde. Diese Gnomen sind sonderbare Geschöpfe, von denen alles zu erwarten ist, weil sie nun einmal die Gewohnheit haben, einen fortwährend mit dem Unerwarteten zu necken. Ich hoffte also, daß meine begründete Furcht sich als unbegründet erweisen würde, worin ich mich schon wieder täuschte. Als hätten die Kerlchen meine Angst bemerkt, schienen sie darauf aus zu sein, diesmal gerade das zu tun, was ich auf Grund des Vorausgegangenen zu erwarten hatte, und dessen ich mich also nicht versah. Ich wurde nämlich nun zum aufmerksamen Zeugen der Beredtheit von a^2 gemacht, der unter jubelnder Zustimmung der Versammlung versicherte, daß alle Wahrheiten sich auflösen in den Satz, daß zwei mal zwei gleich vier ist.

Eins der anwesenden Mitglieder hatte nicht mitgejubelt. Man teilte mir mit, daß es ein heftiger Gegner des Vorredners sei. Ich hörte mit großer Genugtuung, daß er das Wort verlangte, und zwar für eine persönliche Bemerkung.

— Wie heißt das Mitglied? fragte ich.

— Nun wirst du was hören! Er ist wütend auf den andern. Nord und Süd, Welf und Ghibelline, Glaube und Gut, Wohltätigkeit und Recht, Volksglück und Politik, Mut und Kriegskunde können einander nicht ferner stehen als er a^2 . . .

— Ich will das alles wol glauben, doch wer ist es denn?

— Nun, der berühmte — a^2. Scht . . . da beginnt er!

Ich holte Atem. Den Widerspruch der Meinungen gewohnt, der auf unserer kleinen Welt seit Jahrhunderten so ungeheuer viel Licht verbreitet, kam mir die Einstimmigkeit von diesen Gnomen etwas flau und unehrlich vor. Ich empfand Bedürfnis nach Reibung und Widerspruch, und Freund Minus a^2 würde nun dafür sorgen. Mich dünkte, daß er das seinem Namen schuldig sei.

— Sehr geehrte Zuhörer! Der Stümper, der da soeben von der Tribüne heruntergehumpelt ist . . .

— Aber hören Sie, flüsterte ich, der Sprecher ist unhöflich.

— Negativ, Mensch, negativ! Gleich wird er grob sein . . . auch negativ. Multipliziere das mal. Das Resultat ist positiv human . . . wie ihr das auf der Kruste nennt.

Der negative „a zur zweiten Potenz" fuhr fort.

— Der positive Stümper, der Ihnen den Bären aufbinden wollte, daß zwei mal zwei gleich vier sei, hätte besser gethan, seine Unwissenheit zu verbergen, als daß er sie so unverschämt dem Licht unserer Unschlittkerzen bloßstellte. Die wahre vier besteht aus minus zwei mal minus zwei. Und darauf beruht alles, was besteht. Ich habe gesprochen.

An den unterschiedlichen Arten, wie diese Abhandlung aufgenommen wurde, erkannte ich, daß die Versammlung in zwei Parteien gespaltet war, die Negativisten und die Positivisten. Als ich dies bemerkte, war mein erster Gedanke, ob vielleicht Auguste Comte sich im Saale befinde. Doch mein Nachbar sagte, daß die Gnomen vollkommen bei Verstande wären, wenn es zuweilen auch anders schiene. Ich suchte also nicht länger.

Es kam mir sonderbar vor, daß — a^2 von einer „Persönlichen Bemerkung" gesprochen hatte, und ich vernahm auf Ersuchen um diesbezügliche Aufklärung, daß dies die Art und Weise sei, wie man zu erkennen gibt, daß man nicht abwarten kann, bis man an der Reihe ist. Dieser gute — a^2 war unter den letzten Rednern eingeschrieben, doch wegen der „Persönlichen Bemerkung" hatte man ihn einige hundert Nummern höher 'rauf geschoben.

Als dieser Zwischenfall erledigt war — die Gegner schienen nach dem Verlassen der Tribüne durchaus nicht mehr feind — kam der Gnom: 7 : 22 an die Reihe.

Dieser beklagte sich über seine inkomplette Konstitution, doch erklärte, daß ers nicht helfen könne. Zwei mal zwei wäre nun einmal vier, und also müsse man mit seiner mangelhaften Existenz, „die, wie alles andere, auf dieser Grundwahrheit basiert sei", vorlieb nehmen.

Mit einem herzlichen Applaus gab die Versammlung zu erkennen, daß sie daran keinen Anstoß nehme.

Der nun folgende $^{113}/_{355}$, obschon er einigermaßen besser gepflegt aussah als sein Vorgänger, hatte gleichwol mit diesem einen ins Auge fallenden Familienzug gemein. Auch seine Rede ähnelte der Abhandlung des vorigen wie eine Schwester oder mindestens wie eine Cousine. Es würde viel besser um ihn stehen, versicherte er, wenn zwei mal zwei nicht vier wäre. „Diese Grundwahrheit jedoch, verehrte Zuhörer, woraus alle Erscheinungen sich ableiten, müssen wir respektieren."

Eine dritte Zirkelquadratur, mit einem Namen, deren Ziffernanzahl genügen würde, um eine Kriegsentschädigung in Pfennigen auszudrücken, erzählte ungefähr dasselbe. „Ich kenne und betraure meinen

Mangel, also wehklagte er, aber Sie wissen, daß zwei mal zwei . . .

Nun ja, das wußten wir.

Logarithmos betrat hierauf die Tribüne, ein nettes, behendes Männchen. Er sagte, er fühle sich durch ganz persönliche Dankbarkeit zu der Erklärung gedrungen, daß zwei mal zwei gleich vier sei. „Sollte ich diese Grundwahrheit, der ich meine Existenz zu danken habe, nicht loben? Verehrte Zuhörer, ich thue es hiermit, und habe gesprochen.“

Hierauf folgten ähnliche Bezeugungen von Binomium, π, Magnet, Deklination, Strahlenbrechung, Elektron, Donner, Hagel, Affinität, Nervenleben, Instinkt.

Alles und jeder sagte dasselbe.

Alle diese Homunkelchen und viel mehr noch versicherten, daß zwei mal zwei gleich vier sei, und daß auf dieser Grundwahrheit alles beruhe. Hieraus könnten nach ihrer Meinung sowohl die seltsamsten wie die uns einfacher vorkommenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Moral, der Welt- und Menschheitsgeschichte, der Staats- und Naturkunde, der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie, des Handels . . . alles mit einem Wort, mit der größten Leichtigkeit erklärt werden.

Kann schon sein! Doch ich wollte gern etwas von der Wahrscheinlichkeitsrechnung wissen. Nicht ohne Spannung sah ich also einen Sprecher auftreten, der mir als Spezialität in diesem Fache bezeichnet war. Er hieß Huyghens, de Gelder, Lobatto, Gauß oder sonstwie. Vielleicht auch war sein Name Leibniz oder Descartes. Man sagte mir, er wäre Direktor einer unterirdischen Assekuranz gegen unregelmäßiges Abweichen der Kompaßnadel. Endlich werde ich etwas hören, das mich angeht, dachte ich, denn ich begriff, daß ich in meinem Lieblingsstudium es mit Abweichungen zu thun haben würde. Ich spitzte meine Ohren:

— Die Wahrscheinlichkeitsrechnung, verehrte Zuhörer, ist die einfachste Sache von der Welt. Sie beruht auf der Grundwahrheit . . .

Leser, nimmst du es mir übel, daß ich unzufrieden zu werden begann? Und daß diese Unzufriedenheit in Wut überging, als dieser Strabbe, Adam von Linz, Bartjens, Aristoteles, oder wie sonst dieser Kerl geheißen haben mag, anfing und endigte mit der These, die du nun wohl einigermaßen kennen wirst?

Doch verbiß ich meine Unzufriedenheit, weil nun Semi-ur an der Reihe war, das Kristallmännchen. Einer von meinen Nachbarn flüsterte mir zu, daß dieser Sprecher gewichtige Gegenstände zu behandeln hätte, und daß ich gut täte, andächtig zuzuhören. Nun, das tat ich.

— Unser verehrter Vorsitzender, also begann Semi-ur, hatte die Güte, mich damit zu betrauen, resumierend nochmals eine deutliche Erklärung von all den Dingen zu geben, die von den vorhergehenden Rednern behandelt wurden. Keineswegs etwa, weil meinen verehrten Amtskollegen, die diese Gegenstände ins Spezielle behandelten, vielleicht nicht ganz die Lösung ihrer Aufgabe gelungen wäre; nein, nur um noch besser, als es bisher geschehen ist, dem Begehren des sehr geehrten Menschen entgegen zu kommen, der diese Versammlung besucht mit dem Zweck, etwas zu lernen. Höchstwahrscheinlich sieht er, wie es die Art seiner Rasse ist, mit Verlangen einer gewissen Zusammenfassung des Verhandelten entgegen. Dies Verlangen ist zu erklären aus der Grundwahrheit . .

— Daß zwei mal zwei gleich vier ist, rief ich.

— Der Mensch hat es gesagt, fuhr Semi-ur fort. Um seinen Wünschen zu genügen, bringe ich in Erinnerung, wie sich uns erwiesen hat, daß das Eisenwerden, die Schöpfung, Stein-, Pflanzen- und Tierwuchs, das Leben, Krebs, Pest, Städtebau, Annexion von Fürstentümern, Prostitution, Geschichte, Politik, Liebe, Hoffnung, Furcht, Darwinismus, Millionen-Studien, Wahrscheinlichkeitsrechnung . . .

Allereinfachste Sachen sind, rief ich.

— Der Mensch hat es gesagt. All diese Dinge sind eins, gleichartig, homogen, einander erklärend, helfend, erzeugend, verursachend, folgend, erneuernd, vernichtend, verdrängend, ablösend, vervollkommnend. Sie sind: das Sein. Meine Aufgabe ist nun, diesen Zusammenhang zu erklären, und ich berufe mich nun zu diesem Ende auf das ewige Gesetz der Kristallisation. Die Kristallisation, sehr verehrte Zuhörer, ist . . .

— Die einfachste Sache von der Welt, rief ich.

— Der Mensch hat es gesagt. Diese einfache Sache nun beruht auf der ebenso einfachen Grundwahrheit . . .

— Daß zwei mal zwei gleich vier ist, schrie ich.

— Der Mensch hat es gesagt, wiederholte der Redner in unerschütterlicher Würde. Wir dürfen nun die Versammlung schließen in der begründeten Hoffnung, daß unser sehr verehrter Gast nach den so verständigen Unterbrechungen, womit er so wolwollend den gewichtigsten Teil meiner Aufgabe auf sich genommen hat, nun auch einsehen wird, wie alles in allem ist.

Der Hammer fiel, und ich saß in Unterhose und Schlafrock beim Frühstück in Nr. 32 des Hotels „Zum gelben Adler“ in Wiesbaden . . .

Uff!



Hartlebens Rosenmontag.*)

Von **Franz Philips**.

In dem Regiment, in welchem Hans Rudorff als Leutnant steht, sind zwei Vettern von ihm, die beiden Herren von Ramberg, Oberleutnants. Sie wachen, im Auftrag der gemeinsamen Großmutter, der alten Generalin, sorgsam über den jungen Verwandten, für den die alte Dame glänzende Zukunftspläne ausgesponnen hat. Diese Zukunft voller Reichtum und Wohlleben drohte sich der junge, schwärmerische und unverdorbene Mensch völlig zu verscherzen, indem er ein leichtfertig angeknüpftes Verhältnis mit einem reinen Mädchen ernst aufzufassen begann. Vor der schlichten Liebe der Gertrude Reimann hielt die aus der Umgebung angelernte Frivolität nicht vor; aus dem Scherz wurde heiliger Ernst; die unverdorbenen jungen Menschen vergaßen in ihrer Liebe die trennenden Standesschranken; in reiner, rechter Liebe, fanden sich ihre Seelen. Diese unverdorbene Jugendlichkeit wird den beiden zum Verderben. Als Hans auf vier Wochen nach Erfurt zur Gewehrfabrik abkommandiert wird, da beginnen die beiden standestüchtigen Vettern ihr verwandtschaftliches Rettungswerk. Paul und Peter von Ramberg kennen die einfache, ehrliche Art der beiden Liebenden und diese Kenntnis nutzen sie zu einer ebenso plumpen, als teuflischen Intrigue aus. Jetzt ist die Zeit gekommen, die langersehnte Verlobung im

*) Otto Erich Hartleben. Rosenmontag. Eine Offiziers-Tragödie in fünf Akten. Aufgeführt am Deutschen Theater den 8. Oktober 1900. Berlin.

Auftrag der Frau Generalin zu ermöglichen. Bei seiner Abreise hat Hans arglos den beiden Verwandten die Sorge um seine Liebste anvertraut, der harmlose Junge, der nicht wußte, wie gut es seine Vettern mit ihm meinten. Sie wissen die prächtige Gelegenheit wahrzunehmen. Als unfreiwilliger Helfer soll ihnen ihr Kamerad von Grobitzsch dienen. Sie wissen es so einzurichten, daß sie mit Gertrude Reimann einen Abend bei dem als Weiberjäger bekannten Offizier zubringen; Hans Geburtstag wollten sie mit ihr in der Wohnung des Kameraden feiern statt in Pauls Garten, wo man sich sonst getroffen hatte. War doch Grobitzsch auch ein Freund von Hans. Es wird auf Hans' Wol getrunken und immer wieder getrunken und dann weiß einer der sauberen Vettern dem armen Kind — sie sei doch ein verständiges Mädel — schonend beizubringen, daß ihr Hans sich verlobt habe, daß alles aus sein müsse zwischen ihr und ihm. Eine Ohnmacht ist die Folge, und als Traute wieder aufwacht, da sitzen die Herren am Spieltisch und lachen. Sie aber eilt hinaus und in ihrem Stolz verschmäht sie es, sich an den Geliebten mit Vorwürfen zu wenden. Die Vettern aber vollenden ihr Werk; sie teilen dem abkommandierten Verwandten schonend mit, daß Traute ihm — was liegt an so einem Mädel! — mit Grobitzsch die Treue gebrochen. Und sie wissen dafür zu sorgen, daß alle Welt die Geschichte erfährt, auch der Oberst. Hans kehrt zurück; aufs Tiefste verwundet meidet er Traute; in tollem Treiben sucht er Zerstreuung; die Folgen bleiben nicht aus; er muß Urlaub nehmen; zuvor aber hat er dem Oberst sein Ehrenwort gegeben, daß zwischen ihm und dem Mädchen alles aus sei. Das ist die Vorgeschichte des Stückes.

Mit der Rückkehr des Hans Rudorff von dem Urlaub setzt das Drama ein. Es ist kurz vor der Faschingszeit. An der Kasinotafel erörtert der Oberleutnant von Marschall, als maitre de plaisir, einen geplanten Faschingsscherz. In wenigen Zügen giebt uns Hartleben die ganze leichtfertige Lustigkeit einer rheinischen Garnison. Im folgenden weiß er in einer Bowlescene — die Rückkehr Rudorffs wird von den Vettern gefeiert — die Exposition des Stückes im großen und ganzen knapp zu geben. Wir erfahren den Grund des Urlaubs, aber noch bleiben wir im Glauben, daß Grobitzsch und Traute tatsächlich schuldig. Wir erfahren genau so viel, als zum Verständnis notwendig ist, aber auch nur genau so viel, unsere Spannung wird rege gehalten. Wir lernen Hans als eine poetische Natur kennen und erfahren seine Verlobung, die er selbst mitteilt. Als aber Grobitzsch einige Worte mit ihm gewechselt hat, kommt er doch auf die „alte Geschichte" zurück. Aber er weist die Erinnerungen ab, sein Freund Harold Hofmann hilft ihm in schlichter, ehrlicher Weise: „Tritt gefaßt", raunt er dem Freunde zu, als draußen das Kommando an die abrückende Kompagnie ertönt, indem er ihm die Hände auf die Schultern legt. „Hast du verstanden, Hans? Tritt gefaßt!" und „Ich hab es verstanden, Harold — ich hab es verstanden," antwortet Hans, den Freund umarmend.

Im zweiten Akt besucht der Schwiegervater den jungen Offizier und aus der Beichte, die dieser ablegt, erkennnen wir, was ihm Traute war. Aber es ist vorbei, überwunden. Am Rosenmontag wird der Schwiegervater wiederkommen und Hans' Kameraden die Braut vorstellen. — Hans hat die Ronde und als der Schwiegervater fortgegangen, wollen ihm einige Kameraden bis zum Rondengang Gesellschaft leisten. Während Hans seinen Schwiegervater begleitet, sind auch Harold und die beiden Vettern Rudorffs gekommen. Und in der Abwesenheit Rudorffs, da kann es einer der Vettern nicht verwinden, mit der geschickten Einfädelung der Verlobung zu renommieren, die Hans nur ihnen verdanke. Und nun kommt eine prächtige Scene: wie der ehrliche Harold nun langsam begreift, wo die beiden Vettern hinaus wollen mit ihren Redensarten „im Interesse der Familie und seiner Karrière", „von dem Mädel loseisen." Auch als Paul die Worte entfallen: „Was weiter? Da haben wir eben den ... Treubruch — gedrechselt", begreift er entrüstet den einen Teil der schamlosen Intrigue der beiden. Es kommt zum Wortwechsel und gerade als Hans zurückkehrt fällt der Name Grobitzsch. Der Eintritt Rudorffs gebietet für einige Augenblicke Halt, dann aber bricht Harold los. Hans durchschaut die Lüge von dem Treubruch; aber er muß hinaus. „Jetzt hab ich Dienst. Dienst — — Morgen —" keucht er mit erzwungener Ruhe, dann eilt er, von Harold begleitet, davon.

Im dritten Akt erwartet Hans die Traute. Seinem Freunde Harold, der ihn anspricht, verbirgt Hans seine Absicht nicht. Vergebens warnt er ihn. „Ich weiß nur eins: der Gedanke, daß sie, — sie, die ich über alles geliebt habe, das Opfer einer — wie sagte das Paulchen? einer kleinen Notlüge geworden —" antwortet Hans. Vergebens erinnert Harold ihn an sein Ehrenwort an den Oberst: „mein Gewissen" trieb es zurück. Traute kommt. Harold reicht ihr die Hand „Seien Sie nicht sein Feind!" Damit geht er. Zuerst versuchen Hans und Traute in förmlichem Ton zu einander zu reden, als aber Hans dank Trautes Erzählung erfährt, daß man ihr seine Verlobung damals an seinem Geburtstag schon mitgeteilt hat, da wird ihm alles klar und nun ist auch alles, was zwischen ihrer Liebe und der Zeit liegt, vergessen. Sie sucht abzuwehren, aber Nein! nein! Es ist nicht vorbei. O — diese Hunde! — Diese infamen Hunde!" Sie werde durch Grobitzsch gestört, den Hans mittags aufgesucht und verfehlt hatte. Traute wird von Hans ins Schlafzimmer genötigt. So wird sie gezwungenerweise Zeugin des Gesprächs zwischen den beiden Männern. Als Grobitzsch, in die Enge getrieben, beleidigende Ausdrücke über Traute braucht, da hält sie nicht länger, sie stürzt ins Zimmer. Das Unheil muß seinen Lauf nehmen, der Vorgesetzte des Leutnant Rudorff — Grobitzsch ist sein zeitweiliger Kompagniechef — er muß fort, muß dem Oberst Meldung erstatten, er darf nicht menschlich handeln, er hat jetzt Dienst.

Nein! Nein . . . laß mich, laß mich . . . Ich bin nicht dein Feind, Hans!

Nein, nein! Du bist meine Traute.

— — — — — — — — — — — — — —

Das, das sollen sie mir büßen! schließt der Akt.

Die beiden letzten Akte bringen die Lösung des Konflikts. Sie ist so einfach, so leicht — wenn man will — die beiden fliehen vor dem Leben. Aber in dieser Einfachheit, welche Tragik! Und in der Art, wie Hans mit den beiden Vettern abrechnet, weht eine lebensmüde Lebenserkenntnis. — Am Rosenmontag suchen und finden die beiden Liebenden den Tod.

Am Rosenmontag liegen zwei
Die kalten Hände noch verschlungen . . .

Das Leben strömte rauh vorbei
Die beiden haben's nicht bezwungen.
Als überwunden grüßen sie den Sieger
Dem das Glück begegnet
Im Tod verbunden, segnen sie alle jene
Die das Leben segnet.

So lautet Hans Totenlied für sein Liebstes und sich selbst.



Theateraufführungen.

Johannisfeuer.

Ein echter Sudermann, der alle Vorzüge und Schwächen dieses geschickten Bühnentechnikers aufweist, ist uns in der premierenreichen ersten Oktoberwoche im Lessing-Theater beschieden worden. Sudermann versteht es meisterhaft, einen nichtigen Einfall mit großer Würde vorzutragen. Er ist auf der Bühne zu Hause wie selten einer, und verschmäht es selbst nicht, von alten Bühnenkniffen umfassenden Gebrauch zu machen, sobald sie ihm theatralische Wirkungen versprechen. Neues hat er allerdings selten zu sagen, aber er interessiert immer sein Publikum. Und das ist heutzutage viel wert.

Johannisfeuer! Ein vielversprechender, poetisch klingender Titel. Was man dahinter alles vermuten kann! Nun, auf Vermutungen und falschen Voraussetzungen baut sich das ganze Stück auf. Die Fabel ist eine sehr einfache. Auf einem Gute in Ostpreußen leben zwei liebe Mägdelein, Trude, die Tochter des Gutsbesitzers Vogelreuter und Marikke, genannt Heimchen, die Pflegetochter desselben. Sie ist als die natürliche Tochter einer alten diebischen Herumtreiberin von dem Vogelreuterschen Ehepaar im Notstandsjahr an Kindesstatt angenommen worden, daher nennt man sie auch das „Notstandskind“. Beide Mädchen sind zur Freude der Eltern zu liebebedürftigen Jungfrauen herangewachsen, was man ihnen weiter nicht verargen kann. Die jüngere, ausgelassene Trude hat sich in ihrem Vetter, Georg von Hartwig, bereits einen Lebensgefährten gesichert. Sie liebt ihn leidenschaftlich, wie eben nur Mädchen, die an der gefährlichen Grenze stehen, lieben können. Mit dieser Tatsache werden wir im ersten Akt bekannt gemacht. Was aber im Inneren ihres Bräutigams vor sich gegangen ist und wie er zu der Liebschaft mit seiner Cousine gekommen ist, darüber läßt uns der Dichter einstweilen noch in Unklarheit. Georg von Hartwig ist ein verwickelter Charakter, äußerlich stolz und energisch, aber innerlich träumerisch und wankelmütig angelegt. Sein Vater hat sich, um dem drohenden Krach zu entgehen, das Leben genommen, als er noch ein Knabe war. Alles was er besitzt, verdankt er seinem Onkel, der auch des Vaters „Ehrenscheine“ eingelöst hat. Er ist das zweite „Notstandskind“ im Reuterschen Hause, das sich zu Gegenleistungen verpflichtet fühlt. Aus diesem Gefühl heraus scheint er auch in das Verlöbnis mit seiner Cousine eingewilligt zu haben, die ihn, wie gesagt, närrisch liebt. So etwa könnte man sein Verhältnis zu den Vogelreuters auffassen. Es sind aber auch noch andere Auslegungen dieses merkwürdigen Charakters denkbar, da eine klare Exposition im ersten Akt nicht gegeben ist.

Im Laufe der Entwickelung kommen wir indessen dahinter, daß Georg nicht seine Braut, sondern das Heimchen liebt. Er hatte sie sogar einst besungen, und im dritten Akt erfahren wir dann weiter, daß er ihr sogar in den Milchkeller gefolgt ist, um ihr eine Liebeserklärung zu machen. Das geweckte Heimchen vermutet dahinter aber einen „unsittlichen Antrag“, weshalb aus der Liebschaft einstweilen nichts wird. Doch was Gott zusammengeführt hat, soll der Mensch nicht trennen! Die beiden Notstandskinder empfinden immer stärker das Bedürfnis, einander zu besitzen. Die poesiegeschwängerte Johannisnacht löst endlich die Spannung aus. Das war schön gedacht. Der dritte Akt schließt mit einer feurigen Umarmung.

Aber ach, Notstandskinder sind eben Notstandskinder. Sie haben immer nur Pflichten gegen andere zu erfüllen, besitzen jedoch keine Rechte auf sich selbst. Das Heimchen, das für seine Jahre ungewöhnlich intelligent ist, verzichtet großmütig auf sein Lebensglück und läßt ihren heimlichen Liebhaber mit seiner legitimen Braut zum Traualtar gehen. Entsagung ist das Los der Edelsten und Besten unter uns, dahin könnte man die Tendenz des Stückes — das, wäre es klarer disponiert, ein gutes hätte werden können — zusammenfassen.

Schwerer noch als die Unwahrscheinlichkeit der Handlung fällt die Unwahrscheinlichkeit der Charaktere ins Gewicht. Nur der alte Vogelreuter ist eine lebenswahre Gestalt, auch die Nebenfiguren sind im ganzen gut gelungen, dagegen sind die Träger der Handlung echte Theaterfiguren, die sich jeder Situation auf Wunsch anpassen. Georg, der im Verkehr mit dem Onkel eine große Energie an den Tag legt, bewegt sich in seinem Handeln fortwährend in Widersprüchen. Psychologisch noch weniger ist der Charakter des Heimchen begründet. Ein leidenschaftlich liebendes Weib verzichtet nicht, sondern kämpft mit seiner Nebenbuhlerin um den Geliebten. Heimchen dagegen sorgt mit einer rührenden Hingabe für ihre Rivalin; fortwährend ist sie vom Gute nach Königsberg unterwegs, um die Einkäufe und Bestellungen zur Aussteuer selbst auszurichten. Ausgerechnet in der Johannisnacht muß sie eine solche Reise antreten, obgleich eine zwingende Notwendigkeit dazu nicht im entferntesten vorliegt. Im übrigen läßt man ein junges Mädchen aus einer so guten Familie, wie die Vogelreutersche, nicht bei Nacht und Nebel allein reisen. Es kann demnach die Reise nach Königsberg nur als ein Mittel zur Erzielung einer Rührscene am Ende des dritten Aktes angesehen werden. —

Ueber die Aufführung läßt sich nur gutes berichten. Das Zusammenspiel war flott und die Schauspieler wußten sich ihrer zum Teil sehr undankbaren Aufgabe vorzüglich zu entledigen. Adolf Klein hat für den despotischen, aber feineren Regungen nicht unzugänglichen Gutsbesitzer Vogelreuter den rechten Ton getroffen. Sehr natürlich und ungezwungen war das Spiel der beiden jugendlichen Liebhaberinnen Clara Kollendt und Gertrud Eysoldt. Die schwierigste Aufgabe war Ferdinand Bonn, der den entsagungsvoll liebenden, unberechenbaren Georg von Hartwig zu spielen hatte, zugefallen. Er hat, soweit dies überhaupt möglich ist, auch für diese verzeichnete Figur einige lebenswahre Accente gefunden. In seinem Zusammenspiel mit Frl. Eysoldt gelangten auch die stimmungsvollen Episoden des Stückes zur rechten Geltung.

Joh. Gaulke.

Der gnädige Herr.

Mit der dritten ihrer Leistungen, der Aufführung des dreiaktigen „Dramas“ „Der gnädige Herr“ von Elsbeth Meyer-Förster hat die Secessionsbühne ihrem Publikum ein nicht leicht lösbares Rätsel aufgegeben. Es ist zwar bekannt, daß über die Marlitt von ehedem heute geschimpft wird, über die Marlitt von heute, die doch wohl Elsbeth Meyer-Förster zweifellos ist, Lobsprüche über Lobsprüche uns an die Ohren sausen; daß aber ein solches Modeurteil die Leiter der Secessionsbühne hat bewegen können, ein über alle Maßen kindliches Machwerk ihrem Spielplan einzuverleiben, das tut weh; besonders wenn man — wie ich — voller Anerkennung sein möchte für die schönen Bestrebungen dieser Leiter. Der Inspektor eines polnischen Gutes ist alt geworden und erhielte zweifellos die Kündigung, wenn sich seine ältere Tochter nicht dazu herbei ließe, mit dem Gutsherrn „Sechsundsechzig zu spielen“. Sie hat Moral im Leibe, und muß von ihrer Mutter und von ihrem — Bräutigam scharf bearbeitet werden, um dem „gnädigen Herren“ und damit auch ihrer Familie und auch diesem Bräutigam gefällig zu sein. Denn auch das Schicksal dieses Bräutigams hängt davon ab, daß seine Braut „Sechsundsechzig spielt“. Er ist provisorischer Lehrer und kann nur auf definitive Anstellung hoffen, wenn ihm der Gutsherr gewogen ist. Der brave Lehrer ist nicht dumm. Er will leben; und warum sollte er ein behaglichs Dasein nicht einem Monopol auf seine Gattin vorziehen. Damit ein paar Episoden geschaffen werden können, ist noch ein Gutspraktikant da, der des Lehrers Braut liebt, der des Lehrers rote Krawatte — hier ist sie nicht Symbol einer sozialdemokratischen Gesinnung — haßt und ein Backfisch, eine jüngere Schwester der Sechsundsechzigspielenden Braut, die ohne Unterlaß den Männern nachläuft. Das alles ist in selten unbeholfener Weise zu einem Stück zusammengeschweißt, das auf der Secessionsbühne recht mäßig gespielt wird.

Rudolf Steiner.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Magdalene Thoresen. Am Abgrund vorbei. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber. Verlag von Schnitter und Loeffler. Berlin und Leipzig 1900.

C. Ferdinands Frauenlob. Verlag von Karl Georling. Cöln a. Rhein.

Zur Beachtung!

In der nächsten Nummer werden wir unter anderen bringen:

Rudolf Steiner: Macauley.
Peter Baum: Abseits.
Bruno Witte: Aschenbrödel-Poesie.
Joh. Gaulke: Hagenow und Sohn. Drama.

Alle Schriftstücke (Manuskripte, Zuschriften, Briefe zc.) bitten wir zu richten:

An die Redaktion des „Magazin für Litteratur“, Berlin W., Alvenslebenstr. 17.

Nicht verlangten Manuskripten ist das Rückporto beizufügen.

Die Redaktion des „Magazin für Litteratur“.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.




Das Magazin für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: Johannes Gaulke und Franz Philips.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 20. Oktober 1900. Nr. 42.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Macauley.

Geboren am 25. Oktober 1800.

Es gibt wenige Geschichtswerke, deren Lektüre ein so sicheres Gefühl erweckt, daß sie uns in den Geist der geschilderten Epochen führen, wie Macaulays „Geschichte Englands". Zweifellos gibt es Historiker, die ihren Stoff kunstvoller zu gestalten, die Persönlichkeiten plastischer herauszuarbeiten verstehen, und solche, die im Zusammentragen von Einzelheiten einen noch größeren Fleiß aufzubringen vermögen als Macaulay. Das harmonische Zusammenwirken dieser drei Fähigkeiten, wie es bei ihm sich findet, kann man jedoch bei nur ganz wenigen Geschichtsschreibern in gleicher Weise antreffen. Die beiden ersten Bände des Werkes sind im November 1848 erschienen. Man hatte der Veröffentlichung in England mit den allergrößten Hoffnungen entgegengesehen. Das Außerordentlichste versprach man sich von dem Manne, den man als Essayisten und als Politiker seit mehr als zwanzig Jahren die größte Hochachtung entgegengebracht hatte. Macauley übertraf noch alles, was man erwartet hatte. In der denkbar kürzesten Zeit lagen Uebersetzungen in die deutsche, französische, holländische, dänische, schwedische, russische, italienische, spanische, polnische, böhmische, ungarische und persische Sprache vor. Eine solch schnelle Verbreitung des Buches über die ganze gebildete Welt ist vollkommen verständlich, wenn man das erwähnte sichere Gefühl in Betracht zieht, das sein Studium erweckt. Es gehört zu den schriftstellerischen Leistungen, zu denen man sogleich nach dem ersten Bekanntwerden mit ihnen ein vollkommenes Vertrauen gewinnt. Die beiden ersten Bände umfassen den kurzen Zeitraum der englischen Geschichte von 1685 bis 1689; in den späteren Bänden gelang es Macaulay die Ereignisse noch bis 1704 zu schildern. Zehnjährige sorgfältige Studien gingen dem Erscheinen voran. Auch wenn man sich über diese Sorgfalt nicht aus der Biographie Macaulays unterrichtet, lernt man sie aus dem Werke bald kennen. Jeder Satz spricht sie eindringlich aus. Die Schilderung der Tatsachen ist von einer Lebhaftigkeit, daß man fast einen Zeitgenossen zu hören glaubt, die Charakterzeichnung der dargestellten Persönlichkeiten wiegt uns oft in die Illusion, es erzähle jemand auf Grund persönlicher Bekanntschaft. Diese vollkommene Reife seines historischen Urteils ist ein Ergebnis des Lebensganges und der ganz einzigartigen Charakteranlage Macaulays. Er war fast stets in Lebenslagen, die ihm den denkbar größten Erfahrungshorizont darboten. Sein Vater wurde mit sechzehn Jahren von einem schottischen Handelshaus nach Jamaika geschickt. Er lernte dort die Schrecken der Sklaverei kennen. Das veranlaßte ihn, einen Teil seines Lebens ihrer Bekämpfung zu widmen. Nach seiner Rückkehr in die Heimat beauftragte ihn eine zum Zwecke der Sklavenbefreiung gegründete Gesellschaft mit der Kolonisierung von frei gewordenen Sklaven an der Küste von Sierra Leone. Die Sinnesweise einer solchen an Kulturaufgaben großen Stiles herangereiften Persönlichkeit mußte dazu beitragen, daß auch im Sohne ein großer, freier Geist heranwuchs. Der Vater beeinflußte den jungen Macaulay durchaus nach dieser Richtung hin. Das Elternhaus versammelte oft zahlreiche Männer, die in einer weitverzweigten Wirksamkeit standen. — Der alte Macaulay tat alles, was des Sohnes Interesse an den Verhandlungen und Arbeiten dieser Männer

erwecken konnte. — Als Macaulay 25 Jahre alt war, erschien seine erste bedeutende schriftstellerische Arbeit in der Edinburger Revue über Milton. Sie machte den Verfasser mit einem Schlage zum berühmten Mann. Eine Berühmtheit in solch jungen Jahren erhebt denjenigen, der die Vorbedingungen dazu hat, auf eine höhere Warte des Wirkens. Sie verleiht die Kraft, die dazu notwendig ist, das Talent zu den Dingen und zu den Zeitgenossen in das rechte Verhältnis zu bringen. Die Aufmerksamkeit derjenigen, die sich für das öffentliche Leben interessieren, mußte sich in einem Lande wie England bald auf den jungen Schriftsteller lenken. 1830 wurde er in Wiltshire zum Abgeordneten gewählt. Er war in einer aufgeregten Zeit Volksvertreter. Die französische Julirevolution entfachte überall den Ruf nach Erweiterung der Freiheit. Macauley war es vergönnt, 1831 als Parlamentarier sich an der Debatte über den Reformentwurf Lord Russels zu beteiligen. Die Erhaltung der englischen Verfassungszustände stand in Frage. Macauley trat in einer Weise auf, die ihm zu dem Ruf eines großen Schriftstellers auch den eines bedeutenden Politikers hinzufügte. Drei Jahre später stellte sich wieder eine Erweiterung seines Schaffensgebietes ein. Er wurde zum Mitglied des hohen Rates von Indien gewählt. Er verwaltete sein Amt in Englands Kolonien auf der Grundlage einer hochsinnigen ethischen Lebensanschauung. Seine Tätigkeit in Indien dauerte bis 1837. Sie hat segensreiche Spuren sowol in der materiellen, wie in der geistigen Kultur des Landes zurückgelassen. — Bis zum Jahre 1847 führte Macaulay fortan ein ruhigeres Leben, fast ausschließlich den ausgedehnten Studien für seine „Geschichte Englands" obliegend. 1847 trat er nochmals ins Parlament ein. Wie groß sein Einfluß war, der sich auf nichts weiter stützte als auf die überzeugende Wirkung seiner Worte und Gründe, ersieht man daraus, daß es ihm 1853 gelang, einen auf die Ausschließung des Oberarchivars aus dem Parlament bezüglichen Gesetzvorschlag, der vor seiner Rede so gut wie beschlossen war, mit einer Majorität von über hundert Stimmen zu Fall zu bringen.

Daß Macaulay die glücklichen Lagen, in die er kam, im Sinne einer umfassenden Wirksamkeit ausnützen konnte, das findet in den außerordentlichen Anlagen seines Geistes die Erklärung. Zu einem geradezu wunderbaren Gedächtnis kam eine seltene orientierende Kombinationsgabe, die ihn als Historiker ein Ereignis durch das andere, oft recht fern liegende, hell beleuchten ließ und die ihn auf dem Felde der praktischen Tätigkeit energisch überall die geeigneten Mittel zu den ihm vorschwebenden Zielen finden ließ. Ich möchte, um dieses sein Geistesvermögen zu kennzeichnen, eine seiner glänzenden geschichtlichen Analogien anführen. Sie findet sich in dem Aufsatze: „Burleigh und seine Zeit." „Das einzige Ereignis der neueren Zeit, welches man füglicherweise mit der Reformation vergleichen kann, ist die französische Revolution, oder, um es noch bestimmter auszudrücken, jene große Umwälzung in den politischen Anschauungen, welche sich während des achtzehnten Jahrhunderts in fast allen Ländern der civilisierten Welt vollzog, und in Frankreich ihren größten und schrecklichen Triumph feierte. Jede dieser denkwürdigen Begebenheiten möchte am richtigsten als eine Empörung der menschlichen Vernunft gegen eine Kaste bezeichnet werden. Die eine war ein Kampf um die geistige Freiheit, von der Laienwelt gegen die Geistlichkeit geführt; die andere war ein Kampf um politische Freiheit, den das Volk gegen Fürsten und Adel führte. In beiden Fällen wurde der Geist der Neuerung anfangs von einer Gesellschaftsklasse ermutigt, die man in erster Reihe auf Seiten des Vorurteils hätte vermuten sollen. Friedrich, Katharina, Joseph und die französischen Großen waren es, unter deren Schutz jene Philosophie, welche später alle Throne und Aristokratien Europas mit Vernichtung bedrohte, ihre furchtbare Entwickelung erhielt. Der gegen das Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts beginnende Eifer, mit welchem man sich gelehrten Studien widmete, fand eine warme Ermutigung bei den Häuptern derselben Kirche, welcher die wissenschaftliche Aufklärung so verderblich werden sollte. Als es zum Ausbruch kam, geschah es in beiden Fällen mit einer Heftigkeit, daß selbst manche von denen, welche sich anfänglich durch die Freiheit ihrer Ansichten ausgezeichnet hatten, mit Entsetzen und Ekel sich abwandten. Die Gewalttätigkeiten der demokratischen Partei verwandelten Burke in einen Tory und Alfieri in einen Hofmann. Die Leidenschaftlichkeit der in Deutschland an der Spitze der religiösen Bewegung stehenden Männer machte Erasmus zu einem Verteidiger der Mißbräuche und veranlaßte Thomas Morus, den Autor der Utopia, gegen die Anhänger der Neuerungen als Verfolger aufzutreten."

Wenn man die Charakterzeichnungen historischer Persönlichkeiten liest, die Macaulay geliefert hat, wird man oft an die monumentale Art Emersons erinnert. Während dieser aber als Rhetor und Moralschriftsteller auf den fein ausgearbeiteten Gedanken hinarbeitet und der Trefflichkeit des Aperçus vor der naturalistischen Wirklichkeitsdarstellung den Vorzug gibt, ist bei Macaulay das Umgekehrte der Fall. Aber seine Vertiefung in die Wirklichkeit ist eine so reife, so gründliche und gedankenvolle, daß sich die historische Treue bei ihm von selbst zum schlagenden Aperçu umgestaltet. So, wenn er Burleigh, den Staatsmann der Königin Elisabeth, mit den Worten kennzeichnet: „Niemals verließ er seine Freunde, als bis es mißlich wurde, länger bei ihnen auszuhalten. Er war ein vortrefflicher Protestant, so lange es nicht mit großem Vorteil verbunden war, ein Papist zu sein. Er empfahl seiner Gebieterin so nachdrücklich, wie es möglich war, ohne ihre Gunst dabei aufs Spiel zu setzen, die Befolgung einer duldsamen Politik. Er ließ niemanden auf die Folter spannen, außer wenn die Wahrscheinlichkeit damit verbunden war, ein nützliches Geständnis zu erpressen. Er war so mäßig in seiner Begehrlichkeit, daß er nur dreihundert verschiedene Landgüter hinterließ, obgleich er, wie uns sein ehrlicher Diener berichtet, viel mehr hätte hinterlassen können, wenn er zu seinem eignen Gebrauch aus der Staatskasse hätte Gelder entnehmen wollen, wie das von manchem Schatzmeister geschehen ist."

Ein Vorbild geschichtlicher Darstellung ist in Macaulays „Geschichte Englands" das Kapitel über den Zustand Englands im Jahre 1685. Es ist ein moderner Zug in der Geschichtschreibung, die ehemalige, rein diplomatisch-politische Methode durch die kulturhistorische zu ersetzen. Macaulay wird in dem genannten Kapitel ein vollkommener Kulturhistoriker, weil ihn die innere Wahrheit seines Gegenstandes dazu veranlaßt und ihm es sein umfassender Sinn unmöglich macht, die Beziehungen, welche die Dinge verknüpfen, nicht in ihre fernsten Winkel hinein zu verfolgen. — Sein Geschichts-

werk bis über das Jahr 1704 hinauszuführen, war dem Unermüdlichen nicht möglich. Ein Herzleiden raffte dies starke Leben im Jahre 1858 hinweg.

Rudolf Steiner.



Abseits.

Von Peter Baum.

Egbert.
Elsa, seine Frau.
Magda, deren Schwester.
Zimmer mit alten, schlichten Möbeln.
Am Fenster sitzen Magda und Egbert.

Elsa, aus dem Garten rufend: Egbert, jetzt kommt wieder die Dämmerung. Mit ihren vielen blauen Händen wischt sie alle die gelben, grünen und roten Farben aus.

Egbert: Schon gut, Kind. — Kommst du herein?

Magda: Erst will ich noch den Wellen Gutenacht sagen. [Man hört sie fortlaufen.]

Magda: Vor einer Stunde kommt sie nicht zurück.

Egbert: Ja, ich weiß.

Magda: Sie geht nun in den Wald und setzt sich zu der alten Eiche.

Egbert: Mit ihr spricht sie. Ihr erzählt sie alles, was sie auf dem Herzen hat.

Magda: Das tut sie.

Egbert: Seltsam, die morsche Eiche ist jetzt ihr toter Vater.

Magda: Sie wird vorsichtig gehen, damit sie die kleinen Schwestern, die Blumen, nicht verletzt.

Egbert: Jeden Morgen vor Sonnenaufgang erhebt sie sich vom Lager.

Magda: Im Garten wartet sie dann, bis die Sträucher ihre blitzenden violetten Augen auftun.

Egbert: Natur und Menschen sind ihr dasselbe. Gestern bat sie mich, ich solle meine Zweige um sie schlingen. Dann legte sie sich in meine Arme und ich mußte sie an's Meer tragen.

Magda: Du bist schon zwei Jahre bei uns. Du wunderst dich noch immer.

Egbert: Elsas Märchenwelt muß ich zerstören.

Magda: Das darfst du nie, niemals tun.

Egbert: Ja, ich nehme sie mit zu den Menschen. Hier verliere ich den letzten Rest von gesunder Kraft. Leben will ich wieder.

Magda: Wir leben also nicht?

Egbert: Nein. Es ist nicht das, was wir da draußen leben nennen. Euer Vater war furchtbar, daß er euch fern von den Menschen aufzog.

Magda: Höre, Egbert, zerstöre nicht Elsas Seele. Geh, wenn du mußt, mit ihr in die Welt. Sage ihr aber, daß die Wahrheiten, die sie nicht nur glaubt, vielmehr täglich erlebt, Wahrheiten sind, zu tief, um mit Menschen darüber zu sprechen. Lasse ihr ihre Welt.

Egbert: Soll ich dir sagen, wie eure Seelen sind? gerade so, wie in eurem Saal unten, in dem die Laden immer geschlossen bleiben, ist es in ihnen. Innen herrscht Dunkel. Nur durch die Ritzen der Laden brechen verlorene Strahlen. Dann erblühen inwendig die kostbaren alten Krystalle in tausend strahlenden Farben, und über den Teppich huscht es in leuchtenden roten, gelben und blauen Kreisen. Euer Vater war der Vorhang, der vor den Fenstern eurer Seele hing. Was ihr vom Leben erfuhrt, kam freilich auch von ihm und webte in euch seltsame Dämmerungsschönheit.

Magda: Unser Vater zeigte uns das Leben. Aus seinem Munde hörten wir die Geschichte der Völker und Menschen. Wir durchlebten die Tage, Jahre und Stunden der einzelnen und ganzer Geschlechter.

Egbert: Ihr durchlebtet sie nicht, ihr durchträumtet sie. —

Magda: Wir durchlebten sie. Vater sagte einmal, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft sind alle dasselbe große Leben. Nur, wer an seiner kleinen Persönlichkeit klebt, wie die Eintagsfliege am Tage, für den gibt es den Begriff der Zeit. Dankt mir, daß ich euch vom kleinen Treiben da draußen fern halte, so verliert ihr nie den Sinn für die Größe des Lebens, das aus einem Drama von Aeschylos tausendfach gewaltiger zu euch redet, als wenn ihr es selbst durchvegetiertet; denn alles Leben in der Zeit ist vegetieren. Tiefe Gedanken und Erkenntnisse sagte er uns in Märchen, weil er glaubte, daß es wichtiger sei, Gedanken zu empfinden, denn zu denken.

Egbert: O ich verehrte euern Vater und haßte ihn.

Magda: Durch Märchen lehrte er uns den Zusammenhang mit aller Natur empfinden, und verstehen, daß wir nichts anderes sind, als sie. Wenn ich tot bin, sagte er, werde ich wieder Blume, Baum und Gras. Dann werde ich euch beschatten und aus der Quelle tränken. Mit Symbolen und dunklen Worten umgrenzte er unser Leben, damit wir Sehnsucht fühlen sollten, hindurchzuschauen.

Egbert: Du erkanntest sein Gaukelspiel und wurdest dann unter seiner Führung weise. Elsa aber hielt den Schein für das Sein und ist ein Kind geblieben.

Magda: O, sie ist reicher als ihr, die ihr nie zu dem Herzen eurer Wahrheiten kommt. Was die Tiefsten, Größten eurer Denker gedacht und geforscht, lebt in ihr. Was tut es, daß sie's nicht begreift. Deshalb ist eure Welt da draußen so nüchtern, weil ihr nicht wie die Alten Märchen aus euern Wahrheiten formt, für euch zum tiefsinnigen Spiel und für die Geistig-Armen als Ernst, bis daß auch ihre Kinder die Hüllen durchschauen können. Ihr zeigt den Menschen die Edelsteine eurer Gedanken und sie sehen nur den kalten äußeren Glanz, nicht die glühenden Strahlenbrechungen im Innern. Dann rühmen sich die Kleinen ihrer Klarheit und Kälte.

Egbert: Hörst du das Rauschen in den Bäumen? Hier ist alles Traum.

Magda: Traum — ja — oder auch tieferes Wachen, — wer kennt die Grenzen!

Egbert: Wir wollen schweigen. Seltsam. Ich bin ganz wie ihr geworden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

[Elsa stürmt herein.]

Elsa: Ich lag in den Armen meines Vaters. Er wiegte und rauschte mich in Träume. Dann hieß er das Meer mich wecken.

Egbert: Wie erglüht du bist.

Elsa: So, jetzt will ich schlafen. Ich bin so müde.

[Egbert schließt sie in seine Arme und küßt sie.]

Egbert: Ja, geh herauf. Ich komme gleich nach.

Elsa: Gute Nacht, Magda.

Magda: Gute Nacht, Kind!

[Elsa schlüpft heraus.]

[Schweigen.]

Egbert: Ich habe dir ein Geständnis zu machen, Magda. — Immer, wenn ich Elsa die Welt nach meiner Weise erklären wollte, faßte sie meine vernünftigsten Worte als Symbole auf.

Magda: Siehst du, Egbert. —

[Egbert küßt Magda die Hand.]



Aschenbrödel-Poesie.

Von **Bruno Wille.***)

Und nun der helle, nüchterne Tag. „Laß das Träumen!" sprach sein Blick. „Sei tätig!" Doch ich fühlte mich unschlüssig — hatte ja keinen Beruf. Die zum Schlosse gehörigen Ländereien waren verpachtet — auch hätte ich nicht Landwirt werden mögen — und die Verwaltung von Schloß und Park hatte die Gärtnerfamilie übernommen.

Als ich ans Fenster trat, blinkte lustig der gute alte Krampensee — die besonnten Kiefern winkten — drüben die blauen Waldhügel lächelten mit ihrer wehmütigen Anmut — ich konnte nicht widerstehen und beschloß, vor dem Frühstück eine kleine Kahnfahrt zu machen. Bald stand ich im Park am Seeufer, wo der Landungssteg durch dürres Schilf hinausführt. Der angekettete Kahn wiegte sich auf dem blaugrünen Gewoge, das von goldenen Funken sprühte. Strahlenselig die Sonne, wolkenlos die Himmelsweite, frisch der Morgenwind. In der Luft flatterten Träume von Himmelschlüsseln, blühendem Schlehdorn und gelben Faltern. Die Hügel drüben ein duftiges Violett, eitel Osterveilchen.

Ich löste die Kette, sprang in den Kahn und ruderte mit kräftigen Schlägen hinaus auf den See, den Hügeln zu. Die Fahrt weitete mir die Brust und spannte meine Kraft. Drüben legte ich den Kahn an einer Weidenwurzel fest und stieg zwischen Kiefernschonungen den höchsten Hügel hinan.

Auf dem Kamme düster-struppiges Heidekraut — zwischen vergilbtem Rasen hier und da junges Grün, schüchterne Gänseblümchen. Der Wind sauste in den Kiefern. Zwischen ihnen tat sich die Aussicht auf. Hingehauchte Farben, die Gebilde stofflos, wie ein Traum. Weithin dehnte sich der Kiefernforst, hochstämmig, manchmal unterbrochen von Schonungen. Durch die dunkelgrünen Massen wanden sich die Seen, bläuliche Spiegel mit einigen weißen Segeln, deren Wölbung die Sonne vergoldet. Weit drüben, wo Wasser und Wald ineinander verschwammen, wogten hellblaue Hügel in den gelblichen Dunst des Morgenhimmels hinein.

Ich blickte rückwärts nach der Krampendorfer Seite. Da lag das liebe Dorf mit dem weißgetünchten Kirchturm — und wie ein treues altes Wesen schien mich das graue Schloß mit seinen Fensteraugen zu verfolgen. Die beiden Türme an den Flanken und der Park mit den stattlichen Bäumen und düstern Eibengebüschen verliehen ihm eine ehrwürdige Romantik.

Auf einmal bemerkte ich eine Gestalt auf dem Balkon des Speisezimmers. Das mußte Oswald sein — ja, er war's. Er trat in das Zimmer und schloß die Thür. Sollte er vielleicht auf mich warten? Da mußte ich schleunigst zurück! Uebrigens meldete sich jetzt der Hunger. Ich ging mit großen Schritten den Hügel hinab zum Kahn, sprang hinein und ruderte hurtig nach Hause.

Oswald war nicht im Speisezimmer. Ich sah mich um. Der alte schmucklose Raum mit dem dreifach geteilten Spiegel zwischen den Fenstern, dem eichenen Speiseschrank, den Bildern meiner Eltern und Großeltern. Die blauen Augen der blassen schönen Frau mit dem goldig roten Haar blickten sanft auf mich nieder. Kam sie mir auch nicht mehr so erhaben vor, wie in meiner Kindheit — eher hilfsbedürftig — so sprach doch immer noch das liebe Gesicht: „Hier bist du zu Hause, mein Kind!"

Ich nahm am weißgedeckten Tische Platz. Tassen und Teller — Brot und Butter. Ein Glas mit einer Milchneige . . . Natürlich! Oswald hatte in aller Herrgottsfrühe sein nüchternes Mahl genommen — noch immer der reine Vernunftmensch!

Kaum hatte ich am elektrischen Klingelzuge gedrückt, um die Bedienung zu rufen, so trat Oswald aus dem Bibliothekzimmer, strahlend in seiner heitern Frische. Im Tageslichte sah er noch mehr verjüngt aus. Freilich das semmelblonde Haar über den feinen, etwas nervösen Schläfen war gelichtet, und die klugen blauen Augen schienen tiefer in ihre Höhlen gesunken zu sein — was ihn reifer, ernster, fester machte.

Er schüttelte mir herzlich die Hand, sah mich mit dem durchdringenden Blicke des Arztes an und nahm Platz — offenbar um mir Gesellschaft zu leisten. „Gut geschlafen, alter Junge?"

„Danke, lieber Oswald! Aber höre mal — so gern ich dich bei mir habe — meine Unpünktlichkeit soll dich nicht in deiner Tagesregel stören."

Er lächelte. „Ei, glaubst du etwa, ich komme aus Galanterie? Es macht mir Spaß! Habe dich ja lange nicht gehabt, mein Heinrich."

„Brav, Oswald! Bist der alte liebe Kerl! Aber, nicht wahr, Freiheit über alles! Wir wollen ganz ungezwungen — unsere eigenen Wege gehen. Führen sie zusammen, — um so besser!"

„Natürlich! Und eben wollt' ich fragen, ob sie zufällig zusammen führen. Was gedenkst du heute zu treiben? Wenn du nichts besseres weißt, fahr mit mir nach Schleusendorf — Patientenbesuch. Vielleicht sprichst du mal bei Herrn von Knobelsdorf vor und siehst dir die schöne Amalie an."

„Amalie? Wer ist das?"

„Seine wirklich sehr hübsche Tochter. Du als brillante Partie wirst selbstverständlich mit offenen Armen empfangen."

„Danke! Doch aufrichtig, so gern ich dich sonst begleiten möchte, für heute habe ich eigentlich was andres vor. Muß doch sehen, was meine Kiefern machen, und alte Freundschaft erneuern."

„Also Naturschwärmer geblieben? Recht so! Auch Poet? Machst du noch Verse?"

„Du fragst da — geradezu verblüffend. Machst du noch Verse? Rauchst du noch? Trägst du noch immer keinen Spazierstock? Poet geblieben? Ja,

*) Aus Offenbarungen des Wachholderbaums. Roman eines Allsehers. Das zweibändige Buch erscheint im Dezember bei Eugen Diederichs in Leipzig.

glaubst du denn, mir sei Poesie so eine Art Zeitvertreib und Mode?"

„Ah, richtig, du nimmst ja das Dichten tragisch."

„Tragisch? Eigentlich hast du recht. Du berührst da . . ."

„Einen wunden Punkt, wie? Hat etwa der Philosoph in dir — wie ich das prophezeit habe — den Dichter verschlungen? Na, gräme dich nicht!"

„Mir scheint, die beiden haben sich gegenseitig verschlungen."

„Sehr gut!" lachte Oswald. „Gegenseitig verschlungen — wie jene Löwen, die voneinander nur die Schwänze übrig ließen."

„Hast verdammt recht, Oswald! Was tu' ich nun mit den Stummeln — die mich verhöhnen?"

„Aber erkläre mir! Deine Philosophie ließ sich verschlingen? Von der zarten Poesie?"

„Zart? Für mich ist Poesie ein Dämon, der die Seele ganz besitzen will."

Die klugen Augen ruhten ernst auf mir. „Nun, so werde eben ein ganzer Künstler! Jetzt kannst du's ja."

„Die äußeren Mittel habe ich allerdings. Wenn darauf alles ankäme! Aber, siehst du, da ist wieder der andere Dämon . . ."

„Der andere Löwe? Alle Wetter! Hast du noch immer nicht deinen Schwerpunkt gefunden?"

„Den hab' ich jetzt weniger als je."

Oswald stand auf und ging nachdenklich im Zimmer umher. „Also du pendelst noch."

„Ja, ich pendle noch! Und weißt du, wer schuld daran ist? Deine Wissenschaft!"

„Meine?"

„Allerdings! Du bist ja ein eifernder Vertreter dieser — Verstandespedanterie — die keinen Sinn hat für künstlerische Weltanschauung und darin eigentlich nur liebenswürdigen Wahnsinn sieht."

„Hollah, du übertreibst! Wir sind doch keine Barbaren!"

„Ach freilich, es gehört zum guten Ton, die Poesie zu dulden. Wer aber glaubt an sie? Wer glaubt dem Dichter, daß die Sonne lächelt — daß sie wirklich, nicht bloß gleichsam, lächelt? Sie hat doch keine Lachmuskeln, wendet deine Wissenschaft ein. Und vor Böcklins Meerweibern tüftelt sie heraus, ein Menschenleib mit einem Fischschwanze sei anatomisch widersinnig. Und da wirft sich mein Oswald noch in die Brust: Wir sind doch keine Barbaren!"

„Für ein paar stumpfsinnige Bemerkungen darfst du nicht die exakte Wissenschaft verantwortlich machen. Uebrigens, wie denkst du selber über das Lächeln der Sonne?"

„Ich sage ja, der Philosoph hat in mir den Dichter unterdrückt. Das ist es ja gerade, daß ich selber deiner Wissenschaft recht geben muß, daß ich selber nicht mehr an die Poesie glauben kann."

„Nun also! Warum widmest du dich dann nicht ganz der siegreichen Wissenschaft?"

„Siegreich? Eine Tyrannin ist diese Art Wissenschaft! Trostlos öde sieht es unter ihrem Scepter aus. Ich möchte ihr den Rücken kehren — mein Herz ist bei dem Aschenbrödel Poesie — ich sehne mich nach meinem Kinderglauben, dem verlorenen Paradiese."

„Nach den Göttern Griechenlands? Nach Nymphen und Dryaden, den schönen Wesen aus dem Fabelland?

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!

So hat schon Schiller geseufzt. Helios mit seinem goldnen Wagen paßte ihm besser, als der seelenlose Feuerball. Dann aber trocknete er die empfindsame Zähre und ergab sich dem Philosophen der reinen Vernunft demselben, der auch noch die Lehre vom seelenlosen Feuerball ausgestaltet hat. Mach's wie Schiller! Er hat gedichtet und war doch ein ganzer Denker."

Ich schwieg. Friedrich brachte den Thee. Oswald fuhr fort: „Verlange von der Wissenschaft nichts Unwürdiges! Sie ist nicht dazu da, poetischen Aberglauben zu beschönigen."

„Da haben wir's! Du hältst die Poesie für Aberglauben."

„Wenn sie sich anmaßt, ein Weltbild zu geben, allerdings."

„Und mir ist unser modern-wissenschaftliches Weltbild — einfach geschmacklos!"

Ungeduldig zuckte Oswald die Achseln und ging umher, indem er wiederholt sich räusperte. Das war bei ihm ein Anzeichen von Nervosität.

Als er sah, daß ich gelassen mir Thee einschänkte und zulangte, gewann er seine Ruhe wieder und blieb vor mir stehen. „Höre mal! Kannst du denn nicht die beiden Löwen zähmen, daß sie sich vertragen? Verschmilz deine Neigungen! Philosophie und Kunst — das gibt Aesthetik. Die könnte dich doch eigentlich befriedigen. Ich glaube, bei deinen Anlagen brauchtest du nicht lange auf die Professur zu warten."

Ich lachte spöttisch. „Aesthetik! Den gläubigen Studenten magere Systeme predigen. Die Kunst zerfällt in Pinselkunst, Meißelkunst, Maurerkunst, Musik und Dichterei. Alle Kunst ist anschauliche Einheit in der Mannigfaltigkeit. So ungefähr — nicht wahr? Ach Oswald!"

Er setzte schweigend seine Wanderung fort. Dann meinte er trocken: „Und wie gedenkst du hinfort deine Tätigkeit zu gestalten?"

Die Frage machte mich stutzig. Mit solcher Bestimmtheit hatte ich sie mir noch nicht vorgelegt. Da spürte ich es wieder einmal, ich war Dämmerungsmensch, Oswald suchte das scharfe Licht. „Weißt du" — entgegnete ich nach einer Pause — „ich habe mich stets danach gesehnt, ein Epikuräer der Kunst sein zu können — ungestört, ein Eremit, in Schönheit zu schwelgen . . . Jetzt hab ich die Mittel."

„Ungestört? Ich denke, die Wissenschaft stört dich?"

„Ich will den Kopf vor ihr verstecken — will mich umgeben mit berauschender Romantik . . ."

„Und ich, der öde Wissenschaftler, soll dir wol aus der Sonne gehn?"

„Du? Ach, lieber Oswald — ich glaube, oft genug werde ich auf dein Zimmer kommen, um mit dir zu disputieren — weißt du, wie damals in Bonn, bis tief in die Nacht. Ein interessanter Kerl bist du eben doch!"

„Na, wenigstens ein Trost! Soll mich freuen, wenn du kommst. Nun aber, Vogel Strauß, stecke den Kopf in deinen romantischen Sand! Ich fahre zu meinen Patienten. Dein Vater hat mir da eine tüchtige Praxis vermacht. Guten Morgen!"

Er drückte mir die Hand und ging. In der Thür wandte er sich noch einmal: „Apropos Patient — bist selber einer! Mach, daß du bald gesund wirst!"



Hagenow und Sohn.

Drama in vier Akten

von **Johannes Gaulke.**

I. Akt.

Personen des ersten Aktes.

August Treder, etwa 60 Jahre.
Frau Treder, seine Frau.
Martha Treder, seine Tochter.
Max Hagenow.
Karl Frank, Maschinenbauer, Mitte dreißig.
Frau Hoffmann.
Liese Hoffmann, etwa 10 Jahre.

Die alten Treders und Frau Hoffmann sprechen im Berliner Jargon, Frank dann und wann leichte Anklänge; die andern hochdeutsch.

Das Stück spielt in einem Berliner Vorort.

Erster Akt: Wohnzimmer der Familie Treder. In der Mitte Thür zum Flur, links Thür zur Kammer, rechts Fenster. In der linken Ecke ein schmuckloser Kachelofen mit Röhre, davor eine Bank, zwischen Thür und Ofen ein Tisch und mehrere Stühle, in der rechten Ecke ein altmodisches Sofa, daneben eine Kommode. Im Vordergrunde in der Nähe des Fensters ein größerer Plätttisch mit den nötigen Utensilien. An den Wänden hängen einige schlechte Oeldruckbilder und vergilbte Photographien. Auf dem Tische steht eine brennende Lampe.

Rechts und links vom Schauspieler.

Es ist Sonnabend. Anwesend Treder und seine Frau.

Treder (soeben von der Lohnzahlung heimgekehrt, zählt sein Geld auf): Neune . . . zehne . . . fufzig. Zehn Mark un' fufzig.

Frau Treder (hört vom Plätten auf und sieht ihn fragend an).

Treder: Wat kiekst de mir so an! Et wird nich' mehr un' wenn du mir uf'n Kopp stellst, fällt nischt raus. Nich' mal janze zwee Mark uf'n Dag . . . (Schlägt mit der Faust auf den Tisch.) Et stimmt schon: Akkordarbeet is Mordarbeet, wollt et früher nich' glooben, nu weeß ick's aber besser.

Frau Treder: Du fahrst immer jleich aus de Haut, Aujustken. So schlimm is et doch noch lange nich'. Wenn du ooch nich' mehr deine sechs Thaler mit zu Hause bringst, macht nischt, dafor verdiene ick un' de Marthe 'n scheenen Jroschen mit zu. Un' wat wir zum Essen un Drinken brauchen, ha'm wir, Jott sei Dank, immer noch jehabt.

Treder: Hör schon uff von wejen Jott sei Dank. (Nach oben weisend.) Wenn da eener über uns wär', der könnte nich' ruhig mit ansehn, wie 't hier unten zujeht. Mit'n Donnerwetter würd' er dazwischen fahren, det et sone Art hat . . . Is det 'n Leben! Zechzig Jahre bin ick alt gewor'n un' habe immerzu geknufft, een Jahr wie 't andre un' eenen Dag wie 'n andern, immer eenjal weg. Un' wat hat mir de Arbeet injebracht? . . . Det Marks aus de Knochen habe ick mir rausjewürgt, det is der Lohn. Un' wenn 't nich mehr weiter jeht, wat denn? (Setzt sich resigniert) . . . Ick mag jarnich' dran denken.

Frau Treder: Det is ja eben, Aujust, du denkst zu ville. Wozu muß unsereens denn denken? Aendern dhun wir ja doch nischt damit.

Treder: Stimmt uf'n Kopp. Det Denken kommt unsereens jarnich' zu. Wir ha'm eben zu parieren un 't Maul zu halten. Damit basta.

Frau Treder: Du hast doch früher nich' so ville jedacht, un' et ging ooch.

Treder: Schlimm jenug, det ick erst uf meine alten Dage dahinter jekommen bin.

Frau Treder: Treder, du hast dir 'n Kopp verkeilen lassen von de Jrünschnäbel, die allens besser wissen als wir ollen Leute, un' dabei nischt wissen. Schämen sollst de dir, det de uff so wat rinfallen dhust.

Treder: Beruhige dir, Olle, deine Jrünschnäbel beißen nich' mehr, die ha'm heite Feierabend jekriegt.

Frau Treder (schadenfroh): Na siehst de, da habt ihr den Zimmt, wat ick schon immer jesagt habe: eenmal fallen de Krakehler doch mit ihre Schlauheet rin.

Treder: Det kann dir so freien, wat? . . . Na, wozu rede ick ooch, ihr Weiber habt ja doch keene Verstehste nich'.

(Martha kommt. Gefällige Erscheinung, modern, aber sehr einfach gekleidet: sie macht sich an der Kommode zu schaffen und holt dann ein Stück Band aus der Schublade hervor.)

Martha (zu Frau Treder): Ist das der Rest?

Frau Treder: Wat weeß ick? Wat ick for mir jebraucht habe, is nich' de Rede von wert.

Treder (ohne von Martha Notiz zu nehmen): Hier, Olle, versenk den Draht. (Schiebt ihr zehn Mark hin.)

Frau Treder: Det sind ja bloß zehn Meter?

Treder: Na ja doch, eens fufzig behalte ick for mir. Det sind meine Bewegungsjelder.

Frau Treder: Nu wird's Dag! Fünf Silber sind ooch jenug for dir bei die schlechten Zeiten.

Treder: Alte, werde nich ruppig. Ick kann 'ne janze Menge verdragen, aber wat zu ville is, is zu ville. Mach mir nich' wütend, det rate ick dir, denn kenne ick mir nich' mehr.

Martha: Sei gut, Vater. Mutter meint es doch nicht so.

Treder: Sowat kann mir ärgern.

Frau Treder (zu Martha, spitz): Wat jeht et dir an, wenn ick mit Vatern wat habe.

Martha: Entschuldige.

Frau Treder: Kümmer dir lieber um dir selber, da hast de jrade jenug dran zu knabbern — du mit samst dein Herrn Maxe. Det is mir schon der richt'ge.

Martha: Laß Max aus dem Spiel, ich bitte dich darum.

Frau Treder: Paßt dir natürlich nich' in 'n Kram, det ick 'n bisken nach 'n rechten seh, wie et sich for 'ne Mutter jehört. Det is nischt for dir, mein Döchterken, hör uff mir, wat ick dir sage, eh' et zu spät is.

Martha: Verschone mich doch endlich mit deinen Ratschlägen, ich weiß, was ich zu tun und zu lassen habe.

Frau Treder: Du willst natürlich höher raus als unsereens. Bild'st dir am Ende noch in, det er dir heiraten wird! Na, so flach! Den Zahn laß dir man ausziehn.

Treder: Heite kriegt jeder sein Fett, Marthe. Aber schad't nischt, Mutter hört ooch wieder uf, wenn se jenug jequakt hat.

Frau Treder (gereizt): Ihr seid mir beede schon de richt'gen. Scheen, macht, wat ihr wollt, meinetwejen. Det Frailein is ja so fein un' jebildet, da kann unsereens doch nich' dran tippen. Aber wir wer'n ja sehn, wer recht hat . . . ausbleiben wird 's ja eenes Dags nich', denn heile mir aber nich' die Ohren voll, ick habe dir jenug gewarnt. Such dir lieber een'n aus, der dir ooch heiraten dhut, da habe ick nischt dajejen. Aber so eenen! Ick kenne die Sorte. So lange 'n Mächen jung un' hibsch is, da wird se von de feine Herrn pussiert, wat nachher kommt, is Bärme, da kann se sehn, wo se fertig wird.

Martha (geht schluchzend ab).

Treder: Det war ruppig von dir. Ick weeß ooch jarnich, wat du immer mit det Mächen hast! Jeht

dir nischt nich an, mit wem se jeht, wenn 't man 'n anständiger Kerl is.

Frau Treder: Jott soll mir beistehn! Du bist 'n Rabenvater, Treder. Is et dir denn janz ejal, wat aus se wird?

Treder: Ick mische mir nich jerne in andre Leits Sachen mit rin, aber det weeß ick, de Marthe schmeißt sich nich' an 'n ersten besten weg, da kenne ick ihr besser.

Frau Treder: Treder, hast du denn keene Jedanken nich! Ueberleg dir doch mal, wat bei son Verhältnis mit 'n feinen jungen Mann un' en armet Mächen rauskommen dhut?

Treder: Mit eenem Mal soll ick denken! Du hast et mir doch früher verboten!

Frau Treder: Det war ooch ganz wat andres.

Treder: Ach so, janz wie du et brauchen kannst.

Frau Treder: Davon is keene Rede nich. Du willst mir bloß nich verstehn. Oder jloobst de, det er se heiraten wird?

Treder: Ick jloobe jarnischt.

Frau Treder: Det sieht dir ähnlich . . . Na, son Blech, als wenn der Herr Maxe anders is als wie de andern. Mit eenem Mal!

Treder: Nu hör aber schon uff. Det is ja balde zum Davonloofen. Laß doch de jungen Leute ihr Verjnügen. Eenmal is man doch bloß jung. Soll denn de Marthe ihr janzet Leben vertrauern als wie im Kloster. Wat is denn schon dabei, wenn 'n junget Mächen, det 'n janzen Dag rumrackert, abens ihr Verjnügen ha'm will! Da kann keen vernünft'ger Mensch wat zu sagen. Bist du denn vorher nich' mit 'n andern jejangen, Alte . . . he!

Frau Treder (etwas kleinlaut): Wenn ick sowat höre, kann mir schlecht bei wer'n.

Treder: Kann ick mir denken.

(Es pocht leise.)

Frau Treder (während sie zur Thür geht und öffnet): Wer mag denn det sind.

(Ein dürftig gekleidet, blasses Kind, das ein Bündel Reisig auf dem Arm trägt, tritt mit einem schüchternen „Guten Abend“ ein.)

Frau Treder: Wo kommst de du noch so spät her, Lieseken?

Liese: Aus 'm Busch, Holz holen. (Schüttelt sich.) Hu, draußen is kalt.

Frau Treder: Jotte doch, wie det Kind aussieht . . . Komm, Lieseken, setz dir 'n bisken an 'n warmen Ofen . . . Hast woll ooch Hunger?

Liese: Ach ja.

Frau Treder (holt aus der Ofenröhre einen Topf Kaffee und füllt eine auf dem Tisch stehende Tasse, dann nimmt sie aus der Tischschublade eine Semmel und bestreicht sie mit Butter. Treder geht währenddessen auf und nieder): Da Lieseken, nu eß un' drink.

Treder (indem er sinnend stehen bleibt): Nu siehst de mal wieder, wie scheen allens uf de Welt injerichtet is. Muß det so sind, det son Kind schon mitschuften muß!

Frau Treder: Det arme Wurm kann eenen wirklich leid dhun, et is bloß noch Haut un' Knochen.

(Während sie das Kind mitleidig betrachtet, tritt Karl Frank durch die mittlere Thür ein, er trägt über der Arbeitsblouse einen braunen etwas verschossenen Ueberzieher. Dann und wann pathetische Sprache.)

Frau Treder (fortfahrend): Dir fallen de Oogen zu, Lieseken, komm nebenan un' leg' dir 'n bisken uff 't Bette bis dir Mutter abholt. (Während sie mit dem Kinde abtritt, wirft sie einen mißtrauischen Blick auf Frank.)

Frank (zur Thür weisend, hinter der die Alte verschwunden ist): Ist die Luft rein?

Treder: Wat bringst 'n du.

Frank (mit vibrierender Stimme): Treder, hast du dir die Sache überlegt. Es ist die höchste Zeit, daß wir uns über den Streik schlüssig werden.

Treder: Recht hast de, Frank, aber jejen den Streik habe ick doch meine Bedenken. Nich' 'ne Woche halten wir 's aus un' denn kriechen wir wieder zu Kreuze. Paß mal uff, ob et nich' so kommt.

Frank: Nicht im geringsten, der Alte braucht uns, in vier Wochen müssen die Maschinen für England raus, da kann er nicht 'ne Woche aussetzen lassen, wenn er's schaffen will. Sind wir einig, dann haben wir schon gewonnen.

Treder: Kann aber doch schief jehn, un' denn sind wir de Jeleimten.

Frank: Treder, denk an die gemaßregelten Kollegen, die meisten haben Frau und Kind zu ernähren.

Treder: Is ja schlimm jenug, aber ob wir't durch den Streik zwingen werden, jloob ick nich! Ick habe driben bald an die zwanzig Jahre ständige Arbeet, un' schmeißt man mir jetzt raus, dann nimmt mir keener mehr. Mit dir liegt de Sache anders, du bist noch jung, dir steht noch die janze Welt offen.

Frank: Laß mich ganz beiseite. Hier handelt es sich um andere Sachen, alles steht für uns auf dem Spiel. Wenn der Plan mit der Pensionskasse zustande kommt, dann ist es mit unserem Koalitionsrecht aus. Begreifst du denn das noch immer nicht, Treder?

Treder: Wenn ick dir ehrlich sagen soll, über die Pensionskasse bin ick mir selber noch nich' im Reinen jekommen.

Frank: Die Sache is doch sehr einfach. Der Chef will eine Kasse einrichten, aus der jeder Arbeiter im Alter einen Zuschuß zu seiner Altersrente bekommen soll.

Treder: Dagegen läßt sich doch nischt inwenden.

Frank: Sicherlich nicht. Die Sache sieht ja auf'n ersten Blick sehr schön aus — wird sogar als ein Werk unverfälschter Menschenliebe in die Welt posaunt, aber wenn man etwas näher hinsieht, ist die Kasse nur ein neues Mittel zur Unterdrückung der Arbeiterklasse, ein Köder, der uns von unseren wahren Interessen ablenken soll. Denn wer einen Nutzen von der Kasse haben will, der muß aus der Gewerkschaft ausscheiden. (Immer leidenschaftlicher werdend.) Ist das nicht ein Hohn auf alle unsere Bestrebungen! Was wir mit großen Opfern errungen haben, sollen wir um eine Lumperei preisgeben und unser Schicksal vertrauensvoll in die Hände des Arbeitgebers legen. Das ist eine etwas starke Zumutung.

Treder: Damit wird der Alte nu aber doch nich' durchkommen.

Frank: Bist du leichtgläubig. Genügt dir denn nicht, daß alle zehn Mann heute gekündigt sind, die gegen die Kasse Stellung genommen haben. Das ist der Anfang, die andern werden folgen.

Treder: Recht hast du, Frank, aber . . .

Frank: Kein „aber“. Du mußt mitmachen.

Treder: Wenn's nach mir jinge, jleich — aber die Alte! Du kennst ihr nich!

Frank: Unsinn, Treder. Sei ein Kerl, geh den andern mit gutem Beispiel voran. Du bist der älteste, und wenn du mitmachst, steht keiner zurück.

Treder (nach einiger Ueberlegung): Weeßt du, der Streik

will mir noch nich' in 'n Kopp, laß mir Zeit, det ick mir die Sache noch mal überlege.

Frank: Schön, ich komme später wieder.

(Während Frank abgeht, kehrt die alte Treder aus dem Nebenzimmer zurück.)

(Fortsetzung folgt.)



Aus den Berliner Kunstsalons.

Die Berliner Kunstsalons haben ihre Herbstausstellungen mit sehr wenig bemerkenswerten Arbeiten eröffnet. Am besten sind noch diejenigen Salons davongekommen, welche sich auf die Werke einzelner besonders ausgeprägter Künstlerindividualitäten beschränkt haben. Am dürftigsten sieht es dagegen in der Herbstausstellung im Künstlerhause aus, wo man allzeit dem schönen Grundsatz: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen" huldigt. Ein neuer Beweis, daß es die Masse in der Kunst nicht macht.

Die im Künstlerhause ausgestellten Porträts und Figurenbilder geben zu einer Betrachtung überhaupt keinen Anlaß, dahingegen ist die Landschaft in verschiedenen bemerkenswerten Typen vertreten. Die Reihe der tüchtigen Beobachter und Naturschilderer ist heute eine sehr lange, aber nur wenige von ihnen verstehen es, der Landschaft auch einen tieferen Inhalt zu geben. Diesem Ziele strebt Theodor Hagen, Weimar, nach. Er stellt ein im großen Rahmen gehaltenes Erntebild aus, dessen Reiz weniger in der Anordnung der Motive als in der großen einheitlichen Behandlung des Gegenstandes zu suchen ist. Mit besonderer Anschaulichkeit ist die Abendstimmung auf der Leinewand festgehalten. — Victor Weißhaupt, Karlsruhe, hat in seinem Ochsengespann gleichfalls eine Arbeit von großem Wurf geschaffen, namentlich ist die Sicherheit des Farbenauftrages daran hervorzuheben. Von einem tüchtigen Können zeugt die Eiffellandschaft von Eugen Kampf, Düsseldorf. Stimmungsvolle Naturbilder bringen Wilh. Feldmann, Ludwig Dill, Hans von Volkmann und andere. Eugen Bracht hat eine leicht böcklinisierende Schloßruine am Meere ausgestellt, ein Bild, das die neueste Entwickelungstendenz des Meisters nach der neuromantischen Richtung deutlich erkennen läßt. Sein Schüler August Achtenhagen ist mit mehreren flott hingesetzten Baumstudien vertreten und einem stimmungsvollen Herbstbilde, das ihn als einen Künstler, der sich vollkommen von den alten Schulregeln emancipiert hat, charakterisiert. — Als Zeichner von Charakterköpfen, der es versteht, mit einigen sicheren Strichen die individuelle Eigenart festzuhalten, kann Richard Müller Anspruch auf Beachtung erheben.

Schultes Kunstsalon erhält durch die Ausstellung des Spaniers Ignacio Zuloaga einen besonderen Stempel. Zuloaga ist ein Künstler von umfassendem Können und leidenschaftlichem Temperament. Sein Vortrag ist bestimmt und von großer Anschaulichkeit, die technischen Mittel seiner Kunst weiß er meisterhaft zu handhaben. Das Motiv entnimmt er dem an malerischen und theatralisch gespreizten Episoden reichen Volksleben, namentlich liebt er es, dort den Pinsel anzusetzen, wo die Scheinkomödie zur wirklichen Komödie des Lebens wird. Fahrendes Volk, schöne abenteuernde Zigeunerinnen, überschminkte Komödiantinnen, wahrsagende alte Weiber und ähnliche Gestalten weiß er in der ganzen Eigenart ihrer Rasse zu zeichnen. — Als ein vielseitiger Landschaftsmaler hat sich Paul Mathieu, Brüssel, bei uns eingeführt. Seine Schilderungen tragen den Stempel der Wahrheit, seine Darstellungsart ist eine gewissenhafte und das Motiv tritt nie aufdringlich hervor. — Einen vornehm abgedämpften Ton hat der Engländer J. Reid, Glasgow, in seinen kleinen Landschaftsbildern mit tierischer Staffage erzielt. Beachtung verdienen ferner die Landschaften von A. Liedtke, A. Oesteriz und die Frühlingsstimmungen von J. Wecker, der sich so stark an Bracht anlehnt, daß er darüber ganz seine eigene Individualität vergißt.

Während schon bei Schulte die heimische Produktion stark in den Hintergrund tritt, eröffnet Keller und Reiner die Herbstsaison mit einer Sonderausstellung englischer Maler. Bei aller Verschiedenartigkeit des Vorwurfs wohnt der englischen Kunst die Tendenz inne, die Dinge durch eine rosige Brille zu sehen und darzustellen. Die Engländer haben sich ihren eigenen Schönheitskodex geschaffen, sie lieben nicht die übersprudelnde Lebenskraft in der Kunst und die Glut der Farbe, sondern das Gesetzmäßige und das von Schulregeln abgeleitete Ebenmaß der Form und Linie. Es liegt daher nahe, daß sie an den kraftvollen Erscheinungen der Kunstgeschichte keinen Gefallen finden konnten, die große Kunst der Renaissance roch ihnen schon etwas nach Dekadenz, darum suchten auch Danto Gabriel Rossetti und Ed. Burne-Jones das Heil bei den Quattrocentisten, die noch nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt waren. Wenn man die Handzeichnungen der beiden verstorbenen englischen Meister mit denen unseres Klinger, die in dem kleinen Saal bei Keller und Reiner ausgestellt sind, vergleicht, dann werden wir erst recht inne, welches titanenhafte Genie wir in ihm besitzen. Rosetti und Burne-Jones sind gewiß auch eigenartige Persönlichkeiten, aber sie sind gerade von den deutschen Kunsthistorikern in ihrer Bedeutung überschätzt worden. Denn ihrer Kunst fehlt der rechte Entwickelungskeim und sie ist in ihrer abstrakten Art nur dazu angetan, unsere neuromantisch angekränkelte jüngere Künstlerschaft noch mehr zu verwirren. — Etwas kräftigere Akkorde schlägt A. Macgregor an, gebärdet sich sogar, wie in seinen symbolisiischen Bildern „Das alte und das neue Jahr", „Höllenfahrt der Jsta" oder „Lebensgeist" recht revolutionär, schaut man aber näher hin, so erkennt man bald in ihm den Neuromantiker, der seine Ideen aus vergilbten Blättern schöpft.

J. G.



Musikalisches.

Der überaus große Andrang des Publikums zu den großen Orchesterkonzerten und deren Hauptproben im Königl. Opernhause und in der Philharmonie, sowie der lebhafte Besuch der populären Konzerte des philharmonischen Orchesters sind ein Zeichen dafür, daß in Berlin ein starkes Bedürfnis nach guter Orchestermusik rege ist. Diese Einsicht mag die Herren Erwin

Strunz und Franz Hollfelder veranlaßt haben, ein neues Orchester, das Berliner Tonkünstler-Orchester zu gründen, um mit diesem sowol populäre Konzerte, sowie auch solche größeren Stils in dem schönen Saale des „Deutschen Hofes" in der Luckauerstraße zu veranstalten. Als Dirigent der Abonnements- und Symphoniekonzerte ist Herr Carl Gleitz, der bekannte Komponist, gewonnen worden, während Herr Franz von Blon die „Gesellschaftskonzerte" leiten wird. In einem Eröffnungskonzert vor geladenen Gästen trat das neue Orchester zum erstenmale an die Oeffentlichkeit. Gleich an der Ausführung der ersten Programmnummer war zu erkennen, daß man es hier mit einer tüchtigen Kapelle zu tun habe. Im Laufe des Abends zeigte sich zwar, daß der Holzbläserchor den anderen Instrumentalgruppen nicht ebenbürtig ist, indes hat das für den Anfang nicht viel zu sagen, und der rechte Mann als Leiter könnte dieses Orchester bald auf eine respektable Höhe der Leistungsfähigkeit erheben. Wollte Herr Gleitz den ersten Abend den Beweis erbringen, daß er der richtige Mann sei, so muß gesagt werden, daß ihm dieser Beweis entschieden mißlungen ist. Herr Gleitz hat sicherlich das Zeug dazu, ein tüchtiger Dirigent zu werden. Daß er's noch nicht ist, zeigte sich von Anfang an in einem bedenklichen Mangel an Energie; ja es schien manchmal, als habe er gar keine Fühlung mit den Musikern, geschweige denn Herrschaft über dieselben. So konnte es einem kaum entgehen, daß vom ersten Violinpulte, an dem Herr Kammervirtuos Felix Meyer saß, ein stärkerer Einfluß auf die Orchestermitglieder ausging als vom Dirigenten. Gelingt es Herrn Gleitz, die Zügel fest in die Hand zu bekommen, und straff zu halten, nun gut, in seine musikalischen Fähigkeiten setze ich festes Vertrauen. — Solisten des Abends waren Herr Felix Meyer und der Baritonist Herr Hans Schütz vom Leipziger Stadttheater. Letzterer sang die Partie des „Wotan" in der Schlußscene der „Walküre", konnte aber seine künstlerischen Intentionen dem mangelhaften und übermäßig lauten Orchesterpart gegenüber kaum zur Geltung bringen. Trotzdem ließ sich erkennen, daß der Künstler über schönes Stimm-Material verfügt, dem er eine vorzügliche technische Behandlung angedeihen läßt. Unser allbeliebter und hochgeschätzter Geigenkünstler Felix Meyer spielte eine Romanze von Gustav Jensen mit prächtigem Tone und schönstem Ausdruck.

Wie anders als hier kam das oben erwähnte Walküre-Fragment im ersten philharmonischen Konzert im Saale der Philharmonie zur Geltung! Das war eine Klangfülle, die da Herr Arthur Nikisch dem Orchester entlockte, wie man sie selten gehört zu haben glaubt. Dazu kam der stimmgewaltige Herr Anton van Rooy als Vertreter der Gesangspartie. In solch vollendeter Form kann man sich das Stück im Konzertsaale gern gefallen lassen. Als Novität wurde in diesem Konzerte das Vorspiel zu „König Oedipus" von Max Schillings gespielt, über welches gelegentlich seiner hiesigen Erstaufführung in einem populären Konzerte des philharmonischen Orchesters am Ende der vorigen Saison hier bereits eingehender berichtet wurde. Auch diesmal machte das prächtige Stück einen gewaltigen Eindruck auf den besseren Teil des Publikums; das zeigte der starke Applaus, den eine kleinere Anzahl von Zuhörern spendete. Herr van Rooy sang auch noch Lieder mit Klavierbegleitung, die sich zwischen der siebenten Symphonie von Beethoven und dem Schillingsschen Stücke recht wunderlich ausnahmen. Aus diesem Grunde vermutlich wird er sie an seinem Liederabende noch einmal in anderer Umgebung singen.

* * *

Die Zahl der Solistenkonzerte ist wieder recht groß, so daß man lange nicht alle besuchen kann. Es ist dies aber auch nicht nötig, ebensowenig wie es nötig ist, über alle zu berichten, die man besucht hat. Unter den Sängerinnen, die ich hörte, zeichnet sich Fräulein Emma de Jong, die den Reigen am 1. Oktober eröffnete, durch eine herrliche Altstimme aus, deren Ausdrucksfähigkeit jedoch vorläufig auf noch nicht sehr hoher Stufe steht. — Eine durchaus eigenartige Erscheinung im Konzertsaale ist Fräulein Margarete Bletzer, eine reiche, in sich gekehrte Künstlernatur. Ihre kleine sympathische Sopranstimme, die in der Höhe etwas schwer anspricht, dient ganz und gar ihrem künstlerischen Willen, und der ist so stark, daß der empfängliche Zuhörer im Innersten ergriffen wird von dem poetischen Zauber, der von ihren Vorträgen ausgeht. Nach dem Beifall zu urteilen, den die Künstlerin fand, war „der empfängliche Zuhörer" an ihren Konzertabenden in der Minderzahl. Im glänzenden Beethovensaale erwartet man eben in erster Linie glanzvolle Leistungen; Fräulein Bletzers Kunst aber führt vorzugsweise „in ein mildes, blaues Licht."

* * *

Fräulein Ida Suske ist eine junge, gut musikalische Pianistin, der man einige technische Flüchtigkeiten wol nachsehen kann. Wenn sie kurzweiligere Stücke als Brahms' Händel-Variationen spielt, hört man ihr gewiß gerne zu. — Herrn Edmund Hertz habe ich weniger gern zugehört. Er behandelt zwar das Klavier ganz ausgezeichnet, aber mit seinem Musikmachen ist's nicht weit her. Das Bülowsche Wort „Im Anfange war der Rhythmus" sei ihm hiermit in sein Poesie-Album geschrieben.

* * *

Der jugendliche Geiger Jascha Sußmann hat schon recht tüchtige Leistungen aufzuweisen; nach dem Brahmsschen Konzert aber hätte er seine Hand noch nicht ausstrecken sollen, er bewältigt es vorläufig weder technisch noch geistig.

P. Geyer.



Chronik.

Neue Lyrik.

Humanis Homo. Verse von Hans Leuß. Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin.

Adolf Grabowski: Sehnsucht. Ein Menschenbuch. Verlag von Fischer und Franke. Berlin 1900.

Zwei-Einheit. Ein Andachtsbuch für Menschen von Max Bruns. Der Andachten drittes Buch. Im Verlage von J. C. C. Bruns in Minden (Westf.).

Die Lieder des werdenden Weibes von Margarete Bruns, ebendaselbst.
Müller-Lieder von Traute Bergmüller. Leipzig, Verlag des Deutschen Müllers (Theodor Fritsch). 1900.
Gedichte von T. Resa. Königsberg i. Pr. Thomas und Oppermann. 1900.
Lieder des Mädchens aus dem Volke von Grete Baldauf. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.

So weit, daß ich die Titel der Bücher, die zum Teil eine recht stattliche Dicke aufweisen, säuberlich unter einander geschrieben habe, bin ich nun schon seit einer halben Stunde. — Aber die Besprechung! die Besprechung! Sieben lyrische Werke und Werklein! Wenn ich nicht selbst zuweilen dichtete, würde ich „brrrrr“ sagen. So aber — singe wem Gesang gegeben und bespreche die gedruckten Gesänge, wem solches vom Schicksal bestimmt ist.

Man muß den Stier bei den Hörnern packen; ich beginne mit den beiden Büchern von Max und Margarete Bruns.

Das Andachtsbuch ist sehr eignen Formates; der Druck ist recht anspruchsvoll und stark archaisierend; das Papier ist recht schön. Zwei-Einheit — das ist der Titel dieses dritten Buches der Andachten — ist dem Verfasser der Ausdruck für die Ureinheit der Geschlechter. Einen Dithryambus des Geschlechtslebens, ein hohes Lied der Geschlechtsliebe will Bruns uns singen. Wie viele haben das schon gewollt, aber eben nur gewollt! Und so geht es auch unserm Autor. Wohl gelingt es ihm hier und da reine Töne der Begeisterung zu finden; durchweg klebt er aber so sehr am Derb-Stofflichen, daß die Dithryamben roh und abstoßend wirken. Daher ist der Gesamteindruck der Lektüre des Buches ein recht unerquicklicher. Durchaus anzuerkennen ist aber die Absicht, das Rein-Sinnliche frei von jeder Prüderie in seiner ganzen Nacktheit zu feiern.

In ihren Liedern des werdenden Weibes, die gleichfalls der Liebe gesungen sind, weiß Margarete Bruns zartere Töne anzuschlagen. Das Buch ist frei von neuen Gedanken, unser Empfindungsleben wird durch seine Lektüre in keiner Weise bereichert, aber manches Gedicht ist formvollendet und wenn das Ganze etwas weich ist, so ist dies ja schon im Titel angezeigt, es sind eben Lieder des werdenden Weibes. Einige Naturschilderungen sind gut gelungen; auch „Sehnsucht“, „Seltsam“ und „Trost“ sind hübsche Gedichte.

Hübsch sind auch durchweg die Gedichte von T. Resa, besonders anmutig sind einige altertümlich gehaltene, wie „Frau Minne“ und „Landsknechtlieder“. Es sind Märchen- und Erzählungs-Stoffe, die T. Resa am besten zu behandeln weiß. Aber bei aller Grazie der Form vermissen wir tiefen, ernsten Inhalt. Moderne Fragen und Empfindungen sind selten; das beste Gedicht des Buches ist nach meiner Auffassung das folgende:

To Hus.

(Ostpreußisch).

Vorm Strafanstaltsdirektor heut' steht
Ein altes, verhuzzeltes Mütterlein.
Er nimmt sie gewaltig ins Gebet:
„Was? wieder brachte man dich herein?
Es ist eine Schande, es ist eine Schmach
Am Rand des Grabes fast, grau und alt
Zum elftenmal — ja! rechne nur nach!
Bringt man dich her — 's macht ein Dutzend bald!“
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Ihr wetterleuchtet's im alten Gesicht,
Verrunzelt wie ein Aepflein im Frost,
Sie schaut umher — das Haus ist so licht,
So warm, so rein, und die gute Kost!!
Sie fror so sehr, sie hungerte so!
Ach! gar so elend war stets ihr Los,
Nun ist sie selig, nun ist sie froh,
Die Sorge ist sie ein Weilchen los.
Sie nahm nicht viel — Kartoffeln und Holz,
Doch weil sie zum elftenmale stahl,
Da brachte man sie (fast ist sie drauf stolz)
In dieselbe Anstalt zum elftenmal.
Ganz glücklich fühlt sich das alte Kind —
Da draußen stieß man sie immer fort;
Da draußen, in Schnee und beißendem Wind,
Irrte sie bettelnd von Ort zu Ort.
Scheu blickt sie nach dem Gestrengen jetzt —
Halb selig, halb schämig das alte Gesicht,
Daß er nicht selber noch lacht zuletzt,
Herrscht er sie an: „Sag, schämst du dich nicht,
Zum elftenmale derselbe Fall — —?“
Grad' läutet's im Eßsaal zum Habermus —
Verklärt horcht sie auf — —
„ich — ich dachte all —
Herr Direktorchen, trautstes — to Hus is to Hus“

Grabowski sucht in seiner „Sehnsucht“ tiefere Töne anzuschlagen.

„Dies Buch möge gelesen werden, wie eine Geschichte“ — diese kurzen Zeilen schickt der Verfasser seiner Gedichtsammlung als Vorwort voran. In einem etwas schwülstigen Präludium verkündet der Engel Gabriel dem ersten Menschenpaar das Lied vom Leben: „Das Lied vom Leben ist das Lied der Sehnsucht!“ Wie die Sehnsucht sich dem Dichter naht, wie sie ihn ein Ziel seiner Sehnsucht suchen läßt, das ist in den Cyklen „Der Sucher. In Nächten und Venus lucida“ niedergelegt; sie führt ihn dann „Ueber die Lande“ und läßt ihn in der „Seelenfeier“ sein Ziel finden. In allen Cyklen ist manches Schöne und durch das ganze Buch geht der Zug vom Suchen zum Finden; harmonisch klingt das Buch aus in den Versen:

Alles, was in der Tiefe schläft, steigt empor
Tausend seltsame Geister nahen.
Schließen verschlossene Pforten auf,
Daß ich sehen kann in verzauberte Gärten ....
Und sie raunen mir zu
Viele Geheimnisse —
Süße Geheimnisse ...
Alle Tiefen erkenn ich —
Für einen Augenblick ....

Wenn es dem Autor gelingt, sich einer, zuweilen störenden Schwulstigkeit und Unklarheit zu entledigen, dürfte er uns noch viel Schönes bescheren.

„Humanis Homo“ betitelt Leuß seine Gedichtsammlung. Damit ist schon angedeutet, daß der Dichter seiner Lyrik ein weiteres Gebiet gesteckt hat, als die vorigen. Was der Titel verspricht, hat der Dichter gehalten. Ein echtes Menschentum weht uns aus den Versen entgegen; sie sind unter den neuen Eindrücken des — Zuchthauses entstanden. Der Prozeß Leuß ist noch in frischer Erinnerung. Um eine Frau, die ihm mehr gegeben hatte, als ihr nach der engherzigen Moral zustand, nicht zu kompromittieren, leistete Leuß den Meineid. Darum traf ihn eine Strafe von 3½ Jahren Zuchthaus. Fiat justitia, pereat mundus! Als Gentleman konnte Leuß nicht anders handeln, als er gehandelt hat. Und als Gentleman ist er aus dem Zuchthause zu uns zurückgekehrt. Die „erzieherische“ Wirkung des Zuchthauses hat er nur an seinem Körper empfunden, sein Geist ist unberührt geblieben, ja er hat sich zu den Höhen der Dichtung erhoben. Stolz erhobenen Hauptes schreitet er einher — kein Ausgeworfener, sondern ein Sieger.

Vaterland: nun öffne deinem Sohne
Deine Pforte, daß er bei dir wohne;
Gieb ihm wo er deine Scholle pflügt!
Nicht mit leeren Händen kehrt er wieder:
Vaterland, nimm hin das Buch der Lieder,
Das er deinen Schätzen beigefügt.

Das ist der Grundton, der durch seine Lieder klingt. Ein ungestümer Freiheitsdrang, ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein und ein rein menschliches Empfinden ist ihm in hohem Grade eigen. Er hat viel erlebt, darum kann er auch viel geben, und für jede Stimmung weiß er den rechten künstlerischen Ausdruck zu finden, er meistert die reiche Skala der Empfindungen in jeder Abstufung von der kühnsten Hoffnungsfreudigkeit bis zur tiefsten Resignation. Trotz seiner fröhlichen Grundstimmung konnten ihm die bangen Zweifel in der langen Kerkernacht nicht erspart bleiben:

Aber wenn der Menschen Kleinheit
Mich in enge Fesseln beugt;
Wenn nach der Begeisterung Reinheit
Wolgemeinte Schwatzgemeinheit
Alle Größe von mir scheucht;

Dann erlahmen meine Schwingen,
Dann erfaßt mich Erdengrau'n;
Aus den Gräbern hör' ich's klingen:
„Thor, du willst für Menschen ringen?
Narr, du willst auf Menschen bau'n?“

Das in der Empfindung tiefste Gedicht finden wir am Eingang des „humanis homo“, es ist dem Gedächtnis der Mutter des Dichters, die während seiner Haft starb, gewidmet.

Das war eine harte Kunde,
Das war ein herbes Leid,
Das gab eine brennende Wunde
Im Kerker zur Weihnachtszeit.

Doch in bewegten Stunden
Aus Blumen, die Gott mir gab,
Hab' ich den Kranz gewunden
Für meiner Mutter Grab.

Doch nicht immer sind die Gedichte, wie vorstehende Proben beweisen, aus einer Stimmung heraus geboren; in vielen, die unter dem Titel „Stromata“ zusammengefaßt sind, überwiegt der philosophische Gehalt und die Wissenschaftlichkeit. Für einen so vielseitig gebildeten Kopf wie Leuß liegt darum die Gefahr nahe, daß die Reflexion in seinen Gedichten die Oberhand gewinnt auf Kosten des subjektiven Elements, das in seinen schlichten Stimmungsgedichten in so anziehender Weise hervortritt. Als Ausfluß der allzugroßen Wissenschaftlichkeit sind auch die seltsamen, dem Griechischen entstammenden Gruppentitel, wie „Parabasis“, Phylakae oder „Stromata“ zu bezeichnen. Das ist allerdings nur eine reine Aeußerlichkeit, die wir aber nicht einreißen sehen möchten. Einem Sprachkünstler wie Leuß dürfte es gewiß nicht schwer fallen, wolklingende und zutreffende deutsche Benennungen ausfindig zu machen.

Abgesehen von diesen kleinen Bedenken ist jedoch „humanis homo“ als das Werk eines eigenartigen feinfühligen Dichters zu begrüßen, das weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden verdient.

Aus tiefen Eindrücken, aus eignen innern Erlebnissen sind auch die Gedichte von Grete Baldauf hervorgegangen. Dem Büchlein ist ein Bild der Verfasserin beigegeben; es ist eine schlanke, freundliche Gestalt, mit einem ansprechenden Gesicht, so ansprechend wie die besten ihrer Gedichte. Das Mädchen aus dem Volke — sie hat den Beruf einer Kellnerin ergriffen — ist durch seine Erlebnisse zur Dichterin herangereift.

„Nur meines Lebens trüben Stunden
Verdanke ich so manch' Gedicht“

heißt es in der „Widmung“. Einer Liebe Glück, mehr aber dieser Liebe Not gab ihr warmempfundene, wahre Verse, wie „Am Grabe des Kindes“, „Erlösung“, „Erinnerungsstrahl“ und andere mehr, vor allem aber das kurze Gedicht „Zu dir“!

Zu Dir empor blick' ich vom Staube,
Mein guter Engel, der mich hält,
Mein Himmel du, an den ich glaube,
Mein Licht, mein Leben, meine Welt.

Zu dir treibt's mich auf allen Wegen,
Du Einz'ger, der mich wahr verstand,
O wehre nicht und laß mich legen,
Mein ganz Geschick in deine Hand!

Und nun zum letzten Buche, zu den Müllerliedern von Traute Bergmüller. Man empfindet nach der Lektüre eine innige Freude, daß man kein Müller ist — denn so angesungen zu werden! Ob es ein Müller vertragen kann, darüber habe ich allerdings kein Urteil.

* * *

Aus dem Vereinsleben.

Die „Freie litterarische Gesellschaft“ hielt am 8. Oktober ihre diesjährige Generalversammlung ab, in welcher die Neuwahl des Vorstandes und die Festsetzung des Winterprogramms auf der Tagesordnung stand. Zum ersten Vorsitzenden wurde wieder Otto Erich Hartleben gewählt. Die Reihe der Vereinsveranstaltungen wird mit einem Vortrag von Ernst von Wolzogen im November eröffnet werden. Es sind außerdem als Vortragende resp. Recitatoren gewonnen worden: Wilhelm Bölsche, Frl. Luise Dumont vom deutschen Theater, Dr. Paul Ernst, Otto Erich Hartleben, Karl Hauptmann, Kgl. Hofschauspieler Adalbert Matkowski, Dr. Rud. Steiner.

Alle Zusendungen und Anfragen sind zu richten an den II. Vorsitzenden Franz Philipp, Friedrichshagen, Köpenickerstr. 11.

Freie Litterarische Gesellschaft.

Freitag, den 9. November,
im Saale des Architektenhauses.

Vortrag des Herrn Ernst von Wolzogen:

I. Vorlesung des 2. Akts aus der Komödie „Ein Gastspiel".
II. Die Idee des Ueber-Brettls.

Der I. Vorsitzende
Otto Erich Hartleben.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin, für den Inseratenteil: Max Schäfer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.





Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: Johannes Gaulke und Franz Philips.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 27. Oktober 1900. Nr. 43.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Benvenuto Cellini.

Von **Johannes Gaulke.**

„In einer so regsamen Stadt, zu einer so bedeutenden Zeit, erschien ein Mann, der als Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht als Repräsentant sämtlicher Menschheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Aeußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen, unkenntlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen eingeschrieben ist." Mit diesen präcis gefaßten Worten charakterisiert Goethe im Anhang zu der von ihm ins Deutsche übertragenen Selbstbiographie den florentiner Goldschmied, Bildhauer und Erzgießer Benvenuto Cellini, dessen 400. Geburtstag am 2. November mir Anlaß zu folgender Studie über diesen eigenartigen Mann gegeben hat.

Es gibt wenige historische Erscheinungen, die nicht von der modernen Forschung in jeder Richtung beleuchtet worden wären. Die Folge hiervon ist, daß sich das Charakterbild großer Männer oft in wenigen Menschenaltern vollkommen verschiebt, daß der eine, der zu seinen Lebzeiten auf Grund irgend welcher äußeren Vorzüge einen unverdienten Ruhm genossen hat, heute verblaßt, der andere dagegen, der von seinen Zeitgenossen verkannt worden ist, der Nachwelt im hellen Lichte erstrahlt. Der ersten Gruppe möchte ich Benvenuto Cellini, der als Goldschmied und Medailleur lange Zeit in so hohem Ansehen stand, daß alle seiner Zeit angehörigen Arbeiten auf ihn als den Urheber zurückgeführt wurden. Nicht wenig mag zu dieser Ueberschätzung seine bramarbasierende Selbstbiographie beigetragen haben. Selbst Goethe, der sich mit großer Liebe in den schriftlichen Nachlaß Cellinis vertieft hat, ist in seinem Urteil über denselben durch dessen teils prahlerische, teils selbstbewußte Sprache ungünstig beeinflußt worden. Zudem verbanden ihn viele gemeinsame Züge mit dem florentiner Meister, der wie Goethe auch alle Stadien des Liebeslebens, von der selbstquälerischen platonischen Neigung bis zur leidenschaftlichsten Umarmung durchkostet hatte, als daß er sich einen vorurteilsfreien Blick für dessen Schwächen und Vorzüge hätte wahren können. Das oben citierte Urteil bedarf daher nach mehr als einer Richtung einer entschiedenen Revision.

Wir Modernen, die wir eine historische Erscheinung aus ihrer Zeit zu verstehen suchen, können in Benvenuto Cellini nur eine interessante Figur, nicht aber einen „geistigen Flügelmann" erblicken. Denn sein Einfluß auf die Kultur- und Kunstbewegung der Spätrenaissance ist von keiner Bedeutung. Er war wol in verschiedenen bildenden Künsten zu Hause, er mochte — wenn man seinen prahlerischen Worten Glauben schenken darf — wol auch ein guter Musiker gewesen sein, er wußte auch das Schwert und die Feder zu führen, aber er war keine tief beanlagte Natur noch ein Schöpfer neuer Werte. Seine bildreichen Darstellungen sind einem Größeren abgelauscht und seine Kleinplastiken und Medaillen weisen lediglich technische Vorzüge auf. Die handwerkliche Geschicklichkeit hat aber gewiß nichts mit dem Genie zu tun. Denn die Meister des Barockstils waren im allgemeinen bessere Techniker als diejenigen der Früh- und Hochrenaissance. Es wiederholt sich

stets die Erscheinung in der Kunstgeschichte, daß mit der Erschöpfung des Ideengehaltes eines Zeitalters eine Zunahme der technischen Fähigkeiten eintritt.

Cellinis Jugendjahre fallen in die Zeit der höchsten Kunstblüte. In Florenz hatten bereits Ghiberti, Donatello, Andrea del Verrocchio und die Robbias ihr Lebenswerk vollbracht und Lionardo und Michelangelo standen auf der Höhe ihres Schaffens als Benvenuto in die Werkstatt des florentiner Meisters Antonio di Sandro eintrat. Die große Vergangenheit seiner Vaterstadt und die großen Männer, die ihren Weltruhm begründet hatten, mußten auf die Entwickelung und mehr noch auf die Phantasie des jungen Benvenuto anregend einwirken. Von einem unstillbaren Tatendrang beseelt, zog er bald in die Ferne, nach der ewigen Stadt, die wieder zum Brennpunkt des Kulturlebens geworden war. In den Ruinen von Rom fand er Gelegenheit, die Ueberreste der Antike zu studieren; auch die Art des Michelangelo hatte ihn mächtig angezogen. Schon in Florenz hatte er fleißig nach den berühmten Cartons Lionardos und Michelangelos, die in einem Wettstreit zur Ausschmückung des Rathaussales im Palazzo vecchio entstanden waren, gezeichnet.

Sein Entwickelungsgang wurde indessen oft unterbrochen. Von Hause aus zu Händeln und Abenteuern aufgelegt, hielt er es nie lange an einem Ort aus. Bald taucht er wieder in Florenz, bald in Mantua, bald in Rom auf. In ihm spiegelte sich der Geist der Zeit, in der für widerspruchsvolle und gewalttätige Charaktere Raum genug vorhanden war, auf das anschaulichste wieder. Italien war durch die Kleinstaaterei politisch zerstückelt, mächtige Geschlechter, wie die Borgia, Malatesta, Gonzaga, Visconti u. a., ersannen die ruchlosesten Dinge, Söldnerscharen durchzogen das Land und brandschatzten es, die Pest und die Syphilis forderten tausende und abertausende von Opfern und bei alledem blühten die Künste und Wissenschaften. Es ist ein völkerpsychologisches Rätsel, das kein Historiker, welcher Methode er sich auch bedienen mag, vollkommen lösen wird, daß ein Volk, das am Abgrund hin und herschwankt, die herrlichsten Geistestaten vollbringt, während andere, die sich geordneter Verhältnisse und eines wirtschaftlichen Aufschwungs erfreuen, zur geistigen Stagnation verurteilt sind. Wir brauchen zur Unterstützung dieses Satzes nicht auf frühere Kulturepochen verweisen, wir stehen selbst trotz des materiellen Aufschwungs inmitten der Stagnation. Auf allen Gebieten wird der Nachwuchs vermißt, man spricht sogar schon von den „Nachahmern der Epigonen".

Benvenuto Cellini krankte nicht, wie so viele Moderne, an seiner Zeit; eine Vollnatur wie er, fand überall Gelegenheit, sich im guten wie im bösen Sinne zu betätigen, zudem war ihm seine Kunst ein Geleitbrief durch aller Herren Länder. Ein Goldschmied war an den Fürsten- und Königshöfen ein vielbegehrter Mann, da das Hofceremoniell in jener Zeit noch mehr Flitterkram erforderte als heute. Seinen ersten Gönner fand Cellini in dem Papst Clemens VII., dann wurden ihm größere Aufträge durch den König von Frankreich und den Herzog von Florenz. Im Verkehr mit diesen Herrschaften hatte er sich Formen angeeignet, die halb den geschmeidigen Höfling, halb eine selbstbewußte Persönlichkeit verrieten. Jeder Lebenslage wurde er spielend Herr, als Künstler wie als Kriegsmann fühlte er sich höchst unentbehrlich und geizte darum in seiner Selbstbiographie nie mit dem Eigenlobe. Von Naivität sowol als auch von Großsprecherei zeugt seine Schilderung der Belagerung Roms, wo er mit einer Handvoll Soldaten die Engelsburg gegen eine Armee verteidigt und bei dieser Gelegenheit eigenhändig den Prinzen von Oranien und den Herzog von Bourbon zur Strecke gebracht haben will! Das Menschenleben stand überhaupt nicht allzu hoch bei ihm im Kurse, im allgemeinen hatte er aber nur in der Notwehr von der Waffe Gebrauch gemacht. Man weiß ja allerdings nie, wieweit man ihm Glauben schenken darf, denn er gibt sich in seiner Selbstbiographie redlich Mühe, die Schuld immer auf die anderen zu werfen.

Für Cellinis künstlerischen Entwickelungsgang ist sein Aufenthalt am französischen Königshofe von großer Bedeutung. Seine erste Reise dorthin unternahm er im Jahre 1537, kehrte aber schon in demselben Jahre wieder nach Italien zurück. Hier traf ihn bald ein harter Schicksalsschlag. Bezichtigt, die päpstlichen Kronjuwelen gestohlen zu haben, die ihm der Papst während der Belagerung Roms anvertraut hatte, wurde er zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Nach einem mißlungenen Fluchtversuch wurde er dort mit größter Härte behandelt; es scheint, daß die Kerkerqualen einen ungünstigen Einfluß auf seinen Geisteszustand ausgeübt haben. Denn bald stellten sich bei ihm die wunderlichsten Visionen ein, die er selbst nach seiner durch den Cardinal Ferrara erwirkten Freilassung nicht ganz los wurde. Vielleicht hat man es aber auch hier wiederum mit einer Aeußerung seiner unleidlichen Ruhmredigkeit zu tun. Er bildete sich nämlich ein, aus dem Gefängnis nach dem Anblick der himmlischen Majestät einen Heiligenschein mitgebracht zu haben, der aber, wie er vorsichtigerweise bemerkt, namentlich in Frankreich sichtbar sei.

Nach dieser Abirrung in die lichten Sphären zog es Benvenuto jedoch vor, seinen Verkehr mit den irdischen Machthabern wieder aufzunehmen. Er ging zum zweitenmal nach Frankreich im Jahre 1540, wo er fünf Jahre im Dienste des Königs stand. Hatte er sich bisher nur in der Kleinkunst betätigt, so wurden ihm jetzt größere Aufgaben gestellt. Eine Kolossalbüste Julius Cäsars und eine silberne Statue Jupiters ist ihres kostbaren Materials wegen schon längst wieder in den Schmelztiegel zurückgewandert, doch bewahrt uns das Louvre noch heute ein Relief, Neptun und Cybele, das uns seine Art erkennen läßt. Ohne Zweifel hat er sich Michelangelo zum Vorbild genommen, jedoch erreicht er ihn kaum in der äußeren Formwiedergabe, geschweige denn in der monumentalen Auffassung der Figuren. Die Gliedmaßen erscheinen zu lang gestreckt und sind wenig bewegt, von einem ernsten Naturstudium muß man fast ganz absehen, wenig zufriedenstellend ist auch die Komposition, die zu stark schematisiert ist. Mit viel größerem Geschick sind die kleineren Arbeiten dieser Zeit gearbeitet, wie das berühmte, im Auftrage Franz I angefertigte Salzfaß (jetzt in der Ambraser Sammlung in Wien). Namentlich erinnern hier die beiden als Handgriffe dienenden, in Gold getriebenen Figuren stark an den Stil Michelangelos, wohingegen das übrige figürliche Beiwerk, dem eine ausgesprochen allegorische Tendenz inne wohnt, nicht recht in den Rahmen des kunstgewerblichen Gegenstandes hineinpaßt.

Sein bedeutendstes Werk der Großplastik schuf Cellini nach seiner endgültigen Rückkehr nach Italien im Auftrage Cosmus I,, den Perseus mit dem Medusenhaupt, dessen Herstellung er im letzten Buch seiner Selbst-

biographie ausführlich beschreibt. Nach dieser Zeit scheint er nicht mehr hervorragend künstlerisch tätig gewesen zu sein; auch das Abenteuerleben hatte er satt bekommen, darum machte er sich dabei — seine Selbstbiographie zu schreiben. Denn, wie er am Anfang des ersten Kapitels bemerkt, sollen alle Menschen, die etwas Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht haben, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, „jedoch nicht eher zu einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben."

Nach dieser Tat, die ihm einen unvergänglichen Namen eingebracht hat, denn die Selbstbiographie ist trotz ihrer vielen Uebertreibungen ein kulturhistorisches Dokument —, trat er, ein reuiger Sünder, in den geistlichen Stand. Wer jedoch so viel im Leben geliebt hat, wie Benvenuto, den hält es nicht hinter Klostermauern. An der Schwelle des Greisenalters stehend, entschloß er sich noch zu heiraten, um legitime Kinder zu zeugen, was ihm auch noch gelungen ist. Als er am 13. Februar 1571 sein taten- und mehr noch wortreiches Leben beendete, hinterließ er zwei Töchter und einen Sohn. —

Benvenuto Cellini ist kein Genie gewesen, doch eine Persönlichkeit, an der wir uns bilden und aufrichten können. Einem leidenschaftlichen Volke angehörend, in einer Zeit lebend, als der Kampf des modernen Staates mit der Kirche um die Vorherrschaft in der Gesellschaft tobte und das Recht des Einzelindividuums mit Füßen getreten wurde, hatte Benvenuto seiner Individualität unter allen Umständen und in jeder Lebenslage stets Geltung zu verschaffen gewußt, wenn nötig, mit der Waffe in der Faust. Solche Charaktere fehlen uns. Die Menschen sind vielfach zu gedankenlosen Gesetzanbetern geworden oder sie denken überhaupt nicht und fügen sich geduldig in all das, was eine höhere Macht über sie verhängt. Bei uns, wie im leidenschaftlicheren Italien oder im revolutionendurchwühlten Frankreich bröckelt ein Stück nach dem andern von den erworbenen Rechten ab, und niemand will es bemerken. Hüben wie drüben sind die Dunkelmänner an der Arbeit, um den kümmerlichen Rest der Geistesfreiheit, den sich die Kulturwelt noch erhalten hat, hinwegzufegen, und wiederum will es niemand bemerken. Das Geschäft könnte ja darunter leiden! Nur nicht Anstoß erregen! — Wann wird uns der Mann, der, wie jener temperamentvolle Italiener mit nerviger Faust sein Recht verficht, entstehen? Dieser geistige Flügelmann, der, wie Goethe sagt, mit heftigen Aeußerungen dasjenige andeutet, was in jedem menschlichen Busen eingeschrieben ist, er sei willkommen!



Wiederkunft.

Wenn ich einst gestorben bin,
Weib, begrabe nicht den Leib,
Den du liebtest. Denn du sollst
In den frohen Erdentagen
Nicht am Grabe um mich klagen.

Wenn ich einst gestorben bin,
Weib, verbrenne meinen Leib,
Den du liebtest. Und du sollst,
Wenn die dunklen Stürme brüllen
Durch die Nacht, die Urne füllen.

Trag die Asche auf zum Turm,
Weib, und schütte meinen Leib,
Den du liebtest, in den Wind.
Und du wirst den Weg nicht sehen,
Wo die Stäubchen rings verwehen.

Wenn der Frühling wiederkommt,
Weib, dann fühlst du meinen Leib,
Den du liebtest, neu erblühn.
Und im großen Heiligtume
Grüß ich dich aus jeder Blume.

Meine Asche half zur Pracht.
Weib, in Blüten lebt mein Leib,
Den du liebtest, ewig fort.
Und du sollst in Seligkeiten
Lächelnd durch die Fluren schreiten.

Düsseldorf. Theodor Etzel.



George Bernard Shaw und das moderne englische Drama.

Von A. von Ende (New-York).

In England lebt heute ein Mann, von dessen Augen ein Augenarzt gesagt hat, sie seien so normal, wie es nur bei zehn Prozent der Menschen der Fall sei. Mit diesen Augen sieht er die Dinge dieser Welt, wie sie sind, und wie er sie sieht, so schildert er sie, denn er ist Schriftsteller. Er ist der Kritiker, Ibsen-Vorkämpfer und Dramatiker George Bernard Shaw. Wenn vom englischen Drama der Gegenwart die Rede ist, da darf dieser Mann nicht unerwähnt bleiben, denn er hat für die moderne Richtung gekämpft, wie kein zweiter.

Hätte dieser Mann nicht neben einem genialen Scharfblick und einem gründlichen Wissen einen schier unerschöpflichen Humor, dann würde er vielleicht selbst in England nicht alles das zu sagen wagen, was er in seiner Eigenschaft als Kunstkritiker in den hervorragendsten Journalen seiner Heimat wiederholt ausgesprochen hat. Diesem Humor hat er ein eigentümliches Schicksal zu verdanken. Wenn die zehn Prozent, zu denen er durch seine Normalaugen gehört, seine Kritiken lesen, dann sagen sie, er habe den Mut der Wahrheit; die neunzig Prozent mit den anormalen Augen ergötzen sich an den köstlichen trocknen Witzen, barocken Einfällen und vielfarbigen, blendenden Geistesraketen, und meinen, er verpuffe all dies Feuerwerk nur so zum Spaß. Ein tragikomisches Schicksal; er wird sich darob nicht zu sehr grämen, denn er ist eine kerngesunde Natur. Vielleicht ist es aber gar nicht wahr, daß ihn die Engländer nur für einen genialen Humoristen halten; vielleicht ist dies nur eine diplomatische Pose der maßgebenden Kreise; vielleicht wäre es unbequem, ihn ernst zu nehmen, und die Schlüsse zu ziehen aus allem, was dieses enfant terrible über

Religion, Moral, Politik, Patriotismus, Landesruhm, Imperialismus und alle die trügerischen, traditionellen Ideale der großen Masse zu sagen hat. Denn Shaw ist einer von jenen Bilderstürmern, die es von Zeit zu Zeit geben muß, um die Pharisäer aus den Tempeln zu jagen, die Fetische zu zertrümmern und die Atmosphäre durch ein kritisches Autodafee zu reinigen.

Es zeugt von dem neuen frischen Blute, das in der anglo-amerikanischen Litteratur zu kreisen beginnt, daß die ehrwürdige North American Review den mutigen Kritiker neulich aufforderte, die englische Bühnencensur in ihren Spalten zu beleuchten. Niemand war dazu befähigter, als der Verfasser der „Quintessence of Ibsenism", der prächtigen Kritik von Nordaus „Entartung", und der zwei Bände Dramen, „Plays: Pleasant and Unpleasant", von denen leider nur wenige in England aufgeführt worden sind, weil die erwähnte Censur sie ausschließt. Da auch die amerikanische Bühne durch diese Mißverhältnisse in England in Mitleidenschaft gezogen wird, ist doppelter Grund vorhanden, den Auslassungen Shaws in dem Artikel Beachtung zu schenken.

„In England," beginnt Shaw, „kann kein Stück öffentlich aufgeführt werden, ohne eine Erlaubnis vom Lord Kammerherrn, welche bescheinigt, daß dessen allgemeine Tendenz nichts Unsittliches oder für die Bühne Unpassendes enthalte. „Der Würdenträger, der auf Grund dieser dem Wortlaut entsprechenden Verordnung über Wol und Wehe des englischen Dramas zu entscheiden hat, ist aber kein demokratischer, aus einer Anzahl Bewerber bei einer Prüfung gewählter Beamter, wie die Angestellten der Departements für innere Angelegenheiten, Indien und die Kolonien; er hat mit allen diesen nichts zu tun. Ein Mitglied des Hofstaats der Königin — „der Malvolio des St. James Palasts" — ist er niemand verantwortlich als der Königin, und daher überhaupt der Verantwortlichkeit enthoben, „da der Königin Einmischung in die fantastische Anhäufung kleiner Würden und Funktionen, welche als Vorwand für die von ihrem Gefolge bezogenen Sporteln dienen, sich nicht über ihre Gegenwart und ihren Aufenthalt im St. James-Palast (der gar nicht ihre Wohnung ist) erstreckt und selbst da konventionell und politisch beschränkt ist".

Dieser Kammerherr, erklärt Shaw des weiteren, läßt sich nicht dazu herab, die ihm zur Begutachtung eingesandten Stücke selbst zu lesen, sondern überläßt dies dem „Examiner of Plays", einem durchaus obscuren Mitglied des überaus komplizierten Hofmechanismus. „Der Lord Kammerherr, welcher all das Schaugepränge zu überwachen hat, hat keine Zeit, seinem Untergebenen Zügel anzulegen, selbst wenn er sich anmaßte, mehr über dramatische Kritik und Grundlage der Moral zu wissen. Die Folge davon ist, daß der Examinator der Stücke der mächtigste Mensch in England und Amerika ist. . . . Andere Leute machen Englands Gesetze; er macht das englische Drama möglich oder unmöglich und daher auch das amerikanische Drama. Denn kein amerikanischer Schriftsteller kann es sich gestatten, einem Despoten zu trotzen, der ihm durch einen bloßen Wink das englische Aufführungsrecht verweigern kann, das in London allein vielleicht einen Wert von zwanzigtausend Dollars darstellt. Die Monarchie ist beschränkt; mit Thränen der Wut kann das Kabinett sich nicht einmal gegen die Gegner des Impfzwangs behaupten; das Herrenhaus, nominell ohnmächtig, setzt seinen Fuß auf eine Vorlage nur, um seine Demütigung zu betonen, daß es dieselbe wieder erwägen müsse. Aber der Examinator der Dramen, größer als sie alle, tut was er will und kümmert sich nicht einen Deut um Völker und Verfassungen, ob englische oder amerikanische. Nicht einmal der Präsident der Vereinigten Staaten kann eine amerikanische Novität sehen, ohne des Examinators Bewilligung." Zum Verständnis der letzteren Behauptung sei hier angeführt, daß ein Drama, welches in Amerika zuerst aufgeführt wird, seines englischen Aufführungsrechts verlustig geht.

Man könnte sich mit der unumschränkten Machtvollkommenheit dieses Beamten einigermaßen versöhnen, wenn wenigstens eine in hohem Maße befähigte Persönlichkeit, eine litterarische oder dramaturgische Autorität, den Posten bekleidete. Dem ist aber nicht so. „Es kann kein Mensch in einem englischen Postamt Briefmarken verkaufen, der nicht vorher eine Prüfung abgelegt hat; aber Examinator der Dramen kann man werden, ohne auch nur zu beweisen, daß man des Lesens oder Schreibens kundig ist." Das Salär dieses Beamten beträgt bis zu fünfhundert Pfd. jährlich; dazu aber kommen Gebühren von ein Pfd. für jeden Einakter und zwei Pfd. für jedes Stück von zwei und mehr Akten, die der unumschränkte Beherrscher des englischen und amerikanischen Dramas von jedem Unternehmer oder Autor bezieht, der ihm ein neues Stück zur Lesung einreicht. Es ist leicht, sich das Einkommen dieses Herrn vorzustellen, wenn man die Copyright-Gesetze Englands und Amerikas in all ihrer Verworrenheit kennt. Ein jeder Romanschriftsteller, der in seinem Werk dramatisch brauchbares Material sieht, ist gezwungen, dasselbe wenn möglich gleich bei seinem Erscheinen auf dem Büchermarkt bühnengerecht zuzustutzen und in irgend einem Theater von befreundeten Schauspielern aufführen zu lassen — sei es auch nur vor einem einzigen, dem Autor bekannten Zuschauer, der nominell seinen Eintritt bezahlt hat — sonst ist er keineswegs sicher, ob ihm nicht sein Stoff von irgend einem fixen Schnellschreiber gestohlen und dramatisiert wird, ehe er dazu Zeit hatte. Die Zahl solcher ganz in intimem Kreise zur Aufführung kommenden Novitäten ist schier unabsehbar, und da jede derselben der Erlaubnis des Examinators bedarf, kann man sich einen Begriff von seinen gelegentlichen Einkünften machen.

Spaßhaft sind die Vorschläge, welche der Censor — denn so sollte wol der Beamte tituliert werden — den Autoren macht, um etwaige anstößige Stellen zu entfernen oder zu mildern. Früher war es unfehlbar Brauch, statt des Namens der Gottheit — sei es nun Herr, oder Heiland, oder heiliger Geist — das Wort Himmel zu setzen, was die wunderbarsten Stilblüten zur Folge hatte. Der unmittelbare Vorgänger des jetzigen Examinators zwang die Heldin in einem französischen Stück zu einem Hinweis auf ihren vor der Heirat begangenen Fehltritt, indem sie jedes Mal bei ihrem Auftreten sagen sollte: „Ich habe gefehlt, aber in Absicht —" welchen sinnreichen Zusatz sie allabendlich, während das Publikum sie stürmisch begrüßte, einer vertraulichen Bemerkung gleich dem Kapellmeister zuwarf. Mr. Redford, der jetzige Autokrat der englischen und amerikanischen Bühne, ist aber der schlaueste Geschäftsmann von allen, welche diesen Posten bekleidet haben. Als Shaw ihn ersuchte, ihn die anstößigen Stellen in einem seiner Dramen zu bezeichnen, erklärte er mit Nachdruck, wenn ihm ein neues Werk vorgelegt

würde, dann würde er versuchen, die betreffenden Stellen in dem vorhergehenden zu vergessen. Shaw verstand den einem Uneingeweihten etwas dunklen Wink; er bedeutete einfach, wenn er dieselben selbst erriete und ihm das Stück nach Erledigung neuer Gebühren vorzeige, dann könne er die Aufführungslicenz haben. Und so war es auch.

Interessant sind die Versuche, welche in London gemacht wurden, um dem Examinator ein Schnippchen zu schlagen. Die nominelle Strafe für solches Vergehen beträgt fünfzig Pfund, für die irgend jemand der an einer verbotenen Aufführung teil nimmt, haftbar ist, vom Thürsteher bis zum Maschinisten. Das in jüngster Zeit kein Versuch gemacht worden ist, die Strafe einzutreiben, liegt nach Shaws Meinung nicht sowol daran, daß dem Bureau des Censors keine öffentlichen Fonds zur Verfügung ständen, als daß die Verhandlungen vor Geschworenen stattfinden würden, und der „britische Durchschnittsgeschworene, obwol meistens ein Wurm unter den Füßen des Richters, könnte sich doch manchmal krümmen“. Am bekanntesten ist die Affäre bei der Shelley-Säkurlafeier. Der Examinator hatte die Aufführung der „Cenci“ verboten; allein die Shelley-Gesellschaft mietete das große Theater in Islington, der Vorstadt Londons, alle Besucher wurden als Mitglieder der Shelley-Gesellschaft eingelassen, und so ging das Werk vor einem hauptsächlich aus Schriftstellern, Browning an der Spitze, bestehenden Publikum über die Bühne. Der Direktor allein hatte den Zorn des Examinators auszukosten, obwol auch ihm gesetzlich nicht beizukommen war. Seit jener Zeit aber enthält der Mietskontrakt jedes Theaters die Klausel, daß keine Aufführungen uncensierter Stücke daselbst stattfinden dürften.

Von den Schwierigkeiten, welche es kostete, Ibsen in England Gehör zu verschaffen, zeugen die Kämpfe des Independent Theatre, einer Art Freien Bühne unter Leitung eines Deutschen, Herrn Grein. Für die „Gespenster“ wurde gar nicht um eine Licenz nachgesucht, da die Verweigerung derselben außer Frage stand. Die Aufführung ging von statten wie seiner Zeit die der „Cenci“; der Inhaber des Theaters erfuhr erst davon, als sie vorüber war. Die Besitzer der Theater wurden aber dadurch vorsichtiger; und für eine zweite Aufführung mußte Herr Grein einen Saal mieten, in dem sich die Subskribenten als seine Gäste zu einem „at home“ versammelten, bei Gelegenheit dessen er sie durch eine Aufführung der „Gespenster“ unterhielt! Eine dritte Vorstellung fand mehrere Jahre später unter ähnlichen Verhältnissen statt. Das bei diesen Gelegenheiten an der Thür kein Eintrittsgeld erhoben wurde, rettete sie vor dem Machtspruch des Censors.

Alle diese und andere Mißstände, unter denen das englische Drama zu leiden hat und in seiner Entwickelung gehemmt wird, werden von Shaw in einem Abschnitt seiner Broschüre „The Quintessence of Ibsenism“, in der Vorrede zu seinen eigenen Dramen und in dem vorliegenden Artikel in der amerikanischen Monatsschrift aufs schärfste beleuchtet; die fingierte Rede aber, welche er dem Examinator in den Mund legt, um zu erklären, weshalb er die Aufführung von Tostois „Macht der Finsternis“ nicht gestatte, ist zu köstlich, als daß sie verkürzt werden sollte. Er läßt ihn angeblich zum Verfasser sagen: „Sie sind unzweifelhaft ein viel klügerer und besserer Kerl als ich, und ich maße mir nicht an, Sie zu kritisieren. Aber ich muß die Regeln meines Amtes befolgen, wie ein Richter die Gesetze und Ihr Stück ist gegen meine Regeln. Es mag ein sehr gutes Stück sein, und ich gebe zu, daß viele Stücke, die sich innerhalb meiner Regeln bewegen, höchst miserabel sind. Aber dafür kann ich nicht; wenn ich außerhalb meiner Regeln Unterschiede machen wollte, dann würde ich die Rolle eines platonischen königlichen Philosophen spielen, der ich nicht bin und wahrscheinlich kein Beamter ist. Ich tue mein möglichstes, mit der Zeit fortzuschreiten und die Regeln so weit zu dehnen, wie es geht, und hin und wieder eine fallen zu lassen, wenn sie gar zu lächerlich werden. Aber ich muß Ihnen einschärfen, daß es eine Regel gibt, die unabänderlich dieselbe bleibt, und diese ist, daß ein Stück nicht zum Medium neuer Ansichten über irgend einen wichtigen Gegenstand gemacht werde; denn neue Ansichten sind immer fragwürdige Ansichten und ich kann Ihre Majestät die Königin nicht verantwortlich machen für fragwürdige Ansichten, indem ich dieselben licensiere. Die anderen Regeln sind einfach genug. Sie müssen keine Bibelgeschichten dramatisieren. Sie dürfen sich nicht über Gesandte, Kabinett-Minister oder irgend welche lebende Menschen, die in der Gesellschaft Einfluß haben, moquieren; aber ein kleiner Witz auf Kosten des General Booth, oder eines Sozialisten, oder eines Arbeiter-Mitglieds des Countyrats, oder irgend welcher Leute dieser Art kann hingehen. Sie dürfen keine Liebesaffären behandeln, die nicht innerhalb der Grenzen der Blutsverwandtschaft sind, die das Gebetbuch vorschreibt. Bringen Sie einen männlichen Wüstling in ein ernstes Stück, dann sollten Sie ihn am Ende retten, indem er eine unschuldige junge Dame heiratet. Ist es ein weibliches Exemplar dieser Menschengattung, dann tut es nichts, wenn sie am Schlusse stirbt und wenn sie ihr Gelegenheit geben, bei Berührung der Hand eines respektablen Mädchens in Thränen auszubrechen. Es gibt viele kleine Mittel, durch welche sich der Autor eines Stücks dagegen verwahren kann, irgend welche außergewöhnliche Ansichten über die Geschlechter und ihre Beziehungen zu einander zu hegen, selbst wenn unsere Regeln in Bezug auf Lebensführung dadurch etwas ausgedehnt würden. Im Schwank und in der Gesangsposse können sie nicht in Konflikt mit uns kommen, da der Humor dort von der konventionellen Ansicht über schlechtes Betragen abhängt. Die Beobachtungen dieser Regeln gibt eine Art Technik, die leicht zu erlernen ist, mit den Gebräuchen der Gentlemen in Einklang steht und gegen die niemand etwas einwendet, nur die Leute, welche doch außer Betracht kommen, weil sie neue Ideen haben — kurz die „cranks“. So arbeiten wir. Sie schulden mir zwei Guineen, bitte, für die Verweigerung des Aufführungsrechts. Danke Ihnen. Guten Morgen.“

Der in dieser Rede enthaltene ungeschriebene Kodex, dem sich Dramatiker und Unternehmer fügen müssen, und der auch das amerikanische Drama beeinflußt, datiert von Horace Walpole, der das Amt des Examinators schuf, um Fielding zu verhindern, parlamentarische Korruption auf der Bühne darzustellen. Stünde die ganze englische Litteratur unter solcher Censur, dann würden Byron und Shelley, Carlyle und Ruskin, Dickens und Thackeray, Darwin und Mill, Huxley und Tyndall, George Eliot, Meredith, Matthew Arnold und viele andere, wie Shaw bemerkt, unterdrückt worden sein, ehe ihre Stimmen sich Gehör ver-

schafft hatten. Das Traurigste ist, daß dadurch eine widerwärtige Heuchelei gefördert wird. Charaktere von der strengen Rechtlichkeit eines Carlyle zum Beispiel sind unter solchen Verhältnissen geradezu unmöglich. Shaw erinnert an des letzteren Worte: „Inmitten dieses Chaos steht eins bei mir fest und fester: mich loszureißen von allem Schein und Formelwesen, als wäre es ein Nessus-Gewand, sie von mir zu werfen, und dem was ich selbst weiß und sehe zu folgen — sei es in den Hades —" und meint die Antwort, welche der Examinator dem Weisen von Chelsea darauf erteilt hätte, müßte ungefähr lauten: „Ich darf Ihnen nicht gestatten, so „ungentlemanly" zu handeln. Meine Instruktionen gehen dahin, niemanden auf die Bühne zu lassen, es sei denn, er trage ein vollkommenes Nessus-Kostüm, in dem er sich entschließen muß, der Kirchenparade im Park zu folgen und dem Hades mit aller Entschiedenheit den Rücken zu kehren, einerlei was er auch sieht."

(Schluß folgt.)



Das Heim.

Von **P. Thodoroff.***)

Aus dem Bulgarischen übersetzt von **Dragomir Gerganoff.**

I.

Ein nebeliger, kalter Abend hat draußen alles eingehüllt.

In der länglichen Wohnstube brennt monoton der Ofen, als ob er mit seinem Geprassel von einer schreckens- und geheimnisvollen Mähr Kunde gäbe. Der schwache Feuerschein, der vor dem Ofen hin- und herflackert, beleuchtet schüchtern die mit gebeugten Knien auf dem Wandsofa sitzende Mutter, die dem Geprassel des Feuers gespannt zuzuhören und sich darüber ganz vergessen zu haben scheint. Unter dem unbeleuchteten Kirchenbildgestell hat sich an sein Pult, auf dem das Talglicht bald aufflackert und im Augenblicke aufleuchtet, bald die bläuliche Flamme den Talg um den Docht herum belegt, tiefgebeugt Kolju gesetzt. In seiner Nähe schreitet mit festen, deutlich hörbaren Schritten Anka auf und ab. Und in der Mitte auf dem kleinen, braunen, fadenscheinigen Teppich hat sich die vierjährige Penka hingesetzt, die das blonde Köpfchen nach vorne gebeugt hält und ihre Filzschuhe betrachtet, als ob sie sich in sich vertieft hätte.

In der Stube ist es noch kalt. Der Ofen ist lange nicht geheizt worden: die kalten Wände nehmen die ganze Wärme auf und die neuen Bewohner verspüren von Zeit zu Zeit einen kalten Schauer über ihren Rücken laufen. Sie ziehen die Pelze nicht aus.

— Mutter! Penka hebt den Kopf. Ihre klangvolle Stimme tönt langsam durch das Zimmer, als ob sie alles umher mit Wehmut überflutete. Mutter! wiederholt das Kind, ohne sein anmutiges Gesichtchen von dem seiner Mutter abzuwenden, welch letztere wie versteinert auf ihrem Platz sitzt — wenn Kolju groß wird, nicht wahr, Mutter? . . Ja, Mutter, Kolju wird doch groß werden? . .

Es war, als ob keiner diese Worte vernahm.

Nur Kolju, der nie gerne seine Aufgaben machte, wurde sich der Bedeutung dieser Worte bewußt, als ob er größer, mannbarer in seinen eigenen Augen werde. So sitzt er denn vertieft da, spricht kein Wort, nur sein mit kleinen Leberfleckchen besprenkeltes Gesicht tiefgebeugt über seiner Aufgabe haltend, die launenhaft in seinen Händen spielt, deren Lösung ihm aber durchaus nicht gelingen will, und sucht sein Pult zurecht zu schieben, welches anscheinend nicht richtig stehen will — nicht so wie in jener Stube, in ihrem eigenen Heim . . .

„Unser Heim . . . wir ziehen doch dort wieder ein, wenn ich erst mal fertig bin . . . in unser eigenes Heim . . ." Dieser neue, markante Gedanke schießt ihm durch den Kopf und er spürt, wie sich ein unklares, großes Gefühl seiner bemächtigt. Kolju dämmert es auf: er muß gerade jetzt fest und entschlossen sein, da er der einzige Mann im Hause ist und sich alles auf ihn verlassen wird . . .

— Nicht, Mutter, singt von neuem Penka, Kolju wird sie 'rausjagen . . . wenn er groß wird . . . er wird sie aus unserem Heim jagen . . . und von dem Blumenbeetchen auch — fuhr sie lebhaft fort — dem kleinen — meinem Blumenbeetchen . . .

— Sei doch still, Pena! hör' auf zu plappern! . . Laß' Mutter in Ruhe — sagte mit gemachtem Ernst und befehlerisch Kolju — ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen.

Das Kind zog weinerlich die Augenbrauen zusammen.

— St! St! — ließ die Mutter dumpf hören und stützte wiederum, das eine Bein gebeugt, das andere darüber geschlagen, den mit einem Tuch bedeckten Kopf auf ihre Hand. Ihr Gesicht ist blaßgelb, über den herabhängenden eingefallenen Wangen ragt das Jochbein stark hervor und unter der engen Stirn liegen tief in ihren Höhlen die erloschenen Augen.

*) P. Thodoroff ist einer der modernen Novellenschreiber Bulgariens. Sein schriftstellerisches Wirken zählt nur wenige Jahre. Trotz der kurzen Zeit seiner Betätigung ist es seinem Talent doch schon gelungen, sich, sowol bei dem lesenden bulgarischen Publikum, wie auch bei der Kritik, Anerkennung zu verschaffen.

P. Thodoroff zeigt bei der Wahl des Materials für seine Novellen, eine Vorliebe für das Volksleben, und zwar besonders für das innere, seelische Leben des Volkes, für die Volkspsychologie. Die meisten seiner Novellen, wie z. B. „Sänger", „Das Heim", „Träume" u. s. f. suchen uns mit den inneren Regungen und Vorgängen der Volksseele bekannt und vertraut zu machen. Dabei sind es fast immer die Besorgnisse, die Mißgeschicke, die Sorgen und Leiden des Volkes, die des Dichters Aufmerksamkeit auf sich lenken: Die Freude ist ein seltener Gast bei ihm! So finden wir denn in P. Thodoroffs Werken das leidende, das unglückliche Volk, das ewigen Enttäuschungen und Mißgeschicken ausgesetzt ist und nur wenig Freude an diesem Leben hat, wieder. Bald ist es die unglückliche Liebe, bald das zerstörte Familienglück, bald die scheiternden Zukunftspläne, die beschrieben . . . ach, nein! — P. Thodoroff mag uns nicht gerne mit trockenen, ausgesuchten Worten von den Regungen der Seele und des Herzens erzählen, er führt uns dieselben vor, er läßt sie vor unseren Augen vor sich gehen, sich entfalten! Und fast immer ist die Ursache der Enttäuschung und des Mißgeschickes eine soziale, in den Verhältnissen und den Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens liegende. So werden die Novellen von P. Thodoroff zu einer Anklage gegen die bestehende Gesellschaft.

Ein tragisches Moment in Thodoroffs Werken, bildet die Kollision, das Aufeinanderprallen der alten, traditionellen Auffassung der Welt seitens des Volkes mit den Begriffen und Institutionen der europäischen Kultur, die bei uns eingeführt worden ist, deren Sinn und Werke aber das naive, unaufgeklärte Volk zu erfassen nicht imstande ist!

Charakteristisch ist auch die Art und Weise der Darstellung des Dichters, die an der Darstellungsweise der urwüchsigen Volksschöpfungen festhält: Die Natur spielt bei ihm eine große Rolle, sie lebt, spricht, leidet und freut sich; ferner ist es das Rätselhafte, das Unbestimmte, das Sonderbare und Seltsame, das Wundersame, das quält, erfreut, erhebt, veredelt u. s. f., was seine Darstellungs- und Schreibweise auszeichnet. Das Ganze ist nur Stimmung, eine quälende, polternde Stimmung, worin alles verschwindet, sich verliert, erstirbt! . . . Es ist dies vielleicht eine primitive Psychologie, welche des Individuellen, des Spezifischen ermangelt — sie entspricht aber sicher am besten den Vorstellungen und Gefühlen der bulgarischen Volksseele.

Durch ihr müdes Gedächtnis kriechen wie Ameisen unaufhörlich, scharweise, tausende von Gedanken, sie begreift aber nichts — als ob sie nichts verstände. Der Kummer hat sie augenscheinlich betäubt — sie vermag auch nicht mehr zu empfinden . . .

„Es in Besitz nehmen . . . unser Heim in seinen Besitz nehmen . ." wiederholt sie mechanisch, ohne sich zu besinnen, ohne sich selber zu verstehen . . .

Sie durchmusterte kummervoll die kleine Stube und ein sonderbares Gefühl bemächtigte sich ihrer: wo ist sie? was sucht sie hier? Ein Heim haben — ein Heim, das ihr ihr Mann selbst errichtet hatte, worin sie Kinder geboren und erzogen hatte und jetzt mit ihren Kindern, die ihren Vater verloren hatten, hier hocken . . . unter einem fremden Dach als Mieterin wohnen und warten bis . . .

Der Mutter wird schwindlig. Ihre Lage kommt ihr unmöglich, unglaublich vor . . . Gestern wohnte sie noch dort — in ihrem Haus. Heute ist das Haus nicht mehr ihr! Heute Abend muß sie hier schlafen — hier ihr ganzes Leben lang. — Man hat es unter Versteigerung verkauft . . . Der Gerichtsvollzieher jagte sie heraus; er hat ihre Kleiderstücke, ihr Geschirr, ihre Möbel auf die Straße setzen lassen . . . Er hat sie, ihre Kinder auf die Straße geworfen . . . Ein neuer Herr tritt heute in ihr Heim ein als Besitzer ihres Hauses, ihres Gartens, den sie besorgt und begossen hat, der Weinstöcke, wo sie gesessen haben, des Apfelbaumes . . . Er wird in ihrem Heim, wo ihr jede Ecke, jedes Fenster, jedes Brett bekannt und teuer ist . . . wo sie gestrichen, gereinigt und geschmückt hat, walten, wie es ihm gerade beliebt! . . .

Es werden fremde Leute das obere Zimmer, wo Anka die Welt sah, beziehen . . . Man wird die Ringe herausschlagen, woran Koljus Schaukelbettchen gehangen hat . . . In dem unteren Zimmer, wo sie ihre Gäste empfingen, wo . . . vor sechs Monaten ihr Mann das Leben aufgab . . . neue Herren . . . Und sie muß hier bleiben . . .

Und die arme Mutter sah verzweifelt die in Folge des häufigen Streichens abbröckelnden Wände, woran altmodische Brettergestelle angebracht waren, an, lauschte einen Augenblick auf das dumpfe Geprassel des Feuers, und ein seltsames Gefühl beschlich sie. Es wurde etwas wach in ihr, was sich aufrichtete, erzitterte, zu leben begann — in ihrer Seele — und erschütterte dieselbe vom Grunde aus. Und sie ließ kraftlos den Kopf über der flachen Brust niedersinken.

— Dieses Haus ist fremd, nicht wahr, Mutter? Dieses Haus ist nicht unser, sprach wieder Penka und als ob Ankas gemessene, harte Schritte Penkas gedehnte, klangvolle Stimme begleiteten, welch erstere bald in dieser, bald in jener Richtung hinschritt, als ob sie einem Gedanken, einer magischen Gestalt, die nur undeutlich ihre Umrisse in der Dämmerung der Stube erkennen ließ, nacheilte . . . Sie ist von einem sonderbaren Gefühl erhoben und ballt schweigsam die Fäuste, fuchtelt mit den Händen, krümmt die Finger . . .

— Ja, fremd und nicht unser, entscheidet herzlos streng die Mutter.

— Und wenn er käme — fährt Penka fort — wenn er käme und unseren Teppich hinauswürfe! Wenn er unseren Teppich hinauswürfe! — Dieser ist doch unser Teppich?

— Wer soll unsern Teppich hinauswerfen? Die Mutter sieht sie seltsam an.

— Der Mann doch, Mutter! . . . Dieses Haus ist doch dem Manne? Er kann uns doch unseren Tisch, unseren Teppich hinauswerfen . . .

— Das kann er . . .

Das Kind sah verwundert seine Mutter an. Penka wußte bis jetzt, daß man nur in den Fluß etwas wirft. Man wirft Kehricht, Scherben hinein, sie kann es sich aber nicht denken, daß man einen Tisch, einen Teppich hinauswerfen könne . . . Sie ist sich noch nicht ganz klar darüber, ob sie in ihrem oder in einem anderen Hause sei — ihr Haus ist am Flusse, so müssen doch auch alle anderen Häuser am Flusse sein, denkt sich das Kind. Und der Tisch — er schwebt ihr nur so vor den Augen — so groß wie er ist, wird so mit einem großen Geplätscher in den Fluß fallen . . . und der Teppich wird nur so in die Höhe fliegen . . .

— Und im Hofe — ein neuer Gedanke weckt sie — ich darf doch nicht im Hofe spielen, Mutter? Dieser Hof ist doch nicht unser? Er ist fremd: wir werden nur im Zimmer spielen.

— Nur im Zimmer wirst du spielen, antwortete im selben Tone, wie oben, die Mutter.

— Ja, es sind aber im Zimmer keine Blumenbeete, wo werden wir denn mit Anka unsere Blumen einpflanzen, Mutter?

Anka dreht sich instinktiv zu ihrem Schwesterchen, das sich am Schoße ihrer Mutter hält, sobald sie ihren Namen hört. Sie sieht sie fragend an, aber etwas zieht sie nach innen — sie beginnt von neuem, versunken in ihre Seele, zu schreiten. Die bloßen Strahlen des Talglichtes spielen zitternd auf ihrem kurzen Flanellröckchen und beleuchten spärlich ihr aufgeregtes, rosaangehauchtes Gesicht, auf dem der Anflug der ersten Sorgen zu merken ist . . . Keiner traut sich, an sie ein Wort zu richten. Als ob alle an etwas Großes, Wundersames glauben, was Anka zu vollziehen im Begriff ist. Keiner traut sich, sie dabei zu stören . . .

Und sie merkt diese allgemeine Stimmung, die sie augenscheinlich erhebt, veredelt . . . Sie ist so stark heute — sie fühlt sich über die Kinderjahre hinausgewachsen und denkt, überlegt, wie es sich machen . . . vollbringen ließe . . .

Sie ist sich selber nicht ganz klar darüber, was sie machen will, was sie eigentlich will, doch als ob sie etwas dahintrüge, dahinrisse, und sie kann, betäubt, nicht zu sich kommen. Anka fuchtelt unaufhörlich mit den Händen, ihr nervös aufgeregter Blick schweift umher, als ob alles ringsherum seltsame, lautlose Worte flüsterte, spräche, welche nur ihr Herz allein versteht. Und als ob das welke Gesicht ihrer Mutter, Koljus schweigsame Arbeiten, die traurig klingende Stimme ihres Schwesterleins etwas Geheimes, Unbekanntes in ihr wach riefen, sie beginnt weit, weit zu sehen, viel zu verstehen . . .

— A — a — ach! seufzt sie durch die Zähne und als ob sie in ihrem eigenen Seufzer den Befehl, das Zeichen zum Aufbruch, zum sofortigen Beginnen hörte . .

— Die Auf — die Aufgaben für morgen . . . habe ich noch nicht . . . ich muß sie" . . . schießt es ihr durch den Kopf; sie aber, ohne nur einen Augenblick zu zaudern, macht eine entschlossene Bewegung mit der Hand. Dieser Gedanke kam ihr so kleinlich, so nichtig vor — wenn ihr so etwas Großes bevorsteht, kann sie doch nicht lernen! . .

Sie sieht es ein: es ist jetzt ihre Pflicht, der Mutter . . . allen beizustehen . . . Anka ist stark . . .

Nichts kann sie daran hindern, nichts kann sie abhalten . . .

— Mutter, hör' mal, Mutter, schreib' doch! . . . ließ sich Penka wieder hören — warum schreibst du nicht dem Vater — er ist doch bei dem lieben Gott, laß ihn sich beschweren, ja, Mutter? . . . Laß' ihn sich über sie bei dem lieben Gott beschweren, daß sie uns das Heim genommen haben . . . Nicht wahr, Mutter? — jenes ist unser Heim?

Die Mutter sah das Kind, dessen Augen sie anstarrten, an und . . . wußte nicht, was sie antworten sollte . . . Als ob mit einmal die Krallen des Gedächtnisses die kaum zugeheilte Wunde in ihrer Seele frisch aufkratzten, ein altes Gefühl wurde wach und Thränen überliefen ihre Wangen. Sie lehnte kraftlos ihre Stirn an das gehobene Knie und begann zu schluchzen . . .

Penka sah sie schuldbewußt an. Ihre Unterlippe fing an zu zucken, sie erzitterte am ganzen Körper und verbarg weinend den Kopf in den Schoß ihrer Mutter.

Kolju stand instinktiv auf, als ob ihn etwas nach dem Sopha hingezogen hätte. Er wollte etwas sagen, doch es war, als ob ihm eine Hand die Kehle zudrückte, Thränen erstickten ihn und auch er begann plötzlich zu weinen. In dieses allgemeine dumpfe Weinen stimmt alles umher ein. Ein gemeinsames Gefühl bemächtigt sich ihrer. Es gab keine Sprache, die ihnen helfen — keine Worte, wodurch sie sich verstehen konnten . . .

Nur Anka allein trat vor, suchte die Thränen zu bewältigen und in diesem Augenblick fühlte sie sich auch stärker, eine Stimme rief sie an, eine Hand zeigte auf sie, etwas zog sie nach außen. Wie abwesend zieht sie schnell ihre Schuhe an und ohne sich zu besinnen, ohne auf jemanden zu achten, als ob sie sich der Wehmut entzogen hätte, wirft sie die Thür hinter sich zu und begiebt sich schnellen Schrittes und keuchend dahin . . .

Und es war, als ob nach ihr in allen unklar die Hoffnung entstanden wäre: sie werde etwas tun, etwas ausrichten, was sie alle nicht erfahren, nicht begreifen konnten.

II.

Ein nebeliger, kalter Abend hüllt den mit Schnee bedeckten Hof ein.

Anka öffnete die Thür und trat unentschlossen ein. Sie ist sich halb bewußt, daß dieses Haus schon ein fremdes ist, daß sie nicht mehr das Recht hat, hier einzutreten. Dieses Bewußtsein erstickt jedoch sofort bei den Erinnerungen an die Vergangenheit, die sich ihrer kindlichen Seele bemächtigten. Es war ihr, als ob der nackte Apfelbaum, wie auch die verdorrten Weinstöcke und der verödete Garten, und das ganze im Dunkel liegende Haus sie in einer verwandten Sprache anredeten und als ob sie mit der ganzen Umgebung gemeinsam zu leben begönne . . .

Anka machte unwillkürlich noch zwei Schritte und versteckte sich in der dunklen Ecke zwischen Garten und Brunnen, den Rücken an die verschimmelten Zaunbretter anlehnend. Sie ließ ihre nachdenklichen Augen herumschweifen.

— Es kann mich hier keiner sehen . . . schießt es ihr durch den Kopf. Als ob sie sich, ohne es zu wollen, vor jemandem fürchtete, empfindet aber gleichzeitig, daß sie das Recht hat, in diesem Hofe zu sein, wo sie geboren wurde, wo sie gespielt hatte, da ja . . . wenn auch heute fremde Leute das Haus bewohnen, wenn man sie auch herausgejagt hat — dieses Haus doch das ihrige ist . . . ihr Haus . . . Es gibt etwas, was, möge man anfangen, was man wolle, ihnen keiner zu nehmen imstande ist . . . Dieses Haus ist ihr . . . Ihr ist es bekannt, verwandt, teuer jedes Eckchen, jeder Stein, jeder Baumzweig . . . Sie hat dieses Haus lieb . . .

Und Gedanken überstürzen sie.

In wilder Jagd ziehen liebe Erinnerungen an ihrem Gemüt vorüber, welche sich hintereinander zu verlieren, zusammenzuschmelzen scheinen . . .

Da vor den Fenstern und neben den Weinstöcken lernte sie ihre Schulaufgaben. Hier gossen sie mit Kolju Wasser, das über die Nacht frieren sollte — darauf schlitterten sie dann. Jedes Jahr im Sommer zu der Zeit, wo der Apfelbaum reifte, las sie ihre Schulbücher, bereitete sie sich zum Examen vor, hier sammelte sie die unter die Blätter des Immergrüns gefallenen Aepfel . . .

Und es berührte sie so unangenehm, als sie merkte, daß im Hofe Leinen zum Trocknen der Wäsche gezogen waren. Und dort — Anka starrte dahin — die längliche Bank, worauf der Vater nachmittags seinen Kaffee zu trinken pflegte — wer hat sie weggeschafft? Die Stelle ist leer, öde . . . Anka drehte sich um. Sieh' da — in der Ecke liegt Holz durcheinander geworfen: sie hatte hier nie Holz gesehen! . .

Sie empfindet dunkel, daß man ihr etwas wegnehmen will, daß man ihr ein Stück ihres Herzens abreißen will, was ihr keiner zu entäußern das Recht hat.

Und in ihrer Seele scheint sich etwas zu sammeln, zu verdichten. Sie spürt, daß es jetzt eintreten wird. Ein seltsames Gefühl beherrscht sie, trägt sie dahin und läßt sie sich selber vergessen . . . Sie möchte rufen, schreien, etwas niederreißen, Tritte versetzen, springen, mit den Händen fuchteln, mit den Füßen stampfen, — sprechen, von etwas sprechen, was auszudrücken sie keine Worte hat, was sie nie ausreden kann. Und abgebrochene nervös-hastige Gedanken durchkreuzen ihren Geist.

Anka zittert am ganzen Körper, als ob sie fieberte . . .

In diesem Augenblick sieht man grelles Lampenlicht die gegenüberliegenden Fenster beleuchten. Sie sieht deutlich den Mann, die Frau, einige Kinder im Zimmer herumlaufen und etwas Unbekanntes beginnt in ihrer Seele zu brennen. Anka sieht deutlich, wie die Frau sich zu dem Manne wendet, ihre Lippen bewegen sich — sie spricht zu ihm. Er fuchtelt mit Händen, schüttelt den Kopf. Schließlich kommen alle zusammen und setzen sich im Kreis an den niedrigen Speisetisch. Es wurde ihr noch seltsamer.

Fremde Leute — Abendbrot essen! Und diese Nacht schlafen fremde Leute in ihrem Hause? . . Und sie essen in diesem Zimmer! Sie empfingen nur Gäste darin. Dieses war ihr bestes Zimmer und sie betraten nur selten dieses Zimmer: dieses Zimmer war ihr Festtagszimmer. Diese fremden Leute werden das Zimmer beschmutzen — das ganze Haus wird nach Nichts aussehen — ihr Haus . . .

Und als ob sie ein Sturmwind hoch höbe; in ihrer Seele wird die Sorge wach; in ihrem Geiste stoßen einige unklare Gedanken zusammen und sie beginnt noch lebhafter mit den Händen zu schütteln. Anka will sie tadeln, sie ausschimpfen, sie . . . sie herausjagen! . .

Und ihre Füße tragen sie plötzlich dem Hause zu.

Sie huschte unwillkürlich durch den Hof, trat an die Hausschwelle und öffnete, wie im Traum, die Thür.

Der kalte Luftstrom, der in das Zimmer eindrang, riß sie mit vor die Hausleute.

Alle hoben die Augen von dem Tisch und sahen sie bestürzt an.

— Das geht nicht! . . so, das sagt Mutter . . . das darf nicht sein . . . Hier ist für Gäste . . . Es wird schmutzig werden hier . . . das geht nicht! nein! . . begann sie zu schreien, spreizte die Arme und fing an, ihre Finger zu krümmen . . .

— Wessen Mädchen ist das?

— Was ist das? . . Die Hausleute sahen sich befrembet an.

— Das darf nicht sein . . . das geht nicht . . . fährt Anka zu schreien fort und bebt am ganzen Körper.

Sie empfindet es, sie ist sich dessen bewußt, sie muß etwas sagen, sie kann nicht so still bleiben — sie muß reden, schreien und sie fährt, wie besessen, fort zu kreischen:

— Das geht nicht . . . das darf nicht sein . . . Mutter sagt es . . . Hier ist für Gäste . . . Das darf nicht sein! Hier ist beschmutzt . . . Das geht nicht . . .

Anka krümmt die Finger, springt, ihre Lippen werden blau, ihr Gesicht wird blaß, ihre Augen verdrehen sich so schrecklich und sie fällt erschöpft in Ohnmacht.

— Das darf . . . nicht sein! Hier . . . Mut . . . das da . . . schreit sie noch kaum hörbar, greift mit den Händen . . . schleudert mit den Füßen . . .

— Ach!

— Mein Gott! Die Hausleute machen große Augen. Die Kinder erschrecken und verbergen sich in der Ecke.

— Wessen Mädchen ist das? frug der Mann.

— Was ist ihm? — Die Frau und das Dienstmädchen traten an Anka heran, um sie aufzurichten.

— Sie ist ohnmächtig geworden! . .

— Gib' Essig, sie zu bespritzen . . . sie stirbt . . . wir müssen sie zur Besinnung bringen und alle im Hause beeilen sich, Hilfe zu leisten.

III.

Die bleichen Strahlen des Talglichtes, das bald aufflackert und im Augenblicke aufleuchtet, bald die bläuliche Flamme schüchtern den Talg um den Docht herum beleckt, beleuchtet dunkel Anka, die auf dem Sopha mit halbgeöffneten Augen ausgestreckt liegt. Zu ihren Füßen sitzt die Mutter.

Der Ofen brennt dumpf und eine unheimliche quälende Stille herrscht umher.

Nicht wahr, Mutter, Kolju — Penka nähert sich mit wirrem, seidenem Haar ihrer Mutter — ja, Mutter? Kolju wird sie doch 'rausjagen? Er wird stark werden, wird sie besiegen und aus unserem Heim jagen . . . ja, Mutter? Nicht wahr, Mutter? . . .

Und sie richtet bittend ihren kindlichen Blick starr auf das wachserne Gesicht ihrer Mutter.

Anka richtet sich schweigsam ein wenig hoch, zieht die Decke auf ihre Brust und läßt kraftlos den Kopf wieder auf die Kissen niederfallen.

Kolju sitzt still in der dunklen Ecke.

Hinter den bereiften Fenstern steigt die Nacht herab und in ihr erlischt unmerklich das Leben . . .



Hagenow und Sohn.

Drama in vier Akten

von **Johannes Gaulke.**

(Fortsetzung.)

Frau Treder: Wat hat'n der schon wieder von dir gewollt?

Treder: Nischt, wat dir anjeht.

Frau Treder: Treder, der Mensch jefällt mir nich', laß dir nich' mit'n in.

Treder (mit gewisser Würde): Ick weeß, wat ick weeß, ick lasse mir von keenen mehr wat rinreden. Lange jenug habe ick mir unterkriegen lassen, nu is Schluß, Alte, merk dir det.

Frau Treder: Bei dir rappelt's woll.

Frau Hoffmann (durch die Mittelthür; ein bleiches abgehärmtes Weib, ärmlich aber sauber gekleidet, um die Schultern trägt sie ein graues Umschlagetuch): Entschuldigen Se man, det ick schon wieder mit vorkomme. Is meine Liese schon hier jewesen?

Frau Treder: Det Kind is nebenan. Se war so müde, un' da habe ick se 'n bisken uf't Bette jelegt.

Frau Hoffmann: Sie sind wirklich zu jut zu uns, Frau Tredern. Ick weeß nich', wie ick det wieder jut machen soll.

Frau Treder: Hat nischt zu sagen, man kann det Kind doch nich' draußen stehen lassen bei die Kälte . . . Aber wollen Se sich nich' 'n bisken setzen.

Frau Hoffmann: Danke scheen, ick habe keenen Oogenblick Zeit mehr.

Frau Tredern: Na, so eilig wer'n Se 't woll nich' haben. Drinken Se man erst 'n Töppken Kaffee, 'n warmen Löffelstiel wer'n Se heite so wie so noch nich' in'n Magen jekriegt ha'm.

Frau Hoffmann: Det kann ick wirklich nich' annehm'n.

Frau Treder: Reden Se nich! (Schenkt ihr eine Tasse Kaffee ein und schiebt ihr einen Stuhl hin.) So, nu setzen Se sich man un' drinken Se den Kaffee.

Treder: Wat ick Ihnen fragen wollte, Frau Hoffmann: Hat Ihr Mann schon Bescheed von wejen de Rente?

Frau Hoffmann: Nee, nich' im jeringsten. Der Fall soll noch mal untersucht wer'n, ha'm se ihm jeschrieben. Wer weeß, wat dabei rauskommen wird, am Ende kriegt er jarnischt.

Frau Treder: Det sollte mir leed dhun um Ihnen.

Frau Hoffmann: Du lieber Jott, wer fragt nach uns arme Leite, nich' mal die paar Jroschen Rente jönnen se een'n.

Treder: Wat die Herrn da oben sind, die wer'n sich scheenstens bedanken, mit kaputte Knochen zu arbeeten. Kann die ooch jarnich' passieren, die nehmen keen Stücke Werkzeug in de Hand, dazu is unsereens ja da. Son Beamter kann lachen, 'n janzen Dag stehlt er 'n lieben Herrjott die Zeit, un' wenn der erste ran is, liegt sein Jeld da, ob er wat jedhan hat oder nich, ganz eenjal.

Frau Treder: Treder, du wirst doch noch mal mit deine Schnoddrigkeeten rinfallen.

Treder: Un' wenn schon. Nich' mal or'ntlich schimpfen soll man mehr. Haben Se jehört, Frau Hoffmann, det Maul sollen wir obendrin noch halten, wenn wir uns die Knochen zerschunden ha'm. Bloß zum Berappen is der Arbeeter da, von vorne wech ziehn se uns Sonnabends Kranken- und Invaliden-

jelder ab, un' passiert mal wat, da is't Essig mit de Rente.

Frau Hoffmann: Man würde ja nischt zu sagen, wenn't bloß zum Leben ausreichen dhut. Mein Mann hat jetzt zwee un' 'n halben Dhaler als Bauwächter un' ick bring's knapp uf zwee. Ja, wenn ick lauter sone Stellen hätte wie drüben bei de Rödern, denn würde et ja jehn, aber so kommt man aus de Schulden nie nich' raus.

Frau Treder: Ick denke, det Ihr Mann wieder soweit is, warum fragt er denn nich in de Fabrike nach Arbeet an.

Frau Hoffmann: Det hat er schon ofte jedahn, un' wat der Meester is, der verspricht 'n ooch Arbeet, aber erst muß er wieder janz uf'm Posten sind. Kranken kann er nich brauchen, hat er jesagt. So schiebt et eener immer uf'n andern. Der Doktor sagt, er is soweit jesund, darum kriegt er keene Rente un' der Meester sagt, er is nich' jesund, darum kriegt er keene Arbeet.

Treder: Immer der Arbeeter is det Karnickel.

(Im Thürrahmen erscheint das Kind und stürzt mit einem Angstschrei auf seine Mutter los.)

Liese: Mutter . . . liebe Mutter.

Frau Hoffmann: Wat is dir, Lieseken?

Frau Treder: Wie det Kind bibbert.

Liese (sich eng an Frau Hoffmann klammernd): Mutter, sind die Männer noch da? . . . Ich habe solche Angst.

Frau Hoffmann: Wat vor Männer? Hast jewiß schlecht jeträumt, Lieseken.

Liese (sich die Augen reibend): Ach ja . . . (Ihr Blick fällt auf das Reisigbündel.) Da is ja noch all mein Holz.

Frau Hoffmann: Wollten se 't dir wechnehm'n?

Liese: Drei schrecklich wilde Männer warn hinter mir her. (Im sehr ängstlichen Tonfall.) Sind se jetzt auch wirklich weg, Mutter?

Treder: Det Kind fiebert, bringen Se ihr man jleich in't Bette, Frau Hoffmannen.

Frau Hoffmann: Mein Jott, det ick se ooch bei die Kälte rausjeschickt habe. Wenn se krank wird, is et meine Schuld.

Frau Treder (tröstend): Na, so schlimm wird's ja nich jleich wer'n. Kochen Se ihr 'n Töppken Kamillenthee mit'n bisken Flieder mit dran, un' morjen is nischt jewesen.

Liese: Mutter, wir wollen oben jehn.

Frau Hoffmann: Nee, wenn mir det Kind bloß nich' krank wird! — wovon solln wir Doktor un' Aptheker bezahln.

Liese: Ich will nich' krank werden, Mutter.

Frau Treder: So is 't recht, Lieseken. Jehst zu Bette un' drinkst scheeneken dein'n Thee, denn bleibst de ooch jesund. (Zu Frau Hoffmann, die mit Liese zur Thür geht.) Warten Se, Frau Hoffmann'n, ick komme mit oben un' mache Feier an, det Se de Kleene jleich in't Bette bringen könn'n.

(Die Frauen ab. Treder setzt sich auf einen Stuhl und murmelt einige unzusammenhängende Worte. Nach einer Weile klopft es, er fährt erschreckt in die Höhe und ruft „Herein".)

Max Hagenow: Guten Abend, Herr Treder. So allein. (Streckt ihm die Hand entgegen.) Ist denn Martha nicht zu Hause?

Treder: Ick denke, se is drüben bei sich. Ha'm Se nich' zugesehn, ob se da is?

Max: Die Thür ist verschlossen.

Treder: Ick kann mir nich' denken, det se wechjejangen is, ehr jloobe ick, det se tücksch is un sich injeschlossen hat. Se is nu mal so.

Max: Wie soll ich das verstehen?

Treder: Unter uns jesagt, Herr Hagenow, die Alte hat heite ihren schlechten Dag un' da kriecht jeder een'n jeblasen.

Max: Ein eigentümlicher Brauch, das muß ich sagen.

Treder: Is ja nich' de Rede von wert, bloß man spricht sich mal jerne mit 'n vernünftigen Menschen drüber aus. Verstehn Se, Herr Hagenow, schlecht is se ja jrade nich', aber nischt kann man ihr recht machen, verdiene ick zehn Mark, soll ick fufzehn mit nach Hause bringen un' wenn ick fufzehn habe, sollen et zwanzig sind. Un' so unrecht hat se dabei ooch nich mal, denn mit die Lohnerhältnisse wird's von Jahr zu Jahr trauriger.

Max: Das ist ja gerade nicht sehr erbaulich, was Sie mir da erzählen.

Treder: Schön is anders.

Max: Wo aber die Martha bloß stecken mag.

Treder: Kann ooch sind, det se inholn jejangen is. Wenn Se wollen, werde ick mal runter jehn, vielleicht det ick se nebenan im Jrünkramkeller oder beim Schlächter treffen dhu. (Greift nach seiner Mütze, die am Thürpfosten hängt.)

Max: Wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollen.

Treder: Hat nischt zu sagen. (Ab.)

(Max allein. Geht im Zimmer umher, bleibt mitunter sinnend stehen oder betrachtet die Bilder an den Wänden. Nach einer Pause kommt Martha, sie sieht verweint aus.)

Max (freudig auf sie zueilend): Da bist du ja endlich, Schatz. (Will sie umarmen.)

Martha (sich seiner Liebkosung entziehend): Ach, laß nur.

Max: Bist du mir böse, Schatz, daß ich dich gestern nicht abgeholt habe? Sieh mal, es ging doch beim besten Willen nicht, meine eigenen Angelegenheiten nehmen mich jetzt stark in Anspruch — na, lassen wir das, sei wieder gut und gib mir einen ordentlichen Kuß.

Martha (läßt sich küssen, bleibt aber kalt).

Max: Nun sage mir aber, Mädel, was ist denn heute mit dir los? Hast du Aerger gehabt? (Er faßt sie an beiden Händen und sieht ihr dabei ins Gesicht.) Und geweint hast du auch?

Martha (die Thränen niederkämpfend): Max . . . laß mich.

Max (sie an sich ziehend): Ich weiß, man hat dich wieder ausgezankt. (Mit großer Bestimmtheit.) Das soll aber das letzte Mal gewesen sein.

Martha (ruhig und gefaßt): Max, es wäre vielleicht für uns beide besser gewesen, wir hätten uns nicht wiedergesehen, es führt ja doch zu nichts. Du hättest Mädchen aus deinem Stande kennen gelernt . . . und ich — ach, was liegt denn an mir! . . . Wir sind ein ganzes Jahr glücklich gewesen, das ist doch etwas, daran man zehren kann . . . Und ich will dir auch immer dankbar sein für alles, was du aus mir gemacht hast.

Max: So spricht meine liebe, lustige Martha! Nein, Schatz, das glaube ich dir einfach nicht, das kann nicht dein Ernst sein.

(Fortsetzung folgt.)



Theater.

Die zweite Oktoberwoche brachte uns auf der Secessionsbühne drei Einakter als Premièren.

Die Bildschnitzer, eine Tragödie braver Leute von Karl Schönherr spielt in Tyrol in der Wohnung eines jener armen Hausindustriellen. Das ganze Elend dieser Heimarbeit entrollt sich vor unseren Augen. Das Haupt der Familie auf dem Krankenlager, an einer Blutvergiftung darniederliegend, in Folge der unvorsichtigen, hastigen Handhabung des Stichels, kein Heller Geld im Hause, das eine Kind ohne Schuhe — im kalten Winter! — das ist das trostlose Bild, mit welchem der Akt beginnt. Ihre einzige Einnahme verdankt die Familie der aufopfernden Arbeit eines anderen Bildschnitzers, der, selbst ein armer Teufel, sich abplagt, durch emsigste Arbeit den Hungernden ihr bißchen Brot zu verdienen. Und um dies bißchen Verdienst da streiten sich Krämer, Milchhändlerin und Schustersfrau, die den Lohntag benutzen, um eiligst ihre Forderungen gellend zu machen. Das Milieu ist sehr lebenswahr gestaltet, die einzelnen Personen wirken durchaus echt. Da ist noch der Vater des Helfers in der Not, ein widerlicher Blutsauger seines Sohnes, der sich sein Wochengeld holen kommt, und der in helle Wut gerät, als der Sohn ihm seine zwei Gulden wieder abnimmt, um die Schuhe des frierenden Kindes davon zu bezahlen, welche die Schustersfrau auf Kredit herzugeben unter gemeinen Schimpfereien ablehnt. Das alles ist echt. Auch die tragische Scene, als der Arzt dem Kranken mitteilt, daß ihm der Arm amputiert werden muß. Am Schluß aber wird der Einakter zu einer sentimentalen Ehebruchsgeschichte, der Helfer in der Not entpuppt sich als Liebhaber der Frau. So kommt wol ein dramatischer Abschluß in das Ganze, aber ein sehr störender, störend durch seine Plötzlichkeit, die uns ganz unvermutet trifft, und durch die Banalität ihrer Abgebrauchtheit. So wirkt das Stück wie der letzte Akt eines längeren Dramas. Bühnenkräftig ist das Stück bis zum Schluß; seinen Erfolg verdankte es aber sicherlich den Scenen vor Einführung des Ehebruchsmotivs. Ohne den getadelten Schluß wäre der Einakter allerdings nur eine dramatische Milieustudie geblieben; das äußerlich Dramatische hätte gefehlt; ich hätte es mir aber gerne an der einen Tragik genügen lassen.

Als zweiter Einakter folgte Maeterlincks feines Interieur (Daheim). Es war uns aus einer früheren Aufführung in einer Matinée des Interieur-Theaters bekannt. Die Feinheiten und Schönheiten der Scene hervorzuheben darf ich wol für überflüssig ansehen. Bei allen Vorzügen wirkte Interieur aber ermüdend; es lag dies nur zum geringsten Teil an der Darstellung, die in der Stilisierung meiner Auffassung nach zuweilen übertrieb, sondern vor allem wol an der Wiederholung, an der Interieur von dem Moment an leidet, wo die Enkelin des Alten auf die Bühne tritt. Hier dürften starke Kürzungen am Platze sein, auch ließe sich der Eindruck des Stückes gewiß durch eine noch genauere Haltung der Personen im Hause lebenswahrer und stärker gestalten.

Das letzte Stück: Der Bär von Anton Tschechow ist ein Versuch, die bezwungene Widerspänstige noch mehr ins Groteske zu ziehen und die Handlung auf zwei Personen zu beschränken. Original ist an dem Stück nichts, rein garnichts. Aber es wirkt außerordentlich komisch; grob ist es allerdings, aber zum Lachen von Anfang bis zu Ende und ein „Grotesque" nennt es ja der Verfasser selbst.

Gespielt wurde im großen und ganzen recht gut. Alles in allem war der Abend ein wolverdienter Erfolg für Direktion und Schauspieler.

Franz Philips.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Oskar Klein-Hattingen. Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines. Berlin 1901. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Preis geheftet 4,50 Mark.

P. Sergejenko. Wie Tolstoi lebt und arbeitet. (Deutsch von Heinrich Stümcke). Leipzig. Verlag von Georg Wigand.

Pierre Louys. Das Abenteuer des Königs Pausol. Budapest. Verlag von G. Grimm. 1900. Preis 3 Mark.

Pierre Louys. Die Lieder der Bilitis. Budapest. Verlag G. Grimm.

Pierre Louys. Idyllen. Budapest. Verlag G. Grimm.

Sigmar Mehring. Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert. Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert u. Ronge. 1900.

Marie Bernhard. Ein Gottesmann. Roman in zwei Bänden. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1900.

Hans Roeder. Volksfreunde. Drama in vier Akten. Görlitz. 1900. Hoffmann u. Reiber.

Hans Roeder. Leoni oder die Wortbrüchigen. Görlitz. 1900.

Ernst Gutfreund. Leo Freymann. Soziales Zeitbild in vier Aufzügen. Wien und Leipzig 1900. Verlag von W. Breitenstein.

Julius Baer. Eine beschränkte Frau. Tragikomödie an einem Tage in drei Akten. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1900.

Paul Ernst. Wenn die Blätter fallen. Der Tod. Zwei Trauerspiele. Verlag Joh. Sassenbach. Berlin und Paris 1900. Preis Mk. 1,50.

Dr. Wilh. Uhl. Conrad Ferd. Meyer. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei. Königl. Hofbuchhandlung. 1900.

Dr. Hans Melzer. Die Vorstellungen der alten Griechen vom Leben nach dem Tode. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei. 1900.

Arno Holz. Dr. Richard M. Meyer. Ein litterarischer Ehrabschneider. Verlag Joh. Sassenbach. Berlin 1900.

L. von Hoya. Junger Sang aus alten Tagen. Zweite vermehrte Auflage. Berlin. Ernst Hofmann & Co.

B. Jaeckel. Studien zur vergleichenden Völkerkunde. Mit besonderer Berücksichtigung des Frauenlebens. Berlin 1901. Verlag Siegfried Cronbach.

* * *

Aus dem Vereinsleben.

Die Dramatische Gesellschaft in Bonn veranstaltete am 13. Oktober eine Vorlesung des Agamemnon von Aeschylos durch Emil Milan. Es spricht sehr für das Bonner Publikum (der große Sternsaal war bis auf den letzten Platz gefüllt), daß es dieser gewaltigen, ohne jede Pause vorgetragenen Tragödie zwei Stunden lang die gespannteste Aufmerksamkeit entgegenbrachte.

* * *

Zur Beachtung!

Alle Schriftstücke (Manuskripte, Zuschriften, Briefe ꝛc.) bitten wir zu richten:

An die Redaktion des „Magazin für Litteratur“, Berlin W., Alvenslebenstr. 17.

Nicht verlangten Manuskripten ist das Rückporto beizufügen. Die Redaktion des „Magazin für Litteratur“.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin. — Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: Johannes Gaulke und Franz Philips.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 3. November 1900. Nr. 44.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Gustav Schwab

(gestorben 3. November 1850).

Von **Franz Philips.**

Von der „Schwäbischen Schule" spricht man heute nur noch selten und wol noch seltener nimmt jemand die Werke ihrer Dichter — Uhland ausgenommen — zu einem andern Zweck zur Hand, als um aus flüchtigem Durchblättern der Bücher ein ungefähres Bild der Verfasser zu erhalten. Das hat seinen guten Grund. Erstens ist der Ausdruck „Schwäbische Schule" nicht viel mehr als ein landläufiger Schulbegriff, um sehr verschiedenartige Schriftsteller in ein Fach zu rubrizieren, den man am besten ganz aus der neueren Litterarforschung verbannen sollte, zweitens aber liegen uns Stoff und Behandlungsweise jener Dichter durchweg so fern, daß wir ihnen meist nur noch ein litterarhistorisches Interesse abzugewinnen vermögen.

Als Ausnahme hob ich schon Uhland hervor. Auch er ist uns Modernen — um dieses schreckliche Wort einmal zu gebrauchen — ziemlich fremd. Seine nahe Verwandtschaft mit den Romantikern, das Wurzeln seiner Poesie im Mittelalter tragen schuld daran. Aber wer ihn näher kennen lernte, der wird seinen Balladen und Romanzen die Bewunderung nicht versagen können. Die Romantik Uhlandscher Dichtungen dürfen wir gerne hinnehmen, sie ist so frisch, so frei von jeder Tendenz, so idealisch, daß man schon ein Philister von der Art der Berliner Gelehrsamkeitshüter jener Zeit sein müßte, um an ihr Anstoß nehmen zu könnnen.

Aber Uhland steht mit jenen Eigenschaften nicht allein. Dicht an ihn heran ragt sein Freund und Kunstgenosse Gustav Schwab. Wenn er auch der Kleinere von beiden ist, die guten Eigenschaften des Größeren besitzt er in hohem Maße. Aber an ihm hat sich in trauriger Weise das Sprichwort bewahrheitet: Das Bessere ist des Guten Feind. Neben Uhland stehend, ist er fast übersehen worden. Sehr mit Unrecht! Und so legt nun die heutige fünfzigjährige Wiederkehr seines Todestages die Pflicht auf, einem Manne gerecht zu werden, der zu den Tüchtigsten seiner Zeit zu zählen ist.

Bei einem Dichter, der so heimatlich blieb, wie Gustav Schwab, ist der Lebenslauf fast zu erraten; in Schwaben ist er geboren und gestorben und er war mit kurzen Unterbrechungen sein ganzes Leben in der Heimat. Im Jahre 1792 in Stuttgart geboren und dort aufgewachsen, bezog er im Jahre 1809 die Universität Tübingen, um Philosophie und Theologie zu studieren. Während seiner Studienzeit, die bis 1814 währte, veröffentlichte er seine ersten Gedichte im Schwäbischen Musenalmanach von 1812 und im deutschen Dichterwald, der von Uhland und Kerner herausgegeben wurde. Seine Veröffentlichungen machten Chamisso und Fouqué auf ihn aufmerksam und zu seinen Freunden. Von einer Reise nach Norddeutschland zurückgekehrt, war er am theologischen Seminar in Stuttgart tätig, bis er 1817 als Professor der alten Litteratur ans obere Gymnasium zu Stuttgert berufen wurde. Zwanzig Jahre hat er hier als Lehrer gewirkt, und wie er die Jugend in der Schule ihrer Entwickelung entgegenführte, so schenkte er gleichzeitig der Entwickelung junger litterarischer Talente nicht minder Aufmerksamkeit. Seine Stellung als Redakteur des poetischen Teiles des „Morgenblattes" gab ihm hierzu reichlich Gelegen-

heit. Eine Menge Tüchtiges wurde unter Schwabs Redaktion veröffentlicht; er machte das Publikum mit Platen, Freiligrath und Lenau bekannt und ermöglichte es diesen, ihre Dichtungen in Buchform erscheinen zu lassen. In diese Jahre fällt auch die gemeinsame Herausgabe des Deutschen Musenalmanachs mit Chamisso. Wie vielseitig Schwab war, dafür spricht wol, daß er im Jahre 1833 in derselben genannten Zeitschrift seine Uebersetzungen der Sonette des Polen Mickiewicz erscheinen ließ und am Schluß seiner Lehrtätigkeit als Frucht seiner Beschäftigung mit dem klassischen Altertum sein berühmtes Buch: „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Nach seinen Dichtern und Erzählern" herausgab. Die Art, wie Schwab seine Aufgabe auffaßte und auch löste, läßt sich gar nicht besser wiedergeben, als durch die Worte seines Vorworts zur ersten Auflage: „Es ist eine schöne Eigentümlichkeit der Mythen und Heldensagen des klassischen Altertums, daß sie für die Blicke des Forschers und für das Auge der Einfalt einen zwar verschiedenartigen, aber doch gleich mächtigen Reiz haben. Während der Gelehrte in ihnen die Anfänge alles menschlichen Wissens, den Grundgedanken der Religion und Philosophie, der ersten Morgendämmerung der Geschichte nachgeht, entzückt den unbefangenen Betrachter die Entfaltung der reichsten Gestalten, das Schauspiel einer gleichsam noch in der Schöpfung begriffenen Natur und Geisterwelt; er sieht mit Lust und Bewunderung die Erde mit Göttern und Göttersöhnen aus dem Chaos emporsteigen und in raschen Bilderreihen den Prometheusfunken im Menschen den Kampf mit der Barbarei beginnen, die Kultur der Wildnis, die Bildung der Rohheit, die Vernunft und die Notwendigkeit der Leidenschaft den Sieg abringen. Die innere lebendige Kraft dieser Bilder ist auch so groß, daß dieselbe nicht von der vollendeten Kunstgestalt abhängig erscheint, in welcher wir einen guten Teil jener Gebilde von den größten Dichtern verarbeitet besitzen, sondern daß die schlichteste Darstellung genügt, ihre Größe auch vor denjenigen zu entfalten, für welche die Kunstform eher ein Hemmnis als eine Förderung des Verständnisses sein muß." Diese Schlichtheit der Darstellung ist Schwab in hervorragender Weise gelungen; nirgends stört das Gefühl, alte Sagenstoffe von einem so viel später Lebenden erzählt zu erhalten. Alles ist frisch, ursprünglich. Das Werk ist vorzugsweise für die Jugend bestimmt, aber auch dem Erwachsenen dürfte keine andere Bearbeitung dieser Sagen solchen Genuß bereiten wie die unseres Dichters. Das Buch ist ja bekannt — von Schwabs Werken wol das einzige, das heute noch jedem humanistisch Gebildeten nicht nur in die Hand gelangt, sondern auch den Weg zu Kopf und Herz findet — als daß es Sinn hätte, näher auf dasselbe einzugehen.

Seine Tätigkeit als Herausgeber ist mit dem Gesagten noch nicht erschöpft. Im Jahre 1830 gab er Wilhelm Müllers — des Dichters der Griechenlieder — vermischte Schriften und im selben und nächsten Jahre Wilhelm Hauffs gesammelte Schriften heraus.

Als er sein Lehramt in Stuttgart verließ, nahm Schwab eine Pfarrerstelle in der Nähe an; 1842 kehrte er in gleicher Amtseigenschaft nach Stuttgart zurück. Bald hiernach ernannte die Universität Tübingen, an der er seine Studienlaufbahn begonnen hatte, ihn zum Dr. der Theologie; als Oberstudienrat und Mitglied des Konsistoriums starb er am 3. November 1850.

In seinen Gedichten zeigte Schwab mehr oder weniger Selbständigkeit je nach der Gattung. Seine lyrischen Poesien lehnen sich eng an Uhland an oder sie stehen unter dem Einfluß der Romantiker, namentlich A. W. Schlegels; dies gilt auch von seinen Sonetten, von welchen manche eine bedeutende Formvollendung aufweisen.

Das dichterische Hauptgebiet Schwabs war lyrisch-episch; der Epiker überwog aber bei ihm. Auch auf diesem Gebiet ist er anfangs von Uhland beeinflußt, aber in seinen größeren Dichtungen gelangt er zu voller Selbständigeit; seine Balladen, in denen er Sagen und sagenähnliche Stoffe behandelt, sind mit ihrer schlichten, volkstümlichen Sprache seine besten Schöpfungen. Auch finden wir bei ihm gute Legenden und wohlgelungene poetische Erzählungen. In seinen Rhapsodien behandelte er Stoffe, deren Abwicklung eine längere Zeit in Anspruch nimmt; er erweitete diese Dichtungsart, indem er mehrere, inhaltlich zusammenhängende, aber doch für sich selbständige Gedichte zu einer Rhapsodie vereinigte.

Einige wenige von Schwabs Schöpfungen sind heute noch allgemein bekannt, vor allem „Das Gewitter" (Urahne, Großmutter, Mutter und Kind . . .) und sein flottes Studentenlied „Bemooster Bursche zieh' ich aus." Viel zu wenig beachtet, zu sehr durch Uhland in den Hintergrund gedrängt, hat Schwab in der Litteraturgeschichte den ihm gebührenden Platz nicht erhalten. Wohl gilt auch von ihm, was von allen schwäbischen Dichtern jener Zeit gilt, daß der Gesichtskreis ein enger war, eng wie ihre Heimat mit ihren schmalen Thälern, ihren familienhaften Kleinstädten, aber diesen kleinen Kreis ganz mit Leben zu erfüllen, daß zu erreichen, war Schwab so gut beschieden wie dem glücklicheren Uhland.



Abend.

Hoch in den letzten
Wipfeln der Bäume
Spielt noch der Sonne
Scheidendes Licht.
Riesenhaft recken
Geistende Schatten
Länger und länger
Sich übers Land,
Bis in verworr'nem
Nächtlichem Dunkel
Wild durcheinander
Alles verschwimmt.
Ewige Mutter,
Mächtige, milde!
Laß mich vergessen
Irdische Qual.
Einsamer Wandrer
Hab' ich des Lebens
Freuden und Lüste
Traurig durcheilt.
Einsamer Träumer
Hab' ich im Leben
Unter den Menschen

Fremd mich gefühlt.
Ewige Mutter,
Mächtige, milde!
Nimm' deinen Träumer
Sanft an die Brust!
Bald ja, ich weiß es,
Ist's überstanden,
Bald ja, ich fühl' es,
Ist es vollbracht.
Dann tauch' ich wieder,
Nieder ins Dunkel,
Nieder zur Heimat,
Allmutter, Nacht!

Konrad Molnar.



George Bernard Shaw und das moderne englische Drama.

Von A. von Ende (New-York).

Diese Auszüge aus dem Artikel, den veröffentlicht zu haben, der konservativen amerikanischen Monatsschrift zur Ehre gereicht, geben nur einen schwachen Begriff von der Gewandtheit und dem launigen Humor, mit denen George Bernard Shaw die Federklinge zu führen versteht. Sie lassen nur ahnen, was er als Kunstkritiker in den Spalten der englischen Zeitschriften leistet; eine Sammlung seiner Aufsätze würde sich als dokumentarisch wertvoll für die Geschichte der Moderne in England erweisen. Eine nicht minder interessante Physiognomie hat der Dramatiker Shaw, den man außerhalb Englands wenig kennt. Was er auf diesem Gebiete geleistet hat, ist in zwei Bänden Dramen enthalten, welche vor etwa anderthalb Jahren erschienen. In der Vorrede zu diesen Dramen erzählt er in seiner köstlichen launigen Weise, wie er Dramatiker geworden sei, und da diese Entwickelungsphase seiner Individualität eng mit der Geschichte der Freien Bühne in England zusammenhängt, glaube ich, sie den Lesern nicht vorenthalten zu dürfen.

Es war Anfang der neunziger Jahre. London wollte eine Freie Bühne haben; die „Gespenster" waren aufgeführt worden und der Unternehmer sah sich nach einem modernen, den neuen Ideen entsprechenden Stück von einem englischen Dichter um, konnte aber keines finden. Grein beratschlagte mit dem Dichter, der dem Unternehmen von Anfang an das wärmste Interesse entgegengebracht hatte, und in dem Bestreben, den Subskribenten gegenüber das Versprechen einzulösen, auch das zeitgenössische englische Drama zu berücksichtigen, versprach Shaw ihm, ein geeignetes Stück zu liefern. Er holte aus seinen alten zurückgelegten Manuskripten zwei Akte eines Dramas hervor, das er fast ein Jahrzehnt vorher mit William Archer zusammen angefangen hatte zu schreiben, und beendigte es. So entstand „Widowers Houses", ein dreiaktiges Schauspiel, welches die Gewissenlosigkeit beleuchtet, wie der höhere Bürgerstand und der Adel in England durch Vermieten von grauenhaften Mietskasernen Vermögen erwerben. Den Kern der Handlung bildet die geplante Verbindung zwischen der Tochter eines bürgerlichen „Landlords" und dem jüngeren Sohne einer alten Familie, der sich über die Quelle des schwiegerväterlichen Reichtums entsetzt, bis er die Entdeckung macht, daß sein Einkommen keiner besseren entstammt. Es ist ein soziales Schauspiel von packender Realistik, und mancherlei psychologischen Feinheiten und verfehlte seine Wirkung nicht. Die Sozialisten und Unabhängigen applaudierten aus Grundsatz, weil hier ein Mann erstanden war, der den Mut der Wahrheit hatte und das Pharisäertum der Bourgeosie wie die bodenlose Korruption der städtischen Verwaltung schonungslos bloßstellte. Der andere Teil des Publikums verhielt sich ablehnend, weil es in jenen Londoner Kreisen als anmaßend gilt, gesellschaftliche Institutionen zu kritisieren. Nur wenige der Besucher vermochten sich über die hoch gehenden Wogen der Parteiaufregung genügend zu erheben, um den litterarischen Wert des jetzt am Anfang des ersten Bandes stehenden Stücks zu erkennen. Vierzehn Tage lang war es der Gegenstand spaltenlanger Recensionen, fulminanter Leitartikel und der seltsamsten Zuschriften aus dem Publikum. „Ich hatte keinen Erfolg erreicht," sagt der Verfasser, „aber ich hatte Aufsehen erregt, und die Empfindung war eine so angenehme, daß ich beschloß, es noch einmal zu versuchen."

Der neue Versuch war „The Philanderer", ein ungemein geistvolles Bild aus der gebildeten fortgeschrittenen Gesellschaft, welche die Fesseln und Schranken einer veralteten Gesellschaftsordnung wol empfindet, sie von sich streifen möchte, aber sich doch unfähig erweist, die letzten Konsequenzen zu ziehen, weil weder die Männer noch die Frauen für eine Neuerung reif sind. Eine Reihe fein gezeichneter Gestalten führt er vor, die als typisch gelten könnten, nicht nur in England, sondern überall, wohin ein Hauch der neuen Zeit gedrungen ist und die Saat der Unzufriedenheit zu üppigem Wachstum gebracht hat. „Freie Ansichten" sagt der Held Charteris zu Julia, einem sonderbaren Uebergangsglied zwischen altem und „neuem" Weib, „führen auch neue Pflichten im Gefolge. Sie können kein fortschrittliches Weib sein, wenn Sie einen Mann zu Ihren Füßen sehen wollen, und zugleich ein konventionelles Weib, wenn Sie ihn gegen seinen Willen dort festhalten wollen. Freie Menschen schließen reizende Freundschaften; konventionelle Menschen heiraten. Die Ehe paßt einer großen Zahl von Leuten; ihre erste Pflicht ist Treue. Die Freundschaft paßt nur wenigen Leuten; und ihre erste Pflicht ist, sich in Gefühlsänderung ohne zu zögern und zu klagen zu schicken. Sie haben die Freundschaft der Ehe vorgezogen. Nun tun Sie Ihre Pflicht und nehmen Sie die Sachen, wie sie sind." Die Charaktere sind vorzüglich gezeichnet, und durch all das geistsprühende Konversationsfeuerwerk geht ein tief ernster Zug. Besonders die letzte Scene, worin alte und neue Lebensanschauung auf einander platzen, giebt dem Dichter Gelegenheit, zu einer meisterhaften Schilderung ergreifender seelischer Konflikte. „The Philanderer" wurde aber in dem „Independent Theatre" nicht zur Aufführung gebracht, da der einzige Schauspieler, welcher der Rolle des Charteris gewachsen schien, Charles Wyndham, nicht zu bekommen war. Shaw wandte sich daher einem neuen Stoff zu, und dieses Mal sollte er die Segnungen der englischen Bühnencensur kennen lernen.

„Mrs. Warrens Profession" ist jedenfalls das

kühnste Sittenbild aus der Gegenwart, das die englische Litteratur kennt. Hatte er im „Philanderer“, wie er selbst sagt, die grotesken Beziehungen der Geschlechter zu einander dargelegt, die aus dem Umstande entspringen, daß die Gesellschaft einer Institution entwachsen ist, ohne sie zu ändern, und daß fortschrittliche Individuen daher gezwungen sind, dieselbe zu umgehen — so schickte er sich in diesem neuen Werke an, eine Seite der Frauenfrage zu behandeln, welche ohne eine ökonomische Reorganisation der Gesellschaft nicht zu lösen ist. Er läßt seine Titelheldin unverblümt sagen: „Der einzige Weg, wie eine Frau anständig für sich sorgen kann, ist der, sich einem Manne freundlich zu zeigen, der in der Lage ist, ihr Freundlichkeiten zu erweisen“. Mrs. Warren hat nämlich eine Tochter, der sie eine vorzügliche geistige Ausbildung zu teil werden ließ, und die nach langjähriger Abwesenheit die Mutter besucht und verschiedenen Freunden derselben begegnet, die ihre Verlegenheit nicht verbergen können, wenn sie mit dem überaus klugen und scharfsinnigen Mädchen von der Mutter reden. Sie fordert von dieser eine Erklärung der auffälligen Erscheinung, und Mrs. Warren gibt sie ihr so offen, so sachlich und klar, man möchte fast sagen, geschäftsmäßig, daß die Tochter, welche die Absicht gehabt, die sittliche Entrüstung unversuchter Unschuld herauszukehren, vollständig besiegt ist und ausruft: „Meine liebe Mutter: Du bist eine wunderbare Frau — du bist stärker als ganz England. Und bist du wirklich und aufrichtig gar nicht ein bißchen im Zweifel — oder — fühlst du — gar keine — Scham?“ worauf die Mutter erwidert: „Na, natürlich, Liebling, es gehört zur guten Sitte, sich zu schämen; es wird von einer Frau erwartet. Frauen müssen überhaupt vorgeben, vieles zu empfinden, was sie nicht empfinden . . . Aber ich kann es nicht vertragen, etwas zu sagen, wovon jedermann weiß, daß ich es anders meine. Wozu die Heuchelei?“ Allein die Offenheit Mrs. Warrens und die eigentümlichen Situationen, die das Zusammentreffen ihrer Liebhaber mit sich bringt — besonders das Auftauchen des Rev. Samuel Gardner, dessen Sohn der Tochter den Hof macht — erweitert doch die Kluft zwischen den beiden Frauen, von denen jede in ihrer Art eine prächtige psychologische Studie darstellt, und am Schlusse sagt sich die Tochter doch von der Mutter los, um ihren Weg zu gehen; und daß derselbe sie in das Rechtsbureau ihrer Freundin führt, wo sie hinfort als deren Teilhaberin praktiziert und an der Börse spekuliert, weist deutlich darauf hin, daß die sogenannte „neue“ Frau, die sich durch ihre Arbeit die Freiheit wahrt, ihre „Liebe“ nicht zu verkaufen, für den Verfasser keine Schreckgestalt ist.

Mit diesem Schauspiel schließt der erste Band der Bühnenstücke George Bernard Shaws, denen er den zutreffenden Untertitel „Unpleasant“ zuweist; denn wenn auch die Handlung nicht das geringste enthält, woran auch der sittenstrengste Censor Anstoß nehmen konnte, sind die Wahrheiten, welche der Dichter seinen Personen in den Mund legt, entschieden unangenehm für solche Leser, welche gewohnt sind, den Kopf gleich dem Vogel Strauß in den Sand zu stecken. Da zeigt sich überhaupt ein merkwürdiger Widerspruch in den Anschauungen unserer Gesellschaft; sie kann die verfänglichsten Situationen auf der Bühne sehen, sie kann die zweideutigsten Witze in der Posse und Operette anhören, ohne die sittliche Entrüstung herauszukehren — aber eine unzweideutige, ernstgemeinte Kritik ihrer selbst erscheint ihr unsittlich! Und das ist auch der Grund, weshalb die meisten Dramen George Bernard Shaws in England unmöglich sind; denn bei all dem köstlichen Humor und der scharfen Satire, die er in verschwenderischer Fülle über seine Schöpfungen ergießt, fühlt der aufmerksame Leser doch stets den Sozialkritiker und Sozialreformer aus allem heraus.

In der Vorrede zum zweiten Bande, welcher im Gegensatz zu dem vorigen „Pleasant“ genannt wird, meint Shaw, daß das neue Drama sich für England als Chimäre herausgestellt habe, sei für ihn ein so unerträglicher Gedanke gewesen, daß er sich vorgenommen habe, den Gegenbeweis zu liefern. Man könne ja nicht drei Stücke schreiben, und dann aufhören — der Mensch sei ein Gewohnheitstier. Auch habe die neue Bewegung keineswegs aufgehört. Im Jahre 1894 habe das „Independent Theatre“ durch einen wolhabenden Gönner neue finanzielle Unterstützung erhalten und die Folge war eine neue Serie „neuer“ Dramen. John Todhunters „Black Cat“ hatte sich erfolgreich erwiesen; er lieferte dem Repertoire nun „A Comedy of Sighs“. Shaw, bestürzt, daß er nur „unangenehme“ Stücke in seinem Pulte hatte, wandte sich nun solchen Stoffen zu, welche statt soziale Probleme zu beleuchten, romantische Ideale mild karrikierten. Sein erster heiterer Versuch war „Arms and the Man“, eine glänzende Satire auf soldatisches Heldentum, die mehrere Monate erfolgreich gespielt wurde. Trotzdem mochten dem unbekannten Woltäter der Londoner Freien Bühne die Kosten des Unternehmens zu hoch sein. „Was mich betrifft“, sagt Shaw, „so kann ich sagen, daß ich ein bescheidnes Bank-Konto eröffnete und in meinen politischen Ansichten verhältnismäßig konservativ wurde,“ ein Scherz, den Niemand, der ihn als den Verfasser der „Fabian Essays“ kennt, ernst nehmen wird.

„Candida“, sein nächstes Werk, ist eine so feine psychologische Studie, daß kein Resümé der Handlung ihr gerecht werden kann. Der christlich-soziale Geistliche Morell und sein Weib Candida leben in einer nahezu idealen Ehe, deren Zeuge ein Freund und Schützling Morells wird, der achtzehnjährige Dichter Eugene. In seine Amtspflichten und Teilnahme an der „Fabian Society“ und anderen Organisationen vertieft, merkt Morell nicht, daß der Jüngling sich in eine schwärmerische Neigung für Candida hineinträumt; auch diese scheint die Gefahr nicht zu sehen, und fährt fort, ihn mütterlich zu bevormunden, nicht ohne daß sich ein kleiner Zug von Koketterie hineinmischt. Eugene glaubt sie von dem Gatten unverstanden und nicht hinlänglich gewürdigt. Er maßt sich sogar an, diesem selbst anzudeuten, daß er weit unter ihr stehe, und daß sie ihn im Grunde ihres Herzens als einen Phrasenmacher verachte. Dadurch mißtrauisch gemacht, gibt Morell den Beiden Gelegenheit, sich ungestört auszusprechen; aber das was er erwartete, trifft nicht ein, denn Candida setzt ihrem jugendlichen Verehrer den Kopf zurecht, indem sie ihm sagt, er könne zu ihr reden, wie er wolle, so lange es sein wirkliches Ich sei, das spräche, und nicht eine bloße Pose, sei es eine galante, oder eine boshafte, oder selbst eine dichterische Pose. Als Morell bei seiner Rückkehr den Zeitpunkt gekommen glaubt, da Candida zwischen ihnen Beiden zu wählen habe, erklärt sie demjenigen anzugehören, der ihrer am meisten bedarf, dem sie Mutter, Schwester, alles gewesen — dem Gatten. Eugene aber verläßt das Haus in dem geheimen Be-

wußtsein, daß er ihr doch seelisch näher gekommen, als der Gatte! Es ist ein eigentümlicher, durchaus logisch entwickelter dramatischer Konflikt und die Charaktere der drei Hauptpersonen, sowie die humoristisch behandelte Gestalt des Vaters Candidas, eines Kaufmanns, dessen Geschäftspraktiken mit Morells Grundsätzen unvereinbar sind, sind mit kräftigen klaren Strichen gezeichnet. Das Schauspiel wurde von dem „Independent Theatre“ auf einer Reise durch die Provinz mit großem Erfolg gegeben.

In dem Einakter „The Man of Destiny“, den Shaw als Bravourstück für die Schauspieler bezeichnet, welche den Corsen und die fremde Dame spielen, liefert er eine vortreffliche Charakteristik Napoleons und legt diesem an einer Stelle Bemerkungen über die Engländer in den Mund, die deutlich beweisen, wie wenig der Dichter die Anschauungen und Empfindungen der großen Masse teilt. Er sagt da unter anderem: „Kein Engländer ist niedrig genug, um Skrupel zu empfinden“ und „kein Engländer ist hoch genug, um von der Tyrannei der Skrupel frei zu sein.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Es fehlt ihm niemals an einer wirksamen moralischen Pose. Als großer Kämpfer für Freiheit und nationale Unabhängigkeit erobert und annektiert er die halbe Welt und nennt es Kolonisation. Will er einen neuen Markt für seine verfälschten Manchesterwaren, dann sendet er einen Missionär aus, um den Wilden das Evangelium des Friedens zu predigen. Die Wilden töten den Missionär und nun ergreift er die Waffen, um das Christentum zu verteidigen, siegt, und erhält als Lohn des Himmels den — Markt. . . Er prahlt, daß ein Sklave frei sei, sobald er den Fuß auf englischen Boden setze, und er verkauft die Kinder seiner Armen im Alter von sechs Jahren an Fabriken, wo sie sechzehn Stunden täglich arbeiten. . . . Er tut alles aus Prinzip. Er kämpft gegen einen aus patriotischem Prinzip; er beraubt einen aus Geschäftsprinzip; er schüchtert einen ein aus männlichem Prinzip; er unterjocht einen aus monarchischem Prinzip; er unterstützt seinen König aus Loyalitätsprinzip; und er enthauptet den König aus republikanischem Prinzip.“

„You never can tell“ unterscheidet sich von den vorhergehenden Stücken durch das Uebergewicht an Humor; es ist ein Salonlustspiel, in das er das ganze Füllhorn seines Witzes und seiner unwiderstehlichen Laune entleert zu haben scheint. Das prickelt und sprüht darin von geistreichen Aperçus und komischen Situationen, und dabei geht alles so natürlich, so ganz ohne Mache zu, daß man darob erstaunt. In dieser Hinsicht steht Shaw unter den englischen Dramatikern der Gegenwart unerreicht da. Er ist eben ein durchaus moderner Schriftsteller; er hat die Gabe, das Leben so darzustellen, wie es ist. Seine Schauspiele bieten einen Einblick in das, was unter der Oberfläche des als allmächtig und unerschütterlich geltenden britischen „cant“ gärt und an das Licht zu dringen strebt. So groß die Verdienste William Archers, George Moores und anderer Kritiker um das englische Drama sind, sie sind doch nur theoretischer Art. George Bernard Shaw aber hat gezeigt, wie sich das englische Leben der Gegenwart in modernem realistischem Sinne dramatisch verwerten läßt. Ein radikaler Denker in allen Fragen, welche heute die Menschheit beschäftigen, ist er auch in künstlerischer Beziehung ein Neuerer und Bahnbrecher.

Das Johannisevangelium.

Eine Studentengeschichte von **Karl Fischer.**

Arm in Arm schritten sie dahin! —

Er ein Jüngling — auf den Lippen die ersten winzigen und spärlichen Spuren männlicher Würde. Aber schon bemüht, die kleinen, kurzen und widerspänstigen Schnurrbarthärchen mit Hilfe von Bartbinde und Bürste in die Formen à la Kaiser Wilhelm II. zu zwängen.

Sie an Wuchs und Büste ein Kind fast! —

Aber doch in den Augen solch eine schmerzensschwere und erinnerungsreiche Dunkelstimmung, und unter den Augen breite, scharf umrissene, wie mit dem Zirkel abgemessene, blau-schwarze Streifen:

Brandmale von Liebeswut und Liebesraserei und wollüstigem, unersättlichem Liebesfeuer. — — —

Sie paßten beide eigentlich garnicht auf die Straßen der kleinen, nordischen Universitätsstadt, wo das Gras in reicher Kultur wuchert, wo in der Ferne die Ostsee rauscht und wogt und wellt, leise — leise, unmerklich fast, wo tausendjährige Buchen würzigen Duft aushauchen in die strahlende, lachende Welt, in den Sonnenglanz und den grau-blau verschwimmenden Nebelduft weit hinten an Rügens Gestaden.

Aus Berlin war sie dem jungen Studenten als Kellnerin in das öde, tote Spießernest gefolgt, weil sie ihn so gern hatte, so „zum Fressen gern“, wie sie immer sagte. —

In Vater Hahnkes dumpfer Kneipe mit dem schmierigen Budiker, dessen Anzug schon längst das fünfundzwanzigjährige Dienstjubiläum gefeiert hatte, dessen Augenlicht durch den Tabaksqualm und die Zoten der Studenten vor — Scham fast erloschen war, war sie aufgetreten. Ein strahlendes Gestirn an dem dunstigen Kellnerinnenhimmel, an dem die Sterne so matt flackerten wie Talglichter und Thranlampen aus der — Urväter Zeit! —

Ekelhaft war ihr das alles. Diese öden Bierstudenten, bei denen alles Natürliche und Gesunde im Bier- und Schnapsgenuß untergegangen zu sein schien!

In der Hopfenblüte in Berlin war es freilich anders, aber na, er wollte doch den Sommer an der Ostsee verbringen, so zur Erholung, und da mußte sie mit!

Sie konnte ihn doch nicht allein lassen! — — —

Jeden Nachmittag hatte sie zwei Stunden Ausgehzeit. Dieses kurze Aufatmen aus der stickigen Atmosphäre der Bierstube hatte sie ihrem „Chef“ endlich abgetrotzt.

Dann holte er sie ab und sie schlenderten durch die Stadt. Auf der Straße glotzten sie ihnen nach — die Studenten mit Neid und die „Spießer“ mit Entrüstung über den tollen „Dokting“ und das unverschämte „Frugensminsch“.

In der ersten Zeit „reagierte“ sie auf die Ausbrüche des Erstaunens der biederen Bürgersleute mit dem echten, unverfälschten Ackerstraßenjargon:

„Nee, so wat, haste Wörter?!“

Doch allmählich ignorierte sie diese Tugendbolde.

Auch heute machten sie den gewohnten Spaziergang.

Warm strömte der Atem der Natur. — —

Die großen, alten Lindenbäume auf der Promenade standen in vollster Blüte.

Ihr schwerer, sinnlicher Geruch, dieses eigenartige Parfum, die gewissermaßen Duft gewordene Liebe, strömte mit brutaler Gewalt auf sie ein.

Von der Promenade bogen sie in die Domstraße ein, an der Universität vorbei, nach seiner Wohnung.

Es war so verheißungsvoll und gewitterschwül! —

Plötzlich schmiegte sie sich enger an ihn und fragte mit listig blinzelnden Augen:

„Du, wohnt der Theologe noch neben dir?"

„Ja! — Warum?"

Sie kicherte in sich hinein, doch er verstand sie nicht.

Und dann nach einer Weile:

„Betet der noch immer so viel? Weißt du, ich mein', ob er noch immer so viel in der Bibel studiert?"

„Ja, gewiß! Aber weshalb interessiert dich das?"

Und wieder dieses Kichern, und gleich darauf fühlte er durch den Aermel den heißen Druck ihrer Finger, und ihre Augen sahen zu ihm auf, wie die einer Durstigen — — — — — —

In seiner Wohnung warf sie hastig Hut und Jackett aufs Bett, zog ihn nieder zu sich aufs Sofa und stammelte verzückte Worte der Liebe.

Im Nebenzimmer, wo der Theologe wohnt, war es zuerst ganz still, aber dann hörten sie einförmige, ausdruckslose Töne. — — — —

Sie horchte auf.

„Du, was is das?"

„Er betet wieder!"

Und man vernahm ganz deutlich:

„Im Anfang war das Wort — und das Wort war bei Gott — und Gott war das Wort — — —

„Was is das?" fragte sie wieder.

„Das Johannisevangelium!" — — —

Durch das geöffnete Fenster strömte der Lindenblütenduft und vermischte sich mit der Flut der hereinbrechenden Sonnenwellen, in denen unzählige Staubpartikelchen auf und nieder flimmerten. —

Und sie schloß die Augen, berauscht von dem Duft, und er küßte ihr die Augen und den Mund, der unersättlich heiß glühte. —

Im Zimmer nur der Lindenblütenduft und das inbrünstige Schweigen der großen Liebe. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus dem Nebenzimmer aber tönte es herüber, ächzend und stöhnend:

„— — — und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit — — —"

Da brach es ab — jäh — disharmonisch. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie war aufgesprungen und ordnete vor dem Spiegel ihre Frisur.

Und plötzlich lachte sie laut auf, höhnisch, diabolisch fast.

Er machte ihr deshalb ernstliche Vorwürfe.

Sie aber lachte immer toller — ein hartes, unnatürliches Gelächter.

Er wandte sich ärgerlich ab.

Da ward sie ganz still.

Dann bog sie sich zu ihm und sagte mit eigentümlichem Tonfall, ganz langsam:

„Und — das — Wort ward — Fleisch — und wohnete — unter uns — — — —"

Er lachte!

Ihre Augen, in denen die Sinnenlust, nur für kurze Zeit gebändigt war, glänzten und funkelten, triumphierend. — — —

Dann ging sie! —

In demselben Augenblicke, als er die Thüre schloß, wurde sie nebenan geöffnet. —

Der Theologe starrte mit geröteten Wangen, das Neue Testament in der Hand, in das Gesicht des Weibes. —

Einen Augenblick nur!

Dann verschwand er schnell in sein Zimmer.



Ueber die Stellung der Frau im öffentlichen Recht der Gegenwart.

Die moderne Frauenbewegung ist in ihren Wurzeln größtenteils eine wirtschaftliche Zwangserscheinung, in ihren Ausläufern eine geistige und litterarische Strömung. Sie läuft darin (wenn auch nur darin) der gewaltigen Arbeiterbewegung unserer Zeit parallel, welche in ihrem Kampf um günstigere wirtschaftliche Daseinsbedingungen es nicht unterläßt, das Evangelium einer neuen Weltanschauung zu predigen, eine wahre Kampfpredigt, um die Erliegenden, welche das Ziel nicht mehr erreichen können, zu trösten, die Verzagenden mit neuem Siegesmut zu erfüllen und an Stelle knickerigen Profitgeistes, der die Errungenschaften in barer Münze vorgezählt haben möchte, den Willen zur Selbstaufopferung wach zu erhalten. In den sehnsüchtigen Kindheitsträumen der Völker begegnen wir nach einer geistreichen Skizze des Psychologen Kraepelin immer wieder der Vorstellung eines längstentschwundenen, reinen Glückszustandes, eines Zeitalters sorglosen Genusses in ungebrochener Jugendkraft, frei von Schmerz und Krankheit, frei auch von den Mühen der Arbeit. Noch heute ist diese aus dem Grunde der Volksseele geborene Anschauung von dem Fluche der Arbeit unter uns lebendig und es hat einen tiefen Sinn, wenn der vierte Stand das Elend seiner Lage nicht besser zu bezeichnen versteht, als durch seine Verkettung mit der Arbeit. Wie der Sklave zum Freien, so soll der Arbeiter in Gegensatz gestellt werden zum Genießenden, die Mühsal des täglichen Kampfes ums Dasein zum sorglosen Nichtstun des Schlaraffenlebens. Und doch regt sich auch heute schon in den Rittern der Arbeit weit mehr als das bloße Gefühl, Stiefkinder des Glücks zu sein. Ein trotziges Selbstbewußtsein hat den Namen des Arbeiters zum Ehrentitel gemacht, indem es den tatkräftigen Träger und Schöpfer menschlicher Gesittung im Gegensatz stellt zum nutzlosen Schmarotzer. Mit wachsender Macht durchdringt unser Geschlecht die tiefe Ueberzeugung, daß die Arbeit nicht das traurige Verhängnis des Unterdrückten sein muß, sondern daß sie auch das köstliche Vorrecht des Arbeitsfähigen, der wahre Lebensinhalt des Freien werden kann. So ist denn auch in der Frauenwelt, selbst wo sie nicht durch den ehernen Zwang zum Kampfe um das wirtschaftliche Dasein und Mehr-sein getrieben wurde, ein mächtiger Widerwille gegen die falsche Poesie des tatenlosen Liliendaseins erwacht, gegen die verlogene Vornehmheit des standesgemäßen Müßigganges. Stetig mehrt sich auch hier die Zahl derer, denen die Arbeit nicht mehr ausschließlich Erwerbsmittel ist, sondern Lebensbedürfnis und zugleich reinste und unversieglichste Quelle des Glücksgefühls. Ein Janusantlitz ist es, welches die Arbeit trägt, Fluch und Segen liegt in ihr beschlossen.

Während aber die soziale Arbeiterbewegung in ihrem Mauserungsprozeß längst zur klaren Einsicht gelangt ist, daß sie wirtschaftliche Vorteile nur auf dem Wege politischer Machtentwickelung erreichen kann, hat die Frauenbewegung bis jetzt ihre Taktik nicht in gleichem Maße zu konzentrieren und einzuengen gewußt. Nur zu häufig haben es ihre Vorkämpferinnen übersehen, daß im sozialen Daseinskampfe das wichtigste Ziel — das Kampfmittel ist und daß dieses wirksame Kampfmittel in der politischen Gleichberechtigung der Geschlechter zu suchen ist. In diesem Zusammenhang mag es von erhöhtem Interesse erscheinen, an der Hand einer von Prof. Julius Pierstorff*) in Jena in unparteiischer und objektiver Weise gehaltenen Untersuchung eine Bilanz dessen zu ziehen, was die Frau auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts in den verschiedenen Ländern ihr Eigen nennen kann.

Es tritt uns da zunächst die eigentümliche Erscheinung entgegen, daß das Weib, obwol es bis in die neueste Zeit hinein den größten privatrechtlichen Beschränkungen unterworfen war und ihr im öffentlichen Leben so gut wie alle Rechte vorenthalten blieben, dennoch in einer Reihe von monarchischen Staaten teilweise seit Jahrhunderten von dem Besitz und der Ausübung der höchsten politischen Gewalt keineswegs ausgeschlossen war. In Spanien, Portugal, England und Holland sind die Frauen zur Zeit in der Thronfolgeberechtigung den Männern vollkommen gleichgestellt, in anderen Staaten, so in Oesterreich, Rußland, Griechenland sind sie subsidiär zugelassen, d. h. mangels männlicher Erben im regierenden Hause. Die Erklärung für diese Erscheinung ist wol in dem Umstande zu suchen, daß die gegenwärtige Stellung der Monarchen aus dem Territorialbesitz sich entwickelte und daher für die Thronfolgeordnung der Gesichtspunkt der Besitzvererbung im Gegensatz zu demjenigen der Amtsvererbung maßgebend blieb. So war es möglich, auch den Frauen Anrechte auf die Krone einzuräumen, um so eher, als mit der zunehmenden Komplikation des Staatslebens die militärischen und politischen Funktionen immer weniger unmittelbar von dem Monarchen ausgeübt werden konnten. Von der Ausübung dieser Funktionen in amtlicher Stellung blieben die Frauen sowol unter der absoluten Monarchie wie in den älteren Republiken von jeher ausgeschlossen.

Aber auch unter den in unserem Jahrhundert entwickelten konstitutionellen Monarchien und demokratischen Republiken sind in der Hauptsache die politischen Rechte den Frauen versagt geblieben. Von nebensächlicher Bedeutung ist es, daß auf der Insel Man, welcher ihre Autonomie erhalten geblieben ist, im Jahre 1880 die weiblichen Eigentümer von Grundstücken, deren Jahresvertrag auf mindestens 4 Pfund sich belief, zur aktiven Wahl für das Unterhaus zugelassen wurden. 1892 erhielten die weiblichen Steuerzahler in gleichem Umfange wie die Männer das aktive Wahlrecht.

Wichtiger erscheint es, daß einzelne englische Kolonien den Frauen in neuerer Zeit das Parlamentswahlrecht, aber ebenfalls nur das aktive, einräumten. So Neuseeland am 19. September 1893, bald darauf 1894 auch Südaustralien. Im Mutterlande selbst ist die lebhafte Agitation für das Frauenstimmrecht, die seit der Mitte der 60er Jahre unter dem Einflusse John Stuart Mills sich entwickelte, bisher erfolglos geblieben. Zwar hat das Unterhaus, nachdem es früher jedesmal den Antrag auf Verleihung des Stimmrechts abgelehnt hatte, ihn bei seiner Wiederholung am 3. Februar 1897 angenommen, trotzdem aber hat er wegen des Widerstandes des Oberhauses keine Aussicht auf Verwirklichung. Uebrigens wird in England keineswegs für sämtliche Frauen das Wahlrecht gefordert, sondern nur für diejenigen, welche Besitzerin oder Mieterin eines Wohnhauses sind oder ein Gebäude im Stadt- oder Landbezirke selbständig verwalten. — Außer den vorerwähnten Ländern kommt für das Wahlrecht der Frauen in die eigentlich gesetzgebenden Körperschaften fast nur noch die nordamerikanische Union in Betracht. Nachdem New-Jersey, als einziger Staat, schon im vorigen Jahrhundert — 1776 — den Frauen das Stimmrecht verfassungsmäßig eingeräumt, dasselbe aber 1807 wieder abgeschafft hatte, begann eine auf Erlangung des Frauenwahlrechts gerichtete allgemeine Bewegung in den Vereinigten Staaten um die Mitte dieses Jahrhunderts im Zusammenhange mit der Antisklavereibewegung sich zu entfalten. Indessen leisteten die älteren Staaten hartnäckigen Widerstand und wurden, wenigstens in Bezug auf die allgemeine Volksvertretung, Erfolge nur in einigen jüngeren Staaten bezw. Territorien erzielt. Zuerst — 1869 — entschloß sich Wyoming, dazu, den Frauen die Berechtigung zur Wahlbeteiligung, zugleich auch zur Erlangung von Aemtern zu erteilen. 1883 folgten Washington und 1893 Colorado. Utah gab zwar schon 1870 den Frauen die politische Gleichberechtigung, doch wurde sie 1882 den polygamen Frauen, 1887 allen Frauen ohne Ausnahme durch den Kongreß wieder aberkannt, bis bei der Erhebung Utahs zum Staate im Jahre 1895 die politischen Rechte der Frauen dauernd zur Anerkennung kamen. In einer Reihe anderer Staaten hatten zwar die gesetzgebenden Faktoren die Verleihung der politischen Rechte an die Frauen ebenfalls beschlossen, so in Oregon, Nebraska, Indiana, Süd-Dakota, doch hat das Volk, dessen Zustimmung zu jeder Verfassungsänderung erforderlich ist, bisher stets das Frauenstimmrecht verworfen. 1876 wurden die Frauen in Chile wahlberechtigt.

In Oesterreich, dessen Wahlsystem ein sehr kompliziertes und größtenteils indirektes ist, besitzen die unverheirateten Frauen überall für die Landtagswahlen in den Wahlkollegien des Großgrundbesitzes das Stimmrecht und darüber hinaus in denjenigen der Städte und Landgemeinden in mehreren cisleithanischen Ländern. Für die Reichsratswahlen sind die Frauen auch nur im Kollegium des Großgrundbesitzes aktiv wahlberechtigt. Zu der Frauenbewegung haben diese Zugeständnisse keine Beziehung, wie denn auch die Frauen ihr Stimmrecht nicht selbst, sondern nur durch Bevollmächtigte ausüben dürfen. Von der Wählbarkeit sind sie durch das Gesetz vom 2. April 1873 ausdrücklich ausgeschlossen. Aehnlich sind in Schweden die Frauen zur Teilnahme an den Wahlen für das als Interessenvertretung organisierte Oberhaus berechtigt, doch ist ihre Teilnahme bei diesen Wahlen, welche indirekt und stufenweise erfolgen, auf die unterste Stufe beschränkt. Von den direkten Wahlen zum Abgeordnetenhaus sind sie auch hier ausgeschlossen. In Italien können Frauen nur ihre Steuerleistung zu Gunsten eines Mannes in Anrechnung bringen und so diesem das Wahlrecht verschaffen.

In größerem Umfange als auf dem eigentlich

*) Prof. J. Pierstorff, Frauenarbeit und Frauenfrage. Jena 1900.

politischen Gebiete ist es den Frauen im Bereich der lokalen Selbstverwaltung gelungen, ihre Rechte zu erweitern. Die größten Erfolge erzielten sie hierbei — soweit die europäischen Staaten in Betracht kommen — in England. Lediglich der Vorsitz in den Bezirksräten bleibt den Frauen vorenthalten, da mit dieser Stellung das Amt des Friedensrichters verbunden ist. Im Jahre 1869 wurde auf Jacob Brights Antrag den unverheirateten Frauen auch in den Munizipalstädten das Stimmrecht unter den gleichen Bedingungen verliehen, unter denen es den Männern zustand, doch blieben die verheirateten Frauen mit Rücksicht auf ihre rechtliche Unselbständigkeit ausgeschlossen. Bei der Schaffung der sog. Grafschaftsräte, im Jahre 1888 für England, 1889 für Schottland, wurde das Frauenwahlrecht in derselben Weise wie in den Städten geregelt. Für die Schulräte wurden die Frauen in England bereits im Jahre 1870 wählbar und entfalten sie seitdem auf dem Gebiete der Schulverwaltung eine umfassende Tätigkeit. In Irland besitzen die Frauen, soweit sie selbständige Steuerzahler sind, das aktive munizipale Wahlrecht seit 1887 und seit 1896 auch aktives und passives Wahlrecht für den Vorstand der Armenpflege.

Von den skandinavischen Staaten kennt Schweden allein eine aktive Beteiligung der Frauen, wenn auch nur der unverheirateten, an der Kommunalverwaltung. Nur in die Armenpflegekommissionen und in den Stockholmer Schulrat sind Frauen seit 1889 wählbar. Seit demselben Jahre hat Norwegen ihnen Anteil an der Schulverwaltung eingeräumt. Island und Finnland haben die weiblichen Kommunalrechte in engem Anschlusse an das schwedische Vorbild geordnet.

Von den deutschen Staaten gestehen mehrere, so Preußen (ausgenommen die Rheinprovinz 2c.), Sachsen, Braunschweig 2c. in den Landgemeinden, nicht aber in den Städten, andere, wie Bayern, Sachsen-Weimar, Hamburg, Lübeck 2c. in allen Gemeinden ohne Unterschied den Frauen in gewissen Fällen das aktive Wahlrecht in Gemeindeangelegenheiten zu. Da dieses Wahlrecht an die Bedingung selbstständigen Grundbesitzes geknüpft zu sein pflegt, dient es lediglich der Vertretung eines ökonomischen Interesses, weshalb es auch in der Regel nur durch männliche Bevollmächtigte ausgeübt werden kann. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Oesterreich, zum Teil auch in Rußland.

Was nun die außereuropäischen Länder betrifft, so haben die englischen Kolonien meistens die Stellung der Frauen in der Gemeindeverwaltung nach dem von dem Mutterlande gegebenen Vorbilde gestaltet. Die australischen Kolonien und Neu-Seeland kennen keinerlei Unterschied des Geschlechts bei der Ausübung des Gemeindewahlrechts. Auffallenderweise haben in den Vereinigten Staaten die Frauen bisher nur in geringem Umfange die Gleichberechtigung auf dem Gebiete der Kommunalverwaltung durchgesetzt. Außerhalb derjenigen Staaten (Wyoming, Washington, Colorado), welche die Frauen im öffentlichen Recht völlig emancipierten, haben nur Kansas, Michigan und Montana ihnen gewisse Rechte gewährt. In den meisten Staaten besitzen sie jedoch das aktive wie passive Wahlrecht zu den Schulämtern. Im Jahre 1896/97 bekleideten zwei Frauen die Staatsstelle eines Oberschulrats, 12 die Stelle eines städtischen Schulinspektors, 228 die eines Bezirksschulinspektors.

Eine bemerkenswerte Tatsache ist es, daß die deutsche Arbeiterversicherungsgesetzgebung in Bezug auf die Wahlberechtigungen einen Unterschied zwischen den Geschlechtern nicht kennt, bemerkenswert deshalb, weil sie zeigt, daß wirkliche Gleichheit der Stellung und der Pflichten eine gleichmäßige Bemessung der Rechte für beide Geschlechter geradezu erzwingt. Trotzdem hat das deutsche Gewerbegerichtsgesetz von 1890 den Frauen das Stimmrecht bei den Gewerbegerichtswahlen, das ihnen bis dahin in einigen Städten durch Ortsstatut eingeräumt war, verweigert. Im Gegensatz hierzu hat in Italien das Gesetz von 1893 den Frauen nicht nur das aktive, sondern ebenfalls das passive Wahlrecht der Bildung der Gewerbegerichte zugestanden. Aehnlich wurde in Frankreich durch das Gesetz von 1892 in Bezug auf das fakultative Sühne- und Schiedsverfahren in Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern bestimmt, daß in denjenigen Gewerben und Industrien, in welchen Frauen beschäftigt werden, auch Frauen zu Delegierten gewählt werden dürfen.

* * *

Eine wesentliche Vorbedingung für die Entwickelung des modernen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lebens bildet die Vereins- und Versammlungsfreiheit. Während diese Freiheit in den meisten fortgeschrittenen Kulturstaaten besteht und zugleich den Frauen zu teil geworden ist, hat man sie nach dem maßgebenden Urteile von Prof. Pierstorff in Deutschland und Oesterreich nicht nur bisher überhaupt in ihrer gesetzlichen Entwickelung verkümmern lassen, sondern insbesondere den Frauen in einem Maße vorenthalten, wie es selbst gegenüber den bereits tatsächlich bestehenden modernen Lebensbedingungen des weiblichen Geschlechts in keiner Weise gerechtfertigt werden kann. Eine Reihe von Staaten stellt hierin die Frauen mit den minderjährigen Personen auf die gleiche Stufe. In Preußen und in einigen kleineren Staaten sind sie von allen politischen Vereinen ausgeschlossen. Ein derartiger Zustand gefährdet nach Prof. Pierstorff nicht nur die Koalitionsfreiheit, sondern auch die elementarsten sozialwirtschaftlichen Bestrebungen, da in den modernen Lebensverhältnissen regelmäßig die wirtschaftlichen und sozialen Materien eine politische Seite haben, die bei Erörterungen nicht ausgeschieden werden kann. Hier ist zweifellos der archimedische Ansatzpunkt gelegen, an welchem der Hebel der sozialpolitischen Frauenbewegung in Deutschland zunächst angreifen muß.

E. Sokal.



Hagenow und Sohn.

Drama in vier Akten

von **Johannes Gaulke.**

(Fortsetzung.)

Martha: Mit solchen Dingen scherzt man nicht, Max. Einmal muß es ja doch ein Ende nehmen, so wie jetzt geht es nicht weiter. Diese Sticheleien von meiner Mutter können mir das Leben verleiden. Seitdem du zurück bist, habe ich keine ruhige Stunde mehr gehabt, immer hat sie etwas an mir auszusetzen, als wenn ich ein ganz schlechtes Mädchen wäre. Selbst, daß ich richtig deutsch spreche, wird mir vorgeworfen . . . Ach, Max, du weißt nicht, wie es tut, wenn man den Eltern fremd geworden ist. Wenn es nicht um meinen Vater wäre, der immer gut zu mir ist, dann wäre ich schon längst davongelaufen.

Max (ernst): Was sind das für Ideen, Martha?

Martha: Ich habe mir alles wol überlegt, Max. Du bist von andrer Herkunft als ich, darum kann nie etwas aus uns werden. Wenn du auch sagst . . .

Max (sie unterbrechend): Sprich nicht so weiter. Ich bitte dich darum, du weißt nicht, wie wehe du mir eben getan hast.

Martha (in ziemlicher Bewegung): Du lieber guter Schatz, das habe ich wirklich nicht wollen. Nur weil ich dich so unendlich lieb habe, darum will ich zurücktreten.

Max: Das wäre ja noch schöner. Nein, Liebste, ein Zurück gibt es nicht mehr, du hast einmal ja gesagt und dabei bleibt's. (Stürmischer werdend.) Nun sei vernünftig, Mädel, und schüttle diese dummen Gedanken ab. Die längste Zeit hat's gedauert, laß sie doch reden, was sie wollen, wir bleiben doch dieselben.

Martha (unter Thränen): Du bist zu gut zu mir, das bin ich ja garnicht wert . . . Nein, Max, das wäre schlecht von mir, wenn ich mich an dich ketten würde. Denke an deinen Vater. Er wird dich verstoßen, und was du da verlierst, kann ich dir nie ersetzen.

Max: Diesem harten, lieblosen Mann soll ich mein Lebensglück opfern! Nein, Martha, das wird nie geschehen, und mag da kommen, was will.

Martha: Sei nicht ungerecht gegen ihn, er ist doch dein Vater.

Max: Du irrst, er hat mich nie als seinen Sohn behandelt, nie habe ich ein freundliches Wort von ihm zu hören bekommen, er wollte sich nur einen Nachfolger der Firma Hagenow erziehen. Die Freuden der Jugend habe ich nicht kennen gelernt, so wie die andern durfte ich mich nicht umhertummeln, das paßte sich nicht für den jungen, reichen Erben. Und kaum hatte ich die Schule hinter mir, da wurde ich wider meinen Willen zu einem Geschäftsfreund meines Vaters in die Lehre gebracht, der mir den Krämergeist eintrichtern sollte. Aber es ist ihnen trotz alledem nicht gelungen, jedes höhere Streben in mir zu unterdrücken. Das hämmert und pocht da drinnen bis es sich durchgearbeitet hat. Und jetzt bin ich soweit, Martha, um meinen Willen einmal geltend zu machen.

Martha: Max, dein Vater hat gewiß nur dein Bestes gewollt.

Max: Von seinem Standpunkt mag er recht haben. Sein Lebensglück ist sein Geschäft. Er ist mit Leib und Seele Geschäftsmann, wie es die Hagenows alle gewesen sind — was kann ich nun dafür, daß ich es nicht bin! Wer gab ihm ein Recht, mich in die alte Schablone zu zwängen? Keiner, er nahm es sich eben, weil ich sein Sohn bin. Daß ich außerdem noch ein Mensch mit besonderen Neigungen und Bedürfnissen bin, hat er nie berücksichtigt. Ach, Martha, wie habe ich unter diesem schrecklichen Zwange gelitten! In getreuer Pflichterfüllung habe ich meine besten Jahre verloren und war nahe daran, seelisch zu verderben, da traf ich dich, und du gabst mir alles, wonach ich mich mein Leben lang gesehnt habe: Glück und Liebe . . . (Sie halten sich lange eng umschlungen.)

Max: Martha, mein teures, angebetetes Weib.

Martha: Wie soll ich dir für all die Liebe danken.

Max: Küsse mich. (Abermalige stürmische Umarmung.)

(Während sie sich noch umarmt halten, tritt die alte Treder durch die Mittelthür ein und wirft einen scheelen Blick auf das Paar.)

Max (streckt ihr die rechte Hand entgegen, während er den linken Arm um Marthas Taille geschlungen hält): Guten Abend, Mutter Treder.

Frau Treder (mürrisch): 'n Abend.

Max (zu Martha): Willst du mich nicht als deinen Bräutigam vorstellen.

Frau Treder: So'ne Braitjams kennen wir.

Martha: Sei doch nicht so häßlich zu Max.

Max: Aber gratulieren können Sie uns doch.

Frau Treder: Abwarten, un' denn Thee drinken. (Links ab.)

Martha (sich an Maxens Schulter lehnend): Du bist mir nicht böse, Schatz, ich habe dir ja nicht verschwiegen, wie es bei uns zu Hause steht.

Max: Um so mehr Grund, daß wir bald heiraten.

Martha (in tiefster Bewegung): Du lieber, guter Schatz.

Treder (der mit Frank kommt): Ach so . . . (Macht Miene zurückzugehen.)

Max: Bitte schön, Herr Treder. Wir haben hier keine Geheimnisse.

Treder: Ick weeß Bescheed — junge Leite, wat soll man dazu sagen!

Martha: Komm, Max, wir wollen gehen.

Treder: Sonst von wejen mir, ick will nicht gestört haben. Wat wir zu besprechen ha'm, können wir ooch wo anders abmachen.

Max: Nicht doch, Herr Treder. Sie werden sich doch nicht aus Ihrer eigenen Wohnung verdrängen lassen. (Mit Martha ab.) . . . Guten Abend, meine Herren.

Treder: / Frank: } 'n Abend.

Frank (zur Thür weisend): Du, der hätte uns nicht die Falle gebaut, das heißt, wenn er derselbe geblieben ist.

Treder: Dafor möchte ick jrade stehn, det er noch so is, wie er war.

Frank: Ich nicht, man hat genug Beispiele gehabt, die das Gegenteil beweisen . . . na, einerlei, vorläufig haben wir mit'n Alten abzurechnen.

Treder: Du sagst, det Braun nich' ran will.

Frank: Hängt ganz von dir ab, wenn du mit machst, sind die andern auch dabei.

Treder: Sag mal, wie wär's, wenn wir't erst mal im juten versuchen.

Frank: Hast du 'ne Ahnung! Der Alte wird uns nich' mal vorlassen, wenn er nicht weiß, daß die Kollegen hinter uns stehen. Wir müssen zusammenhalten, Treder, wenn wir diesen Augenblick nicht benutzen, haben wir für immer verspielt. Der Alte sitzt nämlich

bis zum Halse in Schwulitäten. — Du kennst doch den Beckmann, der hat's mir gesagt.

Treder: Na, det is mir ooch schon der richtige, der jedem wat anhängt, ob wat dran is oder nich'.

Frank: Da hast du recht, der feinste is er nich', aber er weiß Bescheid. Gestern abend erzählte er beim Budiker, daß dem Alten seine Bahnspekulationen in Asien faul stehen.

Treder: Wat verstehe ick von Spekulationen und so'n Kram. Hauptsache is, det wir uns nich' mit'n Streik verspekulieren.

Frank: Darum müssen wir handeln, Treder. Zum Ueberlegen ist jetzt keine Zeit.

Treder: Weeßt du: die Sache kommt mir doch zu schnell. Ick habe noch nie 'n Streik mitjemacht, und da krempelt man sich nich' über Nacht um.

Frank: Ich verstehe, alter Freund. Du bist nie aus der Tretmühle rausgekommen, hast immer für'n Lumpengeld geknufft und dazu noch alle Gemeinheiten ringefressen. Arbeit und immer wieder Arbeit, dazwischen 'n paar Stunden Schlaf, das ist dein Leben gewesen. (Immer eindringlicher.) . . . Und nun kommen die Jungen und rütteln euch aus eurer Kirchhofsruhe auf und sagen euch, daß ihr nicht bloß ein Recht zum Arbeiten habt, sondern auch ein Recht auf Ruhe und Erholung.

Treder (sinnend): Ick komme mit die neuen Ideen nich' mehr mit.

Frank: Jeder Mensch kann mit der Zeit mitgehen, wenn er bloß will.

Treder: Du hast jut reden, du bist noch jung un' hast noch det janze Leben vor dir, da kann noch manches anders werden, aber ick . . . (abwehrende Handbewegung) nee, laß man, ick bin verbraucht.

Frank: Ich bin zwar 'n ganzes Stück jünger als du, darum habe ich aber nicht weniger erlebt und durchgemacht. Funfzehn Jahre stehe ich jetzt in der Bewegung, das ist eine lange Zeit, da kann man alle Bitterkeiten des Lebens durchkosten. Wie ein wildes Tier bin ich von Ort zu Ort gehetzt worden, oft bin ich obdachlos bei Wind und Wetter umher gelaufen und habe gehungert für unsere Sache . . . Das war aber alles noch nicht das Schlimmste: ich habe auch mein Lebensglück dabei verloren ... Mein Weib wäre wol heute noch am Leben . . . (Er schweigt von der Erinnerung überwältigt.)

Treder: Seit wann bist du denn verheiratet gewesen!

Frank: Man spricht nicht gern von der Vergangenheit, um nicht daran erinnert zu werden. Dir will ich's aber erzählen, damit du mich verstehen lernst. Es sind jetzt acht Jahre her, da brach's über mich herein, ich war jung verheiratet und hatte ein Weib, das mit mir durch dick und dünn ging. Wir lebten glücklich bis der große Maschinenarbeiterstreik ausbrach. Da durfte ich nicht zurückstehen und ich machte mit. Damals hätte ich mich mit dem Teufel herumschlagen können, so stark fühlte ich mich . . . Aber sie haben mir die Flügel gründlich beschnitten . . . Ich hatte in einer Versammlung über die Berechtigung der Streiks gesprochen, und nicht lange hat's gedauert, da war die Anklage wegen Aufreizung zum Klassenhaß und anderer schöner Dinge da . . . . .

Treder: Un' wat kam dabei raus?

Frank: Zu einem Jahr haben sie mich verdonnert ... Das war eine furchtbare Zeit. Wie ein gemeiner Verbrecher wurde ich behandelt, und ich wäre sicher darüber verrückt geworden, wenn nicht die Sehnsucht nach meinem Weibe mich aufrecht erhalten hätte .. Aber ich sollte sie nicht wiedersehen. Als ich raus kam, war sie tot. Am Kindbettfieber sei sie gestorben, sagte man mir.

Treder (drückt ihm die Hand): Det is mehr als wie'n Mensch verdragen kann.

Frank: Es hat lange gedauert bis ich wieder Mensch geworden bin, aber eins ist zurückgeblieben, Treder ... das ist der Haß. Ich mag 'ne Dummheit gesagt haben, aber dafür das ganze Leben zu büßen, das ist hart ... Seit meiner Gefängniszeit habe ich selten wieder Arbeit bekommen — ich bin gebrandmarkt und verrufen. Dies ist das erste Mal, daß ich über ein Jahr auf einer Stelle gewesen bin und nun kann die Jagd wieder losgehen . . . Aber, Treder, das sage ich dir, ich lasse nicht eher ab, als bis ich meine Genugtuung habe (Mit gewisser Emphase.) Jeder Mensch will doch einmal im Leben siegen!

Treder (nach einer kurzen Pause): Die Zeiten sind andere jeworden, Frank. Wenn mir det eener alles jesagt hätte, als ick noch jung war, da wäre ick ebenso ranjejangen als wie du, aber heute is det Feuer ausgeblasen.

Frank (erst im bittenden Ton, dann immer eindringlicher): Laß mich nicht im Stich, Treder. Ich habe für keine schlechte Sache gekämpft und gelitten, wir müssen zusammenstehen, Alte und Junge, wir haben alle dieselben Interessen. Und wenn wir auch drüber kaput gehen, unsere Nachkommen werden's mal besser haben. Du hast dich ehrlich gequält und nichts vor dir gebracht, und wenn du nicht mehr arbeiten kannst, dann schmeißt man dich beiseite, wie ein abgenutztes Stück Möbel — einen Gnadenpfennig wird man dir vielleicht bewilligen, damit man wieder in die Welt schreien kann, was heute alles für die Arbeiter getan wird ... Zum Teufel mit der Gnade und Woltätigkeit — unser Recht und unseren ehrlichen Anteil am Gewinn wollen wir haben. Wir fordern nicht zu viel, Treder. . . . Ein Verräter an der Arbeitersache, der anders denkt.

Treder (nachdem er längere Zeit sinnend dagestanden hat): Du bist mir über, Frank. (Reicht ihm die Hand.) Schlag in, keener soll sagen dürfen, det der olle Treder zum Verräter jeworden is.

(Vorhang.)



Chronik.

„Die Rheinlande“.

Am ersten Oktober ist in Düsseldorf eine neue Kunstzeitschrift ins Leben getreten, die den Titel führt „Die Rheinlande“, Monatsschrift für deutsche Kunst; im Auftrage der G. m. b. H. „Rheinische Kunstzeitschrift“, herausgegeben durch Wilhelm Schäfer.

Berlin hatte seinen „Pan“, den „Eigenen“, das „Atelier“, die „Kunsthalle“, die „Moderne Kunst“, Wien hatte das „Ver sacrum“ und die „Graphischen Künste“, München die „Kunst für Alle“, die „Dekorative Kunst“, „Kunst und Handwerk“, den „Hirthschen Formenschatz“, die „Kunst unserer Zeit“, die „Jugend“, den „Simplicissimus“ und die „Fliegenden“; Leipzig hatte die „Zeitschrift für bildende Kunst“ und die „Kunstchronik“,

Dresden hatte seine „Vierteljahrshefte", Frankfurt-Darmstadt die „Kunst und Dekoration" — — Düsseldorf hatte gar nichts.

Düsseldorf mußte auch was haben! In allen diesen Blättern waren die Düsseldorfer Künstler mit ganz geringen Ausnahmen weder in Wort noch Bild vertreten, nun, da wollten sie sich eben ihre eigene Vertretung schaffen. So entstand die Idee der „Rheinlande". Das Kapital, über hunderttausend Mark, war bald von den Künstlern und ihren rheinischen Industriefreunden gezeichnet, das war die geringste Sorge. Aber die Zeitschrift selbst! Machte man es, wie alle übrigen Kunstzeitschriften und brachte internationale Beiträge, so sahen sich die armen Düsseldorfer in ihrem eigenen Blatt bald genug an die Wand gedrückt, sie mußten mehr Raum für sich haben. Daher der nationale Standpunkt: Geschäftsrücksichten! Aber das war den Herrn, die auf einmal ihr nurdeutsches Kunstherz entdeckt, noch lange nicht genug, sie fanden zu gleicher Zeit, daß dieses Herz auch „rheinisch" schlug! Das heißt: Berliner, Münchener, Wiener, Dresdener u. s. w. sollten auch ausgeschlossen werden. Ja, man hatte nicht übel Lust, nur Düsseldorf zu bringen, allein der Ueberredung des Schriftleiters, der die baare Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens einsah, ist es gelungen, „dem ganzen Rhein" (d. h. von Konstanz bis Kleve) die Spalten zu öffnen. So gehören denn jetzt zu den „Rheinlanden" das Elsaß und Baden, das schwäbische Ländle und Hessen, Frankfurt und die Rheinprovinz. Das ist Kunstgeographie!

Wundervoll war das Prospekt, das die „Rheinlande" vor einigen Monaten herumschickten. Darin stellten sich die Rheinlande die Aufgabe, gegen das „verslavte" Berlin Front zu machen und von dem reichen künstlerischen und litterarischen Schaffen des ältesten Kulturlandes in Deutschland der Welt Zeugnis abzulegen! Berlinische Kunst und Litteratur verslaot! Vielleicht weil vor einigen Jahren ein deutschschreibender Pole in Berlin in engeren Kreise für kurze Zeit einiges Aufsehen erregte? Die rheinischen Karnevalsdichter, Blumenspieler und Festbratenbarden sollten doch erst einmal von Berlin etwas lernen, ehe sie den Mund so voll nehmen. Als klassische Zeugen für die hohe Kunst der „Rheinlande" werden die Namen angeführt: Erwin, Goethe, Beethoven und Cornelius. Eine prächtige Zusammenstellung: Erwin, der Badener, von dem kein Mensch etwas anderes weiß, als daß er das Straßburger Münster gebaut hat und von dem Herr Schäfer sicher nicht weiß, daß er sich seine Kunst aus Paris geholt hat. Goethe, der Frankfurter, den doch die Thatsache allein, daß der Dülkener Karnevalsverein: „Die blutigen Mondkälber" ihn einmal zum Ehrenmitglied ernannte, gewiß nicht zum Rheinländer macht. Beethoven, der Sohn eines Belgiers, den wir Rheinländer deshalb, weil er in Bonn geboren wurde und die allerersten Jahre seiner Kindheit dort verlebte, doch auch nicht für uns in Anspruch nehmen können. Bleibt der Düsseldorfer, Cornelius. — Und der andere Düsseldorfer, Heinrich Heine, der seinen Landsmann um so viele Hauptes längen überragt wo bleibt der? Nun, ein anständiger Düsseldorfer spricht von dem „Schwein Heine" nicht, dem unser frommer Stadtrat trotz seiner „liberalen" Mehrheit das Plätzchen für ein Denkmal versagte, obwohl eine Kaiserin die Mittel dazu zur Verfügung gestellt hatte!

Die erste Nummer der „vornehmen" Zeitschrift (2,50 Mk. das Heft) liegt vor mir. Der Umschlag zeigt einen gräßlichen Kopf des Vater Rhein ohne Augen. Aber preisgekrönt: die Rheinlande hatten für die Umschlagzeichnung eine Konkurrenz ausgeschrieben (natürlich nur unter Düsseldorfern!) und Hermann Emil Pohle war der glückliche Sieger. Wie müssen da die andern Entwürfe erst ausgeschaut haben!

Inhaltlich finden wir sechs Gebhardtsche Studien zu den Fresken in der neuen Düsseldorfer Friedenskirche abgebildet, sowie ein anderes Studienblatt: der Zähler, mit einem Geleitwort H. E. Kromers; ferner sechs Arbeiten O. Heicherts, zu denen E. P. Keith eine recht anerkennenswerte Arbeit geschrieben hat. Ein größeres Interesse bieten auch die kurzen Auslassungen C. F. Meyers, die Dr. Koegel nach einer Unterredung mit ihm vor zehn Jahren notierte. Der Darmstädter Prof. Behrens weist in einem kurzen Artikel auf die Aufgaben der dortigen Künstlerkolonie hin und H. Trog schreibt über die Hallenpforte am Baseler Münster. E. F. van Bleuten (Karl Ferdinands) bringt einige Gedichte, die (mit Ausnahme des letzten) sehr bemerkenswert sind. Man merkt: v. Bleuten hat von seinem Freunde Finkelnburg (Karl Maria) nicht nur die Gewohnheit angenommen, die Vornamen als Pseudonym zu wählen, er hat auch manches andere von ihm gelernt. Auch diese Gedichte enthalten noch manche Anklänge an Karl Maria, wie:

„Er weiß nicht, daß ich jede Nacht
den Arm nach ihm gedehnt —"

im Ganzen aber kann man sagen, daß er über seinen Lehrer hinausgekommen ist.

Soweit wäre ja der Inhalt der ersten Nummer der „Rheinlande" zufriedenstellend, nichts hervorragendes, aber doch gutes Mittelmaß, d. h. dasjenige, was alle anderen Durchschnittsblätter auch bringen. Aber das übrige ist — weniger gut. Wilhelm Schäfers Erzählung „Der blaue Christian" stand vor einigen Wochen als Skizze in der „Köln. Ztg.": diese Skizze war bedeutend besser. Hedwig Lachmann bringt als Widmungsgruß „Dem Künstler" ein Gedichtchen dar, so ein nettes Gedichtchen aus einem Dutzend schöner Phrasen, das man durchlesen kann, ohne am Ende auch nur entfernt zu wissen, was das Ganze eigentlich soll. Rudolf Klein besorgt die Reklame für die Firma Buyten Söhne, er bringt das Düsseldorfer Reliefholz in gebührende Erinnerung. Das reizendste aber hat sich der Leiter der „Rheinlande" in der „Rheinischen Rundschau" erlaubt, in der er „bekannte Persönlichkeiten der großen Rheinstädte zu Worte gebeten hat, um persönlicher und reizvoller zu wirken." Wie persönlich und reizvoll diese Rundschau ist, die Berichte gibt, welche man meist viel ausführlicher vor Wochen in den Tageszeitungen gelesen hat, kann man besonders an dem Krefelder Bericht sehen. Da schreibt nämlich „als bekannte Krefelder Persönlichkeit" über die Gewandausstellung — Frau Hedda Moeller-Bruck, die in Charlottenburg wohnt!

Einige sehr schwache Leisten und Vignetten von Eugen Kampf, Nikutowski und H. E. Kromer sind nicht dazu angetan, den Kunstwert der Nummer zu erhöhen, ebensowenig wie die von Mehlwürmern eingerahmte Kopfleiste von Al. Frenz mit seinem und seiner Frau Porträt.

In Summa: die erste Nummer der „Rheinlande" hat gezeigt, daß dieses Blatt nicht entfernt den Vergleich mit einem andern deutschen Kunstblatte in derselben hohen Preislage aushalten kann.

Cyrano.

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

Richard Schaukal. Sehnsucht. München, Verlag der deutsch-französischen Rundschau.

Gustav Wied. Vier Satyrspiele. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Albert Langen. Verlag für Litteratur und Kunst 1901.

Heinrich Mann. Im Schlaraffenland. Ein Roman unter feinen Leuten. Ebendaselbst.

Ernst Müller. Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Leipzig 1900. R. Voigtländers Verlag.

Dr. Franz Pomezny. Grazie und Grazien in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß 1900. Preis Mk. 7.

Raoul Auernheimer. Rosen, die wir nicht erreichen. Ein Geschichtenband. Wiener Verlag. Buchhandlung L. Rosner 1901.

Rudolf Goette. König Heinrich der Vierte. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Braunschweig und Leipzig. Verlag von Richard Sattler 1900.

Dr. Christian Meyer. Zwei Dramen im Hause Zollern. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter) 1900.

Gideon M. Hirsch. Neunzehntes oder zwanzigstes Jahrhundert? Zeitrechnungsfragen. Breslau. Kommissions-Verlag von Preuß & Jünger 1900.

Ernst Edler von der Planitz. Ein Königs-Märchen. Berlin. Verlag von A. Pichler & Co.

Das 19. Jahrhundert. 24 Aufsätze zur Jahrhundertwende. Herausgegeben v. Georg Wolf. Straßburg. Kommissionsverlag der Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt 1900.



Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.





Das Magazin für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: **Johannes Gaulke** und **Franz Philips.**

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. | Berlin, den 10. November 1900. | Nr. 45.

Inhalt:

Alfred Brehm.

Eine Charakterskizze von **Wilhelm Bölsche.**

Brehm gehört zu den Glücklichen, die ihre ganze Lebensarbeit gleichsam in ein einziges Wort ausgemünzt haben. Es war bei ihm das Wort „Tierleben." In einer guten Stunde fand er dieses Wort als Titel zu einem Buche, in dem der ganze Mann so vollständig steckte, daß nichts sonst, was er geschrieben hat, mehr dagegen aufkommen konnte. In hundert Jahren wird man in einem Bibliotheksschranke, der die Klassiker der Naturforschung enthält, immer noch auf eine Reihe großer, schwer gebundener, für die Anforderungen jener Zukunft zweifellos „altertümlich", aber immer noch höchst luxuriös illustrierter Bände stoßen und sagen: Das ist das „Tierleben," das ist „Brehm", — so wie man heute goldgepreßte Lederfolianten des vorigen Jahrhunderts hervorzieht und sagt: Das ist der „große Buffon".

Das „Tierleben" ist schon rein äußerlich ein so kolossales Werk, daß man sich „Gesammelte Werke" dieses Autors, wie sie sonst für Klassiker einige Zeit nach ihrem Tode üblich werden, gar nicht mehr vorstellen kann. Bei der eminent praktischen Bedeutung des Buches ist es trotz seiner Größe verhältnismäßig sehr rasch neu aufgelegt worden. Nach dem Tode des Verfassers ist es von fremden Händen stark umgearbeitet „auf das Laufende gebracht" worden, — zum Teil mit Tendenzen, die ausgesprochen nicht mehr die des Autors selber waren. Das geht so mit solchen Büchern, die eine ganze Zeitwende verkörpern, einen ganz neuen Horizont aufreißen. Generationen können sich nicht von ihnen trennen, man sucht sie auf alle mögliche Weise noch vor dem Schicksal zu retten, rein geschichtlich im Sinne unantastbarer in sich vollendeter Klassiker zu werden. So ist es früher gerade auch mit Buffon gegangen. Ueber ein halbes Jahrhundert fort erschienen immerzu wieder neue, verbesserte Ausgaben, Nachträge, Fortsetzungen. Man war unermüdlich, allen Fortschritt der Tierkunde, der mit Siebenmeilenstiefeln lief, in die alten Schläuche hineinzupressen. Bis man endlich merkte, daß die Form überhaupt im praktischen Gebrauch veränderter Tage ein Hemmnis wurde. Jetzt ging man wieder auf den Urtext, wie ihn Buffon selbst gegeben, zurück und fing an, ihn als historisches Individuum zu achten. So wird man auf Brehms „Tierleben" in seiner anfänglichen Gestalt zurückkommen zu einer Zeit, da der immer neu von fremder Hand zurecht gestutzte Text ganz in's Uferlose zerschwommen ist und den Goldreifen der starken persönlichen Leistung völlig abgestreift hat.

Betrachtet man das Buch aber schon jetzt einmal etwas nach dieser Methode, so wird das Persönliche darin wirklich in hohem Maße bedeutend. Das Buch führt durch und durch zurück auf den Mann. Hinter der unendlichen Folge wechselnder Erzählungen, — Erzählungen aus dem Jagd- und Reiseleben wandernder Praktiker der Forschung wie, wenn auch in geringerem Maße, dem stillen Leben des Gelehrten daheim bei der Museumslampe — hinter all dem bunten Reigen wunderbarster Tiergestalten in Wort und Bild, erscheint ein Menschenleben voll geradezu sich drängender Erlebnisse. Das riesige Werk enthält nicht bloß eine Fülle eigener Momente, in denen das Leben der Tiere und seine Beobachtung zu biographischen Dokumenten des Verfassers wird; es liegt auch in dem ganzen Wurf, dem Ueberwältigenden des Planes, der souveränen Großartigkeit, mit der das alles praktisch

bemeistert ist, ohne Vorgänger zu haben, ein starker Zug, der gegen die Individualität des Meisters hinreißt und in ihr ein schlechtweg bedeutsames Individuum ahnen läßt.

Und Brehm war in der Tat ein ausgesucht merkwürdiger Typus. Nur möglich in einem bestimmten Milieu. Allerdings in diesem Milieu zugleich tragisch.

Mehr als die Hälfte von Brehms Leben gleicht einem Märchen, bunt, glühend, mit den Farben des Orients. Er selbst lebte immer mit seinen Gedanken in diesem Märchen, das ganze Leben hindurch. Aber in das Märchen drängten sich nüchterne, kalte Kapitel. Vor ihnen stand er machtlos wie ein Zauberer, der erregt seinen Stab schwingt und dem ein Gelächter antwortet. An der Grenzscheide eines leuchtenden Traums, den er nicht vergessen konnte, und einer grenzenlos banalen Augenblicks-Wirklichkeit ist er schließlich als durch und durch tragische Figur gefallen, viel früher und viel matter, als die großen Anläufe seines Lebens und die große Energie, mit der er physisch und geistig auf den Plan getreten war, irgendwie hatten erwarten lassen. Als er vor jetzt gerade sechszehn Jahren ziemlich sang- und klanglos zu Grabe getragen wurde, las man wol in Zeitungen, wie Brehms Schicksal auf Schuld und Nichtschuld zu wiegen sei; gehässige Stimmen glaubten viel Schuld bereit. Das ist ein armseliger Standpunkt. Aber auf Glück und Nichtglück war dieses Menschenleben allerdings zu wiegen. Das eine wie das andere ist hageldicht hineingefallen, ohne jeden Geiz und ohne jedes Erbarmen.

Schon der Beginn dieses Lebens stand unter den seltsamsten Auspicien, — das Wort als von avis der Vogel abgeleitet in seiner striktesten Bedeutung genommen. Der alte Brehm, Alfred Edmunds Vater, war ein ganzer Kerl, wie er so nie wiederkommt. Zu Unter-Renthendorf im Sachsenweimarischen predigte er das Evangelium und schoß Vögel. Man kann ihn sich nicht anders denken, als wie er im ehrwürdigen Pfarrertalar den Stutzen an die Backe legt und einen seltenen Specht vom Ast holt. Die Vogelkunde verdankt ihm Unvergleichliches. Er legte eine riesige Sammlung an und begründete ganz neue Ziele für seine Spezialwissenschaft. Daneben predigte er aber flott bis ins Alter und die Theologen wurden sich nie völlig klar, ob sie in ihm einen ganz besonders vortrefflichen und weitsichtigen oder einen höchst weltlichen und beinah ketzerischen Kollegen sehen sollten.

Aus diesem seltsamen Misch-Milieu von Pfarrhaus-Romantik und grünem Jägerleben bei der Krähenhütte und der Auerhahnbalz ist der junge Brehm hervorgegangen; ein gutes Märchen mochte so mit Fug beginnen. Noch nicht neunzehn Jahre alt, gerät er dann in eine Schule der denkbar ungewöhnlichsten Art. Nur Georg Forster im vorigen Jahrhundert, der mit siebzehn Jahren Cook in die damals völlig sagenhafte Südsee begleitete, kann mit ihm verglichen werden.

Brehm hatte noch nicht studiert, wenigstens nicht in dem Fach, das sein Leben beherrschen sollte. Er hatte angefangen, sich als Architekt auszubilden. Da eröffnet sich ihm eine Möglichkeit, ins Innere Afrikas zu gelangen, als Reisebegleiter eines reichen süddeutschen Barons. Er greift zu und für fünf Jahre verschwindet er jetzt aus Europa. Von 1847 bis 52. Unendlich romantische Jahre. Weite Gebiete Nordostafrikas werden ihm vertraut wie der deutsche Wald, obwol die Streife bis ins geographisch Unbekannte geht. Der Vogel steht im Vordergrund des Interesses. Aber was ist das auch für ein Land dafür! Ein verwegenerer Jäger ist nicht zu denken. Das Tollkühnste, Gefährlichste des Jägerlebens wird Gewohnheit. Wie köstlich wußte er das später selbst zu erzählen: wie das Krokodil ihn um ein Haar schon „hatte", wie der rasende Hippopotamus ihm auf den Fersen war. Ein Stiefbruder, der gelegentlich nachgereist, ertrinkt vor seinen Augen im Nil. In Chartum hat sich ein ganzer Harem gefangener wilder Bestien um ihn gesammelt, dabei sogar eine nur notdürftig gezähmte Löwin. Eine bedenkliche Zeit ja, diese Tage in Chartum. Sein Baron ist zurückgefahren und daheim verkracht. Es heißt harren und pumpen. Aber Brehm ist in der Geldebbe so wenig unterzukriegen wie früher in der Durstqual der Wüste. Aus Alfred Brehm wird Chalil-Effendi, der Muselmann. Ihm eröffnen türkische Gönner — kaum zu glauben — einen rettenden Kredit. Und so kommt er endlich auch noch wieder nach Hause, nach Renthendorf, wo inzwischen Kiste um Kiste mit den seltensten Vogelbälgen eingetroffen ist. Die Romantik dieser fünf Jahre hat Brehm nie wieder abschütteln können. Er wertete die Dinge danach. Er war zu frei, zu groß, um im armen Sinne ein Renommist in Reiseabenteuern zu werden. Aber es war doch fortan etwas über ihm, wie das Hochgefühl eines Glücksmenschen, dem nichts mißlingen kann, der alle Hemmnisse brechen wird, dem das Unwahrscheinlichste in höchster Bedrängnis allemal doch noch helfen muß. Das Leben sollte ihm noch einiges über Glücksgarantien beibringen.

Erst nach seiner Zurückkunft von der großen Afrikareise hat Brehm wirklich wissenschaftlich Zoologie „studiert". Die Studenten in Jena sahen mit einiger Verwunderung einen Mann in ihrer Mitte, der, obwol an Jahren noch jung genug, schon den Ruf eines Weltfahrers mitbrachte. Wenn sie ihn nach dem Kolleg, wo der Professor dürre Museumsobjekte vorgezeigt hatte, auf seiner Stube besuchten, so fanden sie ihn im Kreise lebendiger Reisegefährten, vierfüßiger und befiederter, die er als praktisches Stück Zoologie nicht mehr entbehren konnte. Alles, was Brehm in der Folge geschrieben hat, verrät, daß er über den einfachen Jäger und Sammler hinweg, sich zu einem Zoologen „von Fach" regelrecht aufgearbeitet hatte. Vorwürfe, die ihm in diesem Sinne gelegentlich gemacht worden sind, unterliegen geradezu der Kritik der Lächerlichkeit. Wenn Brehm (wie es ausgesprochen worden ist) in der Tierkunde ein „Dilettant" war, so muß man sich fragen, ob nicht zum Heil der Wissenschaft, der Begriff des „Fachmanns" lieber abzuschaffen sei. Wahr ist nur, daß Brehm auch nach seinen offiziellen Studienjahren eigene Wege ging. Er hat sich nicht als Privatdozent habilitiert, teils wol, weil er nicht die baren Mittel dazu hatte; dann aber auch jedenfalls in der klaren Erkenntnis, daß das Quantum Buch- und Museumsweisheit, das ihm jetzt bis zum „Doktor" verholfen, ihm noch keine Grundlage zum „Lehren" gebe, — daß vielmehr ihm und dem ganzen Zweige der Tierkunde, dem er sich widmen wollte, das „Lernen" in einer praktischen, bisher viel zu wenig geübten und geachteten Weise not täte. Die eigentlich herrschende Strömung der Fachzoologie, die damals (Mitte der fünfziger Jahre) gerade bei uns einsetzte, ging (im Banne der großen Anregungen Johannes Müllers) in erster Linie auf vergleichende Anatomie. Und insbesondere

war es die Anatomie der niedrigeren, wirbellosen Tiere, in die man sich in wachsendem Maß vertiefte, um von hier aus zu einer entscheidenden Reformation des ganzen Systems der Tiere zu gelangen. Die jungen Zoologen begannen an die Meeresküste zu pilgern, wo sich die Vertreter gerade der unvollkommensten Tierstämme besser studieren lassen. Das Mikroskop wurde das bevorzugte Instrument der neuen Aera. An alledem beteiligte sich nun Brehm gar nicht. Sein Feld blieben die Wirbeltiere, insbesondere Säugetiere und Vögel. Als Systematiker ist er auch hier niemals aufgetreten: erst in die dritte, nach seinem Tode erschienene Auflage des „Tierlebens" sind die großen und umwälzenden Resultate neuerer Systematik eingetragen worden. Weder das zergliederte, noch das für systematische Reihungszwecke museumsmäßig etikettierte Tier lockte Brehm: er hielt sich mit einer unbeirrbaren Energie durchaus und nur an das lebendige Geschöpf. Und es kann ihm, allen Zug der Zeit in der neueren Tierkunde in Ehren, unmöglich bestritten werden, daß auch dem Felde, das er sich so zäh abgegrenzt, damals die Pflege mehr als not tat. Hat dort, in der vergleichenden Anatomie und Systematik, eine ganze Schule sich planmäßig von Staffel zu Staffel emporgeschoben, so muß ihm sogar das hohe Verdienst bleiben, geradezu als isolierter Pionier beinah allein gearbeitet und Bahn gebrochen zu haben. Denn in der Größe, wie Brehm die Aufgabe faßte, ist das „lebendige Tier" tatsächlich vor ihm nirgendwo, neben ihm zumeist nur durch ihn, und nach ihm bisher noch kaum wieder so wie von ihm, aufgefaßt und der Erkenntnis nutzbar gemacht worden.

Auf die Studienjahre folgte Brehms beste Zeit. Ohne den Märchendust der afrikanischen Jahre. Aber mit einem steten Fortschritt, in dem das Glück ihm sein erstes Wort zu halten schien. Ein neues, lehrreiches Wanderjahr führt ihn nach Spanien. Dann schickte ihn Ernst Keil, mit dessen „Gartenlaube" ihn eine gute Stunde in Verbindung gebracht, nach Norwegen und Lappland. Mit Roßmäßler, dem treuen Demokraten und Naturlehrer, der im stillen so viel gewirkt hat, das heute in raschlebiger Zeit vergessen, aber darum nicht aus der Gesamtwirkung verschwunden ist, schrieb er die „Tiere des Waldes," allein das „Leben der Vögel", — zwei Bücher, die heute ebenfalls beinah vergessen und im Buchhandel verschollen sind, ohne daß es von Rechtswegen so sein sollte. Das schönste Eheglück erblühte ihm in der Gemeinschaft mit einer Frau, die an all seiner Geistesarbeit den lebhaftesten Anteil nahm. In einem Moment, da materielle Erwägungen den Jungvermählten doch ins Philisterium einer Berufsbahn als Lehrer treiben wollten, trifft ihn 1862 ein Ruf als Reisebegleiter des bekannten jagdliebenden Koburger Herzogs Ernst II., der ihn nochmals bis nach Massana entführt. Die Reise mit all ihrem Darum und Daran hat einen komischen Zug: eine Prunkreise in scheinbar „wilde Länder" ohne wirkliche Gefahren, mit Damenbegleitung. Brehm ging als eine Art Stangen mit, schuf brauchbares Quartier für die allerhöchsten Herrschaften, suchte ihnen Elefanten- und Löwenspuren und unterhielt sie mit seinem trockenen Humor, der in seiner guten Zeit unerschöpflich war, so gut, wie eben ein Naturforscher, der große Zwecke hat, eine oberflächlich neugierige Jagdgesellschaft unterhalten kann.

Zoologische Resultate der edelsten Art bot ihm selbst diese kleine zweite Tour auf afrikanischer Erde in Hülle und Fülle.

Jetzt waren seine Lehrjahre um — für das Buch seines Lebens, das „Tierleben". Auf den Jagden in Habesch mag ihm die große Idee dazu schon vorgeschwebt haben. Ein Jahr später ist der erste Band erschienen. Es war eine Riesenaufgabe. Billige Kritik hat das monumentale Werk abtun wollen als ein reines „Sammelwerk". Die Wahrheit ist bloß, daß es viele, überaus geschickt gewählte Citate enthält. Aber diese Citate schließen sich um einen Kern eigener Beobachtung und Reflexion, der allein mehrere dicke Bände gefüllt hätte. Indem die Citate ihn ergänzen, ist das Buch zu einem Kompendium im großartigsten Sinne geworden. Es sind nicht Fragmente zum Leben der Tiere, sondern es soll unser gesamtes Wissen über den Stoff geordnet vorgeführt werden. Die erste Auflage hatte schon sechs Bände. Sie war, nebenbei, mit einer Unzahl von Bildern versehen, die eine neue Epoche des Tierbildes bedeuteten. Vergleicht man das Buch hinsichtlich der Bilder mit dem einzigen deutschen Vorgänger, der ihm füglich verglichen werden kann: mit Okens Naturgeschichte vom Anfang der 40er Jahre, so ist der Abstand wie Museum und Leben. Viele der ersten Bilder sind noch heute die besten ihrer Art, andere hat die zweite Auflage vervollkommnet. Bis man den Standpunkt in Technik und Naturwahrheit wieder überholt, den „Brehm" im ganzen bezeichnet, dürfte lange Zeit vergehen. Vielleicht hilft die Photographie einmal weiter; eine Probe des zu Erwartenden liefert hier Heck's wundervolles Skizzenbuch aus dem Berliner Zoologischen Garten. Auch so wird das Alte aber immer riesig bleiben. Und doch sind diese Bilder, wie gesagt, nur eine Begleiterscheinung des Textes. Das Werk, kostspielig wie es ist, wäre ohne sie schwerlich so viel gekauft worden. Wissenschaftlich behielte es aber seinen vollen Wert auch so als unentbehrliche Stütze ersten Ranges.

Das „Tierleben" entstand noch, als Brehm Direktor am Zoologischen Garten zu Hamburg wurde. Die Stellung bedeutete für ihn die erste Leidensstation, — jetzt gerade, da das „Tierleben" seinen eigentlichen Weltruhm begründen sollte. Der Garten, als wissenschaftliches Institut betrachtet, blühte unter seiner Hand auf wie kein zweiter Europas. Aber unsere modernen zoologischen Gärten sind leider nicht bloß der Wissenschaft wegen da. Nicht einmal hauptsächlich. Es sind kapitalistische Unternehmungen wie alle andern. Sie sollen Geld tragen. Sie sind durchweg nicht auf „Opfer und Ideen" angelegt, sondern zumeist auf Aktien, von denen Vorteilhaftes für den Teilnehmer, meist irgend einen Kaufmann, der mit Zoologie direkt gar nichts zu tun hat, erwartet wird. Brehms Geschäftsführung endete in namenlosem Krach. Sein leidenschaftliches Temperament, das in Afrika wol befehlen, in Europa aber niemals gehorchen gelernt hatte, machte die Sache noch stürmischer als nötig war. Von Hamburg ist er dann im Verlauf der sechziger Jahre nach Berlin gekommen, leider abermals als Direktor eines kapitalistisch-zoologischen Unternehmens. Diesmal war das Unternehmen, was Ideen anging, recht eigentlich sein Werk: Das „Berliner Aquarium". Wer hat diese geheimnisvollen Grotten je zum erstenmal betreten, ohne den Schauer des vollendet Märchenhaften zu fühlen! Wissenschaft und Aesthetik hatten gemeinsame Macht über dieses romantisch-realistische Werk. Und das Ganze aus

Brehms Phantasie geboren, mit Brehms architektonischem Sinn in Verbindung mit Brehms zoologischer Sachkenntnis spielend geschaffen, als gelte es eine einfache Tagessehenswürdigkeit der Großstadt. Als es aber fertig ist, in Gang gebracht ist, in acht Jahren Weltruf erlangt hat als ein Stern der Stadt wie als eine geweihte Stätte volkstümlicher Tierkunde: Da abermals ein Krach ohne gleichen, der Brehm zum Rücktritt zwingt. Diesmal wurden die gröbsten Dinge offen gesagt, wurde direkt die Lauterkeit der Geschäftsführung angegriffen. Es wäre den Leuten beinah gelungen, Brehm tot zu ärgern, denn er verfiel in schwere Krankheit. Sicherlich war hier die Wende seines Lebens. Das Märchen begann einen verzweifelt bitteren Schluß zu nehmen.

Noch war die zweite Auflage des „Tierlebens" (seit 1876) ein voller wissenschaftlicher Triumph. Aber das im gleichen Jahr vollendete Liebhaber-Handbuch über „Gefangene Vögel" fand schon schärfere Kritik und ist zweifellos zum teil unter Umständen geschrieben, die ungünstig darauf drückten. Brehm wurde zugleich härter, polemischer — und matter. Noch einmal blühte ihm der Ausweg: Reisen. Mit Finsch und Waldburg-Zeil ist er durch Sibirien bis zur chinesischen Grenze gefahren, eine bedeutende Expedition, der allerdings die Romantik afrikanischer Abenteuer vollkommen abging und die Brehm nachmals in einem umfassenden Werke zu schildern nie Zeit und Laune gefunden hat. Seit der Rückkehr von dieser letzten großen Naturforscherfahrt seines Lebens blieb in Brehms Treiben ein unstäter, zielloser Zug. Eine Zeit lang spielte er den zoologischen Reisebegleiter auf ungarischen und spanischen Jagdausflügen des österreichischen Kronprinzen Rudolf, die der Wissenschaft manches Material gebracht haben, von denen man sich aber doch schwer denken kann, daß sie Brehms Unabhängigkeitsgefühl die rechte Befriedigung gewährt haben sollten. Er war eben resignierter geworden. Dann starb ihm, ganz plötzlich bei einer Geburt, seine Frau, der Stern seines Lebens. Von jetzt ab war er ganz im Strudel eines unruhigen, gesundheitlich verwüstenden Wanderlebens, dem die alte Naturforscherpoesie nicht mehr innewohnte, die ihn früher allen Anstrengungen physischer Art hatte trotzen lassen.

Im Zwange des Gelderwerbs für seine Kinder hielt er eine ungeheure Masse von Vorträgen. In der erstmaligen Textfassung, wie sie heute gedruckt vorliegt, waren diese Vorträge durchweg künstlerisch durchdachte Meisterstücke. Aber die ewige Wiederholung durch einen schließlich alternden müden Mann nahm ihnen viel von ihrem Reiz, — es kam ein geschäftsmäßiger Zug hinein: gerade das, was Brehm stets so verabscheut hatte und — weßwegen er einst in Hamburg und Berlin zum Märtyrer geworden war. Nur in später Nachtsitzung nach dem Vortrag pflegte noch etwas von der originalen Kraft aufzuleuchten. Gerade diese Nachtsitzungen haben aber auch wieder zu seinem physischen Ruin beigetragen. Es wurde auffällig, wie die Gestalt sich veränderte. Die alte straffe Beweglichkeit wich einem wachsenden Leibesumfang. Aber das schöne Auge erlosch dabei. Die Schlußkatastrophe war dann ganz traurig. Brehm ließ sich durch kühne Geldhoffnungen verleiten, eine Vortragstour durch Nordamerika zu machen. Während er seine fünfzig Vorträge abpaukte, starb ihm daheim sein Lieblingssohn, dessen Geburt der Mutter früher das Leben gekostet hatte. Die goldenen Hoffnungen erfüllten sich wenig. Wunderliche politische Ansichten, die er, ein naives Kind, muß man wohl sagen, in diesen Dingen, gerade in Amerika zum besten gab, störten den Eindruck, den er als Naturforscher sicherlich gemacht hätte. Als er 1884 nach Renthendorf heimkam, geschah es nur noch, um am alten trauten Fleck zu sterben. Das Fieber, an dem er schon in seiner Märchenzeit in Afrika schwer gelitten, im Verein mit den Folgen seiner zerrüttenden Lebensweise aus den letzten Jahren hatten ihn nierenkrank gemacht. Seelisch gebrochen wie er war, brach er noch rascher darüber zusammen, als vorauszusehen war. Am 11. November 1884 ist er in Renthendorf gestorben. Wie ich sagte: sang- und klanglos. Nicht einmal das „Tierleben" hatte ihm bis zuletzt Freude gemacht, da die Pläne der Verlagsbuchhandlung, der das Werk gehörte, in der Folge nicht mehr seine Billigung fanden; sicher ist jedenfalls, daß die dritte Auflage, nach seinem Tode erschienen, nichts mehr von irgendwelcher Beihilfe seiner Hand verrät und sich durch Fortlassen gewisser scharfer Stellen, die ihm besonders lieb und die auch tatsächlich für seine Individualität besonders charakteristisch waren, in einen gewissen Gegensatz zu ihm stellt.

Das ist, von Licht und Schatten scharf durchkreuzt, das Leben des Mannes, dem wir Unvergleichliches verdanken: glänzende Förderung der wissenschaftlichen Tierkunde selbst wie nachhaltigste Förderung der volkstümlichen Ausnutzung dieser Kunde. Eine Künstlernatur rang in ihm mit dem einfachen Gelehrten. Vielleicht giebt das den Ausschlag für seinen weiten Ruhm wie für das Tragische seiner Bahn. Der Mitwelt, die auf das Kleinliche ging, erschienen manche Züge in der zweiten Hälfte dieser Bahn geradezu häßlich. Heute erscheinen sie schon rein tragisch. In hundert Jahren wird man sie überhaupt nicht mehr beachten Um so weniger aber wird dann Brehms Gesamtleistung vergessen sein.



Gedichte.

Sturm auf der Haide.

Der Sturm jagt über das Haideland.
Aus fernen Himmeln kommt er gerannt,
auf hunderttausend Füßen gesaust.
Das ächzt und stöhnt, das heult und braust,
und diese tosende Melodie
ist seltsam schaurig, da bis an den Himmelssaum
kein Hügel sich erhebt, noch Strauch, noch Baum.
Es ist, als ob die Erde schrie!
In all dem wüsten, wütenden Graus
rag ich allein
über die weite Haide hinaus,
in den Sternenraum hinein.
Ich fühle den riesigen Erdenball
sich überstürzen von Fall zu Fall.
Ich fühl' ihn durch die Unendlichkeiten,
die schweren, unergründlichen,
wie eine Kugel sausend gleiten;
und auf dem wirbelnden Weltenflug

der Sturm mir mild ums Antlitz schlug,
daß meine Haare flatterten.
Von meinem Haupt zu Sonne und Sternen
spinnen sich Fäden in endlose Fernen.
Bin nicht an die Erde gebunden,
habe tief und klar empfunden,
daß man Geist im Freien schwebt
zwischen Erde und Sonnenlicht,
daß nur eine Flamme bebt,
die in milliarden Strahlen bricht.
Mein Herz, das der Schmerz gehämmert hat
ist jetzt vor Glück und Freude satt.
Ich jauchze hinein in den Sturm:
Hoiho! Hoiho!
Befreit vom Leide
bin ich im Herzen kraftvoll froh.
— — Sturm auf der Haide! — —

Karl Friedrich Heitmann.

* * *

Was deine Seele nicht mit Gram bedrückte,
daß es dich hielt wie einen müden Kranken
in banger Schwachheit, und in jähem Wanken
du sahst entsinken all was dich beglückte;

was deine Seele nicht in Lust entzückte,
daß es dich riß aus engen Alltags Schranken
empor zum freien Reiche der Gedanken,
zur höchsten Daseinsfreude dich entrückte:

Das bleibt dir fremd in allen deinen Tagen,
das bleibt dir fern und läßt sich nicht erjagen,
das darfst du nimmer zu gestalten wagen.

Nur wessen Herr du wardst nach schwerem Ringen,
nur wessen Flug dich trug auf starken Schwingen,
das kannst im Lied in Schönheit du besingen.

Franz Philips.



Zur Psychologie des Pessimismus.

Während viele im Pessimismus lediglich eine Krankheit und Verirrung sowol des Intellekts als des Willens erblicken, ist für andere wieder diese Weltanschauung die frohe Botschaft, die einzige Erlösung aus allem Erdenleid. Beides ist Sache des persönlichen Standpunktes, fast könnte man sagen, des Geschmacks, und es gilt mit Recht für unschicklich, den andern die eigene abweichende Meinung aufdringen oder diese sogar mit moralischen Arugmenten diskreditieren zu wollen. Ratsamer ist es, psychologisch sich das Verständnis der einzelnen treibenden Motive zu erschließen und sich dann erst auf Grund des Materials ein Urteil zu bilden. Dazu fordert sowol der Stifter des Pessimismus im Abendlande, als auch manche poetische Gestalt, die aus dem Geiste der Welt- und Willensverneinung heraus geboren ist, heraus. Versuchen wir das an der Hand eines feinsinnigen Buches von Paulsen, Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles (Berlin W. Hertz 1900).

Für den Pessimisten, der sich anschickt die Weltbilanz zu ziehen, ist das Leitmotiv und zugleich der Schlußaccord seines ganzen Denkens das bekannte Urteil des Mephistopheles:

> Denn alles, was besteht,
> Ist wert, daß es zu Grunde geht;
> Drum besser wär's, daß nichts entstünde.

Gegenüber dem gläubigen und vertrauensvollen Bekenner der Theodicee, der im Weltlauf nur eine Verherrlichung Gottes und des guten Prinzips sieht, vermag der eingefleischte Pessimist in allem Geschehen nur die entsprechende Kehrseite des Seinsollenden zu entdecken, so daß er folgerecht zu dem Schluß gelangt, das Sein als solches als verkehrt und böse zu bezeichnen. Diese Anschauung wird vor allem dann fast mit unwiderstehlicher Wucht hervorbrechen, wenn sich der Inhalt einer ganzen Kultur erschöpft hat und damit eine gewisse Müdigkeit, eine Abkehr von den bisherigen, gläubig verehrten Idealen eingetreten ist, die mehr oder minder große Schichten der Gesellschaft ergriffen hat. Dies ist das untrügliche Kennzeichen mächtiger, erschütternder Krisen, wie sie z. B. die Welt bei der Zersetzung der Antike und bei dem Entstehen des Christentums durchzumachen hatte, und wie nach manchen Versicherungen wir sie augenblicklich an unserem eigenen Leibe durchmachen. Aller Bildung und Kultur, allen Weltgrößen und Normen — von der Autorität und Tradition noch ganz zu schweigen — wird der Krieg erklärt, der sozialen Solidarität der Interessen, auch der geistigen, die Erlösung des einzelnen, sein persönliches Heil suchenden Menschen entgegen gehalten, ja die Bedeutnng des Gesamtlebens (sebstverständlich auch aller geschichtlichen Kontinuität) rücksichtslos in Abrede gestellt. In zwei großen Entwickelungsseiten tritt uns dieser Gegensatz, schreibt Paulsen, in Form des Umschlags entgegen: in der Geschichte des indischen und gräcoitalischen Zweigs des großen arischen Stammes. Die Inder haben, nachdem sie in ihrer Jugend als eroberndes Kriegsvolk das Indus- und Gangesland eingenommen hatten, in Brahmanismus und Buddhismus sich eine Erlösungsreligion geschaffen, die durch Abkehrung von der Welt zur Befreiung vom Willen zum Leben und damit vom Leben selbst und seinem Leiden den Weg führt. Ebenso finden wir Griechen und Römer in ihrer Jugend auf dem Kulturweg. Krieg, Eroberung, Politik, Seefahrt, Handel, Kunst, Wissenschaft ist das Tagewerk ihrer Jugend und ihres Mannesalters. Und auch hier kam es zum Umschlag, die Bekehrung zum Christentum bedeutet die Abwendung des klassischen Altertums vom Kulturweg, auf dem man das Ziel, die irdische Glückseligkeit, zu erreichen verzweifelte; das Christentum weist, wie der Buddhismus, ins Jenseits. Auch die jetzt lebende europäische Völkerwelt finden wir in ihrer Jugend auf dem Wege der Lebensbejahung, Jagd und Krieg waren die wichtigste Lebensbetätigung. Dann wurden sie durch die Kirche in die Lebensanschauung und Lebensstimmung des ausgehenden Altertums hineingezogen und blieben das Mittelalter hindurch, wenigstens äußerlich betrachtet, in diesen Spuren. Aber mit der Renaissance tritt eine Wendung ein: Die moderne Welt hat mit vollem Bewußtsein sich von dem Weg der Erlösung abgekehrt und sich auf den Weg der Kultur begeben, um die Glückseligkeit oder den Himmel auf Erden zu suchen, statt des Himmels im Jenseits. Wird sie glücklicher sein als Inder und Griechen? Wird sie ihn finden? Schopenhauer ist gewiß, daß das nicht geschehen wird; der Himmel auf Erden ist

überhaupt eine Illusion, die der Wille zum Leben sich selber vorgaukelt. (S. 66.) Was für die Geschichte ganzer Epochen und Völker gilt, gilt selbstredend auch für das Individium; Hamlet z. B. empfindet genau so wie Schopenhauer ein besonderes Vergnügen darin, überall das Schlechte und Gemeine, über das ein oberflächlicher Blick wohl hinweggleitet, ans Tageslicht zu ziehen und so erscheint einem umdüsterten Auge die ganze Welt als ein Garten voll wüsten Unkrauts. Mit einer gewissen unheimlichen Freude erfüllt es ihn, wenn er endlich triumphieren kann, nachdem er den scheinheiligen Menschen die Maske vom Gesicht gerissen. Man denke an die berühmte Schauspielscene oder auch an das erste Erscheinen des Geistes oder an die Unterredung mit Rosenkranz und Güldenstern, wo er sich überall vor grimmer Lustigkeit nicht zu lassen weiß. Diese vermeintlich auf induktivem Wege gewonnene unerschütterliche Erkenntnis von der Schlechtigkeit des Weltbaues muß notwendiger Weise ihre auch verhängnißvolle Rückwirkung nicht nur auf die Stimmung und den Habitus, sondern auch auf die persönliche Wertschätzung des Pessimisten ausüben. Auch er selbst gehört ja mit zum Bestand der so gründlich verdorbenen Welt — also bleibt nichts übrig als Selbstverachtung. Wenn der Dänenprinz echt sarkastisch sagt: „Ich habe keine Lust am Manne und am Weibe auch nicht, so ist es nur eine konsequente Fortführung dieser unnatürlichen Loslösung von allen organischen sozialen Beziehungen, wenn er verzweiflungsvoll ausruft: Es wäre besser, meine Mutter hätte mich nie geboren. Wozu sollen solche Gesellen wie ich zwischen Himmel und Erde herumkriechen? Wir sind ausgemachte Schurken, alle, trau keinem von uns". Damit vergleiche man die pathetisch-rhetorische Verdammung, die er sich nach der wolgelungenen Probe der Schauspieler zu Teil werden läßt. Hamlets Krankheit, bemerkt unser Kritiker mit Recht, ist Menschenverachtung und Lebensekel, die furchtbarste und qualvollste aller Krankheiten. Die letzte und entscheidende Folgerung, die erst der ganzen Weltanschauung das charakteristische Gepräge in That und Wahrheit verleihen würde, vermissen wir freilich ebensowol bei dem Frankfurter Philosophen als bei Hamlet, nämlich die wirkliche Entsagung allen lachenden Genüssen und Freuden gegenüber. Sie schlagen nicht den Büßermantel um ihre Lenden, nur in der Wüste oder in völliger Isolierung von der doch so bitter gehaßten und verspotteten Welt die gepriesene Lösung des Welträtsels an und in sich selbst zu vollziehen. Vielleicht mit einer leisen Uebertreibung, aber in den wesentlichen Zügen jedenfalls zutreffend, schildert Paulsen Hamlet so: Er ist ein skeptischer, realistischer Egoist; und weil er keinen Glauben hat, hat er auch keine Ehrfurcht. Er ist ein Zweifler und Spötter. Hamlet ist ganz Reflexion, er zergliedert sich selbst, nicht ohne versteckte Eitelkeit sich selbst betrachtend und beschimpfend. Der Prinz zergliedert, wie sich selbst, so seine Umgegend; er verachtet und beschimpft, — ein Virtuos in dieser Gattung der Beredsamkeit, — die Eitelkeit, die Laster, die Lügen der höfischen Gesellschaft; aber er geht nicht in die Wüste, wie der Heilige; er bleibt am Hofe, er ist ein Mann der Gesellschaft, auf dem Parkett ist er heimisch, nicht unbewandert in den Toilettegeheimnissen eleganter Damen und Herren; seine Zunge kennt den Geschmack des Caviars und seine Nase ist an Parfüms gewöhnt. Woher diese Inkonsequenz, fragen wir? Offenbar erklärt sie sich aus einem empfindlichen Mangel an zureichender Willenskraft, die weit hinter der Feinheit und Schärfe des Intellekts zurückbleibt. Es ist gar nicht einmal nötig, daß dieses Hangen an der freundlichen Gewohnheit des Daseins gerade materialistisch begründet sei, umgekehrt der theoretische Pessimismus verträgt sich an und für sich völlig mit einem erhabenen Idealismus, eben mit jener bekannten erhabenen Weltverneinung, die durchaus nicht pathetisch-rhetorisch oder gar weinerlich sentimental zu sein braucht, sondern die ganz und gar von einer tiefen nachhaltigen ethischen Glut und Wärme beseelt sein kann, — aber in Wirklichkeit kaum je ist. So erhält jenes verhängnisvolle kritische Element in der menschlichen Natur nur zu leicht die Oberhand vor der heilsamen werkthätigen Gesinnung und Anteilnahme an dem sozialen Geschehen, so daß der Geübte sich immer mehr in die unheimliche Vivisektion seiner selbst verliert. Sehr treffend bemerkt Mephistopheles: Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand; aber anstatt nun die Erleuchtung und Klärung zur eigenen ethischen Förderung zu verwerten, erlahmt der Pessimist schon in der Ausführung, verblendet von dem Wahn, daß es ja doch keinen Fortschritt, kein wirklich dauerhaftes Gut geben könne. Es ist ja auch jedem Zweifel entrückt, daß Hamlet, diese äußerst sensible Natur, mit schärfster Skepsis ausgestattet und nicht weniger weicher, zärtlicher Empfindungen fähig, diesen Mangel an geschlossener Tatkraft sehr tief empfindet — eben deshalb glaubt er sich ja noch mehr verachten zu müssen. Verzweifelt somit ein echter Pessimist, wie er daß tun muß, an seiner persönlichen ethischen Erneuerung und natürlich ebenso sehr an dem Sieg des guten Prinzips überhaupt, so kann er den alten Glauben an eine sittliche Weltordnung und ihr Walten auch nur als ein frommes Ammenmärchen betrachten. Dadurch, daß er die organische Verbindung mit der Umgebung gewaltsam zerreißt und damit auch jeglicher Verpflichtung sich überhoben glaubt, muß ganz von selbst in dieser eigenwilligen Isolierung der ursprüngliche Egoismus wieder zum Durchbruch kommen, dem die erbarmende und helfende Nächstenliebe ein Gräuel, mindestens eine unbegreifliche Thorheit ist. Die äußerste dämonische Stufe dieser Weltverneinung erblicken wir in dem satanischen Verführer und Anstifter alles Bösen, der aus bloßer Lust am Schlechten den Menschen verdirbt und um sein Heil betrügt. Deshalb sucht Mephistopheles auch überall den Glauben an die menschliche Natur bei Faust zu entwurzeln und zu zerstören, obschon er ja zuletzt beschämt bekennen muß:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Wir wollen aber nicht unterlassen darauf hinzuweisen, wie Byron selbst Lucifer im Kain sagen läßt: Wer sucht die Bitterkeit des Bösen um ihrer selbst willen?

Niemand, Nichts! Es ist der Sauerteig nur für alles Sein und Nichtsein, womit man die Worte des Herrn im Prolog des Faust vergleichen möge:

Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen.
Es liebt sich bald die unbedingte Ruh'.
Drum gab ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt nnd muß als Teufel schaffen.

Das ist in der Tat der einzig zutreffende psychologische Gesichtspunkt für die Erklärung des Bösen:

es ist lediglich Folie, zwar ein integrierendes Glied des Weltlaufs, so wie es einmal frei von allen spekulativen, gnostischen Grübeleien sich uns darstellt, aber nicht um seiner selbst willen da, sondern um die echten Ideale des Guten und Schönen um so heller erstrahlen zu lassen: Nur so kann wahre Sittlichkeit und Kunst sich entfalten, und auch nur so können wir uns praktisch in der Welt selbst orientieren und zu einer unsere Erkenntnis und unser Gefühl gleichmäßig befriedigenden Anschauung gelangen. Bohren wir uns ein in das unendliche Meer von Leiden und Plagen des Daseins, wühlen wir krampfhaft und wol gar wolgefällig in unseren Schmerzen, lösen wir uns absichtlich und für immer von jeder gesunden Berührung mit unserer Mitwelt, um entweder unfruchtbarem Mystizismus zu verfallen oder gar schnödem, in sinnlichen Freuden sich ergehenden Egoismus, so ist es um unsere sittliche Genesung geschehen, der einzig fruchtbare Untergrund unseres Wirkens ist uns entzogen. Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,

Des Menschen allerhöchste Kraft,
So hab' ich dich schon unbedingt

ruft schadenfroh Mephistopheles dem an aller Erkenntnis verzweifelnden Faust zu, noch bedenklicher stellt sich die Sache, wenn damit, wie freilich auch im vorliegenden Falle, zugleich ein Verzicht auf alle ehrliche und saure Arbeit verbunden ist, durch welche wir allein wahre Unsterblichkeit erringen können, sodaß es schließlich, ebenso wie von Faust, von uns heißen darf:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehen.

Auch uns gilt die Losung:

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann.

Bezeichnend sind aber für die ganze Auffassung des Pessimismus die Verse, die Goethe nach längerem Umgang mit Schopenhauer diesem ins Stammbuch schrieb:

Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und nicht zu verachten.

Mit der gründlichen, allseitigen Kenntnis der Welt, mit immer wiederholter ernster Arbeit, mit dem rastlosen, heißen Bemühen um die Wahrheit wird jede pessimistische Verdüsterung des Gemüts von selbst verschwinden, falls wir nur Mut und Energie genug besitzen, die Wünsche und Interessen unseres Ichs dem Wol und Gedeihen der Gemeinschaft unterzuordnen. Die bloß negative Kritik, so geistreich und vernichtend sie sein mag, ist letzten Endes unfruchtbar, nicht wahrhaft schöpferisch; wer somit nicht an seinem Teile mit Hand anlegt an der Erneuerung und Verbesserung seiner Umgebung, der geht schließlich jämmerlich an ewiger Verneinung und Nörgelei zu Grunde, falls er nicht gar verächtlicher Blasiertheit verfällt. So erklärlich, psychologisch genommen, der Pessimismus im Leben einzelner Menschen sein mag, so sehr wir es verstehen, wenn sich eine Zeit lang des menschlichen Gemüts diese Lähmung und Verdüsterung bemächtigt, um so eher müssen wir im Interesse einer gründlichen Genesung hoffen, daß der Krankheitsstoff tunlichst bald aus dem Organismus ausgeschieden werde; dafür gibt es aber, wie schon angedeutet, nur ein Mittel: ernste Arbeit im Denken und Handeln.

Th. Achelis.



Ein junger Heide.

Von H. Hollidee.

Wie ein heißer Odem geht der Augnst über die verschmachtende Erde.

Wochenlang ist der Himmel unbewölkt gewesen; blau, immer blau, zuweilen, um die wärmste Zeit des Tages, fahl violett gefärbt.

Schneller als sonst hat die Sonne ihren Goldglanz dem Korn mitgeteilt. Blendend haben in ihrer brennenden Glut die Sicheln gefunkelt; von weitem sah es aus, als werde mit flammenden Zungen gemäht. Und es ist, als sollten beim Schärfen die Schweißtropfen der Mäher zischen beim Niederfallen auf den glühenden Schleifstein.

Ueber den abgemähten Aeckern, auf denen die kurzen Stoppeln wie Gold blinken, scheint eine Lage heißer Asche zu liegen; wo man den Fuß darauf setzt, pufft das Pulver in Wolken auf.

Tagelang hat kein Junge seinen Drachen steigen lassen können; so wenig Wind ist gewesen.

An Baum und Strauch hängen die Blätter schlaff herunter; das Grün ist fahl geworden.

Eine Unzahl Früchte ist unreif abgefallen, schlaff und gerunzelt wie die Haut alter Frauen.

Es gibt Teiche und Pfützen, in denen kein Wasser, keine Feuchtigkeit mehr zu spüren ist; den letzten Tropfen hat die Sonne aufgeleckt — und noch leckt sie weiter, leckt sie mit brennender Zunge weiter über den ausgetrockneten Boden, der wie wütend über diese Peinigung, in zornigen Rissen auseinanderspringt.

Wie ist es warm gewesen!

Das Wasser: lau; Luft, Sand, Mauern heiß; die geteerten Planken der Bretterzäune um die Gärten: glühend!

Sperlinge und Stare sitzen nach Luft schnappend auf den Dächern. Die Hühner sind niedergesunken; einige auf die Seite, den Flügel fächerförmig über die faul ausgestreckte Pfote ausgebreitet. Die blutrote Zunge aus dem Maul suchen die Hunde Kühle im Schatten. In Teichen, in denen noch Wasser ist, liegen die Goldfische zwischen dem Entengrün am Rand und schnappen nach Erfrischung.

Die Menschen leiden ebensosehr: die in Bewegung sind, triefen vor Schweiß, die stillsitzen, duseln ein. Aber wer auch klagen möge, Wilhelm, der Landjunge nicht.

Er ist stolz auf sein verbranntes Gesicht. Morgens, beim Waschen, schaut er mit Wohlgefallen nach der scharfen Abgrenzung, tief am Hals, zwischen braun und weiß, und über Tag läßt er die andern diesen Schmuck gerne sehn. „Junge, Junge, du wirst noch einmal ganz verbrennen," ruft zuweilen seine Mutter tadelnd und warnend aus. Aber diese Aussicht erschreckt ihn durchaus nicht. Sie ist ihm vielmehr eine Illusion. Um sie verwirklicht zu sehen, würde er sich wol splitternackt in die Sonne legen wollen. Was dann geschehen würde,

darüber sind sich seine Spielkameraden nicht einig. Einige sind der Ansicht, daß man gleichmäßig braun werde — gerade so, wie ein Brot im Ofen; andere halten es für wahrscheinlicher, daß man braune Flecken bekommt, daß man ausschlägt, ungefähr in der Art eines Pfeifenkopfs, den man durchraucht.

Wilhelm genießt die anhaltende Wärme.

Er betrachtet die Erde wie einen Ofen; es muß darin geheizt werden, so stark als möglich drin geheizt werden.

Mit Befriedigung sieht er jeden Morgen die Sonne wieder gleich blendend an dem starr blauen Himmel stehn. Seine erste Tätigkeit ist nach dem Thermometer zu gehen. Diese seine Teilnahme währt den ganzen Tag, und getreulich teilt er seine Beobachtungen seinem Vater mit, der im Herzen auch noch ein Junge ist. Vor Mittag lauten die entzückten Berichte: „Schon so viel Grad!" und nach Mittag: „Noch so viel Grad!" Aber die wichtigste Zeit ist zwischen ein und zwei Uhr, der heißesten Zeit des Tages; dann ist es, als ob sein ganzes Leben an dem Höhepunkt des Quecksilbersäulchens hängt. Vierundneunzig Grad Fahrenheit ist es nun schon verschiedene Tage gewesen; wird es jetzt drüber kommen? Ja, wahrhaftig! . . . . Wilhelm stürmt in Vaters Kontor, und ohne sich an eine Bauernfamilie zu stören, die sich mit blau und rot karrierten Taschentüchern den Schweiß vom Gesicht wischt, ruft er aufgeregt aus: „Vater, es ist drüber, drüber über die vierundneunzig!" „Potzblitz, das müssen wir uns ansehen gehen." Der Schreiber und die Klienten, die diese Antwort als eine Aufforderung auffassen, gehn auch mit. Und Wilhelm zeigt nach der Quecksilbersäule mit einer inneren Genugtuung, als hätte er sie selbst so in die Höhe getrieben, selbst so stark geheizt!

Ja, solche Triumphe genießt er. Er sah es fast wie einen persönlichen Sieg an, als er von Dietrich Staats, dem dicksten Mann aus dem Dorfe erzählen hörte: „he is noa'n Keller gangen, he kun't nicht länger utholden."

* *
*

Wieder ist ein zum Ersticken heißer Tag gewesen. Aber das Blau des Himmels war nicht rein und die Sonne schien nicht hell. Aber es war drückend, „beklommen" sagten die Menschen und die meisten fügten hinzu „es kommt ein Gewitter".

Diese Voraussagungen haben Wilhelm geheimnisvoll lächeln lassen. Er weiß mehr davon. Schon mehrere Tage hindurch, wenn er saß und angelte, haben sich graue Wolken mit weißen Köpfen gezeigt. Anfangs lagen sie da ruhig gelagert — wie eine Schar niedergeduckter Löwen, von denen nur Rücken, Kopf und Mähne über die grünen Wipfel der Erlenhecken hervorschauten. Aber bald waren ungeduldige darunter, die sich mit erhobenen Klauen in die Höhe reckten und dann drohend genug aussahen. Und die kühnsten unter ihnen trennten sich ganz von dem Schwarme und wagten sich unverzagt allein vorwärts; aber dann war es rasch mit ihnen zu Ende: verfließend, war bald kein Löwe, selbst kein Tier mehr zu erkennen; es blieb nichts übrig als eine unbedeutende, unstäte Wolke, deren vereinzelte Tropfen, die neben Wilhelms Angelschnur ins Wasser fielen, ihn an Thränen beißender Reue denken ließen. Und beim Nahen des Abends sank der Löwenschwarm jedesmal hinter die Erlenhecken zurück. Aber jeden Tag kehrte er auch wieder, größer, stärker; jeden Tag wagte er sich weiter, höher in die blaue Luft hinein. Und jetzt. . . .

Es mag sechs Uhr am Abend sein. Auf einem hohen Pfad, dicht am Hause, steht Wilhelm in Gesellschaft eines Landarbeiters und eines Webers — der eine raucht aus einem schmutzigen kleinen irdenen Kopf, der andere aus einer würdigeren, längeren Pfeife. Alle schauen schweigend umher.

Der gelbe Sonnenschein und der blaue Himmel sind verschwunden. Erde und Himmelsgewölbe sind grau, nur im Westen schwach gelb gefärbt. Im Osten bleiben die Blicke haften. Dort hängt das Unwetter. Dasselbe Grau, aber jetzt den ganzen Himmel gleichmäßig färbend, und darin dieselben weißen Köpfe: drohend! — — Und die Erde: angstvoll, sehnsüchtig erwartend!

„Es wird scharf zugehen," meint der Arbeiter. Der Weber schweigt, aber das bedenkliche Gesicht, womit er wichtig langsam die Pfeife auf der flachen Hand ausklopft, sagt deutlich: „Es wird scharf zugehen". Und der Bauer, der in schnellem Trab auf seiner Karre vorüberrüttelt und, gleichsam um die Abweichung vom Brauch zu rechtfertigen, mit der Peitsche nach dem Osten zeigt; die Bäuerin, die eilig vorübergehend den gestreiften Rock über den Kopf schlägt, wodurch uns ein Blick auf den roten Unterrock gegönnt wird; die Weide drüben, fern im Hintergrund, deren bewegloſe, blaß-grüne Krone sich zart von der grauen Luft abhebt; die Windmühlenflügel dahinter, deren Segel gerefft worden sind — — alles sagt in eigener, stummer Sprache: „Es wird scharf zugehen".

So, Stille und Dämmerung vor sich her sendend, rückt das Unwetter mit dumpfem Getöse an.

Es fährt ein Sausen durch die Luft, die Baumkronen biegen sich auf die Seite, es fallen einzelne dicke Tropfen.

„Potzblitz!" ruft der Arbeiter aus, aufgeweckt durch die warme Feuchtigkeit des Tropfens, der auf seiner Hand auseinanderspritzte; und sich schnell umkehrend, hastet er sich mit dem Weber nach Hause.

Ganz erfüllt von den Dingen, die da kommen sollen, folgt Wilhelm diesem Beispiel.

Was in Wirklichkeit durch Wochen von einander getrennt ist, liegt in seinem Geiste beisammen. Was er in den vorigen Tagen gesehen hat und was er jetzt erwartet, bildet eine Handlung.

In späteren Jahren wird er sich beim Anblick eines tüchtigen Dramas der Stimmung erinnern, in der er sich jetzt befindet. Aber jetzt weiß er noch nichts von Kunst, kennt er noch kein anderes Schauspiel als Leben und Natur.

Sieh, jetzt wendet er den Kopf; durch das stumpfe Getöse rollte der erste Donnerschlag. Unerschrocken blickt er in den drohenden Osten. Auf dem Grund seiner Seele würdest du den verstohlenen Wunsch finden können, daß es stark, recht stark donnern möchte.

Und schon regelt er die Arbeiten, die für ihn stets einem Gewitter folgen. Im Garten schütteln jähe Windstöße Aepfel und Birnen ab, — die Ernte muß eingeheimst werden; in den Vertiefungen der Straße strömt der Regen zu großen Lachen zusammen, — er muß hinaus mit der Schaufel um Wasserwerke zu machen; die Karrenspuren werden zu schnell fließenden Bächlein — seltene Gelegenheit um eine Wassermühle sich drehen zu lassen; wenn die Lachen aufgetrocknet sind, bleibt eine Lage schwarzer Staub zurück — in

seinen Augen eine kostbare Düngerart, deren Wert allein ihm bekannt zu sein scheint, denn niemand macht sie ihm streitig und er darf denn auch manchen Blumentopf voll nach seinem eigenen Garten tragen. Auch muß er ins Feld, um nach den Bäumen zu sehen, in welche der Blitz eingeschlagen, nach den splitterartigen Furchen in den Stämmen, welche den ländlichen Vorübergänger noch nach Jahren ausrufen lassen: „Den hät de Dunner to pakken had" — gerade als ob so ein Baumstamm eine Leckerei sei, an welcher der Donner genascht hat.

Das ist so das eine und andere von dem, was die Jungenseele bewegt.

Traf es dich nicht, Leser! — Von Religion keine Spur; echt heidnisch; . . . . aber deshalb unnatürlich?

Als er über den Hof geht, wird er von der Magd aufgefordert ins Wohnzimmer zu kommen. Es ist eine Botschaft seiner Mutter, für die ein Gewitter ganz etwas anderes ist, als für ihn. Ihre Auffassung ist eine biblische, im Donner hört sie Jehovas Stimme. Eine lebhaft, leidenschaftliche Natur und in Augenblicken religiöser Erweckung wie in diesem zum Mysticismus neigend, fühlt sie sich zur feierlichen Anbetung ihres Herrn gedrungen.

Dazu ruft sie die, welche ihr am liebsten sind, ihre Kinder, um sich.

Nur widerstrebend gehorcht Wilhelm. Lieber wäre er sich selbst überlassen geblieben, seinen eigenen Gedanken, seinem eigenen Leben.

In der Thüre des Wohnzimmers bleibt er einen Augenblick stehn, überwältigt durch den wunderlichen Eindruck, der dadurch um so stärker ist, daß der andere Gedankenlauf ihm voranging.

In dem nur durch ein Fenster erhellten Zimmer herrscht eine zu dieser Stunde ungewöhnliche Dämmerung. Und in diesem geheimnisvollen Halbdunkel sieht er seine fromme Mutter inmitten ihrer Kinder auf den Knieen liegen.

Er steht da wie ein Fremder.

Ist das seine fröhliche Mutter, die so herzlich mit ihm lachen kann? Die kindliche Mutter, die allerlei Spielchen mit ihnen spielt? Die häusliche Mutter, die näht und strickt und flickt und stopft? Die arglose Mutter, aus deren Arbeitskörbchen er alles zu nehmen wagt, was ihm gefällt? Die leicht zu beredende Mutter, aus deren Tasche er immer einige Pfennige hervorzuzaubern versteht, indem er ihr das, was er damit tun will, als eine vorteilhafte Geldanlage vorstellt; Vorstellungen, die oft (denke dir eine prachtvolle junge Elster für nur zehn Pfennige) so verführerisch schön sind, daß er auch bei ihr die Ueberzeugung zu erwecken weiß, daß es ruchlos sein würde, so eine, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen? Die nachgiebige Mutter, so lieb in ihrer Schwäche, wenn sie, durch ein betrübtes Kindergesichtchen gerührt, eine Verweigerung zurücknimmt? Die herrliche Mutter, in einem Wort, die ihre Kinder an sich zu fesseln weiß durch unzerreißbare Fäden, welche ihre nie rastende Liebe aus ihrem reichen Gemüt spinnt.

Nein! . . . die dort im Halbdunkel gekniet liegt, ist eine andere. Der Ausdruck ihres Gesichts ist mehr als ernst . . . erhaben! Es ist ein wunderbarer Schmerz darin, und aus ihren Augen leuchtet jetzt heller die Glut, die sonst darin schmachtet.

Wilhelm steht da wie ein Fremder.

Es ist ihm zu Mut, als ob in dieser Stunde seine Mutter fern von ihm ist, dort, wohin er ihr nicht folgen kann, wohin er ihr auch nicht gerne folgen möchte: in die unsichtbare Welt, wo für einen Jungen wie ihn kein Platz ist, wo nichts ist, was sein irdisches Herz anzieht.

Am liebsten wäre er fortgeschlichen, zurück nach seiner kleinen heidnischen Welt, worin er sich so ganz zu Hause fühlt, worin ihm so wol ist.

Aber ein Blick aus Mutters sprechendem Auge läßt ihn bleiben.

Er kniet nieder.

Aber beten? — Ach, da ist nichts in seinem eignen Herzen, was ihn dazu drängt! Wol sind die Hände gefalten, aber der Geist ist nicht erfüllt von dem Gewitter.

Unwillkürlich sucht der Daumen der einen nach dem Puls der andern Hand, um, wie unehrerbietig Mutter es auch finden möge, aus der Zahl der Pulsschläge zwischen Licht und Schlag zu berechnen, wie weit das Wetter noch ab ist. Wol sind die Augen geschlossen, aber die Gedanken werden beherrscht von dem, was draußen geschieht. Ein heulender Windstoß führt sie in den Garten. Deutlich sieht er die abgeschüttelten Aepfel liegen. Von diesem, hier auf dem kurzen Rasen, eilt sein Blick nach einem zweiten, der halb versteckt liegt unter dem breiten Kohlblatt, um einen Augenblick später verlangend auf dem dort drüben ruhen zu bleiben, der mit dem roten Bäckchen nach oben so verführerisch aus dem gelben Herzen einer Endivie herauslacht. Wieder andere hört er fallen, hinter sich, auf den harten Weg; wie frisch sickert der Saft aus dem Sprung! Der Mund wässert ihm . . . . und, schrecklicher Gedanke! wenn ein andrer einmal vor ihm da wäre, z. B. der Junge von Karl Lammer, der schon durch sein eigenartig blasses Gesicht die Vermutung wachruft, daß er hauptsächlich von unreifem Obst lebt, und der dabei so mager ist, daß er durch das engste Loch einer Hecke kriechen kann. . . .

Ein heller Blitzstrahl, schnell gefolgt von einem rasselnden Donnerschlag, läßt ihn aufschrecken aus diesen weltlichen Betrachtungen.

Gehüllt in ein ins bläuliche fallendes Licht trifft ihn wieder das Schauspiel um ihn her, der Kreis der Geknieten und in der Mitte die Frau, mit dem erhabenen Ausdruck auf dem aufwärts gewendeten Antlitz, die Not ihrer Seele ihrem Herrn klagend. Welch ein Gegensatz zu den Bildern, die soeben die Einbildung aus seiner eignen kleinen Welt schuf!

Er fühlt etwas, das Gewissensbissen ähnelt; es wird ihm bange ums Herz: es ist als ob er der einzige hier ist, der . . . .

Einsamer junger Heide! Noch weißt du selbst nicht, daß du ungläubig bist. Aber diese Einsicht wird dir kommen. Und es wird dir nicht möglich sein, etwas zu scheinen, was du nicht bist. Leicht wird es dir sein, die Vorteile zu entbehren, die auch des Scheinens Lohn sein können. Denn reichlich, mit Schätzen des Herzens und des Verstandes, werden die Einzelnen, denen du in deiner Einsamkeit zu folgen dich anschickst, dir den Verlust ersetzen der Gesellschaft der Vielen, die glauben, wähnen oder vorgeben zu glauben. Aber eine schmerzliche Empfindung wirst du nie überwinden: Leid wird es dir immer bringen, daß du nicht niederzuknien ver-

magst mit denen, die dir teuer sind. Mit dem Zunehmen deiner Jahre wird der Druck des Gefühls nicht abnehmen, der jetzt dein Haupt hinabsenkt auf die gefalteten Hände.

(Aus dem Holländischen übersetzt von Franz Philips.)



Hagenow und Sohn.

Drama in vier Akten

von **Johannes Gaulke.**

II. Akt.

Personen des zweiten Aktes.

Eduard Hagenow, Inhaber der Firma Christian Fürchtegott Hagenow. Ende der Fünfzig. Untersetzte Figur, gemessene Bewegungen, graumelierter Vollbart, mit Akkuratesse gekleidet, Gehrock. Trägt bei der Arbeit goldenen Kneifer, den er während der Unterhaltung abnimmt und oft in der Hand behält.
Max Hagenow.
Frau Röderer, Ed. Hagenows Schwester, verwitwet, Dame der Großbourgeoisie, steht seinem Hause vor.
Schmidt, Prokurist. Ungefähr 60 Jahre alt, erscheint aber älter, etwas gebückte büreaukratische Haltung, trägt an der Seite etwas Bart, sonst glatt rasiert, bedächtige Sprechweise, höflich aber bestimmt.
Beckmann, ein Jugendfreund Hagenows.
Knorr, Diener.
Marie, Stubenmädchen.
Spielt einige Tage später im Wohnzimmer Hagenows. Gediegene, aber nicht protzenhafte Ausstattung, reiches Ameublement, auf dem Fußboden Teppiche und Felle, rechts schwerer Kaminofen im Renaissancestil, links Buffet, an den Wänden Oelgemälde und dekorative Arrangements. Im Vordergrunde der Bühne Tisch und Lehnstühle. In der Mitte der Hinterwand Thür zum Korridor, rechts und links Thüren zu den anderen Raumlichkeiten der Wohnung. — Abends.

Mädchen (kommt mit einem Brief, dessen Adresse sie zu entziffern sucht, von rechts). Herrn . . . Oskar . . .

Knorr (durch die Mitte, legt die Abendzeitung auf den Tisch). Soll ich Ihnen helfen, Mieze?

Mädchen: Ich danke schön, so viel lesen wie Sie kann ich auch und denn überhaupt bin ich nicht Ihre Mieze. Ich verbiete mir das.

Knorr: Man nich' so üppig, kleener Käber. (Versucht, sie in die Backe zu kneifen.)

Mädchen: Lassen Sie das sein und überhaupt spreche ich nicht mehr mit Ihnen.

Knorr (geht ans Buffet und schenkt sich einen Kognak ein). Prost, Miezeken!

Mädchen: Warten Sie man, das werde ich dem Herrn sagen.

Knorr: Ich denke, Sie sprechen nicht mehr mit mir.

Mädchen: Sie sind schrecklich. (Will abgehen.)

Knorr: Wissen Sie schon, Mieze?

Mädchen: Was denn, Herr Knorr?

Knorr: Es hat auch noch Zeit bis später, und mit Ihnen soll man auch eigentlich nich' darüber sprechen.

Mädchen (bittend): Sagen Sie es mir doch, lieber Herr Knorr, ich sage es ganz gewiß nicht weiter.

Knorr: Kriege ich auch einen Kuß?

Mädchen: Vielleicht. Aber erst müssen Sie erzählen.

Knorr (geheimnisvoll): Werden Sie aber auch reinen Mund halten können, kleiner Käber?

Mädchen: Aber auch nicht 'n Sterbenswörtchen werde ich weiter sagen.

Knorr: Wenn das Wort 'ne Brücke is, gehe ich nich' rüber . . . Na, ich will Sie nich' länger zappeln lassen. Also hören Sie: Hier wird's bald 'ne Hochzeit geben.

Mädchen: Ach nee! Wer soll denn hier heiraten? Doch nich' etwa der junge Herr?

Knorr: Wer denn sonst. Und nu raten Sie mal, was für eine er sich nehmen wird.

Mädchen: Gewiß so'ne reiche Engländern oder so was ähnliches.

Knorr: Aber keinen Schimmer. Die Tredern wird er heiraten, das weiß ich aus sicherster Quelle, die Budikern hat mir vorhin alles genau erzählt.

Mädchen: Ach nee! Sowas kommt doch heutzutage nich' mehr vor.

Knorr: Und dabei hat der junge Herr nich mal so zusagen obligatorische Verpflichtungen, von wejen, daß er sie heiraten muß.

Mädchen: Nee, macht die 'n Glück. Sone Partie — die Tredern un' der junge Herr! Nee sowas. Die hat auch mehr Glück wie Verstand.

Knorr: Sind Se man nich' gleich so neidisch, Miezeken. Das nimmt doch kein gutes Ende mit die beiden, passen Sie mal auf, das gibt noch 'n Riesenkrach.

Mädchen: Ach ja, seitdem der junge Herr zurück is, ist alles anders geworden. Und mit der Gnädigen ist gar kein Auskommen mehr. Wenn das nicht bald anders wird, kündige ich.

Knorr: Das habe ich mir gleich gedacht, daß es hier mal zu Extremitäten kommen tut, der junge Herr ist so ganz aus der Art geschlagen.

(Frau Röderer kommt von rechts, Knorr geht gravitätisch durch die Mitte ab, das Mädchen eilt zum Ofen, um Kohlen aufzuschütten.)

Frau Röderer: Sind Sie denn noch nicht fort!

Mädchen: Ich habe bloß noch mal nach'm Ofen gesehen.

Frau R.: Wenn ich Sie mit einem Briefe fortschicke, haben Sie sich um nichts weiter zu kümmern.

Mädchen: Aber das Feuer war beinahe am ausgehen und gnädige Frau haben gesagt . . .

Frau R.: Machen Sie keine Redensarten, sondern beeilen Sie sich mit dem Briefe.

Mädchen (ab).

Frau R. (zur Thür, ihr nachrufend): Tragen Sie den Brief zum Bahnhof, er dürfte sonst kaum noch mit dem Abendzuge mitgehen.

Max Hagenow (von links): Guten Abend.

Frau Röderer: So zeitig heute!

Max: Ueberrascht es dich?

Frau R.: Eigentlich ja. Denn die Pünktlichkeit zählt doch sonst nicht zu deinen häuslichen Tugenden.

Max: Ich komme, um mit meinem Vater zu sprechen und nichts weiter.

Frau R.: In welcher Angelegenheit, wenn ich fragen darf?

Max: Es dürfte dich wenig interessieren.

Frau R. (eindringlich): Max, laß es nicht zum äußersten kommen, ich warne dich.

Max: Ich kann nicht anders. Es muß endlich heraus, was mich seit Jahren nicht zur Ruhe hat kommen lassen.

Frau R. (in milderem Tonfall): Sei vernünftig, Max. Bedenke doch, welche Folgen ein Bruch mit der Familie für dich haben wird, einmal kommt doch die Zeit, wo du deinen Schritt bitter bereuen wirst. Wir haben uns alle der Hoffnung hingegeben, daß du in der Fremde deine Sinnesart ändern würdest, und nun kehrst du

ebenso kurzsichtig und eigensinnig zurück, wie du hinausgezogen bist. Das haben wir doch wirklich nicht um dich verdient. Dein Vater hat nur für dich gearbeitet und gestrebt, und du hast nicht einmal ein Wort des Dankes und der Anerkennung für ihn.

Max (schmerzlich): Du magst von deinem Standpunkt recht haben. Ja, ich bin ein undankbarer Sohn. Wer hat mich aber dazu gemacht! Kein anderer als mein Vater selbst. Hätte er doch weniger für mich und mehr für andere gearbeitet, ständen wir uns heute sicherlich näher . . .

Frau R.: Werde kein pflichtvergessener Sohn! Magst du auch anderer Meinung in vielen Dingen sein als er, darum hast du noch lange kein Recht, dich ihm zu widersetzen, denn er ist dein Vater. Und solange er lebt, bist du ihm Rücksichten schuldig, wenn du auch im Innern deines Herzens anders über seine Handlungen denkst, du hast dennoch zu schweigen. So will es das göttliche Gebot.

Max (gedehnt): Das göttliche Gebot! . . . Weil es alles, was groß und schön an uns ist, unterdrückt, nennt Ihr es göttlich. Welch ein Hohn! (Immer temperamentvoller werdend.) Oh, diese ewige Rücksichtnahme! . . . . . Bin ich denn nichts! Darf ich denn keine eigene Anschauung haben, weil ich der Sohn eines reichen Mannes bin! Von allen Seiten schallt es mir entgegen: Du hast Pflichten, nimm Rücksichten auf deinen Vater, auf deine Familie und, wer weiß, auf wen sonst noch. Wer hat denn Rücksichten auf mich genommen! Mein Vater ganz gewiß nicht, der hat einfach bestimmt: Das hast du zu tun und jenes zu lassen, weil ich es will . . . Nein, lange genug bin ich sein Werkzeug gewesen, nun will ich endlich Mensch sein.

Frau R. (einlenkend): Du bist erregt, mein Sohn. Besinne dich auf dich selbst, dann wollen wir in Ruhe deine Angelegenheit besprechen.

Max: Ich kann nicht länger warten. Es hätte auch keinen Zweck, denn an meinem Entschluß ist nicht mehr zu rütteln.

Frau R.: Daß es dahin mit dir hat kommen müssen! (Seufzend.) Das ist der Dank für alle Mühe, die ich von deiner Geburt an mit dir gehabt habe. Du kannst dich doch wahrhaftig nicht über eine schlechte Behandlung von meiner Seite beklagen, ich habe nicht einmal einen Unterschied zwischen dir und dem eigenen Sohn gemacht. Und nun ich ehrlich zwischen dir und deinem Vater verhandeln will, stößt du mich von dir. Das ist häßlich von dir gehandelt.

Max (nach einigem Nachdenken, milder): Ich verstehe dich immer noch nicht Wozu denn die Vermittelung! Was ich auf dem Herzen habe, kann ich ihm selbst sagen . . . Es muß heraus. Die Ungewißheit ist das Unerträglichste. Ich fühle es schon lange, daß ich hier überflüssig bin.

Frau R.: Du läßt dich wieder von vorgefaßten Ideen leiten. Das ist von jeher dein Verderb gewesen, mein Sohn. Wenn du annimmst, daß du hier überflüssig bist, dann irrst du dich gewaltig. Gerade jetzt bedarf dein Vater mehr denn je einer Stütze . . . Ich muß dir im Vertrauen mitteilen, daß seine Lage keine so glänzende ist, wie es den Anschein hat. Er hat im vorigen Jahre schwere Verluste erlitten und ist außerdem in ausländischen Unternehmungen stark engagiert. Und zu alledem kommt dann noch dieser frivole Streik, dessen Folgen heute nicht abzusehen sind.

Max: Ueber seine geschäftlichen Engagements hat mich Vater nie unterrichtet, daher kann ich auch die Prosperität derselben nicht beurteilen. Doch über den Streik habe ich mich selbst unterrichtet, und bin nach reiflicher Prüfung der Angelegenheit zu der Ueberzeugung gelangt, daß mein Vater die Arbeiter provoziert hat, daher kann von einem frivolen Streik nicht die Rede sein.

Frau R. (mit großer Bestimmtheit): Ich muß dich darauf hinweisen, daß dein Vater eine Kritik an seinen Entschlüssen nicht duldet.

Max: Immerhin darf ich aber wol anderer Meinung in Bezug auf die Rechte und Pflichten der Arbeiter sein als er.

Frau R.: Dein Vater verfolgt die ehrlichste und uneigennützigste Politik seinen Arbeitern gegenüber, er tritt aber auch mit äußerster Strenge denen entgegen, die ihm in der Verfolgung seiner Pläne ein Hindernis in den Weg legen.

Max: Die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung schützt ihn aber doch nicht vor großen Fehlgriffen. Und außerdem ist noch lange nicht erwiesen, daß das, was er für gut hält, auch andern etwas nützt, der Streik lehrt uns, daß die Arbeiter nun einmal von seinen Wohlfahrtseinrichtungen nichts wissen wollen. Er hätte sich wie auch anderen manche Enttäuschung sparen können, wenn er nur etwas duldsamer gewesen wäre.

Frau R.: Schäme dich, so respektlos von deinem Vater zu sprechen . . . Das sind die Früchte dieser sogenannten Freiheitsideen, die von gewissenlosen Menschen ausgestreut werden, um die Jugend zu verderben. Die Achtung vor dir selbst sollte dich allein schon von jeder Gemeinschaft mit diesen Elementen fernhalten.

Max: Du mußt mich gerade für einen unverständigen Phantasten oder für einen Idioten halten, sonst könntest du nicht zu solchen Folgerungen gelangen.

Frau R.: Ich weiß keine andere Erklärung für dein Tun und Treiben.

Max (in einen anderen Tonfall übergehend): Wollen wir nicht über was anderes sprechen. In diesen Fragen werden wir doch nie zu einem Einverständnis gelangen.

Frau R.: Du bist in schlechte Gesellschaft geraten, mein Sohn, sonst würdest du mir nicht das Wort abschneiden.

(Fortsetzung folgt.)



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

M. E. delle Grazie: Schlagende Wetter. Drama in 4 Akten. Leipzig 1900. Verlag von Breitkopf & Härtel.

Konrad Gustav Steller: Gedenkblätter. Dichtungen. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag 1900.

Otto Hübners Geographisch-Statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Prof. von Juraschek. Ausgabe 1900. Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. Main.

Ursula Zöge von Manteufel: Zur linken Hand. Roman. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag, 1900.

Herbert Eulenberg: Münchhausen. Ein deutsches Schauspiel. Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin-Paris.

Robert Proelß: Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Schauspielkunst von den Anfängen bis 1850 nach den Ergebnissen der heutigen Forschung. Leipzig. Verlag von F. A. Berger, 1900.

A. von Schweiger-Lerchenfeld: Frauenreiz. Licht- und Schatten-Bilder aus dem modernen Frauenleben. A. Hartlebens Verlag in Wien.

Atvoorder, Tweemaandelijksch Tijdschrift. Antwerpen. 1. Jaargang. Nr. 1. Oktober 1900.



Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.




Das Magazin für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: Johannes Gaulke und Franz Philips.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 17. November 1900. Nr. 46.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Hermann Heiberg

(geb. 17. November 1840).

Unsere Zeit ist von Gegensätzen aller Art durchflutet; auch in der Hinsicht, daß sie trotz des grimmen Ernstes, der das Leben der Völker unter einander und das des einzelnen in dem harten Kampfe um die Existenz durchdringt, eine ungewöhnlich festfrohe ist. Allenthalben gibt es Feste großen Stils, aber auch in jedem Lokalblättchen wimmelt es von Anzeigen dieser oder jener Stiftungsfeste; alle möglichen Jubiläen und Gedenktage werden ausgegraben, auf daß wieder hunderte von Skribenten die Zeilen der Zeitungen und Zeitschriften füllen können.

Wartete man früher, bis ein Poet alt und grau geworden, bis seine Kraft ermattet, sein Schaffen abgeschlossen war und die Marke feststand, mit der sein Bild in der Galerie der Litteraturgeschichte aufzuhängen sei — ob als Genie oder als partielles Genie, als Talent oder als Halbtalent, als führender Geist oder als Gefolgsmann des Größeren —, wartete man also sonst bis zum 70. oder 80. Geburtstage, so ist heuer es Brauch geworden, schon mit dem 50. oder — ist der Schriftsteller erst später durchgedrungen, — mit dem 60. zu beginnen. Und warum auch nicht? Auf der Mittagshöhe des Lebens hat auch der Jubilar selbst noch Freude an der Feier, während sie beim sinkenden Leben doch gar zu sehr mit Wehmut und Entsagung gemischt sein dürfte.

Storm und Fontane überlebten den 70., Klaus Groth den 80. nur kurze Zeit. Und so kann man es ganz berechtigt finden, daß Heinrich Seidel schon zum 50., Spielhagen und Heyse zum 60. gehuldigt ward.

Und so wollen wir denn auch Hermann Heiberg, dem so überaus fruchtbaren Erzähler, zum 17. November einen herzlichen Gruß entbieten.

Und so möge denn diese kleine Skizze schwungvoll anheben mit dem schönen Gedichte seines Landmannes Wilhelm Jensen, der „auf hohem Anstieg" der Jahre also sang:

Nun hab ich auch den Berg erstiegen,
An dem mein Auge lang schon hing;
Ich sah ihn, meiner harrend, liegen,
Als ich im grünen Thal noch ging;
Wie schien er mir mit kahlem Hange
Von drunten aus so dürr und leer —
Und doch, nun ich emporgelange,
So arm bedünkt er mich nicht mehr.

Zwar tönen keine Hochwaldskronen
Vom morgenfrühen Finkenlied,
Wo schon in kühlen Aetherzonen
Der Bergfalk stille Kreise zieht;
Wol liegt mit ihrem bunten Wahne
Die Blütenwiese tief und fern,
Doch nickt mir blau noch die Genziane
Und weiß am Fels ein edler Stern . . .

Auf eine Wanderung durch mannigfach verschlungene Pfade blickt Hermann Heiberg heute zurück, auf einen Weg, der friedereich wurde, als er wieder zum Ausgangspunkte, zur Heimat hinführte. Es liegt ein eigenartiger Reiz über solcher nordischen Kleinstadt, über dem langgestreckten Städtchen an der Schlei insbesondere; wer an einem Herbsttage bei klarem Himmel auf dem Damm gestanden und seinen Blick hat schweifen

lassen über die malerisch eingefaßte Wasserfläche zu dem stolzen Dom, dessen Turm majestätisch in die Wolken weist, der vergißt das liebliche Bild nicht.

Wald und Wiesen umkränzen das Städtchen, unablässig rauscht es von unsichtbaren Quellen, die unter den Straßen der Schlei zueilen, aber es rauscht auch gar oft in den Lüften vom West- oder Oststurm, so daß die Drähte singen und klirren. Im Frühjahr schwirrt es in der Luft von den Möwen, die auf der Insel nisten, und gar bald bevölkern sie die Straßen in hellen Scharen auf den Futterplätzen, die ihnen hergerichtet sind; im Sommer wandelt sich der einen Straße lange Zeile in einen Rosengarten; im Herbst wallen gespenstisch die Nebel und hüllen die altmodischen Häuser in ein einförmiges Grau; da gibt es denn Tage echt melancholischer Art.

Aber wer ein paar Jahre in Schleswig verlebt hat, der sagt sich, wenn er Kinder hat: es ist ein reizender Fleck besonders für die aufwachsende Jugend. Und so hat denn auch Hermann Heiberg eine frohe, sonnige Kindheit dort verlebt. „Licht und Freiheit" ließen dem ausgelassenen Knaben seine Eltern, der den Zwang der Schule als überaus lästig empfand und manchen tollen Bubenstreich verübte. Dann aber kamen auch Zeiten, wo er mit wahrer Wut in alles einzudringen suchte, wo er verschlang, was an Büchern ihm in die Hände kam, und er sich eine phantastische Welt aufbaute, in der er sich glücklich fühlte. Anfangs wollte er Jurist werden wie sein Vater, der Rechtsanwalt und ein eifriger deutscher Patriot war und blieb in jenen schweren Jahren der Dänenwirtschaft; dann aber bestimmten ihn doch mancherlei Umstände, dem praktischen Leben sich zu widmen. Er ward Buchhändler, schuf große Unternehmungen mit Verlag und Doppelschnellpressen u. s. w., wandte sich dann nach Berlin und leitete u. a. die geschäftliche Abteilung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung"; in die Direktion der Preußischen Bank-Anstalt berufen, lernte er das Börsengeschäft, Versicherungs-, Terrain-, Häuser- und Hypothekenwesen kennen, bis er angewidert von Lug und Trug, sich von allem Geschäftlichen zurückzog. Und da schrieb der Einundvierzigjährige sein erstes Buch, im Jahre 1881; das Blut seiner Mutter, einer geborenen Gräfin Baudissin-Kurow, einer überaus geistvollen und interessanten Frau — deren „Lebenserinnerungen" auch geschichtlich von hohem Werte sind — regte sich in ihm. Und der Strom der Zeit trug ihn empor. Ging es doch damals wie ein Sturm durch den deutschen Dichterwald; man wollte sich frei machen von allem Morschen, Philisterhaften, Idealisierten und Stilisierten; man wollte wirkliche Menschen, nicht Schablonen und Typen, schaffen; man wollte keine Welt des schönen Scheins, kein Wolkenkuckucksheim, sondern ungeschminkte Wirklichkeit. Wie es nun einmal immer alle paar Jahrhunderte zu geschehen pflegt — man denke an den Hellenismus, an die Renaissance, an Rousseau, an die Genieperiode u. s. w. —, erwachte ein Heißhunger nach Ursprünglichem und Natürlichem, geboren aus dem Unwillen über die Hohlheit, platte Glätte, Steifleinenheit, Sentimentalität und Idealität. Man spottete über die Marlittiaden, die Baumbach'sche Bänkelsängerei, die historischen Professorenromane, die weichlichen Novellen mit ihren mondscheinsüchtigen Puppen u. dgl. m.

Und da trat nun unter die ersten der Streiter ein ganz ursprüngliches Talent, das nichts von der Zunft an sich zu tragen, ganz aus sich heraus zu gestalten schien, fertig mit dem ersten Wurfe, gestiefelt und gespornt, wie die — Pallas dem Haupte des Zeus entsprang. Und das war, als das ward umjubelt Hermann Heiberg. — Seitdem hat er wohl ca. 20 Novellen und 20 Romane verfaßt; aber die große Konkurrenz, die in der Unterhaltungslitteratur — auch von weiblicher Seite her — entstanden ist, die Fülle neuer und auch vielfach bedeutenderer Talente hat den Nimbus, der seinen Roman in der ersten Begeisterung umwob, nicht ganz erhalten können. Es liegt aber zumeist auch daran, daß er zuviel schrieb, daß eine solche Menge der Produktion doch notwendigerweise auch mit großer Ungleichheit des Wertes sich verbinden mußte. Daß Heiberg aber ein ungewöhnliches Erzählertalent besitzt, daß er in mancher Novelle, in manchem Roman scharfe psychologische Bilder voll wahren Lebens dargeboten hat, kann niemand leugnen.

In erster Linie will er unterhalten; bleibende Kunstwerke zu schaffen, ist garnicht seines Strebens Ziel; er plaudert, namentlich in den kleinen Skizzen, charmant; er spannt immer; er wird nie langweilig; er kennt das Leben wie wenige; er kann hinreißend schreiben, und dann wieder stößt man sich an Unebenheiten oder an einem häßlichen Ausdruck, an einem ganz überflüssigen Detail.

Bei seiner Schärfe der Beobachtungsgabe, seinem erstaunlichen Gedächtnis, das ihn auch zum amüsantesten Gesellschafter macht, bei der Fülle der verschiedenartigsten Eindrücke, die er in dem kleinstädtischen Treiben und in der Weltstadt, in der Heimat und auf ausgedehnten Reisen erfahren hat, fehlt es ihm nie an Stoff. Er hat in die tiefen Abgründe des menschlichen Daseins hineingeblickt, aber doch auch die Genußfähigkeit für das Einfache sich bewahrt. Er kennt die Macht des Geldes; er hat viel gewonnen, viel verloren, und was prosaische Seelen ihm als einen besonderen Vorzug seiner realistischen Erzählungskunst nachrühmen, daß man doch bei ihm immer wisse, wovon seine Helden und Heldinnen leben, das berührt in diesem Detail und in dieser Aufdringlichkeit mit genauen Summen-Angaben andere ein wenig unkünstlerisch, peinlich. Wol ist er auch ein genußfreudiger Mensch, ein Feinschmecker; die Diners, die er gibt, sind ebenso exquisit wie die, die er so gerne beschreibt. Aber er hat auch weiche, lyrische Seiten. Er schildert mit schwärmerischer, echt norddeutscher Liebe die Natur. Das landschaftliche wird bei ihm durchaus nicht naturalistisch kopiert, sondern mit Phantasie durchdrungen, durchgeistigt. Er weiß es stimmungsvoll zu gestalten. So, wenn es einmal heißt: „Der anbrechende Tag brütete noch, gleichsam sinnend, ob er heute weiter träumen oder sich von der Sonne wecken lassen solle. Die vom Felde aufsteigenden Vögel flogen unruhig hin und her, statt mit ihrem Morgengesange emporzusteigen; eine Kuh brüllte wie hilferufend mehreremale hinter einander drüben von der Wiese; der Tau blitzte noch auf den Grashalmen, und die Ferne war vom Nebel verschleiert."

Es erinnert an Stormsche Naturmalerei und ist doch wieder individuell gefärbt, wenn das geheimnisvolle Leben und Weben in der Natur folgenden Ausdruck findet: „Es war so still in der dämmernden Natur, daß aus der Ferne das Geräusch der Stadt wie ein einziger unruhiger Laut herüberdrang, oder wie etwas, das ganz seitab lag, was nicht in diese Einsamkeit gehörte. Auf den Wiesen ruhten die Kühe mit ihren großen, trägen Körpern im Grase, und nur ihre stetig arbeiten-

den Schwänze zeigten Leben. Alles war ringsum von einem feinen Dunstschleier umgeben. Ulrike erfaßte etwas von dem stillwehmütigen Gefühl, wodurch die Natur auf unsere Erinnerungen einzuwirken pflegt."

Es klingt wie Selbstbekenntnis, wenn Heiberg einmal einen seiner Helden sagen läßt: „Die Natur, die Arbeit und der Schlaf sind unsere wahrhaften, besten Freunde. Aber auch die Freude am Genießen. Alles macht mir Vergnügen, und wenn's die langsame Bewegung eines Käfers ist, es gewährt mir Freude, ihn zu beobachten. Was immer ist und meinem Auge sich offenbart, reizt meinen Wissenstrieb und Schönheitssinn."

Wie die Natur, so belauscht Heiberg mit besonderer Anteilnahme das Seelenleben des Kindes. Doch vor allem kennt er das dämonische, das in des Weibes und des Mannes Brust lebt und das Glück des Menschen verzehrt; die Sinnlichkeit, das Liebeswerben und der Verführungstaumel geben manchem Roman eine schwüle Stimmung.

Er kann mächtig aufregen, aber auch erwärmen; er erhebt selten. Die Gestalten sind zumeist erstaunlich getreu individualisiert, und man fragt sich oft, wenn man die Fülle des wahr und treffend Beobachteten und Geschilderten prüft: Warum ist doch der Eindruck kein ganz reiner, erhebender, bleibender? Der Grund liegt in der Schranke nicht bloß des Heibergschen Talentes, sondern vieler anderer Talente heutigen Tages: es fehlt die Größe der Lebensanschauung, die Tiefe der künstlerischen Durchdringung; das Detail ist trefflich, aber die Handlung bleibt an der Oberfläche, sie zerfließt, anstatt zusammengehalten und durch eine Idee emporgehoben zu werden. Gewiß gibt z. B. „Apotheker Heinrich" in seiner ersten Hälfte ein außerordentlich getreues, anschauliches und fesselndes Bild des kleinstädtischen Lebens und Treibens. Man sieht die Menschen und Verhältnisse deutlich vor sich; man bewundert die Schärfe der Darstellung. Die Abendgesellschaft bei dem Apotheker, die Hochzeitsfete der Putzmacherin, der Barbier und Mila sind vortrefflich gezeichnet; da fallen auch helle Lichter des Humors hinein. Doch mehr und mehr dem Schlusse zu gewinnt, meinem Gefühle nach, die brutale Selbstsucht und raffinierte Grausamkeit des Apothekers in ihrer einförmigen Gleichmäßigkeit nicht bloß etwas Abstumpfendes, sondern auch geradezu Quälendes. Mit dem Ende kann ich mich auch nicht befreunden. Desgleichen scheint mir, wie mancher andere Roman, auch „Ein Weib" trotz vortrefflicher Einzelheiten nicht sonderlich in die Tiefe zu führen.

Zum Besten, was Heiberg geschaffen hat, zähle ich „Eine vornehme Frau" und „Die Spinne". Hier weht nicht der heiße Brodem der Leidenschaft uns entgegen; es quält uns nicht die Schwüle einer gewitterschwangeren Atmosphäre; wir sehen am Ende nicht in eine trostlose, vernichtete Existenz hinein; wir bleiben nicht am Boden, in der gemeinen Alltäglichkeit haften, sondern die kräftige Eigenart eines weiblichen Charakters wird in ihrer Entwickelung, in ihrer Veredlung, in ihrer sittlichen Ueberwindung des Eigennutzes uns vorgeführt. Es ist nun aber doch wol immer noch ein unumstößlicher Satz der Aesthetik, daß die Kunst Hohes nur erreicht, wo aus dem Sinnlichen sich das Geistige, die Idee ergibt, wie aus der Blüte die Frucht.

Unter den Novellen Heibergs ist „Ulrike Behrens" ein Meisterstück an herber Konsequenz und Unerbittlichkeit, an Sicherheit in der Führung der Handlung und der Charakteristik; auch findet die überlegene Bosheit des Mädchens ein Gegengewicht in der Selbstlosigkeit der betrogenen armen alten Frau, die noch sterbend nur das Eine will, das Glück ihres „Karl". Das wirkt geradezu erschütternd.

In den neueren Heibergschen Romanen, deren Fülle ich — wie ich gestehen muß — nicht mehr völlig habe nachkommen können, drängen sich oft zu viele Gestalten; die Handlung zerfließt und zerflattert, wie z. B. in „Dr. Gaarz' Patienten".

Heiberg ist ein echt moderner, ringender Mensch. Das Gestalten ist ihm ein inneres Bedürfnis; aber es fällt ihm leicht, und so gestaltet er vielfach zu rasch, vielleicht auch, weil er dem äußeren Bedürfnisse dienen muß.

Das ist die gefährliche Klippe, an der so viele schon scheiterten; ja darin liegt eine Tragik. Aber welches geistige Leben entbehrte dieser? Und wer will sagen, was Heiberg schaffen könnte, wenn keine Rücksicht ihm Fessel anlegte, wenn nichts den freien Flug der Phantasie hemmte und die Muße des völligen Ausreifens vergönnt wäre?

Wer ihm, dem liebenswürdigen und lebensprühenden Menschen, näher getreten ist, der wünscht ihm von Herzen, daß er noch lange in frischer, froher Kraft, inmitten eines immer reicher und schöner sich entfaltenden Familienglückes, im Lichte wandeln, und daß der Weg seines Schaffens und Bildens ihn immer mehr und mehr hinaufführen möge zu jener Höhe, wo neben der Wahrheit die Schönheit thront.

Alfred Biese.



Zwanzig Jahre Schriftsteller.

Ein kurzer Streifzug von **Hermann Heiberg**.

Der erste Gedanke, mich litterarisch zu betätigen, entstand, als ich eines Tages, im Sommer, nach längerer anregender Wanderung über die Felder in der Umgegend meiner Heimatstadt Schleswig in einem beschatteten Weg an einem Wiesenheck stehen blieb, mein Auge über den von bebuschten Knicken dicht umschlossenen Erdenfleck schweifen und diese stille Welt auf mich wirken ließ. Ich hörte, wie die Bienen und anderes unsichtbares Getier in diesem kleinen Zauberreich der Einsamkeit brummten und summten und berauschte mich an dieser eigentümlich melodischen Musik.

Und nachdem dieses gleichsam heilige Naturschweigen dadurch eine Unterbrechung erfuhr, daß Trommelwirbel von unten aus der Stadt her, und bei geschärfteren Sinnen auch das unruhig wogende Geräusch des Straßen-Verkehrs wie ein dumpfes Brausen mein Ohr traf, wurde ich in eine Stimmung versetzt, die den Gedanken in mir aufsteigen ließ, das alles: — diese Natur-Eindrücke, diese Gegensätze und die Empfindungen dabei, einmal aufs Papier zu bringen.

Ich konnte es kaum erwarten, zu Hause an meinen Schreibtisch zu gelangen, aber auch, nachdem ich alles niedergeschrieben, was auf mich eingedrungen war, meiner Umgebung vorzulesen und ihr Urteil zu erbitten.

„Ohne Zweifel," entgegnete meine Mutter — bei der

ich mich von Berlin aus damals zum Besuch aufhielt — „schilderst du das alles so, wie es ist, du beobachtest richtig!"

Diese Zustimmung befestigte den Entschluß in mir, fortan in freien Stunden mich an kleinen litterarischen Arbeiten zu versuchen.

Ich ward dazu noch besonders angeregt, weil um jene Zeit einer meiner gastfreien Freunde, der inzwischen verstorbene Doktor Otto Löwenstein, in Berlin in seinem Hause ein sich vierzehntägig wiederholendes Zusammensein arrangierte, und für diese Gesellschaften eine Kränzchen-Zeitung drucken ließ, welche die Mitglieder mit Beiträgen versorgten. Den bildnerischen Schmuck führten Leute wie der verstorbene Professor Koner, der bekannte, vorzügliche Illustrator Döpler junior, der Maler Hans Scholz, der jetzige Geh. Baurat Thür im Ministerium in Berlin und andere diesem Kreise angehörende bedeutende Fachmänner und intelligente Laien aus.

Nun verstärkte sich in mir nicht nur die Freude am Schaffen, sondern ich hatte auch die Genugtuung, mich fortdauernd gedruckt zu sehen; ein Kitzel, dessen Reize jeder kennt — und von dem jeder ausnahmlos befallen wird, der sich der Muse ergab.

Ein im übrigen durchaus natürlicher Drang. Welchen Wert besitzen selbst die glänzendsten Sonette, wenn der Poet, der sie geschaffen, auf einer menschenleeren Insel sitzt, nur mit Baumaffen und Känguruhs einen unfreiwilligen Verkehr pflegt. — —

Als ich im weiteren Zeitverlauf, betrogen um die Früchte langjähriger mühseliger, an sich erfolgreicher Bestrebungen auf geschäftlichem Gebiet, nach einer Ablenkung von meinen mißmutigen Gedanken suchte, fand ich ein Heilmittel für allen Aerger und alle pekuniäre Enttäuschungen in dieser geistigen Beschäftigung.

Ich schrieb nieder, was ich in meinem erfahrungsreichen Leben gesehen, gehört, und was ich dabei empfunden, und wenn ich den Eindruck hatte, daß mir wol gelungen sei, was aus meiner Feder geflossen, verlebte ich glückselige Stunden.

Und als ein ganzer Haufe von solchen schriftstellerischen Versuchen beisammen war, überdachte ich, wie ich das alles der Oeffentlichkeit übergeben könne und gelangte — ein nicht Unbekannter mit solchen Dingen — zu dem Ergebnis, es sei das beste, mein erstes Buch auf meine eigenen Kosten drucken zu lassen.

Ich wußte hinreichend, mit welchem Mißtrauen die Verleger solchen Erstlingsproduktionen gegenüberstehen, wie lieb sie ihr Geld und wie recht sie haben, mehr denn vorsichtig zu sein. —

Der erste, der das dann wirklich erscheinende Werk: „Die Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" beachtete und kritisierte, war der damalige Redakteur des Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes, Herr Dr. Eduard Engel.

Er überschüttete mich mit der ihm eigenen Impulsivität und der ihm eigenen Freude an allem Eigenartigen, mit dem größten Lob, das einem Anfänger werden kann. Er erklärte, daß ich, wenn ich auch noch Mängel zeige, das Recht besitze, mich ferner zu versuchen.

Und das war dann das Entscheidende für mich, und niemals kann ich ihm, dessen Bekanntschaft ich dann auch später machte und mit dem ich heute noch freundschaftliche Beziehungen pflege, dankbar genug sein, mir die Wege geebnet, und in mir dadurch den Entschluß zur Reise gebracht zu haben, fortan den Kaufmannskittel gegen den Schreibtischrock vertauscht zu haben.

Und doch, wenn ich mich jetzt, nach zwanzigjähriger litterarischer Tätigkeit so äußere, füge ich einschränkend hinzu:

„Wenn mir geahnt hätte, wie dornenvoll doch zugleich der Aufstieg zu den Höhen ist und was alles dazu gehört, um vom schriftstellerischen Beruf zu leben, würde ich nie danach gegriffen haben!"

Der schreibende Mensch gleicht einem Erdenbewohner, der von Kernfrüchten existiert. Bisweilen findet er einen süßen Inhalt: den vollen Erfolg, — nach Ueberwindung der harten Schale, das heißt nach unermüdlichem Fleiß, den Lohn! Weit eher aber die bitteren Kerne der Enttäuschung!

In dem Leben des Schriftstellers gibt es drei scharf umrissene Perioden: Das Ringen um Beachtung, den für kürzere oder längere Zeit anhaltenden Erfolg und den durch die natürliche Unlust und Veränderungssucht des Publikums eintretenden Rückgang.

In der ersten Periode werden die Kritiker dem Autor ein Helfer; in der zweiten, wo ihn der Ruhm umstrahlt, schreiben sie häufig nur deshalb über ihn, um sich selbst zu schmücken, und in der dritten hören sie gar gern auf die vielen, die ihnen zuflüstern, daß der von ihnen einst Protegierte mindestens ebenso viele Schwächen wie Vorzüge habe, und schieben die ferneren Produkte seines Fleißes unbeachtet beiseite.

Das klingt paradox, aber es ist allzuviel Wahrheit darin!

Künstler und Schriftsteller müssen — kommt die Zeit — wie die Präsidenten überseeischer Republiken — unweigerlich abdanken. Es wollen andere herrschen, Ansehen genießen und Vorteile erringen. Da helfen keine Verdienste, da ist's gleich, ob der neue Präsident weniger leistet.

Es sitzen in allen Ecken und Winkeln Personen, die auch leben wollen, die sich durch den Erfolg der Erfolgreichen beeinträchtigt sehen. Und daß sie letztere zu beseitigen trachten, ist menschlich, es ist ihnen nicht zu verdenken. Nicht um eines Vorwurfs willen registriere ich den Lauf der Dinge, vielmehr nur um eine Tatsache festzustellen.

Neid und Mißgunst sind zudem Lebensschlangen, die niemals auszurotten sind. Sie sprühen ihr gefährliches Gift aus und es wirkt sicher!

So kann's kommen, daß man einen Paul Heyse, diesen wahrhaften Klassiker feinster Beobachtung, Sprachkunst und Formvollendung, irgend welche größere Bedeutung abgesprochen hat.

Im Beginn meiner Schaffenszeit saß er mir bei einem mir liebenswürdig erwiesenen Besuch in meinem Hause gegenüber und sagte, als ich mich begeistert über seine Schöpfungen ausließ:

„Ach nein, nein —! Ich habe ja nie etwas gekonnt! Die Neuen rufen es mir alle jeden Tag zu —"

Damals begriff ich seinen Pessimismus, nicht. Heute, wo ich seit zwanzig Jahren das litterarische Treiben miterlebt habe, verstehe ich ihn durchaus. —

Was gehört zum Schreiben? Zum Schreiben gehört der Furor!

Wem der nicht im Gedärm sitzt, der wird niemals etwas Großes leisten.

Er treibt zum Fleiß, und Fleiß ist neben Können alles! Fleiß ist — wie Karl Bleibtreu richtig sagt, — Genie!

Was ist erforderlich, um bekannt zu werden? Man muß einen tätigen und geschickten, aber auch einen kapitalfähigen Verleger haben. Man muß seine Kollegen zu überzeugen wissen, daß man ihnen zwar nicht ebenbürtig ist — das wäre höchst gefährlich! — aber doch auch eine kleine Geistesader besitzt, die zum Debutieren ein Recht hat.

Die beste Empfehlung besteht darin, daß in der Gesellschaft plötzlich von einem Autor gesprochen wird, daß einer den anderen fragt, ob er Woman in white oder „die drei Getreuen" gelesen habe.

Geschieht das dem Werk eines Autors, so steht er, ohne sonst selbst eine für sein Bekanntwerden aufklimmende Bewegung gemacht zu haben, schon auf den Leitersprossen zur Höhe.

Tritt dann noch die Kritik der Presse hinzu, ergehen sich in der gewohnten Ueberschwänglichkeit gefällige Freunde oder Sanguiniker, sprechen gar ernsthafte Männer ein kräftig anerkennendes Lob öffentlich aus, oder ist das alles vorausgegangen, so ist für den Eintritt in den Tempel der zweiten Periode alles gewonnen.

Diesen Glauben an sich soll nun der Autor eifrig nutzen. Während dieser Periode des andauernden Erfolges, — der ihm wird durch die Gunst der Lesenden, durch unermüdliches Arbeiten an größerer Vollendung —, muß er von dem Erwerbe zurücklegen, damit er für sein Alter ein wenig besitzt.

Wehe, wenn er meint, daß der Baum, der jetzt in seinem Garten blüht, immer gleich goldene Früchte trägt! Wehe, wenn er sich einbildet, er, er werde eine Ausnahme machen, er werde die dritte Periode nicht erleben.

Es bleibt wol noch dem Tüchtigen eine Gemeinde. Ach, aber sie ist sehr klein. Dank für Gaben, die man bezahlte, gibt's nicht, kann's nicht geben. Die paar Idealisten, die vom Sirius herabgestiegen, kommen nicht in Betracht, sie kaufen auch keine Bücher.

Offiziere heiraten Mädchen, die Geld besitzen. Niemand findet etwas darin, daß sie sich einen weiblichen Kameraden suchen, der auch ein Ledersäckchen hat, in dem etwas steckt.

Schriftstellern ist dasselbe zu raten. Denn Poeten, die im Alter wirklich etwas Erheblicheres erwerben konnten, sind mit allen Diogenes-Laternen nicht zu finden.

Und dennoch spreche ich, während ich so als wehmütiger Zuschauer philosophiere, doch noch in einem anderen Sinne!

Mag die Tätigkeit auf geistigem Gebiet materielle Enttäuschungen herbeiführen, mag sie mit einer Kette von Sorgen verbunden sein, eines hat sie voraus vor jeglicher anderen Arbeit. Kein Sterblicher, so glaube ich, verlebt so köstliche Schaffens-Stunden! Sie sind ihm dann geschenkt, wenn ihn die frohselige Selbstüberschätzung erfaßt, wenn er beim Arbeiten das Gefühl des Gelingens hat, wenn er garnicht an Lohn, an Erwerb denkt, wenn ihn nur die Freude an dem durchdringt, was seinen Geist, sein Gemüt, seine Phantasie in Bewegung setzt.

Der erhabene Künstler, der wirkliche, eigentliche Künstler, gibt nichts auf öffentliches Lob und nichts auf öffentlichen Tadel —

Er warf, abgesehen von seinem berechtigten Wertgefühl und von der Einsicht seiner Unvollkommenheit, zu tiefe Blicke hinter die Lebenskoulissen. Er sieht die Kritiken nur als Produkte einer durch äußere und innere Einflüsse stets stark beeinflußten Berufstätigkeit an. Er horcht nur auf, wenn ein Kreis ernsthafter Personen ihr Urteil abgeben; er fühlt sich gehoben durch deren Anerkennung und geht still und gewissenhaft mit sich zu Rate: was an deren Tadel gerecht war. —

Was soll des Schriftstellers Schaffenszweck sein?

Er soll den Leser in eine Welt einführen, die ihn zum Nachdenken zwingt, die ihn mit dem armseligen Leben versöhnt, die seine Sinne derartig in Bewegung setzt, daß für ihn daraus eine ethische Wirkung entsteht. Welche Bücher haben sich im Lauf der Kulturzeiten erhalten? Immer nur diejenigen, die die großen Leidenschaften der Menschen zum Gegenstand hatten, in der eine Welt zur Darstellung gelangte, in welcher der gesittete Mensch selbst lebt oder in die er das Streben hat, einzutreten, in der die Lebensgegensätze vorgeführt werden, die ihm bekannt sind, die er selbst zu überwinden hat!

Hat denn die Schilderung des Unnatürlichen, des Abweichenden, des Rohen, des Perversen, die Secierung der Bestie in dem Menschen einen wirklichen Wert, gewährt sie irgend einen Genuß?

Macht sie uns besser? Finden wir uns dadurch eher mit dem Dasein ab? Liegt nicht schon genug Ernstes, Bedrückendes auf uns? Müssen wir noch das Unerfreuliche, das Entmutigende, die Menschen-Verachtung künstlich herbeiholen? Ich habe dafür kein Verständnis!

Der Spott über gewisse Autoren — ich greife die Marlitt als die besonders „Mode-Verächtliche" heraus, ist in meinen Augen eine klägliche Großtuerei, ist eine völlige Verkennung der Bedeutung derer, die für das breitere Publikum zu schreiben verstehen, gelesen und geschätzt zu werden.

Millionen Menschen hat sicher die erwähnte Verfasserin herrliche Stunden verschafft. Ist das nicht etwas, ist das nicht viel, ist das nicht alles?

Soll nur dem Verstand Nahrung zugeführt werden? Sind die, die für die oberen Zehntausend schreiben, allein beachtenswert, allein Künstler?

Vielfach werden sie garnicht gelesen, aber einer spricht's dem andern nach, daß der und der in der Litteratur voranmarschiert, daß er der wahre Klassiker sei.

Müssen neuerdings diejenigen Bücher die besten, die lesenswertesten sein, die wir vor unsern Kindern verstecken müssen? So mancher sagt auch, daß er nicht imstande sei, einen Roman vorzunehmen. Ihn ziehe nur die Lektüre eines biographischen, eines geschichtlichen Werkes, eine Reisebeschreibung an.

Wolan! Obschon sich einer, der so spricht, selbst im Wege steht.

Der Wert eines guten Romans ist ungemessen!

Es beweist einen bedauerlichen Hochmut, oder eine bedauerliche, geistige Einseitigkeit, dadurch ausdrücken zu wollen, daß das Produkt minderwertiger Art sei. Roman! Welch ein Fleiß, welch ein Wägen, Aendern, Feilen, Ueberlegen, gehört dazu, einen bedeutenden Roman zu schreiben! Und welchen Nutzen stiftet er!

Ich meine, es gehört zu dem geläuterten Geschmack eines Gebildeten, daß er ebenso sehr dem wertvollen wissenschaftlichen, wie dem belletristischen Werk Aufmerksamkeit schenkt. —

Wenn ich endlich noch ins Auge fasse, welche Stellung bislang durchweg der Staat, weniger dem Künstler, als dem Schriftsteller gegenüber eingenommen hat und noch einnimmt, so stehe ich in Anbetracht unseres gesamten Kulturaufschwunges und der minutiösen

Berücksichtigung der im Staatsdienst Beschäftigten und für ihre Leistungen Gewürdigten, vor einem Dunkel.

Die traurige Minderachtung des Standes ist doch überwunden!

Es bleibt also nur die Erklärung, daß weite Kleider zur Zeit eben noch nicht „Mode“ sind, daß man zur Zeit eben nur enge trägt.

Der Arbeiter wird geschützt. Im Alter kann der einfache Mann nicht mehr darben!

Wer schützt uns vorm Darben!?

Gewiß, für den ringenden Kampf ums Dasein, in dem wir endlich verbraucht werden, haben wir so wenig eine Forderung auf Lohn aufzustellen, wie irgend einer, der Not leidet. Aber für die geistigen Gaben, die wir in redlichem Bemühen unserem Mitmenschen boten, können wir eine Gleichstellung mit jenen beanspruchen! Wir sind Kanzelprediger, wie die Geistlichen, die im Alter ein Gnadenbrot genießen. Wir haben im Fall der Bedürftigkeit ein Recht, die Hände auszustrecken und zu sagen:

„Lasse uns nicht vergehen! Raffe dich auf, Staat! Schaffe einen Juliusturm-Schatz, aus dessen Zinsen Würdigen ein Alterskissen gerückt wird! —

Ich schließe meine kurze Betrachtung über Schriftstellertum mit einer unbestreitbaren Wahrheit:

Wer Schriftsteller werden will, muß etwas **können**! Er muß zu fesseln, anzuregen, zu beleben, die Herzen, Gemüter und Seelen der Leser in Bewegung zu setzen vermögen, wenn nicht anders — wenigstens Stunden der Langeweile zu vertreiben verstehen. Ohne genießbares Backwerk kann der Bäcker keine Geschäfte machen.

Vor der Wahl des Berufes beherzige der Aspirant den Spruch Garriks:

„Sei Staatsmann, Priester, was du willst,
 doch werde nur kein Dichter!
Als Arzt und auch als Advokat
 salbadre nach Belieben,
Denn hinter Schwulst und Mienenspiel
 läßt Hohlheit sich verschieben!
Verbind damit gewicht'gen Ernst,
Das bricht dann sicher Bahn! —
Doch hier sieht man — bist's du —
Dir stets den Stümper an!“



Die Mauer.

Von **Guy de Maupassant.**

Deutsch von Max Hoffmann.

Die Fenster standen offen. Der Salon
Warf all sein Licht hellschimmernd in das Freie,
Und breite Strahlen spielten auf dem Rasen.
Auf die Orchestermelodien gab
Von fern der Park mit leisem Rauschen Antwort.
Allüberall war Heu- und Blätterduft;
Die warme Nachtluft, wie ein linder Atem,
Umschmeichelte die Schultern, und es mischte
Sich Wald- und Wiesenhauch mit dem Parfüm
Des Fleisches, und das alles ließ wie spielend
Die Kerzenflammen auf- und niederflackern.
Vom Frauenhaar, vom Feld kam Blumenduft.
Bisweilen schien, aus tiefen Schatten wehend,
Ein kalter Wind auf seinen leichten Schwingen
Der Sterne Wohlgerüche herzubringen.

Die Frauen träumten, lässig hingesunken,
Stumm, feuchten Blicks, wenn zeitweis die Gardinen
Gleich Segeln schwellen — wol von einer Reise
Durch jenen großen Sternenozean,
Den goldnen Himmel. Eine Zärtlichkeit
Erfüllte sie, ein stärkeres Bedürfnis
Zu lieben, schmeichelnd leise zu gestehen
Die süßen Heimlichkeiten voller Herzen.
Voll Wolgeruch schien die Musik, die Nacht
Schien rhythmisch sich auf Balsamduft zu wiegen;
Es klang, als ob ganz fern die Hirsche röhrten.
Da drang ein Frösteln durch die weißen Kleider,
Und man stand auf, und das Orchester schwieg.
Denn hinterm schwarzen Waldrand, überm Hügel,
Sah man, wie Feuer in den Weidenzweigen,
Den ungeheuren Mond rot sich erheben.
Er ruhte auf dem Gipfel, völlig rund,
Und stieg einsam zur weiten Himmelswölbung,
Ein bleiches Antlitz, das die Welt durchirrt.

Man wandelte im Schatten auf den Wegen,
Wie schlafend Wasser lag der gelbe Sand,
Auf den der Mond sein Silberlicht hinsäte.
Die milde Nacht schuf Liebe, und die Augen
Der Männer strahlten von verborgnem Feuer.
Die Frauen gingen ernst, die Stirn gesenkt,
In ihren Seelen etwas von dem Mond,
Etwas, worin sündhafte Sehnsucht wohnt.

Ich irrt' umher, unklaren Drang im Herzen.
Ein leises Lachen ließ den Kopf mich wenden,
Und bei mir stand die Dame, die ich liebte,
Ach, ganz bescheiden, denn noch niemals hatte
Sie meinen Wunsch erhört. Sie aber sagte:
„Gebt Euren Arm, wir wandeln durch den Park!“
Sie scherzte ausgelassen über alles,
Der Mond, sprach sie, säh' aus wie eine Witwe,
Und dann: „Der Weg hier ist wol allzu weit,
Denn mein Schuh' sind leicht, mein Kleid ist neu,
Kehren wir um!“ Ich nahm den Arm, wir gingen.
Drauf lief sie aufs Geratewol umher.
Und ihres Kleides Wehn, zufällig fächelnd,
Störte die eingeschlafne Luft ganz plötzlich.
Dann hielt sie atmend an. Wir schritten langsam
Geräuschlos nun durch einen Baumgang hin.
Vom Dunkel kam ein zärtliches Geflüster,
Und im Gesumme, das die Finsternis
Belebte, klang es manchmal wie ein Kuß.
Da sang sie einen Triller laut zum Himmel!
Und schnell war alles still. Man hörte laufen
In eil'ger Flucht; manch wütender Verliebter,
Jetzt schnell verlassen, schimpfte ob der Störung!
Im Laub, ganz nah, schlug eine Nachtigall,
Und in der Ebne lockte eine Wachtel.

Plötzlich traf unsre Augen grelles Licht,
Und eine blendend weiße, hohe Mauer
Stand da, wie ein metallnes Schloß im Märchen.
Sie schien uns aufzulauern aus der Ferne.

„Das Licht ist gut, will man vernünftig bleiben,"
Sprach sie. „Zu finster ist's Gebüsch, wir wollen
Uns dort vor jene helle Mauer setzen!"
Sie setzte sich und lachte, weil ich fluchte.
Mir war's, als lachte selbst der Mond am Himmel!
Ich wußte nicht warum, doch schien's, als wollten
Sich beide über mich recht lustig machen.
Also, wir saßen vor der hellen Mauer,
Und, schüchtern, sprach ich nicht: „Ich liebe dich!"
Doch, fast erstickend, nahm ich ihre Hände.
Sie ließ, kokett und leicht die Lippen kräuselnd,
Mich kommen, wie ein Jäger auf dem Anstand.

Auf dunkeln Wegen sahen wir zuweilen
Gestalten schattenhaft vorüberhuschen.
Der Mond bedeckte uns mit blassen Strahlen
Und hüllte uns in seinen feinen Milchglanz,
Und zärtlich schmolzen unsre weichen Herzen.
Er glitt lautlos und langsam durch die Sterne
Und weckte süße Sehnsucht aus der Ferne.

Ich spähte nach ihr hin und fühlte wachsen
In mir, in meinen Sinnen, meiner Seele
Den sonderbaren Aufruhr, den ein Weib
In uns erregt, wenn unsre Wünsche fiebern!
Wenn man im Traumrausch nächtlich fühlt den Kuß,
Der zusagt, und das „Ja" geschlossner Augen,
Geheimnisvolles Glück enthüllter Reize,
Wenn sich der Körper hingibt machtlos, reglos;
Trotzdem die Dame wirklich nur gewährt
Hoffnung auf einen Augenblick der Schwäche!
Mein Hals war trocken, und mit Zähneklappen
Befiel mich heißer Schauer und die Wut
Des Sklaven, der sich frei macht, und die Lust
Der Kraft, als Beute jetzt zu packen
Dies ruh'ge Wesen, dessen sichrer Stolz,
Ich wußt' es, nun in Thränen bald zerschmolz!

Sie lachte spöttisch, reizend unverschämt;
Ihr Atem sandte einen feinen Dampf,
Nach dem ich dürstete. — Mein Herz hüpft'; Thorheit
Ergriff mich. — Ich umschlang sie. — Sie stand auf
Voll Furcht. Ich faßte zornig ihre Taille
Und küßte, pressend ihres Busens Rund,
Stirn, Augen, Haare und den feuchten Mund.

Der Mond schien triumphierend, hell und freundlich!

Schon faßte ich sie stark und stürmisch, als sie
Mit angestrengter Kraft zurück mich stieß.
Und neuen Liebeskampf gab's an der Mauer,
Die einer ausgespannten Leinwand glich.
Da sahen wir bei einer schnellen Wendung
Ein Schauspiel, sonderbar und äußerst komisch:
Wie auf der Wand die Schatten unsrer Körper,
Von unbestimmter Form, ganz seltsam mimisch
Sich suchten, floh'n und wechselnd sich vereinten.
Es war, als spielt' man eine Hanswurstiade
Mit wilden Gesten eines Hampelmannes,
Der drollig die Liebhaberrolle nahm.
Sie drehten possenhaft sich oder krampfhaft.
Sie stießen sich wie Widder mit den Köpfen,
Dann wieder, sich zur vollen Höhe reckend,
So wie zwei große Pfeiler standen sie.
Sie zerrten sich mit vier Gigantenarmen
Bisweilen auch, schwarz auf der weißen Mauer,
Und plötzlich, schmelzend in den Liebesflammen,
Schloß schmachtend sie ein heißer Kuß zusammen.

Das war sehr lustig und ganz unerwartet,
Und sie begann zu lachen. — Und wie soll wol
Die zürnen und dem Nah'n der Lippen wehren,
Die lacht? — So kann entschwundner Ernst oft mehr
Als Glut des Herzens dem Verliebten helfen!

Die Nachtigall schlug im Gezweig. Neugierig
Wollte der Mond helleuchtend uns bescheinen,
Erstaunt sah statt zwei Schatten er nur einen.



Hagenow und Sohn.

Drama in vier Akten

von **Johannes Gaulke.**

II. Akt.

(Fortsetzung.)

Max: Du sprichst von schlechter Gesellschaft. Darf ich vielleicht um eine Erklärung bitten.

Frau Röderer (sehr eindringlich): Max, noch um eins bitte ich dich, wirf dich nicht weg — diese Thorheit könntest du nicht mehr gut machen.

Max: Was willst du damit sagen?

Frau Röderer: Du brauchst nicht den Unbefangenen zu spielen, denn dein Verhältnis zu diesem — Mädchen ist kein Geheimnis mehr.

Max: Das soll es auch nicht.

Frau Röderer (entrüstet): Also doch! Was ich kaum auszudenken wagte, ist geschehen. Du hast demnach die ehrenwerte Absicht, diese Person zu . . . .

Max (sie erregt unterbrechend): Ich verbitte mir jede unwürdige Bezugnahme auf meine Braut.

Frau Röderer (mit leichter Ironie): Deine Braut! Das setzt allem die Krone auf.

Max: Treibe mich nicht zum äußersten. Im übrigen habe ich auch keine Lust, meine Angelegenheiten hier breit treten zu lassen. Es ekelt mich an. (Geht erregt ab, die Thür fällt heftig ins Schloß.)

Frau Röderer (sinkt erschöpft in einen Sessel).

Hagenow (kommt durch die Mitte, während er Hut und Ueberzieher ablegt): Was geht denn hier schon wieder vor?

Frau Röderer: Eduard, so geht es nicht weiter, ich habe es satt, über deinen Sohn zu wachen, damit er keine Dummheit begeht. Jetzt ist es an dir, ein Machtwort zu sprechen, ehe es für immer zu spät ist.

Hagenow: Verschone mich heute nur mit diesen Lappalien, ich habe mit wichtigeren Dingen gerade genug zu tun.

Frau Röderer: Die Zukunft deines Hauses ist für dich eine Lappalie. Dann allerdings bedaure ich, mich in die Angelegenheiten deines Sohnes gemischt zu haben, um ihn vor einer Mißheirat zu bewahren.

Hagenow: Mir scheint, du legst dieser Liebesaffaire eine viel zu große Bedeutung bei. Ich weiß, Max ist ein leichtfertiger Mensch und ich habe wol die geringste Ursache, sein Betragen und seine Handlungen zu beschönigen, aber was gerade diese Sache

anbetrifft, so halte ich es für das beste, wir lassen sie auf sich beruhen. Jeder junge Mann macht so etwas mal durch. Das gehört auch zum Entwickelungsgang des Menschen. Laß ihn sich austoben, ist der erste Rausch verflogen, dann folgt die Erkenntnis.

Frau Röderer: Du bist im Irrtum, Eduard. Wenn hier nicht energisch eingegriffen wird, dann begeht der Junge eine unverzeihliche Dummheit. Ein Mensch, der soweit von revolutionären Ideen durchseucht ist, wie Max, der ist sogar imstande, eine Person aus den unteren Volksschichten zu heiraten.

Hagenow: Du hast nicht nötig, so wegwerfend von den unteren Ständen zu sprechen, denn auch diese Leute haben bestimmte Ehrbegriffe, die zwar anders geartet sind, als die unsrigen, die wir aber nichts desto weniger respektieren müssen. . . . Und die weitere Entwickelung dieser Affaire wollen wir ruhig der Zeit überlassen.

Frau Röderer: Ja, wenn Max so wäre, wie andere junge Männer, dann hätten wir keine Ursache, uns einzumischen, aber da er es nicht ist, müssen wir auf der Hut sein, um einen Eklat zu vermeiden.

Hagenow: Ueberlaß das nur mir. Ich habe mit meinem Sohne abzurechnen. (Nimmt die Abendzeitung vom Tisch und setzt sich zum Lesen hin.)

Frau Röderer (während sie nach links abgeht): Ich rate dir nochmals, die Sache nicht zu leicht zu nehmen, es könnte dich einst gereuen.

Knorr: Ein Herr wünscht den Herrn Kommerzienrat zu sprechen.

Hagenow: Wer ist der Herr?

Knorr: Ich habe nicht gefragt, weil der Herr schon öfter hier gewesen ist.

Hagenow (streng): Wer er ist, will ich wissen.

Knorr (räuspert sich verlegen).

Hagenow: Wie oft soll ich Ihnen denn einschärfen, daß Sie jeden Besucher nach Namen und Begehr zu fragen haben.

Knorr: Ich dachte — — —

Hagenow: Sie haben überhaupt nicht zu denken, das sollten Sie eigentlich schon wissen, denn Sie sind schon lange genug bei mir im Dienst . . . Und nun marsch, lassen Sie den Herrn eintreten.

Beckmann: 'n Abend, Eduard.

Hagenow: Du bist's! Was führt dich denn hier her?

Beckmann: Wichtige Sachen! Hoffentlich störe ich nicht.

Hagenow: Ich kenne deine wichtigen Sachen.

Beckmann: Du scheinst schlecht aufgelegt zu sein. Na, wenn es dir heute nicht paßt, kann ich ja ein andermal wieder mit vorkommen.

Hagenow: Schon besser, du sparst dir den zweiten Gang und sagst mir jetzt kurz und bündig, was dich herführt . . . Setz dich.

Beckmann: Eduard, ich habe dies Leben herzlich satt . . . Es ist ein trauriges Los, den ganzen lieben langen Tag als Stadtreisender, Agent und sonst was bei Wind und Wetter auf der Straße herumzulaufen, darum habe ich mich wieder mit dem Gedanken vertraut gemacht, ein kleines Geschäft aufzumachen.

Hagenow: So — — Was soll's denn diesmal sein?

Beckmann: Es ist mir ein kleiner Cigarrenladen in Moabit zum Kauf angeboten. Bedingungen koulant, Einrichtung, Lager, Firma präter propter 3000 Mark; tausend Mark Anzahlung, den Rest in Raten.

Hagenow: Soll ich abermals tausend [illegible] perdu für dich hingeben?

Beckmann: Keine Spur, Eduard, die Sa[illegible] sein, du wirst dein Geld bei Heller und Pfennig z[illegible] bekommen. Ich zahle gern fünf Prozent, wenn's [illegible] muß, auch sechs.

Hagenow: Du hast Vertrauen zu dir.

Beckmann: Schieß mir das Geld vor, Eduard, die paar Mark spielen doch bei dir gar keine Rolle.

Hagenow: Bilde dir nicht ein, daß ich das Geld nur so aus dem Aermel schüttele. Und wenn ich dir wirklich nochmal beispringe, was hat's denn schon für'n Zweck! Zu helfen ist dir ja doch nicht mehr. Du bist nicht der Mensch, der sich an eine geregelte Tätigkeit gewöhnen kann; zwei, drei Monate wirst du vielleicht in deinem Laden wirtschaften und dann bist du wieder fertig.

Beckmann: Das soll nun alles anders werden.

Hagenow: Das hast Du mir schon oft gesagt.

Beckmann (seufzend): Ich habe viel Pech im Leben gehabt.

Hagenow: Komme mir doch nicht immer mit diesen dummen Ausreden, wir kennen uns doch zu gut. Du warst von jeher ein leichtsinniger Patron, in Saus und Braus hast du dein Vermögen verjubelt und das schöne Geschäft deines Vaters verkommen lassen. Eine Sünde und Schande war's. Aus alter Familienfreundschaft und Achtung vor deinem seligen Vater hatte ich mich damals für dich engagiert, obgleich ich selbst noch zu kämpfen hatte. Du hast es mir aber schlecht gelohnt.

Beckmann: Du hast recht, Eduard, ich bin in meiner Jugend leichtsinnig gewesen, dafür habe ich auch schwer büßen müssen . . . Hilf mir nur dies eine Mal noch, damit ich alles wieder gut machen kann.

Hagenow: Zu einem geschäftlichen Unternehmen nie, das Geld wäre weggeworfen.

Beckmann: Kannst du wirklich mit ansehen, daß ich im Alter Not leide.

Hagenow (nach einiger Ueberlegung): Das sollst du nicht. Komme meinetwegen so oft es dir schlecht geht — ich will sogar noch mehr tun und dir ein kleines Monatsfixum anweisen, aber nichts weiter. Leute wie du sind eine Blamage für unsern Stand.

Beckmann (seine Wut mühsam unterdrückend): Das ist stark . . . Aber wir sind noch nicht am Ende, alter Freund, heutzutage gehen noch ganz andere Leute als ich, diese Blamage für den ehrenwerten Kaufmannstand, krachen. Du bist ja klüger als ich und auch ein größerer Rechenkünstler, das schützt dich aber nicht vor gewissen Zufälligkeiten, die das Geschäft so mit sich bringt . . . Na, wir werden ja sehen.

Hagenow: Gieb dir keine Mühe, von dieser Seite bin ich nicht zu fassen.

Beckmann: Du mußt ja besser wissen, was du zu tun und zu lassen hast, (mit Schadenfreude): mitunter schadet's aber nicht, wenn man auch mal einen Kleinen zu Worte kommen läßt — da munkelt man jetzt zum Beispiel so allerhand von den asiatischen Bahnen.

Hagenow: Was sprichst du da!

Beckmann: Unsereins, der den ganzen Tag auf der Straße liegt, bekommt öfter Sachen zu hören, die den Interessenten aus wer weiß welchen Gründen verheimlicht bleiben bis der Krach da ist. Du legst ja keinen Wert auf mein Urteil, Eduard, aber aus alter Freundschaft kann ich nicht umhin, dich vor einer ge-

wissen Bankfirma Wolffsohn u. Co. zu warnen, da ich die Sache mit den asiatischen Bahnen für nicht ganz einwandsfrei halte.

Hagenow: Sei vorsichtig in deinen Aeußerungen! Aus dir spricht der Aerger oder die Verleumdungssucht. Ich kenne das, es wird jedes koloniale Unternehmen von der vaterlandslosen Preßmeute begeifert und dem weitblickenden Großkaufmann werden unlautere Beweggründe unterschoben . . . Einfach lächerlich, ich würde ja eher glauben, daß der Himmel einstürzt, als daß ein altes, gut renommiertes Bankhaus sich auf zweifelhafte Geschäfte einläßt.

Beckmann: Du hast einen starken Glauben, Eduard.

Hagenow (nach einer Pause): Das waren also die wichtigen Sachen, die du mir zu offenbaren hattest.

Beckmann: War das noch nichts! . . . Na, dann kann ich wol wieder gehen. (Reicht ihm die Hand.) Adieu, Eduard.

Hagenow (kurz): Adieu.

Beckmann (zögernd, als hätte er noch etwas auf dem Gewissen): Sag mal, Eduard, hast du etwas dagegen, wenn ich dich heute schon um mein erstes Monatsfixum angehe — ich könnte es jetzt gerade brauchen.

Hagenow (entnimmt seiner Brusttasche einen Schein): Da . . . Es ist für den laufenden und folgenden Monat, damit du dich nicht zu oft zu bemühen brauchst. Und in Zukunft melde dich gefälligst im Kontor, wenn du mir etwas zu sagen hast.

Beckmann: Ich danke dir bestens, Eduard. (Beim Abgehen): Denk' an die asiatischen Bahnen.

(In der Thür begegnet er Max Hagenow, den er freundschaftlich begrüßt.)

Beckmann: Von der Reise glücklich zurück, Herr Hagenow.

Max: Wie Sie sehen, ja.

(Hagenow wird durch die Begrüßung auf seinen Sohn aufmerksam gemacht und wirft unwillig das Abendblatt, das er beim Abgang Beckmanns wieder zur Hand genommen hat, beiseite. Vater und Sohn messen sich mit kaltem Blick, ein jeder erwartet das erste Wort, dann):

Max: Vater, es drängt mich zu einer ehrlichen Aussprache, damit du dich nicht länger Hoffnungen hingibst, die ich nie erfüllen kann.

Hagenow: Ich habe mich nie überschwänglichen Hoffnungen in Bezug auf dich und dein Treiben hingegeben, nur nahm ich an, daß du unter den Eindrücken des Auslandes deine Jugendthorheiten abstreifen würdest. Aber auch das scheint nicht der Fall zu sein, schon wieder habe ich eine bittere Klage über dich von meiner Schwester zu hören bekommen.

Max: Du hast mich in der Absicht auf Reisen geschickt, damit ich meine Anschauungen ändere.

Hagenow: Ich wollte einen ganzen Mann aus dir machen.

Max: Zu einem Mann bin ich ausgereift.

Hagenow: Das mußt du erst beweisen.

Max: Ich hoffe, es zu können.

Hagenow: Womit?

Max: Indem ich mich einem anderen Wirkungskreis zuwende. Ich bin zu der Einsicht gelangt, daß ich zu einem Geschäftsmann nicht tauge — und du hast es mir ja oft genug selbst gesagt.

Hagenow (streng, aber doch ein gewisses Angstgefühl im Tonfall verratend): Max! du willst dich von mir lossagen! . . . Die Firma Christian Fürchtegott Hagenow soll in fremde Hände kommen, das wäre ein harter Schlag für mich.

Max: Verzeihe mir, Vater, ich kann nicht anders.

Hagenow (aufbrausend): Du bist ein Phantast . . . (Weicher werdend): Das ist das Erbteil deiner seligen Mutter, auch sie schweifte gern in die Ferne; alle Welt stand ihr näher als sie sich selbst.

Max: Vater, ich bitte dich, ziehe meine Mutter nicht in die Debatte; ihr Andenken ist mir heilig.

Hagenow: Ich habe der Toten nie einen Vorwurf aus ihrer Charakteranlage gemacht, im Gegenteil habe ich sie in ihren Wohltätigkeitsbezeugungen gewähren lassen, weil es ihr wol anstand. Aber was sich für das schwache Weib geziemt, geziemt sich nicht für einen Mann. Ein Mann in unserer Stellung darf keine sentimentalen Anwandlungen kennen, er muß dem Leben gewappnet gegenüberstehen, wie ein Fels im Meer, an dem alle Wogen machtlos abprallen.

Max (sinnend, nach einer Pause): Ich habe meine Mutter nie gekannt, aber doch ist sie in mir lebendig.

(Fortsetzung folgt)



Theater.

Residenz-Theater. Sonntag den 4. November: „Sturm". Schauspiel in 4 Aufzügen von Friedrich Jacobsen.

Der Verfasser darf aus dieser Matinee, die uns über zwei Stunden „im Geiste seiner Dichtung" festhielt, die eine Gewißheit mitnehmen: Er ist verstanden worden. Der Name des Dichters hat in der Litteratur einen guten Klang, und der Titel seines Werkes ist auch dank Shakespeare nicht übel beleumdet. Von dem Drama selbst läßt sich nicht viel gutes sagen, ja es gehört eigentlich zu den Arbeiten, von denen sich gar nichts sagen läßt. Höchstens: der Autor hat sein Pensum nach bestem Wissen und Gewissen unter Anlehnung an anerkannte und berühmte Dichter, wie Sudermann und Ibsen erledigt. Der Verfasser hat Ibsens „Rosmersholm" und „die Frau vom Meere" gelesen, und er hat „das Glück im Winkel" erfolgreich studiert. Der Verfasser ist ein sehr anständiger, moralisch völlig intakter, etwas salbungsvoll und pedantisch veranlagter Mensch. Wüßte man nicht, daß er in seinem Privatleben Jurist ist, so könnte man ihn auch recht wol für einen Theologen halten. Er ist so weit kunstbegabt, daß er das Symbolische zu schätzen weiß. Bei einem Sturm im Ehehafen läßt er es also zugleich auf dem Meere stürmen. Es stürmt innen und außen vier Akte hindurch, bis sich ganz plötzlich die aufgeregte See beruhigt und auch Friede und Wolgefallen in das einsame Pfarrhaus auf der Nordseehallig einzieht. Der Sturm da draußen ist natürlich kein wirklicher Sturm, sondern ein gemachter, und der innere Sturm — — also dieser innere Sturm wird dadurch herbeigeführt, daß die Frau Pastorin ihren Jugendgeliebten und Verlobten — honny soit . . . — wiedersieht, weil dieser Herr die Taktlosigkeit besitzt, sie zu besuchen. Natürlich kommt es nun zur Aussprache und zur Umarmung. Inzwischen verunglückt der Pfarrer und Gatte auf See. Der Weg wäre frei, aber da kommt die Reue, und über dieser Reue kommt auch der Gatte wieder, denn er ist gar nicht tot. In der Stunde der höchsten Not — äußerer

Sturm — findet das verirrte Lamm seinen Hirten wieder. Ex est.

Herrmann Werner gab seinen von der „Jugend" her bekannten Pastor, zwei andere Herren, die den Friedensstörer und seinen Freund spielen sollten, gaben gar nichts. Adele Hartwig dagegen verriet in der schemenhaft gezeichneten Frau Pastorin-Rolle viel Temperament und eine reiche schauspielerische Begabung. Bei ihr bedarf aber noch alles der künstlerischen Klärung, auf daß Natur durch Kunst wieder zur Natur werde.

NB. Wäre es nicht möglich, derartige litterarische Experimente auf ihre Notwendigkeit hin zur rechten Zeit durch ein kompetentes Individium prüfen zu lassen. Schon die Alten ersparten sich kostspielige Schlachten durch Einzelkämpfe. Hans Landsberg.

* * *

Musik.

Die Zahl der musikalischen Veranstaltungen ist noch immer in stetem Steigen begriffen und man muß freudig bekennen, daß des Guten und des Genußreichen recht viel geboten wird.

Einen großen Aufschwung hat namentlich die Pflege der Kammermusik genommen. Zu den bestehenden Konzertvereinigungen für diese vornehme Kunstgattung ist eine Anzahl neuer hinzugekommen, die sich zum Teil schon in recht vorteilhaftem Lichte gezeigt haben.

Im ersten Sonntag-Mittag-Konzert des Waldemar Meyer-Quartetts wurde ein neues Streichquartett von Ferruccio B. Busoni gespielt. Der als hervorragender Virtuos und Musiker hochgeschätzte Künstler hat bei der Konzeption dieses Werkes leider ganz und gar vergessen, daß das, was er schrieb und kunstgerecht gestaltete, auch zum Erklingen gebracht werden sollte. Der alte Hochschulmeister Grell — man feiert am 6. November seinen 100. Geburtstag — pflegte zu sagen: „Die Musik, die nicht klingt, hol der Teufel!" Der Erfolg, der dem Komponisten Busoni versagt blieb, wurde in desto reicherem Maße dem Pianisten zu teil, als er sich mit Herrn Waldemar Meyer zum Vortrage der Kreutzer-Sonate und darauf mit dem Quartett zur Wiedergabe von Sindings überaus wolklingendem Emoll-Quintett vereinigte. Man konnte dabei reinen Kunstgenusses froh werden.

Das „Berliner Tonkünstlerorchester" gab sein erstes Abonnementskonzert unter Leitung des Herrn F. von Blon und unter Mitwirkung von Emil Sauer, der sein Klavierkonzert in e-moll in Berlin zum erstenmale vortrug. Das effektvolle Stück weist in seinen vier knappen Sätzen zwar nicht sehr bedeutende, aber doch prägnante Themen auf und ist glatt und fließend gestaltet. Der an glänzenden Passagen reiche Klaviersatz gibt dem Solisten Gelegenheit, seine pianistischen Eigenschaften in allen Farben leuchten zu lassen, welche Gelegenheit Herr Sauer auf das vorteilhafteste ausnützte. Auch dem Orchester ist eine dankbare Aufgabe zugewiesen; sie wurde erfolgreich gelöst. Die Hauptvorzüge der Orchesterleistungen des Abends waren frischer Klang und rhythmische Präzision. Alles andere ließ noch manches zu wünschen übrig.

Der zweite Symphonieabend der Königl. Kapelle brachte uns als Neuheit die fünfte Symphonie (B-dur) von Glazounow. Das von Sturm und Drang freie, frische und frohe Musizieren dieses jungen Russen berührt in diesem Werke sehr sympathisch. Klingen auch seine Themen manchmal an solche anderer (besonders Wagnerscher) Werke an, so werden sie doch in origineller Weise durchgeführt und meisterlich verarbeitet. Glazounows Orchester klingt hell und klar.

Die Aufführung war ebenso prachtvoll, wie die von Lißt's „Tasso", die derselbe Abend brachte, und die dem Werke einen glänzenden Erfolg errang. Herr Weingartner ist der rechte Mann dazu, Lißts „symphonische Dichtungen" populär zu machen. Sie sind ihm in Fleisch und Blut übergegangen dank der Begeisterung, mit der er sich ihrer schon in sehr jungen Jahren angenommen, als er mit seinem Freunde Reisenauer durchs Land zog, um überall, wo eine Aufführung dieser Werke durch ein Orchester nicht zu ermöglichen war, eine solche auf zwei Klavieren zu veranstalten.

Zum drittenmale erschien die Meininger Hofkapelle unter der Führung von Generalmusikdirektor Fritz Steinbach, um in fünf Konzerten eine Reihe von Tonwerken zur Aufführung zu bringen, unter denen sich eine Anzahl selten gespielter und auch ein neues befand. Die Konzerte dieser Kapelle haben bereits ihr festes Stammpublikum, das in der Zusammensetzung dem der Joachim-Qartett-Abende sehr ähnlich sieht. Es bestehen ja auch intime Beziehungen zwischen Meister Joachim und den Meiningern, die in dem beiderseitigen Verhältnis zu Johannes Brahms ihre Erklärung finden. Im Vortrage Brahmsscher Werke liegt nämlich die Stärke des Orchesters; besonders bezieht sich das auf die Symphonien, deren zweite und vierte auch diesmal wie früher schon eine ausgezeichnete Wiedergabe erfuhren. Die kraftvolle Eigenart des Dirigenten und der harte Klang, der dem Orchester eigen ist, kommt der Ausführung gerade dieser Werke sehr zu statten, und der Anschein, als haben die Ausführenden eine furchtbar harte Arbeit zu verrichten, stört hier am wenigsten. Herr Steinbach liebt es, die Gegensätze unvermittelt nebeneinander zu stellen, das Forte ist manchmal beleidigend hart und das Piano kaum zu hören, während die Uebergangsschattierungen nicht gerade reich sind. Herr Steinbach liebt ferner Werke aufzuführen, in denen den Bläsern, insonderheit den Holzbläsern, eine bedeutende Aufgabe zufällt. Die klassischen Stücke dieser Art gelangen auch vorzüglich, während die im Jahre 1884 von Richard Strauß komponierte sehr humorvolle und mit Meisterhand gestaltete Suite für 13 Bläser — die einzige Novität des gesamten Programms — wol hätte feiner gespielt werden können. P. Geyer.



Chronik.

Maurice Maeterlinck: Aglavaine und Selysette. Drama in fünf Akten. Deutsch von Claudine Funck-Brentano. Herausgegeben von Fr. von Oppeln-Bronikowski. Verlag Eugen Diederichs. Leipzig. Es wird gewiß manche Leser des Magazins interessieren, daß das vorliegende Drama, welches im September vor. Js. in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurde.

nunmehr auch in Buchform in der bekannten gediegenen Ausstattung, wodurch sich die Diederichsschen Verlagswerke auszeichnen, erschienen ist. Der eigentümliche Zauber, der der Sprache Maeterlincks innewohnt, und der selbst die gefangen und in Bann nimmt, denen die Technik dieses Dichters manieriert erscheint, tritt gerade in dieser Dichtung mit am reinsten zu Tage. Ich sage bewußt Dichtung und nicht Drama, da meines Erachtens nach die Schöpfungen Maeterlincks auf der Bühne an Reiz verlieren, und ihre dichterischen Schönheiten bei der stillen Lektüre viel intensiver wirken. Ein näheres Eingehen auf das Drama erscheint an dieser Stelle wohl überflüssig. Der Preis des mit Zierleisten von Müller-Schöneseld versehenen Buches ist Mk. 2,00.

Tschechow, Anton: Ein bekannter Herr. Deutsch von Wladimir Czumikow. Buchschmuck von J. Brieslander. Verlag Eugen Diederichs. Leipzig. Der Verlag nennt Tschechow auf dem Buchumschlag den „russischen Maupassant". Und in der Tat hat Tschechow mit dem französischen Meister manches gemein. Vor allem den knappen, gedrungenen Stil, die feine Herausarbeitung der Pointe und die lebendige, realistische Darstellung. Aber die psychologische Tiefe Maupassants, die selbst die leisesten Seelenschwingungen wie mit einem Sezirmesser bloßlegt, erreicht Tschechow nicht, bei ihm ist alles robuster, derber. Wo Maupassant still ironisch lächelt, übertreibt Tschechow oft bis zum Grotesken und lacht darüber aus vollem Halse. Er ist eben erdkräftiger und man läßt sich auch gern von seinem Lachen anstecken. Seine Skizzen sind sämtlich dem russischen Volksleben entnommen, und er geißelt die Kulturzustände dieses Landes in ebenso unbarmherziger wie ergötzlicher Weise. So die devote Kriecherei der niederen Beamten vor den höheren in: „Der Dicke und der Dünne" und vor allem in: „Ein Chamäleon", in welcher Skizze ein Hund, der einen betrunkenen Arbeiter gebissen, von dem Polizeiwachtmeister, je nachdem die Vermutung auftaucht, es sei nur ein herrenloser Hund oder der Hund eines Generals, als pöbelhafter Köter totgeschlagen oder als zierliches Windspiel, das doch viel zu zart und klein sei, um Jemandem etwas zu Leide thun zu können, seinem Herrn mit ergebenstem Gruß zurückgeschickt werden soll. Litterarisch am wertvollsten ist wohl „Kaschtanka" eine Geschichte aus dem Artistenleben, deren Held gleichfalls ein Hund ist! Freunden gesunden Humors kann das hübsch ausgestattete Buch nur empfohlen werden.

Kurt Holm.

* * *

Weihnachtsaktion des „Ernsten Wollens." Die Herausgeber des „Ernsten Wollens" beabsichtigen, die beiden Nummern vom 15. November und 1. Dezember für die Eltern und die Freunde der Jugend zu einem vertrauenswürdigen Führer in der Auswahl der Geschenke für die Kinder zu gestalten. Gegenüber den aller Beschreibung spottenden elenden Verhältnissen auf dem Markte der Jugendschriften und Bilderbücher wollen sie auf die künstlerischen — und darum echt pädagogischen — Erscheinungen auf diesem Gebiete aufmerksam machen. Dies soll geschehen durch folgende Veröffentlichungen, welche auch als Sonderabzug zu einer Brochüre vereinigt erscheinen: 1. „Empfehlenswerte Jugendlektüre." Von Heinrich Wolgast, Lehrer in Hamburg. 2. „Endlich künstlerische Bilderbücher für unsere Jugend!" Von Wilhelm Spohr. 3. Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre. Zu Weihnachten 1900 zusammengestellt von den vereinigten Jugendschriften-Prüfungsausschüssen der deutschen Lehrerschaft. Anordnung nach Maßgabe der verschiedenen Altersstufen wie des Charakters der Bücher. (Als Beilage.)

* * *

Aus dem Vereinsleben.

Die Freie Litterarische Gesellschaft in Berlin veranstaltete am 9. November ihren ersten Vereinsabend in dieser Saison. Das angekündigte Programm konnte allerdings nicht inne gehalten werden, da Ernst von Wolzogen, der sich auf einer Tournee in England befindet, in letzter Stunde absagen mußte, trotzdem gestaltete sich aber der Abend zu einem recht anregenden.

Als erster Vortragender trat Victor Freiherr von Reisner-Lepinsky auf, der eine Anzahl seiner eigenen fein pointierten satyrischen Zeitbilder vortrug. Reisner ist ein scharfer Beobachter und vorzüglicher Charakterschilderer, der ohne Ansehen der Personen die Schale seines Spottes über alle in der Oeffentlichkeit stehenden Personen schüttet. Eine Meisterleistung war „Der Herr Geheimrat," aber auch die anderen Satyren waren reich an geistvollen Einfällen und bis zur Derbheit gesteigerten komischen Situationen. Wir können unter der Herrschaft der Polizeicensur und der Muckerei eine derartige scharf gewürzte Geistesnahrung nur freudig begrüßen.

Der zweite Teil des Programms wurde nach einem einleitenden Vortrag des Herrn Dr. Martin Zickel durch eine Vorlesung mit verteilten Rollen des 3. Aktes der „Königssöhne" von Helge Rode ausgefüllt. Helge Rode ist ein Ibsen-Schüler, er hat aber auch, wie aus der starken Verinnerlichung der Handlung hervorgeht, Maeterlinck eifrig studiert. Soweit aus der kurzen Darbietung ersichtlich, haben wir es hier mit einem starken Talent zu tun, das auch an die Kunst des Schauspielers die höchsten Forderungen stellt. Trotzdem entledigten sich die Herren: Zickel, Geisendörfer und Lichow, sowie die Damen: Frau Pix und Frl. Ullmann mit anerkennenswertem Eifer ihrer Aufgabe: man gewann jedenfalls den Eindruck, daß sich die Vortragenden vollkommen in den Geist der Dichtung hineingelebt hatten. Wir werden auf das interessante Stück, das demnächst in der Secessionsbühne zur Aufführung gelangen wird, noch näher eingehen.

Zum Schluß recitierte Frau Margarete Pix eine Auswahl teils ernster, teils heiterer Gedichte von Thekla Lingen, Franz Philips und Johannes Trojan. Die Vortragende versteht ihre reichen künstlerischen Ausdrucksmittel vorzüglich zu handhaben, ihre Vortragsweise ist frei vom falschen Pathos, aber doch zündend. Zum Schluß hatte sie wohl alle Zuhörer für sich gewonnen.

Für den 2. Vortragsabend der Freien Litterarischen Gesellschaft ist eine Gedächtnisfeier für Friedrich Nietzsche angekündigt.

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

Dr. Max Neuburger. Die Anschauungen über den Mechanismus der specifischen Ernährung. Leipzig und Wien. Franz Deuticke. 1900.

Sidney Lee. William Shakespeare. Sein Leben und seine Werke. Durchgesehen und eingeleitet von Professor Dr. Richard Wülker. Leipzig. Verlag von Georg Wigand. 1901.

Josef Theoder. Ich und Du. Studien und Skizzen. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottländer. 1901.

T. Resa. Opfer der Liebe. Cyclus. Königsberg i. Pr. Thomas & Oppermann. 1900.

Max Kirschstein. Merlin. Dramatisches Gedicht. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1901.

Carl Glück. Mein Humor. Harmlos peitschenfidele Dichtungen. Im Selbstverlag. Leipzig.

A. Kellner. Hesperidische Bilderbogen. In zwei Teilen. Verlag C. G. Naumann. Leipzig.

C. W. Th. Fischer. Erzählungen aus Rom. Ebendaselbst.

Karl Henckell. Neues Leben. Dichtungen. Zürich und Leipzig. Verlag von Karl Henckel & Co.

Ludwig Fulda. Neue Gedichte. Stuttgart 1900. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

H. Zöllner. Achilleus. Roman. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1900.

Gernot Gunt-herr. Heidelberger Lieder. Stuttgart. J. B. Metzler'scher Verlag. (In Kommission.) 1900.

Cleon Rangabé. Die Liebe wacht. Lustspiel in 2 Akten. Berlin 1900. Verlag von Direktor L. G. Schrecker.

Fanny Birndl. Das Probejahr. Lustspiel in 1 Akt mit Vorspiel. Ebendaselbst.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin
für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: Johannes Gaulke und Franz Philips.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 24. November 1900. Nr. 47.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Max Müller.

Am 28. Oktober ist einer der populärsten Gelehrten unserer Zeit gestorben. Die Art, wie man über Max Müller nach dem Eintreffen der Todesnachricht sprach, erinnerte an die Worte der Hochschätzung, die man vor einigen Jahren beim Ableben Hermann Helmholtzens hören konnte. An die Namen beider Gelehrten knüpft derjenige heute ähnliche Vorstellungen, der auf eine gewisse allgemeine Bildung Anspruch macht. Und doch ist es nicht dasselbe, was sich in den Köpfen der Zeitgenossen abspielt, wenn sie den einen Namen wie den andern nennen. Bei Hermann Helmholtz wußten die Leute, daß er einer der größten Physiker ist. Er gehörte zu denen, die, nach einem alten Worte, mehr gerühmt als gelesen werden. Es ist wol noch manchem im Gedächtnisse, daß wir es erleben mußten, das Denkmal des großen Physikers auf der Potsdamer Brücke in Berlin mit einem unrichtigen Titel eines seiner Bücher geziert zu sehen. Bei Max Müller liegt die Sache anders. Er wird wirklich gelesen. Unzählige der Vorstellungen, die er in seinen reizvoll geschriebenen Werken über die Entwickelung der Sprache, über Mythologie, über Religionen niedergelegt hat, sind ein Bestandteil der Zeitbildung geworden. Er hat die geistige Entwickelung der morgenländischen Völker der Allgemein-Bildung des Abendlandes vermittelt. Er verstand, dies in einer Weise zu tun, daß auch solche sich mit seinen Arbeiten beschäftigen, die nicht innerhalb eines gelehrten Berufes stehen. Er war einer der bedeutendsten geistigen Anreger der Gegenwart. Seine Fachgenossen, die Sprach- und Religionsforscher, schätzen seine Arbeiten nicht so hoch wie die Anderen. Er gilt ihnen als Sanskritforscher und Sanskritmytholog gar nicht einmal als Gelehrter, der in allererster Linie genannt werden müßte. Sie sagen, kaum eine seiner Grundvorstellungen könne sich gegenüber dem heutigen Stande der Wissenschaft behaupten. Darüber irgend ein Urteil abzugeben, darf sich nicht anmaßen, wer nicht Fachmann auf dem Gebiete der Sprachforschung ist.

Eines aber kann der Nichtfachmann von Max Müller behaupten: Was er für unser abendländisches Kulturleben geleistet hat, ist, rein dem Umfange der Arbeit nach, so bedeutend wie die Schöpfungen nur ganz weniger Schriftsteller. Er hat das älteste Denkmal des indischen Geisteslebens (Rigveda) in sechs großen Bänden (London 1849—74) herausgegeben; er hat die Herausgabe eines der monumentalsten Werke unserer Zeit, der gesamten „heiligen Bücher“ des Ostens veranlaßt, an dem Gelehrte fast aller Kulturnationen arbeiten und zu dem er selbst Wichtiges beigesteuert hat. Und während er so unablässig bemüht war, die Bildungsschätze des Orients den Europäern vor Augen zu führen, hat er in seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ (die 1862 deutsch erschienen sind), in seinen „Essays“ und in einer großen Zahl anderer Werke und Abhandlungen die Gesetze der geistigen Entwickelung der Menschheit darzulegen gesucht.

Die Weise, wie Max Müller das alles getan hat, entsprach in hohem Maße den Bedürfnissen und Neigungen der zweiten Jahrhunderthälfte. Dieser Zeit ist die geschichtliche Betrachtungsweise sympathisch gewesen. Sie unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem ihr vorangegangenen Zeitalter. Dieses glaubte zu Aufschlüssen über die menschliche Natur, über die

Gesetze der Sprache, der Sittlichkeit, der Religion dadurch gelangen zu können, daß sie die Natur des gegenwärtigen Menschen, als fertigen Einzelwesens, beobachtete. Das wurde anders, je weiter das Jahrhundert vorschritt. Man wollte den Menschen der Gegenwart aus dem Menschen der Vergangenheit erklären. Man glaubte nicht mehr daran, daß die Betrachtung des vollentwickelten Menschen zum Beispiel darüber Auskunft geben könne, wie religiöse Bedürfnisse entstehen, woraus sittliche Vorstellungen entspringen.

Man wollte die ersten Anfänge solcher Vorstellungen kennen lernen und von dem Begreifen unentwickelterer Kulturen zu dem der Gegenwart allmählich aufsteigen. Man wollte auch kennen lernen, wie verschiedene Kulturvölker zu ihrer Bildung kommen, um durch Vergleichung die Gesetze der Menschheitsentwickelung ergründen zu können. Man kam immer mehr davon ab, den Menschen als Individuum zu betrachten; man lernte, ihn als Glied der ganzen Menschheit ansehen. Ganz innerhalb einer solchen Vorstellungsrichtung liegen die Gedanken Max Müllers. Er hat uns den Orient erschlossen, um das Uebereinstimmende und Verschiedene der mannigfaltigen Kulturen zu zeigen, und auf diese Weise zur Erkenntnis der in allen waltenden großen Gesetze zu gelangen.

Erst gegen das Ende des Jahrhunderts hat man einzusehen begonnen, daß auch in dieser Betrachtungsweise eine Einseitigkeit liegt. Eine der anregendsten Schriften Friedrich Nietzsches ist die „unzeitgemäße Betrachtung" über den „Nutzen und Nachteil der Historie". Er suchte zu zeigen, wie sich der Mensch das Leben in der Gegenwart verdirbt dadurch, daß er immer in das geschichtliche Werden blickt. Es ist Nietzsches Meinung, daß das Leben höher stehe als das Wissen vom Leben. Frage ich mich bei jeder meiner Vorstellungen, wie sie geworden ist, so lähme ich mein freies Drauflosleben. Ich glaube bei jedem meiner Schritte erst nachdenken zu müssen, ob er denn auch im Sinne der bisherigen gesetzmäßigen Entwickelung liegt. Wir haben es so oft hören müssen, daß in den letzten Jahrzehnten, wenn irgendwo ein neuer Impuls sich geltend machen wollte, sofort die Bekenner der geschichtlichen Betrachtungsweise kamen und sagten: das sei unhistorisch. Ueber der geschichtlichen Betrachtungsweise ist uns die philosophische allmählich verloren gegangen. An der Philosophie selbst haben wir es in der schlimmsten Weise erfahren müssen. Unsere Zeit ist arm geworden an neuen philosophischen Gedanken. Ja, man sieht mit Verachtung auf diejenigen herab, die solche Gedanken noch vorbringen wollen. Man hat unserer Zeit sogar die Fähigkeit abgesprochen, neue Gesetze zu geben, bevor man vollständig in den Werdeprozeß der Rechtsentwickelung eingedrungen ist.

In der Verbreitung einer solchen Gesinnung liegen die Schattenseiten eines Wirkens wie dasjenige Max Müllers ist. Und hiermit sind wir an den Punkt gelangt, wo dieser bedeutende Schriftsteller die Vorwärtsstrebenden unter unseren Zeitgenossen unbefriedigt läßt. In wie weit er von der Sprachwissenschaft und Religionsforschung der Gegenwart überholt ist, das können wir ruhig den Fachleuten zur Entscheidung anheimgeben. Daß seine philosophischen Anlagen keine sehr bedeutenden waren, das ist es, was diejenigen stören muß, welche in den schriftstellerischen Leistungen der Gegenwart nach Elementen suchen, die für die großen Weltanschauungsfragen in Betracht kommen. Max Müller hat nicht begreifen können, warum Ernst Renan es bedauert hat, daß er Historiker und nicht Naturforscher geworden ist. Dies hängt mit den gekennzeichneten philosophischen Anlagen Max Müllers zusammen. Er ist der Naturwissenschaft immer ganz ferne geblieben. Er hat sich nicht entschließen können, den „Rubicon des Geistes" zu überschreiten, der von dem Menschen zu der übrigen Natur führt. Er verfolgte geschichtlich das Werden der Sprache, soweit das die Geschichte, die Wissenschaft vom Menschen, eben tun kann. Will man das Hervorgehen der Sprache aus Fähigkeiten niederer Art kennen lernen, so muß man die geschichtliche Betrachtungsweise verlassen und zur naturwissenschaftlichen übergehen. Müller zählt 121 Sprachwurzeln auf, die der Sprache der Arier zu Grund liegen. Sie sollen ebenso viele ursprüngliche Begriffe ausdrücken. So weit gelangt der Historiker. Der Naturforscher gelangt weiter. Er sucht in tierischen Fähigkeiten den Ursprung alles dessen, was beim Menschen auftritt. Wer alles ablehnt, was nicht der Geschichte zugänglich ist, kommt nie zu solchen Ursprüngen. Der Naturforscher untersucht die Naturgesetze der Gegenwart. Er beleuchtet von der Gegenwart aus die Vergangenheit. Die geschichtliche Betrachtungsweise wird sich allmählich zur naturwissenschaftlichen erweitern müssen, wenn sie für unsere Weltanschauung fruchtbar werden will. Wir können nie und nimmer das Gegenwärtige bloß aus seinem Werden verstehen; wir müssen vielmehr auch das Werden, die Entwickelung, aus der Gegenwart begreifen. Der Geologe forscht nach den Ursachen, die heute noch immer die Oberfläche der Erde verändern. Von da aus eröffnet sich für ihn die Perspektive in die Vergangenheit. Einen Umschwung nach dieser Richtung wird auch die Betrachtung über den Menschen erfahren müssen. In Max Müllers Schriften ist aber von einer solchen Erkenntnis wenig zu finden. Das trennte ihn von der Denkweise der Naturforscher. Es wird als ein Mangel seines Wirkens immer mehr und mehr erkannt werden.

Rudolf Steiner.



Hinaus mit den Kunstgelehrten!

Wer als bildender Künstler die Kunstkritik der Berliner Presse eine Zeitlang verfolgt, dem drängt sich immer mehr die Ueberzeugung auf, daß sie nach jeder Richtung hin dringend einer Reform bedarf. Es ist geradezu unglaublich, welchen Ton die Kritiker anzuschlagen belieben und welche Elemente sich berufen und berechtigt fühlen, über bildende Kunst zu urteilen. Unter all den Schriftstellern, die für Berliner Zeitungen Kunstkritiken schreiben, befindet sich nicht ein einziger Fachmann!

Im besten Falle sind die Herren „Kunstgelehrte", das heißt sie haben die Geschichte der bildenden Künste studiert, sie haben gelernt, wann sämtliche berühmte und unberühmte Künstler aller Zeiten geboren sind, was sie in ihrem Leben getan haben u. s. w. Aber sonst wissen sie nichts! Sie bemühten sich wol, die Werke der Künstler zu verstehen, sich über deren Wert ein Urteil zu bilden,

aber jeder Künstler, jeder Fachmann weiß, daß dem selten so ist, daß ihr Verständnis im besten Falle nur ein dilettantisches ist. Wirkliches Verständnis für eine Sache kann nur der Fachmann haben! Ein Kaufmann, der eine Fabrik übernimmt, in der ein bestimmter Artikel fabriziert wird, kann sich im Laufe der Jahre eine ganz leidliche Uebersicht über dieses Gebiet aneignen, auch wenn er früher gar nichts davon verstanden hat. Aber Fachmann wird er nie, und in schwierigen Fällen wird er immer seinen Werkführer, den Fachmann, zu Rate ziehen. So ist es auch mit den Kunstgelehrten, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht so bescheiden sind, sondern sich einbilden ein Kunstwerk bedeutend besser beurteilen zu können als die Künstler.

Alle Kunst ist eine Nachahmung der Natur, sagt ein alter Lateiner; und wenn dieser Ausspruch auch das Wesen der Kunst nicht ganz erschöpft, so kommt er demselben doch ziemlich nahe. Um aber eine Nachahmung der Natur auf ihre Wahrheit hin beurteilen zu können, muß man diese erst selber kennen. — Wo will nun der Kunstgelehrte die genaue Kenntnis der Natur her haben? Er kann sie höchstens oberflächlich bei Spaziergängen ꝛc. ꝛc. beobachten wie jeder andere Mensch auch, aber das reicht noch lange nicht aus. Der Künstler dagegen setzt sich hin und studiert dieselbe fortgesetzt auf das allergründlichste, er studiert genau jede Form und Farbe des menschlichen Körpers bei jeder Beleuchtung und jeder Bewegung, ja um sich letztere noch besser erklären zu können, studiert er sogar Anatomie, Muskel für Muskel, Knochen für Knochen wie ein Mediziner. Aber er sieht sich das alles nicht nur genau an, sondern macht sich sofort von allem Gesehenen künstlerische Notizen, Skizzen genannt, um es nicht wieder zu vergessen. Er geht hinaus in den Wald und zeichnet jahrelang aufs genaueste alle Arten Bäume, die Eiche, die Buche, die Erle, die Birke, die Tanne u. s. w., um das Charakteristische jedes Baumes zu erfassen. Er studiert den Himmel und die Wolken bei jeder Beleuchtung, er studiert die Farbe der Bäume, des Wassers, der Wiese, bei Sonnenschein, bei trübem Wetter, in der Nähe und aus der Ferne, und macht sich von allem genaue Abschriften der Natur, Studien, je nach dem es der Gegenstand zuläßt. Auf diese Weise lernt er die Natur kennen, und dieses Studium setzt er sein Leben lang fort.

Von dieser gründlichen Kenntnis der Natur ist nun beim Kunstgelehrten nicht eine Spur vorhanden, und damit fehlt ihm die allerwichtigste und allerwesentlichste Grundlage zur Beurteilung der Nachahmungen der Natur, der Kunstwerke. Er studiert nur die letzteren, und zwar meistens nur die alten, und kann das mangels obiger Grundlage eben nur ganz dilettantisch, auch wenn er sich noch so viel Mühe gäbe. Und da er bald fühlt, daß es mit dem Verstehen der Kunst eine faule Sache ist, so verlegt er sich lieber auf öde Daten-Paukerei, gräbt die Lebensgeschichte irgend eines total unfähigen Malers aus dem 12. Jahrhundert aus, um seinen „Doktor" zu machen, und — schreibt dann Kunstkritiken. Die Herren wissen gar nicht wie gewissenlos sie eigentlich sind! Denn der Kunstrezensent ist heutzutage nicht nur Kunstberichterstatter, sondern in der Hauptsache Kunstrichter! Und zwar der wichtigste Kunstrichter überhaupt, die oberste Instanz, gegen dessen Urteil es keine Berufung mehr gibt. Gegen ihn ist die Aufnahme-Kommission einer Ausstellung ein untergeordnetes Tribunal. Denn eine solche Kommission muß naturgemäß in ihrem Urteil viel milder sein, sie muß ihre Säle füllen und muß infolge dessen alles aufnehmen was nur einigermaßen auf den Titel „Kunstwerk" Anspruch erheben kann. Und dann erst kommt der oberste Richter, der Rezensent, und verkündet mit weit hin vernehmbarer Stimme, welches Kunstwerk genügend, welches gut, welches sehr gut und welches vorzüglich sei! Man sollte nun glauben, daß zu diesem verantwortungsvollen Beruf nur ganz gründlich gebildete Fachleute gewählt würden. Statt dessen sehen wir, daß ihn Leute ausüben, denen die allernötigste Grundlage, die Kenntnis der Natur vollständig fehlt, deren dilettantisches Verständnis sie wol befähigt, die Kunst zu genießen, aber niemals berechtigt, über dieselbe zu richten. Dazu kommt, daß einige Zeitungen ihre Berichte sogar von Journalisten abfassen lassen, die sich mit Kunst überhaupt nicht eingehend beschäftigt haben.

Um diesen Zuständen abzuhelfen, muß man zunächst ihre Ursachen zu ergründen suchen. Nach Lage der Dinge ist die Kritik eine Macht im öffentlichen Leben geworden und jeder Künstler hütet sich daher mit ihr anzubinden, da er aus Erfahrung weiß, wie bedeutend ihm eine einzige gute oder schlechte Kritik nützen oder schaden kann. Nehmen wir an, ein Porträtmaler hat die Mitglieder einer Familie gemalt und die besten Aussichten, durch deren Empfehlung weitere Aufträge zu bekommen. Vorher aber stellt er diese Bilder aus. Werden dieselben nun schlecht rezensiert, so bekommt der Künstler auch nicht einen einzigen Auftrag mehr, verliert nicht allein hunderte, ja unter Umständen tausende von Mark, sondern er wird unter Umständen sogar seiner Existenz beraubt. Die Folge ist, daß ein junger noch nicht auf der Höhe seines Könnens angelangter Künstler sich hüten wird, mit der Kritik anzubinden, und die Berühmtheiten — ja die haben es eben nicht nötig! Sie haben sich auch meistens nicht über die Kritik zu beklagen. Daß sie Jahre — und Jahrzehnte lang auch ignoriert und unterdrückt worden, daß sie möglicherweise erst anerkannt worden sind, nachdem sie den Höhepunkt ihres Könnens eigentlich schon überschritten haben, vergessen sie im Glück sehr bald. Und wenn sie's auch nicht vergessen, so wissen sie doch ganz genau, daß das Glück sich wenden, daß die Kritik, die einen in die Höhe gehoben, ihn auch wieder herunterreißen kann. Denn so vollkommen ist keiner, daß es nicht mit Recht noch etwas an ihm auszusetzen gäbe. Die Kritik braucht dann nur systematisch immerfort auf diesen Mangel hinzuweisen, sie braucht nur seine Vorzüge zu verschweigen und seine Nachteile zu nennen und schon ist die Sache gemacht! Ein jeder Backfisch stellt sich dann in der Ausstellung mit dem betreffenden Zeitungsartikel vor das besprochene Kunstwerk und liest ab, welche Mängel demselben anhaften. Und der Künstler ist geliefert. Von dem Herrn Kritiker aber sagt man dann „daß er an die Kunstwerke einen sehr hohen Maßstab anlege und daß er selbst an den Arbeiten des berühmten Y. immer noch etwas auszusetzen gefunden hätte"!

Und so lassen die Künstler eben die Zustände wie sie sind, ballen die Faust in der Tasche und schimpfen höchstens am Biertisch über die Kritiker. Wenn aber doch einmal einer für alle eintreten will, so stößt er auf die größten Schwierigkeiten. Keine Zeitung nimmt seinen Artikel auf, und es ist bezeichnend, daß ein Maler, der kürzlich dieses Thema behandelte, dazu eigens eine Broschüre erscheinen lassen mußte. Selbst-

verständlich ficht so etwas die Herren auch nicht weiter an. Sie halten zusammen! Sie schweigen die Frage einfach tot, oder machen im besten Falle ein paar faule Witze darüber und die Sache ist wieder erledigt. Sodann wird ruhig in der alten Weise weiter gewurstelt. Seit einiger Zeit kann man nun in Berlin folgendes liebliche Schauspiel beobachten: Die ständigen Kritiker der größeren Tageszeitungen suchen sich gegenseitig die Führerrolle streitig zu machen, und da sie einander nicht durch sachliches Kunstverständnis übertrumpfen können, weil keiner von ihnen viel davon besitzt, so suchen sie dies durch „Schärfe“ zu erreichen! „Scharf“ das ist jetzt die Hauptsache, scharf ist die Parole, nur eine ganz scharfe Kritik fällt auf, und das soll sie eben! Ob dabei nun ein gutes Werk aufs schärfste heruntergerissen und ein schlechtes in den Himmel gehoben wird, kommt nicht weiter in Betracht. So genau versteht es das Publikum nicht, und die Künstler — nun die schweigen. Ganz besonders versucht sich einer unter den jüngeren Berliner Kritikern in der angedeuteten Weise vorzudrängen. Als im Jahre 1899 die erste Ausstellung der Secession eröffnet wurde, da war man sich allenthalben darüber klar geworden, daß dieselbe in hohem Maße gelungen sei, daß sie das fortschrittliche Prinzip in der Malerei bedeute, das notwendig ist, wenn wir in unserer Kunst nicht stillstehen wollen. Und in diesem Sinne äußerten sich auch fast alle Rezensenten, mit Ausnahme jenes „Scharfen“, dem imponierte das alles noch lange nicht, der riß die Secession ganz jämmerlich herunter, ohne Achtung vor den großen Meistern, welche dieselbe geschaffen, ohne Begeisterungsfähigkeit für die herrlichen Werke und ohne Verständnis der interessanten malerischen Experimente; zum größten Erstaunen der Künstler die ihn für einen modernen Kritiker gehalten hatten.

In dieser Weise geht es nun weiter von Ausstellung zu Ausstellung im tollen launischen Zick-Zack, bald herunterreißend, wo ermuntert werden sollte, bald lobend, wo Tadel erforderlich wäre. Aber das ist noch gar nichts. Im vorigen Winter feierte ein hiesiger Künstlerklub sein alljähriges Winterfest. Ein junger Dichter hatte ein recht hübsches Festspiel geschrieben, dessen Hauptrolle er selber spielte. Wie immer, brachten die Zeitungen darüber wolwollende Berichte, nannten den Namen des Dichters und erwähnten, daß die Verse recht nett geschrieben wären. Doch der „Scharfe“ machte selbst hierbei eine Ausnahme. Er erzählte nur in cynischer Weise von einem „kräftig gebauten Jüngling“, der seine Verse „donnerte, säuselte und hinschmachtete“ und hielt es gar nicht für nötig, auch nur seinen Namen zu nennen. Ich frage nun: Was hat ein derartiger scharfer Standpunkt einem harmlosen Feste gegenüber zu bedeuten? Das Komitee eines Künstler- oder Woltätigkeitsfestes kann sich doch nicht bei Wildenbruch oder Sudermann ein eigenes Festspiel bestellen, sondern ist froh, wenn sich ein junger Dichter kostenlos der Mühe unterzieht, in der Hoffnung, daß sein Name etwas bekannt werde. Eine Gelegenheits-Dichtung kritisiert man doch nicht wie ein im „Deutschen Theater“ zur Aufführung gelangtes Drama. Ein solches Beginnen ist einfach kindisch, und nur so zu erklären, daß sich der Herr mit dem Air des scharfen Kritikers umgeben will, um sein unsicheres, mangelhaftes Verständnis zu verdecken. Das Tollste aber leistet sich ein Charlottenburger Blatt. Es läßt sich von einem Journalisten, der möglicherweise ganz nette Berichte über die neuesten Mordtaten zu verfassen imstande ist, von bildender Kunst aber keine Ahnung hat, Artikel über die Berliner Kunstausstellung schreiben, in denen der Herr den Mund gewaltig voll nimmt, und die so ziemlich das pietät- und verständnisloseste sind was mir auf diesem Gebiet vorgekommen ist. Und diese Artikel versendet das Blatt dann auch noch an alle Künstler, die in Charlottenburg wohnen, mit der Bitte, auf die Zeitung zu abonnieren! —

Wer soll nun aber Kunstkritiken schreiben? Nur derjenige, der das Gebiet vollkommen versteht, und wirklich verstehen kann eine Sache nur der Fachmann! Es ist nun durchaus nicht nötig, daß er ein berühmter Fachmann, ein bedeutender Künstler sei. Es handelt sich für ihn ja nur darum, daß er etwas von der Technik des Malens versteht und in der Hauptsache die Natur zu beobachten weiß, und dazu muß er wenigstens so viel Talent besitzen, um seine Beobachtungen in Skizzen und Studien festhalten zu können.

Unter allen Umständen halte ich aber einen mehrjährigen Besuch der Kunstakademie oder eines ähnlichen Instituts für den angehenden Kunstgelehrten und Kritiker für ein unumgängliches Bedürfnis. Hier allein kann er sich die für die Beurteilung eines Kunstwerkes notwendigen Kenntnisse aneignen. Was außerdem der Unterricht in der Kunstgeschichte auf den Akademien anbelangt, so dürfte dieser für das Bedürfnis des Kunststudierenden als vollkommen ausreichend zu erachten sein. Der junge Künstler ist nach Absolvierung der Akademie auch theoretisch so weit gebildet, daß er sich von dem historischen Entwickelungsgang der Kunst ein vollkommenes Bild machen kann. Und das genügt, um auch ein modernes Kunstwerk beurteilen zu können.

Der eine oder der andere Leser wird nunmehr einwenden: Aber Leute, die ein ausreichendes künstlerisches Talent haben, werden sich nicht zum Kritisieren hergeben, denn ihnen bietet die Kunst eine glänzendere Zukunft. Das ist indessen ein weitverbreiteter Irrtum. Denn die Erfahrung lehrt, daß nur ein ganz geringer Prozentsatz der akademisch gebildeten Künstler Karriere macht. Das Leben scheidet sogar viele von denen aus, die auf der Akademie vorzüglich fortgekommen sind. Sie haben wol ebenso eifrig gearbeitet und die Natur studiert wie andere, aber sie besitzen nur im bescheidenen Maße die Gabe, die Natur so vortrefflich nachzuahmen, beziehungsweise zu übersetzen, wie ihre talentvolleren Berufsgenossen, ein Moment, das in der Haupsache den großen von dem kleinen Künstler trennt. Unter den letztgenannten Künstlern dürften nunmehr die Kritiker von Beruf zu suchen sein. Sie sind den Kunstgelehrten gegenüber zunächst Fachleute. Sie haben genau dasselbe Studium hinter sich wie ihre berühmten Kollegen und, was die Hauptsache ist, sie haben Liebe und Achtung vor der Kunst, weil sie selber wissen, wie schwer es ist, auf diesem Gebiete etwas wirklich Gutes zu leisten. Der blasierte Ton, der den meisten Kritiken von heute anhaftet, würde dann wohl bald verschwinden. Ich kann meine Forderung für den Kunstrezensenten dahin zusammenfassen: Mehr Akademie- als Universitätsstudium.

Dr. Hans Landsberg sagte kürzlich in seiner „Psychologie der Kritik“ (Welt am Montag, Nr. 22) ungefähr folgendes: „Der Kritiker, der ein Drama kritisieren will, muß aktive poetische Eigenschaften besitzen, Gaben, die nicht so stark sind, daß er selbst den Stoff hätte erfinden können, die aber doch hinreichen, um ihn

zu einer mehr oder minder guten Ausgestaltung des gegebenen Motivs zu befähigen“. So sollte auch der Rezensent, der Werke der bildenden Kunst kritisiert, aktive künstlerische Fähigkeiten besitzen, und dazu gehört nicht nur ein gewisses Talent, sondern auch eine künstlerisch-wissenschaftliche Ausbildung, die die Kenntnis der Natur zum Ziele hat. Mit anderen Worten, er muß selber Künstler, er muß Fachmann sein. Nach diesem Prinzip wird auch auf anderen Gebieten kritisiert. Wer Erscheinungen auf medizinischem Gebiet besprechen will, muß selbst Mediziner sein, wer Berichte für Chemikerzeitungen schreibt, muß Chemie studiert haben, und wer litterarische Werke kritisieren will muß selbst Schriftsteller sein und „aktive poetische Eigenschaften“ besitzen. Nur in der bildenden Kunst glauben Leute, die nicht das geringste fachmännische Wissen und Können besitzen sich zum Richter über dieselbe aufwerfen zu dürfen. Und solche Leute sind die Kunstgelehrten, darum fort mit ihnen! Hinaus mit ihnen aus den Zeitungsredaktionen und den Ausstellungen die sie kritisierend durchwandern. Wenn sie dieselben als Kunstliebhaber, als Genießende aufsuchen, dann sollen sie uns hochwillkommen sein, nicht aber wenn sie sich das Amt des obersten Richters, des Rezensenten anmaßen! Denn das ist eine Anmaßung und Gewissenlosigkeit ersten Ranges, die schon namenloses Elend über Künstler gebracht hat, und die Kunst aufs schwerste schädigt.

Zur Erreichung dieses Ziels fordere ich die bildenden Künstler auf, sich zu diesem Gegenstand zu äußern.*) Es wäre vielleicht angebracht, wenn Fachleute in regelmäßigen Zeitabschnitten die von den Kunstgelehrten veröffentlichten Kritiken ihrerseits kritisieren würden, um den Herren im gegebenen Fall ad oculus zu demonstrieren, welchen Unsinn sie dem Publikum wieder einmal vorgetischt haben. Die Kunstkritiker sind heute trotz ihrer oft mangelhaften Vorbildung souveräner als der Zar von Rußland, und der Chefredakteur einer Zeitung ist in künstlerischen Dingen meistens noch weniger sachverständig als sein Rezensent, aber das Publikum blickt zu ihnen ehrfurchtsvoll in die Höhe, und die einzigen Menschen, die ein wirkliches Urteil besitzen, die Künstler — schweigen. Sie schweigen aus den oben angedeuteten Gründen. — Soll das so weiter gehen? Wollen wir Künstler, die in andern Dingen so viel Idealismus zeigen, weiter untätig zusehen wie tüchtige junge Kollegen jahrelang umsonst verzweifelt kämpfen, nur weil ihr eigenartiges Talent, ihre neuen künstlerischen Ideen von den dilettantisch gebildeten Kunstgelehrten nicht verstanden werden! Ich glaube das wollen wir nicht, und deshalb nochmals: Vereinigen wir uns, um dieses Uebel zu bekämpfen! Unsere Parole aber sei: Hinaus mit den Kunstgelehrten!

Herrmann Widmer, Maler.

*) In Hinblick auf die Wichtigkeit dieses Themas sind wir bereit, etwaige Entgegnungen, die uns von Künstlern oder Kunstkritikern zugehen, in einer der nächsten Nummern zum Abdruck zu bringen.

Die Redaktion des „Magazin für Litteratur.“

Mensch an sich.

Eines der Hauptargumente der Gegner der Frauenemanzipation, in welchem diese immer noch ihre schneidigste Waffe gegen die siegreich fortschreitende Bewegung erblicken, ist die oft — und gerade von unsern hervorragendsten Gegnern mit Vorliebe — verfochtene Behauptung, „daß die Berührung des Mannes den Geist des Weibes noch mehr verändere als seinen Körper und daß die Frau nichts sei ohne Beihilfe des Mannes, dessen sie psychisch noch mehr bedürfe als physisch. Auf diesen beiden Sätzen, welche das Mensch-an-sich-sein der Frau einfach verneinen, läßt sich allerdings die Theorie von der Minderwertigkeit der Frau und ihrer Unfähigkeit zur wirksamen Anteilnahme an der großen Kulturarbeit des Mannes mit vollendeter Leichtigkeit aufbauen. — Verhielte sich die Sache wirklich so, dann wäre der ein Frevler, der da mithilft, durch einen Wall engherziger Vorurteile und schiefer ethischer Begriffe dem Weibe den Weg zu seiner Menschwerdung zu versperren. Von diesem Standpunkte aus wäre unsere ganze heutige Moral grausame Unmoral, stände die Dirne auf einer sittlich viel höheren Stufe als die unberührte Jungfrau: denn jene hätte ihre höchste Bestimmung erfüllt, wäre Mensch, während diese als unfertiges Wesen des Erlösers harrt, der ihr vielleicht niemals kommt. (Wie könnte unter dieser Voraussetzung wohl der Staat die Verantwortung für die ungeheuerliche Tatsache tragen, daß unter seiner Aegide ein und eine Viertel Million unglücklicher Wesen dazu verdammt sind, niemals in das „Menschtum“ erhoben zu werden?!) Dadurch aber, daß dem Weibe auch nur die Möglichkeit zugestanden wird, ein vollwertiger Mensch zu werden — der Orientale geht bekanntlich noch einen Schritt weiter und spricht in logischer Konsequenz dem Weibe überhaupt die Seele ab — dadurch wäre ihr auch die moralische Verpflichtung auferlegt, dieses Ziel unter allen Umständen zu erreichen. Um den Preis meines Menschtums ist mir kein Opfer zu groß; und wer mich daran hindert, Mensch zu werden, wer mich darum nur unfreundlich anzusehen wagt, ist ein Sünder wider den heiligen Geist! Das wäre die traurige Konsequenz einer glücklicherweise falschen Voraussetzung.

Die Verfechter der angezogenen Sätze stützen sich, wie nicht anders zu erwarten stand, in erster Linie auf Laura Marholm. Die geistreiche Schriftstellerin hat in ihrem Buch der Frauen, in dem sie, allerdings weit entfernt davon, Typen zu zeichnen, nur vereinzelte hysterische — also krankhafte — Weibcharaktere treffend wiedergiebt, der Frauenbewegung einen viel spitzigeren Stein in den Weg geworfen, als alle Spottreden, meinethalben auch alle „wissenschaftlichen“ Beweise ihrer Gegner es bisher zustande gebracht haben. Und daß wiederum eine Frau es sein mußte, der dies „große Werk“ gelang, könnten Freunde der Bewegung immerhin als einen Triumph für unser Geschlecht auslegen. Dem Manne freilich, der sich gegen die Gleichstellung der Frau als Mensch wehrt, muß Frau Marholms Buch selbstverständlich als Evangelium gelten. Doch entgegen den wenig würdigen Anschauungen Frau Marholms und entgegen den eifrigen Behauptungen ihrer Nachbeter bestreite ich, und mit mir viele Tausende von Frauen, die Richtigkeit der aufgestellten Behaup-

lungen. Die Verfechter dieser Sätze — die gleichsam als Leitsätze ein ganzes Programm illustrieren — gehen von der irrigen Ansicht aus, daß das geistige Niveau, auf welchem das Weib heutzutage steht, das ihm höchst erreichbare sei, oder aber, daß anders eine höhere Stufe ihm nur durch die besondere Gnade des Mannes angewiesen werden könne. Das heutige Niveau des Weibes ist ein sehr tiefes, ein dem ihm innewohnenden, durch den Egoismus des körperlich stärkeren Mannes künstlich niedergehaltenen Fähigkeiten in keiner Weise angemessenes. Wol aber ist das Weib im edelsten Sinne bildungs- und entwickelungsfähig: unbebauter Acker, der allerdings der pflegenden Hand bedarf, um Blüte und Frucht zu tragen. Und so wird es immer nur an der entsprechenden Erziehung liegen, um die schlummernde Psyche im Weibe zu erwecken — auch ohne den Kuß des Eros. Es giebt — um bei dem gewählten Bilde zu bleiben — auch golden leuchtende Morgensonnenstrahlen, vor denen die Dunkelheit und der dumpfe, tiefe Schlaf entfliehen.

Das Weib bedarf des Mannes — gut! Aber es bedarf des Mannes in genau derselben Weise, nicht mehr und nicht minder, als auch der Mann des Weibes bedarf. Den Geist des Weibes verändert die Berührung des Mannes nicht. Wol gibt der Mann, oder strenger gesprochen die Mutterschaft — denn der Mann ist hier nur das Mittel zum Zweck — auch dem Leben derjenigen Frau einen Inhalt, deren Leben bisher noch keinen Inhalt kannte. Und aus diesem Grunde hat auch leider bei der Mehrzahl der heutigen, nach der alten Schablone auf den Mann dressierten „jungen Damen“ jene These in Bezug auf die ins Auge fallenden — ich will damit sagen: dem Manne offenbar werdenden — Folgeerscheinungen im Charakter der Frau in gewissem Sinne recht. Selbst bei dem oberflächlichsten Mädchen (und wie viele Tausende oberflächlich gebildeter Mädchen haben wir!) wird durch den Kontakt mit dem Manne der künstlich eingeengte Horizont geweitet, die Empfindung — nicht das Empfindungsvermögen — vertieft, werden schlummernde Fähigkeiten geweckt und angeborene Anlagen zur Entfaltung gebracht; alles nach dem einfachen naturgemäßen Gesetz der Entwickelung, ohne irgend welche Veränderung des Geistes oder des Charakters vorauszusetzen oder zu bedingen. Man bedenke doch: So bald das Mädchen nur den Kinderschuhen entwachsen ist, ja früher noch, wird sein ganzes Seelenleben durch äußere Einflüsse auf das eine, noch dazu vom Reize des Geheimnisses mit einem rosenroten Schleier umwobene Ziel: die Verbindung mit dem Manne, als auf den Pol all seiner Gedanken, Gefühle und Bestrebungen gleichsam magnetisch dirigiert — da dürfte es wol selbstverständlich erscheinen, daß, sobald das Weib dieses Ziel erreicht hat, sein Selbstbewußtsein erstarkt, seine geistigen Eigenschaften sich entfalten und anstelle des mädchenhaften, unklaren Sehnens und Sinnens die zärtliche Hingabe der Frau oder doch das bewußte Pflichtgefühl des vollwertigen Menschen tritt. Freilich giebt es auch genug kindisch, weil unerzogen, gebliebene Frauen, in denen weder der Mann noch auch die Mutterschaft eine ernste Saite erklingen läßt. Dreimal Wehe über die Kinder, die einer Verbindung entsprossen sind, in welcher der Mann die Gefährtin nicht hochschätzen kann, in welcher die Mutter ein Kind und das reizende anmutige Spielzeug des Mannes oder gar eine anspruchsvolle, des Lebens unkundige Frau, eine gefallsüchtige Modedame oder eine unkluge und kleinliche Haustyrannin geworden ist!

Daß also die Berührung des Mannes bei der überwiegenden Mehrzahl der Frauen eine Charakterentwickelung — ob zum Guten oder zum Bösen, gilt hier gleich — zur Folge hat, steht zweifellos fest: nur meine ich, daß dieses Ziel auch mit Hilfe anderer Faktoren, als ausschließlich des Mannes, erreicht werden kann. Der Hauptfaktor nun, den ich hier im Auge habe und der wol imstande ist, auch das Weib als „Mensch an sich“ sich fühlen zu lassen, ist ein befriedigender Beruf. Welcher Beruf aber — außer der Ehe — befriedigt das Weib?! — Nun, ich meine: ein jeder, der die mütterliche Seite in ihm erklingen läßt. Und wie wenige Berufsarten gibt es, die das Weib nicht als Mutter auszufüllen imstande ist! — Ach, die Menschheit bedarf des Muttergefühls, des bewußten gebietenden Muttergefühls, in viel höherem Maße als sie es ahnt! Schickt das Weib mit seinem reichen Gefühl in die darbende, verstandeskalte Welt, weckt die Mutter, die in jedem Weibe schläft mit dem Trompetenruf: „Die Welt bedarf deiner!“ und ihr werdet sehen, daß euch Gehilfinnen erstehen, Walküren, die in des Lebens heißen Kampf den Becher der Labe tragen und die Seligkeit aus vollen Schalen herniedergießen auf fiebernde, dürstende Lippen! — — Freilich im Hemdenpassenhäkeln und in bulgarischen Stickereien dokumentiert sich die Mutter nur, wenn sie mit dem Erlös ihre hungernden Kinder oder auch (ach, in wie vielen Fällen!) ihre darbenden kleinen Geschwister und die greise Mutter satt machen kann. In allen andern Fällen, wo es auf ein standesgemäßes Zeittotschlagen, auf zierliche Weihnatsgeschenke (die oft genug zur nächsten Woltätigkeitslotterie wandern) oder auf den vielgerühmten „Fleiß“ unserer deutschen Haustöchter hinausläuft, wäre es wahrlich besser, sie würfe ihre kunstvollen Handarbeiten ins Feuer und nähme ein gutes Buch zur Hand oder bemühte sich — um mich auch einmal klassisch auszudrücken — „wenn kluge Männer reden, daß sie verstehen könnt', wie sie es meinen.“

Vor allen Dingen also haben wir uns und unsere Töchter — die uns ergänzen und vervollkommnen sollen — vor dem verhängnisvollen Irrtum zu bewahren, in dem Manne den Erlöser zu sehen, „ohne den wir nichts sind“. Wie könnte uns auch die Erlösung kommen durch ein Wesen, das schon seit Jahrtausenden die „Rätsel“ unserer Natur studiert und immer noch nicht dahinter kommen konnte, daß alles Dunkle, Verworrene und Widerspruchsvolle im Charakter des Weibes mit Notwendigkeit aus der systematischen Unterdrückung seines höheren Intellekts zu Gunsten seines Weibtums resultiert?

Seines Weibtums, sage ich: also seiner Bestimmung als Genußwerkzeug des Mannes. Nicht zu Gunsten seiner Mutterschaft. Denn gerade die Mutterschaft erfordert den aufs Höchste ausgebildeten Intellekt des seines Wertes vollbewußten Menschen. Die Erlösung wird uns kommen. Einzig und allein aber durch das erwachende Menschbewußtsein des Weibes. Aeonen hat die heilige Entwickelung gebraucht, ehe sie aus der ersten Zelle das höher organisierte Geschöpf zu bilden vermochte, ehe aus der seelischen Dumpfheit des Tieres der vernunftbegabte Mensch zum Lichte sich emporrang. Und wenn nun wiederum die eine Hälfte des Menschen-

geschlechtes kraft ihrer größeren physischen Stärke (nicht Ausdauer!) zu ihrem eigenen Wolbehagen die schwächere Hälfte möglichst lange in seelischer Befangenheit zu erhalten sucht, so wird dennoch das heilige Grundgesetz alles Seins und Werdens ungestört und unhemmbar weiter wirken, bis es die Frau, und sei es auch nach Jahrhunderten erst, dem Manne zwar verschiedenartig, aber ebenbürtig zur Seite stellt. Die Fähigkeit dazu sollte ihr heute niemand mehr absprechen. Geben wir dem heranreifenden Weibe einen besseren Lebensinhalt als unklare Schwärmerei und Mannessehnsucht, geben wir ihm eine ernste, seine Gedanken- und Gefühlswelt ausfüllende Arbeit, eine große, alle Mitmenschen, auch die Armen, Schwachen und „Gefallenen" umfassende Liebe, geben wir ihm als Ziel seine ethische Menschwerdung, ohne Beihilfe des Mannes, so wird die Frau dem Gefährten, der ihrer begehrt, als fertiger Mensch entgegentreten können, und in beider Hände wird das Heil der kommenden Geschlechter gelegt sein. Ja, es wird von diesem gesegneten Augenblicke an eine neue Entwickelungsphase datieren, in welcher es der Menschheit vergönnt sein wird, über scheinbar unüberwindliche Hindernisse hinauswachsend sich zu Höhen zu erheben, deren leuchtender Gipfel unseren blöden Augen heute noch von Wolken des Wahns umschleiert erscheint.

Clara Müller.



Hagenow und Sohn.

Drama in vier Akten

von **Johannes Gaulke.**

II. Akt.

(Schluß.)

Hagenow (milde fortfahrend): Max, du hast noch einen Vater. Sieh, ich bin ein alter einsamer Mann geworden und habe wenig Freude gehabt. Mein Leben war harte Arbeit und das alles für dich, damit ich dir das Erbe meiner Väter einst vergrößert übergeben kann. Und nun muß ich es erleben, daß du das Werk meines Lebens zerstören willst, das ist hart, Max.

Max: Wenn ich nur könnte, ich würde dir gern ein Nachfolger werden.

Hagenow: Du kannst es, wenn du nur willst, du hast auch den zähen Willen der Hagenows geerbt, du mußt es versuchen, Max. Ich würde im Grabe nicht die Ruhe finden, wenn ich das Geschäft einem Fremden hinterlassen müßte. Mit jeder Faser bin ich damit verwachsen, seit drei Generationen ist es im Besitz unserer Familie. Mein Großvater, der als einfacher Schlossergeselle nach Berlin kam, hat es gegründet und aus eigener Kraft hochgebracht, mein Vater hat es zu einer Maschinenfabrik erweitert, und als ich es übernahm, da zählte es zu den angesehensten Berliner Firmen, und ich habe es zu einer Weltfirma ausgebaut — damals nach dem großen Kriege, als Deutschland wieder konkurrenzfähig auf dem Weltmarkt wurde. Sieh, und so ist mein Geschäft mein größeres Ich geworden. Und das alles will ich dir ohne Vorbehalt anvertrauen, wenn du mit deiner Vergangenheit brichst und mir versprichst, ein vernünftiger Mensch zu werden. Gib deine eitlen Pläne auf, noch kannst du es. Du bist über ein Jahr fortgewesen, da ist über manche deiner Jugendsünden Gras gewachsen.

Max: Was nennst du Jugendsünden? Vielleicht meine Sympathien für die Arbeiterklasse?

Hagenow: Du hast dich von falschen sentimentalen Anwandlungen leiten lassen und Sympathien für eine Bewegung geäußert, die darauf hinauszielt, Unfrieden und Empörung zu stiften. Wenn dir das Wol der Arbeiter wirklich am Herzen liegt, dann kannst du es als der einstige Leiter dieses Etablissements besser fördern, als wenn du zu ihnen hinabsteigst. Du gehörst nicht zu ihnen, deine Herkunft, deine Erziehung und namentlich die Familientradition, das sind Momente, die dich immer von den unteren Volksschichten trennen werden.

Max: Es gibt noch stärkere Mächte, als diese Familientraditionen — Mächte, die alle künstlichen Schranken, die Menschen errichtet haben, hinwegräumen — das sind die Banden der Liebe.

Hagenow: Was? Die Liebe hat's dir angetan! — Sollte meine Schwester doch recht haben! — Du denkst ernstlich daran, dich mit einer Person aus dem Arbeiterstande zu verbinden.

Max: Vater, meine Braut ist ein liebes braves Mädchen, darum bitte ich dich, mit einer größeren Achtung von ihr zu sprechen.

Hagenow: Das ist ja der helle Wahnsinn! — Du, der Erbe dieses Etablissements willst eine Arbeiterin heiraten. Das geht doch einfach nicht — das darf nicht gehen. Soviel Einsicht solltest du doch haben!

Max: Ihr Stand kommt für mich gar nicht in Betracht.

Hagenow: Nun wird mir alles klar. Das war es also, was dich zu diesen Leuten hinzog — die Liebe (lacht sarkastisch): wundervoll! Jetzt kommt Stimmung in die Sache.

Max: Vater, ich bitte dich nochmals, nicht mit meinen heiligsten Empfindungen Spott zu treiben.

Hagenow (der erregt auf und nieder geht): Die Sache ist doch zu närrisch . . . (Er spricht ernst und eindringlich weiter): Nun höre mich mal an, mein Sohn, es ist mein letztes Wort in unserer Angelegenheit. Ueberlege dir doch einmal reiflich, wohin das führen muß. Glaubst du, daß du mit einem Mädchen, das in seiner Erziehung und Bildung tief unter dir steht, jemals glücklich werden wirst? . . . Und was heißt denn überhaupt glücklich sein! Die Arbeit allein bringt uns Glück und Befriedigung. Alles andere ist Unsinn . . . . Liebe sie meinetwegen, verkehre mit ihr, aber heiraten! Das schlage dir nur aus dem Sinn oder wir sind geschiedene Leute.

Max: Vater, ich habe um des häuslichen Friedens willen schon auf manches Jugendideal Verzicht geleistet, aber ich werde nie auf meine Liebe verzichten.

Hagenow (ruhig, nach einiger Ueberlegung): Ich will dir Bedenkzeit geben.

Max: Das beanspruche ich nicht, da an meinem Entschluß nichts mehr zu ändern ist.

Hagenow: Du bist rasend. (Mehr zu sich): Mein Gott, was soll daraus werden, wenn bis in unsere Kreise hinein der Geist des Aufruhrs dringt! . . (Zu Max nach einer kurzen Pause wieder in einem ruhigen, fast bittenden Ton): Wir müssen fest am Alten halten, mein Sohn, weichen wir auch nur um einen Schritt zurück, dann ist es um

uns und unsere Herrschaft geschehen und das Staatsruder fällt in die Hände einer verführten, ungezügelten Masse. Das wäre das Ende aller Kultur. Darum wehe dem, der auch nur an einer Institution der bestehenden Gesellschaftsordnung rüttelt! Es ist alles wolbegründet im Staatsleben, es muß zwei Klassen geben, eine herrschende und eine beherrschte, wenn Handel und Industrie gedeihen sollen. Und beide Klassen dürfen keine Blutsgemeinschaft haben, das ist auch nötig zur Aufrechterhaltung der Gesellschaftsordnung, da es sonst mit der anererbten Ehrfurcht und dem Gehorsam der Arbeiter sofort aus wäre.

Max: Dann haben wir uns eigentlich nichts mehr zu sagen, denn ich habe schon an einer der Hauptstützen der Gesellschaftsordnung gerüttelt.

(Während er dies sagt, öffnet der Diener die mittlere Thür und herein tritt Schmidt, er räuspert sich und macht Miene, wieder fort zu gehen.)

Hagenow: Bitte, Herr Schmidt.

Schmidt: Ich will nicht stören.

Hagenow: Die Geschäftsangelegenheit geht vor. (Zu Max): Mit dir rechne ich später ab.

Max: Ich stehe zur Verfügung. (Links ab.)

Hagenow (indem er sich erschöpft in einen Sessel niederläßt): Sie bringen, Herr Schmidt?

Schmidt: Leider keine erfreuliche Nachricht. (Reicht ihm eine Depesche.)

Hagenow (liest): Lieferungstermin kann unmöglich prolongiert werden (fährt sich mit der Hand durchs Haar), das fehlte gerade noch.

Schmidt: Es steht viel für Sie auf dem Spiel, Herr Kommerzienrat. Gelangen wir nicht zu einem Einvernehmen mit den Arbeitern, dann sind die Kommissionen für England nicht mehr rauszubringen.

Hagenow: Sprechen Sie mir nicht von Einvernehmen, ich mag dies Wort nicht hören.

Schmidt: Wenn ich ihnen raten darf, Herr Kommerzienrat, lassen Sie diese Bedenken fallen. Wir müssen mit den Ausständigen verhandeln. Drei Wochen bleiben uns noch übrig, die Zeit reicht aus, wenn wir mit Hochdruck arbeiten. Es wäre das erste Mal, daß unser Haus nicht den Lieferungstermin inne gehalten hätte. Diesen Triumph dürfen wir der Konkurrenz nicht gönnen. Ganz abgesehen von der nicht unbedeutenden Konventionalstrafe.

Hagenow: Die Konventionalstrafe kommt für mich nicht in Betracht und wenn sie doppelt so hoch bemessen wäre, aber das Renommee der Firma Christian Fürchtegott Hagenow darf nicht angetastet werden. Depeschieren Sie gleich nach England, daß wir die Konventionalstrafe gern zahlen, wenn der Lieferungstermin um einige Wochen hinausgeschoben wird.

Schmidt: Herr Kommerzienrat, nehmen Sie die Entlassung zurück, Sie ersparen sich dadurch eine andere Demütigung.

Hagenow: Was sind das für Ansichten, bester Herr Schmidt! Ich sollte mich dem Urteilsspruch meiner Arbeiter beugen! . . . Nein, Verehrtester, soweit sind wir, Gott sei Dank, noch nicht, und um es nicht dahin kommen zu lassen, müssen wir den Uebermut der Gewerkschaft brechen.

Schmidt: Wir müssen auch mit den gegebenen Faktoren rechnen und die Gewerkschaftsorganisation ist bereits ein Faktor im wirtschaftlichen Leben geworden. Darum rate ich Ihnen nochmals, sich auf eine Verhandlung mit den Arbeitern einzulassen.

Hagenow: Dies Ansinnen stellen Sie an mich! Sie sollten mich besser kennen, alter Freund!

Schmidt: Das Geschäftsinteresse fordert es, daß Sie nachgeben.

Hagenow: Mein Wille steht noch über dem Geschäftsinteresse.

Schmidt: Herr Kommerzienrat, Sie vergeben sich nichts, wenn Sie die Entlassung zurücknehmen — ich setze natürlich voraus, daß die Gemaßregelten ihren Schritt ernstlich bedauern und versprechen, sich in Zukunft von jeder agitatorischen Tätigkeit fern zu halten.

Hagenow: Ob mit, ob ohne Widerruf der Arbeiter, ich habe nichts rückgängig zu machen. An meinem Wort soll man nicht drehen und deuteln.

Schmidt: Lassen wir uns von der Klugheit leiten, Herr Kommerzienrat. Es macht jeder einmal einen Fehlgriff, im Prinzip teile ich ja Ihren Standpunkt in Bezug auf die Arbeiterbewegung, nur hielt ich es für inopportun, die Gewerkschaftsführer zu einer Zeit zu entlassen, wo wir tief in der Arbeit stecken.

Hagenow: Aber wohin gelangen Sie, Herr Schmidt! Soll ich ruhig zusehen, wie meine Wolfahrtseinrichtungen in den Schmutz gezerrt werden und ich dazu! Ich habe eine Pensionskasse für meine Arbeiter geschaffen, da ich die staatliche Invalidenrente für unzureichend halte, und nun kommen diese gewissenlosen Patrone und schwatzen von Rechtlosmachung der Arbeiter, patriarchalischer Bevormundung, an die Scholle fesseln und wie sonst die Schlagworte der Zeit lauten. Das geht zu weit. Ich bin allein schon als Repräsentant der herrschenden Klasse moralisch gezwungen, mit diesen Elementen sofort aufzuräumen, damit die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit nicht vollends untergraben werde.

Schmidt: Später, Herr Kommerzienrat, momentan haben wir andere Aufgaben zu erfüllen.

Hagenow: Keine Halbheiten, Herr Schmidt.

Schmidt (resigniert): Wenn das Ihr letztes Wort ist, dann habe ich nichts mehr zu entgegnen.

Hagenow (sich stolz erhebend): Wolan denn, lassen wir es auf eine Kraftprobe ankommen. (Schmidt ab.)

(Nachdem Hagenow mehrmals auf- und niedergegangen ist, drückt er auf einen Knopf, gleich darauf der Diener).

Hagenow: Bestellen Sie meinem Sohn, daß ich ihn zu sprechen wünsche. (Nimmt die Zeitung, wirft sie aber bald wieder beiseite und geht rastlos im Zimmer umher.)

Max (durch die Mitte): Du hast mich rufen lassen.

Hagenow (mustert ihn einen Augenblick verächtlich): Ja, um mit dir abzurechnen. (Pause.)

Max: Es fällt mir schwer, dir sagen zu müssen, daß wir uns nie verstehen lernen werden, laß uns denn in Frieden scheiden. Such dir einen anderen Nachfolger, meinetwegen den Vetter — er strebt ja schon lange danach — mich aber laß meine eigenen Wege gehen.

Hagenow (nach einer kurzen Pause): Ich halte dich nicht. Das Erbteil deiner Mutter, das nach Kapitalisierung der Zinsen auf cirka 200000 Mark angewachsen ist, kannst du jederzeit auf meiner Bank abheben. Herr Schmidt wird dir die Belege aushändigen, und dann sind wir geschiedene Leute. Tu, was du nicht lassen kannst, aber hüte dich, meinen ehrlichen Namen zu mißbrauchen.

Max: Leb' wol denn, Vater. (Reicht ihm die Hand.)

Hagenow (die Hände auf dem Rücken): Adieu.

Max: Du reichst mir nicht die Hand.

Hagenow: Nur keine Rührscene.

Max (bewegt): Dann adieu, Vater! Und solltest du jemals meiner bedürfen, ich komme. (Ab.)

Hagenow (sinkt gebrochen in seinem Sessel zusammen, die Linke liegt schlaff auf der Sessellehne, die Rechte auf dem Tisch; er bringt langsam heraus): Ich steh allein. (In dem Augenblick kommt Frau Röderer.)

Frau Röderer (legt ihm die Hand auf die Schulter): Du irrst, Eduard, ich habe immer treu zu dir gehalten und werde dich auch in deinem Unglück nicht verlassen.

Hagenow (mit feiner Ironie): Ach ja, ich habe noch dich und deinen Sohn.

Frau Röderer: Dein Unglück macht dich ungerecht gegen uns; du vergißt, daß ich es gewesen bin, die deinen Sohn immer wieder auf den Weg der Pflicht gewiesen hat, sonst wäre es schon längst dahin gekommen.

Hagenow: Vielleicht auch nicht. (Sich energisch erhebend): Doch einerlei, ich kämpfe weiter und wenn alle von mir abfallen.

Frau Röderer: Ueberschätze deine Kräfte nicht, Eduard, es kommt die Zeit, wo auch du verbraucht sein wirst, daher ist es eine Pflicht gegen dich selbst, daß du dich nach einem Nachfolger umsiehst, der dir ein Teil der ungeheuren Arbeit, die auf dir lastet, abnimmt.

Hagenow: Und dieser Mensch ist dein Sohn, nicht wahr!

Frau Röderer: Du sagst es. Ich habe auch schon an Oskar geschrieben, daß er sofort kommen soll.

Hagenow: Zu welchem Zweck denn? Diese Mühe hättest du dir sparen können.

Frau Röderer: Höre mich doch erst zu Ende, ehe du ein absprechendes Urteil fällst Ich gehe nämlich ernstlich mit dem Gedanken um, Oskar in einem praktischen Beruf unterzubringen, da mir die juristische Karriere doch ziemlich aussichtslos für ihn erscheint.

Hagenow: Also endlich bist du dahinter gekommen, daß aus dem Jungen nichts wird.

Frau Röderer (seufzend): Ja, wenn man vorher gewußt hätte, wie alles kommen würde, dann hätte ich ihn sicherlich nicht studieren lassen, aber er hatte es sich doch nun einmal in den Kopf gesetzt. Ich hätte ja auch lieber gesehen, wenn er zu dir ins Geschäft getreten wäre, aber vielleicht ist es auch jetzt noch nicht zu spät dazu.

Hagenow: Dein Junge als mein Berater und Nachfolger — der Witz ist nicht schlecht. Da würde ich ja vom Regen in die Traufe kommen. Gib dir darum keine Mühe weiter, aus deinem Jungen ist noch weniger ein Geschäftsmann zu machen als aus meinem.

Frau Röderer: Ich glaube, daß wir uns in Bezug auf unsere Herren Söhne wol nichts vorzuwerfen haben!

Hagenow: O ja, die Jungens sind einander wert.

Frau Röderer: Gestatte, mit deinem Sohn hält meiner immer noch den Vergleich aus; er mag leichtfertig das Leben genossen haben — schön, dafür ist er ja schließlich jung, aber ein pflichtvergessener Mensch ist er nie gewesen.

Hagenow: Genug von den Burschen .... Ich bedarf der Sammlung.

Diener: Eine Depesche an den Herrn Kommerzienrat.

Hagenow (liest): „Es kursierten heute ungünstige Gerüchte bezüglich der asiatischen Bahn. Ich bin morgen früh draußen" .... Hat sich denn alles gegen mich verschworen!

Frau Röderer: Du siehst wiederum, wie dringend du eines zuverlässigen Menschen bedarfst.

Hagenow: Unsinn. Mein Börsenvertreter sieht oft Gespenster. Wolfsohn läßt sich auf keine faulen Geschäfte ein. Diese Gerüchte kennt man, irgend ein Mißgünstiger setzt sie in die Welt, um dabei im Trüben zu fischen. Wolfsohn wird sie bald Lügen strafen.

Frau Röderer: Ich habe dich oft gewarnt, Eduard, du hättest nicht alles auf eine Karte setzen sollen. Und wenn du außerdem noch durch den Streik Verluste erleiden solltest, dann weiß ich nicht, wie das enden soll.

Hagenow: Sprich kein thörichtes Zeug. Was versteht ihr alle denn von unseren kolonialpolitischen Unternehmungen. Wenn wir nicht im eigenen Lande verhungern wollen, müssen wir der deutschen Industrie neue Absatzgebiete erschließen.

Frau Röderer: Ich hoffe, daß du dich nicht in deinen Voraussetzungen täuschst (ab).

Hagenow (während der Vorhang fällt): Es war ein heißer Tag, aber ich falle nicht auf den ersten Anhieb.



Theater.

Die Freie Volksbühne, die nunmehr auf eine zehnjährige ersprießliche Tätigkeit zurückblickt, hat durch ihre letzten Aufführungen den Beweis erbracht, daß sie nicht nur eine volksbildende, sondern auch eine litterarische Aufgabe zu erfüllen vermag. Als erstes Stück in dieser Saison ging Tolstois von der Polizei verfehmtes, im Grunde genommen aber recht harmloses Stück: „Die Macht der Finsternis" über die Bretter, dann folgte der 1. und 2. Teil von Björnsons ebenfalls verpöntem Meisterdrama „Ueber unsere Kraft", das noch für die nächsten Wochen auf dem Spielplan bleiben wird. Wir können es nur freudig begrüßen, daß die Vereinsbühnen eifrig bestrebt sind, solche Theaterstücke dem Publikum zugänglich zu machen, welche der Unverstand oder die Unbildung von staatswegen im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit und der Religion auf den Index gesetzt hat. Dem Uneingeweihten werden die Gesichtspunkte, von denen sich die Polizeicensur in ihrem Urteil leiten läßt, ein undurchdringliches Geheimnis bleiben. Bei Tolstois „Macht der Finsternis" können für den Volkserzieher sittliche Bedenken wol kaum in Betracht kommen, denn die moralisierende Tendenz des Stückes tritt so stark in den Vordergrund, daß man das Kunstwerk darüber vergißt. Tolstoi gehört zu denjenigen Schriftstellern, welche die Kunst ihrer hohen Stellung als Selbstzweck entkleidet haben; sie ist ihm nur eine dienende Magd im Interesse seiner Weltverbesserungs- und Volksbeglückungsideen.

Der leitende Gedanke in der „Magd der Finsternis" ist zwar ein erzieherischer, aber nur im Sinne der längst abgewirtschafteten Jugenderzähler Hoffmann und Nieritz. Tolstoi wendet sich an ein kulturell tief stehendes Publikum, das ihm nur zu folgen

vermag, wenn die Tendenz dick aufgetragen ist. In dem Stück kommen fast nur Bösewichte vor und die Handlung setzt sich aus einer Folge von Verbrechen und Ruchlosigkeiten zusammen. Ein junger Knecht treibt mit seiner Herrin Unzucht, diese vergiftet auf Anstiften der Mutter ihres Liebhabers ihren Mann und das würdige Paar schließt einen Lebensbund. Der junge Gatte, der, ein echter Dorfgalant, inzwischen seine erste Geliebte, die, wie nicht anders zu erwarten, ein höchst anständiges Mädchen ist, verstoßen hat, bekommt aber bald seine alternde Frau satt und knüpft ein sündhaftes Verhältnis mit seiner eigenen Stieftochter, das nicht ohne Folgen bleibt, an. Das Kind wird von ihm wiederum auf Anstiften seiner kupplerischen Mutter ermordet und verscharrt. Soweit ist die Sache glatt gegangen und der Missetäter wäre wol seinem irdischen Richter entgangen, würde nicht der liebe Gott immer noch alles Böse schon auf dieser Erde bestrafen und alles Gute belohnen. Auf der Hochzeit seiner Stieftochter wird der Missetäter derart von Gewissensbissen gequält, daß er zum Selbstankläger wird und sich verhaften läßt. Das ist im wesentlichen der Inhalt dieses moralisierenden Tendenzstückes im Hintertreppengewande. Das den konsequentesten Anhängern des Naturalismus über Gebühr gepriesenem Bühnenstück Tolstois kann als eine Dichtung nicht angesehen werden, es dürfte nur als eine gute Milieustudie in Betracht kommen. Um aber russische Zustände zu schildern, dazu bedarf es schließlich keines Bühnendichters, das macht jeder Reiseschriftsteller ebenso gut. Ich möchte den Ruf „Los von Hauptmann", der kürzlich aus den Reihen des jüngsten litterarischen Deutschlands ertönt ist, dahin modifizieren: Los vom Slaven Tolstoi. Seine Werke taugen nicht für den Westeuropäer, sie erziehen nur zu einem unmännlichen, sentimentalen Altruismus, der uns den Wert der eigenen Persönlichkeit vergessen lehrt. —

Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem moralisierenden Tendenzstück Tolstois und der groß angelegten Dichtung „Ueber unsere Kraft" von Björnson! Es gibt keine zweite Bühnendichtung, in der das Zeitempfinden und die heftigen socialen Kämpfe, die unserem Zeitalter ihr eigenes Gepräge aufdrücken, einen so unmittelbaren Ausdruck gefunden hätte. Und dabei gibt Björnson nichts weniger als einen platten Abklatsch der Wirklichkeit, wie viele Naturalisten, sondern er entwickelt lediglich die Idee; die handelnden Personen stehen alle unbewußt im Banne derselben, sie sind Träger der Idee. Gerade durch diesen Umstand wird die Handlung vertieft und wächst sich zu dem Drama unserer Zeit aus. Ein jeder kennt die Charaktere des Stückes, ein jeder empfindet mit ihnen und begreift ihre Handlungsweise. Im ersten Teil vernehmen wir den Schwanengesang des Wunderglaubens. Der Laienpriester Sang glaubt in seiner naiv-religiösen Einfalt, im Vertrauen auf seinen Gott allein durch das Gebet seine sieche Frau vom Krankenlager zu erretten. Er repräsentiert den letzten wahren Kämpfer des Christentums, ein Mann der ganz das Zeug hat, es mit neuer Lebenskraft zu erfüllen, wenn es überhaupt noch lebensfähig wäre. Sein Gebet versagt aber; die „Gebetskette", in die er sein krankes Weib einschließt, erweist sich als ein schlechtes Heilmittel. Der felsenversetzende Glaube ist bis auf seine Grundfesten erschüttert. Sang hat seine Lebensenergie einer verlorenen Sache geopfert. Als er aus der Kirche, in der er einen Tag im andauernden Gebet geweilt hat, nach Hause zurückkehrt, bricht sein Weib tot in seinen Armen zusammen. „Aber so war es ja nicht gemeint —?" sagt er verwundert, indem er sich über ihre Leiche neigt. „Oder — ? — — Oder — ?" Kaum hat er diese Aeußerung des Zweifels getan, da sinkt er selbst tot zusammen. — Es ging über die Kraft. —

Der Hang ins Grenzenlose, der dem Vater eigen ist, hat sich auf den Sohn übertragen. Beiden ist die hohe, uneigennützige Anschauung eigen, beide wollen die Grenzen des Alltäglichen durchbrechen, nur der Ideengang, in dem sie sich bewegen, ist ein anderer. Elias Sang setzt die Lebensaufgabe des Vaters nicht fort, er betätigt sich nicht als religiöser, sondern als politischer Kämpfer. Der Vater glaubte die natürliche Schranke durch das Gebet zu überwinden, der Sohn durch einen Gewaltakt und den Märtyrertod für seine Sache. Wenn die Arbeiter für ihre Sache sterben können, dann haben sie gewonnen, so deduziert er. Denn nur dem wird geglaubt, der für seine Sache stirbt. Darum sprengt er das Schloß, in dem die Fabrikanten sich versammelt haben, um Maßregeln gegen die streikenden Arbeiter zu beraten, in die Luft. Dieses furchtbare Ereignis soll die Reichen aufrütteln. Aber er bezweckt durch seine Tat nur das Gegenteil von dem, was er erhofft hat. Sein Dynamitattentat erweist sich als ein ebenso schlechtes Heilmittel für den kranken socialen Organismus, wie die Gebetskette des alten Sang für den siechen Körper seiner Frau. Aus den Trümmern steigt der Geist der Verzweiflung und der Rache empor. Die Gerechtigkeit und das Erbarmen sind dahin, klagt Rahel, die Schwester des Fanatikers, die als das einzige Glied der Familie Sang auf dem Boden der Wirklichkeit steht. Durch sie hat Björnson dem Gedanken Ausdruck verliehen, daß durch eine Gewalttat eine historisch gewordene Institution nicht aus den Fugen zu bringen ist. Wenn man will kann man aus dem Stück eher eine staatserhaltende als destruktive Tendenz folgern. Das hat die Polizeicensur in ihrem Uebereifer für des gemeinen Mannes Wol und Wehe ganz übersehen. Ob wir es noch erleben werden, daß die größte Gedankendichtung unserer Zeit für die öffentliche Bühne freigegeben wird?

Ueber die Aufführung sei noch kurz bemerkt, daß das Zusammenspiel ein vorzügliches war, was bei einer Bühne, die über kein ständiges Ensemble verfügt, um so höher anzuerkennen ist. Die Hauptdarsteller boten zum Teil Glanzleistungen dar. Herr **Klein** vom Lessingtheater hatte seine Rolle als Führer der Fabrikanten bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet, Frau **Steinert** spielte die Rahel mit einer überzeugenden Echtheit. Herr **Licho** von der Secessionsbühne hatte den schwärmerisch beanlagten Elias in fast allen Partien richtig erfaßt. Dagegen war das Spiel des Herrn **Taubert** nicht frei vom Pathos, im letzten Akt, als er gebrochen an Körper und Geist auftrat, wirkte er am überzeugendsten.

J. G.



Chronik.

Eugen Reichel's „Kleines Gottsched-Denkmal."

Dem großen Bibliothekwerk „Ein Gottsched-Denkmal", das an dieser Stelle (Nr. 32—34) bereits eine eingehende Würdigung erfahren hat, ist bald eine kleinere Volksausgabe gefolgt. Eugen Reichel, eine Kampfnatur, wie wir sie in unseren Tagen nur selten antreffen, hat sich einer Aufgabe unterzogen, die ihn trotz aller Anfeindungen und des gehässigen Totschweigens seines Werkes eine besondere Stellung in der neueren Litteraturgeschichte sichern wird. Es gehört schon ein außerordentlicher Grad von Charakterstärke dazu, das eigene Lebenswerk dem einer großen Erscheinung der Vergangenheit hintanzusetzen. Eine solche ist Gottsched, der vielgeschmähte und verkannte Reformator des deutschen Schrifttums. In dem „Kleinen Denkmal" hat Reichel mit Geschick einen Ueberblick über sein Lebenswerk und seine Ideenwelt gegeben. Außerordentliche Verdienste hat sich Gottsched um das deutsche Theater erworben, das zu seiner Zeit kaum mehr als ein Tummelplatz für allerlei fahrendes Volk und Possenreißer gewesen ist. Gottsched ist der erste deutsche Schriftsteller und Künstler gewesen, der wie nach ihm auch Schiller, das Theater als eine hochideale Angelegenheit und als ein Kulturfaktor allerersten Ranges betrachtet hat. Reichel bezeichnet es als eine revolutionäre Tat, daß Gottsched, der Professor, der sogar noch Predigten halten mußte, mit dem Theater in persönliche Beziehungen trat. Aber sein Verdienst reicht noch weiter. Er hat nicht nur die deutsche Bühne von den anrüchigen Elementen befreit, sondern auch dem Kunstwerk der Zukunft den Weg gebahnt. Ihm war die dramatische Kunst eine „Lehrerin des Sittlichen", daher stellt er in seiner „Kritischen Dichtkunst" die Natur als das Vorbild und die Lehrmeisterin der Kunst hin, die Bühnenkunst soll ein Bild des wirklichen Lebens geben, für den Ausdruck des höchsten Affektes fordert er das einfache Wort, den Monolog, „das Beiseite-Sprechen" will er verbannt wissen. Durchaus modern muten uns diese Worte an, die nach ihm immer wieder ertönt sind, so oft sich die Kunst in einen leeren Formalismus verrannt hat.

Gottscheds Verdienste um die deutsche Litteratur sind ungezählte, er ergriff zuerst die Idee einer klassischen deutschen Gesamtlitteratur und germanistischen Wissenschaft und er schuf, wie Waniek sagt, den nötigen Vorrat zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst, ein Quellenwerk ersten Ranges, das oft von denen geplündert wurde, die den Verfasser nur zu schmähen wußten. Er hat außerdem als erster die Vorstellung einer organischen Entwickelung der Sprache gefaßt und der etymologischen Sprachforschung Bahn gebrochen.

Was Gottsched als Popularisator der Philosophie und Naturwissenschaft, als Förderer einer gemäßigten Frauenemancipation und namentlich als Verfechter der Toleranzidee geleistet hat, hat Reichel in seinem „Kleinen Denkmal" nur andeuten können. Seine Ausführungen genügen aber, um in dem aufmerksamen Leser eine Vorstellung von dem Manne zu erwecken, der, wenn er heute aufgetreten wäre, zu den vorgeschrittensten Geistern unserer Zeit zählen würde. Ein wahrhaft moderner Geist spricht aus seiner Rede „Von dem verderblichen Religionseifer", die er gehalten hat in einer Zeit der unduldsamsten Pfaffenherrschaft. „Soviel ich Religionen in der Welt wahrnehme, soviel feindselige Parteien erblicke ich, die nichts als Gift und Galle, die nichts als Eifer und Rache in ihren Herzen kochen", ruft er schmerzlich bewegt aus. Oder: „Das meiste Blut, so jemals die Erde in sich getrunken hat, ist durch die Religion vergossen worden. Ich sage noch mehr! Die Religion allein hat mehr Menschen gefressen, als das Schwert jemals ermordet, als das Wasser jemals ersäufet, als das Feuer jemals verzehret hat. . . . Was soll ich von Europa sagen? Dieser unselige Weltteil ist vor allen andern allezeit ein Sitz und Schauplatz des allergrausamsten Religionseifers gewesen. . . . Und wie? rauchen die Scheiterhaufen nicht noch, die das entsetzliche Inquisitionsgericht seit so vielen Jahren anzünden lassen."

Gottsched ist der wirkliche Revolutionär auf dem Boden des deutschen Gemütslebens gewesen und nicht Lessing, der als der Nathandichter nur als ein Epigon Gottscheds anzusehen ist. Ueber die Beziehungen dieser beiden Männer zu einander ergeht sich Reichel in einer wol nicht ganz objektiven Schilderung, aber er charakterisiert dennoch den Journalisten Lessing, mit seinem „leicht über die Oberfläche der Dinge hingleitenden, boshaften, selbst vor Verleumdungen nicht zurückschreckenden Witze" durchaus richtig. Lessing hatte den Ehrgeiz, eine litterarische Rolle zu spielen und er arbeitet, um dieses Ziel zu erreichen, mit nicht immer ganz einwandsfreien Mitteln. In unerhörten Schmähungen ergeht er sich über Gottsched, diesen „patriotischen Mistträger", den „Schandfleck der Natur", der „dümmer als ein Hottentot" sei; aber das alles hält Lessing nicht ab, die Toleranzidee des vielgeschmähten Mannes in seinem „Nathan" zu verarbeiten. Es ist hier nicht der Ort, die Bedeutung der beiden Männer zu einander abzuwägen, soviel steht aber fest, daß, wäre der charakterfeste, große Ideen verfechtende Gottsched nicht durch wer weiß wie viele Transaktionen in den Hintergrund gedrängt worden, wir heute nicht so arg an dem seichten Journalismus, dessen Begründer Lessing gewesen ist, zu laborieren hätten. —

Der letzte Abschnitt des „Kleinen Denkmals" enthält Auszüge aus Gottscheds prosaischen und poetischen Schriften. Als Poet mag Gottsched wol mit Recht angefeindet werden, dafür bergen aber seine prosaischen Schriften eine solche Fülle von Lebensweisheit und zeugen von einer so großen Ehrlichkeit der Gesinnung, daß man ihm seine mißlungenen poetischen Versuche wol verzeihen kann. —

Das Charakterbild des großen Reformators der Deutschen steht heute dank der uneigennützigen Arbeit Reichels, der ihm der drohenden Vergessenheit — wir dürfen wol hoffen, — für immer entrissen hat, klar vor uns. Nun ist es Sache des deutschen Volkes, sich seines großen Vorkämpfers würdig zu zeigen, indem es für die weiteste Verbreitung seines Lebenswerkes eintritt. Der mäßige Preis der Volksausgabe (Berlin, Gottsched-Verlag, 1900, broschiert 2 Mark) ermöglicht es jedem, sich in den Besitz desselben zu setzen.

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

P. J. Möbius. Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Halle a. S. Verlag von Carl Marhold, 1901. Preis 1 Mark.

Paul Neumann. Nieder mit dem Realismus. Berlin. Verlag von Hermann Walther, 1900. Mk. 1,20.

Carl Haberkalt. Der kommende Mensch. Neue Ausblicke auf die Zukunft des Menschen. Leipzig. Ernst Günthers Verlag, 1901. Mk. 2,—.

J. Hörhager. Das Werden der Welt als Entwickelung von Kraft und Stoff. Ebendaselbst. Mk. 2.—

Karl Bleibtreu. Byrons Geheimnis. Drama in 5 Akten. Th. Schröter Verlag. Zürich und Leipzig, 1900.

Hamerlings Werke. Volksausgabe in 4 Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Michael M. Rabenlechner. Lfg. 1. Preis 50 Pfg. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.

John Ruskin. Die sieben Leuchter der Baukunst. Aus dem Englischen von Wilhelm Schoelermann. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig. 1900. Mk. 6,—.

W. Kreuzfahrer. Die Quitzows. Historisches Drama in zwei Abteilungen. Berlin SW. In Kommission bei Georg Nauck. 1900.

Hugo Lissauer. Reise-Momentbilder in Versen. Verlag von Emil Goldschmidt. Berlin W., 1900.

Vincenz Chiavacci. Wiener Leut' von gestern und heut'. Wien. Verlag von Robert Mohr. 1901.

Ed. Pötzl. Moderner Gschnas und andere Wiener Skizzen. Ebendaselbst.

Friedrich Kurt Benndorf. Hymnen an Zarathustra und andere Gedicht-Kreise. Verlag von C. G. Naumann in Leipzig, 1900.

Zur Beachtung!

Alle Schriftstücke (Manuskripte, Zuschriften, Briefe ꝛc.) bitten wir zu richten:

An die Redaktion des „Magazin für Litteratur", Berlin W., Alvenslebenstr. 17.

Nicht verlangten Manuskripten ist das Rückporto beizufügen. Die Redaktion des „Magazin für Litteratur".

Freie Litterarische Gesellschaft.

Am 25. November (Totensonntag) im großen Saale des Architektenhauses.

Anfang präzise 8 Uhr:

I. **Vortrag** des Herrn Dr. Rudolf Steiner: Dem Gedächtnis Friedrich Nietzsches.

II. Fräulein Luise Dumont vom Deutschen Theater: Recitation aus Nietzsches Gedichten und Zarathustra.

Der erste Vorsitzende
Otto Erich Hartleben.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



Das Magazin für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: **Johannes Gaulke** und **Franz Philips**.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. **Anzeigen 40 Pfg.** die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. | Berlin, den 1. Dezember 1900. | Nr. 48.

Inhalt:

Individualismus und Künstlertum.

(Als Fortsetzung von „Formel und geistiger Wert“.)

I.

Der Egoismus gilt als kulturfeindlich. Wir müssen uns kurz über den Begriff der Kultur einigen.

Der Wilde lebt allein seinen Trieben. Da sich die Triebe der einzelnen kreuzen, entsteht ein gegenseitiges Mißtrauen, das die Vereinigung zu gemeinschaftlicher gegenseitiger Förderung verhindert. Nur bei Völkern, in deren einzelnen Gliedern die Wünsche einigermaßen parallel laufen, ist die Vereinigung möglich. So entsteht ein Organismus, der seine Funktionen mit großer Regelmäßigkeit verrichtet, die Civilisation. Sie zwingt den Einzelnen zu Konzessionen, um Störungen der Maschine zu vermeiden. Die Maschine wird zur Hauptsache, die Individuen werden ihr geopfert. Die Civilisation fördert das Wol der mittelmäßigen Köpfe; sie bleibt beim Nützlichen stehen. Das am vollkommensten civilisierte Volk sind die Chinesen. „Sie lieben die Wissenschaft, insoweit sie unmittelbar Verwendung findet“ (Gobineau). Daher blüht bei ihnen die Fachlitteratur: „Reiseführer, landwirtschaftliche Encyclopädien, Bücher über die Zucht von Seidenwürmern, beschreibende Werke und detaillierte statistische Verzeichnisse.“ Daher „werden bei ihnen seit Jahrhunderten in den großen Grenzstädten Schulen errichtet, in denen 8—10 Sprachen zugleich gelehrt werden.“ Wir sehen die Civilisation arm an Genußwerten; sie schafft nur Sicherheit und eine gewisse dumpfe Behaglichkeit innerhalb bestimmter Grenzen.

Höher organisierte Völker suchen nach Genußwerten. Ihnen genügen die Genüsse nicht, die in den Dingen selbst liegen und für die unsere Organe sich nur zu leicht abstumpfen. Sie streben nach einer Erweiternng der Herrschaft über die Dinge und werden ihrer Herr durch Nachdenken und Nachschaffen. Durch erweiterte Begriffsbildung gewinnen sie ihnen neue Seiten ab, und pressen schließlich das Leben, um es zu bewältigen, in eine geistige Form. So entstand die Kunst. Zu dem Genuß an der Tatsache tritt die Freude an der Form, die unendlich variabler ist als der Inhalt, der doch im wesentlichen fest gegeben ist. Wir erkennen die Kunst als gesteigerten Willen zum Leben und somit gesteigerten Willen zur Macht. Da die fortwährende Nüancierung und Neuformung aber durch Eigenheit der Auffassung bedingt ist, muß notwendig die erste Forderung die eigener Persönlichkeiten sein. Darnach ist ein Abzeichen der Kultur der Kultus großer Persönlichkeiten, da sie unsern Reichtum an geistigen Genußwerten vermehren. Die moderne Geschichtswissenschaft will uns an die Evolution glauben lehren und leugnet Zufall und große, selbstherrliche Persönlichkeiten. „Heutzutage liebt man die großen Einheiten, die ungeheuren Massen, in welchen die alleinstehenden Wesenheiten verschwinden. Das denkt man sich als den Ertrag der Wissenschaft.“ (Gobineau.) Wir betrachten die Massen als durch die Formel gefangen und getrieben, ziehen uns aus der Vergangenheit die Lehre, wie sie zu behandeln sind, und überlassen sie im übrigen mit Nietzsche „dem Teufel und der Statistik.“ Weil die Ganzgroßen aber dünn gesät sind und sich nicht züchten lassen, wirkt die Kultur im wesentlichen dahin, eine Reihe feiner und bedeutender Geister großzuziehen, die zur Aufnahme neuer Genußwerte fähig sind und so die Existenz der Kunst sichern. Demnach verstehen wir unter Kultur den Zusammenschluß geistig hochveranlagter Menschen zum Zweck, die Erhaltung der Genußwerte zu garantieren, deren höchster die Kunst ist.

Daß der Zweck der Kultur wirklich nur dieser sein kann, sehen wir daraus, daß uns aus den vergangenen Zeiten nur die Genußwerte lebendig geblieben sind. Alle ästhetischen und künstlerischen Werte, im weitesten Sinne genommen, haben wir gerettet. Der nackte Mensch des Altertums, der Naturgenuß der Renaissance, das Pittoreske und der Reiz der Fläche und des Lichtes, die graziöse Magerkeit Botticellis und die Gewaltigkeit Michelangelos, der freie englische Park und die abgezirkelte Gartenkunst des Barock und Rococo, eine gotische Kirche und ein italienischer Palazzo, ein schwerer Eichenschemel und eine Gartenbank in Empire vermögen in gleicher Stärke auf unsere Geschmacksnerven zu wirken. Wir verstehen ästhetisch die Mystik des Katholizismus und die Kraftfülle Luthers. So ist uns die ganze Weltgeschichte ein Compendium der gewesenen Genußwerte. Die Wissenschaft ist nur die Pförtnerin, die uns die Thore öffnet.

Angesichts dieses Resultates muß der Egoist, der nur sehr bedingt ein Freund der jeweiligen Civilisation ist, unbedingt ein Freund der Kultur sein; er würde sich durch ihre Bekämpfung aufs schwerste schädigen. Verkennt er den Wert des geistigen Genusses, so ist er ein Dummkopf, der an seiner eigenen Ohnmacht notwendigerweise zu Grunde gehen muß.

II.

Wir suchen Lebensinhalt. Deshab streben wir in unserem und in dem Leben anderer immer neue Wahrheiten zu entdecken. Wir haben aber gelernt, daß man das Leben, um es zu erkennen, nicht nur betrachten, sondern leben muß. Leben ist eine Kette von Sensationen. Wer sich finden will, muß sich aufgeben können; das verlangt die Kunst von uns wie das Leben. Gehen wir nun der Auffindung neuer und eigner Werte in Kunst und Leben nach.

Wir operieren, um uns zu verständigen, mit Begriffen. Die Begriffe sind nicht a priori, aber wir rechnen mit ihnen, wie mit gegebenen Größen. Sobald ein Begriff einmal formuliert ist, gewinnt er eine selbstständige Existenz. Wer neue Begriffe hervorzubringen fähig ist, vollbringt eine unvergängliche Tat. Deshalb bemessen wir den geistigen Wert eines Menschen nach den Gedanken, die er selbständig zu formulieren imstande ist.

Es giebt Leute, die vermeinen, sie hätten Gedanken und vermöchten sie nur nicht auszusprechen. Ibsen hat den Typus in Ulrik Brendel festgelegt, dessen beste Bücher immer noch nicht geschrieben sind. Er ergeht sich in vagen Träumereien und vermag das Geahnte nicht zu fassen. Mancher will ganze Bände über einen bestimmten Stoff schreiben und sieht keinen einzigen Gedanken klar vor sich. Alle diese Leute irren sich gründlich: was man nicht aussprechen kann, hat man nicht. Man täuscht sich über nichts leichter als über sein geistiges Vermögen. Die Eindrücke sind übermächtig. Gelesenes, Gehörtes und Gesehenes verdickt sich in ihren Köpfen zu einem trüben Brei, und wenn eine vage Ahnung an die Gehirnwände schlägt, glaubt mancher, es dämmere ihm eine eigene Idee. Oft versucht er nicht einmal, sie mit fester Hand zu packen; denn er ahnt dunkel, daß er sich getäuscht sehen möchte.

Neue Gedanken entstehen auf zwei verschiedenen Wegen. Der am häufigsten beschrittene ist der der Kombination, des logischen Schlusses. Auf diese Weise denken in der Regel die Leute, die ein festes System konsequent ausbauen. Das wesentliche hierbei ist Sorgfalt; schon vorhandene Schlußformen werden angewandt, um einen neuen Inhalt weiter zu bilden. Das ist der Werdegang der meisten wissenschaftlichen Arbeiten.

Der logischen Denkform gegenüber steht die intuitive. Die Synthese ist vor dem logischen Schlusse fertig. So sind die meisten wirklich neuen philosophischen Systeme entstanden; die logische Beweisführung ist das posterius. Diese Art des Denkens ist stets originell, weil stets persönlich. Sie hat die wichtigsten Resultate geliefert; und Bacon ging so weit, zu behaupten, daß in einer Wissenschaft nicht mehr viel geleistet werde, sobald man beginne, sie systematisch zu treiben. Selbstverständlich werden die Ergebnisse auch durch Schlüsse gewonnen, aber durch unwillkürliche, die dem Denker oft so wenig zu Bewußtsein kommen, daß er sie gar nicht weiß oder schnell wieder vergißt. „In meinem Kopfe leben noch Eindrücke längst abgeschiedener Ursachen," sagt Lichtenberg; und Nietzsche: „Ist denn mein Erleben von gestern? Das ist lange her, daß ich die Gründe meiner Meinungen erlebte. Müßte ich nicht ein Faß sein von Gedächtnis, wenn ich auch meine Gründe bei mir haben wollte?" Will der Denker seine Ansichten dann auch ableiten, so vergreift er sich leicht in der Begründung, und mancher glaubt ihn zu widerlegen, der doch nur die vorgeschobenen Gründe widerlegt. Ihn selbst zu widerlegen ist unmöglich, man müßte ihn denn vernichten.

Diese Denkform ist dem Künstler eigen. Er kann sich nicht selbst in dem Augenblick abschreiben, wo der Eindruck auf ihn eindringt. Der Typus des abschreibenden Pseudokünstlers ist von Keller im Viggi Störteler beschrieben. Viggi geht mit dem Notizbuch aus und sammelt Eindrücke, beschreibt einen Stein oder Baum genau nach der Natur und bemerkt vorsorglich dazu, wo die Schilderung vielleicht zu verwerten sei. Das ist das Verfahren naturalistischer Stümper; sie schildern die Ecke Wirklichkeit, aber nicht „gesehen durch ein Temperament". Das ist eben das Abzeichen des Künstlers. Böcklin ist nie wirklich und doch immer wahr. Die Eindrücke versinken in ihm und treten dann plötzlich wieder hervor, anders geworden, neu. Seine Motive haben vielleicht viele gesehen, was er daraus macht, niemand. Es ist zu dem von der Natur gegebenen der geistige Mehrwert getreten. Wer unter dem unmittelbaren Druck der Erregung arbeitet, stümpert stets. Storm hatte das sehr genau erkannt und hat es auch in seinem Briefwechsel mit Hermione von Preuschen ausgesprochen. Er ließ seine Gedanken ausreifen; daher treten dieselben Wendungen manchmal an verschiedenen Stellen seiner Werke zu Tage, sie sind durch Assimilierung ein Teil seiner selbst geworden. Wenn der junge Goethe nachts aufstand, um ein Gedicht niederzuschreiben, ist es fertig geworden, ohne daß er es merkte. Er hat Eindrücke und Motive 30 bis 40 Jahre mit sich herumgetragen, bis sie fertig wieder hervortraten. Dieselbe Erscheinung finden wir bei Nietzsche:

Wer vieles zu verkünden hat,
Schweigt viel in sich hinein.
Wer einst den Blitz zu zünden hat,
Muß lange — Wolke sein.

Daraus erklärt sich auch die fabelhafte Schnelligkeit, mit der er gewisse Teile seiner Werke niedergeschrieben hat. Sie lagen in ihm fertig und bereit. Man findet

in so entstandenen Werken Sprünge, aber keine leeren Stellen.

Das unbewußte Schließen, das plötzliche Auftauchen neuer Gedanken aus unbekannten Tiefen ist das Zeichen des Genies, der geistigen Eigenart.

III.

Um das Leben zu kennen, muß man sich ihm hingeben, ja, man muß sich preisgeben können. Denn jeder tiefe Genuß ist ein Erleiden; nicht wir haben den Genuß, sondern der Genuß hat uns. Deshalb kann es eine der tiefsten Genußquellen sein, erniedrigt und vergewaltigt zu werden. Die Frauen begreifen das besonders leicht. Hilde Wangel im „Baumeister Solneß" spricht es aus: Es ist nicht so herrlich für den Wikinger, schöne Frauen zu rauben, als für die Frauen, gezwungen zu werden. Marie Bashkirtseff sagt ähnlich: „Ich liebe die Welt mit allen ihren Jämmerlichkeiten, und trotz aller ihrer Jämmerlichkeiten, und vielleicht — wegen ihrer Jämmerlichkeiten." Frau Marie Grubbe lebt einer ähnlichen Erkenntnis nach. Aber auch Hamsun fühlt ähnlich: „Zuweilen kann es einem ein Genuß sein, wenn man an den Haaren gezerrt wird" — und: „Ja, ich halte es aus, denn ich liebe die Hand, die mich zerrt." Nietzsche in seinem „Nachtliede" schmachtet nach Erniedrigung: „Licht bin ich: ach, daß ich Nacht wäre! Aber das ist meine Einsamkeit, daß ich von Licht umgürtet bin. — Ich kenne das Glück des Nehmenden nicht; und oft träumte mir davon, daß Stehlen noch seliger als Nehmen ist." Hier liegen die Quellen des Glücks, das Asketen und Märtyrer auskosten. „Erst ein Leben voller Schmerzen und Entsagungen lehrt uns, wie das Dasein ganz mit Honigseim durchtränkt ist: weshalb die Askese nicht selten aus einem verschmitzten Epikuräismus gewählt sein mag (Nietzsche)." Es ist ein Risiko, sich in solche Tiefen zu stürzen, denn in ihnen lauert die Selbstvernichtung. Aber wer wieder in die Höhe kommt, ist stärker und reicher geworden. Der Schwache wird von den Leidenschaften zermalmt, wir glauben an unsere Stärke. Täuschen wir uns, so gehen wir eben zu Grunde oder werden — Philister. Und eine Probe ist nötig. „Solchen Menschen, welche mich etwas angehen, wünsche ich Leiden, Verlassenheit, Krankheit, Mißhandlung, Entwürdigung — ich wünsche, daß ihnen die tiefe Selbstverachtung, die Marter des Mißtrauens gegen sich, das Elend des Ueberwundenen nicht unbekannt bleibt; ich habe kein Mitleid mit ihnen, weil ich ihnen das Einzige wünsche, was heute beweisen kann, ob einer Wert hat oder nicht — daß er Stand hält . . . (Nietzsche)."

Jede wahre Leidenschaft überwältigt uns. In unsre Seele fließen immer neue Ströme von Sensationen, die wir weder ein- noch zurückzudämmen vermögen. Deshalb macht die Leidenschaft während ihrer Dauer unproduktiv. Sie schafft ein Chaos, aus dem wir vergebens bestimmte Gebilde zu formen streben. Alle Schöpfungen, die unmittelbar von der Leidenschaft diktiert sind, tragen Zeichen der Ohnmacht an sich. Während des Genusses sind wir Tiere, während des Schaffens Götter. Sobald die feste Gestaltung möglich ist, ist der Wirbel schon vorüber; die Seele sieht in einem Traumzustande die Vorgänge greifbar vor sich. Der Inhalt wird in Form umgesetzt; aber Inhalt muß eben da sein, da es ohne ihn keine Form gibt.

Es ist nun merkwürdig zu sehen, wie wenig besonders junge Männer von ihren sogenannten Leidenschaften haben. Sie gehen nicht darin auf. Der physische Zwang, der uns alle treibt, wird befriedigt — und im übrigen betreiben sie ihre Leidenschaften wie Essen, Trinken und Schlafen, nach gewohnheitsmäßiger Regel. Die Weiber sind den Männern im Auskosten der Leidenschaft im allgemeinen überlegen; denn sie sind die Preisgegebenen und wollen das, wofür sie so viel opfern, wenigstens ganz haben. Sie bleiben wahr; der Mann lügt in neunzig Fällen von hundert, weil es ihm zu leicht gemacht ist und er nicht warten mag, bis der Taumel über ihn kommt. Er drängt Tag für Tag nach seinem Ziele hin, immer gewohnheitsmäßig; das Weib gibt sich hin erst in dem Augenblicke, wo sie muß.

Menschen, die sich ihre Leidenschaften vorlügen, vermögen durch ein künstliches System der Unterbrechung Ruhepausen zur Betrachtung ihrer selbst herbeizuführen, in denen sie ihre Empfindungen abschreiben. Man erkennt solche Produkte daran, daß sie gähnende Leere durch konventionelle Form zu verdecken suchen. Sie machen auf jede „Phase" ein Gedicht. Der wahre Künstler läßt seine Seele voll werden, so daß er schließlich seiner Fülle einen Ausweg schaffen muß. Die Sattheit, die die Leidenschaft tötet, bringt die Möglichkeit des Schaffens. Da der Zufluß neuer Sensationen den ganzen Menschen ändert, schaut er das Erlebte auch anders, und hier hat die Umwandlung, die jedes Kunstwerk von der Empfängnis bis zur Geburt durchmacht, eine ihrer Wurzeln. Ich möchte „Leidenschaft" nicht etwa nur sexuell gefaßt wissen; jedes große Sichaufgeben gehört hierher, und sei es auch das an einen Gedanken oder an einen Traum. Um seine Leidenschaften auskosten zu können, muß man in die verborgensten Winkel der eignen Seele hineinsehen können. Sti Høg in „Frau Marie Grubbe" ist so ein Genießender, der „sich beständig selbst betastet". Unter den Künstlern sind ausgesprochene Typen dieser Gattung Nietzsche und Hamsun.

Selbsterleben gibt dem Künstler erst voll die Fähigkeit, andere Personen durch- und durchzuschauen. Wir sagen: Goethe kennt die Frauen. Durch bloße Beobachtung wäre das unmöglich, durch Betrachten und logisches Schließen läßt sich das Widerspruchsvolle nicht ergründen; es ist dazu ein Erraten notwendig. Wir sagen sehr richtig: Der Künstler „hat sich in seine Gestalten versetzt". Er hat die Gabe, fremde Individualitäten mitleben zu können. Goethe erklärt das durch „Anticipation": „Hätte ich nicht die Welt durch Anticipation in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben." Was sonst nur Götter können, sich unter Abstreifung der eignen Individualität inkarnieren, der Künstler kann es auch, während er leidet, d. h. während er seine Eindrücke in sich aufnimmt. Diese Variabilität der Persönlichkeit ermöglicht es ihm, in Abgründe zu leuchten, in die er nie selbst hinabgestiegen ist. Es gibt ein inneres Erleben und Miterleben, dessen Quellen wir nicht sehen, die wir nur in verborgenen Tiefen rauschen hören. Damit hängt es zusammen, daß Goethe dem Seelenwanderungsgedanken als einer eminent künstlerischen Vorstellung nahe stand; wie er zu Charlotte sagen konnte:

„Ach — du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau —"

so drückt sich Dehmel ähnlich aus:

„Du schienst mir plötzlich so verwandt,
So vorbekannt —
Vielleicht aus einem andern Reich."

Storm ist der Künstler, bei dem das innere Schauen das tatsächlich Erlebte überwächst. Durch eine tiefe Hingabe an die Dinge sieht er ihre Zusammenhänge plötzlich in voller Klarheit vor sich. Oft knüpfen seine Schöpfungen an gegebene Oertlichkeiten an, wie häufig in der Sage; aber während diese vielfach das krampfhafte Streben nach Erklärung verrät und oft nichts als eine auf logische Reihen aufgebaute Ausdeutung ist, hat Storm die Zusammenhänge, in die er das Motiv stellt, intuitiv gesehen. So betrachtet, ist er einer unsrer vollkommensten Künstler, weil er, ohne sich auszugeben, so viel Persönliches zuzusetzen hat.

Es gibt noch eine zweite Art, sich über die Dinge zu erheben: indem man das Lächerliche in ihnen herausfindet. Wenn der klügste, überlegenste Mensch eine Lächerlichkeit begeht, fühlen wir uns über ihm. Es liegt eine große Gewähr inneren Wachstums darin, wenn man in sich selbst Lächerlichkeiten entdeckt. Wir werden dadurch manche Fessel gründlich los, und es ist ein erhebendes Gefühl, zu wissen, daß man lächerlich — gewesen ist. Der Witz ist namentlich als Kampfmittel zu gebrauchen, obwol er oft sehr billig ist; denn man kann an jeder Sache etwas Lächerliches finden, wenn man sie nur von einer Seite betrachtet oder das Unzulängliche gar erst hineinbringt. Diese geistige Ueberlegenheit wird zur Kunst, wenn sie ins Groteske oder Humoristische übergeht. Es schien mir immer eine sehr feine Erkenntnis, wenn Aristoteles den „gemeineren Charakteren" ihren Platz in der Komödie anweist; das ist geschmackvoller als die Art vieler heutiger Litteraten, in die dicksten Köpfe geistige Werte und ungeheure Tragödien hinein zu legen. Ich kann nicht in jedem Steinklopfer einen Helden sehen; aber oft sehe ich in ihm das Tier. Seine Triebe allein können mich fesseln, weil ich sie, umgesetzt und verfeinert, aber doch vorhanden in mir fühle. Nur bei ihren Ausbrüchen stehen wir auf gleichem Boden; sonst ist er unter mir. Ich betrachte ihn vielleicht mit Liebe, gewiß mit Ueberlegenheit. Humor kann, ohne zu verlieren, herzlos sein, wie er nach Goethes Meinung wirklich war. Keller schildert weder die drei gerechten Kammacher und Züs Bünzlin, noch John Kabys mit einem Herzen, das warm für sie schlägt. Seine Ueberlegenheit schützt ihn aber auch ein- für allemal vor der billigen Rührseligkeit, die dem Humor als dauerndes Abzeichen „die Thräne ins Wappen" gebracht hat. Die groteske Kunst steht vielleicht vor einer neuen Blüte. Nietzsche bewährt auch hier seinen treffenden Blick: „Wir sind das erste studierte Zeitalter in puncto der „Kostüme", ich meine der Moralen, Glaubensartikel, Kunstgeschmäcker und Religionen, vorbereitet, wie noch keine Zeit es war, zum Karneval großen Stiles, zum geistigsten Faschingsgelächter und Uebermut, zur transcendentalen Höhe des höchsten Blödsinns und der aristophanischen Welt-Verspottung. Vielleicht, daß wir hier gerade das Reich unserer Erfindung noch entdecken, jenes Reich, wo auch wir noch originell sein können, etwa als Parodisten der Weltgeschichte und Hanswürste Gottes." Ich kenne nichts, was sich besser auf Paul Scheerbart anwenden ließe.

Hans W. Fischer.

Fabeln.

Der Igel und die Stachelschweine.

Mit vielen Tieren lebt in einem Wald
Ein braver Igel, bieder, treu und ehrlich.
Doch ach! sein Leben ward ihm arg beschwerlich,
Zu Schimpf und Qual wurd' ihm sein Aufenthalt.
Denn alle Tiere schmähten und schimpften:
„Da kommt Herr Struppig!" ging das Naserümpfen.

„Pfui!" schrie der Has, „du häßlich Borstenvieh!"
— Die Krähe frug: „Wo läßt du dich rasieren?
Von dieser Schabkunst möcht' ich profitieren!"
— „Seht doch den Cactus, schönern sah man nie!"
Das Wiesel rief; der Dachs: „Auf mein Gewissen
Schwör ich's: er ist ein lebend Nadelkissen!"

So ging es täglich nun jahrein, jahraus.
Und täglich war der Igel still bedrückter,
Trüb schlich er durch den Wald, wie ein Verrückter —
Da riet ihm einst ein Fuchs: „Kerl, wandre aus!
Die Welt ist weit — hier wird man stets dich schelten,
An anderm Ort — vielleicht! — wirst du was gelten!"

Der Igel tut's. Er trottet brav einher
Und in der dritten Nacht im Mondenscheine
Kommt er ins ferne Land der Stachelschweine.
Eins tritt heran, ruft noch ein andres her:
„Pst!" ruft es aus, „welch' schöne Augenweide!
Sieh nur den Fremdling mit dem Haar von Seide!"

Willkommen heißt man ihn mit Sang und Tanz.
Der Igel trinkt auf Du und Du mit allen,
Er läßt sich die Begeistrung gern gefallen
Und sonnt sich warm in der Bewundrung Glanz.
Und eh' ein Jahr verging war dieser kleine
Herr Struppig Fürst im Reich der Stachelschweine.

„Ich sag Euch, Maler Meier, wandert aus!
— Ihr seht doch selber, hier in unserm München,
Da bleibt ihr stets ein Wurm im Farbetünchen,
Strengt Ihr euch noch so an, man lacht Euch aus!
Ich rat Euch gut: geht doch nach — Buxtehude,
Da, glaubt es mir, seid Böcklin Ihr und Uhde!"

* * *

Igel und Kaninchen.

Ein Igel, — übrigens ein Brudersohn,
Von dem, wovon ich jüngst erzählte —
War grad so schlimm daran. Mit bitterm Hohn
Und Spott man stets den armen Teufel quälte.
Und ganz besonders war es ein Kanin,
Das ihn zum Zielpunkt seiner Witze wählte,
Mit seiner dummen Späße Melodien
Ihn stets besang und plump ihn ankrakehlte.
So rief es eines Tags: „Marsch fort von hier!
Ich geh' nicht durch den Wald mit solchem Lumpen,
Du Struwelpeter, schmutzig Bürstentier,
Du Dornbusch du, du alter Stachelklumpen!"
— Rau, wau! Da springt ein Jagdhund übers Feld,

Sein scharfer Biß bricht dem Kanin den Nacken;
Der Igel läuft davon, der Jagdhund bellt .
Und will nun auch die zweite Beute packen.
Jetzt faßt er zu — — da sticht der Stachelzaun,
Oh weh, das schmerzt! Und ihm vergeht das Jagen,
Er läßt den Igel laufen — denn verdaun
Kann solchen Bissen selbst kein Hundemagen.
— Der Igel lauscht' noch lang dem Schmerzgebell,
Dann schob zurecht er seine Stachelmütze:
„Schmäht ihr nur immer auf mein Borstenfell,
Jetzt weiß ich doch, wozu es nütze!"

Schon mancher läge längst in einer Pfütze
Und säß als Bettler in dem Straßengraben,
Hätt' er nicht eine solche Stachelmütze!
— — Ja, ja! Es ist ganz gut, ein dickes Fell zu haben!

Hanns H. Ewers.



Hagenow und Sohn.

Drama in vier Akten

von **Johannes Gaulke.**

III. Akt.

Personen des dritten Aktes.

Treder, Braun, Keil } ältere Fabrikarbeiter.
Hoffmann, ein verunglückter Arbeiter.
I. junger Arbeiter.
II. junger Arbeiter.
Schankwirt.
Wirtin.
Frau Treder.
Kleinert, Schuster.
Knorr, Diener.
Karl Frank.
Gensdarm.
Arbeitsbursche.
Trödler. Fabrikarbeiter.

Spielt am Freitag der folgenden Woche in einer Wirtschaft. Primitive Einrichtung. Eingang direkt von der Straße in der Mitte der Querwand, rechts und links davon Fenster mit roten Zuggardinen. Parallel der rechten Wand ein Büffet mit Schnapsflaschen, Gläsern ꝛc., davor der Schanktisch mit Bierapparat und anderen Gerätschaften, am anderen Ende des Tisches Teller mit Würsten, Schinken, Käse ꝛc. Links und rechts Thüren, die linke führt ins Billardzimmer. Mehrere Tische und Stühle sind im Raum verteilt. An der linken Seite ein eiserner Ofen. Es ist Abend.

Anwesend sind der Schankwirt, Treder, Braun und Keil, die an einem Tisch zusammensitzen. Bis auf Frank sprechen alle im Berliner Jargon, jedoch verschieden nüanciert. Knorr gezierte Sprechweise.

Treder (zum Schanktisch). Wat kann's schlechte Leben nutzen! Schenk noch eens in, Fritze, eenmal jeht's Jeld ja doch zum Deibel.

Keil: Da hast du verdammt recht, un' frischet kommt nich' mehr in.

Braun: Stimmt. Ick bleibe dabei, Frank hat die Karre in 'n Dreck jeschoben. Der Streik war nu mal verkehrt anjefangen, det habe ick von vorne rin jesagt.

Keil: Wer hat früher wat von Streiks un' Jewerkschaften jewußt, un' et jing ooch.

Treder: Rede keen Blech. Wat verstehst du schon von Jewerkschaften un' wat die uff sich haben.

Keil (gereizt): Mit eenem Mal verstehe ick nischt von Politik un' Arbeetersachen — for so dumm derfst de mir nich' halten. Wenn wir nich' arbeeten, haben wir eben nischt zu essen, keen Mensch schenkt uns 'n Sechser. Un' wenn morjen die Sache nich' jeregelt is, nehme ick die Arbeet wieder uff. Schluß.

Braun: Kann uns keener verdenken, jeder muß sehn, wie er zu Rande kommt.

Treder: Wartet doch erst ab, ob morjeu keen Jeld aus Berlin kommt.

Zwei junge Arbeiter kommen lärmend ins Lokal und treten an den Schanktisch.

I. junger Arbeiter: Zwee Jroßen, Fritze. (Während der Wirt zwei Nordhäuser einschenkt, zum II. jungen Arbeiter.) Un' det kann ick dir melden, wenn wir die Streikbrecher nich' rausjraulen, sind wir uffjeschmissen .... Zum Henker mit die janze Bande (trinkt).

Wirt: Pst ... Koch nich' jleich über, Kleener, wir sind ja unter uns — schad't aber nischt — de Wände haben ofte schon Ohren jehabt.

Keil: Stimmt, Fritze, heitzudage fackeln se nich' lange, et is mancher schon von wejen sone Quaselei in 'n Kasten jeflogen (abwehrende Handbewegung) un' dafor danke ick.

I. j. Arb.: Un' wenn schon!

II. j. Arb.: Nich' det schlechtste. Wer im Kasten sitzt, is versorcht.

Hoffmann (am Stock gehend, das linke Bein zieht er etwas nach): 'n Abend (geht zum Ofen, um sich aufzuwärmen).

Mehrere Stimmen: 'n Abend' Hoffmann.

Braun: Wat machst 'n du?

Hoffmann: Wat soll ick machen! Man humpelt so weiter.

I. j. Arb.: Is dein Arm noch nich' besser?

Hoffmann: Nich' 'n Schimmer (streckt seinen linken Arm vor). Paßt mal Achtung, soweit krieg ick 'n (der Oberarm steht zum Unterarm im stumpfen Winkel), denn hat's jeschnappt. Da im Ellbogen sitzt et. Janz jrade werde ick 'n woll überhaupt nich' mehr kriejen.

Braun: Is man jut, det dein Been wieder soweit is, sonst wäre et janz verkehrt.

Hoffmann: Faul is et ooch man damit, janz werde ick die Schmerzen nie nich' los, un' manchmal is et wieder janz doof, als wenn keen Marks drinne is.

I. j. Arb.: Det jiebt's bei die Arbeet mit druff, un' hinterher is et mit die Rente ooch Essig.

Hoffmann: Wat soll ick mir darüber noch lange ärgern, nutzt mir ja doch nischt. (Zum Wirt): Schenk mir 'n kleenet Nordlicht in, Fritze, man friert sonst uff 'm Bau zum Eisklumpen.

Treder: Mach keene Jeschichten. Von wejen die Rente würde ick nich' locker lassen.

Hoffmann: Hat jar keenen Zweck nich. Wat fragen die Herrn da oben, wie't mir jeht. Den Tatbestand ham se balde 'n dutzend Mal uffjenommen, een Arzt hat mir dabei von vorne un' hinten bekiekt un' denn den Arm un' det Been begrapscht, det die Knochen man so knacksten. Un' als er damit zu Rande war, hat er jesagt: vielleicht zehn Prozent arbeetsunfähig. Det ist allens.

I. j. Arb.: Wenn du se man erst hätt'st.

Treder: Wat de Herrn am jrünen Disch sind, die haben's nich' so eilig mit unsereens; janze Berge Papier verschreiben se dabei, un' det jeht denn hin un' zurück un' nochmal hin un' zurück — un' wat kommt nachher

bei raus? Nischt nich! Wenn der Arbeeter sich nich' jleich det Gnick bricht, denn is det keen Unfall.

I. j. Arb.: Sehr richtig. Die Kerls am jrienen Disch ha'm de Weisheet mit Löffeln jefressen, von die ha'm wir nischt zu erwarten, selber müssen wir uns helfen. Wenn wir zusammenstehn, sind wir die Herrn.

II. j. Arb. (mit komischem Pathos): Einigkeit macht stark.

I. j. Arb.: Lange dauert's nich' mehr, denn pfeift's aus 'm andern Loch, denn hat die Lohnsklaverei 'n Ende. Der Anfang is schon jemacht.

II. j. Arb.: Die Hauptsache is, det wir die Indifferenten bearbeiten.

Braun: Ihr junge Kerls habt jut reden, aber habt man erst Frau un' Kinder, denn kommt's anders. Morjen is Sonnabend — un' wat denn, wenn keene Jelder rinkommen?

I. j. Arb.: Hab' keene Bange, morjen is Jeld da, so ville wir brauchen.

Braun: Davon merke ick nischt.

II. j. Arb.: Ihr habt keene Traute nich' zur Arbeetersache uff diesem Kaff. (Pathetisch) Uns gehört die Zukunft, det Kapital wird abgeschafft, keene zehn Jahre mehr, denn sind wir alle jleich.

I. j. Arb.: Die längste Zeit haben wir jeknufft (triumphierend), nachher kommt allens anders! .. Budiker, wir drinken 'ne Lage daruffhin.

Kleinert (trägt ein Paar Stiefel unter dem Arm; unter seinem altmodischen Rock guckt eine blaue Schürze hervor; beim Eintreten reibt er sich die Hände). Nee sone Kälte.

II. j. Arb.: Hurra, der Schuster.

I. j. Arb.: Man ran Schuster, et jiebt 'ne Lage.

Kleinert: Ick wollte man blos 'n Schnäpsken drinken von wejen die Kälte.

I. j. Arb.: Verstellt Euch man nich', Schuster, Ihr seid doch sonst nich so.

Kleinert: Na, wenn't nich' anders is.

Der Wirt hat sieben Gläser gefüllt und stellt sie auf den Tisch, an dem die älteren Arbeiter sitzen; man stößt mit den Gläsern an.

Mehrere Stimmen: Prost.

I. j. Arb. (dazwischen, die anderen übertönend): Hoch der Streik!

II. j. Arb.: Alle Ausständigen sollen leben!

Wirt (ängstlich): Macht's man hallwege. Ihr werdet mir noch um meine Konzession bringen; der Gensdarm hat mir so wie so schon uff'n Kieker.

Kleinert: Der Deibel is jetzt bei uns los.

Treder: Selbst dir läßt er keene Ruhe mehr uff'n Schusterschemmel, wat!

Kleinert: Na, man hört doch ooch jerne, wat in de Welt vorjeht.

I. j. Arb.: Sehr jut, der Schuster is 'n Kerl, der in die Welt paßt!

Kleinert: Bin ick ooch. Ick weeß, wat ick wissen muß, ihr seid aber alle noch zehn Meilen hintern Mond.

II. j. Arb.: Hört doch die olle Qualmtute.

Kleinert: Du Kiekindewelt kannst überhaupt noch nich' mitreden, laß dir den Wind erst mal um die Näse wehn, un' kümmere dir nich' um Sachen, die dir nischt anjehn.

I. j. Arb.: Uff'n Disch mit'n Schuster, er will 'ne Rede reden. (Gelächter.)

Kleinert (gereizt): Radauköppe seid ihr allesamt, über anständige Leite herziehn, det habt ihr traurig los, sonst aber ooch nischt nich! Jeht mir ab mit euren Streik, anständge Leite streiken nich', ihr habt ja keene Ahnung nich', wat heitzudage Not dhut. Streiken is der reenste Quatsch. Meine Meinung is, det die Konkurrenz aus de Welt jeschafft werden muß, un' det wir dafor de Innungen wiederkriegen, denn kommt allens anders. Ick habe den Fall man neulich mit'n Herrn Kommerzienrat besprochen, der is janz derselben Meinung als wie ick.

I. j. Arb.: Der Schuster hat 'ne feine Bekanntschaft, det muß man sagen.

Kleinert: Habe ick ooch. Ick bin immer for't Vornehme jewesen, man soll sich nich' wechschmeißen. Ick kiek mir meine Leite an, mit die ick verkehren dhu, un' der Herr Kommerzienrat is 'n feiner Mann, da jiebt's nischt zu tippen dran. So ofte ick ihm besuchen komme, fragt er mir: „Was macht's Jeschäft, Herr Kleinert?" — Herr Kleinert nennt er mir! Sowat importiert eenen . . .

II. j. Arb.: Quatsch mit Soße.

Kleinert (fortfahrend): Un' 'ne Cigarre spendiert er mir dazu. Ick habe ooch meine Stellen, wo man mir estimiert. (Allgemeines Gelächter.)

I. j. Arb.: 'n Schnaps für'n Schuster, Budiker.

Kleinert: Ihr habt keene Bildung nich'.

Knorr: 'n Abend, meine Herren. (Eisige Ruhe.)

Wirt: 'n Abend, Herr Knorr.

Knorr: Geben Sie mir 'n Gläschen Grogk, Herr Wirt.

Wirt: Machen wir.

Knorr (reibt sich die Hände): Kalt, meine Herren . . . Wie is mit'n Gläschen Grogk? Trinken Sie eins mit?

Stimmen: Wir danken bestens. . . . Drinken Se Ihren Suff selber . . . 'n anständiger Arbeeter drinkt nich' mit Ihnen.

Knorr (räuspert sich verlegen, dann zu Kleinert): Aber Sie werden's mir nicht abschlagen.

Kleinert (sieht nach der Uhr): Donnerwetter, ick muß ja die Stiebeln abliefern — keen Oogenblick Zeit mehr. Adjeh. (Bald darauf ab.)

Knorr (wendet sich nach einer Verlegenheitspause zu den Arbeitern): Wir waren doch früher gute Freunde.

I. j. Arb.: Det war, als Sie noch 'n anständger Kerl warn.

Knorr: Erlauben Sie mal, das ist 'ne Beleidigung (Gelächter.)

II. j. Arb.: Schmeißt 'n raus.

Wirt: Immer kalt Blut un' warm anjezogen.

II. j. Arb.: Nehmt euch for'n in Acht, er will uns ausspijonieren.

I. j. Arb.: 'n Hallunke is er, er hat uns schon öfter beim Alten verklatscht.

Knorr: Herr Wirt, man beleidigt mich in Ihrem Lokal, das werden Sie nich' zugeben

Wirt: Pst, mein Junge, du bist hier nich' alleene zu Hause, da habe ick ooch noch 'n Wort mitzureden. Hier is jeder jerne jesehn, der seine Zeche bezahlt (Weist auf eine Tafel neben dem Buffet.) Kuck dir mal an, wie wir uns stehn — 'ne anständige Latte . . . . fünf Meter siebzig.

I. j. Arb. (greift wütend in die Tasche): Denke man nich', det ick 'n Popel bin. (Wirft mehrere Thaler und Markstücke auf den Schanktisch.) Hier hast de deinen Draht, von sone Leite wie du will ick nischt jepumpt ha'm, merk dir det. Dhust ja jrade so, als wenn ick dir mit die paar lump'ge Jroschen durchbrennen will.

Wirt: Nu halte aber schon die Luft an! Du fahrst mir ja an, als wenn ick dir schon jemahnt habe.

I. j. Arb.: Verstell dir nich' un' nimm dein Jeld.

Wirt: Na, wenn de druff bestehen dhust — ooch jut. (Er zieht die Schuld ab und schiebt ihm den Rest zu.)

Treder: Zum Donnerwetter, könnt ihr euch nich' benehmijen, wie't sich jehört!

I. j. Arb.: Det is keene Art nich'. Sowat kann mir ärgern.

Wirt: Damit ihr seht, det ick nich' so bin. (Füllt eine Anzahl Schnapsgläser.) Man alle ran. (Die Anwesenden, mit Ausnahme von Knorr gruppieren sich um den Schanktisch.)

Wirt: Prost, uff jut Wetter. (Trinkt, nachdem er zuvor mit einigen angestoßen hat.)

Mehrere Stimmen: Prost. (Es kommen neue Arbeiter, die sich an den Tischen niederlassen.)

I. j. Arb. (Nachdem er sein Glas geleert hat.) Schön war't nich' von dir.

II. j. Arb.: Der Kerl da drüben hat Schuld, son Jesinnungslump verfluchter. Raus muß er.

Knorr (näher tretend): Meinen Sie mich etwa damit?

II. j. Arb.: Wem denn sonst als Ihnen.

Knorr: Daß Sie sich das nich' noch mal unterstehen!

II. j. Arb.: Jesinnungslump. Oder is Ihnen lieber Lumpenjesinnung? Suchen sich aus, wat Ihnen am mehrsten jefällt.

Knorr (in komischer Wut): Sie beleidigen mich.

II. j. Arb.: Det weeß ick.

I. j. Arb.: Mit sone Jeister soll man nich' diskurieren. Er hat über'n Streik randaliert.

Knorr: Wer arbeitet, verdient immer sein schönes Geld un' braucht nich' zu streiken.

Mehrere Stimmen: Haut ihm.

Wirt (ängstlich): Macht bloß keenen Krach nich'.

Treder (zu den Arbeitern): Man immer sachte .... (Zu Knorr): Un' Sie halten de Luft an von wejen Jeldverdienen. Wat verstehn Sie von Arbeetersachen. Knuffen Se mal wie unsereens Winter wie Sommer 'n janzen Dag über am Feier rum, denn wissen Se erst, wat arbeeten heißt. (Streift seinen Aermel hoch.) Da kieken Se sich mal meine Aerme an, die sind jezeichnet von de Arbeet. (Die Arme sind mit einer rötlich-braunen Hornhaut überzogen.) ... Fassen Se mal an, wenn Sie't nich' glooben wollen, schad't Ihnen nischt, die Kruste is ehrlich erworben.

Zustimmende Aeußerungen: Sehr richtig. — Stimmt. — So is et.

Treder (wieder auf seine Arme weisend): Det sind unsre Orden un' Ehrenzeichen.

Knorr: Geben Se sich man keine Mühe, ich höre nich' auf Ihre Aufhetzereien.

II. j. Arb.: Er is 'n Feind der Arbeetersache. (Auf Knorr losdrängend). Raus muß er.

Knorr: Daß Sie mich nicht anfassen! Ich will nichts mit Ihnen zu tun haben.

Wirt (in höchster Angst): Wenn det so weiter jeht, werde ick noch meine Konzession los.

II. j. Arb. (faßt Knorr beim Kragen und spediert ihn zur Thür hinaus). Raus mit 'n. (Mehrere Arbeiter drängen gleichfalls nach.)

I. j. Arb. (dazwischen): Keile hat der lackierte Affe verdient.

Stimmen: Den haben wir's aber jestochen. ... So balde wird er nicht wiederkommen.

Wirt (fassungslos): Ihr verjagt mir meine besten Kunden. Wenn't noch mal so kommt, kann ick meine Bude zumachen.

I. j. Arb.: Wenn dir nischt an uns liegt, brauchst bloß zu sagen.

II. j. Arb. (ihn untern Arm fassend): Jehen wir, paßt mir schon lange nich' mehr, der Budiker is ooch so eener. (Beide ab.)

Während der folgenden Unterhaltung kommt ein Trödler, schäbig gekleidet mit struppigem Vollbart, vor der Brust trägt er einen Kasten mit Streichhölzern.

Keil: Radauköppe sind die jungen Kerls allesamt. Det ist keene Benehmigung nich.

Wirt: An mir denkt keener, un ick bin et, der vor alle Gemeenheeten nachher jrade zu stehn hat.

Treder: Laßt doch die Jugend sich ausleben (mit schmerzlicher Empfindung), wir sind ja doch zu alt dazu.

Keil (zu Braun): Komm, Braun, unsere Zeit is aus. (Beide ab.)

Trödler (unter Grinsen): Streichhölzer die Herrn.

Treder (reicht ihm beim Abgehen eine kleine Münze).

Trödler: Danke die Herrn.

Der Raum leert sich, einige Arbeiter durch die Mittelthür ab, andere ins Billardzimmer.

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Berliner Kunstleben.

Bei Keller und Reiner steht gegenwärtig im Mittelpunkt des Interesses die Ausstellung des märkischen Künstlerbundes, eine Vereinigung von sieben aufwärts strebenden Bracht-Schüler. Wir haben bereits schon einmal an dieser Stelle (Nr. 45. 1899) gelegentlich seiner ersten Ausstellung vom märkischen Künstlerabende Notiz genommen. Die jungen Künstler haben die Erwartungen, die wir damals ausgesprochen haben, in allen wesentlichen Punkten erfüllt, sie sind ihren künstlerischen Grundsätzen, die in der ausschließlichen Betonung der koloristischen Seite wurzeln, treu geblieben, haben sich aber innerlich weiter entwickelt. Nach manchen interessanten Experimenten hat sich Karl Kayser-Eichberg zur vollkommenen Klarheit durchgerungen. Von seinen ausgestellten Arbeiten dürfte das Gemälde „Letzte Sonnenstrahlen" das Hauptaugenmerk auf sich lenken. Es ist eine prächtige Leistung, die ein ebenso großes technisches Vermögen wie feines Naturempfinden bekundet. — Vorzügliche Beleuchtungs- und Stimmungsbilder stellt Fritz Geyer aus, desgleichen hat Louis Lejeune in seinem „Scheidegruß" einen glücklichen Griff getan. Es ist eine golddurchwirkte Abendlandschaft, die er zu seinem Motiv gemacht hat; die figurliche Staffage bilden zwei junge Mädchen, die den in der Dämmerung verschwindenden fahrenden Gesellen den letzten Gruß zuwinken. Theoder Schinkel, dem das Götheschе Gedicht „Ueber allen Wipfeln ist Ruh" Anregung zu einem Waldbilde gegeben hat, zeichnet sich durch die Gebundenheit des Kolorits und eine scharfe Beobachtungsgabe aus, während Hans Pigullas Stärke in der poetischen Auffassung seines Sujets zu suchen ist. Etwas aus dem allgemeinen Rahmen fallen die Bilder von Felix Krause, ihm ist nicht der Vorwurf zu ersparen, daß er mit etwas gewaltsamen Mitteln Wirkungen zu erzielen sucht. August Achtenhagen's Bilder sind größtenteils stark stilisiert und haben

gegenüber früheren Arbeiten des Künstlers dadurch an Klarheit und Einheitlichkeit eingebüßt; nur die „Phantasie über eine alte Burg," ein Bild, dem eine wolige Sommernachtstimmung innewohnt, macht hiervon eine Ausnahme. —

Von den übrigen bei Keller und Reiner vertretenen Künstlern, interessiert namentlich Hans Baluschek — ich betone: interessiert, denn lieben kann man seine Kunst nicht. Baluschek ist der Schilderer der Nachtseite des Lebens und der Häßlichkeit. Abstoßend wirkt die Scene aus einem Blindeninstitut, und ebenso dürfte auch derjenige, welcher das Kunstwerk als eine ideale Ueberwindung der Natur betrachtet, von dem Fabrikausgang der Arbeiterinnen wenig entzückt sein. Dennoch bleibt aber Baluschek ein ganzer Künstler. Einen so hoch entwickelten Sinn für das Charakteristische und eine hervorragende Beobachtungsgabe, wie er, besitzen nicht viele. Schade, daß ihm gerade die unerquicklichsten Episoden am meisten fesseln! — Als ein Antipode des vorigen kann Martin Brandenburg, der eine Reihe von Kohlezeichnungen ausgestellt hat, angesprochen werden. Zwar dürfte Brandenburg eben so wenig wie Baluschek das Prädikat eines Künstlers großen Stils für sich beanspruchen, jedoch hat er vor jenem eine reichere Phantasie voraus. Ob aber auch sein Gefühlsleben mit seiner phantastischen Begabung gleichen Schritt hält, dafür muß er den Beweis noch erbringen. Vielen seiner Arbeiten haftet ein sensationeller Zug unverkennbar an und andere sind wieder zu unklar in der Konzeption, um weitere Schlüsse daraus ziehen zu können. —

Ein Künstler, der nicht mehr scheinen will, als er ist, ist Otto Eckmann, der im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums eine Ausstellung seiner neuesten dekorativen Entwürfe und Arbeiten veranstaltet hat. Eckmann hat es in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Ansehen und Bedeutung gebracht, und er erfreut sich seines künstlerischen Rufes nicht mit Unrecht, ist er doch der entschiedendste Vorkämpfer einer neuen, von der Tradition unabhängigen Stilbewegung. Es ist noch nicht lange her, seit die Schranken zwischen Kunst und Kunstgewerbe hinweggeräumt sind; noch vor einigen Jahren glaubte niemand daran, daß das Kunstgewerbe wieder zu einem kulturellen Faktor würde. Es waren aber auch die kunstgewerblichen Leistungen so epigonenhafte und so armselig in der Idee, daß sie eine ernsthafte Betrachtung unmöglich beanspruchen konnten. Daß eine wesentliche Verschiebung zu Gunsten des Kunstgewerbes eingetreten ist, hat man nicht zum geringsten Prof. Eckmann, der als Lehrer am Kunstgewerbe-Museum wirkt, zu verdanken. Wo die Wurzeln seiner Kunst liegen, ist schwer zu bestimmen, seine Berührungspunkte mit den zeitgenössischen Neustilisten des Auslandes sind nur geringe, eher scheint mir, daß er die alten venetianischen Meister gründlich studiert hat, wenigstens deutet das prächtige, stets einheitlich gebundene Kolorit seiner Teppiche und Tapisserien darauf hin. In Sonderheit sei darauf hingewiesen, daß er das Flachmuster wieder zur rechten Geltung gebracht hat, seine Motive, die meistens an Naturformen leicht anklingen, sind einfach in der Linienführung und wirken daher ungemein beruhigend auf das Auge. Es muß ein Vergnügen sein, in einer von Eckmann geschaffenen Umgebung zu leben. —

In der Novemberausstellung bei Schulte sind eine Reihe ausgezeichneter Landschaftsmaler vertreten. Da ist Friedrich Kallmorgen, Karlsruhe, mit seinen prächtigen, bis ins kleinste beobachteten Hafenbildern. Als die reifste Aeußerung seiner Kunst dürfte aber die „Flachsscheuer in Holland" angesprochen werden. Von Oskar Frenzel sei das Landschaftsbild „Nach dem Regen" erwähnt, in der die Stimmung auf das glücklichste zum Ausdruck kommt. Ein Künstler, der in Berlin bisher wenig vertreten gewesen ist, Walter Besig, Loschwitz, stellt eine Reihe in der Auffassung wie Ausführung höchst verschiedenartiger Landschaftsbilder aus. Der Mondaufgang im Walde ist ein durchaus realistisch erfaßtes Bild, ein anderes Oelgemälde „Zwischen den Felsen" ist dagegen keine exakte Wiedergabe der Natur, sondern durch das Temperament, des Künstlers verinnerlicht. Ein anderes Gepräge tragen wiederum die flott hingesetzten Pastellbilder, denen ein etwas zu angesprochen stilistischer Zug innewohnt. — Höchst decent im Ton sind die Landschaften von Alfred East, London, sie deuten weniger auf eine große Künstlerindividualität als auf einen gewissenhaften Naturschilderer hin.

Der englischen Kunst wohnt im allgemeinen eine übertriebene Akkuratesse und eine gewisse Vornehmtuerei inne. Der englische Künstler vermeidet auf das peinlichste alles, was auch nur im ernferntesten mit dem Prädikat „shoking" belegt werden könnte. Für Kraftnaturen ist in der englischen Kunst kein rechter Platz, um so stärker macht sich daher die Sensibilität bemerkbar. Aus diesem Gesichtswinkel sind auch die Porträts und Studienköpfe von E. A. Walton, London, zu betrachten. Sie sind vornehm im Kolorit, oft zu vornehm, so daß man nie recht weiß, ob es der Künstler mit sich selbst ehrlich meint, oder ob es ihm nur um die Erzeugung eines wirkungsvollen Galerietons zu tun ist. — Von ganz anderen Gesichtspunkten läßt sich Georg Ludwig Mayn, Berlin, leiten, an dessen Damenbildnis die Lebendigkeit der Darstellung, die Frische des Kolorits und nicht minder die flotte „Komposition", die Verteilung der Masse in den gegeben Raum, hervorzuheben ist.

Eine Reihe von Bildern und Studien von Wilhelm Scheuer, Düsseldorf, die teils einfarbig im Sepieton, teils mehrfarbig in Gouache ausgeführt sind, dürften wegen ihrer Frische der Darstellung die Aufmerksamkeit fesseln. Es sind vorwiegend Schilderungen geschichtlicher Episoden, wie der Umzug Napoleons in Düsseldorf oder die Friedericianischen Reiter, dann auch lebendig geschilderte Straßenbilder aus der Rokokozeit und einige landschaftliche Motive. Wilh. Scheuer verfügt über ein weites Darstellungsgebiet, was aber noch wesentlicher ist, auch über einen fein entwickelten historischen Sinn, der ihm vielleicht befähigt auch noch größere Aufgaben zu lösen. — Solches dürfte von Georg Schöbel, Berlin, nicht zu erwarten sein. Sein Episodenbild aus einer Schlacht wäre besser unterblieben. Um so mehr fesselt er uns aber als Schilderer des Kinderlebens, hier entwickelt er eine solche Fülle von Witz, Humor und Situationskomik, daß man bei dem liebenswürdigen Erzähler gerne verweilt. —

Ich will zum Schluß nicht unterlassen auch noch auf einen älteren Meister des Humors, auf Franz Defregger, dessen Werke gegenwärtig in der Akademie ausgestellt sind, hinzuweisen. Defregger ist heute kein führender Künstler mehr, unsere nervöse Zeit will von der beschaulichen Genremalerei nichts mehr wissen und der Kunst sind inzwischen auch ganz andere Aufgaben

erwachsen, aber dennoch dürfte es nicht an Leuten fehlen, die sich der älteren Meister immer noch gerne erinnern. Defreggers Kunst wird als unwahr verschrien und zweifellos hat er seine eigenen Landsleute nicht so geschildert, wie er sie einst selbst gesehen hat, sondern wie sie ihm die Phantasie vorgegaukelt hat, als er längst nicht mehr unter ihnen weilte. Seine Tyroler sind eben alle „Salontyroler", wie wir sie auf Schaubühnen und Ausstellungen sehen — sein berühmtes, viel reproduziertes und viel bewundertes Bild ist ihm zum Verhängnis geworden. Die Kunst soll jedoch nicht nur den Beschauer erbauen und zum Denken anregen, sondern ihm auch angenehm unterhalten. Und das haben Defreggers Tyroler alle getan. Hunderte und Tausende werden an sie zurückdenken, wie an die längst verklungenen Märchen der glücklichen Jugendzeit.

J. G.



Theater.

Lessing-Theater. Die Mission. Schauspiel in 3 Aufzügen von Felix Philippi. Erstaufführung am 13. November.

Ein dramatisierter Fall Dreyfus, der zwar nicht ganz so grob ist wie das seinerzeit auf einer Berliner Vorstadtbühne aufgeführte Spektakelstück „Dreyfus auf der Teufelsinsel", darum aber doch nur eine litterarische Nichtigkeit bleibt. Der „Fall Lucius-Dreyfus" spielt in der Schweiz. Der arme ehrliche Lucius ist durch die Niederträchtigkeit des Präsidenten Alexander von den Steinen (Esterhazy) zu einer langjährigen Kerkerstrafe verdonnert worden. Alle Welt, selbst die eigene Familie, gibt ihn auf, nur sein Weib und der treue Hausfreund Dr. Schanzenberg (Zola), Eigentümer der „Presse" glauben an seine Unschuld. Durch eine innerlich unbegründete Liebesaffäre und mancherlei Zufälligkeiten wird der tragische Fall zur Befriedigung der rührseligen Zuhörer gelöst. Madame Lucius entwindet ihrem Liebhaber einen ihn schwer belastenden Brief, der von einem bedauernswerten Opfer des ruchlosen Herrn von den Steinen geschrieben ist. Nun hat Madame Lucius-Dreyfus ihre „Mission" erfüllt und Herr Schanzenberg-Zola kann einen fulminanten Zeitungsartikel in der „Presse" loslassen. Er klagt aber nicht an wie der echte Zola, sondern — wie fein! — er beschuldigt. Wir wollen diese Version Herrn Philippi als eine dichterische Licenz anrechnen. — Damit auch die Lacher zu ihrem Rechte kommen, hat der Verfasser einige alte Kalauer aus den „Fliegenden" aufgewärmt. „Meine Devise beim Essen ist: reichlich und gut" oder: „Ich lese die Rubrik für Unglücksfälle nicht" — gemeint sind Verlobungsanzeigen! Es wurde furchtbar darüber gelacht und der geistsprühende „Dichter" durfte sich nach jedem Akt mehrmals verneigen. Das Theaterpublikum hat sich wieder einmal ein Armutszeugnis ausgestellt.

Die Schauspieler waren nicht mit großer Liebe bei der Sache, was bei einem so minderwertigen Stück wie „Die Mission" nicht überraschen kann. Da der „Dichter" auf jede psychologische Vertiefung seiner Charaktere verzichtet hat, so machte jeder aus seiner Rolle, was er wollte. Herr Klein benutzte die Gelegenheit, um sich als den diabolisch angehauchten Schwerenöter aufzuspielen. Frau Rosa Bertens wußte sich mit ihrer undankbaren Rolle verhältnismäßig gut abzufinden, sie spielte die weltkundige Dame mit so hinreißendem Temperament, daß man die unglaubwürdige Situation zeitweise darüber vergessen konnte. Herr Schönfeld spielte den Hausfreund in der gewohnter liebenswürdigburschikosen Manier. Viel natürlichen Takt zeigte Frl. Gertrud Eysoldt, die Freundin und Gesellschafterin der Frau Lucius. Die übrigen Rollen kamen weniger in Betracht.



Chronik.

Wie Leo Tolstoi lebt und arbeitet. Erinnerungen von P. Sergejenko. Deutsch von Heinrich Stümcke. Leipzig. Verlag von Georg Wigand.

Dichterbiographien tauchen heute auf dem deutschen Büchermarkt in solcher Masse auf, daß man geneigt ist, sie als eine Modethorheit zu bezeichnen. Es ist jedenfalls dem Menschen dienlicher, er lese die Werke eines Dichters selbst, als das, was über ihn geschrieben wird. — Das vorliegende Werk nennt der Verfasser im Vorwort — ohne den Beweis für seine Behauptung anzutreten — das bedeutsamste Erzeugnis der bisherigen russischen Tolstoilitteratur. Wir wollen nicht untersuchen, ob dem in Wirklichkeit so ist, diese Aufgabe überlassen wir gern der andächtig lauschenden „Tolstoigemeinde", die sich bemüht, ihrem Meister abzugucken, wie er sich räuspert, wie er spuckt. Den wesentlichen Bestandteil der biographischen Skizze machen allerlei Nichtigkeiten aus. Mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit schildert der Verfasser die Lebensart Tolstois, wie und was er ißt, wie er mit den Menschen seiner engeren und weiteren Umgebung verkehrt, namentlich aber mit welcher Anspruchslosigkeit er sich kleidet. Ueber die Gedankenarbeit des „Nazareners von Tula", wie er seine Ideen konzipiert und in seinen Werken verarbeitet, werden wir jedoch nicht eingehender unterrichtet. Die Schrift hat seinen starken reklamehaften Beigeschmack, was allein schon an den zahlreichen Textillustrationen erkenntlich ist. Es berührt seltsam, daß der im Bauernkittel umherlaufende, dem äußeren Tand angeblich abholde slavische Nazarener sich nichts destoweniger in allen erdenklichen Stellungen, am Arbeits- und Familientisch, beim Sport und bei der Feldarbeit hat photographieren lassen! In Tolstois Asketentum scheint ein gutes Stück Komödie zu stecken. Vom Standpunkt des nationalen Empfindens haben wir darum allen Grund, uns von dem unheilvollen slavischen Einfluß, der durch Tolstois Werke zu uns hereinsickert, frei zu machen. Wir brauchen Höhenluft zum Leben und nicht die schwüle Kerkerluft, die uns aus den Werken des slavischen Weltverbesserers entgegenweht!

* * *

Paul Neumann. Nieder mit dem Realismus!

Der Verfasser, der sich dem Publikum als Obmann einer Schar von verkannten Dichtern vorstellt, geht dem Realismus mit allen Mitteln zu Leibe. Das ist namentlich das Recht eines verkannten und unverstandenen Dichters, nur muß er mit sachlichen Argumenten heranrücken und sich vor wüsten Gemeinplätzen hüten. Die Schrift strotzt von Invektiven der gröbsten Art, die Schimpfworte hageln nur so auf die Realisten hernieder. „Es ist eine Schmach, wie die Realisten das Erbe Goethes und Schillers verwalten; aber es ist nicht weniger häßlich, wie das deutsche Publikum diesem schurkischen Treiben mit lächerlicher Ohnmacht begegnet," das ist eine Probe aus dem Pamphlet. Weiter ist der Realismus von Herrn Neu-

mann als eine Spottgeburt einer entnervten Zeit bezeichnet worden. Im 2. Teil ist Gerhart Hauptmann nach Gebühr vermöbelt worden. Die Art und Weise, wie dies geschieht, ist eine so kindische und zeugt von einem so geringen Verständnis der modernen Bühnendichtung, daß ein ernstes Eingehen auf die Kritik des verkannten Dichters nicht am Platze ist. Höchst widerlich berührt auch die, wie mir scheint, nicht ohne Nebenzweck zur Schau getragene byzantinische Gesinnung Neumanns. „Wie sehr muß unser kunstergebener Kaiser bei dem Anblick dieses jammerhaften Realismus schmerzbewegt werden?“ Die Spekulation mit der kaiserlichen Huld war das thörichtste, was der Verfasser begehen konnte. Wenn er uns dafür den Begriff des Realismus definiert und gleichzeitig seine Ziele und nicht die der verhaßten Realisten klipp und klar entwickelt hätte, dann nur könnte man seiner Sache, die ja auch ihren gesunden Kern hat, näher treten.

* * *

„Wie's gemacht wird.“

Zu diesem Kapitel können wir einen das unsaubere Geschäftsverfahren gewisser Familienblätter charakterisierenden Beitrag zum Nutzen aller Schriftsteller und Verleger liefern.

Es handelt sich hierbei um eine Wochenschrift für die deutsche Frauenwelt, „Von Haus zu Haus“, Verlag Adolf Mahn, Leipzig. Genannte Firma versendet an die Verleger sog. preisgekrönte Bücherbesprechungen mit einem Begleitschreiben, in welchem sich dieselbe anheischig macht, ein Preisausschreiben über empfehlenswerte Bücher und Prachtwerke veranstaltet zu haben, bei welchem natürlich auch das im Verlage des Adressaten erschienene Buch ausgezeichnet ist. Soweit läßt sich an dem Verfahren nichts aussetzen, dann heißt es aber weiter: „Der knapp bemessene Raum gestattet es uns leider nicht, wie wir wol gern möchten, alle preisgekrönten Besprechungen noch vor dem Weihnachtsfeste in „Von Haus zu Haus“ zum Abdruck zu bringen. . . . Sollten Sie aber geneigt sein, uns Ihre Inserate für unsere Weihnachtsnummer zu übermitteln, so verpflichten wir uns, das hier beifolgende Manuskript kostenlos im redaktionellen Teil zum Abdruck zu bringen.“ Es läuft demnach das sog. Preisausschreiben nur auf einen Inseratenfang der verwerflichsten Art ab, bei dem die Arbeit des Schriftstellers als Mittel zum Zweck dient.

Vor uns liegt eine sog. Preisarbeit über das Gedichtbuch „Humanis homo“ von Hans Leuß, das auch in unserem Blatte besprochen worden ist. Das Machwerk, in dem einige stümperhafte Gemeinplätze breitgetreten sind, ist die Arbeit eines schriftstellernden Dilettanten und daher für den Interessenten vollkommen wertlos. Wir benutzen aber dennoch diese Gelegenheit, um das litterarische Piratentum der Firma Adolf Mahn, Leipzig, an den Pranger zu stellen. Denn gerade jene Familienblätter vom Schlage der Wochenschrift „Von Haus zu Haus“, die sich an ein verhältnismäßig großes, wenn auch im ganzen ungebildetes Publikum wenden, korrumpieren die öffentliche Meinung am nachhaltigsten. — Wir hätten uns dieser Angelegenheit nicht angenommen, wenn nicht ein ernstes litterarisches Werk für den schmutzigen Inseratenfang benutzt worden wäre.

* * *

Aus dem Vereinsleben.

Der zweite Vortragsabend der „Freien Litterarischen Gesellschaft“ in Berlin am 25. November war dem Gedächtnis Friedrich Nietzsches gewidmet. Den einleitenden Vortrag hielt Herr Dr. Rudolf Steiner. Redner entwickelte in großen Zügen ein Charakterbild des einsamen Denkers, der nicht wie Goethe eine in sich harmonisch abgerundete Natur war, sondern ein Ringender, von dem das Faust-Citat „Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust“ gilt. Aus dieser Naturanlage heraus muß man Nietzsche zu ergründen suchen. Ein ausführliches Referat über den anregenden Vortrag werden wir in der nächsten Nummer veröffentlichen. — Der zweite Teil des Abends wurde durch die Rezitation aus Nietzsches Dichtungen von Fräulein Luise Dumont ausgefüllt. Die Künstlerin, die zuerst aus „Zarathustra“ vortrug, hatte die monumentale Ruhe, welche die gewaltigste Schöpfung Friedrich Nietzsches atmet, vorzüglich zum Ausdruck gebracht. Daß sie Nietzsche auch in seinen lyrischen Stimmungen verstanden hat, bewies der fein nuanzierte Vortrag seiner Gedichte. Sie wußte sowohl für die elegische Stimmung wie für die kraftvolle Ideendichtung stets den adäquaten Ton zu finden. Es gibt nur wenige Nietzscherezitatoren, die sich in den Geist seiner Dichtungen hineingearbeitet und immer den rechten Ausdruck gefunden haben. Wir können Luise Dumont, die sich in so vielen Rollen als eine mitempfindende und nachschaffende Künstlerin erwiesen hat, zu diesem neuen Erfolge beglückwünschen.

* * *

Das litterarische Leben in der Metropole Rheinlands, welches nicht so reich pulsiert als man erwarten dürfte, fand in den letzten Jahren hauptsächlich durch die Veranstaltungen der „Litterarischen Gesellschaft“ Ausdruck. Der Vorsitzende dieser Gesellschaft ist der bekannte Hofrat Fastenrath, dessen Begeisterung für die spanische Litteratur Köln die Blumenspiele verdankt, eine Veranstaltung, die wol mehr der gesellschaftlichen Unterhaltung als der deutschen Litteratur zu gute kommt. Die Blumenspiele sind nunmehr in die Satzungen der Gesellschaft aufgenommen, was für die Mitglieder das Angenehme hat, von jetzt an den doppelten Jahresbeitrag leisten zu müssen. Der erste dieswinterliche Vortragsabend leitete die Saison verheißungsvoll ein, indem Herr Redakteur Karl Freiherr von Perfall in überaus geistvoller Weise über „Marie von Ebner-Eschenbach“ sprach. Nach kurzer Schilderung des einfachen Lebenslaufes der Dichterin ging der Vortragende auf ihr litterarisches Schaffen näher ein. Er legte die Gründe dar, welche ihr das dramatische Schaffen, dem sie sich zunächst zuwandte, verleideten. Obwol sie ein nicht geringes dramatisches Talent bekundete, wurde sie dennoch in gehässiger Weise verhöhnt, und gerade die „Neue freie Presse“, welche die Dichterin jetzt in überschwenglicher Weise feierte, hatte damals redlich das ihrige beigetragen, daß Ebner-Eschenbach sich von der Bühne abwandte. Sie besaß die Hausknechtsnatur nicht, die für einen Bühnenschriftsteller einmal Vorbedingung ist. So wandte sie sich dem Romane zu, dessen Gestalten sie dem Leben der Aristokratie, dem Klein-Bürgertum Wiens oder dem Bauernleben entnahm. Man hat sie die Vorläuferin des Naturalismus genannt. Von Perfall möchte sie Realistin und Idealistin zugleich nennen. In geistreicher Weise führte der Vortragende aus, daß der Realismus den Idealismus keineswegs ausschließe, da ersterer eine Kunstgattung darstelle, letzterer eine Lebensanschauung sei. Die künstlerische Bedeutung der Dichterin bestehe in der Beherzigung des Goetheschen Wortes, bilde Menschen, rede sie nicht. Deshalb sei die Wirkung ihrer Romane die echter Kunstwerke. An diesem Abende der „Litterarischen Gesellschaft“ wurde auch der jüngsten Blumenspiele zu Saragossa gedacht, denen der Vorsitzende, Herr Hofrat Fastenrath, mit Gemahlin beigewohnt hat. Mit Befriedigung vernahmen die Anwesenden, daß die Frau Hofrat zur Blumenkönigin ernannt worden sei und der Preis für die rheinischen Dichter einem Mitgliede der Gesellschaft, Herrn Gerichtsassessor G. B. Roth, zugefallen sei für das Gedicht „die Messe Karl V.“

Am zweiten Vortragsabend sprach der Dichter Hans Eschelbach, dessen Gedichte von gewisser Seite überschwänglich gepriesen werden, über den „Niedergang des Volksliedes“. Nach einer kurzen Schilderung der Blütezeit des Volksliedes kam der Dichter auf die Ursachen des Niederganges zu sprechen. Redner brachte keine neuen Tatsachen vor. Außer der Maschine machte er die Tingeltangel und noch die Drehorgel verantwortlich. Er gab auch Wege zur Abhilfe an. Das Volkslied müsse in den Schulen, Handwerker-, Gesang- und sonstigen Vereinen gepflegt werden. Daß es aber auch noch Dichter gibt, die den Volkston zu treffen verstehen, suchte Hans Eschelbach an seinen eigenen „Vagantenliedern“ zu beweisen, die er vortrug. Eschelbach ist ein nachempfindender Dichter, aber in seinen Liedern steckt ein gesunder volkstümlicher Ton, der anspricht.

Den Hauptvorwurf, welchen man in litterarischen Kreisen Kölns gegen die „Litterarische Gesellschaft“ ins Feld führt, ist der, daß sie die modernen litterarischen Strömungen zu wenig

berücksichtige. Auch die Direktion des Kölner Stadttheaters widmet dem Schauspiele, besonders dem modernen, wenig Aufmerksamkeit. Moderne Werke, die fast jede, selbst die kleinste Bühne bringt, bekommt man in Köln entweder ganz verspätet oder überhaupt nicht zu sehen. Um nun das litterarisch gebildete Publikum einigermaßen zu entschädigen und mit der modernen Litteratur bekannt zu machen, veranstalten in diesem Winter die Herren Dr. S. Simchowitz und Schauspieler L. Zimmermann einen Cyklus litterarischer Abende, wie sie für Köln ganz neu sind. Der Vorlesung eines modernen Dramas durch eine Anzahl Mitglieder des hiesigen Stadttheaters geht voraus ein litterarhistorischer Vortrag des durch seine wissenschaftlichen Abhandlungen in der Kölner Presse bekannten Herrn Dr. Simchowitz. Es fanden bisher zwei Abende statt. Der erste Abend zeigte schon, daß diese Vorlesungen einen wichtigen Faktor im litterarischen Leben Kölns bilden werden. Der Rokokosaal des Hotel Disch war dicht gefüllt von einem Zuhörerkreis, der allerdings zu etwa ³/₄ aus Damen bestand. Dr. Simchowitz betonte in seinen Ausführungen, daß durch die Auswahl der zur Vorlesung kommenden Werke nicht gesagt sein soll, daß die Verfasser die bedeutendsten Dichter unserer Zeit seien, auch nicht, daß es makellose Kunstwerke seien. Es solle vielmehr eine Auswahl von Werken sein, in denen die geistigen und künstlerischen Strömungen unserer Zeit zum Ausdruck gelangten. Rußland, Frankreich und Skandinavien habe jetzt die Führung in der Weltlitteratur. In Italien mache sich eine neue Renaissance geltend. Zwei Richtungen ständen sich in der Litteratur unserer Tage entgegen: der Naturalismus, der das Leben naturgetreu, wie es ist, wiedergeben wolle und der Symbolismus, bei dem die Phantasie des Dichters schaffe, die Wirklichkeit außer Acht gelassen sei und das Uebernatürliche vorherrsche. Letztere Richtung, die man auch mit dem vertrauteren Worte Romantik bezeichnen könne, ähnele sehr der Bewegung am Ausgange des vorigen Jahrhunderts. Aber während diese damals in Deutschland entstanden sei, nehme sie jetzt von Frankreich her ihren Ausgang. Auch in Deutschland könnten sich selbst ausgesprochene Naturalisten dem Einflusse der Romantik nicht entziehen, wie Hauptmann in „Hannele" und „Versunkene Glocke". Der Vortragende kam sodann auf Maurice Maeterlink zu sprechen, dessen Drama „Pelleas und Melisande" zur Vorlesung kommen sollte. Als der in Gent lebende Rechtsanwalt mit 28 Jahren das Drama „Prinzeß Malaine" herausgab, wurde der Kritiker Oktave Mirabeau auf auf ihn aufmerksam und verglich ihn im Figaro begeistert mit Shakespeare. In allen Werken des Dichters macht sich eine lakonische Kürze des Ausdrucks geltend und die zahlreichen Wiederholungen von Worten und Fragen erinnern an die Ballade. Dem Dichter ist es darum zu thun, dem Zuhörer Stimmungen zu vermitteln, die Seelen der Personen zu offenbaren durch kurze Signale. Es kann nicht bestritten werden, daß der Dichter diesen Zweck erreicht; jedoch glaubt der Vortragende, daß die Wirkung im heutigen Theater nicht zur Geltung kommen könne. Auch in „Pelleas und Melisande" sind wenig dramatische Momente enthalten; wir hören nur Stimmungen. Die Tragik liegt in dem Dasein der Personen selbst.

Die zweite Vorlesung, die vergangenen Samstag stattfand, brachte L. Tolstois „Die Macht der Finsternis". Dr. Simchowitz hob hervor, daß die Existenz einer russischen Litteratur in Deutschland erst durch Turgeniew eigentlich bekannt geworden sei. Die Franzosen hätten Tolstoi entdeckt. 1888 sei „Die Macht der Finsternis" in Paris zum erstenmale aufgeführt worden, 1890 sei die Berliner freie Bühne gefolgt und erst kürzlich sei das Drama für das Berliner Theater freigegeben worden. Die Eigenart der russischen Dialektdichtung und dieser Bauerngestalten lasse sich in der Uebersetzung nur ungenügend wiedergeben. Am ehesten würde eine Uebersetzung in einem Dialekt, etwa im westfälischen, dem Originale nahe kommen. Tolstoi erkennt nur zwei Mächte: die Liebe und den Egoismus. Letzterer ist die „Finsternis". Das Drama schildert die unentrinnbare Verstrickung ins Böse durch eine einmal begangene Sünde.

B. Hüls.



Neue litterarische Erscheinungen.

Dr. Franz Oppenheimer. Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie. Darstellung und Kritik. 1901. Akademcher Verlag für sociale Wissenschaften. Berlin — Bern.

Dr. G. Carring. Das Gewissen im Lichte der Geschichte socialistischer und christlicher Weltanschauung. Ebendaselbst.

Wilhelm Bölsche. Goethe im 20. Jahrhundert. Ebendaselbst.

Abraham Leoy's Philosophie der Form. Berlin, Verlag von E. Ebering, 1901.

Prof. W. Soltau. Petrus in Rom und der päpstliche Primat. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1900.

Dr. Ed. Otto. Zur Geschichte der Theorie der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland. Ebendaselbst.

Karl Jaenicke. Herzog Heinrich IV. von Breslau. Historischer Roman. Breslau. Verlag von Wilh. Gottl. Korn. 1900.

M. Gerhardt. Haus Eickstedt. Roman. 1. Band. Berlin. Verlag von Franz Grünert. 1901.

Otto Neida. Die Wegmüden. Schauspiel in vier Akten. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

J. Wiegand. Das Goethe-Fest. Die neuen Schildbürger. Goslar und Leipzig. F. A. Lattmann Verlag. 1900.

Hermann Sudermann. Johannisfeuer. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart. Preis 2 Mk.

Wilhelm Müller-Amorbach. Aus der Schelmenecke. Schwänke. Frankfurt a. Main. Verlag von Gebrüder Knauer.

Edwin Bormann. Das lustige Buch. Leipzig. Edwin Bormanns Selbstverlag. 1900.

Paul Warncke. Snurrig Lüd. Snakische Snurren ut Stadt un Land. R. Voigtländers Verlag. Leipzig.

Felix Stillfried. Hack un Plück. Geschichten. Rostock 1901 Verlag von Hermann Koch.

Felix Stillfried. Biweg' lang. Ok en Struß. Läuschen un Rimels. Zweite Auflage. Ebendaselbst.

Moderne Essays zur Kunst und Litteratur. Herausgeber: Dr. Hans Landsberg. Heft 1. Friedrich Nietzsche von Dr. Paul Ernst. Gose und Tetzlaff, Verlagsbuchhandlung. Berlin 1900.

Dr. Mehemed Emin Efendi. Das neue Weltreich. Ein Beitrag zur Geschichte des 20. Jahrhunderts. Stägmeyr'sche Verlagsbuchhandlung, München 1901.

Lily von Muralt. Unbewußter Einfluß. Eine Erzählung. Zürich. Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füßli.

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Stuttgart 1901. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Wilh. Heinr. Luckau. Herbstblüten. Lieder eines schlichten Mannes. Magdeburg. Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.

Ludwig Sittenfeld. Johanne. Charakterbild in einem Akt. Breslau. Rudolf Dülfer. 1900.

Ferd. Glunz. Minna. Dramatische Skizze in einem Akt. Ebendaselbst.

Friedrich Duckmeyer. Einer für alle. Ein Tragödie in fünf Akten. München 1901. Staegmeyr'sche Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: Johannes Gaulke und Franz Philips.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 8. Dezember 1900. Nr. 49.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Friedrich Nietzsche als Dichter der modernen Weltanschauung.

Vortrag in der „Freien Litterarischen Gesellschaft“ am 25. November 1900.

Die Anschauungen, die gegenwärtig über Friedrich Nietzsche im Umlauf sind, widersprechen seinem wirklichen Verhältnisse zu den weltbewegenden Ideen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Wer die Fäden verfolgt, die von ihm zu dem Geistesleben der letzten Jahrzehnte führen, der wird in ihm nicht den Finder neuer Anschauungen sehen können, sondern einen Geist, der das zu einer persönlichen Herzensangelegenheit gemacht hat, was Vernunft und Erfahrung anderer hervorgebracht haben. Nietzsche schuf nicht selbst neue Anschauungen; aber er fragte sich, wie sich mit denen, die ihm auf seinem Lebenswege begegneten, leben lasse. Er macht dadurch die Ideen der neuesten Zeit zu seinem ganz individuellen Schicksal. Und da er eine komplizierte Natur ist, so sind seine Erlebnisse in den Schachten der modernen Ideen geistige Phänomene von seltenem Interesse. Nietzsche selbst leitete die Kompliziertheit seiner Natur aus seiner Abstammung her. Was Goethe als tiefe Tragik der Menschenseele charakterisiert „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust“: es war Nietzsche als Erbstück zugefallen. Das gesunde Wesen, das seiner Mutter bis zu ihrem Tode eignete, hatte sich auf ihn übertragen; aber es hatte in ihm zu kämpfen mit einer „zweiten Seele“, die vom Vater stammte, den Nietzsche selbst schildert: „er war zart, liebenswürdig und morbid, wie ein nur zum Vorübergehen bestimmtes Wesen, ohne eine gütige Erinnerung an das Leben, als das Leben selbst.“ — Das Griechentum, die Weltanschauung Schopenhauers, die Kunst Richard Wagners, die Vorstellungsart der modernen naturwissenschaftlichen Einsicht, die ethischen Ideen der Gegenwart: das waren hinter einander die geistigen Elemente, die auf Nietzsches Seele wirkten; und deren Wirkung im Spiegel seiner eigenartigen Persönlichkeit seine Werke zum Ausdruck bringen. Er bekannte sich nicht zu denen, die das Griechentum aus einer naiven Lebensführung, aus einem kindlichen Herzen und einer sorglosen Phantasie herleiten konnten. Die sonnige Kunst des alten Hellenentums muß vielmehr aus den schmerzlichsten Erlebnissen herausgewachsen sein. Nicht weil den Griechen das Leben leicht ward, suchten sie nach einem harmonischen Ausdruck desselben in der Kunst, sondern weil sie von dem Elend und den Schmerzen des Daseins die bittersten Erfahrungen hatten, bedurften sie einer Kunst, die ihnen dieses Dasein erträglich machte. Das Leben bedarf der Kunst, welche die Nichtigkeit des Daseins erhebt zu dem Anschauen eines Göttlichen. Aber diese Kunst ist, nach Nietzsches Meinung, dem Griechentum verloren gegangen, als es nicht mehr, über das rein Menschliche hinaus, zum Göttlichen strebte, sondern in Euripides sich mit der nüchternen Nachahmung des bloß Natürlichen begnügte. Sokrates ist der Verführer des Euripides und damit des ursprünglichen Griechentums geworden. Mit seinem Herunterholen der Vorstellungen vom Himmel auf die Erde, mit seinem „Erkenne dich selbst“ hat er

in dem Gemüte die Sehnsucht über das Menschliche hinaus zu dem Uebermenschlich-Göttlichen ertötet. Das nichtige Dasein, über das die Kunst hinwegführen sollte, wurde nunmehr selbst der Gegenstand derselben. An der Unfähigkeit, sich über die Nichtigkeit des Daseins zu erheben, krankt seit Sokrates und Euripides das Abendland. Die Renaissance-Kultur war nur eine vorübergehende Sehnsucht aus dem allgemeinen Niedergange heraus. — Einem Geiste, der so empfand, mußte die pessimistische Weisheit Arthur Schopenhauers einen tiefen Eindruck machen. Nietzsche fand durch Schopenhauer die Grundstimmung seines Gemütes, wie sie sich ihm aus der Vertiefung in das Griechentum ergeben hatte, philosophisch gerechtfertigt. Und wie er in Schopenhauer den Weisen fand, der ihm die Gründe für seine tragische Stimmung entgegenbrachte, so fand er in Richard Wagner den Künstler, der, wie es ihm schien, aus der gleichen Stimmung heraus, eine neue Kunst schuf. Nicht mehr eine solche, die irdisch-nichtiges Dasein nachbildet, sondern eine solche, die das Nichtige vergessen macht, indem sie dem Menschen wieder ein Göttliches vorzaubert. Den Wiederbringer einer Kultur, die Sokrates vernichtet hat, sah Nietzsche in Wagner. Er sah ihn so lange, als er nur das eigene Idealbild, das er sich von Wagner gebildet hatte, betrachtete. Er schuf sich den wirklichen Wagner zu einem solchen Idealbilde um, das er brauchte, um die Kultur des Abendlandes, die er als Niedergangserscheinung empfand, ertragen zu können. Ein tragisches Ereignis war es in seinem Leben, als er gewahr wurde, daß sein Idealbild von Wagner nichts mit dem wirklichen Wagner zu tun hatte. Er wurde nunmehr ebenso heftiger Gegner Wagners, wie er früher sein Anhänger war. Im Grunde wurde er aber nur Gegner seines eigenen Ideals. Er fiel nicht von Richard Wagner ab; er fiel von dem Vorstellungskreise ab, in dem er in einer Epoche seines Lebens den Ausweg gesucht hatte aus der Grundstimmung seiner Seele gegenüber der Nichtigkeit des Daseins. — Nietzsche vertiefte sich nunmehr in die Wirklichkeit dieses Daseins selbst, um aus ihm das Glück zu holen, das ihm ein illusorisches Ideal der Kunst, die über dieses Dasein hinwegführen soll, nicht hatte bringen können. Er ergriff die Ideen des modernen naturwissenschaftlichen Denkens; vor allem, den umfassenden **Entwickelungsgedanken**, der zeigt, wie Vollkommenes aus Unvollkommenem hervorgeht. Sollte eine Vertiefung dieses Gedankens nicht ganz anders imstande sein, die Wirklichkeit erträglich zu machen, als die Ideen eines unwirklichen Göttlichen, das zu der Wirklichkeit nur hinzuerfunden wird? Wie der Mensch aus unter ihm stehenden Geschöpfen sich entwickelt hat, so kann er, über sich hinaus sich zum „Uebermenschen" fortentwickeln. So zaubert er aus der Wirklichkeit selbst hervor, was die künstlerische Illusion bieten sollte. Das Leben erhält eine Aufgabe, die fest in diesem Leben wurzelt, und doch über dieses Leben hinausgeht. Wie läßt sich mit dem modernen Entwickelungsgedanken leben? Das war Nietzsches persönliche Frage gegenüber dem naturwissenschaftlichen Denken. Es läßt sich mit ihm leben, weil er uns ein Leben der Lust, der unendlichen Freude schenkt, durch die Idee an unsere eigene Zukunftsentwickelung, durch den Aufblick auf den „Uebermenschen". Diesem Uebermenschen sang Friedrich Nietzsche in seinem „Zarathustra" ein hohes Lied. Er wurde der **Dichter** der modernen Weltanschauung. Er wurde es, weil bei ihm Erlebnis des Herzens ward, was bei den Pfadfindern der modernen Anschauungen Erlebnis der Vernunft, des Kopfes war.



Hans Thoma, Arthur Fitger, Ludwig von Hofmann: Über die Kunstgelehrten.

Entgegnungen auf Widmers „Hinaus mit den Kunstgelehrten"

Die Zuschriften, die aus Künstlerkreisen auf Hermann Widmers Artikel: „Hinaus mit den Kunstgelehrten!" eingelaufen sind, lassen sich in drei Gruppen einteilen. Zur ersten Gruppe, die bei weitem die Mehrheit bildet, zählen diejenigen Künstler, welche Widmers Standpunkt nur mit einer gewissen Reserve teilen. Dann folgen diejenigen, welche sich in der Kritikerfrage von demselben Gesichtspunkt leiten lassen. Daran schließen sich, als letzte Gruppe, die Skeptiker, die von einer Reform der Kritik nichts erhoffen. Da es uns an Raum gebricht, alle Zuschriften zu veröffentlichen, so lassen wir drei besonders wertvolle Künstlergutachten aus jeder Gruppe im Auszuge folgen.

Hans Thoma, der feinsinnige deutsche Künstler, schreibt: „In den Ruf „Hinaus mit den Kunstgelehrten!" kann ich durchaus nicht einstimmen. Jeder, der es mit der Kunst ernst meint, der wirklich ein warmes Herz für sie hat und nicht nur in Hochmut seine Kennerschaft leuchten lassen will, sei willkommen, wenn er Anteil nehmen will an einer lebendigen Entwickelung unserer Kunst. Es sind meistens auch ganz andere Elemente, die sich durch scharfe vernichtende Urteile Ansehen verschaffen wollen, als die Kunstgelehrten, und unter diesen Elementen gab es auch schon Maler, deren Befähigung nicht zur eigentlichen Kunsttätigkeit ausreichte und die deshalb Kritiker wurden.

So ein Ruf nach Zurückweisung eines ganzen Standes und sogar eines Standes, der sich im ernsten Studium mit der Kunst beschäftigt, ist ungerecht. Ebenso wäre es ungerecht, jeden, der schon mit Pinsel und und Farbe hantiert hat, für einen berufenen Urteiler in Kunstsachen zu erklären. — Urteilen und Schaffen sind sogar zwei recht verschiedene Dinge!

Gut wäre es, wenn keiner sich vermessen wollte, Kunstrichter zu sein, der nicht die Kunst aufrichtig lieb hat. Daß die Künstler sich zusammentun und sich wehren gegen unberufene Kritiker, die wol imstande sind, eine gesunde Entwickelung auf Jahrzehnte hinaus zurückzuhalten, das wäre gewiß mit Freuden zu begrüßen und die Frage: „Kritiker, wer bist du?" sollte öfter von Seiten der Künstler gestellt werden." —

Ueber sein Verhältnis zur Kunstkritik im allgemeinen hat sich Hans Thoma, der selbst Jahrzehnte hindurch von der Kritik scharf befehdet worden ist, unlängst in einem Artikel in der „Frankfurter Zeitung" (1. November) geäußert, auf den er in seinem Briefe an uns hinweist. Wir lassen daher einige, die Situation besonders scharf beleuchtende Stellen daraus folgen:

„Wenn die Kunst gedeihen soll, so ist ein Zusammenwirken von Kunst und Kunstkritik von großer Wichtigkeit und dies ist ganz insbesondere nötig für die Kunstbestrebungen in einem engern heimatlichen Kreise. Die Kritik weckt und belebt das Interesse für die Kunst auf

die mannigfachste Art. Nur sollte der Kunstkritiker nie als der Feind des Künstlers erscheinen, der ihn durch Herabsetzung seiner Arbeiten in seiner Berufs- und Erwerbstätigkeit schädigt. Wer öffentliche Kritik ausübt, nimmt ein großes Recht für sich in Anspruch. Große Rechte, ohne durch große Pflichten balanciert zu werden, haben etwas Unmoralisches. Die Kritik hat nicht das Recht, den Künstler persönlich zu beleidigen oder so herunterzusetzen, daß er dadurch zu Schaden kommt. Schon oft habe ich mich gefreut, daß das Verhältnis der Kritik zur Kunst in allen größeren Tagesblättern ein schöneres geworden ist, als es dies vor etwa 20 bis 30 Jahren war. Damals beruhte oft der ganze Ton einer Besprechung in einer hämischen Witzmacherei, in der der Autor ohne alle sachliche Begründung leuchten wollte — er nahm die ganze Sache nicht ernst. Das war aber noch nicht so arg; sehr oft und manchen Künstlern gegenüber sprach sich eine förmliche Bosheit aus mit der deutlichen Absicht, dem Künstler jeglichen Schaden zuzufügen. Der Entrüstungsphilister, der alles haßt, was nicht seiner Genußfähigkeit angepaßt ist, hatte sich vielfach der Kunstkritik bemächtigt. Der Künstler ist demgegenüber schutzlos, und schweigend muß er die galligste Bitterkeit über sich ergehen lassen. Der Schaden, den er in seinem Beruf erleidet, ist oft gar groß, und er darf nicht einmal davon reden. Wenn man einem Handwerker, sogar wenn der Fall im einzelnen begründet wäre, öffentlich vorwirft, daß er schlechte Arbeit mache, so findet er Schutz beim Gesetz. Der Künstler aber ist vogelfrei; und doch ist die Ausübung seiner Kunst auch zugleich sein Beruf, von dem er leben soll — ein ehrliches Gewerbe, staatlich anerkannt und gefördert durch Lehranstalten, durch Akademien. . . . . . .

Die Kritik ist eine hohe ernste Sache, sie kann die Kunst fördern helfen, sie kann den Sinn für sie empfänglich machen und verbreiten, — Ehre dem, der sie als eine hohe ernste Aufgabe auszuüben versteht; — er hat es gewiß nie nötig, um seine Kennerschaft leuchten zu lassen, irgend einen Künstler, der ihm begegnet und dessen Gesicht, d. h. dessen Werk ihm nicht gefällt, abschlachten zu müssen, gleichsam das Publikum warnen zu wollen, daß es sich vor Schaden hüten soll. . . . . .

Ich bin gewiß der Letzte, der das Recht der freien Kritik in Abrede stellen würde, aber ich bestreite das Recht der leichtsinnigen Kritik, die ohne Kenntnis der Vielfachheit des Zusammenhanges, aus dem eine Kunstentwickelung stattfindet, darauf losurteilt und verdienstvollen Künstlern den Garaus machen will, wenn es ihr scheint, daß eine andere Strömung irgendwo herweht, um zu zeigen, daß man auf der Höhe steht."

Entgegen der Auffassung Thomas dürfte sich der Standpunkt des bekannten Malers und Schriftstellers **Arthur Fitger**, Bremen, mit demjenigen von Widmer in der Hauptsache decken. Fitger, der schaffender Künstler wie Kritiker zugleich ist, legt den Hauptwert auf die fachmännische Bildung, erkennt aber auch die Subjektivität des Urteils an. „Viele Jahre lang habe ich für die „Weser-Zeitung" die Kunstberichte geschrieben und stets ein **fachmännisches** Urteil abzugeben mich bemüht, natürlich nach Maßgabe **meiner** Meinung über gut und schlecht, gewissenhaft und sudelich, schön und häßlich . . . Nach längerer Unterbrechung habe ich im Herbst 1898 diese Thätigkeit wieder aufgenommen und wieder vor allem fachmännische Beurteilung gefordert (denn auch hier machen sich jetzt die Kunstschreiber breiter denn je)." In einem dieser, in der „Weser-Zeitung" erschienenen Essais (23. November), beschäftigt sich Fitger eingehend mit dem Artikel Widmers und beantwortet dann die alte Streitfrage dahin: „Das Urteil eines freisinnigen Gelehrten wird stets mehr gelten, als das eines banausischen Malers, und umgekehrt . . . Das Wichtigste ist aufrichtige ästhetische Ueberzeugung und vollkommene Unparteilichkeit in Ansehen der Person, insofern solche Vollkommenheit bei der Unvollkommenheit der menschlichen Natur überhaupt denkbar ist . . . Das Wünschenswerteste freilich wäre eine Ausreifung des Publikums zu immer sicherer Selbständigkeit. Nicht die Künstler, sondern das Publikum soll die Kritik in die Hand nehmen. Wir würden sagen das Volk, wenn in dem Volke nicht so viele Millionen mitzählten, die zur Kunst überhaupt keine Beziehung haben."

Aus einem ähnlichen Gesichtswinkel betrachtet **Ludwig von Hofmann** die Kritikerfrage. Er ist der Meinung, daß das Uebel durch einen Personenwechsel nicht gehoben werden könne.

„Wenn die Maler, die Sie (Widmer) ins Auge fassen, geschäftsmäßig Kritiken schreiben müssen, so werden sie bald in denselben Zustand der Ueberreiztheit geraten, den Sie an den Kritikern der Berliner Tageszeitungen konstatiert haben. . . . Auch die Maler (als Kunstkritiker) würden durch die Konkurrenz der Zeitungen zu irgend welchen Mitteln gezwungen werden, ihre Kunstbesprechungen besonders interessant zu machen, z. B. zur Schärfe, was gewiß das bequemste ist. Die Frage erweitert sich also: Kann die Kunstkritik entbehrt werden? Sie werden zugeben, daß schon der Gedanke daran in unseren Tagen eine Utopie ist. Alles wird öffentlich besprochen und kritisiert; hiervon werden sich die Künstler, auch wenn einige schwer geschädigt und selbst in ihrer Existenz bedroht werden, niemals emancipieren können." —

* * *

Im Anschluß an die Künstlergutachten möchte ich, ohne damit eine weitere Diskussion abschneiden zu wollen, in meiner Eigenschaft als Kritiker den Ausführungen Widmers einige Bemerkungen entgegenstellen. Widmer hat meines Erachtens in gerechtem Unwillen über die verlotterte Kritik etwas über das Ziel hinausgeschossen; er hat zu wenig berücksichtigt, daß es auch eine anständige, von dem sensationssüchtigen Publikum unabhängige Kritik gibt. Der Standpunkt, den er in Bezug auf die fachmännische Ausbildung einnimmt, hat auf den ersten Blick viel für sich. Widmer führt an, daß unter anderen der Kritiker eines medizinischen Werkes selbst Mediziner, der eines litterarischen selbst Schriftsteller sein müsse und überträgt dann diese Forderung auch auf die Kritiker der Werke der bildenden Kunst. Das klingt sehr plausibel, diese Forderung ist aber durchaus anfechtbar. Widmer hat nicht berücksichtigt, daß die Kunstkritik weniger Sache des Verstandes als des Gefühls ist. Das Urteil über eine wissenschaftliche und in noch höherem Grade über eine rein technische Leistung setzt ein positives Können voraus, was bei einem Kunstwerk jedoch nur hinsichtlich der Technik in Betracht kommen kann. Eine gewisse Kenntnis der Zeichen-, Mal- oder Modelliertechnik kann — ich spreche aus Erfahrung — dem Kritiker von großem Nutzen sein, kann ihm aber unmöglich zur Bedingung gemacht werden. Andererseits ist auch zu berücksichtigen, das gerade für den Fachmann die Gefahr eines einseitigen Urteils sehr

nahe liegt. Ich habe in meinem Verkehr mit Künstlern fast immer die Beobachtung gemacht, daß sie am wenigsten einer anderen als der eigenen Richtung gerecht werden. Die Differenzen der Secession mit den „Alten" unterrichten uns hierüber zur Genüge.

Die Lösung der Kritikerfrage ist demnach in einer andern Richtung zu suchen. Meines Erachtens ist der nur berechtigt über andere zu richten, der was kann, der selbst die Wonne des eigenen Schaffens, aber auch die notwendig damit verbundene Enttäuschung erlebt hat, es kommt hierbei weniger darauf an, in welcher Richtung er sich betätigt, ob als bildender Künstler, als Dichter, Philosoph oder Schriftsteller. Wer etwas kann wird auch die Werke anderer verständnisvoll beurteilen, das Gute hervorheben und das nach seinem subjektiven Ermessen Schlechte tadeln. Die Kritiker unserer Tagesblätter sind aber in den wenigsten Fällen produktive Geister, sondern nur Referenten; sie arbeiten außerdem für einen Leserkreis, der nur angenehm unterhalten, aber nicht unterrichtet sein will. Eine leichtflüssige Plauderei über einen Gegenstand gilt dem geschäftskundigen Verleger oft mehr als eine sachliche Erörterung desselben. So wird es aber bleiben, so lange es eine gesinnungslose Presse und ein sensationssüchtiges Publikum gibt. Glücklicherweise hat aber die Sensationskritik noch nie einen wesentlichen Einfluß auf die Kunstentwickelung ausgeübt. Dessenungeachtet muß aber das Streben der Künstler wie Kunstkritiker dahingehen, alle unwürdigen Elemente, die sich erdreisten über ein Kunstwerk zu urteilen, weil sie gerade über eine gewisse journalistische Routine verfügen, auszuscheiden. Joh. Gaulke.



Reaktionäre Sozialpädagogik.*)

Von Otto Wendlandt.

Das Buch „Gedanken über Erziehung" von John Locke gab die erste Anregung dazu, daß vor etwa 200 Jahren die gebildeten Kreise anfingen, über Erziehung nachzudenken. Auch Jean Jacques Rousseau gehört diesen Kreisen an. Indem er aber vom Nachdenken zur Tat schritt durch die Schöpfung des einzig in seiner Art dastehenden „Emil oder das Buch über Erziehung", entfachte er eine Begeisterung, welche für die damalige Zeit ungeahnte Erfolge auf dem Gebiet des Bildungswesens erzielte.

Rousseau und durch und mit ihm die Philanthropen wurden andererseits maßgebend in ihrer pädagogischen Denkart beeinflußt durch ein an sich unscheinbares, eigentlich abendteuerliches Buch, Robinson Crusoe. Durch Campes Bearbeitung wurde es in Deutschland die erste Jugendschrift, die auch heute noch Gnade findet vor dem scharfen Kritiker.

Und das hat seinen guten Grund. Campe gehört zu den Philanthropen, denen wir zwar in der Methode weit überlegen sind; ihr Erziehungsideal haben wir jedoch noch nicht erreicht.

Wenn Erziehung wesentlich nichts anderes sein kann als naturgemäße Leitung der körperlichen, geistigen und sittlichen Entwickelung des Kindes, so hat Defoe eigentlich den Stein der Weisen getroffen, wenn er ein unter der Hand der Eltern bereits verwahrlostes Kind in neun Jahren durch die Macht der Verhältnisse zu einem denkenden, gesitteten und geschickten Gliede der menschlichen Gesellschaft werden läßt. Nach diesem Mittel suchten ja zu allen Zeiten besonders wolsituierte Eltern vergeblich.

Campe läßt seinen Crusoe aus eigenem Antrieb alle die guten Regeln bekennen, die tausende von Eltern den tauben Ohren ihrer Kinder predigten. Ganz besonders charakteristisch ist die Stelle Seite 52: „O, seufzte er oft, was war ich doch in meiner Jugend für ein Thor, daß ich das Lesen und Schreiben zuweilen für etwas Beschwerliches und Nichtstun für etwas Angenehmes hielt!"

Den hohen Wert, welchen für den einzelnen die Kulturgemeinschaft hat, lernt Crousoe dadurch schätzen, daß er ganz isoliert lebt. So groß war sein Bedürfnis, irgend einem lebenden Wesen etwas mitzuteilen, daß er mit unvernünftigen Tieren wie mit seines Gleichen sprach. Dennoch konnte er ohne menschliche Gesellschaft zu keiner wahren Glückseligkeit kommen. Immer wieder fühlte er recht lebhaft die Hilflosigkeit des einsamen Lebens und die großen Vorteile, die uns die Gesellschaft anderer Menschen gewährt.

Durch verschiedene glückliche Zufälle entsteht allmählich auf der einsamen Insel eine etwas von der Kultur angehauchte primitive Gesellschaft. Wie die Menschheit überhaupt zuerst ihre Gedanken allein auf den Erwerb ihres Unterhaltes und die Sicherheit ihres Lebens richten mußte, dachte sie nicht an die Verschönerung ihrer Umgebung. Erst mit der nötigen Sicherheit entstand die Baukunst, Malerei, Bildhauer- und Tonkunst.

So beginnt auch Robinson erst nachdem er durch Gesellschaft, Waffen, Burg ꝛc. gesichert ist, mit der Hebung des Gartenbaues und der Ackerkultur.

Robinson ist König der Insel und erläßt eine Verfassung, welche die Pflichten der Untertanen gegen die Gesellschaft aufzählt.

Dennoch verläßt Robinson die Insel bei der ersten Gelegenheit, um in seine Heimat zurückzukehren. Der König wird dort Tischler.

Welche großartige Rolle die Gesellschaft in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei allen pädagogischen Ideen spielt, ist fast vergessen. So schreibt Herr Rißmann, der Redakteur der Deutschen Schule, der Hauptführer der modernen Sozialpädagogen in Nummer 5, 1900: „Zur Orientierung über den Begriff „Sozialpädagogik". Wort und Begriff sind keine Erfindung der Neuzeit. Schon bei Diesterweg finden wir das erstere. Mager, den Dörpfeld „den gewandtesten, klarsten und schlagfertigsten Schriftsteller, den die Pädagogik je gehabt habe", nennt, hebt mehrfach in seinen Schriften hervor, daß die Erziehungswissenschaft, die seit Locke, Rousseau, den Philanthropen, Pestalozzi, Herbart, Beneke den Fehler habe, nur Individualpädagogik zu sein, jetzt „weiter gefaßt", nämlich durch die Staats- oder Kollektivpädagogik vervollständigt werden müsse."

Mager, den die konventionelle Geschichte der Päda-

*) Sozialpädagogik ist Erziehung durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft. Gegenwärtig soll ihre Hauptaufgabe nur sein, die Grenzen der Gemeinsamkeit und Einheitlichkeit der Bildung aller Gesellschaftsschichten festzustellen.

gogik gar nicht kennt, wird durch den tüchtigen Rektorsmann Dörpfeld, bekannt als rühiger Agitator gegen die Simultan- und für die Konfessionsschule, das ist der Gipfel seiner Sozialpädagogik, zum pädagogischen Stern erster Größe erhoben. Herr Rißmann fühlt sich zu Dörpfeld besonders hingezogen, denn in seinen kleinen sozialpädagogischen Skizzen hat er eine Hinterpforte geschaffen, durch welche auch für die Zukunft die Kirche zur Beteiligung an der Schulleitung bequem schreiten kann.

Bei Erörterung der Frage: Was ist Sozialpädagogik naht sich uns Herr Rißmann als schwankende Gestalt. Er hat das Verdienst, die größte Zahl der Definitionen des Begriffs geleistet zu haben. Keine Erklärung deckt sich aber mit der andern. Immer, wenn eine Erklärung aus der Geschichte der Pädagogik als unhaltbar nachgewiesen wird, antwortet Herr R. mit einer ganz neuen Definition.

Herr Rißmann meint: Für eine Sozialreform auf dem Bildungsgebiet müsse die wissenschaftliche Pädagogik den ihr zu Grunde liegenden Erziehungsbegriff einer teilweisen Revision unterziehen.

Was lehrt uns die Geschichte der Pädagogik über ein solches Unternehmen?

Pädagogik kommt her von Pädagog, d. i. ein Knabenführer. Meistens war es ein Sklave. Später war derselbe oft gebildet, sodaß er gleichzeitig Lehrer war. Wie viele unserer Begriffe von konkreten Gegenständen ausgehen und mit der Zeit vergeistigt werden, so auch der Begriff Pädagogik. Wir verstehen unter diesem Begriff etwas ganz anderes als Sokrates, Aristoteles und Plato darunter verstehen konnten. Die Entwickelung dieses Begriffs läuft mit der Kulturentwickelung parallel.

Mit jeder neuen Kulturepoche hätte man vom Standpunkt Rißmanns aus den Erziehungsbegriff einer teilweisen Revision unterwerfen müssen. Dasselbe müßte dann natürlich auch mit allen anderen Begriffen geschehen. Welch eine Sprachverwirrung wäre wol dadurch entstanden!

Es ist Aufgabe der Etymologie, nachzuweisen, wie unsere Begriffe vom Konkreten meistens ausgehen, sich dann vergeistigen und oft in einer anderen Form nach Ton und Zeichen kleiden. Der vorhin bezeichnete Eingriff der Pädagogik in das Bereich der Etymologie muß daher zurückgewiesen werden.

Vom historischen Standpunkt aus käme jetzt die Bezeichnung Sozialpädagogik viel zu spät. Für die deutsche Pädagogik müßte man diesen Begriff von Karl dem Großen ab gebrauchen; denn mit ihm beginnt die erste Periode der Gründung öffentlicher Bildungsanstalten der verschiedensten Art durch den Staat und im Interesse des Staates oder der Gesellschaft. Allgemeine Volksbildung im Lesen und Schreiben und darüber hinaus lag damals nicht im Interesse der Gesellschaft. Aber für die Regierung und Verwaltung des Staates war eine bestimmte Zahl gebildeter Männer erforderlich. Zur Ausbildung derselben wurden aus öffentlichen Mitteln Schulen errichtet. Für das Volk und die Volksbildung genügten die Chorschulen, welche fast bei allen Kirchen und Klöstern entstanden.

Diese Chorschulen sind die ersten Ansätze zur allgemeinen Volksschule, welche die Gegenwart anstrebt.

So hat unser öffentliches Bildungswesen von Anbeginn einen ständischen Charakter, den es bis zur Gegenwart bewahrt hat. Das Interesse des Staates ist von Hause aus in umgekehrter Folge, wie es vom pädagogischen Standpunkt aus sein sollte, zuerst an das höhere, dann an das mittlere und endlich zuletzt an das niedere Bildungswesen geknüpf. So sind ganz naturgemäß durch die geschichtliche Entstehung und Entwickelung unseres Bildungswesens all die Forderungen gezeitigt worden, welche eine Reform auf dem Bildungsgebiet notwendig machen. Eine teilweise Revision des Erziehungsbegriffs trägt absolut nichts zur Verwirklichung der Forderungen bei. Da würde ich z. B. vorschlagen, die Stellen der Centralschulverwaltung durch Reformköpfe zu besetzen. Dann käme die Reform ganz naturgemäß in Fluß ohne Begriffsrevision.

Sozialpädagogik bleibt einfach Pädagogik, wie uns dieselbe die Geschichte der Pädagogik überliefert hat. Das Interesse der gebildeten Kreise dafür ist entstanden durch Lockes Schriften, durch Robinson Crusoe von Defoe und Campe. Die große Begeisterung für die Erziehung, die wir noch in unsern Tagen spüren, ist nicht durch die moderne Sozialpädagogik entstanden. Sie findet sich besonders in den Reihen der Sozialdemokraten und ist direkt zurückzuführen auf Jean Jacques Rousseaus Emil.

Zur Aufstellung seines genialen Erziehungsgrundsatzes, mit welchem sein Emil beginnt: „Alles ist gut, wenn es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht; alles entartet unter den Händen der Menschen“, ist Rousseau jedenfalls verleitet worden durch den Robinson. Seine Entartung unter den Händen seiner Eltern und trotzdem seine Umwandlung zur Gutartigkeit und Wolgezogenheit unter der reinen Einwirkung der Natur spricht durchaus für seine Gutartigkeit von Geburt. Freilich hat Rousseau dabei übersehen, daß Robinson nicht Wirklichkeit, sondern Dichtung ist. Sieht man ganz und gar davon ab, ob der Satz wissenschaftlich aufrecht zu erhalten ist, so kann man bei der Erziehungspraxis keinen Schaden anrichten, wenn man davon ausgeht. Nur muß man für die einzelnen Fälle, für die der Satz nicht zutrifft, nicht hartnäckig darauf bestehen bleiben, sondern in diesen Fällen die Maxime ändern.

Rousseau selbst muß man es nachsehen, wenn er diese Entdeckung nicht gemacht hat. Emil ist nicht Rousseaus Schüler, wie Locke tatsächlich einen einzigen Knaben als Hauslehrer erzog. Emil ist ein fingierter Zöglıng.

Wenn Montesquieu eine dreifache Erziehung, die des Hauses, der Schule und des Lebens unterscheidet, so bezeichnet Rousseau dieselbe psychologisch treffender, wenn er schreibt: „Die Erziehung geht von der Natur, oder von den Menschen oder von den Dingen aus. Die innere Entwickelung unserer Fähigkeiten und Organe ist die Erziehung der Natur. Die Anwendung, welche man von den entwickelten Fähigkeiten und Organen machen lehrt, ist die Erziehung der Menschen; und in dem Gewinn eigener Erfahrungen in Bezug auf die Gegenstände, welche auf uns einwirken, besteht die Erziehung der Dinge.

Nun hängt die Erziehung der Natur von uns gar nicht, die der Dinge nur in gewisser Hinsicht von uns ab. Das Ziel der Erziehung kann also nicht vorher genau bestimmt und festgesetzt werden. Um es vollständig zu erreichen, dazu gehört Glück. Das ist eigentlich ein Widerspruch. Ist der Mensch von Natur gut, so muß seine Erziehung unter normaler Leitung auch gelingen. Im allgemeinen wird das auchtatsächlich geschehen, wenn die Erziehung auf ein einheitliches Zusammen

wirken aller Erziehungsfaktoren auf die individuell verschiedenen Naturanlagen abzielt. In diesem Falle schreibt die Natur selbst das Ziel vor. Der Mensch muß für sich selbst und nicht für andere erzogen werden. Das ist der Hauptpunkt Rousseauscher Pädagogik. Sie steht im Gegensatz zur Pädagogik des öffentlichen Erziehungswesens sowol in der Vergangenheit als auch der Gegenwart.

Der Zweck des öffentlichen oder staatlichen und gemeinsamen Unterrichts ist, gehorsame Staatsbürger zu erziehen. Das widerstreitet der Natur; denn sagt Rousseau: „Wer in der bürgerlichen Ordnung den Naturgefühlen den Vorrang einräumen will, der weiß nicht, was er will. Stets im Widerspruch mit sich selbst, stets zwischen seinen Trieben und Pflichten hin und her schwankend, wird er nie ein echter Mensch noch ein echter Bürger sein. Ich erwarte, daß man mir ein solches Wunderkund zeige, um zu erfahren, ob es ein Mensch oder ein Staatsbürger ist, oder wie dasselbe es anfängt, um beides zugleich zu sein. Aehnlich bemerkt Leo Tolstoi in der Auferstehung, die Gesellschaft tadelte ihn, wenn er tat, was er für gut hielt, und lobte ihn, wenn er nach Vorschrift der Gesellschaft handelte. Der Grundgedanke des „Emil“ und der „Auferstehung“ ist derselbe. Ihre Autoren treten für die Befreiung der Menschheit vom Joche der Gesellschaft ein. Als Mittel dazu schildert und preist Rousseau die „besondere oder häusliche Erziehung“ zum freien, edlen Menschentum; denn „in der natürlichen Ordnung, in der die Menschen alle gleich sind, ist ihr gemeinsamer Beruf, zuerst und vor allem Mensch zu sein und wer für diesen gut erzogen ist, kann diejenigen, welche mit demselben in Einklang stehen, nicht schlecht erfüllen“.

Ist die Erziehung auch nicht das Allheilmittel zur Menschenbefreiung, so ist sie sicher eins von den verschiedenen Mitteln, welche dazu führen.

Die Vertreter der völkerbefreienden Sozialdemokratie und auch ihr Hauptorgan, der Vorwärts, bezeichnen Rousseau als das Ideal unter den Pädagogen. Rousseaus Pädagogik schließt aber die breiten Kreise, die niederen oder körperlich schwer arbeitenden Schichten, welche die Sozialdemokratie befreien will, von der Erziehung aus.

Rousseaus Wahl des Zöglings (Emil) fällt auf einen Reichen, möglichst von vornehmer Abkunft. „Der Arme hat keine Erziehung nötig; die für seinen Stand ausreichende wird ihm schon durch die Verhältnisse aufgezwungen.“

Die kommunistische Erziehung, das heißt die gemeinsame auf Staatskosten, weist Rousseau entschieden ab. „Durch Zeugung und Ernährung seiner Kinder kommt ein Vater nur dem dritten Teil der an ihn herantretenden Pflichten nach. Wer die Pflichten eines Vaters nicht zu erfüllen vermag, hat auch kein Recht, es zu sein. Keine Armut, keine Arbeit, keine menschliche Rücksicht irgend welcher Art kann ihn davon lossprechen, seine Kinder zu ernähren und sie selbst zu erziehen.“

Für Volkserziehung im Sinne der Gegenwart hat Rousseau ebensowenig wie Goethe eine Lanze gebrochen, wenn es ihnen die Gegenwart auch schon andichten will.

Pestalozzi war es erst, der mit wahrem Feuereifer Rousseaus Grundsätze für die Volkserziehung fruchtbar machte. Er wurde als Lehrer der Armen, der niederen Schichten des Volkes, nach damaliger Bezeichnung des Pöbels, der erste Volksbefreier.

Wir verstehen heute unter Volkserziehung die gleiche und gemeinsame Bildung aller Schichten in der allgemeinen Volksschule. Für diese Anstalt das allgemeine, edle Menschentum zur Grundlage zu machen, dafür ist unter den Pädagogen zuerst Friedrich Dittes in Wien eingetreten. Als Sozialpädagoge tritt Herr Rißmann Dittes entgegen, wenn er schreibt: „Das allgemeine Menschentum, für das er eintritt, kann, meiner Auffassung nach, niemals die Grundlage eines pädagogisch geleiteten Bildungsganges sein. Höchstens kann es seine Spitze bilden. Für die Erziehung gilt der Satz, vom Besonderen zum Allgemeinen.“ An dieser Stelle ist der richtige Satz falsch angewendet. Rousseau sagt: Was haben wir zu tun, um diesen ausgezeichneten Menschen zu bilden? Unzweifelhaft viel: nämlich zu verhüten, daß etwas geschieht. Das ist die goldene Regel aller wahren und großen Sozialpädagogik. Wird der Zögling erst in die Fesseln der Vorurteile, der Konfession, des Standes und der Nation geschlagen, dann ist der Weg zum allgemeinen Menschentum vertreten; es ist daher Unsinn, von demselben als der Spitze eines Bildungsganges zu sprechen. Pestalozzi, Diesterweg und Dittes sind die Vertreter einer Sozialpädagogik, welche die Pseudopädagogen der Gegenwart nicht zu verstehen scheinen, die sich aus diesem Grunde Sozialpädagogen nennen.

Die naturgemäße Erziehung soll nicht schon mit der Geburt sondern vor derselben beginnen. Zu Rousseaus Zeit beschäftigten sich mit der Frage der Erziehung im ersten Kindesalter die besten Geister. Die Harlemer Universität hatte auf die Lösung dieser Frage einen Preis ausgesetzt, welcher Bellexerd zuerkannt wurde. Was Rousseau darüber schreibt, steht noch heute auf der Höhe der Zeit. Die Famile gilt ihm als Fundament der Erziehung. Wie treffend er die Entartung derselben kennzeichnet, beweist Zolas Fecondité. Mit dem Satz aus dem Emil: „Man wünscht seine eheliche Pflicht so zu erfüllen, daß man keine Frucht zu befürchten braucht, um sich beständig dem Genusse hingeben zu können, und mißbraucht den zur Vermehrung des Geschlechts eingepflanzten Trieb; diese Unsitte, an welche sich noch andere Ursachen der Entvölkerung reihen, deutet uns das Schicksal an, welches Frankreich bevorsteht“, wird man den Inhalt von Fecondité wol am treffendsten kennzeichnen. Zola malt mit plastischen Worte aus, was Rousseau kurz zusammenfaßt. Wenn sich die Mütter dazu verstehen, ihre Kinder wieder selbst zu nähren, so werden auch die Sitten besser werden, schreibt Rousseau, während Zola die säugende Mutter als das höchste Bild der Schönheit schildert und dieselbe mit einem sozialen Kultus umgeben läßt. Wie der Reiz des Familienlebens nach Rousseau das beste Gegengift gegen den Verfall der Sitte bildet, dafür liefert Zola in Mathieu und Marianne mit ihren überreichen Kindersegen ein auserlesenes Beispiel.

Von den drei Perioden der Kindheit, welche Rousseau unterscheidet, gehört das Kind in der ersten Epoche der Mutter. Es ist die Zeit der ersten Entwickelungen, welche fast alle gleichzeitig geschehen. Das Kind lernt beinahe in derselben Zeit sprechen, essen und gehen. Dies ist so recht eigentlich die erste Epoche seines Lebens. Eine beträchtliche Zahl aller Kinder wird in Deutschland seit einigen Jahrzehnten während der ersten Periode nach Rousseauschen Grundsätzen erzogen, was man von dem darauf folgenden Abschnitt, in welchen der Beginn des öffentlichen Unterrichts fällt, durchaus

nicht behaupten kann. Dieser Lebensabschnitt dauert bis zum 12. Jahre; er ist besonders gefährlich, weil während desselben Irrtümer und Laster emporkeimen, ohne daß man ein Mittel besäße sie wieder auszurotten. Lockes Hauptgrundsatz gipfelt darin, durch Vernunftgründe auf die Kinder einzuwirken, und dies ist bei uns allgemein Gebrauch. Rousseau hält das für sehr einfältig; weil von den Fähigkeiten des Menschen sich die Vernunft am spätesten entwickelt und das Meisterstück der Erziehung die Bildung eines vernünftigen Menschen ist, kann man unmöglich durch dieses Mittel erziehen. Die Erziehung besteht während dieser Zeit nicht in Belehrungen über Tugend und Wahrheit, sondern in Bewahrung des Herzens vor Lastern und in der Abwehr aller dem Verstande nachteiligen Irrtümer. Bis zum 12. Jahre muß die Erziehung rein negativ sein. Emil wird daher, fern von den abscheulichen Sitten der Städter auf dem Lande unter den Bauern erzogen, deren Laster in ungeschminkter Nacktheit und Rohheit abstoßend wirken.

Während in den beiden ersten Perioden der Kindheit die Zeit nur zu vertreiben war, wird dieselbe in der dritten redlich ausgenützt. Das ist nötig, weil sich die Kräfte des Körpers und des Geistes entwickelt haben. Der Mensch hat in dieser Zeit nicht absolut, aber relativ die größte Kraft.

Emil erhält nun Unterricht in der Geometrie, Geographie (Diesterwegs Himmelskunde ist nach den diesbezüglichen Angaben Rousseaus abgefaßt) und Naturkunde. Die geistigen und körperlichen Uebungen wechseln so, daß sie gegenseitig zur Erholung dienen. Emil lernt arbeiten wie ein Bauer und denken wie ein Philosoph.

In der dritten Periode der Kindheit wurden zunächst der Körper und die Sinne geübt, dann wurde der Verstand geweckt und die Urteilskraft gebildet. Zum Schluß wurde der Gebrauch der Glieder mit dem der Geisteskräfte verbunden.

Emil ist nun 15 Jahre. Zur Vollendung des Menschen bleibt nur noch übrig, auch ein liebendes und fühlendes Wesen aus ihm zu machen. Das geschieht durch Einführung in die Geschichte, Philosophie und Religion.

Diese Unterweisungen erstrecken sich auf das Jünglingsalter. Bis zum 15. Jahre hat Emil nichts von Religion erfahren. Wie schroff sich Rousseau bezüglich dieses Unterrichts in Gegensatz zur hergebrachten Methode setzt, beweist folgende Stelle: Wenn mir die Aufgabe gestellt wäre, die Dummheit in ihrer abstoßendsten Form zur Darstellung zu bringen, so würde ich einen pedantischen Schulfuchs malen, wie er Kindern Katechismusunterricht erteilt; wenn ich ein Kind ganz närrich machen wollte, würde ich es nötigen, mir deutlich auseinander zu setzen, was es beim Hersagen des Katechismus eigentlich sage."

Immer mehr gestaltet sich in Deutschland die Erziehung im ersten Kindesalter nach Rousseauschen Grundsätzen. Für die Verbreitung der erforderlichen Kenntnisse sorgen Aerzte, Hebeammen und viele Vereine. Auch für die methodische Behandlung der Realien nach Rousseauschen Grundsätzen besitzen wir eine gediegene Litteratur; allein der Gesinnungsunterricht läuft in Deutschland auf das Gegenteil von dem hinaus, was Rousseau für die Hauptaufgabe der Erziehung hält. In Frankreich hat man sich in dieser Beziehung zu Rousseau bekehrt.

Vor mehr als 100 Jahren gingen in Deutschland die Philanthropen mit Jugendkraft und Frische daran, den Geist Rousseaus in all den von ihnen gegründeten Bildungsanstalten heimisch zu machen; — heute wird auch der Grundgedanke des Bildungswesens von der vorurteilsfreien Individualität, welchen unsere pädagogischen Klassiker vertreten, durch die moderne Sozialpädagogik verschleiert und entstellt.



Hagenow und Sohn.

Drama in vier Akten
von **Johannes Gaulke.**

III. Akt.

(Schluß.)

Wirt (räumt auf, gießt dann mehrere Bierreste zusammen und reicht das Glas dem Trödler): Da sauf.

Trödler (trinkt gierig): Sehr schön Bier . . . (lacht dumm) hu . . . hu . . . hu (setzt sich in eine Ofenecke), kalt heute . . . hu, hu, hu.

Wirt: Beeile dir, wenn Jäste kommen, mußt de verduften.

Wirtin (kommt von rechts): Wat hängt denn hier schon wieder raus! Die Kerls machen for ihre paar Groschen 'n Krach, als wenn se for dausend Dhaler verzehren dhun.

Wirt: Laß man, Juste, von nächste Woche ab jeht ihnen de Puste aus, denn kriejen wir wieder jeordnete Zustände.

Wirtin. Et wird ooch Zeit. Is keene Sache nich', un' mit'n Zahlen is det ooch man so so bei die Radauköppe.

Wirt: Ick weeß nich, wat du bloß immer hast, wir sind doch nu mal uff diesen Kaff uff die Arbeeter anjewiesen, un' da muß man schonstens 'n Ooge zudrücken, wenn se sich in de Haare kriejen.

Wirtin (höhnisch): Natürlich mußt de 'n Ooge zudrücken! Du fühlst dir ja doch mang die Kaffern am wolsten, mit seine Leite hast de ja zeitlebens nischt zu dhun jehabt.

Wirt: Quatsch nich! Grafen und Barone jiebt's nich' uff diesen Kaff, un' die kommen ooch nich' zu uns. Wir müssen et eben mit die Arbeeter halten, sonst sind wir uffgeschmissen.

Wirtin: Det is ja immer meine Rede gewesen: wir müssen raus aus dem verdammten Kietz.

Wirt: Jetzt aber Schluß, Alte. Wer war et denn, der de Stadtluft nich' hat verdragen könn'n? Kannst dir woll nich' mehr druff besinnen, wat?

Wirtin (etwas kleinlaut): Det war damals, als ick Mamsell in de Friedrichstraße war, heute kennt mir keen Mensch mehr in de Stadt.

Wirt: Un' wenn schon, ick will mir nich' blamiern.

Wirtin: For't Jewesene jiebt der Jude nischt.

Frau Treder: 'n Abend.

Wirtin: 'n Abend, Frau Tredern.

Frau Treder: Jeben Se mir for'n Jroschen Rum zum Thee. (Während die Wirtin einschenkt): War mein Oller nich' hier?

Wirtin: Eben is er losjejangen. Wenn Se fünf Minuten früher gekommen wär'n, hätten Se'n jetroffen.

Frau Treder: Ick krieje den Alten knapp noch zu sehn, bis in de Nacht rin dreibt er sich in Kneipen und Versammlungen rum. Da hat bloß der verdammtige Streik dran Schuld.

Wirt: Na, von wejen! Ick kann ooch 'n Lied von singen, die besten Kunden jraulen mir die Radauköppe raus.

Wirtin: Ja, man hat nischt als wie Aerger vom Streik. Mein Mann is bloß zu jutmütig, 'n andrer hätt' die Bande schon längst rausjefenstert.

Der Trödler lacht wild auf.

Frau Treder: Wat is denn det? . . . Habe ick mir erschrocken.

Wirt (zum Trödler): Wenn du dir nich benehmigen dhust, fliegste raus, merk dir det. (Zu Frau Treder): Det is ooch son abschreckendet Beispiel, wohin et mit 'n Menschen kommen dhut, wenn er nich' Order pariert. Zehn Jahre ham se 'n uffgebrummt un' det is 'n nich' jut bekommen, dabei hat er's im Koppe jekriegt.

Frau Treder: Wat hat er denn ausjefressen? Von wejen nischt spunnt man doch keenen in.

Wirt: Det is 'ne lange Jeschichte mit den Hallunken. Wenn't Ihnen Spaß macht, kann ick's Ihnen ja erzählen. Der Amtsdiener, wat mein Freund is, kennt'n noch von früher her. Et war damals unterm Socialistengesetz, da war er von de schlimmste Sorte eener, un' hat überall de Leite uffgehetzt wie keen zweeter. Eenmal hatten se'n dafor een Jahr uffjeknackt, wie't sich jehört. Balde druff wurd' er zu 'ne Uebung injezogen un' bei die Jelegenheit ham se 'n zu zehn Jahre verdonnert, det war nämlich, weil er de Soldaten uffgeputscht hat, se sollen sich nischt jefallen lassen, hat er jesagt. Jrade als wenn et eener schlecht hat beim Kommiß. Det muß ick doch am besten wissen, ick habe nämlich bei die Schwedter Drajoner jestanden, 'n feinet Regiment verstehen Se, det war de scheenste Zeit meines Lebens.

Trödler: Hu, hu, hu . . . Zuchthaus — sehr schlimm . . . . Kriegt man Prügel, viel Prügel . . . Dicke Striemen, Herr (er schüttelt sich und lacht blöde).

Frau Treder: Jotte doch, son armer Deibel.

Wirt: Man is ja ooch keen Unmensch nich', wenn er 't ooch nich' verdient hat, habe ick doch nischt dajejen, det er bei mir hausieren kommt.

Frau Treder: Ick habe noch nie wat von 'n jehört. Wohnt er bei uns im Ort?

Wirt: Wohnen dhut er überhaupt nich', er zieht mit seinen Kasten von eenen Vorort nach 'n andern, uns beehrt er jlücklicherweise nich' zu ofte mit seinen Besuch.

Der Wirt macht sich am Buffet zu schaffen, Frau Treder bezahlt und schickt sich zum Gehen an.

Wirtin: Jrüßen Se de Martha, nächstens komme ick mal mit ran von wejen meinen Hut . . . Wie jeht et ihr denn sonst? Man kriejt se ja jarnich mehr zu sehen, seit ihr Verhältnis wieder hier is.

Frau Treder (seufzend): Ick weeß nich, wat draus werden soll. Sage ick wat zu Hause, jleich bläst mir mein Oller eenen, uff den Herrn Maxe läßt er nu mal nischt kommen.

Wirtin: Det de Martha sich man vorsieht. Ick weeß, se hat 'n weechet Herz, un' damit kommt man heitzudage nich' weit.

Frau Treder: Wat soll man dazu sagen, der eene Mensch is so, der andre so; von mir hat de Martha ooch reene jarnischt, denn wäre se anders.

Wirtin: Et doogt nischt, wenn de Kinder höher raus wollen als de Eltern. Det soll se sich man abmachen, von wejen det er se heiraten wird. Ick hätte sone scheene Partie for ihr jehabt, 'n solider junger Mann in 'ne anjesehne Stellung, der reene futsch is se is — aber wenn 'n Mächen erst in't Jerede kommt, denn is 't Essig, for anjebrannte Ware dankt 'n anständiger Mann . . . Schade drum, et wär' son hübschet Paar jewor'n.

Frau Treder: Se meenen woll den Knorr! Na, det se sich mit dem Schlamassel nich' injelassen hat, kann ick ihr nich' verdenken.

Wirtin: Ick wünsche ja keen'n Menschen wat Schlechtes, aber son kleener Dämpfer kann manchmal nischt schaden . . . Als ob der junge Herr sein Verhältnis heiraten wird! Den Zahn soll se sich man ausziehen lassen.

Frau Treder: Manchmal jloobe ick doch, det er nich' von se lassen kann.

Wirtin: Det können Se mir doch nich' inreden.

Frau Treder (gereizt): Denn nich'! . . . 'n Abend. (Ab.)

Wirtin: De olle Tredern macht 'n Jeschwollnen . . . Na, son Stuß. Det wissen wir doch besser, wie't jemacht wird. (Bald darauf ab.)

Wirt (zum Trödler, dem er wieder Bierreste zugießt): Da sauf, aber 'n bisken plötzlich.

Aus der Entfernung vernimmt man ein dumpfes Getöse, bald darauf:

Kleinert (ins Lokal stürmend): Nee, sone Bande. Nu höre eener bloß den Krach mit an.

Wirt: Wat is denn schon wieder los?

Kleinert: Weeß ick's. Die reenste Revoluzion, an alle Ecken loofen se zusammen, als wenn't jleich losjehn soll.

Wirt: Na so schlimm wird's woll nich' jleich kommen, die Gensdarme werden se schon zu Räson bringen.

Ein Arbeitertrupp kommt, darunter Karl Frank, Treder, die beiden jungen Arbeiter u. a. Der Raum füllt sich während der folgenden Scene, auch aus dem Billardzimmer treten Arbeiter hinzu.

Stimmen: Vorlesen! . . . Wie heißt er, der's jeschrieben hat!

Frank: Ihr sollt alles hören, aber erst Ruhe dahinten.

Stimmen: Ruhe . . . Pst.

Frank (nach einer kleinen Pause): Wir haben einen Freund für unsere Sache gefunden und zwar auf einer Seite, wo wir ihn am allerwenigsten vermuten . . .

Stimmen (ihn unterbrechend): Wer . . . Namen nennen!

Ein Arbeitsbursche stürzt atemlos ins Zimmer. Alle Blicke richten sich auf ihn.

I. j. Arb.: Wat will der Pollacke hier!

Bursche (blaß vor Furcht, bringt zitternd hervor): Der Gensdarm!

II. j. Arb.: Schmeißt den Streikbrecher raus.

Um den Burschen bildet sich ein Kreis.

Treder: Wat hast du Bengel ausgefressen.

Bursche: Ich war's ja jarnich, der Krasulke war's.

Treder: Ick frage dir, wat du ausgefressen hast, also antworte, wenn ick dir fragen dhu.

Bursche: Der Krasulke hat drüben die Fenster ingeschmissen, un' ich soll's gewesen sind.

Stimmen. Verdammte Lausejungens ... Gemeinheit ... Schuftigkeit ....

Frank: Das sind die Arbeitswilligen, die vielgepriesenen anspruchslosen Leute.

I. j. Arb.: Man soll die Hunde hängen.

Stimmen: Sie schädigen die Arbeitersache ... Hol sie der Teufel!

Frank: Wer hat euch Bengels geheißen, die Fenster einzuschlagen?

Bursche: Wir haben Feierabend jekriecht un' woll'n nu mitstreiken.

Kleinert: Da habt ihr die Bescherung, wat bei die Uffhetzerei rauskommen dhut.

II. j. Arb.: Halt's Maul, Schuster.

Stimmen: Nich' zu glauben! ... Die haben 'ne Ahnung, wat 'n Streik is!

Frank (schüttelt den Burschen tüchtig am Arm): Habt ihr euch denn garnicht überlegt, was darauf kommt.

Bursche: Der Krasulke hat jesagt — —

II. junger Arbeiter: Schad't den Alten jarnischt, det se ihm die Fenstern zerpöttert ham.

Frank: Nu könnt ihr ausfressen, was ihr euch eingebrockt habt.

II. junger Arbeiter: Laßt den Pollacken laufen.

Gensdarm: Sone Schwebelbande (packt den Burschen gleich nach seinem Eintritt beim Kragen). Warte man, du Spitzbube, jetzt entwischst du mir nich' mehr.

Bursche (in höchster Angst): Bitte, bitte, lieber Herr ... ich war's ja garnich, der andre ... (Krümmt sich verzweifelt, um sich loszumachen.)

Gensdarm (giebt ihm einen Rippenstoß, so daß der Bursche aufschreit): Daß du dich nich' unterstehst! Ich werde euch Strolche Moses und die Propheten lernen, Galgenstricke seid ihr allesamt.

II. junger Arbeiter: Selber eens. (Murren unter den Arbeitern.)

Gensdarm: Wer hatte da die Unverschämtheit? ... Noch ein Wort und Sie kommen alle mit zur Wache. (Es entsteht ein kleiner Tumult.)

Karl Frank (zum Gensdarm): Mäßigen Sie sich.

Stimmen: Wir sind anständ'ge Arbeiter. Lassen Sie uns in Ruh, denn lassen wir Ihnen in Ruh ... Wir sind keine Verbrecher

Gensdarm (während er mit dem Burschen abzieht, etwas eingeschüchtert durch die drohende Haltung der Arbeiter): Nehmt euch in Acht, wir fackeln nich' lange.

Stimmen: Oho.

Wirt (der schon während der vorigen Scene fassungslos umhergelaufen ist): Nu is et aus mit mir. Ick werde meine Konzession janz jewiß los.

II. junger Arbeiter: Schad't dir nischt.

Stimmen: Sone verdammtigen Pollaken ..... Wie die Spitzbuben behandelt man uns.

Frank: Beruhigt euch, wir bleiben doch, was wir sind.

Stimmen: Sehr richtig ... Bravo.

Frank: Ruhe ... Zur Sache. (Allmählich tritt Ruhe ein.)

Treder: Lies doch vor, damit jeder Bescheid weeß.

Stimmen: Vorlesen.

Frank (holt ein Zeitungsblatt hervor): In der „Volkswacht" ist ein Artikel über unseren Streik erschienen, der uns viel nützen kann.

I. junger Arbeiter: Vorsicht, die „Volkswacht" is kein Arbeeterblatt.

Frank: Ist auch kein Fehler. Wir gewinnen dadurch die Sympathien der bürgerlichen Kreise für unsern Streik.

Stimmen: Erst abwarten .... Wer hat'n geschrieben?

Frank: Ich bin vorhin unterbrochen worden, der Verfasser heißt Max Hagenow.

I. junger Arbeiter: Der junge Hagenow! Det is Falle.

II. junger Arbeiter: Een Kapitaliste uff unsrer Seite — jiebt's ja jarnich.

Treder: Et jiebt doch noch weiße Raben.

(Es werden widersprechende Aeußerungen laut): Bravo — Vorsicht — Abwarten.

Frank: Aber wenn ihr nicht ruhig seid, kann ich doch nicht vorlesen. (Er wartet einen Moment bis Ruhe eingetreten ist.) ... Der Artikel ist überschrieben: „Zur Aufklärung des Publikums über den Streik der Maschinenbauer." Dann heißt es: „Es handelt sich in diesem Streik nicht um eine Lohnerhöhung, sondern um eine ideale Forderung. Man hat an langjährig organisierte Arbeiter das Ansinnen gestellt, sich einer Fabrikordnung zu unterwerfen, die sie vollkommen dem Willen des Fabrikanten ausliefert. Darüber hat sich die Arbeiterschaft einmütig erhoben, um ihr Coalitionsrecht zu verteidigen ...

Stimmen: Hört, hört ... Bravo.

Frank: Zum Schluß sagt der Verfasser: „Nicht mit Strafandrohungen noch mit der Rechtlosmachung der Arbeiterklasse ist den sozialen Schäden zu begegnen. Denn die Erfahrung lehrt, daß allein die rohe, enterbte und entrechtete Masse den sozialen Frieden stört, nicht aber die aufgeklärte, denkende Arbeiterschaft. Wem ernstlich an der sittlichen Hebung des Volkes und an der Gesundung der sozialen Verhältnisse gelegen ist, der werfe der Arbeiterbewegung keinen Stein in den Weg, sondern unterstütze sie tatkräftig.

(Langanhaltender Beifall.)

Stimmen: Wer das geschrieben hat, kennt uns besser als die Fabrikanten .... Max Hagenow soll leben!

II. junger Arbeiter: Schreiben und reden is billig, zahlen soll er.

Stimmen: Werde nich' gemein ... Schmeißt den ruppigen Kerl raus.

II. junger Arbeiter: Spart euch die Arbeet, ick jehe schon. (Beim Abgehen): Ihr habt alle zusammen keen Klassenbewußtsein. (Entrüstungsrufe.)

Frank: Lassen wir uns durch solche Leute nicht ablenken. Meine Meinung ist die: wir müssen die Oeffentlichkeit für uns gewinnen. Das gibt uns einen moralischen Rückhalt, ohne den wir unsere Forderungen nicht durchbringen können. Und daß wir soweit gekommen sind, das haben wir Max Hagenow zu verdanken. (Große Bewegung.)

Stimmen: Max Hagenow soll leben! ... Hoch die Arbeitersache! ... Auf in die Versammlung.

Sie ziehen unter Absingen der Arbeitermarseillaise ab. Im Vordergrunde der Bühne bildet sich eine kleine Gruppe, darunter Treder und Frank.

Frank (reicht Treder die Hand, leuchtenden Auges mit Begeisterung): Wir müssen endlich siegen.

(Vorhang.)



Theater.

Akademischer Verein für Kunst und Wissenschaft. (Theater des Westens). Die Orestie des Aeschylos. Deutsch von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Bühnenbearbeitung von Hans Oberländer. Musik von Max Schillings.

Es war ein eigenartiger Kunstgenuß, der einem auserwählten Publikum am 24. November vom akademischen Verein geboten wurde. Eine Feiertagsstimmung hatte sich in dem vornehmen Musentempel in der Kantstraße ausgebreitet, die nur nach den Aktschlüssen durch einen impulsiven Beifall unterbrochen wurde. Und es lag auch ein zureichender Grund für die Weihestimmung vor, denn man feierte einen der größten Geister der Menschheit, der, obgleich er vor mehr denn zwei Jahrtausenden gelebt hat, uns in vielen Punkten noch immer nahe steht. Sein Tragödienproblem, die Idee der tragischen Schuld ist auch im wesentlichen die unsrige, und sie ist auch in der Bühnendichtung der letzten Jahrhunderte in einer nur aenig modifizierten Fassung behandelt worden.

Die spontane Aeschylos-Begeisterung, welche das Publikum erfaßt hatte, erreichte einen solchen Höhepunkt, daß man darüber die Moderne vergaß. Es waren in den Zwischenpausen genügend despektierliche Aeußerungen über die moderne Bühnendichtung zu vernehmen. Bei aller Hochachtung vor den alten Schriftstellern kann ich mich indessen in einen Begeisterungstaumel für sie nicht hineinreden. Wol sahen wir über die Bühne Gestalten von einer wuchtigen dramatischen Kraft schreiten, wohl konnten wir einer sich notwendig aus den Charakteren ergebenden Handlung lauschen. Wer aber unbeeinflußt durch die musikalische Stimmungsmache nur die Tragödie auf sich wirken läßt, der wird das psychologische Moment, das dem modernen Bühnenstück in so hohem Grade eignet, in der alten Tragödie erheblich vermissen. Die antike Kunst war eine formal-schöne, sie hatte kein Verständnis für den inneren Menschen; niemals läßt sie uns die Tiefen der Seele schauen. Die Antike hat nicht eine individuelle Gestalt hervorgebracht; alle Götter- und Heroenstatuen sind nach einem abstrakten Schönheitskodex konstruiert. Die Antike atmet Größe und Schönheit, aber keine Intimität und menschliches Verstehen.

Wenn man die alten Tragödiendichter verstehen will, muß man sie lesen und immer wieder lesen, womöglich in der Ursprache, aber man darf sie nicht von der modernen Bühne herab auf sich wirken lassen. Es ist alsdann schwer festzustellen, wo ihr Geist aufhört zu sprechen und wo die Wirkung des Bühnenzaubers mit Musik und elektrischen Scheinwerfern beginnt. Am wenigsten unangenehm bemerkbar machte sich der Bühnenflitter und die Musik im ersten Teil der Trilogie „Agamemnon“ und im zweiten „Das Opfer am Grabe“. Groß war die Gestalt der Klytämnestra (dargestellt von Luise Dumont), das dämonisch leidenschaftliche Weib, das ein natürliches Anrecht auf die Sünde und das Verbrechen zu haben glaubt, weil es liebt. Aus Liebe für Aigisthos wird sie zur Gattenmörderin und empfindet die Wollust des Verbrechens in allen Phasen. Luise Dumont hatte eine Glanzleistung dargeboten, sie war nicht nur in den Geist der Dichtung tief eingedrungen, sondern hatte auch ein Stück des modernen Geistes der Klytämnestra eingehaucht. Der Agamemnon Arthur Kraußnecks war eine Gestalt von monumentaler klassischer Ruhe.

Der zweite Teil setzte etwas larmoyant ein, allmählich wuchsen aber die Träger der Handlung sich zu einer titanenhaften Größe aus. Nur der Chor wirkte, wie nicht anders zu erwarten, fremdartig und störend. Er hätte von der Regie, ohne der Dichtung Gewalt anzutun ruhig als „Volk“ in den Hintergrund gedrängt werden können. In einzelnen Scenen wären auch einige kräftige Striche am Platze gewesen, in der alten Tragödie wird über Gebühr viel gesprochen und unterhandelt. Wer im Begriff ist, einen Mord zu begehen, läßt sich zuvor nicht mit seinem Opfer auf langatmige Unterhaltungen ein, in denen das „pro“ und „contra“ sorgfältig erwogen wird. Ein leicht zu umgehender Regiefehler lag ferner darin, daß die Mordscene sich zum größten Teil auf offener Bühne abspielte. Das wirkte brutal, trotz des temperamentvollen Spiels Friedrich Kayßlers. Auf der Höhe seines Könnens zeigte sich dieser Künstler, als er nach dem Muttermorde, von Gewissensbissen zerfleischt, in die Welt hinausstürmte.

Hier hätte das Drama schließen können, der letzte Teil der Trilogie „Die Eumeniden“ war überflüssig. Die dramatische Spannung ist vorüber, die Handlung eine nur äußerliche und die Lösung des Konflikts eine ziemliche dürftige. Wenn Apoll zu Gunsten des Orestes in die Wage legt, daß der Sohn mit der Mutter eigentlich keine Gemeinschaft habe, sondern nur mit seinem Erzeuger, so ist dies ein Trugschluß, der wohl selbst zu Aeschylos' Zeit beanstandet worden sein dürfte. Auf diesem Trugschluß baut sich aber die Lösung des dramatischen Konfliktes auf und wird dadurch zu einer Konzession an das Publikum, das nun einmal eine versöhnliche Stimmung aus dem Theater mit nach Hause nehmen will. Doch abgesehen von diesem Mißgriff des Dichters, bleibt der letzte Teil eine theatralische Unmöglichkeit. Mit den primitiven Mitteln der Griechen aufgeführt, würde er ein modernes Publikum nicht befriedigen, und mit dem modernen Flitterkram, Scheinwerfern und Musikbegleitung insceniert, ist er zu einem melodramatischen Schaustück geworden.

Der Gesamteindruck wird jedoch ein unverwischbarer bleiben und der Theaterbesucher wird dem Akademischen Verein für Kunst und Litteratur Dank wissen, denn er hat uns das bedeutendste Bühnenereignis in dieser Saison gebracht. Besonderer Dank und Anerkennung gebührt auch dem genialen Uebersetzer der Orestie, der keine bloße Uebersetzung, sondern eine wirkliche Nachdichtung gegeben hat. Mag nun auch die Aufführung der Orestie keinen Einfluß auf unsere Theaterverhältnisse ausüben, so wird sie jedenfalls den einen oder den anderen zum Nachdenken anregen. Denn wie klein erscheinen uns unsere sorgfältig gezeichneten Bühnencharaktere gegenüber den plastischen Gestalten eines Aeschylos! In der Gestaltungskraft und in der Aktion sei er unser Vorbild. Das Vermögen, Menschen psychologisch zu zeichnen, besitzen die Modernen im höchsten Maße, darüber ist ihnen aber der Sinn für dramatische Größe verloren gegangen. Aus einer geschickten Mischung dieser beiden Momente kann das Kunstwerk der Zukunft geboren werden. J. G.

* * *

Die Secessionsbühne brachte uns nach dem Maeterlinckschen Tod des Tintagiles, das mit seinen vielen Feinheiten auf der Bühne wirkungslos blieb, ein

recht bühnenkräftiges Stück in den Königssöhnen von Helge Rode. Der junge Autor hat sein Stück Ibsen gewidmet. Wer aber ein Stück nach Ibsens Art voll Norwegertum erwartet hatte, ist in seinen Erwartungen getäuscht worden. Nicht im düstern Norden läßt der Autor sein Drama sich abspielen, sondern im sonnigen Griechenland, und zwar in der Zeit des sinnenfrohen Helenentums. Den eigentlichen Stoff des Stückes, der mit vielem Geschick in die Handlung eingekleidet ist, bildet der uralte Streit der beiden tiefsten Gegensätze in der menschlichen Seele, der Streit zwischen dem Lebensdrang und der Todessehnsucht. Hamerling hat das Motiv in seinem Ahasver in Rom meisterlich behandelt, auf der einen Seite Nero, der titanenhafte Genußmensch, auf der andern Seite der Ruhe suchende, unbesiegbare Ahasver. Bei Hamerling siegt der Verkörperer der Todessehnsucht. Anders bei Helge Rode. In seinem Oinos, dem Lebensbejaher, verkörpert sich auch der Lebensdrang in ganz anderer Weise, als in Hamerlings Nero. Beide haben das Titanenhafte, den Drang ins Ungemessene gemeinsam, aber bei Oinos äußert sich der Drang nicht in Genußsucht, sondern in Tatenlust, jenes Lebensbejahung ist nur rezeptiv, seine will produktiv wirken. Nicht Genüssen will Oinos in erster Linie, er will herrschen und im Herrschen beglücken. Anders sein älterer Bruder, Telamon. Er sucht das Heil in der Weltflucht. Wo Oinos nur Schönes und Edles in den Menschen sieht, findet Telamon nur Schein und Niedrigkeit. Aber auch er will herrschen; er will als König durch sein Beispiel der Entsagung die Menschen bessern, ihnen den Stempel seines Geistes aufdrücken. Dies ist schon lange sein liebster Wunsch, und ein tiefer Unmut ergreift ihn als nun der alte König Oinos zu seinem Nachfolger einsetzt. Gleich zu Beginn des Stückes ist der Gegensatz fein und deutlich, ohne Aufdringlichkeit herausgearbeitet. Wir finden Telamon philosophierend, während Oinos sich durch Tatkraft die Krone sichert. Telamon fühlt sich zurückgesetzt, zu diesem Gefühl gesellt sich noch Eifersucht; und so sehen wir den Lebensverneiner aus Verlangen nach irdischen Gütern zum giftigen Neidling und Mörder an der Geliebten seines Bruders werden. Oinos dagegen als siegreicher Herrscher und glücklicher Liebender verfällt in einen Taumel höchster Lebensfreude, er verliert die Herrschaft über sich selbst, seine Furcht erfüllt sich, „die Freude barst". Einem Leichenbegängnis, das an seinem Festtage seinen Weg kreuzt, tritt er abwehrend entgegen, er will keine Klagegesänge, für ihn gibt es nur Leben, jauchzendes Leben und in höchster Extase springt er über den Sarg hinweg. Die Entsetzensschreie des Leichengefolges bringen ihn wieder zur Besinnung. Als er die wehklagende Mutter des Verschiedenen weinend über den Sarg gebeugt sieht, da erfaßt ihn ein Grauen vor der Tat, die dem Uebermaß seiner Freude entsprang, ein Grauen vor dem Tod, der leidbringenden Macht, gegen die er mit all seiner Lebensfreude ohnmächtig ist. Oinos verfällt in Trübsinn, wir sehen ihn im nächsten Akt dem Wahnsinn nahe; der Anblick der lichten Gestalt seiner Geliebten giebt ihn dem Leben wieder. Aber die Geliebte verliert Oinos durch die Mordtat seines Bruders. Oines überführt selbst den Bruder des meuchlerischen Verbrechens. Die Scenen von dem Erwachen aus dem Trübsinn bis zum Schluß bilden den Höhepunkt des Dramas. Oinos hat die schwere innere Krise, in welche ihn die Erkenntnis von der überlegenen Macht des Todes warf, überwunden, ohne an Lebensbejahung einzubüßen; in seiner Liebe glüht das hehrste Lebensgefühl, das schöpferbegierige Aufgehen der eignen Person in der unendlichen Lebensbejahung der Welt. Schwer beugt ihn der Tod der Geliebten nieder, tief getroffen von der Tat des Bruders, will er zum Rächer werden, aber auch hier siegt seine Liebe zum Lebendigen, er will nicht töten, nicht einmal strafen, er läßt den Bruder frei. Und während dieser davon eilt, um durch freiwilligen Tod sein Leben zu sühnen, rafft Oinos sich auf zur Erfüllung seiner Herrscherpflicht. Der Lebensbejaher kann keinem Schmerz unterliegen, ihn treibt es zu neuen Taten, zur kraftvollen Lebensbeherrschung.

Das ist der Ideengang von Helge Rodes Schauspiel „die Königssöhne". Dem Stücke haften manche kleine Mängel an, andrerseits weist es zahlreiche sehr feine Züge auf. Bei den Zuhörern fand der Autor nur geteilten Beifall, der erst nach dem letzten packenden Akt ein fast allgemeiner wurde. Das mag zum Teil an der Darstellung der weniger wichtigen Rollen, an der Enge des Bühne, welche die nötige breite Entwickelung der Scenerie und des Statisten-Apparats hinderte, gelegen haben, seinen Hauptgrund hatte es aber wol darin, daß die Idee des Stückes einem großen Teil des Publikums bis zum Schluß noch nicht aufgegangen war. Verließen doch eine Anzahl Zuhörer nach dem Tode der Helena, wo sich der Vorhang auf einige Minuten senkt, das Theater im Glauben, das Stück sei zu Ende, „denn die Heldin ist ja jetzt glücklich tot". Drei solcher Kunstverständigen saßen in meiner nächsten Nähe.

Der Darstellung der Hauptpersonen war gut, hervorgehoben zu werden verdient der Oinos des Herrn Geisendörfer, dessen Lachen nur etwas gezwungen klang.

Der Leitung der Secessionsbühne gereicht es zum Verdienst, uns mit einem so hochbegabten Autor wie Helge Rode bekannt gemacht zu haben.

Am vergangenen Sonnabend brachte uns dann die Secessionsbühne ein Lustspiel von Lothar Schmidt „Der Leibalte". Es ist eine flotte, frische Arbeit; wenn sie auch mit den meisten Lustspielen an innerer Unwahrscheinlichkeit leidet, so verzeiht man dies gern wegen der prächtigen Charakteristik der Gymnasiallehrer und des Superintendenten, sowie einer vertrockneten Frauenrechtlerin. Der Dialog ist fließend und witzig; eine Fülle von Bonmots lassen uns in den zwei ersten Akten aus dem Lachen kaum herauskommen; der dritte Akt fällt leider ab, was wol darin seinen Grund hat, daß der Verfasser hier gezwungen war, einem eigentlich undramatischen Stoff einen dramatischen Schluß zu geben. Ein allerliebstes Bonmot ist das vom Humor: „Der Humor ist ein anständiges Aequivalent für den Selbstmord". Gespielt wurde recht gut.

F. Ph.



Chronik.

Neue litterarische Erscheinungen.

Adalbert von Hanstein. Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte mit erlebter Litteraturgeschichte. Mit 113 Schriftsteller-Bildnissen. Buchschmuck von Emil Büchner. Leipzig 1900. R. Voigtländers Verlag.

Franz Rosen. Der Mönch von Sankt Blasien. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1901.

Heinrich Kruse. Seegeschichten. Neue Folge. Leipzig. Verlag v. S. Hirzel.



Freie Litterarische Gesellschaft.

Dienstag, den 11. Dezember 1900

im großen Saale des Architektenhauses

abends 8 Uhr:

Vortrag des Freiherrn Ernst von Wolzogen.

I. Vom Ueberbrettl.
II. Zwei Prager Dichter. Ausgewähltes aus Hugo Salus und Rainer Maria Rilke.

Freitag, den 11. Januar 1901.

Vortrag des Herrn Dr. Paul Ernst.

Aus alten italienischen Novellen.

Freitag, den 15. Februar 1901.

Vortrag des Herrn Wilh. Bölsche.

Die monistische Weltanschauung in ihrer Bedeutung für die Kunst.

Ueber die Vorträge der Herren Prof. Dr. Haeckel, Otto Erich Hartleben, Karl Hauptmann und Kgl. Hofschauspieler Adalbert Matkowski wird Näheres rechtzeitig bekannt gegeben werden.

Alle Anfragen bitten wir zu richten an den zweiten Vorsitzenden Herrn Franz Philips in Friedrichshagen.

Der erste Vorsitzende.
Otto Erich Hartleben.



Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: Johannes Gaulke und Franz Philips.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 15. Dezember 1900. Nr. 50.

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Detlev von Liliencron und die moderne Lyrik.

Von Leo Berg.

Die Lyrik war lange Zeit, namentlich in den siebziger und zum Teil achtziger Jahren (der unfruchtbarsten Epoche der modernen deutschen Litteratur) das Aschenputtel der Kunst. Ein Lyriker, das war ein Typus für die „Fliegenden Blätter" (neben versoffenen Studenten, alten Jungfern, Juden, Leutnants). Und doch hätte man sich gerade in Deutschland dankbar erinnern sollen, daß wir neben der Musik gerade der Lyrik unsere reifsten Früchte verdanken, und daß mit der Lyrik jede neue litterarische Bewegung eingesetzt hat. Tiefer Blickende hätten freilich auch wissen können, daß die Lyrik das Meer ist, aus dem alle Litteratur und im weiteren auch alle Kunst emporsteigt. Nur unfruchtbare Epochen, wie das junge Deutschland, sind nicht lyrisch, und ein Dichter von lyrischer Impotenz oder gebundener Lyrik, wie Lessing, Schiller, Gutzkow, Sudermann, kann schon deshalb allein nicht unter den Großen rangieren. Einem so kolossalen Kerl wie Immermann versagten seine höchsten Intentionen, weil seine Lyrik nicht hervorbrechen konnte.

Auch die jüngste Revolution kündigte sich in Deutschland lyrisch an, und es hat ziemlich lange gedauert, ehe die jungen Dichter auf dem Felde des Romans und des Dramas, auf dem sie heute ihre Triumphe feiern, Erfolg hatten. In der Mitte der achtziger Jahre hatten sich die jungen Stürmer in lyrischen Anthologien vereinigt und in Gedichten und Programmen den Umsturz aller Dinge verkündigt. Detlev von Liliencron, heute Deutschlands berühmtester Lyriker, suchen wir freilich vergebens, er hatte sich erst etwas später der Bewegung angeschlossen. Sehr bald wurde man der Lyrik wieder untreu, allerdings nur äußerlich, man setzte die latente Lyrik, die man nicht los werden konnte, in dramatische und novellistische Stimmung um und leidet noch immer an einem Ballast von Lyrik, mit der man nichts anzufangen weiß (Hauptmanns „Versunkene Glocke" ist die Tragödie des Dramatikers, der mit seiner Lyrik nicht fertig geworden ist). Es rächt sich immer, wenn man hier unwahr oder willkürlich verfährt. Man hielt die Lyrik bald für überwunden. Arno Holz, damals der keckste, der das trotzige „Buch der Zeit, Lieder eines Modernen" geschrieben, hat dann sehr verächtlich von Lyrik und Lyrikern gedacht, die ihn an „Kuhglockengebimmel" erinnerten, bis er es schließlich an der Zeit fand, auch die Lyrik zu revolutionieren, denn zuletzt war sie doch seine heimliche Liebe.

Die Lyrik von 1885 war nur dem Inhalt, nicht der Form nach neu, man stand noch ganz im Banne des alten Sangs (die „Neutöner" wurden erst später erfunden). Einige kamen sogar von Geibel her, dem frömmesten aller deutschen Sänger, andere pfiffen ihr politisch Lied, wie sie es von Herwegh und Freiligrath gelernt hatten; die Romantiker klangen noch nach, Heine wurde kopiert, Victor Hugo spukte in den Köpfen, und selbst ein Spät-Romantiker, wie Graf Schack, machte noch Schule. Einen neuen Ton fand erst Liliencron. Zwischen der Lyrik von 1885 und 1895 klafft eine Kluft, etwa so tief wie zwischen dem alten und dem neuen Drama.

Was unterscheidet nun die moderne Lyrik von der alten, was charakterisiert sie, und was gibt ihr ihr

zeitliches Gepräge? Oder umgekehrt, durch welche Eigenschaft zeichnet sich die alte vor ihr aus?

Die alte Lyrik war musikalisch, die moderne ist malerisch, die alte war leidenschaftlich, die moderne ist symbolisch, die alte war typisch, die moderne ist charakteristisch, die alte war allgemein (das Gefühl zur Objektivität erhoben und auf die allgemeinste Form gebracht), die moderne ist individuell.

Die Lyrik der Klassiker (Goethes) ist leidenschaftlich, die Leidenschaft aber ist rhythmisch und sucht nach Formen, die sie selbst ausdrücken, nicht aber den leidenschaftlichen Menschen darstellen (das tut erst der Dramatiker, indem er jeden seiner Helden einen vollkommenen Lyriker sein läßt). Die Lyrik der Romantiker ist stimmungsvoll, die Aktivität des Gefühls hat sich beruhigt, es wird pantheistisch, kosmisch (Heines Meerlyrik) und dämmert in die Musik hinüber (es waren oder wurden schließlich wirklich Lieder ohne Worte, die man sang, die Musik nahm ihnen endlich das Wort vom Munde hinweg). Die besten Romantiker (Eichendorff, Heine), haben sich so mit der Musik verschmolzen, daß Musik und Text ein einziges Kunstwerk geworden ist. Selten haben sich zwei Künste so ganz gedeckt und gegenseitig so ausgedrückt. Es ist kein Zufall, daß gerade zur Zeit der Romantik die größten Liederkomponisten in Deutschland gelebt haben (Schubert, Schumann, Mendelsohn). — Die Lyrik der vierziger Jahre (Herwegh, Freiligrath, Hartmann, Meißner) war streitbar, die Harfen und Oboen wurden von Trompeten und Trommeln abgelöst, aber es war doch noch Musik, Schlachtmusik, die die Dichtung populär machte.

Etwa bis zur Mitte unserer Jahrhunderts stand Deutschland unter dem Einflusse der Musik. Diese war unsere bestimmende Kunst, wie denn nach Carriere in jedem Zeitalter eine Kunst herrscht und allen anderen ihre Gesetze aufdrängt. Unsere Zeit steht unter dem Einflusse der Malerei, die allmählich den Roman (Goncourt, Zola, Jacobsen), das Theater (von Wagner bis Hauptmann), und schließlich die Lyrik (Liliencron) mit ihren Ausdrucksmitteln belehnt hat. Die modernen Lyriker sind nicht mehr zum Komponieren, sondern zum Malen da. Sie legen mehr Wert darauf, plastisch zu sein, ein Bild zu geben, als musikalisch und ein Lied zu sein. Außerdem sind sie in demselben Verhältnis wie die Leidenschaften, Gefühle, Stimmungen, Rhythmen zurückgewichen sind, von Ideen, Problemen geleitet, ihre Werke, statt unmittelbarer Ausbrüche des Herzens, Symbole geworden, d. h. nicht mehr Herzenslaute, sondern Bilder seines Inhalts.

Ist die Musik die populärste, so ist die Malerei die vornehmste aller Künste. Und so ist die moderne Lyrik denn auch durchaus exklusiv geblieben.

Bei einer allgemeinen Charakteristik kommen die einzelnen Erscheinungen natürlich wenig zu ihrem Rechte. Die Dichter unserer Zeit haben sich in sehr verschiedenem Grade von den älteren Epochen emanzipiert. Im Konzert unserer Lyrik klingen die Töne aus allen Perioden an. Wir haben Vertreter der Leidenschaft (in Julius Hart), die Nachfolger Storms suchen und finden den allgemeinsten Gefühlsausdruck (Karl Busse), reine Stimmungslyriker (Martin Greif), Tendenzdichter (Karl Henckell) u. s. w. spielen mit; in anderen kommen gleichzeitig verschiedene Arten von Lyrik zum Ausdruck (z. B. Schönaich-Carolath, der die subjektivste Leidenschaftlichkeit — „Sphinx" — und die allgemeinste Gefühlsstimmung und Symbolisierung der Herzensschicksale — „Dichtungen" — darzustellen vermag). In den starken Talenten treffen immer die verschiedensten Richtungen zusammen. Das Genie ist der Schnittpunkt zweier Welten (das markanteste Beispiel Heine). Andrerseits treten neuere Richtungen stets schon vereinzelt in früheren Zeiten auf; so findet sich die charakteristische, symbolisierende, malerische Lyrik schon bei Lenau, und sogar vereinzelt bei Goethe.

Heute sucht man allgemein die Lyrik ganz in Bildlichkeit aufzulösen und eine Symbolik der Natur und des Lebens heraus zu bilden. Am glücklichsten ist Detlev von Liliencron, vermutlich weil er mit der Natur noch im besten Einvernehmen steht.

* * *

Liliencron war einer der ersten, der von den Modernen und als Moderner entdeckt wurde, und er ist, zumal das Entdecken zur Lebensaufgabe der Modernen gehört, bis auf den heutigen Tag immer wieder entdeckt und von jeder litterarischen Bewegung mit in die Höhe gehoben worden. Von Karl Bleibtreu bis auf Richard Dehmel preist alles den Ruhm Liliencrons. Und trotzdem ist er nicht populär geworden; indem man ihn den verschiedenen Gruppen zurechnete, entfernte man nur noch weiter von seinem Verständnis.

Er gehört jedoch zu keiner der modernen Richtungen, gewissermaßen fällt er sogar aus dem Rahmen unserer Zeit selber heraus. Er ist ein Phänomen, das Litteratur- und Geschichts-Psychologen der Folgezeit Rätsel aufgeben wird. Die Poesie aller Andern ist durch den Verstand gegangen. Sie sind aufgerüttelt durch sociale, religiöse, erotische Probleme, sie wollen in die Zukunft schauen, sie suchen das noch Ungeborene zu gestalten. Von dergleichen weiß Liliencron nichts. Diese dichterische und menschliche Unbefangenheit, diese Naivetät ist beispiellos. Einzelne seiner Lieder, etwa den „Bruder Liederlich" könnte man sich in jeder Volksliedersammlung aufgenommen denken (z. B. „des Knaben Wunderhorn"). Er ist der Fahrende unter den Modernen, der flotte Bursch in Kriegs- und Liebesschlachten, so etwas wie ein modernisierter und künstlerisch veredelter Bänkelsänger, der sich sogar im Gassenhauerton naturgemäß und köstlich auszudrücken versteht. („Die Musik kommt.") Aus ihm spricht in seinen gelungenen Sachen uns die Realität selber entgegen, freilich eine kleine und begrenzte Realität. Er ist so verblüffend frisch, daß er das Stück Welt, das er sieht und kennt, nicht malen, nicht singen, sondern nur bezeichnen muß, und sie ist.

Detlev v. Liliencron ist auch nicht Dichter geworden, wie Andere, durch Studium, durch Absicht, oder aus Sehnsucht nach dem Leben, wie die Modernen. Er hat das Leben umfangen wie seine Braut, und als er sie los ließ, schwebte zwischen ihren Lippen das erste Gedicht. Er ist beinahe zufällig zum Dichter geworden. Von Beruf war er Soldat. Er stammt aus einer alten holsteinischen Adelsfamilie, und wurde im Jahre 1844 in Kiel geboren. Er machte die Kriege 1866 und 1870/71 mit, wurde in beiden Feldzügen verwundet, war eine Zeitlang als Hauptmann a. D., Strandvogt in Kellinghusen, und war bereits Mitte der Dreißiger, als er sein erstes Gedicht schrieb.

1884 erschien sein erstes Gedichtbuch: „Adjutantenritte", und es ist sein Hauptwerk gebieben, sowol wegen der Unübertroffenheit einzelner Gedichte, als be-

sonders weil es ein **Buch** ist, ein geschlossenes Ganzes,*) und im allgemeinen frei von den Auswüchsen späterer Werke.

Schlacht, Haide, Liebe und Geschichte sind die Grundmotive dieser Lieder. In den **Balladen** ist die gedrängte Darstellung historischer Vorgänge ganz eminent. Der epische und der dramatische Teil, durch den andre Balladensänger glänzen, ist bei Liliencron schwach, oft verworren; ihn reizt nur das anekdotische, das, was unmittelbar und ohne Zusammenhang da steht. Aber in die einmal gegebene Situation führt er packend und kraftvoll ein. Man kann eine eben erlebte Geschichte nicht frischer, nicht unmittelbarer drauf los erzählen, als er von König Regnar Lodbrog.

„Das war der König Regnar,
Der lebte fromm und frei.
Er trug gepichte Hosen
Wie seine Leichtmatrosen,
Die rochen nicht wie Rosen,
Das war ihm einerlei."

Was hier so ergötzlich und stärkend wirkt, das ist die Rücksichtslosigkeit in Sprache und Darstellung. Liliencron erzählt wie ein Soldat oder Henkersknecht, der eben, noch blutbespritzt, vom Schauplatze kommt. Er schildert gleichsam mit aufgekrempelten Aermeln. Dabei vergißt er nur den überrumpelten Leser mit Personen und Ereignissen so weit bekannt zu machen, daß dieser Bescheid weiß und Namen und Dinge aus einander halten kann. In Balladen aus dem modernen Leben wie der „Haidebrand", „Hochsommer im Walde" ist er gemächlicher in der Erzählung. Aber auch hier spricht er immer in der Gegenwartsform, in einem Stile, der kein Verweilen duldet, in verhaltener Aufregung, d. i. in seinem ihm eigentümlichen Adjutantenstil. Einige Balladen gibt es, die gleichsam verkürzte Menschen- und Geschlechterbiographien sind, z. B. das meisterhafte Gedicht „Zerbrochener Keilerkopf", in dem ganze Zeitläufte zusammen ge- und verdichtet sind. Jung Henning hat seinen König gerettet und ist der Stammvater eines erlauchten Geschlechts geworden.

„Jahrhundert auf Jahrhundert rann.
Ein Augenblick. Die Parze spann
Gleichmäßig ihren Faden.
Die Sippe floß, zuerst ein Quell,
Dann Fluß und Strom bald, still und hell,
Bald rauschend wie Kaskaden.

Versandet. Noch ein letzter Blink.
Es rinnt im Sonnenscheidewink
Der Murmelbach von hinnen:
Die kleine feine Eminenz
Im Garten dort in Laub und Lenz.
Was sieht sie tief im Sinnen?"

*) Es war nur wieder eine der vielen Geschmacklosigkeiten, die man sich Liliencron gegenüber leisten zu können vermeinte, seine drei Gedichtbände, wiewohl sie in Form, Inhalt und besonders in ihrem Zeitcharakter sehr von einander abweichen, kunterbunt durch einander zu werfen und den Gesamteindruck eines Bandes zu zerstören. Dies Kunststück brachte sein neuer Verlag fertig, bei dem jetzt erschienen sind: „Adjutantenritte" II. Aufl. mit einer Portraitradierung von Krauskopf (96), die zusammen mit den „Gedichten" (89) und dem „Heidegänger" (91) durch die Bände „Kampf und Spiele" (97) und „Kämpfe und Ziele" (97) durcheinander geworfen und, zerstreut wurden. Außerdem erschienen „Neue Gedichte" (95) und „Ausgewählte Gedichte". Berlin, Verlag v. Schuster & Löffler. Für die Charakteristik nehme ich die Beispiele aus allen Bänden.

Der letzte Vers meldet dann seinen Tod.

Das Hauptmotiv aber der Liliencronschen Lyrik ist die **Liebe**. Sie ist für ihn so selbstverständlich wie das Leben selbst. Er kennt kein Werben, er kennt kein Sehnen, das Weib ist für ihn keine Sphinx. Er liebt wie ein Bauernbursch, im Stande der Unschuld, nur mit dem überlegenen Gefühle, zugleich ein Dichter und — ein Baron zu sein. Er hat eine ganz eigene Gattung von Liebesgedichten: das **humoristische Liebesidyll**. Aus seinen Umarmungen blitzt der Siegeshumor einer naiv männlichen Natur. Nie ist er so köstlich, nie so echt, nie auch so entzückend liebenswürdig wie in diesen erotischen Idyllen. Bald schelmt er das Mädchen an, das spröde tut, weil es einem Andern verlobt ist:

„Mein schönes Kind, du tust mir leid,
Doch das soll anders werden."

Bald kichert er den lyrischen Schmachtlappen aus, Hans Töffel, der oben Gedichte liest, während er, der Sänger, unten rasch die Gelegenheit wahrnimmt:

„Und hätt' ich auch eine Million Verdammer,
Zu süß war die Stunde bei ihr in der Kammer.
Hans Töffel liest oben Gedichte."

Bald warnt er selbst die Mädchen:

„Komm, Mädchen, mir nicht auf die Stube,
Du glaubst nicht, wie das gefährlich ist
Und wie mein Herze begehrlich ist."

Bald überrascht er ein Bauernmädel, das nach dem Tanze auf einem Steine, in etwas derangierter Toilette, eingeschlafen ist:

„Erst schreit sie auf und will feldein,
Ich denke, wir lassen die beiden allein
In der Sommernacht."

Einem schönen, frischen Mädel kalt vorüber gehen, wäre ihm eben so unnatürlich, als sollte er durch eine schöne und frische Morgenlandschaft streifen, ohne sie einzuatmen. Schließlich symbolisiert sich ihm das Bauernmädel zur Liebesgestalt selber mit dem Amorchen, das in den Zinken ihrer Harke sich verwirrt hat:

„Vergeblich strampelt er, schilt und schreit,
Die Grete hat ihn nicht befreit."

Die Krone dieses Liebeshumors ist das Gedicht „Gewitter". Die immer noch an Liliencron zweifeln, denen gebe man die „Adjutantenritte" oder Gedichte wie „Gewitter", „Festnacht", „Sonntag Nachmittag", „In einem Frühlingsgarten" zu lesen und rufe ihnen zu: Bekennt, oder ihr habt gar keinen blassen Dunst von Poesie.

Frisch und jung wie seine ewig kußlustigen Lippen sind des Dichters Augen, mit denen er in die Welt oder vielmehr in die Natur hinein sieht. Er wird nie etwas sehen als was sich seinem Auge unmittelbar auftut, aber das sieht er mit der Helle und Naivität eines Kindes. Er nimmt die **Natur** mit all ihrem Zauber, er genießt sie zu jeder Tages- und Jahreszeit, aber mit der gespannten Aufmerksamkeit des Jägers und

des Landmannes und zugleich mit der Feierlichkeit eines Poeten:

— — — Die Morgenröte betet,
Und Stern auf Stern wird matter und erlischt.
Ein Hahn kräht wo, und ich muß in die Welt.
— — — — — — — — — — — — — — —
Auf Wiesen dampft und wogt und zieht der Nebel
Und hüllt mich ein und läßt mich wieder los,
Und steigt und zischt sich an der Sonne frei.
Eratmend holt die Brust sich klare Ströme.
Im starkbetauten Netze flickt die Spinne,
Und hundert Lerchen, mit gespreizten Schwänzchen,
Entschütteln ihren Flügeln Nacht und Reif,
Der kecken Trillerkehlchen Tirili
Dem frischen Wanderer um die Mütze schmetternd.

Wie in den Balladen führt er uns auch hier durch ein einziges Wort gleich mitten in die Natur hinein:

Auf dem Deich.

„Es ebbt. Langsam dem Schlamm und Schlick umher
Enttauchen alte Wracks und Besenbaken,
Und traurig hüllt ein graues Nebellaken
Die Hallig ein, die Watten und das Meer."

Oder:

Haidebilder.

„Tiefeinsamkeit spannt weit die schönen Flügel,
Weit über stille Felder aus."

Oder:

Unwetter.

„Der Sturm preßt trotzig an die Fensterscheiben
Die rauhe Stirn; tief schwarze Wolken treiben,
Wie Fetzen einer Riesentrauerfahne,
Und schnell, wie Bilder ziehn im Fieberwahne."

Gibt er ein Stück Natur, so gibt er es mit allen Zufälligkeiten. Das ist sein Realismus.

Unheimlicher Teich.

„Zwei krause verkrüppelte Zwergeichen,
Weibengestrüpp, Feldsteine und
Ein alter weggeworfener, zerrissener
Halb verfaulter, verlassener Stiefel.
Im Schilf lärmt der Rohrspatz
In weiter Stille.

Langsam auf Brachfeld und Moor welkt der Tag,
Und blaß zwinkern drei, vier Sterne,
Wie Kätzchenäugelchen, die zum erstenmal in die Welt
blinzeln.
Es schweigt der Wind,
Eine Kuh brüllt auf fernen Feldern
In weiter Stille.

(Fortsetzung folgt.)

Das Höllenthal.

Da ragt der wilde Wascenstein
Hoch in der Lüfte zitterndes Blau —
Zur Hölle soll hier der Eingang sein,
So sagte mir eine greise Frau;

Ich bin ihr begegnet im tiefen Tann,
Dahin mich vertrieben die Mittagsglut —
Sie trug den kecken Tirolerhut
Und sah mich mit lauernden Blicken an.

„Der Eingang zur Hölle reizt mich schier:
Ich war im Himmel in dieser Nacht,
Seine selige Wärme behagte mir —
Nun bin ich lüstern nach feuriger Pracht,
Nach der ewigen Glut für Seele und Leib . . .
Wo geht der Weg in die Hölle, Weib?"

Und sie wies mit der dürren vertrockneten Hand
Auf des Wascen steiltrotzige Felsenwand,
Der in steinerner Ruhe, ein Warner, stand.

Um seine Höhen kein Lebenshauch,
Auf seinen Schroffen nicht Gras noch Strauch.
Die Wache hielten hier Tod und Graun.

Und ich ging den Weg. Denn ich wollte schaun.

Ich ging ihn sicher und stieg empor
Und stand vor der Hölle granitnem Thor.

Dreimal schlug ich mit starker Hand
An die lockende, brennende, klingende Wand.

Dreimal tönte der Wiederhall
Aus der schwindelnden Tiefe wie Glockenschall.

Dreimal klang es von Fels und Riff
Aus der schwindelnden Höhe wie Geierpfiff.

Und als der erste Schlag verhallt,
Sah ich in dem Stein einen moosigen Spalt —

Und als er verklungen zum drittenmal,
Lag mir vor den Augen das Höllenthal:

Kein loderndes Licht, keine flammende Schau,
— Stahlhart die Wände und glimmerblau.

Von den Höhen fiel es wie Silber weiß,
Und im Fallen erstarrte die Flut zu Eis.

Aus dem schäumenden Schlund, wo der Wildbach tost,
Reckte die knöcherne Hand der Frost.

Und was er streifte, ward blinkend Eis —
In der Wurzel erstarb das Edelweiß.

In den toten Tiefen lag Schnee und Schnee . . .
Und mir fror das Blut, und mein Herz tat weh.

Ein Schauder durchkroch meinen warmen Leib:
Das ist die Hölle! Wahr sprachst du, Weib.

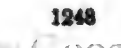
Das ist das Ziel unsrer Wanderbahn — —
Und die ewige Glut ist ein flammender Wahn.

— Mich packte der Schwindel. Mit sinkendem Blick,
Mit tastenden Schritten nur fand ich zurück

In den rauschenden Wald, die lebendige Flut
In die sonnige, selige Sommerglut.

Clara Müller.





Eduard von Gebhardt, Franz Flaum: Über die Kunstgelehrten.

Entgegnung auf Widmers „Hinaus mit den Kunstgelehrten“.

Wir erhalten noch zwei ausführliche Zuschriften auf Herrmann Widmers Artikel „Hinaus mit den Kunstgelehrten“, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen, da sie uns für die Beurteilung der Kritikerfrage besonders wertvoll erscheinen. Die erste Zuschrift entstammt der Feder eines um die Kunst wolverdienten und weit über die deutschen Grenzen hinaus anerkannten Malers; die andere hat einen jüngeren, noch um seine Anerkennung ringenden Bildhauer zum Verfasser.

Der Düsseldorfer Historienmaler Professor Eduard von Gebhardt schreibt uns: Gewiß ist es richtig, daß eine schlechte Kritik viel Unheil anrichtet; scheint es doch fast, als wenn die meisten Kunstfeuilletonplauderer sich die Bilder nur daraufhin ansehen, welche Gelegenheit sie für amüsante Wendungen bieten. Scheint ihnen ein Tadel pikanter zu klingen, so tadeln sie; können sie im Loben geistreicher scheinen — gut, so loben sie, und gegen freundliches Zureden von seiten der Künstler scheinen manche auch nicht immer ganz unempfänglich. Daß eine solche Kritik die Kunst nicht fördern kann, ist leicht ersichtlich. Ist es doch der Presse gelungen, ganze Sippschaften von Kunstmißgeburten (euphemistisch sagt man „Richtungen“) salonfähig zu machen, während ohne diese freundliche Mitwirkung der gesunde Menschenverstand das elende Zeug einfach boycottiert hätte. Die schlechten Kritiker hätten also alles Anrecht darauf, herausgeschmissen zu werden. Verschweigen darf man aber andererseits nicht, daß es unter den Kunstgelehrten und Kritikern Männer gegeben hat, und gibt, auf die wir stolz sein können: haben wir doch einen Schnaase, einen Springer gehabt; und haben wir doch gerade auch in Berlin noch jetzt Kritiker, die ihren Beruf mit Ernst und Verständnis ausüben. Bezweifeln möchte ich aber auch, daß, wie der Verfasser des Artikels meint, Künstler, und namentlich mißlungene Künstler sich vorzugsweise zu Kritikern eigneten: Halbes Können erzeugt eher Anmaßung, als Klarheit im Urteil. Ein ordentlicher Künstler aber hat zur Tätigkeit eines Kritikers wahrhaftig keine Lust, und wehe uns, wenn wir von Künstlern kritisiert werden sollten. Hand aufs Herz meine Herren Kollegen, glaubt einer von Ihnen, daß er, wenn er offen und rückhaltlos seine Meinung veröffentlichen wollte, noch seines Lebens froh werden könnte? schon nach der dritten Kritik würde er verholzt und gesteinigt, daß es nicht mehr schön ist. Endlich scheint es mir auch fürs Publikum ein zweifelhafter Gewinn, wenn es technische Belehrungen erhält. Die Erörterung dieser Frage würde indessen zu weit führen. Damit will ich aber nicht gesagt haben, daß ich die Kunstgelehrten für die berufenen Kritiker halte. Haben wir es doch nur zu oft erfahren, daß eine langjährige berufsmäßige Beschäftigung mit der klassischen Kunst eher geeignet ist, das Zutrauen zur eigenen Unfehlbarkeit des Urteils auch in Bezug auf die heutige Kunst zu erzeugen, als vor thörichter Beurteilung derselben zu schützen. Richtig bleibt aber, daß es ein Segen wäre, wenn wir die schlechten Kritiker los würden. Da muß man aber weiter fragen: Wirkt nicht die schlechte Presse überhaupt verderblich? Gewiß, also fort mit ihr! Und wäre es nicht auch eine Erlösung, wenn wir die schlechten Maler los würden? also fort mit ihnen! fort überhaupt mit allen schlechten Elementen der Nation: den verdorbenen Individuen des Arbeiterstandes, den unsoliden Kaufleuten, den oberflächlichen schaumschlagenden Gelehrten, den verlogenen Diplomaten und was wir sonst noch an schlechten Menschen haben, fort mit ihnen! Nun, wir wollen annehmen, ein solcher Ostracismus ließe sich ausführen, er würde bald von allen Nationen geübt werden, alle würden ihre schlechten Elemente abschieben, bis wir — nach der Melodie „stirbt der Fuchs, so gilt sein Balg“ unsern Anteil schließlich wolgezählt wieder hätten. Und kommt es nicht auch manchmal vor, daß Aristides es ist, der die Majorität gegen sich hat?

Ich meine, ein Vorschlag, die Welt zu bessern, ist nur dann gut, wenn er ausführbar ist. Bis nun dieser wirklich praktische Vorschlag kommt, schlage ich vor, daß wir es beim Alten lassen, und jeder an seinem Teil versucht, nicht zu den Schlechten zu gehören.

Der Bildhauer Franz Flaum äußert sich über die Kritikerfrage folgendermaßen:

„Wenn es auch ein gewagtes Unternehmen ist, die „schöpferische Arbeit“ der gewaltigen Herrn Kunstkritiker, die über das Wol und Wehe einer um Anerkennung ringenden Künstlerschar zu bestimmen haben, einer Kritik zu unterziehen, so muß es dennoch einmal geschehen, da wir Gefahr laufen, daß die Evolution in der Kunst durch eine aufoktroyierte Bevormundung unterbunden wird. — Die Künstler meiner Umgebung verfechten die Ansicht, daß eine mit reichen Kenntnissen und guten Beobachtungen ausgeübte Kritik, deren Aufgabe es ist, zwischen dem Künstler und dem Publikum zu vermitteln, heute in Deutschland, namentlich in Berlin, zu den Seltenheiten gehört und daher der allgemeinen Entwickelung eher hinderlich als förderlich ist.

Deutschland hat einen Zola, einen Ruskin entbehren müssen, dafür haben wir einen Winkelmann und einen Lessing gehabt, deren Leistungen genügend bekannt sind. Die Tätigkeit eines Gurlitt und einzelner anderer in letzterer Zeit war vielleicht zu einseitig; — sie befaßten sich ja eigentlich im großen Ganzen auch lediglich vorübergehend mit einzelnen Erscheinungen.

Seitdem Ola Hanson seine fünf Essays über Poe, Garschin, Stirner, Nietzsche und Böcklin, das herrlichste vielleicht auf diesem Gebiet, geschrieben und seine kritische Feder der Laura Marholm übergeben hat, die sie sich aber nur mit den Damen befaßt, haben wir in Deutschland, namentlich in Berlin, eine auserlesene und große Schar von impotenten Kunstästhetikern erhalten, die meiner Ansicht nach ihre Fähigkeiten besser ausnützen würden — wenn sie dieselben als Aktionäre mit gewissen Anteilscheinen der Laura Marholm anbieten würden. Und wenn auch einzelne eine ganz leidliche Kunstrezension zusammenschreiben, der Kunst ist wenig damit gedient, vielleicht den Zeitschriften und, ist es ein größeres Werk, auch der königlichen Bibliothek, die ja bekanntlich jedes Buch annimmt.

Die größeren politischen Blätter in Berlin haben ständige Kunstberichterstatter, die manchmal — ob nun im Café Ronacher oder Monopol ihren Kulturpflichten nachkommend — Symptome einer ganz merkwürdigen Begriffsverwirrung zeigen, Namen werden verwechselt, bereits gedruckte Besprechungen mit nichtigen Argumenten widerrufen, den Künstlern, die sich mit Plakatemalen beschäftigen — wird der schöne Rat erteilt, ehe sie einen solchen Auftrag annehmen, sich zuerst über die tatsächliche Brauchbarkeit des Artikels zu überzeugen u. s. f. In einer anderen Tageszeitung wurde kürzlich Eberlein

— vermutlich weil er einzelne in Berlin ausgestellte Statuen in Eisenton abgetönt hat — mit dem belgischen Bildhauer Meunier in verwandtschaftliche Individualitätsbeziehungen gebracht! Ein andermal wurde ein sehr sympathischer Berliner Tierbildhauer, dessen reifste künstlerische Aeußerung sich am allerbesten im Federvieh zeigt, mit dem düsteren Pariser Bildhauer Barye verglichen. Es gibt hunderte Belege für den permanenten Unsinn, den die Berliner Kritiker mit einer naiven Unverfrorenheit dem Leser auftischen. Und je größer der Unsinn, desto schöner ist die stilistische Form.

Oft gefallen sich die Herrn Kritiker darin, eine kunstästhetische Aeußerung über eine bereits vom Publikum wie von der Presse anerkannte Größe zu wiederholen. Ein Kritiker gilt als besonders findig, wenn er eine Größe von einem andern Gesichtspunkt auffaßt. Nun dürfte es wol bedeutend leichter sein, nach tausend Ausführungen über Goethe die tausend und erste zu schreiben als die erste über Klinger und Meunier. Ueber Klinger ist viel geschrieben worden, ich werde daher versuchen, die große Erkenntnis der Kunstrezensenten bei der künstlerischen Individualität Meuniers festzustellen.

Vor 8 oder 9 Jahren hatte Meunier bereits eine Kollektiv-Ausstellung in Berlin veranstaltet. Damals wurde er außer von einem oder zwei Rezensenten nur sehr lau oder gar nicht berücksichtigt. Nachdem er aber auf der internationalen Ausstellung in Dresden 1897 wiederum ausgestellt und daselbst eine besonders gute Anerkennung erhalten hatte, wurde er im Siegestaumel ein Jahr später von der Berliner Kritik begrüßt.

Warum, frage ich, war die Berliner Kritik denn vor sieben Jahren so wenig findig? Der Kritiker von heute, namentlich der für die bildende Kunst, steht leider auf demselben Niveau der Kunstempfänglichkeit wie im großen Ganzen das Publikum. Auch sie sind der Massensuggestion unterworfen, nur daß sie sich im Gegensatz zum Publikum der Anerkennung einer künstlerischen Individualität — aus schwer zu ergründenden Motiven — entgegenstemmen und oft sogar einer nach Befreiung ringenden Künstlerindividualität den Todesstoß versetzen.

Die alte Phrase, das Genie erzwingt sich die Anerkennung, ist ein Satz, der heute leider aus dem Munde ernst zu nehmender Menschen des öfteren zu hören ist. Die Verfechter dieses Satzes mögen Recht haben, wenn sie von einem Genie sprechen, das bereits gesellschaftlich anerkannt ist. Wenn man aber in Betracht zieht, daß ein genial beanlagter Künstler, der in wirtschaftlicher Hinsicht ungünstig gestellt ist, eine langjährige, fortgesetzte Zurückweisung von der Ausstellung, wie von der Presse erfährt, so gelangt man zu dem Schluß, daß ein starkes Rückgrat nötig ist, um das psychische Gleichgewicht zu erhalten. Wehe dem Künstler, der allzu zart besaitet! Er muß im Kampf des Lebens untergehen. Wer gibt nun dem Kritiker ein Recht, über die aufstrebenden Künstler zu Gericht zu sitzen? Oft zerstört er mehr als er aufzubauen vermag.

Darum ist es nötig, immer wieder darauf hinzuweisen, daß der Dilettantismus in der Kritik noch größer als in der Kunst ist. Dafür liefert uns allein schon der von mir angeführte „Fall Meunier" den Beweis. Aber auch andere Künstler, die heute gefeiert werden, sind von der Kritik einst ebenso behandelt worden. So lange aber das Publikum die Tragweite der schlechten Kritik auf die Kunstentwickelung nicht bemerken will, so lange ist auch an einer radikalen Umgestaltung der Kritik nicht zu denken und der Künstler wird weiter die Kosten tragen müssen.



Hagenow und Sohn.

Drama in vier Akten

von **Johannes Gaulke.**

IV. Akt.

Personen.

Eduard Hagenow.
Max Hagenow.
Schmidt.
Treder, Frank, Braun } Streikkommission
Beckmann.
Oskar Röderer.
Werkmeister.
Kleinert.
Depeschenbote.

Spielt am folgenden Tage (vormittags) eine Woche später als der erste Akt in einem Kontor der Maschinenfabrik (gemeinsamer Arbeitsraum des Chefs und des Prokuristen). Rechts Privatzimmer des Chefs, links Thür zum Flur, in der Mitte Fenster zum Hof. Das Kontor wird durch eine Barriere in eine größere und kleinere Hälfte geteilt. Im Vordergrunde ein schwerer, mit grünem Tuch überzogener Arbeitstisch mit zugehörigem Sessel, an den Wänden Schränke und Repositorien mit Skripturen. In der rechten Ecke ein Anthracitofen, vor dem Fenster das Schreibpult des Prokuristen Schmidt. Die Thür zum Privatzimmer steht meistens offen oder ist leicht angelehnt, von innen mit Portieren eingefaßt.

Hagenow (sitzt am Tisch und rechnet eifrig).

Kleinert (von links): Morjen, Herr Kommerzienrat.

Hagenow: Morgen. (Sieht über seinen Kneifer weg.) Sie wünschen?

Kleinert: Sie ha'm mir von wejen die Stiebeln herbestellt.

Hagenow: Richtig, richtig ... Dachte momentan nicht mehr daran .... Welchen Fuß brauchen Sie zum Maßnehmen?

Kleinert: 'n rechten. Warten Se, ick werde Jhn'n helfen. (Kniet nieder und zieht ihm den rechten Stiefel aus, dann beim Maßnehmen): Scheenet Wetter heite, Herr Kommerzienrat, noch 'n bisken frisch, aber wo die Sonne scheint, läßt et sich schon aushalten. (Macht sich Notizen.) Wollen Se die Stiebeln glatt oder mit Besatz?

Hagenow: Nur keine neumodischen Mätzchen. Machen Sie mir ein Paar derbe, haltbare Stiefel, das andere ist Nebensache.

Kleinert: Wo denken Se hin! Jch bin 'n oller ehrlicher Handwerksmeester, bei mir kommt bloß reelle Arbeet aus 'm Haus, da is keen Stich Maschinenarbeit dran, alles mit die Hand jenäht.

Hagenow: Das ist brav von Jhnen. Ein ehrliches Handwerk ernährt immer noch seinen Mann.

Kleinert: Det is man sone Sache, Herr Kommerzienrat. Na ja, man lebt, weiter aber ooch nischt. Nischt als wie Flickerein. Wer bestellt heite noch 'n Paar Stiebeln beim Schuster! Von de Stange koofen se se for fünf, sechs Mark det Paar — se sind aber ooch danach. Det kosten mir alleene schon die Zutaten,

un' nu rechnen Se Lohn un' Miete dazu un' wat sonst noch drum un' dran hängt, da können Se sich vorstellen, det for'n Meester nischt mehr dran kleben bleibt.

Hagenow: Billig und schlecht. Das ist nun mal der Zug der Zeit.

Kleinert: Det stimmt Wort for Wort. Sehn Se, det is ja immer meine Rede jewesen, uns fehlen bloß de Innungen, wie wir se früher hatten, keener soll sich etablieren dürfen, der nich' sein Meesterstück jemacht hat. Heitzudage macht jeder Kleederjude vom Mühlendamm seinen Laden uff un' hat dabei keen'n Dunst, wat 'n anständ'ger Stiebel is, und nennt sich denn jroßkoozig „Schuhwarenmagazin". Wer hat früher wat von Magazine jewußt un' et jing ooch. Un' denn erst die Jesellen! Zum Frühstück verlangen se schon ihre belejten Stullen un' 'n Schnäpsken dazu, un' unter zwee Dhaler de Woche arbeetet keener mehr.

(Schmidt kommt von links, er geht noch gebückter als sonst, tritt an sein Pult.)

Hagenow: Wie bei Ihnen im kleinen, so bei mir im großen, aus Pflichtgefühl und Liebe zur Sache arbeitet kein Mensch mehr. Nichts tun und hohe Löhne beziehen, das sind die idealen Forderungen der organisierten Arbeiter.

Kleinert: Ick kann mir denken, wie Ihnen zu Mute is. Dieser Streik jeht mir doch 'n bisken über de Hutschnur. Man sollte et nich' für möchlich halten, det et Leite jiebt, die von wejen nischt die Arbeet instellen. Is ja ooch ville scheener nischt dhun, un' doch sein Jeld kriejen.

Hagenow: Wie meinen Sie das?

Kleinert: Wie jesagt, Herr Kommerzienrat, ick kann mir ja höchstens uff Verdachtsmomente stützen, wat man hier un' da zu hören kriecht. Eejentlich soll man nischt druff jeben, wat de Leite reden, aber manchmal macht man sich doch 'n Vers draus.

Hagenow: Sie sprechen in Rätseln.

Kleinert: Et jeht mir ja weiter nischt an, un' ick will Ihnen ooch nich' zu nahe treten . . .

Hagenow: Reden Sie nur frisch von der Leber runter. (Reicht ihm sein Cigarrenetui hin.) Zünden Sie sich eine Cigarre dazu an, dann wird's schon von Statten gehen.

Kleinert (sehr geschmeichelt): Na, wenn't nich anders is . . . (Zündet sich die Cigarre an und macht einige behäbige Züge.) Ja, wat ick sagen wollte, man munkelt so allerhand, det der junge Herr mit im Spiele is.

Hagenow (ihn scharf fixierend): Worauf stützen Sie Ihre Vermutungen?

Kleinert: Ick habe ja jarnischt behauptet, Herr Kommerzienrat, wie könnte ick mir sowat unterstehn, et wird ja manchet hinjered't.

Hagenow: Keine Redensarten, Verehrtester, wenn Sie nicht mit Tatsachen aufwarten können, schweigen Sie. (Er steht auf.) . . . Haben Sie sonst noch Wünsche?

Kleinert: Nee, Herr Kommerzienrat, die Maße hätte ick soweit, denn kann ick woll jehn. (Beim Abgehen): Adje, Herr Kommerzienrat . . . Adje, Herr Schmidt.

Hagenow (nachdem er nachdenklich auf- und niedergegangen ist): Sollte am Ende doch etwas an diesen Gerüchten sein?

Schmidt: Diese Leute müssen immer etwas zum Schwatzen haben, das ist ihnen Lebensbedürfnis.

Hagenow (nach einer kurzen Pause): Mir sind auch von anderer Seite Andeutungen über gewisse Beziehungen meines Sohnes zu den Ausständigen gemacht worden . . . Man sollte der Sache auf den Grund gehen, Max ist ein Tunichtsgut.

Schmidt: Sie beurteilen ihn hart. Er ist doch nur ein jugendlicher Schwärmer.

Hagenow: Das ist dasselbe.

Werkmeister (bleibt an der Thür stehen).

Hagenow: Was bringen Sie schon wieder?

Werkmeister: Herr Kommerzienrat, wir werden den Betrieb ganz einstellen müssen, es lohnt nicht, daß wir um die paar Leute die Maschinen laufen lassen.

Hagenow: Wieviel Leute haben Sie zur Verfügung?

Werkmeister: Von den alten Arbeitern ist heute keiner mehr angetreten, es bleiben nur noch die dreißig Neuangestellten, selbst die Arbeitsburschen sind davongelaufen.

Hagenow: Ist denn in die Menschen der Teufel gefahren?

Werkmeister: Ich vermute, daß die Unterstützungsgelder über Erwarten gut eingelaufen, sonst würden sie nicht alle die Arbeit niedergelegt haben.

Hagenow: Vermutungen! Nichts als Vermutungen! Wenn mir doch einer mal klipp und klar sagen wollte, wie die Verhältnisse liegen.

Werkmeister: Das wenige, was ich weiß, ist mir auch erst von dritter und vierter Seite hinterbracht worden.

Hagenow: Herr Werkmeister, ich muß wissen, wie lange es die Ausständigen noch aushalten.

Werkmeister: Das hängt davon ab, wie die Gelder einlaufen. Soweit ich die Sachlage beurteilen kann, ist von der Gewerkschaft nicht viel zu erwarten, da sie durch den letzten Streik zu stark mitgenommen ist. Aber man sagt, daß die Ausständigen im Publikum Gönner gefunden haben.

Hagenow (geht nach seiner Gewohnheit auf und ab und spielt nervös an seiner Kneiferschnur).

Werkmeister (nach einer kurzen Pause). Was soll in der Fabrik weiter geschehen?

Hagenow: Lassen Sie die Arbeit meinetwegen ganz ruhen. (Werkmeister ab.)

Hagenow: Womit habe ich dieses Mißtrauen verdient? Bin ich nicht jedem nach seinem Verdienst gerecht geworden?

Schmidt: Es sind Gerüchte, Herr Kommerzienrat.

Hagenow: Es hat keiner den Mut, mir die Wahrheit zu sagen.

Schmidt (zuckt verlegen die Achseln und geht bald nach links ab, kehrt aber gegen Ende der folgenden Scene zurück).

Oskar Röderer (hochelegant gekleidet, Schnurbart in die Höhe gedreht, knallrote Glacéhandschuhe, schnarrende Sprechweise). Guten Tag, lieber Onkel, hoffe nicht zu stören. Wie geht es dir?

Hagenow: Was führt denn dich so plötzlich hierher? Ich denke, du steckst wieder mal tief im Examen.

Oskar: Allerdings. Aber Mama schrieb mir, daß meine Rückkehr im Interesse der Familie und des Geschäfts dringend erwünscht sei, und da habe ich eben alles liegen lassen und bin mit dem nächsten Zuge von Göttingen abgedampft.

Hagenow: Sonderbar, welches Interesse ihr alle plötzlich für mich an den Tag legt.

Oskar: Aber erlaube mal, Onkel, Mama und ich haben immer dein Interesse auf das nachdrücklichste wahrgenommen.

Hagenow: Hocherfreut das zu hören. Hast du sonst noch etwas auf dem Herzen?

Oskar: Wenn du erlaubst, daß ich mich über gewisse Interna ausspreche . . .

Hagenow: Nun!?

Oskar (nachdem er mehrmals an seinen Handschuhen herumgezerrt hat): Onkel, ich weiß, wie es hier steht. Mama hat mir unter Diskretion mitgeteilt, was dir Max wieder für Kummer bereitet hat. Eine skandalöse Affäre in der Tat! Und dann erst seine neuesten Streiche . . .

Hagenow (ihn unterbrechend): Genug davon. Was ich mit meinem Sohne auszufechten habe, geht dich garnichts an.

Oskar: Pardon, lieber Onkel, es liegt mir durchaus fern, mich in deine persönlichen Angelegenheiten zu mischen, würde überhaupt nicht über die häßliche Affäre sprechen, wenn ich nicht als Familienmitglied selbst davon tangiert würde. Max hat eben seine Position verscherzt, daran ist nun leider mal nichts zu ändern. Du mußt dich daher schon nach einem würdigeren Nachfolger umsehen.

Hagenow: Und dieser Nachfolger wäre!?

Oskar: Wenn du nichts dagegen hast, stelle ich mich zu deiner Verfügung. Es wäre doch jammerschade, wenn sich ein Fremder hier hineinsetzen sollte. Darum will ich, wenn auch mit schwerem Herzen, meine juristische Laufbahn aufgeben und der Familiendratition ein Opfer bringen, indem ich bei dir einspringe. Das ist auch Mamas innigster Wunsch.

Hagenow: Du fängst an, mir Spaß zu machen . . . Ehrlich gestanden, ich hielt deine Mutter für eine klügere Frau. Bestelle ihr, bitte, daß ich für ihren liebenswürdigen Vorschlag danke, und wenn sie wieder mal ein Anliegen an mich hat, dann möchte sie sich eines besseren Sprachrohres bedienen.

Oskar: Ich bin starr, Onkel. Daß du auch immer etwas an mir auszusetzen hast!

Hagenow: Sag' mal, mein Junge, hast du jemals in deinem Leben ordentlich gearbeitet?

Oskar: Daran zweifelst du?

Hagenow: Ich gestatte mir, daran zu zweifeln. Soweit ich dich kenne, hast du dich konsequent ablehnend gegen jede nützliche Beschäftigung verhalten und mit allerhand Allotria deine Zeit totgeschlagen.

Oskar: Erlaube mal, Onkel, das ist ja geradezu eine Invektive . . . Ich muß dich darauf aufmerksam machen, daß ich Jurist bin und zugleich Inaktiver der Göttinger Bremenser, eines der ältesten und besten Korps im Kösener.

Hagenow: Ersteres doch nur nebenher.

Oskar: Das geht Hand in Hand, lieber Onkel. Das Wissen macht's allein nicht, den Ausschlag geben in letzter Linie die Konnexionen, die man im Korps anknüpft.

Hagenow: Und doch bist du trotz aller Konnexionen wer weiß wie oft durchs Examen gefallen.

Oskar: Habe scheußliches Pech gehabt. An mir lag's wirklich nicht, bin tadellos eingepaukt worden. Ueberhaupt 'ne häßliche Einrichtung die Examina. Bin endlich zu der Einsicht gekommen, daß sie zu nichts gut sind, darum besser, ich schmeiße den ganzen Kram und betätige mich im Geschäft, als daß ich mich weiter den Kopf mit totem Wissen vollstopfen lasse.

Hagenow: Also Kaufmann willst du werden! Kleinigkeit, was! Wenn man nicht weiter kann, wird man eben Kaufmann. Was man dazu braucht, eignet man sich im Handumdrehen an. So etwa stellst du dir die Sache vor — habe ich recht?

Oskar: Mit Einschränkung, lieber Onkel. Du darfst nicht vergessen, daß ich immerhin einen bedeutenden Fundus mitbringe.

Hagenow: Und worin besteht der? Etwa in deinen studentischen Bräuchen?

Oskar: Das ist auch schon was, Onkel. Auf eine schneidige Repräsentation läuft heutzutage alles hinaus, und das Repräsentieren verstehe ich aus dem ff.

Hagenow: Das glaube ich dir gern.

Oskar: Na also, was willst du noch mehr, Onkel.

Hagenow: Du bist der alte unverbesserliche Trottel geblieben.

Oskar (entrüstet): Das hat mir noch keiner zu sagen gewagt.

Hagenow: Leider. Deine Mutter hat einen Narren an dir gefressen, das ist dein Verderb gewesen.

Oskar: Du bist grob, Onkel.

Hagenow: Ich sage dir nur die Wahrheit.

Oskar: Deshalb bin ich nicht hergekommen, Onkel. Wollte dir eben nur meine neuen Pläne unterbreiten.

Hagenow: Gut. Wenn du die ehrliche Absicht hast, endlich etwas Ordentliches zu lernen, will ich dir die Gelegenheit dazu geben.

Oskar: Wäre dir außerordentlich dafür verbunden.

Hagenow: Schon gut. Bedanke dich, wenn du etwas gelernt hast. Du wirst also zunächst bei einem Geschäftsfreunde als Lehrling eintreten.

Oskar: Wa—as! . . Ich Lehrling!

Hagenow: Was denn sonst! Wer es zu etwas bringen will, muß von der Pike an dienen. Du bringst eine gewisse Vorbildung mit, und wenn du sonst bei der Sache bist, kannst du in einem Jahre einen Einblick in das Geschäftsleben gewinnen. Das zweite Jahr deiner Lehrzeit absolvierst du dann in einer Maschinenfabrik, damit du dir so viel praktische Kenntnisse aneignest, daß du mal selbst eine Arbeit taxieren kannst. Danach will ich dir noch eine theoretische Ausbildung auf einem Technikum angedeihen lassen, aber nur auf einem kleinen in der Provinz, damit du nicht Gelegenheit findest, deine studentischen Bräuche wieder aufzunehmen.

Oskar (steht mit geschränkten Armen und übergeschlagenen Beinen da und dreht abwechselnd an seinem Schnurrbart, während Hagenow spricht): Höchst kompliziertes Verfahren, das muß man sagen.

Hagenow: Die zielbewußte Arbeit paßt dir natürlich.

Oskar (abwehrend): Nee, Onkel, wenn es so gemeint ist, dann wollen wir's lieber lassen.

Hagenow: Dachte ich mir's doch! Wenn das in fünf bis sechs Wochen abgemacht wäre, würdest du es allenfalls versuchen, nicht wahr?

Oskar: Ich würde auch schließlich 'n Vierteljahr für meine Ausbildung dransetzen, wenn's nun einmal nicht anders geht. Aber drei Jahre — einfach ausgeschlossen. Die Hauptsache bleibt doch schließlich die schneidige Repräsentation der Firma, und in dieser Hinsicht bin ich auch ohne eine kaufmännische Ausbildung jeder Situation gewachsen.

Hagenow: Narr.

Oskar: (wütend): Das ist unerhört! Deinem lieben Sohn magst du so etwas bieten, aber nicht mir, ich bin ein Mann von Ehre und Standesbewußtsein.

Hagenow: Du und Max, ihr seid einander würdig (Schmidt kommt, macht Miene wieder umzukehren) . . . Bleiben Sie nur, Herr Schmidt, wir haben hier keine Geheimnisse.

Oskar: Pardon, Onkel, ich bin immer noch ein anderer Kerl als Max.

Hagenow: Taugenichtse seid ihr alle beide, jeder auf seine Art. Eigentlich wundert es mich, daß ihr euch nie habt vertragen können.

Oskar (im Abgehen): Unerhört, mich mit diesem Menschen, diesem Artikelschreiber und Umstürzler zu vergleichen.

Hagenow: Ein nettes Bürschchen. Wir haben Glück mit unserem Nachwuchs, Herr Schmidt (nach einer Pause, nachdenklich) . . . Diese sonderbaren Andeutungen — — Artikelschreiber! . . . Herr Schmidt, ich will wissen, was mein Sohn treibt.

Schmidt (zögernd): Ich bin nicht über sein Tun und Treiben unterrichtet.

Depeschenbote: Herrn Kommerzienrat Hagenow.

Hagenow (erbricht und liest): „Wir können uns unter keiner Bedingung auf Aenderungen des Vertrags und Hinausschiebung des Lieferungstermins einlassen." (Reicht die Depesche Schmidt.)

Schmidt (der die Depesche überfliegt): Herr Kommerzienrat, ein Kapital und das Renommee des Hauses stehen auf dem Spiel, aber noch ist es nicht zu spät, wenn Sie sich entschließen können, die Wünsche der Arbeiter zu berücksichtigen.

Hagenow (mit überlegenem Lächeln): Sie verstehen mich immer noch nicht, Herr Schmidt.

Schmidt (mit Nachdruck und Wärme): Es wirft keinen Makel auf Sie, wenn Sie sich in die Verhältnisse schicken.

Hagenow: Das haben Sie mir schon öfter gesagt, Sie meinen es ehrlich mit mir, alter Freund, sonst würde ich Ihnen diesen Rat nicht verzeihen.

Schmidt: Wir müssen alle einmal einen Abstrich machen.

Hagenow: Nichts weiter davon. Ich bin in meinem Leben nie einen Schritt zurückgewichen.

Werkmeister: Die Streikkommission hat sich angemeldet. Soll ich sie vorlassen?

Hagenow: Die Leute kennen meine Bedingungen. Sollten sie endlich zur Einsicht gelangt sein, lassen Sie sie eintreten, sonst mögen sie bleiben, wo sie sind.

Werkmeister: Ich werde es ausrichten. (Ab.)

Schmidt: Das ist ein Wink des Schicksals, Herr Kommerzienrat. Die Arbeiter werden selbst des Streiks überdrüssig sein. (Lebhafter und hoffnungsfreudig.) Die Arbeit wird mit erneuter Kraft aufgenommen, und wenn wir dazu noch eine Nachtschicht einführen, können wir die Kommissionen bis zum Lieferungstermin herausbringen.

Hagenow (nachdenklich): Möglich. Aber wenn die Arbeiter nun keine Vernunft angenommen haben.

Schmidt: Dann halten Sie später ihre Abrechnung.

Hagenow (mit Entrüstung): Ich kämpfe mit offenem Visier, Herr Schmidt. Keiner soll mich einer kleinlichen Handlung zeihen dürfen.

Schmidt (verlegen): Ja wol . . . aber wenn nicht die Hunderttausende auf dem Spiel ständen.

Hagenow: Für mich handelt es sich lediglich um den Austrag einer Machtfrage: Wer soll herrschen? Ich, der ich dazu berufen bin, oder die willenlose ungezügelte Masse.

Schmidt: Bevor Sie jedoch das letzte Wort sprechen, hören Sie zuvor die Streikkommission an.

Hagenow (nach einigem Zögern): Gut, es sei denn.

(Beide begeben sich an ihren Arbeitsplatz, bald darauf die Streikkommission: Frank, Treder, Braun. Hagenow mustert sie einen Augenblick über seinen Kneifer hinweg und tritt dann gemessenen Schrittes an die Barriere.)

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Operntheatern.

Im Kgl. Opernhause ist seit Beginn der neuen Spielzeit mancherlei Interessantes vorgegangen. Unter den Personalveränderungen ist besonders die Berufung des Herrn Bruno Walter als Kapellmeister von Bedeutung. Herr Walter ist mit trefflichen musikalischen Eigenschaften ausgerüstet und besitzt trotz seiner Jugend schon jetzt eine seltene künstlerische Reife, die ihn vor einem maßlosen Ueberschäumen seines sehr lebhaften Temperaments glücklich schätzt. Daß seine bedeutenden Fähigkeiten an den ihm hier gestellten Aufgaben nur noch wachsen können, ist ebenso selbstverständlich wie hocherfreulich.

Auch in Herrn Karl Nebe, dem von den Bayreuther Festspielen her weiteren Kreisen bekannt gewordenen Baßbuffo, ist der Kgl. Oper eine bedeutende Kraft gewonnen worden. Sein „Beckmesser" gefällt zwar noch nicht allgemein, — man ist noch zu sehr an die gemessenere Darstellung dieser Figur durch die Herren Schmidt und Krasa gewöhnt — hat aber den großen Vorzug, daß er getreu nach den genauen Vorschriften*) Richard Wagners gestaltet ist, welche Aufgabe eben nur ein ganzer Künstler zu lösen imstande ist.

Fräulein Destinn, früher nur in kleineren Rollen beschäftigt, hatte wiederholt Gelegenheit, sich auch in größeren Aufgaben (Selica, Agathe, Elisabeth, Elsa u.a.) zu erproben und ließ erkennen, daß in ihr eine künstlerische Kraft ersten Ranges heranwächst.

Das neueste Mitglied unseres Opernensembles aber ist Frau Ellen Gulbranson, die ausgezeichnete Brünnhilde, als welche man sie bisher einzig und allein kennen gelernt. Warten wir ab, was sie uns in anderen Rollen bescheren wird.

Nun ist auch die erste Novität der Saison herausgekommen, die komische Oper "Der Barbier von Bagdad" von Peter Cornelius. Abgesehen davon, daß das Werk seine Erstaufführung schon im Dezember 1858 (unter Lißts Leitung in Weimar) erlebte, also nicht eigentlich als Novität bezeichnet werden kann, ist es auch für Berlin nicht neu, da es schon vor etwa zehn Jahren durch das Prager Opernensemble des Herrn Angelo Neumann gleichzeitig mit der „Cavalleria rusticana" und Webers „Die drei Pintos" im Lessingtheater wiederholt aufgeführt worden ist und zwar unter Leitung von Dr. Muck, der damals noch Kapellmeister in Prag war und mit Eugen Gura in der Titelrolle. Warum es den Weg ins Kgl. Opernhaus erst so spät fand, ist schwer zu ergründen; vielleicht fehlte es an einem geeigneten Vertreter für die Titelpartie. Es ist über dieses bewundernswert feine, in Dichtung und Musik gleich liebenswürdige und geistreiche musikalische Lustspiel so viel geschrieben worden, daß es hier genügt, auf die vorzügliche Aufführung im Opernhause aufmerksam zu machen und jedem aufrichtigen Kunstfreunde zu empfehlen, das Stück aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Das musikalische Scepter führt wiederum Herr Dr. Muck, der die Schönheiten des reizenden Werkes mit feinstem Sinn ans Licht gebracht hat. Da er bei allen mitwirkenden, Chor und Orchester eingeschlossen, volles Verständnis gefunden hat, konnte es am Erfolge nicht fehlen. Die Leistungen des Herrn Knüpfer (Barbier) und der

*) Enthalten in einem Briefe an den Hamburger Sänger Freny, datiert vom Oktober 1872.

Frau Herzog (Margiana) seien noch besonders hervorgehoben.

* * *

Im „Neuen Kgl. Operntheater“ gastierte Frau Marcella Sembrich mit einem italienischen Opern-Ensemble, das, aus namhaften Solisten und einem tüchtigen Chor bestehend, unter Mitwirkung der Kgl. Kapelle und unter der trefflichen Leitung des ausgezeichneten Kapellmeisters Signor Bevignani sehr stilvolle und abgerundete Aufführungen meist älterer italienischer Opern veranstaltete. Außer Frau Sembrich, die durch den Wollaut ihrer Stimme, wie durch ihre vollendete Gesangs- und Darstellungskunst und endlich auch durch den Zauber ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit natürlich ihre ganze Umgebung überragte, zeigten sich die Herren Bonci (Tenor), Bensaude (Bariton), Arimondi (Baß) und Tavecchia (Baßbuffo) als hervorragende Vertreter des italienischen Kunstgesanges, die aber auch als Darsteller bedeutendes leisten. Besonders hatte Herr Tavecchia Gelegenheit als „Don Pasquale“ in Donizettis gleichnamiger Oper ein ganz außergewöhnliches Charakterisierungsvermögen an den Tag zu legen. Als Sänger hat mir Herr Bonci am besten gefallen, wegen der geradezu musterhaften Behandlung seiner in allen Lagen und Registern gleichmäßig schönen Stimme. P. Geyer.



Theater.

Schiller-Theater. Ephraims Breite. Schauspiel in fünf Akten von Carl Hauptmann. Erstaufführung am 29. November.

Unter den in dieser Saison an den Berliner Theatern aufgeführten Stücken nimmt Carl Hauptmanns Schauspiel unstreitig einen hervorragenden Platz ein. Der Dichter behandelt das uralte, aber das Menschenherz immer wieder von neuem aufregende Thema von der verschmähten Liebe. Breite (Brigitte) die Tochter des alten starrköpfigen Bauern Ephraim kommt aus diesem Grunde für uns weniger als ein Einzelindividuum, sondern als ein Typus ihrer Art in Betracht. In heiliger Liebe hat sie sich dem Großknecht Joseph Schindler, einem Zigeunerabkömmlung, hingegeben. Mittlerweile hat sie sich dem Vater, dessen Lieblingskind sie ist, anvertraut. Dieser geriet darüber anfänglich in hellen Zorn, sieht aber schließlich ein, daß die legitime Ehe der einzige Ausweg aus diesem Dilemma ist und richtet sogar eine höchst anständige Bauernhochzeit aus. In der Zwischenzeit erkaltete aber die Liebe des unstäten Zigeuners zur Breite immer mehr und als er auf seiner Hochzeit das böhmische Franzel, eine junge Harfnerin, die Art von seiner Art ist, wiedersieht, da wirft er sich ihr in die Arme und hält auch dies Verhältnis in seiner jungen Ehe aufrecht. Im letzten Akt, der ein Jahr nach der Hochzeit spielt, macht Breite die niederschmetternde Entdeckung, daß sie von ihrem Gatten hintergangen ist. Sie stürmt fassungslos hinaus. Die Alten — und wol auch die Zuschauer — befürchten einen Selbstmord, aber es kommt anders. Breite erhebt sich jetzt zu einer Größe, die mir an einem simplen Dorfmädchen nicht recht glaubhaft erscheint; jedenfalls ist die schnelle Entwickelung des Charakters psychologisch nicht recht begründet.

Sonst vermisse ich an dem Schauspiel den dramatischen Höhepunkt, die zahlreichen, meist recht effektvollen Scenen reihen sich zu unmittelbar an einander, während auf der anderen Seite dadurch ermüdende Breiten entstehen. In dieser Hinsicht wäre eine andere Anordnung des Stoffes wol am Platze gewesen. Dahingegen sind die Charaktere vorzüglich gezeichnet, namentlich tritt uns der alte Gottlieb Ephraim als ein ganzer Kerl entgegen, wozu auch nicht unwesentlich das Spiel des Herrn Max Pategg beigetragen haben mag. Pategg hatte alle Momente dieses hartnäckig stolzen, aber dabei doch beschränkten Bauern gewissenhaft herausgearbeitet. Von Carla Ernst, der Trägerin der weiblichen Hauptrolle, läßt sich dies nicht immer sagen; ihre Breite Ephraim atmete nicht die Urwüchsigkeit des Bauernmädchen, namentlich schlug sie im letzten Akt stark pathetische Töne an, die nicht am Platze waren. Ferd. Gregori als Joseph Schindler wirkte als Zigeuner durchaus echt. Die übrigen Mitwirkenden beherrschten den Dialekt nur mangelhaft. Dies mag auch der Grund sein, daß so viele Nuancen in das Stück gebracht wurden, die nicht hineingehören. Ein Schauspiel, das wie Ephraims Breite, in ein außerordentlich starkes Lokalkolorit getaucht ist, erfordert die strengste Beobachtung der dialektischen Eigenarten. J. S.



Chronik.

Hugo Krebs.

Der 11. Dezember ist der zehnjährige Todestag eines Dichters, der sich ohne Zweifel hoher Begabung erfreut, aber stets nur geringe Beachtung gefunden hat, — Hugo Krebs. Am 11. Dezember 1890 schied er in Dessau, wo er zuletzt das Anhalter Tageblatt redigiert hatte, im Alter von erst 43 Jahren aus dem Leben, ohne daß die Presse viel Notiz davon nahm. Und doch hatte er in seinem bewegten Leben, das bald der Bühne, bald der Dichtung gewidmet war, so manches geleistet, das der Erinnerung wert ist. In Schlesien heimisch, wirkte er zeitig als Dramatiker und Lyriker und genoß in litterarischen Kreisen wenigstens vorübergehend viel Ansehen, wozu das Anziehende seines Wesens sehr beitrug. Ein geistreicher Erzähler, mit großer Schlagfertigkeit und unverwüstlichem Humor ausgerüstet, jovial und lebenslustig, dem Genusse des Augenblickes stark ergeben, so war er im Salon wie am Stammtisch gern gesehen, wobei freilich nicht verschwiegen werden darf, daß er es mitunter auch durch allzustarkes Selbstbewußtsein und große Empfindlichkeit mit Wohlmeinenden verdarb. Sein flottes In-den-Tag-leben und seine grenzenlose Gutmütigkeit und Opferwilligkeit brachten ihn wiederholt in schwere materielle Bedrängnis, doch ließ er niemals den Kopf hängen und wußte sich mit seiner unermüdlichen Schaffenskraft immer wieder emporzuschwingen. Von seinen dramatischen Werken wurde „Der Bürgermeister von Breslau“ 1878 mit dem Preise der Augsburger Schiller-Stiftung gekrönt und trug ihm nebst dem Trauerspiel „Otto III.“ Ehre ein. Ob das an großen Gedanken reiche Drama „Georg Washington“ jemals die Bretter betreten hat, habe ich nicht in Erfahrung gebracht. Diese Dramen erinnern vielfach an die Klassikerperiode Deutschlands vor hundert Jahren, ein Umstand, der freilich auch dazu beitrug, daß sie auf die Dauer dem modernen Geschmacke wenig zusagten. Sehr fruchtbar war Hugo Krebs als Lyriker. Seine Dichtungen auf diesem Gebiete hatten in Gedanken und Form etwas, das an Heine anklang. Gesunder Humor, bitter-ernste Satire, tiefer, oft freilich ins Ironische umschlagender Weltschmerz, feurige Sinnlichkeit, die manchmal an die Grenze des Erlaubten geht, das sind die Hauptzüge, die in seinen „Distelblüten“, „Funken und Flammen“ u. s. w. zum Ausdrucke kommen. Scharfen Spott ergießt er über Pfaffentrug, Byzantinismus, Militarismus u. dergl. reaktionäre Erscheinungen, und ein

kräftiger revolutionärer Drang bricht sich manchmal Bahn. Vorzüglich ist der Humor in „Wendekehle Tiestrunk“, einem komischen Heldengedichte, worin er einen alten Breslauer Stammtischfreund besingt. Es war die letzte größere Dichtung unseres Hugo Krebs. Bei seinem Tode war er trotz seiner vielen Leistungen so sehr in Vergessenheit geraten, daß nur die wenigsten Zeitungen ihm größere Nekrologe weihten, und auch ihm Nahestehende, sogar in seiner schlesischen Heimat, noch nach Jahren kaum wußten, daß er ihnen entrissen war. Wir müssen daher darauf gefaßt sein, daß einem großen Teile unserer Leser sein Name bisher unbekannt war. Aber bekannt zu werden verdient er. So sei ihm denn jetzt das Erinnerungswort geweiht.

Max Schütte.

* * *

Zur Gottsched-Bewegung.

In der „Litterarischen Gesellschaft“ zu Dresden sprach letzthin (Montag, den 26. November) Eugen Reichel über Gottsched. Ohne sich viel auf die Darstellung der Lebensarbeit Gottscheds einzulassen (worüber sich das Publikum am besten und leichtesten in den Gottschedbüchern Reichels unterrichten kann), beleuchtete er grell die Ungerechtigkeit, die man Gottsched gegenüber dadurch verübt hat, daß man ihn immer nur als Dichter und mißverstandenen Litteratur-Gesetzgeber betrachtete und ihn verlachte, weil er um 1730 nicht eben so schöne Gedichte und Dramen schuf, wie 40, 50 und mehr Jahre später seine, noch obendrein auf seinen Schultern stehenden, Nachfolger. Wenn man immer wieder liest, daß Gottsched durch Klopstock und die Klassiker „überwunden“ worden wäre, so hätte das gerade so viel Sinn, als wenn man sagen wollte: Luther sei durch Paul Gerhard überwunden worden, weil dieser feinere, poetischere geistliche Lieder dichtete als Luther. Weil Gottsched, als er sich anschickte, das ganze Kulturleben unseres Volkes zu erneuern, Kunst und Wissenschaft, Poesie und Philosophie zu wirkungsvollen Faktoren des ganzen Volkslebens zu machen, notwendigerweise auch seine Kraft der litterarischen Kritik, der Aesthetik und dem poetisch-dramatischen Schaffen widmete, um auch in dieser Beziehung durch zielbewußtes Vorgehen die plan- und einsichtslos umhertaumelnden Talente für die ihrer harrenden Aufgaben zu erziehen: so wollte er deshalb doch kein Dichter und kein Dramatiker sein in dem Sinne des Wortes, den das auf seine Epoche folgende belletristische Jahrhundert mit dem Begriff „Dichter“ verband. Wol hat Gottsched den deutschen Dichtern erst wieder die großen Aufgaben gestellt, ihnen die „Heiligkeit“ des Dichterberufes offenbar gemacht; aber da er, der wahrhaft universelle Geist, in der poetisch-litterarischen Tätigkeit doch stets nur eine Seite seiner Lebensarbeit erblickte, so dürfen wir ihm nicht unrecht tun und das Lebenswerk der, einseitig ihr dichterisches Talent pflegenden Klassiker mit einem Bruchteil seiner Lebensarbeit messen. Das etwa führte Reichel vor dem sehr zahlreich erschienenen Publikum aus, dem er zugleich von einer, im Entstehen begriffenen „Gottsched-Gesellschaft“ Mitteilung machte, über die demnächst auch an dieser Stelle Näheres gemeldet werden soll. X.

* * *

Aus dem Vereinsleben.

Die Düsseldorfer freie litterarische Vereinigung hat zu Anfang des Monats November ihre neue Wintersaison eröffnet. Der erste Vortragsabend war dem Gedächtnis Friedrich Nietzsches gewidmet. Der Vorsitzende der Vereinigung, Dr. Fritz Koegel, sprach über „Nietzsche als Künstler“ und interessierte besonders durch seine Würdigung des Dichterphilosophen als Komponisten. Der zweite Teil der Veranstaltung bestand in Gesangsvorträgen: Frau Emilie Koegel und der neue Direktor des Düsseldorfer Stadttheaters Heinrich Gottinger trugen mit bestem Erfolg einige Liederkompositionen Nietzsches, sowie Kompositionen der Nietzscheschen Gedichte „Vogel Albatroß“, „Mein Glück“ und „Nach neuen Meeren“ von Dr. Fritz Koegel vor.

Die von Nietzsche komponierten Lieder „Nachspiel“ und „Ständchen“ von Petöfi, sowie „Das Kind an die erloschene Kerze“ von Chamisso zeichnen sich durch eine, ohne großen Aufwand trefflich erzielte feine Stimmung aus, auch die Kompositionen Koegels dringen intim in den Geist der Nietzscheschen Gedichte ein. — Am Dienstag, den 20. November fand der zweite Vortragsabend statt, der dem Andenken an Jens Peter Jacobsen galt. Wilhelm Schaefer leitete den Abend durch einen entsprechenden Vortrag ein, in dem er aus der bedauerlichen Tatsache, daß Jacobsens Werke zu Lebzeiten des Dichters keine zweite Auflage erlebten, Veranlassung nahm zu einer Analyse der Begriffe „volkstümlich“ — oder besser volkseigentümlich — und „volksgefällig“. Jacobsens Werke verdienten die Bezeichnung „volkstümlich“ in vollem Maße, kein anderer gebe das dänische Wesen in der Dichtung so innig wieder wie er. Nachdem der Vortragende weiterhin Jacobsen als Mensch und Dichter gezeichnet und seine Hauptwerke „Frau Marie Grubbe“ und „Niels Lyhne“ besonders auch hinsichtlich des unübertrefflichen Stiles kurz besprochen, wurden als Proben Jacobsenscher Dichtung von den Herren Dr. Fritz Koegel, Otto Schütze und Richard Wirth die Novellen „Frau Fönß“, „Ein Schuß im Nebel“, „Die Pest in Bergamo“, sowie einige Gedichte vorgelesen. Die Vortragsabende erfreuten sich eines sehr zahlreichen Besuches, wie denn überhaupt die Vereinigung seit ihrer Begründung in fortwährendem Wachstum begriffen ist. y.

* * *

Plattdeutsche Bücher.

Die Dialektdichtung hat, obgleich ein Rückgang der prägnantesten deutschen Mundarten, namentlich der plattdeutschen, statistisch nachzuweisen ist, dennoch in unseren Tagen an Bedeutung zugenommen. Dies dürfte mit der allgemeinen Tendenz der modernen Litteratur wol in engem Zusammenhang stehen. Wer das Volk in allen seinen Lebensäußerungen und Obliegenheiten schildern will, der muß sich auch der Volkssprache bedienen. Es gibt sogar einzelne Vorgänge, die, sollen sie zur wirksamen Wiedergabe gelangen, kaum anders als im Dialekt geschrieben werden können. Was würde wol von einer herzerquickenden „ollen Kamelle“ Fritz Reuters übrig bleiben, wenn in ein korrektes Hochdeutsch übertragen!

Vor mir liegen zwei Bücher von Max Stillfried „Hack un Plück, Geschichten“ und „Biweg'lang, Ok en Struß Läuschen un Rimels“, das erste ist in Prosa, das andere in Reimen geschrieben. Ich glaube, Max Stillfried als einen echten Reuter-Schüler ansprechen zu dürfen. Die liebevolle Art, mit der er auf seinen Vorwurf eingeht, der anspruchslose, frische Humor, der nicht selten einen grotesk-komischen Beigeschmack hat, das sind Eigenarten, die er mit seinem großen Landsmann gemein hat. Man muß oft herzlich über die prächtigen Kerle, die er mit wenigen Worten zutreffend charakterisiert, lachen.

Das dritte plattdeutsche Buch „Snurrig Lüd, Snaksche Snurren ut Stadt un Land“ hat Paul Warncke zum Verfasser; es ist gleichfalls „in Rimels“ geschrieben. Warncke, der Reuter-Biograph, ist nicht minder tief als der vorige in die Volksseele gedrungen, seine harmlosen „Snurren“ sind oft prächtig pointiert und die Vorgänge vorzüglich beobachtet. Die Ausstattung der Bändchen ist eine vornehme mit vielen von Künstlerhand gezeichneten Vignetten und Illustrationen. — Den Freunden eines herzerquickenden Humors seien die genannten Bücher auf das angelegentlichste empfohlen.

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

Hugo Salus. Reigen. Albert Langen, München. 1900.

Hugo Salus. Susanna im Bade. Verlag von Albert Langen. München.

Dr. Hans Gerhard Gräf. Goethe über seine Dichtungen. Erster Teil: Die epischen Dichtungen. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt. Rütten & Loening 1901.

Dr. Edmund Sallwürk von Wenzelstein. Stimmen der Einsamkeit. Berlin 1900. Verlag von E. Ebering.

Dr. phil. G. Münzer. Zur Einführung in Richard Wagner's „Ring des Nibelungen“. Harmonie, Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst, Berlin W.

Dr. Adalbert von Hanstein. Musiker- und Dichterbriefe an Paul Kukzynski. Ebendaselbst.

Franz Neubaur. Phrasen. Komödie in drei Akten. Leipzig. Verlag von Richard Wöpke. 1901.

Eugen Stangen. Dunkelflammen. Neue Gedichte. Zürich. Verlag von Cäsar Schmidt. 1901.

M. von Uhl. Verse und Sprüche. Berlin 1900. Verlag von E. Ebering.

Heinrich Vierordt. Fresken. Neue Dichtungen. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1901.

Willibalt Apell. Die Steuerlosen. Schauspiel in vier Aufzügen. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1900.

Felix Dahn. Stilicho. Historischer Roman aus der Völkerkunde. 2. Auflage. Ebendaselbst.

Freie Litterarische Gesellschaft.

Freitag, den 11. Januar 1901
im großen Saale des Architektenhauses
abends 8 Uhr:

Vortrag des Herrn Dr. Paul Ernst.
Aus alten italienischen Novellen.

Nach dem Vortrage geselliges Beisammen in den unteren Räumen des Architektenhauses.

★

Freitag, den 15. Februar 1901.
Vortrag des Herrn Wilh. Bölsche.
Die monistische Weltanschauung in ihrer Bedeutung für die Kunst.

Ueber die Vorträge der Herren Prof. Dr. Haeckel, Otto Erich Hartleben, Karl Hauptmann und Kgl. Hofschauspieler Adalbert Matkowski wird Näheres rechtzeitig bekannt gegeben werden.

Alle Anfragen bitten wir zu richten an den zweiten Vorsitzenden Herrn Franz Philips in Friedrichshagen.

Der erste Vorsitzende.
Otto Erich Hartleben.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Das Magazin

für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: Johannes Gaulke und Franz Philips.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 22. Dezember 1900. Nr. 51.

Inhalt:

Detlev von Liliencron und die moderne Lyrik.

Von Leo Berg.

(Schluß.)

Liliencrons Bilder sitzen, alles lebt bei ihm. Er denkt nicht daran zu symbolisieren, aber das Gesetz der Verlebendigung, der verkürzten Darstellung macht, daß sich die Natur unter seinen Händen vermenschlicht, daß alle Dinge in höhere Stadien des Lebens hinaufrücken.

Die Gelbhaare des Königs Knut quellen, sich selbst befreiende Sklaven, aus dem Eisenhut. Die Granaten reißen ins Fleisch, wie Galgenraben hacken; abgemattet schleppt sich durch die Luft ein weiß Gewölk wie müde Greise; die Sommernacht schleicht auf Katzenpfoten; der Sommermorgen friedet keusch vor mir; in der Fensterluken schmale Ritzen klemmt der Morgen seine Fingerspitzen; Windesstarre hängt wie Sargtuch an den Zweigen; ein milder sanfter Regen weint sich aus; der Mond schielt, eine dicke Tombackuhr, aus ganz zerrissener Wattenwolkenweste; der Sturm ist ein Riese, der sich am nächsten Tage zum Zwerg verschrumpft, er singt ein drohend Lied und kommt, ein Löwe, daher gerannt; sogar die Schleppe der Königin schläft auf blonder Pagen Arm. In fast unschuldiger Mytenbildung richten sich die toten Begriffe in lebendigen Gestalten und bunten Bildern vor uns auf: Der Schnellläufer Glück hält Ruh in des Dichters Herzen; das Kätzchen Behaglichkeit schnurrt im Zimmer; die Einsamkeit ist eine stille Blume; hoch am Maste der Pinassen wimpelt die Verschwiegenheit; der Neid ist ein arger Dieb; die Eifersucht ein Schieltier, die Qual eine Rieseneule, die ihre Flügel über die Erde breitet; Entsagung ein graues Tier mit kahlen Augen; Unglück und Schuld sind zwei schwarze Rosse, die dich an ihren Mähnen durch das Leben schleifen; der Tod ist ein Lanzenritter mit sicherer Hand, oder er zertritt mit plumpem Schuh erbarmungslos im Weiterschreiten das Menschenkind, oder er hockt, ein graues Männchen, im Augenstern des Hundes.

Das ist nur eine kleine Blütenlese Liliencronscher Bilder. So schreibt, so malt nur ein Dichter, in dem zugleich aufmerksamste Beobachtung und lebendiges Gefühl wach sind, den die Beobachtung nie trocken, den das Gefühl nie verschwommen macht.

Es giebt sicher nur ganz wenige Dichter, die bestimmend auf Liliencron gewirkt haben: Kleist, Uhland, die Droste, Hebbel, Strachwitz, Storm und Fontane. Von Storm sagt er, dieser habe ihn zuerst empfinden lassen, was Poesie sei. Die konzentrierte poetische Form, das Hineindichten von ganzen Lebensschicksalen in wenige Verse, das Auffangen einer Landschaft, einer Scene, einer Stimmung in eine einzige Strophe, das hat er von Storm gelernt. In den „Adjutantenritten" finden sich Kostbarkeiten dieser Art, von denen ich das folgende seiner Kürze wegen zitiere:

Viererzug.

Vorne vier nickende Pferdeköpfe,
Neben mir zwei blonde Mädchenzöpfe
Hinten der Groom mit wichtigen Mienen,
An den Rädern Gebell.

In den Dörfern windstillen Lebens Genüge,
Auf den Feldern fleißige Spaten und Pflüge,
Alles das von der Sonne beschienen
So hell, so hell.

Dieses Gedicht ist eben so meisterhaft durch das, was es sagt, als durch das, was es verschweigt. Hier können junge Lyriker lernen, was man nicht sagen darf, wenn man anschaulich und lebendig sein will.

Glücklich wie im Bild, im Vers und in der Strophe ist Liliencron in seinen besten Sachen auch im einzelnen Ausdruck. Seine Dichtungen sind voll von neuen, kühnen und beziehungsreichen Wortbildungen. Er spricht von schornsteinrauchfriedlichen Landschaften, er kennt einen vögeldurchsungenen Sommergarten, er sieht sein Käthchen goldregenüberbogen, er fühlt den Sonnenscheidewink, hört das Zischellaub, schaut das Wiesendurcheinander, kennt einen jagdgierzitternden Zustand, bildet Zeitwörter wie tigern, katzen u. s. w. Am verwegensten wird er bei Schlacht- und Jagdschilderungen, seine kühnsten Bilder stammen aus dieser Sphäre. Später freilich, als ihn statt der frischen Sinnlichkeit der Jugend die neuen Theorien seiner Freunde leiteten, hat er gerade nach dieser Richtung hin sich oft gründlich verhauen, so daß, wer ihn nur aus diesen Gedichten kennt, in ihm kaum einen der geschmackvollsten und sichersten Bildner der modernen Litteratur vermuten kann.

Liliencron hat Phantasie genug oder besser, er ist genug von Natur durchtränkt, um auch Phantastisches auszumalen. Indessen sind die meisten seiner phantastischen Balladen realistische Ausgestaltungen, die nur irgend einen Aberglauben, zuweilen den modernsten, zur Voraussetzung haben. („Una ex hisce morieris", „Unheimlicher Teich", „Die Rache der Najaden", „Die Nixe".) Gewöhnlich steht das Mythische oder Mystische nur ganz locker neben dem realen Teil. („Unheimlicher Teich".) Am glücklichsten ist der Dichter, wenn er seine symbolische Idee in ein Idyll einlauden lassen kann, wie z. B. in der herrlichen „Wasserschwertlilie". Die Hauptsache ist, daß er oft in der übermütigsten Laune, sogar das Tote zu beleben weiß („Die neue Eisenbahn", „Auf dem Aldebaran"). Eins der schönsten Gedichte ist der „Waldgang", wo der Dichter bei einem Jagdausfluge den schlafenden Amor findet, ein Gedicht, das den Vergleich mit Böcklin rechtfertigt, wiewol Liliencrons gesunde Sinnlichkeit des Vergleiches spottet. Die Verkörperung einer Idee, wie sonst bei Symbolikern, findet sich selten, und ist, wenn auch sonst gelungen, nicht immer sehr klar in den geistigen Beziehungen („Die Sündenburg"); denn das Geistige feiert keine Triumphe bei unserm Dichter. Er wird seiner zuweilen großartigen Gebilde geistig nicht Herr; und manchmal scheint er selber nicht gewußt zu haben, was er wollte („Zwei Welten"). — Ebenso wenig glücklich ist er in seinen patriotischen Gedichten. „In einer Winternacht" auf den Tod Kaisers Wilhelms I. gehört zu den glücklichen Ausnahmefällen, wo die äußere Gelegenheit eine poetische Intuition bedeutet. Auch gelingt ein freies männliches Trutzlied wie „Cincinatus". Sehr bedenklich aber, namentlich in formaler Hinsicht, sind die Gedichte in freien Rhythmen, unter denen nur einige humoristische Idyllen gelungen sind, weil für sie der nonchalante Ton angebracht ist. Die Versuche, satirisch zu werden und Byron zu kopieren, wie in den episch-humoristischen Erzählungen „Der Gouverneur", „Verbannt", „Die Nixe" und namentlich in dem „kunterbunten Epos in zwölf Cantussen ‚Poggfred'"*) das wol Wenige zu Ende zu lesen die Geduld haben werden, sind völlig verunglückt. Man muß schon sehr naiv sein, wenn man Verse für witzig oder satirisch halten wollte wie:

„Doch ist es heut ein Sommerabend,
Der alte Reim darauf ist labend."

oder:

„Das sang der Britte, von Apoll befangen,
Und mir ist die Cigarre ausgegangen."

Nein! Liliencron ist kein Byron und kein Heine. Er ist echt und ergötzlich nur, solange er sich nicht sein naives Dichter- und Menschenherz beirren läßt.

* * *

Liliencrons Prosa ist mit seinen Gedichten zugleich mitcharakterisiert. Schlacht, Jagd, Geschichte, Haide und Liebe sind auch hier die Grundmotive. Wie unter den Gedichten die „Adjutantenritte", ragt unter den Novellen und Skizzen die Sommerschlacht*) hervor. Es ist Morgenluft und Jugendland darin. Im Grunde sind es Balladen, kecke, frische Liebeslieder, Landschaftsbilder und Träume in Prosa. Das Anekdotische reizt, das was zusammenhangslos dasteht. Eine runde Geschichte kommt nur ganz ausnahmsweise und zufällig vor. Aber der Dichter geht durch Wald und Feld und Dorf, hier fliegt eine Wachtel auf, dort raucht eine Kathe, da hat sich Einer erhängt, und alles erzählt der Dichter zwecklos drauf los, wie er zwecklos drauf los ging. Zuweilen leitet er es noch ungeschickt ein, indem er die ganze Geschichte einem andern, vielleicht gar persönlich interessierten Erzähler in den Mund legt. Seine Helden sind oft, wie bei Maupassant, Kuriositäten und alte Menschenwracks, deren Schicksalsriffe und Sturmwinkel die historische Neugierde reizt; nur mit dem bedeutenden Unterschied, daß, während der Franzose ein feiner und überlegener Menschenkenner ist, Liliencron eine geradezu schauderhafte Psychologie hat. Er erzählt eine psychische Anormalität mit derselben Unschuld, mit der er uns einen Streich seines Teckels mitteilt. In der Erzählung das „Schwert aus Damaskus" („Mäzen") paßt der grandiose Schluß zu dem Charakter der Heldin wie der Adel eines titianischen Weibes zum Wesen einer Berliner Kellnerin. Von den eigentlichen Naivitäten nicht zu reden, wie dem Grafen Wulff Gadendorp, der 24 Millionen der deutschen Schillerstiftung vermacht, und auch von unvermittelten Rohheiten zu schweigen, wie der Entlobung in der „Operation" („Unter flatternden Fahnen").

Der schlimmere Fehler, denn jene Fälle sind in der Ausnahme, ist sein Mangel an Kompositionstalent. Liliencron erzählt die Ereignisse, wie sie ihm gerade durch den Kopf gehen: irgend eine Liebesgeschichte wird in ein Jagdabenteuer eingeschoben, und ganze Serien von Geschichten gehen durcheinander; z. B. in der „Austernjagd" („Sommerschlacht") und der stellenweis herrlichen „Schnecke" („Krieg und Frieden"). Größere Prosawerke ermüden und verwirren daher, man muß sie genießen wie Gedichte, bruchstückweis und ohne Rücksicht auf den Zusammenhang.**)

*) Berlin, Schuster & Loeffler, 1896.

*) Leipzig 1897. Es folgten: „Unter den flatternden Fahnen" (1888,) „Der Mäzen" (1890), „Krieg und Frieden" (1891). — jetzt sämtlich Berlin, Schuster & Loeffler.

**) Ich gehe auch daher auf seinen Roman „Breide Hummels-

Führt uns Liliencron in eine Schlacht, so haben wir nie eine Anschauung von dem Ganzen, aber zahllose Bilder ziehen an uns vorüber. Wir durchfliegen mit den Adjutanten das Schlachtfeld, wir drücken schnell einem sinkenden Freunde die Augen zu, wir erhaschen eine Morgenlandschaft im Walde, ein Naturbild wird im Fluge mitgenommen, ein brechendes Menschenherz und sein Schicksal aufgefangen; aber wir erfassen die Situation nicht, wir halten die Menschen nicht auseinander. Oft werden wir ganz schwindelig im Kopfe, zumal der Dichter in diesen Stücken ein wahrhaftes Galopptempo hat. Er schreibt dann zuweilen nur noch in Zeitwörtern, daß die Erzählung wie im Sturmschritt an uns vorüberrasselt. Dabei ist ihm jedes Mittel der Darstellung recht, er wendet, wie Bürger, die naivste Lautmalerei an, jedes Knister Knaster, jedes bssssst, jedes Bum! jedes tak tak tak tak, wird wiedergegeben und dadurch für das Ohr eine große Realität erzeugt. So erreicht er mit den einfachsten, kindlichsten Mitteln, was das Raffinement großer Sprachkünstler oft vergeblich auszudrücken sich bemüht.

* * *

Die eigentliche Bedeutung Liliencrons ist seine Lyrik. Seine Prosa-Skizzen sind gewöhnlich nur ein Vorstadium im Prozesse des Dichtens zu ihr. Wenn er aber auch als Lyriker nicht so leicht populär werden will, so liegt das daran, daß sie sich, wie die Fontanes, Hebbels, der Droste und der modernen Symboliker, von der bisherigen, wie Anfangs bemerkt, in einem wichtigen Punkte unterscheidet: sie ist nicht musikalisch, was den modernen Musikern allerdings eine besondere Veranlassung zu sein scheint, sie zu komponieren. Der Reiz seiner Gedichte besteht in der Naturmalerei, in der Wortstellung, in der Bildung von Lauten, aber nicht im Rhythmus. Diese Art Lyrik ist den Deutschen ungewohnt. Schwächen und Thorheiten stehen einem Erfolge nie im Wege und des Dichters Immoralität heute wahrlich auch nicht. Aber neue Sinneseindrücke nehmen die Menschen immer nur widerwillig auf. Auch die Droste und Hebbel sind als Lyriker unpopulär.

Man kann nicht sagen, Liliencron sei der dichterische Ausdruck unserer Zeit, deren Inhalt er nicht einmal ahnt. Er ist ein Glücksfall in unserer Zeit und für die Nachwelt wird seine beste Lyrik ein dichterisches Zeugnis sein für unsere Zeit.



büttel" 1886 (jetzt Berlin, Schuster & Loeffler), nicht weiter ein, ebensowenig auf seine Dramen: „Knut der Herr" (1885), „Die Rantzow und die Pogwisch" (1886), „Der Trifels und Palermo" (1886), „Arbeit adelt" (1887), „Die Merowinger" (1888) — jetzt sämtlich Berlin, Schuster & Loeffler. Diese Werke sind trotz Schönheiten im Einzelnen und zuweilen starken Ansätzen in der Charakteristik, im Ganzen doch, besonders was Handlung und Technik betrifft, gar zu naiv.

Gedichte.

Hochzeit.

Laß nur die Leute reden,
Du schönes, wildes Kind!
Ich hasse diese Menschen,
Dies Völkerlabyrinth,

Dies Treiben, dieses Hasten,
Dies ew'ge Hin und Her,
Dies ruhelose Wogen
Unstäter als das Meer,

Dies feile abgeschmackte,
Dies kriechende Geschmeiß.
Das Geld nur ist ihr Götze,
Ihr Herze ist von Eis.

Die Jugend ist begraben,
Die Wahrheit abgesetzt;
Nichts gibt es, was dies frevle
Geschlecht noch nicht verletzt.

Komm, Liebchen, laß die Menschen,
Hinaus, hinaus ins Feld!
Da zeig' ich dir ein Plätzchen,
Wo's besser dir gefällt.

Da gibt es keine Menschen,
Da kam noch niemand hin,
Nur Blumen gibt's und Vögel,
Und du bist Königin.

Da laß uns Hochzeit halten,
In Gottes freier Welt!
Die Sterne sind am Himmel
Als Wächter hingestellt.

Da laß uns selig träumen,
Von Blumen rings umblüht.
Der Sturmwind singt uns jauchzend
Das schönste Hochzeitslied!

* * *

Vorbei.

Nun war's zu Ende, vorüber.
Mit kaltem, spöttischem Blick
Und höhnisch lachend sah sie
Noch einmal nach mir zurück.
Dann ging sie und warf die Thüre
Mit lautem Krachen ins Schloß,
Daß von der verräucherten Decke
Der Kalk auf den Boden floß.

Nun war's zu Ende, vorüber.
Im Zimmer war's still und leer.
Die alte Wanduhr tickte,
Das Pendel ging hin und her.
Der Kopf sank mir vornüber,
Allmählich schlief ich ein
Und träumte von unserer Liebe,
Vom ersten Stelldichein.

Konrad Molnar.



Aus Moses Beckers Knabenzeit.

Von **Martha Asmus**.

Da stand ich vor den beiden Bildern: Meister Crucimers Selbstporträt und daneben die Kopie davon, von meinem Vater gemalt. Das war nun freilich ein Unterschied! Nie war Papachens Dilettantismus so sichtbar gewesen wie bei diesem Vergleich. Der liebe, prächtige Crucimer! Er war nun zwei Jahre tot. Die Kunst hatte viel an ihm verloren und das Berliner Künstlerleben auch. Ich selbst, der ihn zuletzt als zwölfjähriger Junge gesehen hatte, verdankte ihm viel. Er verstand mich und mein keimendes Talent so gut. Und meinen guten, liebenswürdigen Papa! Es war kurz vor des Meisters Ende, als er uns sein Selbstporträt schenkte. „Ich nehm's Euch nicht übel, wenn Ihr's verkauft," sagte er, und Papas entrüsteten Widerspruch unterbrach er: „Na, Becker, was soll's denn werden? Soll Moses sich sein Leben lang mit dem Stoff quälen, ohne durch eine ordentliche Malschule sein Talent herausbringen zu können?" Dann, auf eine mißlungene Bemerkung meines Vaters, die eigentlich zuversichtlich scheinen sollte, wurde er heftig: „Du? Nee! Du begnüge dich doch damit, mit deinen tausend Geschicklichkeiten Euch das tägliche Brot zu verdienen! Du bist —" „Ich weiß, ich weiß!" schrie Papa dazwischen, „Durchgangsglied bin ich, kam nur auf die Welt, um den Moses da hervorzubringen!" „Na also!" lachte Crucimer.

Papas viele Halbtalente hatten ihn nie zu einem richtigen Brotstudium kommen lassen. Ein kleiner Redaktionsposten brachte ihm jetzt die einzig sichere Einnahme. Ich glaube, man gab ihm dort nicht viel mehr als Korrekturen zu machen. Dann und wann bekam er einen Auftrag für Porträt, wol besonders wegen seiner sympathischen Persönlichkeit und seiner bescheidenen Preise. Er war sehr beliebt in Gesellschaften. Wenn ich jetzt an sein Wesen zurückdenke, so scheint es mir, daß sein Hauptreiz in einer naiv rücksichtslosen Aufrichtigkeit lag. Dieser Eigenschaft verdanke ich z. B. meinen Namen. Er selbst war arisches Blut. Meine Mutter aber, die bei meiner Geburt starb, und die er sehr geliebt hatte, war Jüdin gewesen. Mein Vater wollte, daß ich immer ein schnell erkennbares Zeichen meiner semitischen Abstammung behalten sollte, und taufte mich Moses. Ueberflüssige Vorsicht! Von früh auf war ich Jude, Zug für Zug. Dabei so häßlich wie meine Mutter schön gewesen war.

Papa hatte bis jetzt nie daran gedacht, das Bild zu verkaufen. Es hing in seinem einfachen, schmalen Goldrähmchen über dem Schreibtisch in meines Vaters kleinem Arbeitszimmer, das hinter dem Atelier lag. Auf diesem Schreibtisch entstand hin und wieder eine Novelette aus Papas Feder. Ich erinnere mich auch, daß einmal eine gedruckt wurde und dreißig Mark brachte. Aber das war nun schon Jahre her, und auch von seiten der malerischen Muse war lange kein Beitrag in unsre Kasse geflossen. Unser altes Faktotum, Haushälterin und Dienstmädchen in einer Person, wurde übellaunig über das immer schmaler werdende Budget.

Da fing Papa eines Tages an, Crucimers Bild zu kopieren. Mir war das unheimlich. Ich wagte nicht, nach dem Grunde zu fragen, aus Furcht, ihn damit vielleicht erst auf den schrecklichen Gedanken zu bringen. Heute, an einem Sonntag, nachdem er lange daran gearbeitet hatte, kam er ins Wohnzimmer, wo ich bei meiner lateinischen Uebersetzung saß. Er sah sehr bewegt aus. „Moses," sagte er, „du weißt, daß wir verkaufen müssen."

Ich hatte meine Antwort schon bereit. „Nein, Papa, dazu sind wir nicht berechtigt. Höchstens wenn das Geld zu meinen Studien nötig ist. Warte, bis ich mein Abiturium gemacht habe, Papa!"

Seine Züge veränderten sich nicht. „Leider sind wir gezwungen," sagte er leise. „Es ist nichts mehr da. — Geh hinein, und sie dir's an! Man verliert beim Malen den Blick dafür — ich weiß nicht —."

Ich sollte allein sehen. Papa ging zur andern Thür hinaus. Ich fühle noch, wie sich mir das Herz zusammenzog, als ich ihm nachsah. Seine kleine, etwas dicke Gestalt war von einer weiten Malerjacke umhangen, die sehr abgetragen aussah. Die Füße steckten in Pantoffeln. Aus dem einen Strumpf lugte die Hacke hervor. Der Kopf mit dem gelichteten, dunklen Haar war gesenkt. So ging er durch die Thür.

Da stand ich nun also vor den Bildern. Es schien mir unmöglich, mich von dem Crucimer zu trennen. Der alte, eigentümliche Kopf, den ich so geliebt hatte, war sprechend ähnlich. Diese wunderbaren Uebergänge in den Fleischtönen der faltigen Haut! Die großporige Nase mit den breiten Flügeln. Es war, als zitterten die Barthaare darunter. Und wie er nur dem Spiegel so den Ausdruck der Augen hatte ablauschen können! Wie das untere Augenlid sich so spitzbübisch ein wenig nach oben zog! — Ach, dagegen Papachens Bild! Die Fleischtöne hart gesondert, dabei geglättet und verschönt, wo es ging. Das mit dem Auge hatte er garnicht gesehen, der Zug fehlte ganz.

„Ich konnte mir's schon denken, du bist nicht zufrieden!" Papa stand hinter mir. „Na, ich auch nicht! Freilich ist ja auch nun die Technik eine andre. Crucimer war zwanzig Jahre älter als ich."

Wäre ich in meiner natürlichen Laune gewesen, so hätte ich frei herausgesprochen, und Papa hätte es mit seinem eigenen Humor aufgenommen. So war ich still. Heute weiß jeder, daß Crucimer in seiner ganzen Art und Weise modern war, obwol die Moderne erst viel später in ausgesprochener Richtung in das Kunstleben trat. Papachen aber sündigte nur innerhalb der akademischen Schranke. Kein Wort wollte mir aus dem Munde. Und plötzlich faßte und rüttelte mich etwas, ich konnte nichts dagegen tun — ich brach in heftige Thränen aus.

„Moses!" rief mein Vater. Aber das o schnappte sonderbar über. Gleich darauf knallte eine Thür, und mein Vater war in sein Studierzimmer verschwunden. —

Ich war mit meinen vierzehn Jahren ein frühreifer Junge, aber mit den Frauen war ich doch noch nicht so weit, daß ich ihnen meinen Verstand knieend dargebracht hätte. Noch konnte ich ganz klar unterscheiden, was Schönheit und Toilette, was Geist und Reichtum war. Papa war darin naturgemäß weiter entwickelt. Was er bei Frau Brockheim aus Dresden „schön und geistvoll" nannte, konnte ich in meiner Unreife noch als das erkennen, was es war. Sie zog in Dresden einen Kreis von Künstlern an ihre gut besetzte Tafel und machte die liebenswürdige Wirtin in verblüffender Toilette, von deren Wert eine arme Familie ein Jahr lang bequem hätte leben können, anstatt zu verhungern.

Damals, als mein Vater und ich durch die traurige Notwendigkeit, unsern Schatz zu verkaufen, niedergedrückt wurden, war Frau Brockheim mit ihrem Manne in Berlin bei einer alten Tante, deren besonderer

Liebling Papa war. Er nahm an, daß, wenn er der Frau Kastner seinen Entschluß mitteilte, die Brockheims nichts Eiligeres zu tun haben würden, als sich den Erwerb des Crucimer zu sichern. Und er hatte sich nicht getäuscht. Am nächsten Sonntag vormittag weihte er die alte Dame in seine Lage ein und war sicher, daß die Weitererzählung mit vollkommener Diskretion vor sich gehen würde.

Schon am Nachmittag hatten wir die Brockheims bei uns. Papa war noch in seiner Redaktion. Er kam jetzt oft später nach Hause. Ich wußte wol, warum. Er konnte den Anblick meines niedergeschlagenen Gesichts nicht ertragen, es quälte ihn wie ein Vorwurf.

Sophie führte die Gäste in die Wohnstube, in der ich, wie gewöhnlich um diese Zeit, bei meinen Arbeiten saß.

Ich erriet, warum sie kamen, und zog es vor, in meiner Schuljungenrolle zu bleiben, anstatt an Papas Stelle die Honneurs zu machen. Es war mir nicht möglich, selbst die Hand zu dem Handel zu bieten. Ich stand also zur Begrüßung auf, blieb aber am Fenster zwischen Tisch und Stuhl stehen.

Ich höre noch den etwas utrierten Altklang in Frau Brockheims Stimme, als sie die verhängnisvolle Frage an mich stellte: „Ihr Herr Vater würde sich eventuell dazu verstehen, uns seinen Crucimer zu überlassen?“

„Ja, gnädige Frau,“ antwortete ich mit Anstrengung. „Wenn Sie ihn sich im Atelier ansehen wollen —“

Sie gingen und ich blieb. Ich beugte mich über mein Heft, brachte aber keine Zeile meines Aufsatzes zustande, während der unendlich scheinenden Zeit, in der sich nebenan die Besichtigung vollzog.

Endlich kamen sie heraus. Ich stand wieder auf, vermochte es aber kaum, mich aufrecht zu erhalten, es sauste mir vor den Ohren. Aber ich nahm doch den Satz, der diesmal von dem Manne gesprochen wurde, in mein Verständnis auf:

„Sie können uns vielleicht sagen, wieviel Ihr Herr Vater als Kaufsumme bestimmt hat.“

Fast hätte ich aufgeschrieen: dreißig Silberlinge! Ich wunderte mich über meine eigene Stimme, die ganz ruhig sprach: „Fünfzehntausend Mark.“ Mein Vater hatte es Frau Kastner bereits mitgeteilt, die Käufer wollten nur die Bestätigung hören.

Darauf sahen sie sich an, gingen noch einmal hinein und nach wieder einer unbestimmbaren Zeit kamen sie zu mir zurück. Ich stand noch immer in derselben unbeweglichen Haltung, in der sie mich zuletzt verlassen hatten.

„Bitte,“ sagte er wieder, „wollen Sie mir ein Blatt Papier geben und Ihre Feder einen Augenblick leihen? Wir möchten unsererseits die Sache zum Abschluß bringen. Und da vorher kein Käufer da war —“

„Nicht wahr, wir sind die ersten?“ klang es metallisch dazwischen.

„Ja!“

Die Feder in Herrn Brockheims beringten Fingern, m e i n e Feder, strich über das Papier und füllte einige Linien. Dann kam die Namensunterschrift. Fertig!

Die Hand blitzte dicht vor meinen Augen auf, ich legte meine hinein. Das seidene Gewand rauschte, und die Feder auf dem Hut schwankte. Ich glaube, ich verbeugte mich.

Dann war ich allein.

Ich weiß nicht, wie lange ich stumpf vor mich hingebrütet hatte. Als die Thür sich öffnete, fuhr ich auf. Mein Vater kam herein.

„Papa, es ist verkauft!“ sagte ich.

Mein Vater wurde blaß bis unter die Haarwurzeln. Er nahm den Zettel, den ich ihm hinhielt, und las laut:

Sehr geehrter Herr Becker!

Um mir sogleich den Crucimer zu sichern, erkläre ich mich hiermit bereit, Ihnen für das Bild und den Goldrahmen mit Einlage, indem es sich jetzt befindet, fünfzehntausend Mark zu zahlen.

Hochachtungsvollen Gruß!

C. F. Brockheim.

„Ich dachte mir's,“ sagte Papa traurig. „Und ich hab's ja gewollt! Moses, nimm's doch nur nicht so schwer. Ich lege sogleich die Hälfte für dein Kunststudium zurück.“

Papa öffnete die Thür zum Atelier, und wir gingen hinein, langsam und feierlich, wie in ein Totenzimmer.

Wir waren schon bis in die Mitte des Raumes gekommen, da sahen wir rundum, dann in unsre Gesichter und wieder auf das eine Bild, das da in breitem Goldrahmen stand.

„Papa!“ schrie ich, „sie haben deine Kopie gekauft!“

Was wir im ersten Taumel taten, Papa und ich, ich kann mich kaum erinnern. Mein Vater, glaube ich, packte mich bei den Haaren und ich ihn bei den Schultern. Wir lachten und schwatzten durcheinander. Dann fiel ich ihm um den Hals und küßte ihn.

„Aufrichtig, Papa!“ sagte ich. „Es ist auch wirklich nicht ohne Verdienst, wenn man es so allein sieht.“

Papa schmunzelte und war bescheiden genug, sich durch dies eingeschränkte Lob geschmeichelt zu fühlen.

„Wo ist denn aber unser, unser eigener Crucimer?“ fragte ich.

Papa öffnete die Thür zu seinem Studierzimmer. „Ich wollte ihn so lange wie möglich bei mir haben,“ sagte er. „Da! Da bist du lieber alter Kerl!“ er trat an seinen Schreibtisch und sah mit feuchten Augen zu ihm auf.

Plötzlich fuhr ein Schreck über seine Züge. „Du, Moses —“ er stockte. „Du, warum freuen wir uns so? Es ist ja noch alles beim Alten.“

„Wieso, Papa?“ fragte ich entrüstet. „Was? Du willst ihn doch noch verkaufen? Na, hör mal, ich dächte, du hättest nun gesehen, daß wir uns beide nicht von ihm trennen können. Nichts ist abgemacht.“

„Aber wenn ich's ihnen sage, daß Sie sich geirrt haben, werden sie mich beim Wort halten und diesen haben wollen. Und das Geld haben wir nötig, sonst hätte ich gar nicht dran gedacht. Wir müßten ein kleineres Quartier nehmen, Sophie droht auch zu gehen —“

„Sophie kann zum Teufel gehen!“ rief ich, „die kann nicht mal Strümpfe stopfen!“

„Ach, Moses, ich fürchte, wir müssen beim Verkauf bleiben! Wie aber bringen wir ihnen den beschämenden Irrtum bei?“

Der goldene Papa! „Beschämenden Irrtum!“ Recht hatte er. Ich war entschlossen, Papa von dem Verkauf abzubringen. Die kleine Blamage gönnte ich Frau Mäcen.

Es hatte an der Thür geläutet, und Sophie kam und meldete Herrn und Frau Brockheim. Während Papa und ich noch bestürzt zögerten, waren sie eiligst eingetreten, und als wir ins Atelier kamen, standen sie schon vor dem Bilde. Auf dem Farbentischchen daneben lag die Kaufverschreibung Brockheims.

„Ein echter Crucimer, lieber Herr Becker!“ rief der glückliche Käufer.

„Sie schmeicheln mir,“ sagte Papa etwas verlegen. Er präparierte seine Palette und trat mit dem nassen Pinsel vor das Bild.

„Dürfen wir nun gleich handelseinig werden?“ redete Herr Brockheim weiter in ihn hinein.

„Was wollen Sie denn da noch zufügen?“ fragte seine Frau erstaunt.

Beide sahen auf dem dunklen Hintergrunde in der linken Ecke den rotleuchtenden Namenszug meines Vaters entstehen: „Ernst Becker“. „Nach Crucimer“, fügte Papa in kleinen Buchstaben hinzu.

Ich sah auf die beiden Gesichter, sah, wie sie beide förmlich erstarrten, und wie jeder Blutstropfen aus ihnen wich. In diesem Augenblick fühlte ich wirklich Mitleid mit den reichen Menschen. Jetzt mußten sie sich ja demütigen. Schon wollte ich mich leise hinausschleichen, da klang der bekannte Glockenton an mein Ohr:

„Wir können uns gratulieren, solch ein Kunstwerk zu besitzen! Ohne Schmeichelei: Sie haben sich übertroffen, Herr Becker! Ein echter Crucimer!“

Sie wiederholte den Ausdruck, der von ihrem Manne gebraucht worden war, als das Bild noch keine Unterschrift hatte.

Herr Brockheim war immer noch sprachlos. Auch mein Vater war stumm auf dem Stuhl sitzen geblieben. Frau Brockheim fuhr fort: „Und nun endlich zu den Geschäften! Wo hast du die Scheine, Max? Hier! Gib her!“ Sie legte zehn Pakete auf das Tischchen. „In jedem sind fünfzehn Hundertmarkscheine. Vielleicht zählt der junge Herr sie durch.“

Das war bald geschehen. Herrn Brockheims Hand zitterte, als er meinem Vater die Quittung hinreichte. Die Stimme kam nicht gleich heraus, er mußte sich erst räuspern. Dann sagte er:

„Bitte zu unterschreiben!“

Ich glaube, Papa hätte sich geweigert, wenn ich ihm nicht die Feder in die Hand gedrängt hätte. —

Mein Vater und ich waren allein. Mit Rührung denke ich noch daran, wie ich meinem guten Papa, mit all meiner Ueberredung, nicht über die Tatsache hinweghelfen konnte, daß er das Geld nicht verdient hätte.

Am andern Tage ging er wieder zu Frau Kastner. Rückhaltlos, wie es seine Art war, stellte er ihr die ganze Angelegenheit dar. Die alte Frau sah ihn sehr verwundert an, und als er seine Erzählung beendet hatte, sagte sie:

„O nein! Da haben Sie sich geirrt. Meine Nichte hat ein sicheres Urteil. Wenn die eine Kopie gekauft hat, so hat sie es gewollt. Sonst hätte sie es nicht getan.“ —

Trotz der nie schweigenden Skrupel meines Vaters, bekam mir und meiner Kunst die Verwendung des seltsam erworbenen Geldes sehr gut. Zehn Jahre später kopierte ich unsern Crucimer. Zu Papas unendlicher Beruhigung fragte ich bei Brockheim in Dresden an, ob sie ihre Kopie gegen meine, die auf der Ausstellung dekoriert worden wäre, eintauschen wollten. Es läge mir daran, meines Vaters Arbeit der Familie zu erhalten.

Herr Brockheim antwortete mir, zu seinem größten Bedauern hätten sie „den Crucimer“ nur sehr kurze Zeit besessen. Schon damals, bei dem Transport von Berlin nach Dresden, wäre er durch einen Brand im Güterwagen zu Schaden gekommen.

Herzerquickend war das verständnisvolle Gelächter, mit dem mein großartiger Papa die Lesung des Briefes schloß. Seitdem kann er mit Humor auf die Begebenheit zurückblicken.

Unser echter Crucimer hängt noch heute über dem Schreibtisch meines alten Vaters.



Das Geschlechtsempfinden der Griechen.

Von **Heinrich Driesmans** (Berlin).

Der Mensch schafft sich den Gott nach seinem Bilde, sagt die modern-wissenschaftliche Umkehrung eines alten Bibelwortes. Von den Bildern ihrer Götter läßt sich am besten auf die Menschen, auf die Völker schließen, die sie geschaffen; denn in diesen Bildern, gleichviel, ob sie in Worten oder in Stein gemeißelt, gaben sie sich völlig naiv, während man den sonstigen Erzeugnissen in der Regel mehr oder weniger anmerkt, daß ihre Schöpfer vor den Zeitgenossen posieren, in einem gewissen Lichte erscheinen oder in tendenziöser Weise auf sie einwirken wollten, so daß diese Erzeugnisse nie ganz unverdächtig sind. Der alttestamentliche Jehova ist genau so zornmütig, eifernd und rachsüchtig, wie das Volk Israel, der griechische Zeus genau so abenteuerlich, liebes- und lebensfroh, wie die Hellenen, der indische Brahma so tiefsinnig erhaben und mystisch-verklärt, wie die alten Inder.

Die griechische Götterwelt insbesondere läßt uns tiefe Einblicke in das Wesen und den Charakter ihrer Erzeuger tun. Sie ist die mannigfaltigste, die wir kennen; sie ist uns ferner, als die einzige ihrer Art, in doppelter Form und Gestalt überliefert. Wir besitzen sie in Wort und Bild zugleich. Der antimetaphysische, völlig auf das irdisch Gegenwärtige gerichtete Sinn der alten Hellenen ließ sie dieser Götterwelt einen familiären, menschlich vertrauten Charakter verleihen, ließ sie intime Züge in ihre Götterbilder hineintragen, die wir in den Phantasmagorien der übrigen Völker vergeblich suchen. Die letzteren haben durchweg einen weltfremden übermenschlichen Charakter, ihre Personifikationen weisen nur die allgemein menschlichen Eigenschaften in verstärktem, gehobenem Grade auf, wie Herrschsucht, Abenteuerlust, Rachsucht, Großmut, Neid, Liebe; jede I n t i m i t ä t hingegen, welche sie dem m e n s c h l i c h e n G e f ü h l näher bringen könnte, fehlt. Die olympische Familie hingegen ist ein getreues Abbild des althellenischen Hauswesens. Wir sehen da das Familienoberhaupt als mächtigen, imponierenden Gebieter in leichtversöhntem, unausgesetztem Zwist mit der Gattin ob der vielfachen Liebesabenteuer, denen er nicht entsagen kann; wir erfahren die Eifersüchteleien und Ränke der ehelichen und außerehelichen Kinder gegen einander; die ganze große Familie ist in zwei Parteien gespalten: an der Spitze der einen steht Hera, die Hüterin von Sitte und Gesetz, die andere nimmt Zeus selbst unter seinen Schutz.

Diese intime Vermenschlichung hat den hellenischen Göttern Züge geliehen, welche das griechische Wesen in feinster Weise nüancieren und in eigenartigem Lichte zeigen, Züge, die ohne diese Verbildlichung wohl schwerlich auf die Nachwelt gekommen wären. Ein

besonderer Charakterzug, der sich an den Götterbildern ausgeprägt findet, dürfte den Griechen selbst kaum in voller Deutlichkeit zum Bewußtsein gekommen sein, wenigstens finden wir ihn in ihren klassischen Schriften nicht ausdrücklich hevorgehoben, auch ist unseres Wissens von den Gelehrten und Altertumskundigen noch nicht darauf hingewiesen worden. Wir meinen den Ausdruck des Harmoniegefühls der Griechen im Geschlechtsverhältnis ihrer künstlerischen Darstellungen. Wer die männlichen und die weiblichen Götterbilder genauer betrachtend mit einander vergleicht, dem muß ein sehr sonderbarer, befremdlicher Zug an ihnen auffallen. Er wird wahrnehmen, daß die ersteren einen ausgesprochen weiblicheren, die letzteren einen männlicheren Charakter aufweisen, als wir ihn bei dem jeweiligen Geschlecht in der Natur zu sehen und künstlerisch zu verbildlichen gewohnt sind, kurz, daß das „Geschlecht" bei diesen Darstellungen nicht so scharf unterschieden und ausgeprägt ist, wie wir es unterscheiden. Man betrachte die Venus von Milo. Das Göttinnenbild hat in der ganzen Haltung und Bildung etwas entschieden Männliches, Herbes und Strenges; die Brüste sind nur knospenhaft entwickelt, wie beim kindlichen Weibe; der männliche Charakter ist durchaus betont, es ist gewissermaßen das Gleichgewicht zwischen Mann- und Weibwesen, aus dem jeder Organismus besteht, gesucht, und, da sich die männlichen Geschlechtsattribute an einer weiblichen Figur naturgemäß nicht verbildlichen ließen, den weiblichen nur eine Andeutung verliehen.

Im weiblichen Körper ist das männliche, im männlichen das weibliche Element so zu sagen latent vorhanden: das eine ist in jedem Individuum so gut vertreten, wie das andere, nur daß jeweilig eines von beiden dominiert, und der Person den ausgeprägten Geschlechtscharakter verleiht. Aber auch in den äußerlichen Merkmalen kommt das „unterdrückte" Geschlecht in jedem Organismus leise zum Vorschein: in den Brustwarzen des Mannes, in dem Kitzler des Weibes. Die Betonung gerade des latent vorhandenen, gewissermaßen unterdrückten Geschlechts in der Absicht, die geschlechtliche Harmonie, die menschliche Totalität wieder herzustellen oder doch künstlerisch als höchstes Menschentum zum Ausdruck zu bringen, lag den Griechen im Gefühl und ein dahinzielendes Bestreben läßt sich deutlich in in allen ihren Kunstwerken verfolgen. Am Apoll von Belvedere, am Antinous, an allen männlichen Personifikationen, ja selbst an der ausgeprägtesten, typischesten Männlichkeit des Herakles nahmen wir — in umgekehrter Weise wie bei der milesischen Venus — in der Körperhaltung und Bildung etwas entschieden Weibliches wahr: nicht die stramme, straffe Haltung, wie sie die alten Römer und wie auch wir modernen Menschen sie vom Manne fordern, sondern eine leichte, sanfte Neigung des Hauptes, gelockerte Gliedmaßen, ein Sich-gehen-lassen in anmutiger milder Biegung aller Körperlinien. Nehmen wir die stark betonte Brustbildung sowie die weiblich schönen, an einem Manne fast beleidigenden Züge hinzu, die auch Herakles nicht verleugnet, so kommen wir zu dem der Venus entsprechenden Ergebnis des „weiblichen" Mannes. Die Griechen strebten überall, Schönheit mit Kraft, Kraft mit Schönheit zu vereinigen. Die eine fand sich im Weibwesen, die andere im Mannwesen verkörpert: Venus und Herakles standen einander als die sich ergänzenden Extreme gegenüber. Etwas Herakleisches in die Venus und etwas von der Venus selbst in den Herakles zu tragen, das war im tiefsten Grunde das Leitmotiv und die höchste Aufgabe ihrer Kunst.

Wir haben die beiden Extreme gewählt, an denen sich unser Gedankengang am augenscheinlichsten dartun ließ. Weitere Beispiele ließen sich nunmehr in Fülle beibringen. Der männlich-herbe Charakter der Hera, der strenge kriegerische der Pallas Athene, der knabenhaft-wilde der Artemis sind im Sinne unserer Ausführungen leicht zu erklären. Auffallend dürfte es doch wol sein, daß die beiden vornehmsten und verehrtesten Göttinnen der Griechen — Pallas und Artemis — männlichen Beschäftigungen obliegen und waffentragend einhergehen, die eine als Kriegerin, die andere als Jägerin. Zeigen diese Göttinen somit einen untadeligen, männlich-rüstigen Charakter, so verraten ihre olympischen Genossen andererseits oft eine weibische Schwäche und Wankelmütigkeit. Ares flüchtet sich brüllend aus der Schlacht in den Olymp zurück, als er im Trojanerkrieg verwundet wird. Zeus selbst muß sich von seiner Gattin bittere Wahrheiten sagen lassen ob seiner Liebeshändel, und ihren Zorn fürchten. Die Frauen der olympischen Familie weisen überhaupt einen vornehmeren, ehrfurchtgebietenderen Charakter auf, als die Männer; bei ihnen ist die Verbindung von Anmut und Würde, von Schönheit und Kraft besser geglückt, als bei den letzteren, die vielfach zu Weichlichkeit und Weibischkeit hinneigen. Zeus' und Ares' Schwächen haben wir bereits hervorgehoben; Apoll ist der pythische, der arge Gott, der totbringende Pfeile unter die Menschen sendet, wenn er gekränkt worden, Hephästos hat ein körperliches Gebrechen, Dionysos ein geistiges, er entfesselt in den Menschen die bacchantische Wut und den Wahnsinn — alle nicht gerade ehrfurchtgebietende Gestalten, die an die Erhabenheit einer Pallas und Artemis nicht entfernt heranreichen.

(Schluß folgt.)



Hagenow und Sohn.

Drama in vier Akten

von **Johannes Gaulke.**

IV. Akt.

(Schluß.)

Hagenow: Was haben Sie mir vorzutragen.

Frank: Als Delegierte der Ausständigen sind wir beauftragt, Ihnen zu erklären ....

Hagenow (ihn unterbrechend): Sind Sie nicht der Gewerkschaftsführer, den ich ausdrücklich entlassen habe!

Frank: Sehr richtig.

Hagenow: Nun! Was haben Sie denn hier zu suchen!

Frank: Ich stehe hier als Arbeitervertreter. Wenn Sie mein Mandat nicht anerkennen — gut, dann gehen wir.

Hagenow (in seinem Gesicht zuckt es, macht einige unwillige Bewegungen): Die Zumutung ist stark. Man sollte Sie sofort ... (Besinnt sich eines andern.) Damit wir zum Ziel kommen, tragen Sie ihre Wünsche vor.

Frank: Wir haben Ihnen zu erklären, daß die Ausständigen die Arbeit ohne Ausnahme wieder auf-

nehmen werden, sobald die Kündigung der gemaßregelten Kollegen zurückgezogen ist.

Hagenow: Dann haben Sie sich in Ihren Voraussetzungen getäuscht. Bestellen Sie gefälligst Ihren Kollegen, daß ich einstweilen noch Herr in meinem Hause bin und mich in meinen Entschlüssen von niemand bestimmen lasse. Wenn ich es im Interesse eines gedeihlichen Zusammenwirkens von Arbeitgeber und Arbeitnehmer für notwendig erachte, notorische Aufwiegler zu entlassen, dann bleibt es dabei.

Frank: Auf dieser Basis werden wir zu keinem Einverständnis gelangen.

Hagenow: Wenn Sie sich nicht mäßigen, breche ich die Unterhandlungen sofort ab. So spricht man nicht in meiner Gegenwart, merken Sie sich das. (Geht auf und ab, mehr zu sich.) . . . Empörend, wie weit die Unbotmäßigkeit schon gediehen ist . . . (Zu Treder und Braun.) Und auch Sie, die ich für pflichttreue Arbeiter gehalten habe, sehe ich unter den Streikenden. Sie sollten sich schämen, daß Sie sich in Ihren Jahren zu solchen Zwecken hergeben.

Treder: Nu werde ick Ihnen mal wat sagen, Herr Kommerzienrat. Sie kennen mir schon lange genug un' wissen, det ick immer stille jewesen bin, aber eenmal muß et doch raus, wenn man so sieht, det die Lohndrückerei von Jahr zu Jahr immer schlimmer wird, da weeß ick nich', wat aus mir werden soll.

Hagenow: Das klingt ja plausibel, was Sie da sagen, aber Sie vergessen dabei nur, daß Sie inzwischen auch älter und weniger leistungsfähig geworden sind. Ein jeder Arbeiter erhält bei mir den Lohn, den er verdient.

Treder: Un' wenn ick nich' mehr arbeeten kann, denn kann ick fechten jehn, det is det Ende vom Liede.

Hagenow: Sie scheinen in schlechte Gesellschaft geraten zu sein, sonst könnten Sie nicht so sinnloses Zeug reden. Die Lage der Arbeiter hat sich im letzten Jahrzehnt ganz erheblich gebessert, dank der weitschauenden Sozialpolitik der Regierung und der privaten Fürsorge für das Wol der Arbeiterklasse.

Frank: Ach Herrje.

Hagenow: Wenn Sie sich nicht anständig benehmen, lasse ich Sie entfernen. (Zu Treder.) Und Sie, alter Freund, verscherzen Sie sich nicht Ihren Anspruch auf Ihre Altersunterstützung — Sie kennen meine Bestimmungen.

Treder: Na ja, is ja soweit janz scheen, aber leben kann doch keen Mensch davon.

Hagenow: Genug. Sie kennen jetzt meinen Standpunkt. Und wenn Sie noch nicht begreifen, welche große Dummheit Sie begangen haben, dann wird es Ihnen Herr Schmidt abermals auseinandersetzen, ich habe mich lange genug mit Ihnen herumgeärgert. (Ab in sein Privatzimmer.)

Frank (ist im Begriff, eine Entgegnung zu machen, läßt sich aber durch eine abwehrende Handbewegung Schmidts davon abhalten).

Schmidt: Meine Herren, es liegt im beiderseitigen Interesse, daß der Streik bald beigelegt wird. Sie werden aus Erfahrung wissen, daß bei einer Arbeitseinstellung viel zu verlieren ist, selten aber etwas zu gewinnen. Was Sie in dieser Zeit an Lohn einbüßen, können Sie nie wieder einholen.

Frank: Wir kämpfen in diesem Fall nicht um eine Lohnerhöhung, sondern um ein ideales Gut, um unser Koalitionsrecht.

Schmidt: Redensarten. Es läuft ja alles auf dasselbe hinaus, wie Sie es auch nennen.

Frank: Das sind keine Redensarten, Herr Schmidt. Wir haben uns gegen einen unwürdigen Zwang aufgelehnt, um dem Arbeitgeber zu zeigen, daß wir ihm nur unsere Arbeitskraft für eine bestimmte Zeit verkauft haben und nichts weiter. Was wir sonst tun, geht keinen Menschen was an, niemand hat das Recht, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen.

Schmidt: Seien Sie vernünftig, Herr Frank, es nützt Ihnen wirklich nichts, wenn Sie sich auf das stützen, was Sie Ihr Recht nennen. Macht geht immer vor Recht, das haben wir alle zu bedenken. Wohin sollte das auch führen, wenn jeder nach seiner Idee die Welt umgestalten wollte.

Frank: O ja, sich immer schön fügen, und artig sein, dann wird's uns gut gehen auf Erden.

Schmidt: Schweifen Sie nicht ab. Sie sollten doch endlich gelernt haben, daß mit Gewalt nichts zu erreichen ist. Dadurch daß Sie den Streik organisiert haben, haben Sie hunderte von Familien in Not und Elend gebracht. Und das nennen Sie dann Kampf ums Recht.

Frank: Herr Schmidt, ich achte Sie als einen ehrlichen Mann, der alles zum Guten kehren will, aber da Sie selbst nicht Arbeiter sind, so werden Sie uns und unsere Forderungen nie verstehen. Worauf Sie hinaus wollen, ist bedingungslose Unterwerfung.

Schmidt: Sie sollen nur ernstlich Ihren Schritt bedauern, dann halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß der Herr Kommerzienrat die Kündigung zurücknimmt.

Frank: Sagen Sie doch ohne Umschweif: zu Kreuze kriechen.

Schmidt: Unterlassen Sie doch diese gehässigen Redensarten.

Frank: Schön, dann machen Sie uns doch wenigstens einen bestimmten Vorschlag.

Schmidt: Ich erblicke die einzige Lösung der Streikangelegenheit darin, daß Sie und Ihre Kollegen von der Organisation zurücktreten, eher wird ein leidliches Einvernehmen zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber nicht zustande kommen. Wenn Sie sich zu diesem Schritt entschließen können, dann will ich alles aufbieten, um den Kommerzienrat zur Zurücknahme der Kündigung zu bewegen.

Frank: Treder, Braun kommt, wir haben hier nichts zu schaffen . . . Und Sie, Herr Schmidt, bestellen wol Ihrem Auftraggeber, daß wir weiter kämpfen werden bis wir den Sieg errungen haben.

Hagenow (der in diesem Augenblick aus seinem Privatzimmer kommt, zu Schmidt): Sind die Leute zur Einsicht gelangt?

Schmidt (zuckt die Achseln).

Hagenow (zu den Arbeitern): Worauf warten Sie denn noch! (Mit der Hand zur Thür weisend.) Bitte.

Frank: Sie weisen uns zum Hohn noch die Thür. Vielleicht dürften Sie das noch mal bereuen. Ihre Handlungsweise heißt kein Mensch gut, wir aber haben die öffentliche Meinung hinter uns, merken Sie sich das.

Hagenow: Wenn Sie nicht im Augenblick den Raum verlassen, dann lasse ich Sie entfernen.

Treder: Det haben Se nich' nötig, uns rauszuschmeißen, wir sind anständige Leute.

Frank (im Abgehen): Sie sind bei schlechter Laune, darum werden wir später wieder kommen, um mit Ihnen weiter zu verhandeln.

Hagenow: Raus . . . (Seine Stimme erstickt, er atmet schwer, erlangt aber bald seine Fassung wieder.) Das bietet man

mir! Wohin sind wir gelangt! . . . Herr Schmidt, ich werde die Arbeiter so lange aussperren, bis sie vor mir im Staube kriechen. Diese Genugtuung brauche ich.

Schmidt: Das wäre ein öffentliches Unglück. Die Verantwortung dafür können Sie nicht übernehmen.

Hagenow: Ich habe nichts zu verantworten, die Arbeiter haben mich zu diesem letzten verhängnisvollen Schritt gezwungen. Mögen sie nun die Folgen tragen, ich bin aller moralischen Verpflichtungen gegen Staat und Gesellschaft enthoben.

Schmidt: Und was dann, wenn es die Arbeiter länger aushalten als Sie, Herr Kommerzienrat. Sie hörten soeben aus dem Munde ihres Führers, daß sie die öffentliche Meinung auf ihrer Seite haben, und da dürfte es ihnen auch an pekuniären Unterstützungen nicht fehlen. Auch müssen Sie berücksichtigen, daß sich Ihnen von allen Seiten Hindernisse entgegentürmen.

Hagenow (läßt sich schwer atmend in seinem Sessel nieder, nach einer kurzen Pause): Es fällt mir wie Schuppen von den Augen . . . Herr Schmidt, sagen Sie mir die volle Wahrheit: welche Rolle spielt mein Sohn in diesem Streik?

Schmidt (zögernd): Ich bin selbst nur mangelhaft unterrichtet . . . und man darf auch immer nur die Hälfte von dem glauben, was die Leute sagen . . .

Hagenow: Sie wollen mir etwas verheimlichen, Herr Schmidt. Spannen Sie mich nicht länger auf die Folter, ich muß alles wissen, dann wird mir leichter sein.

Schmidt: Es fällt mir schwer, Ihnen die letzte Hoffnung in Bezug auf Ihren Sohn rauben zu müssen . . .

Hagenow: Sie sind im Irrtum, ich habe nichts mehr von meinem Sohn erhofft, nur meinen Namen sollte er nicht beschmutzen, das war mein einziger Wunsch.

Schmidt: Sie haben sich auch darin in ihm getäuscht . . . Er hat sich öffentlich für die Ausständigen erklärt und ihre Forderungen in einem Zeitungsartikel warm verteidigt.

Hagenow (in sich gekauert, nach einer Pause): Daher die Siegeszuversicht der Arbeiter . . . (Tief schmerzlich.) O mein Sohn!! . . .

(Eine schwüle Pause.)

Hagenow (erhebt sich stolz): Aber noch bin ich nicht am Ende angelangt, mag auch hier meine Mission erfüllt sein. Was tut's denn, die Firma Christian Fürchtegott Hagenow muß ja doch früher oder später mit mir erlöschen. (Mit einer an ihm sonst unbekannten Ueberschwänglichkeit.) Fortan gehört meine Arbeitskraft dem Vaterlande, dort in jenen fernen Weltteilen, wo sie das Größere Deutschland bauen, erschließt sich mir ein neues Arbeitsfeld.

Schmidt: Ruhen Sie ein wenig aus, Herr Kommerzienrat, Sie sind es sich nach so vielen heftigen Gemütsbewegungen schuldig. Oder noch besser, gehen Sie auf Reisen, da werden Sie am schnellsten über den harten Schicksalsschlag hinwegkommen.

Hagenow (sieht ihn verdutzt an, im strengen Tonfall): Halten Sie mich für überspannt, alter Freund? (Geht an seinen Tisch — peinliche Stille.)

Beckmann: Morjen, Eduard.

Hagenow (sieht ihn verwirrt an): Warum mußt du mich schon wieder stören!

Beckmann (mit Schadenfreude): Hab' keine Angst, Eduard, anpumpen will ich dich heute nicht. Ich hatte gerade in der Nachbarschaft zu tun, und da wollte ich die Gelegenheit benutzen, um mich nach deinem Befinden zu erkundigen. Mir geht's, Gott sei Dank, jetzt auch so leidlich. Ich habe doch noch einen Menschen gefunden, der Vertrauen zu mir hat und mir die tausend Mark vorgeschossen hat.

Hagenow: Wenn die Freude nur lange dauern wird.

Beckmann: Du mußt es ja wissen, Eduard; heute noch Großpascha und morgen pumpt man sich 'n Thaler.

Hagenow: Was ist das wieder für ein fades Geschwätz!

Beckmann: Verstell dich nicht, Eduard, mir gegenüber brauchst du am allerwenigsten ein Geheimnis daraus machen, wir sind ja alte Freunde, und wenn wir auch manchmal in Differenzen geraten sind, so haben wir doch immer Anteil an einander genommen. Es tut mir in der Tat leid, daß es dahin mit dir gekommen ist.

Hagenow: Bist du närrisch geworden!

Beckmann: Daß ich nicht wüßte, mir aber scheint, als wenn du mich zum Narren halten willst. Gib dir keine Mühe, es pfeifen ja schon die Spatzen von allen Dächern . . . Ist doch auch schließlich keine Schande, Pech kann jeder mal haben.

Hagenow (interessierter): Was willst du eigentlich von mir? Fasse dich deutlicher.

Beckmann: Du solltest wirklich nicht wissen, daß Wolffsohn durchgebrannt ist!

Hagenow: Dummes Zeug, Beckmann, du hast dir was aufbinden lassen. Ich habe doch gestern noch mit ihm über die asiatischen Bahnen konferiert.

Beckmann: Kann stimmen, er wird auch erst seit heute morgen vermißt . . . Wenn du's aber immer noch nicht glauben willst, bitte lies. (Reicht ihm ein Extrablatt.)

Hagenow (nimmt es hastig, während er liest verzerren sich seine Züge, seine Hände zittern; mit einer Hand stützt er sich auf der Tischkante).

Beckmann: Ich habe dich vor den asiatischen Bahnen gewarnt, Eduard. Hättest du auf mich gehört, dann wäre es mit dir nicht dahin gekommen. Nun können wir uns die Hand reichen.

Hagenow (starrt noch immer auf das Extrablatt und murmelt dann mit dumpfer Stimme): . . . Zahlungen eingestellt, Chef und Prokurist flüchtig . . .

Beckmann (schadenfroh): Du hast es mir nicht glauben wollen, Eduard — früher oder später werden wir alle mal abgeschlachtet.

Hagenow (ballt das Extrablatt zusammen und wirft es ihm vor die Füße).

Beckmann (sich rückwärts konzentrierend): Ich will nicht lästig fallen. Adieu, Eduard. Und wenn's dir jemals schlecht gehen sollte, wende dich nur vertrauensvoll an mich. (Ab.)

Hagenow (nach einer Pause, am Tisch den Kopf in die rechte Hand gestützt): Es ist schnell über mich hereingebrochen.

Schmidt (in Verzweiflung): Es kann nicht sein, Herr Kommerzienrat, ich traue dem Menschen nicht, er hat sich einen schlechten Scherz mit Ihnen erlaubt . . . Vielleicht ist es auch nur ein Irrtum. (Nimmt das zerknitterte Blatt auf und glättet es, in freudiger Aufwallung): Herr Kommerzienrat, es gibt mehrere Firmen dieses Namens — warum sollte es gerade unser Wolffsohn sein . . . Isidor Wolffsohn, das altrenommierte, bestfundierte Bankhaus falliert — das wäre ja der Anfang vom Ende.

Hagenow (in demselben dumpfen Tonfall): Wir vermögen der Zeiten Lauf nicht mehr zu folgen.

Depeschenbote: Herrn Kommerzienrat Hagenow.

Hagenow (geht an die Barrière, um selbst die Depesche in Empfang zu nehmen; während er sie erbricht zum Boten, der im Begriff ist zu gehen): Warten Sie. (Liest mit lauter Stimme): „Isidor Wolffsohn & Co. falliert . . . ." (Reicht die Depesche Schmidt.) Von meinem Vertreter. Genügt Ihnen das?

Schmidt: Ist es denn auszudenken!

Hagenow (reicht dem Boten ein Zehnmarkstück): Hier haben Sie ein Trinkgeld.

Depeschenbote (betrachtet das Geldstück höchst erstaunt): Herr Kommerzienrat irren sich wol, es sind zehn Mark.

Hagenow: Nehmen Sie nur, Sie haben mir eine wichtige Nachricht überbracht.

Depeschenbote: Dann danke ich schön. (Unter Kopfschütteln ab.)

Schmidt (der jetzt zusammengekauert auf einem Stuhl sitzt): Mein Gott, wie soll das enden!

Hagenow: Warum jammern Sie? . . . Was seid ihr alle doch für kleine Menschen! Man muß ausharren im Lebenskampf, alter Freund, bis uns die Stunde der Erlösung schlägt — und dann mit Würde abtreten. (Er geht an ein Repositorium und zieht einen dicken Folianten hervor.)

Schmidt (der ihn angstvoll anstarrt): Herr Kommerzienrat, was wollen Sie beginnen?

Hagenow: Die Bilance meines Lebens ziehen. (Er schiebt das Buch unter den Arm und reicht Schmidt die Rechte.) Gehaben Sie sich wol, alter Freund, Sie sind der einzige, der mir treu geblieben ist. (Schüttelt ihm kräftig die Hand . . . . während abgeht): Ich möchte nicht gestört sein.

Schmidt (sieht ihm starr nach, dann läßt er sich schwerfällig am Tisch nieder und fährt mit der Hand über die Stirn).

Max (von links, nachdem er Schmidt einen Moment mit besorgter Miene betrachtet hat): Herr Schmidt . . .

Schmidt (fährt erschreckt auf): Herr Hagenow . . . Sie kommen zu uns!

Max: Ich muß meinen Vater sprechen, ich habe von seinem Unglück gehört.

Schmidt (nicht gedankenvoll): Zu seinem Untergang haben auch Sie Ihr Teil beigetragen.

Max: Sie irren, ich habe nur das Unrecht, das mein Vater den Arbeitern zugefügt hat, wieder gutmachen wollen.

Schmidt: Sie haben sich auf die Seite seiner Feinde geschlagen. Das wird er Ihnen nie verzeihen.

Max: Herr Schmidt, ich kehre nicht als der reuige Sohn zurück, sondern als ein freier Mensch. Sagen Sie ihm, daß ich ihm sein Unglück tragen helfen will.

Schmidt: Sie wollen ihm helfen! Können Sie es denn?

Max: Bestellen Sie meinem Vater, daß ich mein mütterliches Erbe kurz vor dem Fallissement abgehoben habe und es ihm jetzt zu seiner Rehabilitierung zur Verfügung stelle.

Schmidt (mit großer Bewegung): Max, ist das wirklich Ihre ernste Absicht?

Max: Ich habe den Arbeitern zu ihrem Recht verholfen, warum sollte ich denn meinem Vater nicht helfen, bedarf er doch jetzt dringender der Hilfe als jene.

Schmidt: Max, ich habe Sie in einem gemeinen Verdacht gehabt, nun fange ich an, Sie zu verstehen: Sie wollen das Unrecht aus der Welt schaffen . . . Ja, Max, das habe ich auch mal gewollt, als ich noch jung war, auch mich empörte es, daß die Güter des Lebens so ungleich verteilt sind. Manch ehrlicher Mann muß sich im Schweiße seines Angesichts um das trockene Brot quälen, ein anderer tut nichts und lebt in Ueppigkeit und Ueberfluß . . . Das ist nun mal der Lauf der Welt . . . Auch ich bin nicht immer Angestellter gewesen — lassen wir das aber lieber, es ist schon lange her. Ein jeder muß sich mit seinem Schicksal abfinden, ändern können wir schwachen Menschen doch nichts an den Dingen.

Max: Aber wir starken Menschen können es, für uns gibt es nichts Unabänderliches. Wir haben es in der Hand, die Verhältnisse umzugestalten, weil wir es wollen.

Schmidt: Jetzt erkenne ich Sie als seinen Sohn. Er wollte auch die Welt nach seinem Kopfe lenken, keinen duldete er neben sich, und das wurde ihm zum Verhängnis . . . O Max, was hätten Sie beide Großes schaffen können, wenn Sie zusammen gestanden hätten! Warum müssen denn immer die Besten unter uns sich bis zur Vernichtung bekämpfen!

Max: Es ist ein unabänderliches Naturgesetz, daß die Alten den Jungen das Feld räumen müssen.

Ein Schuß. Sie stehen beide einen Augenblick erstarrt da, dann stürzt Max ins Nebenzimmer, Schmidt folgt ihm. Die Bühne bleibt einen Augenblick leer.

Maxens Stimme: Mußte es dahin kommen, Vater.

Die Streikkommission erscheint, die Arbeiter übersehen den Vorgang und eilen an die offenstehende Kontorthür, wo sie respektvoll stehen bleiben.

Max (hervorstürzend): Holen Sie einen Arzt . . . schnell . . . . . . eilen Sie.

Schmidt (ihm auf dem Fuße folgend, legt die Hand auf seine Schulter): Es ist nicht mehr nötig . . . Sie haben über ihn gesiegt.

Max: Um welchen Preis aber! (Alle drücken ihm tief ergriffen die Hand.)

Frank: Er war unser Feind, Herr Hagenow, aber ein ehrlicher Mann, mit solchen Männern haben wir uns gern geschlagen.

Max: Lassen Sie mich einen Augenblick an der Leiche meines Vaters verweilen, und dann auf zu neuem Kampf!

(Vorhang.)



Chronik.

Hans Leuß bittet uns um Abdruck folgender Notiz: Es drängt mich, auf Dr. Ludwig Jacobowskis Grab diesen Kranz niederzulegen: Ich hatte vor Jahren den damals noch sehr jungen Jacobowski in einem allerdings nicht von mir geschriebenen, aber unter meiner Redaktion abgedruckten Aufsatz persönlich angegriffen, was einen Prozeß des nun Verstorbenen gegen mich veranlaßte. Jacobowski hat mir das so wenig nachgetragen, daß er vielmehr sich ohne mein Zutun bereit erklärte, eine Auswahl aus meinen Gedichten der „Gesellschaft" mitzuteilen, was denn auch geschehen ist. Dieses vornehme, mich beschämende Verfahren hier öffentlich darzulegen ist das Einzige, was mir zu tun übrig bleibt, nachdem ich um ein persönliches Zusammentreffen mit dem nun Toten durch eine Reihe von Zufällen gebracht worden bin. Jacobowskis Verhalten steht in einem woltuenden Gegensatz zu dem Verfahren andrer Männer, die sich durch persönliche Zusammenstöße aus vergangenen Tagen veranlaßt fühlen, mich mit beharrlichem Haß zu verfolgen.

* * *

Aus dem Vereinsleben.

In der „Freien Litterarischen Gesellschaft" in Berlin sprach am 11. Dezember Ernst Freiherr von Wolzogen

über sein „Ueberbrettl". Die Anregungen zu dieser zeitgemäßen Umwälzung des Varieteewesens sind mannigfacher Art gewesen. In erster Linie hat der entsetzliche Tiefstand der Volksbelustigungen Wolzogen veranlaßt, eine von künstlerischen Gesichtspunkten geleitete Reform des Tingeltangels anzubahnen. Auf allen Gebieten der Kunst macht sich heute die Tendenz der Verallgemeinerung ihrer Produkte bemerkbar. Ein jeder, auch der Mann des Volkes, soll seinen Anteil an Kunst und Kulturleben haben, die Kunst soll aufhören das Privilegium einer eng begrenzten Bevölkerungsschicht zu sein. In Paris, wo allerdings im Gegensatz zu Berlin von einer künstlerischen Kultur die Rede sein kann, ist das Bedürfnis nach geistiger Erbauung als auch nach einem leichten fröhlichen Kunstgenuß ein allgemeiner. Das beweisen die zahlreichen „Cabarets", jene vorzugsweise am Montmartre gelegenen Künstlerkneipen, wo junge Dichter und Musiker vor einem kleinen, aber meistens recht kunstsinnigen Publikum die Kinder ihrer Muse zum Vortrag bringen. — Die Pariser Cabarets sind es, die auf die Idee des „Ueberbrettl" einen bestimmenden Einfluß ausgeübt haben.

Ernst von Wolzogen hat sich nun die Aufgabe gestellt, alle im Verborgenen blühenden Kräfte im Interesse der Volksbildung und der künstlerischen Kultur ans Tageslicht zu fördern. Er ist sich aber auch der Schwierigkeiten, die sich ihm gerade in Deutschland hinderlich in den Weg stellen werden, wol bewußt. Erstens sind bei uns die recitatorischen Talente sehr dünn gesäet; es gibt sehr wenige Dichter, die ihre Werke mit Verständnis vorzutragen vermögen. Es ist jedoch zu hoffen, daß, sobald einmal der Anfang gemacht sein wird, auch diese Schwäche durch das zündende Beispiel überwunden werden wird. Der Vortragende führte als eine analoge Erscheinung den „Simplicissimus" an, der anfänglich mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, während er heute mit jedem politisch-satyrischen Witzblatte des Auslandes den Vergleich aushalten kann. Ein bei weitem noch größeres Hindernis dürfte sich dem „Ueberbrettl" aber wol in der engherzigen Polizeicensur in den Weg stellen. Es ist bei uns die Gesinnungsschnüffelei leider so weit gediehen, daß die Polizei schon in jeder harmlosen Zeitsatyre eine Aufreizung zum Klassenhaß oder dergleichen wittert. Der Idee des Ueberbrettl hat sich allerdings die Polizeibehörde mit einem gewissen Wolwollen gegenüber gestellt. Wir wollen abwarten, ob sie auch den Darbietungen desselben eine ebenso große Liebe entgegenbringen wird. — Der Vortragende wurde von dem zahlreich erschienenen Publikum für seine interessanten, mit einem feinen Humor gewürzten Ausführungen mit einem reichen Beifall belohnt.

Nach dem Vortrage über das „Ueberbrettl" recitierte v. Wolzogen mehrere Gedichte der feinfühligen Prager Lyriker Hugo Salus und Reiner Maria Rilke, nachdem er zuvor eine kurze Charakteristik derselben gegeben hatte. Wolzogen erwies sich auch in der Kunst der Recitation als ein vollkommener Meister.

* * *

Professor Dr. Hermann Friedrich. Ludwig Jacobowski. Ein modernes Dichterbild. Berlin, 1901. Verlag Siegfried Cronbach.

Ludwig Jacobowski, der sensitive Dichter, der vornehme Kritiker und Volkserzieher, dessen Charakterbild in der soeben erschienenen Schrift mit einem feinen Verständnis für seine Eigenart gezeichnet ist, er hat die Früchte seiner Arbeit nicht mehr ernten dürfen. An einem trüben Dezembertage trugen wir ihn zu Grabe. Das „Dichterbild" Hermann Friedrichs ist zu einem Nekrolog geworden. — Ludwig Jacobowski hat nur den bei weitem kleineren Teil seines umfassenden Kunstprogrammes ausgeführt. Aber dennoch hat er die deutsche Litteratur um eine nicht geringe Anzahl unvergänglicher Werke bereichert. Hermann Friedrich hat in der kleinen Schrift eine kritische Würdigung der lyrischen, epischen, wie dramatischen Dichtungen Jacobowskis gegeben und ist auch zum Schluß auf seine volkserzieherischen Pläne kurz eingegangen. Eine reiche Welt hat der frühverstorbene Dichter sich schon in verhältnismäßig jungen Jahren erschlossen; das moderne Leben mit allen seinen Widersprüchen und ungelösten Problemen, sowie das eigene Leben, das reich an Enttäuschungen und Entbehrungen gewesen ist, hat ihm Stoff und Anregung zu seinen Arbeiten gegeben. Sein Jugendwerk „Werther der Jude" ist die Frucht tiefer seelischer Kämpfe, sein Roman „Loki" das abgeklärtere Produkt einer nationalen Lebensanschauung, zu der er sich allmählich durchgerungen hat. Seine Stimmungsfülle, seine Tiefe der Auffassung, sein Reichtum der Töne und seine Plastik der Darstellung hat der Verfasser des Charakterbildes an verschiedenen markanten Proben der Jacobowskischen Lyrik dargethan.

Allen Freunden und Verehren des so plötzlich dahingerafften Dichters sei diese Schrift, die in einem kleinen Rahmen Jacobowskis dichterische Persönlichkeit getreulich wiederspiegelt, auf das angelegentlichste empfohlen.

* * *

Grazie und Grazien in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts von Dr. Franz Pomezny. Herausgegeben von Dr. Bernhard Seuffert. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß. 1900.

Der leider schon im Alter von 26 Jahren verstorbene Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich durch dasselbe ein Verdienst um die Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts erworben. Es ist eine Arbeit, die von einer außerordentlichen Belesenheit in der anakreontischen Litteratur zeugt und von einer ungewöhnlichen Fähigkeit das mühsam erworbene Material nach großen Gesichtspunkten zu sichten und aneinander zu reihen. Die Darstellung ist nicht immer interessant, oft sogar trocken, dies mag aber in der Wahl des Stoffes begründet liegen. Mit großem Scharfsinn ist die Umbildung des Grazienbegriffes und dessen endliche Feststellung um die Mitte des 18. Jahrhunderts dargetan. Opitz und Weckherlin kannten noch keine besondere Grazienverehrung, für Fleming sind die Grazien im großen Ganzen auch noch abstrakte Gestalten. Man besaß in jener Zeit überhaupt noch kein zutreffendes Wort für den Begriff der Anmut. In der derzeitigen Litteratur läßt sich häufig noch ein Ineinanderfließen der Begriffe von Anmut, Tugend und Schönheit konstatieren.

Durch Gottsched wurde dann wenigstens der allgemeine Schönheitsbegriff in den Kreis der Betrachtung gezogen. Die Wirkung des Schönen ist nach ihm Wohlgefallen. Gottsched läßt aber, wie die Dichter des 17. Jahrhunderts, nur die Schönheit gelten, die mit Geist verbunden ist. Bedeutend schärfer formuliert Winkelmann den Begriff der Anmut. „An der Anmut, wie sie Winkelmann entwickelt, fällt besonders der Zug zur seelischen Ruhe und zum Ernst auf." Ganz besonders hat aber Wieland die Entwickelung des Grazienmotives gefördert.

Der Verfasser gelangt zu dem Schluß, daß das häufige Auftreten der Grazien in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts keine zufällige Erscheinung sei, sondern in der Entwickelung der allgemeinen Verhältnisse begründet liege. „Um auf Poesie, Kunst und alle anderen Gebiete des geistigen Lebens, ja auf die alltägliche Häuslichkeit, so stark einzuwirken, wie sie es getan haben, um einem Zeitalter geradezu ihren Stempel aufzuprägen, mußten die Grazien in den ästhetischen, poetischen und philosophischen Anschauungen desselben festen Boden finden, oder besser gesagt, aus ihnen herauswachsen." Eine besondere Bedeutung legt der Verfasser dem Grazienmotiv deshalb bei, weil ihm eine fördernde Kraft inne wohne. Das erhellt durch einen Vergleich der Litteratur des 17. mit der des 18. Jahrhunderts. Die Grazien sind deshalb für das 18. Jahrhundert von symptomatischer Bedeutung für den großen geistigen Umschwung, der sich durch den Uebergang von der Ruhe zur Bewegung, vom Betrachten äußerer Form zum Forschen nach seelischem Gehalt charakterisiert.

* * *

Neue litterarische Erscheinungen.

Grete Baldauf. Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke. 2. Auflage. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag 1901.

Hans Eschelbach. Rettet das Volkslied. Boll & Pickardt, Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1901.

Richard Wrede. Allerlei Liebe. Ein Geschichtenbuch. Berlin. Dr. R. Wrede Verlag, 1900.

F. A. Feddersen. Erzählungen eines Dorfpredigers. Bilder und Skizzen vom Lande. Hanau. Verlag von Clauß & Feddersen, 1900.

J. V. Widmann. Moderne Antiken: Lysanders Mädchen. Historisches Lustspiel. Oenone, Drama. Frauenfeld. Verlag von F. Huber, 1901.

Emil Hügli. Gedichte. Zürich. Verlag von Cäsar Schmidt, 1901.

Eduard Bernstein. Zur Geschichte und Theorie des Socialismus. Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften. Dr. John Edelheim. Berlin-Bern, 1901.

Dr. Bruno Wille. Materie nie ohne Geist. Ebendaselbst.

Dr. Johann Molin. Entwurf einer modernen Religionslehre für Volksschulen. Wien, 1900. Selbstverlag.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.



für Litteratur.

Begründet von Joseph Lehmann im Jahre 1832.

Herausgeber: Johannes Gaulke und Franz Philips.

Verlag Siegfried Cronbach in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4786 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfg.

69. Jahrgang. Berlin, den 29. Dezember 1900. Nr. 52.

An die geehrten Abonnenten!

Mit der nächsten Nummer beginnt der 70 ste Jahrgang unserer Zeitschrift. Die verehrlichen Postabonnenten werden um schleunige Erneuerung des Abonnements ersucht, damit die Zusendung keine Unterbrechung erfahre. Die geehrten Abonnenten, die „Das Magazin für Litteratur" durch den Buchhandel beziehen, erhalten das Blatt fortlaufend zugesandt, es sei denn, sie bestellten es ausdrücklich ab.

Nach dem 5. Januar können Abbestellungen nicht mehr berücksichtigt werden.

Berlin, im Dezember 1900.

Der Verlag des „Magazin für Litteratur".

Inhalt:

Litteratur, Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

Ludwig Jacobowski.

Gestorben am 2. Dezember 1900.

Von schönen und weitgehenden Plänen hinweg hat der Tod Ludwig Jacobowski im 33. Lebensjahre gerissen. Ein Leben, das in steter Aufwärtsentwickelung begriffen, das erfüllt war von rastloser Schaffensfreude, hat damit ein jähes Ende gefunden. Es ist noch nicht lange her, da konnte ich den Lesern dieser Zeitschrift, durch eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne getrennt, zwei Bilder von Schöpfungen dieses Dichters entwerfen, von seinem „Loki. Roman eines Gottes" und von seiner letzten Gedichtsammlung „Leuchtende Tage". In seinem „Loki" hatte Jacobowski einen vorläufigen Höhepunkt seines Schaffens erreicht. Vorwärts und rückwärts in der Entwickelungsbahn des Dichters weist dies Werk zugleich. Rückwärts auf ein Leben voller äußerer und innerer Kämpfe, auf ein Leben, dem der Daseinskampf nicht leicht geworden ist, das aber im Ringen mit den höchsten Menschheitsrätseln einen reichen Inhalt sich geschaffen hatte; vorwärts auf eine Zukunft, die großen Hoffnungen Erfüllung zu bringen schien. Man hatte keinen Roman im gewöhnlichen Sinne des Wortes vor sich, sondern die symbolische Darstellung ewiger Kämpfe in der menschlichen Seele. Was unablässig, als stete Beunruhigung auf dem Menschenherzen lastet, hat Jacobowski in Form eines Kampfes feindlicher Götter dargestellt. Das menschliche Gemüt hängt mit Liebe an allem Geschaffenen; es möchte das Gewordene mit Hingebung hegen und pflegen. Aber dieses Geschaffene muß zu seinem eigenen Heile seinen schlimmsten Feind aus sich selbst gebären; es muß das Gebildete fortwährend umgebildet werden, damit es sich — nach Goethes schönem Worte — nicht zum Starren waffne. So wahr es ist, daß innerhalb des Friedens und der Ordnung die guten menschlichen Eigenschaften gedeihen, so wahr ist auch, daß das alte Gute von Zeit zu Zeit zerstört werden muß. Diese zerstörende Kraft des Daseins setzt Jacobowski in der Gestalt Lokis den erhaltenden Göttern, den Asen, entgegen.

Nur einem Dichter, der mit der Gabe tiefer Beschaulichkeit das Vermögen verbindet, in den einfachsten künstlerischen Formen zu schaffen, ist es möglich, das charakterisierte bedeutungschwere Weltproblem dichterisch zu bezwingen. Und Ludwig Jacobowski war mit den

Eigenschaften begabt, die ihn zu einer solchen Aufgabe befähigten. Nachdem seine „Leuchtenden Tage" erschienen waren, glaubte ich den Wesenskern seiner Persönlichkeit nicht besser kennzeichnen zu können, als indem ich ihn als eine Harmonie der drei Formen des Seelenlebens darstellte: der kindlichen, der künstlerischen und der philosophischen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er diese Charakteristik seiner Vorstellungsart in meiner Besprechung seiner „Leuchtenden Tage" mit freudeerfüllten Augen las. Er glaubte sich erkannt. Dem Studium der Volksdichtung war er immer zugetan. In ihrer Einfachheit glaubte er das Ideal des poetischen Schaffens zu erkennen. Er wetteiferte in seinen eigenen Schöpfungen mit dieser Einfachheit. Von allem künstlerischen Raffinement hielt er nicht viel. Daß man auf der Höhe des Geistes zu der Kindlichkeit des einfachen Seelenlebens zurückkehren müsse, bildete eine Art unbewußter Ueberzeugung bei ihm. Er sah wirklich die höchsten Dinge in den einfachsten Linien. Und dieser Einfachheit war die Tiefe eines Weltbetrachters gesellt. Die ihm nahe standen, wissen, wie er in seinem Elemente war, wenn er sich von den großen Erkenntnisproblemen unterhalten konnte, wenn er sinnend den ewigen Menschheitsfragen nachhängen konnte. Ueberall in seinen Dichtungen begegnen wir auch diesem Zuge. Aus den alltäglichsten Erlebnissen sprangen ihm weite Perspektiven heraus.

Ludwig Jacobowski hatte sich zuletzt zu einer freien, harmonischen Weltanschauung durchgerungen. Sie war es, aus der ihm Verse, wie diese entsprangen:

Ach, unsre leuchtenden Tage
Glänzen wie ewige Sterne.
Als Trost für künftige Klage
Glüh'n sie aus goldener Ferne.

Nicht weinen, weil sie vorüber!
Lächeln, weil sie gewesen!
Und werden die Tage auch trüber,
Unsere Sterne erlösen!

Aber das Licht, zu dem er sich also emporgearbeitet hat, ist ein teuer erkauftes. Und mancher seiner Dichtungen hätte er das gleiche Motto vorsetzen können, wie das ist vor seiner letzten Schöpfung, dem Einakter in Versen „Glück":

Es war wie Sterben, als ich's lebte
Es war mir Tröstung, als ich's schrieb
Wer je in gleicher Bängnis bebte
Der nehm' es hin und hab es lieb.

Jacobowski trat früh in die Oeffentlichkeit. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, als seine erste Gedichtsammlung „Aus bewegten Stunden" erschien. Die Stimmungen seiner Sekundaner- und Primanerzeit hat er in diesen Dichtungen festgehalten. Sie stammen aus einem Jugendleben, daß sich den Glauben an sich so schwer wie möglich machte. Ein hochstrebender Idealismus lebte in diesem Jüngling, der nur dann für das Dasein wert zu sein glaubte, wenn er sich die höchsten Aufgaben stellte. Aber zugleich war diese Jünglingsseele von den herbsten Zweifeln durchzogen. Sie hatte niederdrückende, schwere Stunden, in denen alles Vertrauen in sich selbst verloren schien. Ein reizbarer, grüblerischer Sinn verband sich hier mit einer unerschütterlichen Energie, eine feine Empfindlichkeit für alle Eindrücke der Welt mit einem unbesieglichen Stolz, niemand etwas zu verdanken, als nur sich selbst. Stimmungen der Ohnmacht und Stimmungen des Trotzes wechselten fortwährend in dem jungen Jacobowski. Wir begegnen diesen Stimmungen in zweien seiner Dichtungen. In seinem Roman „Werther, der Jude" (1892) ist die eine, in dem Drama „Diyab, der Narr" (1895) die andere dargestellt. Dort der junge Mann, dem die Widerwärtigkeiten des Daseins ein weiches, reizbares, überempfindliches Gemüt grausam zerquälen; hier der Trotzige, der allem Feindlichen tapfer Widerstand leistet, und allein aus sich alle Energie holt, um den Lebenskampf aufzunehmen.

Man durfte sich noch vieles versprechen von dem Geiste, der mit jeder seiner Schöpfungen so sichtlich gewachsen war. Besonders durften es seine Freunde, die mit seinen reichen Plänen vertraut waren, die gesehen hatten, wie tief er jegliches Erlebnis zu nehmen wußte, und die seine Kraft kannten, die mit immer höheren Aufgaben zuzunehmen schien. Aus einem niederschmetternden Erlebnis hatte er den Stoff zu seiner in diesem Herbst entstandenen Dichtung „Glück", einem „Akt in Versen" (Bruns Verlag, Minden 1900), geschöpft. Er hatte auch hier einen schönen Weg gefunden, herbe Bitterkeiten des Daseins in eine ihn tröstende Dichtung von hoher Vollendung umzugießen.

Und wie hoch die Anforderungen waren, die er an sich stellte, das konnte man in vollem Maße beurteilen, wenn man ihn von einer Dichtung sprechen hörte, die in seinem Geiste keimte. In einem kosmischen Kunstwerke „Erde" wollte er seine Art, die Welträtsel anzusehen, darstellen. Er sprach von diesem Plane, wie von etwas das ihm selbst geheimnisvoll war, das sich nur schwer von seiner Seele lösen werde. Zunächst wollte er seine Tage damit hinbringen, für diese Aufgabe „reif" zu werden.

Hand in Hand mit seinen künstlerischen Interessen ging bei Jacobowski ein weiter Erkenntnisdrang. Er hat sich viel mit Gedanken und Forschungen über den Ursprung des dichterischen Schaffens getragen. Eine kleine Schrift und zahlreiche Essays zeugen von dieser Seite seiner Tätigkeit. Er arbeitete auf ein großes Werk hin, das den Werdegang der dichterischen Phantasie darstellen sollte. Unablässig hat er dafür gesammelt. In der Poesie niederer Kulturvölker forschte er, um die Anfänge des poetischen Schaffens kennen zu lernen. Seine Vorarbeiten und Sammlungen auf diesem Gebiete sind unübersehbar.

Und während er so bemüht war, energisch selbst am Entwickelungsgang des Geistes mitzuarbeiten und diesen Gang erkennend zu durchdringen, strebte er rastlos nach Mitteln, die Geistesschätze den breitesten Schichten des Volkes zugänglich zu machen. Er hat rasch hintereinander in seinen Büchern „Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder" und (mit Oppeln-Bronikowski zusammen) in der „Blauen Blume", einer Zusammenstellung der wertvollsten Schöpfungen deutscher Romantik, dankenswerte Sammlungen geschaffen. Besonders fruchtbar war sein Unternehmen mit billigen Volksausgaben wertvoller Dichtungen. Seine „Lieder fürs Volk" und seine „Deutschen Dichter in Auswahl für's Volk" sind Meisterstücke in ihrer Art. Er hat ein Heft der besten zeitgenössischen lyrischen Leistungen herausgegeben, das nur zehn Pfennige kostet. Zu demselben Preise erschienen bis jetzt von ihm je eine Auswahl von Goethes und Heines Schöpfungen. Dieses Unternehmen versprach große Wirkungen. Es gehörte zu seinen schönsten Erlebnissen in den letzten Monaten seines Lebens, von überall her diese Wirkungen zu spüren.

Er wollte dem Volk die besten Geistesschätze zuführen; und jeder Tag brachte ihm neue schriftliche und mündliche Zeugnisse dafür, welche Empfänglichkeit in den weitesten Schichten des Volkes für dieses Unternehmen vorhanden ist. Er sagte oft zu mir: das war ein Versuch. Ich würde ruhig gestehen, der Versuch ist mißlungen, wenn es der Fall wäre. Aber der Versuch war in der überraschendsten Weise geglückt. Er wollte in der Sammlung „Freie Warte“, auch eine Arbeit seiner letzten Jahre,*) die Erfahrungen schildern, die er auf diesem Gebiete gemacht hat. Auch diesen Plan hat ihm das Schicksal zerstört.

Zu einem reichen langen Menschenleben lagen die Keime in dieser Persönlichkeit. Nur eine kleine Zahl ist es, die reifen durfte. Rudolf Steiner.



Das Geschlechtsempfinden der Griechen.

Von Heinrich Driesmans (Berlin).

(Schluß.)

Bekanntlich zeigt das Tier die Geschlechtsmerkmale weniger scharf ausgeprägt, als der Mensch. Bei den niederen Tieren ist das Geschlecht oft schwer zu unterscheiden, und bei den höheren liegt es an verstecktem Orte, so daß es nicht sogleich in die Augen fällt. Je höher das Geschöpf entwickelt ist, desto mehr treten die Geschlechtsorgane hervor, desto stärker finden sie sich ausgeprägt. Beim Menschen liegen sie offenkundig und augenfällig zu Tage. Die sexuelle Differenzierung kann somit als Maßstab für die Entwickelungsstufe gelten. Wie Tier und Mensch, so verhalten sich Mensch und Mensch zu einander; je höher die Rasse, desto schärfer zeigt sich das Geschlecht ausgeprägt, je mehr sie sich dem Tiere nähert, desto geringer treten die Geschlechtsmerkmale hervor. Das Negerweib hat flache, lappenartige, gering entwickelte Brüste, das arische Kulturweib den vollen runden, schwellenden Busen. Diesem Entwickelungsgesetze gemäß dürfen wir annehmen, daß auch bei den Völkern des Altertums das Geschlecht noch weniger markiert war, als dies bei der modernen Menschheit der Fall ist, und die plastische Kunst, welche das körperliche Leben der Antike wiederspiegelt, bestätigt diese unsere Behauptung. Wer die Bildwerke der neueren Zeit mit den antiken vergleicht, dem muß der Unterschied in der Darstellung der Geschlechtsmerkmale in die Augen springen. Die schwellenden Busen, welche ein Michel Angelo gebildet und ein Rubens gemalt, wird man in der antiken Kunst vergeblich suchen. Die weiblichen Darstellungen der letzteren zeigen durchweg knospenhafte, kindlich-jungfräuliche Brüste. Auch an den männlichen Bildwerken treten die Geschlechtsmerkmale weniger stark hervor, sie haben ein „knabenhafteres“ Aussehen, als die modernen Künstler ihnen zu geben gewohnt sind und die Natur des modernen Menschen sie zeigt.

Wir ersehen aus diesen natürlichen Tatsachen, daß die körperliche Bildung dem Harmoniegefühl der Griechen gewissermaßen zu Hilfe gekommen sein muß, oder, anders gesprochen, daß dieses in der geringen Differenzierung der Geschlechter begründet war, welche auf die geistige Natur zurückwirkte. Der Grieche war noch um einen Grad „weiblicher“ als der moderne Mann, die Griechin nur einen Grad „männlicher“ als das moderne Weib: in beiden war Mann- und Weibwesen noch embryonaler in einander verschlungen, sie standen dem geschlechtlich unentschiedenen Zustand noch um einen Schritt näher. Dies Ergebnis, zu dem wir hier gelangt, soll uns nur zur Erklärung der eigenartigsten Erscheinung dienen, welche jenes eigenartige Volk gezeitigt — der Päderastie. Bekanntlich war die Freundesliebe bei den Griechen lebhafter, heftiger, intimer, als die Geschlechtsliebe. Die schwächer ausgeprägten Geschlechtsmerkmale mußten auf den antiken Menschen naturgemäß von geringerem Eindruck sein, sie konnten ihn nicht in dem Grade sinnlich reizen, wie den modernen die stärker entwickelten seiner Geschlechtsgenossen. Daher erklärt sich die relative Gleichgültigkeit des antiken Menschen gegenüber dem Geschlechtsleben verglichen mit dem modernen und, in zweiter Linie, die Abwesenheit der hohen Liebesgefühle und Seelenstimmungen, die wir kennen. Das Geschlechtsleben galt ihm mehr oder weniger nur als Mittel zur Fortpflanzung und Erhaltung der Gattung, dem gegenüber ihm die Freundschaft als das edlere, vergeistigtere Gefühl höherwertig erscheinen mußte.

Diese Freundesliebe, anfangs völlig rein und ideal, wie wir sie aus dem Verhältnis von Achilles und Patroklos, Orest und Pylades kennen, nahm nun im Lauf der Zeit die Form einer Geschlechtsliebe an, die uns als eine Geschlechtsverirrung erscheinen muß, als moral insanity aus der Natur und den Lebensverhältnissen der alten Grichen aber sich ganz normal und harmonisch erklärt. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Das Liebesgefühl im höheren Sinne, welches der Grieche dem Weibe nicht entgegenzubringen vermochte, übertrug sich auf den Freund. In diesem Gefühl war schon von Anfang an, als es noch ganz lauter und rein geistiger Natur, ein sexuelles Moment vorhanden. Die Freundschaft der Griechen war eine andere, war mehr, als wir darunter verstehen. Der Grieche suchte in dem Freund — ihm selber zunächst unbewußt, — das Geschlecht: was ihn reizte und anzog, war die **weibliche** Seite der Natur des Freundes, die Schönheit und Anmut der Bildung, das plastische Element. Der Sexualismus hatte sich in das Freundschaftsgefühl unbemerkt eingeschlichen, er war mit übertragen worden, wie der Schmetterling in der Puppe. Aber dieser eingehüllte, verborgene Grundtrieb wuchs, er sprengte die Hülle — die Freundschaft verwandelte sich in Liebelei, in Päderastie. Je dekadenter das Griechentum wurde, desto sinnlicher trat die Freundschaft auf, desto mehr zeigte sich ihre Grundnatur. Der sexuelle Trieb, über dem sie sich aufbaute, schlug schließlich völlig durch und in dem physischen Kontakt fand diese Freundschaft endlich ihr letztes Ziel und ihre völlige Befriedigung. Der wohlgestalte, jugendfrische Jüngling lernte weiblich empfinden, der des Freundes liebebedürftige Mann in ihm das weibliche Element erblicken und suchen. Die einander anziehenden männlichen Lebensalter rückten weiter und weiter auseinander. Während anfänglich die Freunde Altersgenossen gewesen waren, suchte später der gereifte Mann den Jüngling, der Erzieher den Zögling. Das interessanteste Bild dieser Knabenliebe bietet Sokrates dar. Wir behaupten, daß auch dieser

*) Es sind 3 Hefte dieser Sammlung bei Bruns in Minden erschienen.

Philosoph von konträrsexualen Empfindungen geleitet wurde, als er die Gymnasien und Knabenschulen aufsuchte, um die Jugend zum Denken anzuregen. Allein diese Empfindungen waren bei ihm noch rein geistiger Natur, es war nur das Wohlgefallen an der Jugendlichkeit, was ihn leitete, während seine dekadenten Zeitgenossen, darunter z. B. der verdorbene Alkibiades, der den alten Sokrates, wie er im Symposion erzählt, verführen wollte, nur noch den sinnlichen Reiz suchten und kannten. Dieser wirkte auf den griechischen Mann nur beim Jüngling im Alter vom zwölften bis fünfzehnten Jahre, in der Zeit also, da das Geschlechtsleben des Jünglings noch nicht rege geworden oder sich eben erst zu regen begonnen und gewissermaßen seine weibliche Natur sich in Formenweichheit und Anmut so recht ausblühte. Im zwanzigsten Lebensjahr, nachdem die Männlichkeit im straffen sehnigen Gliederbau durchgebrochen und zur Reife gekommen, nannte der konträrsexuale Grieche den Jüngling sehr bezeichnend „verblüht". Entzückende Bilder solcher Liebesverhältnisse weisen die Gespräche Platos auf, in denen sie noch völlig keuscher Natur erscheinen, obwohl ganz von sexuellem Gefühl durchglüht. Die Verliebtheit zwischen jugendlichem Mann und Knaben zeigt sich dort etwa in der Form, wie wir sie zwischen Primaner und Backfisch kennen und wie Schiller sie in seiner „Glocke" schildert. „Er" folgt errötend „seinen" Spuren und ist von „seinem" Gruß beglückt. Der Jüngling sucht den Anblick des Knaben zu erhaschen, er belauscht ihn verstohlen, und er wird schamrot, wenn der Knabe ihn dabei überrascht; sein höchstes Glück aber ist, den Geliebten „nackt" zu sehen. Diese Verhältnisse bieten ein getreues Abbild der ersten reinen, keuschen, himmelhochjauchzenden Liebesgefühle zwischen Jüngling und Mädchen unserer Zeit.

Für den modernen Menschen ist es schwer, sich in die Empfindungsweise der alten Griechen zu versetzen. Eine „Jugendblüte", wie diese sich ihrer erfreuten, kennen wir nicht; wir müssen annehmen, daß der griechische Jüngling vom zwölften bis zum achtzehnten Jahre eine Anmut in der Formenbildung und eine blühende Körperfrische aufwies, von der uns nur ein schönes Mädchen unserer Tage eine schwache Vorstellung geben kann. Die blasse verkannte, selbst in ihren gelungensten Exemplaren unharmonisch gebaute, entweder zu magere oder zu feiste Jugend von heute kann uns nicht entfernt ahnen lassen, was die Griechen unter einem schönen „blühenden" Knaben verstanden. Ein solcher Knabe, der von reifen Männern buchstäblich umschwärmt und umworben wurde, wie bei uns ein bildschönes Mädchen, will uns nicht in den Sinn, wir haben so wenig Verständnis dafür, wie die Griechen wohl für unsere Mädchenliebe gehabt hätten. Immerhin ist ja aber auch bei uns die „Knabenliebe" nicht ganz ausgestorben und die härtesten gesetzlichen Bestimmungen vermögen sie nicht völlig zu unterdrücken. Merkwürdig bleibt, daß man sie vorzugsweise bei hochbegabten, genial veranlagten, also den Griechen in gewissem Sinne verwandten Naturen findet. Das Genie besitzt eine entschiedene Neigung zu seinem Geschlecht, und wir glauben, diese auf dieselbe Ursache zurückführen zu können, die wir für die griechische Päderastie gefunden haben: das Harmoniegefühl, welches von dem sexuell unentschiedenen oder dem sexuellen Gleichgewichtszustand, in dem die Geschlechter noch embryonaler in einander verschlungen sind, mehr angesprochen wird, als von dem charakteristisch ausgeprägten, voll entwickelten Geschlechtswesen. Wir halten es daher für ungerechtfertigt, eine solche Empfindungsweise durchaus für dekadent und pervers zu erklären. Sie kann freilich entarten, eben so gut wie die Frauenliebe. So geschah es in der späteren griechischen Zeit. Aber wer durfte die Zeitgenossen des Aeschylos und Sophokles dekadent und pervers nennen? Ihre sexuelle Empfindungsweise lag tief in ihrer Natur begründet und will aus dieser erklärt und verstanden, nicht nach unseren moralischen Kategorien beurteilt sein.



In der Steppe.

Aus dem Russischen von M. Gorki.
Deutsch von Georg Adam.

Als wir Perekop verließen, befanden wir uns in der denkbar ungemütlichsten Verfassung — hungrig wie die Wölfe und wütend auf die ganze Welt. Im Laufe eines ganzen Tages hatten wir unablässig all unsere Talente und Fähigkeiten angestrengt zu dem löblichen Zweck, uns irgend etwas anzueignen oder durch unsrer Hände Arbeit zu erwerben. Als wir aber schließlich zu der Ueberzeugung kamen, daß uns keines von beiden gelingen wollte, beschlossen wir weiterzugehen. Wohin? Nun — weiter. Dieser Beschluß wurde einstimmig gefaßt, und als wir ihn einander kund getan, waren wir auch schon reisefertig, bereit, unter allen Umständen jenen Lebenspfad weiter zu wandeln, auf dem wir uns schon so lange befanden. Es war eine stumme Verabredung, und ohne daß ein Wort gesprochen wurde, leuchtete der gleiche Beschluß aus dem düstern Glanz unsrer hungrigen Augen.

Wir waren unsrer drei. Unsere Bekanntschaft war noch nicht alt. In Cherson waren wir zusammengetroffen, in einer Schenke am Ufer des Dnjepr.

Der eine von uns war Soldat gewesen im Eisenbahnregiment, und später Bahnwärter an einer Station des Weichselgebietes; ein rothaariger, muskulöser Mensch mit kalten grauen Augen; er verstand deutsch und zeichnete sich durch eine sehr eingehende Kenntnis des Gefängniswesens aus.

Unser Genosse sprach nicht gern von seiner Vergangenheit, er hatte immer mehr oder weniger stichhaltige Gründe dafür, und zudem — wir glaubten alle einander, in gewissem Maße wenigstens, wenn auch nur oberflächlich, denn im Innern mochte jeder sich selbst nicht recht glauben.

Unser zweiter Gefährte hingegen, ein ausgetrocknetes kleines Männlein mit dünnen Lippen, die stets skeptisch zusammengekniffen waren, erzählte, daß er Student an der Moskauer Universität gewesen sei. — Der Soldat und ich nahmen das als unumstößliche Tatsache hin. In Wirklichkeit war es uns durchaus gleichgültig, ob er einmal Student war oder Polizist oder ein Prinz von Orleans — die Hauptsache blieb, daß er im Moment unserer Bekanntschaft uns gleich war: daß er hungerte, sich der besonderen Aufmerksamkeit der Polizisten in den Städten und auf dem Lande des unausrottbaren Argwohns der Bauern erfreute, daß er beide

Kategorien von Menschen haßte, mit dem Haß des hilflosen, gehetzten, hungernden Wildes, daß er von einer allgemeinen Rache an allen und allem träumte — kurz, daß er uns gleich war in seiner Stellung unter den Herren der Welt und des Lebens, daß er auf demselben Felde gewachsen wie wir.

Das Unglück ist der dauerhafteste Cement, der auch die widerstrebendsten Naturen zu vereinigen vermag — und wir alle fühlten uns fest überzeugt, daß wir ein volles Recht hätten, uns für unglücklich zu halten.

Der dritte war ich. Aus Bescheidenheit, mit der ich von Kindesbeinen an behaftet bin, will ich mich über meine Vorzüge ausschweigen, da ich aber auch nicht naiv erscheinen möchte, so übergehe ich auch meine schlechten Seiten. Doch will ich wenigstens als Material für meine Charakteristik bekennen, daß ich mich immer für besser gehalten habe als die andern und daß ich diese Meinung noch bis auf den heutigen Tag besitze.

So verließen wir Perekop und gingen weiter. Wir richteten an diesem Tage unser Augenmerk auf die umherziehenden Fuhrleute, bei denen man immer um Brot ansprechen kann, und welche es nur äußerst selten fahrenden Leuten versagen.

Ich ging mit dem Soldaten zusammen, während der „Student" hinter uns herschlenderte. Auf seinen Schultern hing etwas, das an einen Mantel erinnerte; auf dem spitzen, eckigen und kurz geschorenen Kopfe ruhte der Ueberrest eines breitkrämpigen Hutes, graue Schifferhosen, mit einer bunten Sammlung von Flicken besetzt, umschlossen seine dünnen Beine, über den Knöcheln waren die Hosen zusammengebunden mit Schnüren, die er sich aus dem Futter seines Rockes gedreht hatte, ein Paar Stiefelschäfte, die er irgendwo auf dem Wege gefunden, hatte er zu Sandalen hergerichtet, und so schritt er schweigend daher, viel Staub aufwirbelnd und mit seinen blitzenden kleinen grünlichen Augen umherspähend. Der Soldat hatte ein rotes Hemd an, das er, wie er sagte, in Cherson mit eigener Hand erworben; über dem Hemd trug er noch eine warme wattierte Weste; die Bekleidung seines Kopfes bildete eine Mütze von unbestimmter Farbe, die nach Soldatenart schief und verwegen aufgesetzt war; um die Beine schlotterten weite Flößerhosen. Er war barfuß.

Ich war gleichfalls bekleidet und gleichfalls barfuß.

Wir gingen, und um uns herum, all überall, in gewaltiger Weite, dehnte sich die Steppe, und unter dem blauen, schwülen Gewölbe des wolkenlosen Sommerhimmels lag sie wie ein riesiger runder dunkler Teller. Der graue, staubige Weg durchschnitt sie in breitem Streifen und brannte unsere Sohlen. An manchen Stellen erschienen borstige Streifen abgemähter Getreidefelder, die eine sonderbare Aehnlichkeit mit dem lange nicht rasierten Kinn des Soldaten hatten.

Während des Gehens sang der Soldat mit heiserem Baß: . . . Und deine heilige Auferstehung preisen wir . . .

Zur Zeit seines Dienstes hatte er gewissermaßen das Amt eines Küsters in der Bataillonskirche versehen, daher kannte er eine Unmenge von Kirchenliedern und — Sprüchen, und diese mißbrauchte er jedesmal, wenn unsere Unterhaltung aus irgend einem Grunde nicht recht von der Stelle wollte.

Vor uns am Horizonte erwuchsen leicht umrissene Figuren in milden Farbenschatten, die vom Violett zu zartem Rosa hinüberspielten.

— Das sind gewiß die Berge der Krim — sagte der Student mit seiner trockenen Stimme.

— Berge? — rief der Soldat — du siehst sie ein bißchen zeitig, lieber Freund. Das sind Wolken . . einfache Wolken. Sieh mal, gerade wie Mehlbrei mit Heidelbeeren in Milch.

Ich bemerkte, daß es durchaus vorzuziehen wäre, wenn diese Wolken in der Tat aus diesen schönen Dingen beständen. Zugleich erweckte diese Betrachtung unseren Hunger, den dunklen Punkt in unserem Leben.

— Hol's der Teufel! — fluchte der Soldat und spuckte aus — wenn wir nur eine lebendige Seele treffen wollten! Aber niemand. — Es geht uns wie den Bären im Winter, wir können unsere eigenen Pfoten saugen.

— Ich habe gleich gesagt, wir müssen uns nach bewohnten Orten zu bewegen — erklärte der „Student" in belehrendem Tone.

— Ja, du hast's gleich gesagt! — grollte der Soldat — dafür bist du ja auch ein Gelehrter, um was zu sagen. Wo sind denn hier bewohnte Orte? Der Teufel weiß, wo welche sind!

Der Student schwieg und biß die Lippen zusammen. Die Sonne sank, und die Wolken am Horizonte spielten in wechselnden unfaßbaren, unnennbaren Farben. Es roch nach Erde und Salz.

Und dieser trockene, auch den Geschmack angenehm berührende Duft verstärkte nur noch mehr unseren Appetit.

Im Magen verspürten wir ein Saugen. Es war das eine sonderbare, unangenehme Empfindung: es schien, als ob aus allen Muskeln des Körpers die Säfte allmählich ausrinnen, irgendwohin, verdunsten, so daß die Muskeln ihre lebendig frische Geschmeidigkeit verlieren. Das Gefühl stechender Trockenheit erfüllte die Mund- und Rachenhöhle, dumpfe Benommenheit den Kopf, und vor den Augen tauchten dunkle Flecken auf, wuchsen und schwanden wieder. Zuweilen nahmen sie die Gestalt rauchender Fleischstücken an oder Schnitten Brotes. Die Erinnerung stattete diese stummen Gesichte des Gewesenen mit ihren eigentümlichen Gerüchen aus, und dann schien es, als drehte ein Messer sich in unserm Magen um.

So gingen wir weiter, einander unsere Gefühle beschreibend und scharf nach allen Seiten spähend, ob nicht irgendwo eine Schafherde zu sehen, und horchend, ob sich nicht das schrille Knarren eines Tatarenwagens vernehmen lasse, der Früchte nach einem armenischen Markte bringt.

Die Steppe aber blieb leer und stumm.

Am Abend vor diesem traurigen Tage hatten wir drei vier Pfund Roggenbrot gegessen und fünf Melonen, dabei waren wir etwa vierzig Werst gegangen — der Gang hatte sich nicht gelohnt — und nachdem wir auf dem Marktplatz von Perekop geschlafen hatten, waren wir hungrig wieder aufgewacht.

Der „Student" hatte uns vorgeschlagen, uns nicht schlafen zu legen, sondern während der Nacht an die Arbeit zu gehen . . . aber in anständiger Gesellschaft schickt es sich ja nicht, Projekte auch nur zu erwähnen, welche auf den Umsturz des Eigentumsrechtes abzielen, und so schweige ich. (Ich will nur aufrichtig sein, und es liegt nicht in meinem Interesse, Anstoß zu erregen. Ich weiß, daß in unseren Tagen hoher Kulturentwickelung die Herzen der Menschen immer gefühlvoller werden, ja, daß sie, wenn sie ihren lieben Nächsten an der Kehle packen in der unverhohlenen Absicht, ihn zu erwürgen, sie sich bemühen, dies mit der möglichsten Liebens-

würdigkeit auszuführen und unter Beobachtung aller Regeln des guten Tons, welche in diesem Falle am Platze sind. Die Erfahrung meiner eigener Kehle setzt mich in den Stand, diesen Fortschritt der Sitten zu bestätigen, und mit dem woltuenden Gefühl der Ueberzeugung kann ich behaupten, daß alles auf dieser Welt sich entwickelt und vervollkommnet. Im einzelnen äußert sich dieser bemerkenswerte Prozeß in dem alljährlich wachsenden Gedeihen der Gefängnisse, Kneipen und öffentlichen Häuser.)

Wir also gingen weiter, unseren hungrigen Speichel hinunterschluckend und bemüht, in gegenseitiger Unterhaltung die Schmerzen des Magens zu vergessen, weiter durch die öde, schweigende Steppe, umspielt von den rötlichen Strahlen der untergehenden Sonne, weiter in der unbestimmten Hoffnung auf irgend etwas. Vor uns die untergehende Sonne, allmählich versinkend in weichem Gewölk, auf das ihre Strahlen reiche Farben zauberte, hinter uns, um uns, bläulicher Nebel, von der Steppe empor zum Himmel, den unfreundlichen Horizont, der uns umgab, mild verschleiernd.

— Jetzt wollen wir uns Holz zum Feuer zusammensuchen, Brüder, — sagte der Soldat, indem er ein trocknes Reis vom Wege aufnahm. — Wir müssen in der Steppe übernachten, und es taut. Reisig, Wurzeln, alles wird genommen!

Wir gingen auseinander seitwärts vom Wege ab und machten uns daran, trocknes Heidekraut und alles, was nur brennbar schien, zusammenzulesen. Jedesmal, wenn wir uns zur Erde beugten, durchrann den ganzen Körper das leidenschaftliche Verlangen, niederzufallen auf sie, unbeweglich liegen zu bleiben und sie zu essen, die schwarze, fette Erde, zu essen, bis man nicht mehr konnte, und dann zu schlafen. Mochte man dann auch einschlafen für immer, — nur essen, kauen und fühlen, wie ein warmer, dicker Brei sich allmählich aus dem Munde durch den ausgetrockneten Schlund hinabsenkt in den gierigen, zusammengekrampften Magen, der vor Verlangen brennt, etwas in sich aufzusaugen.

— Wenn wir nur wenigstens ein paar Wurzeln finden wollten — seufzte der Soldat. — Es gibt solche eßbaren Wurzeln . . .

Doch auf der schwarzen, gefurchten Erde gab es keine Wurzeln. Die südliche Nacht brach schnell herein, und noch war der letzte Strahl der Sonne nicht ganz erloschen, da blinkten am dunkelblauen Himmel schon die Sterne auf, und immer dichter flossen die düsteren Schatten zusammen, welche die endlos gleichförmige Ebene der uns umfangenden Steppe verhüllten . . .

— Brüder, — begann mit halblauter Stimme der „Student", — dort links liegt ein Mensch . . .

— Ein Mensch? — brummte zweifelnd der Soldat. — Was hat der da zu liegen?

— Geh hin und sprich ihn an. Gewiß hat er Brot, wenn er sich so in der Steppe hinlegt . . . erläuterte der Student. Der Soldat blickte nach der Richtung, wo der Mensch lag und, nachdem er energisch ausgespieen, sagte er:

— Gut, wir wollen zu ihm hingehen!

Nur die scharfen grünen Augen des „Studenten" konnten erkennen, daß der dunkle Klumpen, der etwa hundert Schritt links vom Wege sich ein wenig aus der Ebene erhob, ein Mensch sein sollte. Wir gingen zu ihm hin mit schnellen Schritten und fühlten, wie die neuerwachte Hoffnung auf Essen die Schmerzen des Hungers wieder verschärfte. Wir waren schon nahe . . . der Mensch rührte sich nicht.

— Aber vielleicht ist das gar kein Mensch — sagte finster der Soldat, unserm gemeinsamen Gedanken Ausdruck gebend.

In demselben Augenblick aber wurden alle Zweifel zerstreut, denn der Klumpen auf der Erde bewegte sich, wuchs in die Höhe, und wir erkannten, daß es ein leibhaftiger, lebendiger Mensch war, der sich auf die Knie aufgerichtet hatte und den Arm nach uns ausstreckte.

Und er sprach mit dumpfer, bebender Stimme:

— Bleibt stehen . . oder ich schieße!

Durch die trübe Luft ließ sich ein trocknes, kurzes Knacken vernehmen.

Wir bleiben stehen, wie auf Kommando, und ein paar Sekunden schwiegen wir, betroffen über diesen unliebenswürdigen Empfang.

— Ist das ein L—l—ump! — brummte der Soldat.

— Ja, — sagte nachdenklich der „Student". — Läuft mit einem Revolver umher . . ein gefährlicher Kerl!

— He! — rief der Soldat; offenbar hatte er einen Entschluß gefaßt.

Der Mensch verharrte unbeweglich in seiner Stellung und schwieg.

— He, du! Wir tun dir ja nichts . . . gib uns nur Brot, ja? Gib uns, Bruder, um Christi willen! . . . Gott verfluche dich!

Die letzten Worte murmelte der Soldat nur in seinen Bart.

Der Mensch schwieg.

— Hörst du? — Die Stimme des Soldaten bebte vor Wut und Verzweiflung. — Gib uns doch Brot! Wir kommen ja gar nicht zu dir hin . . wirf es uns her . .

— Gut, — antwortete kurz der Mensch.

Er hätte zu uns sagen können: „Meine geliebten Brüder!" und hätte in diese drei christlichen Worte alle heiligen und edlen Gefühle hineinlegen können, sie hätten uns nicht so neu zu beleben und zu Menschen zu machen vermocht wie dieses dumpfe, kurze:

— Gut!

— Fürchte dich nicht vor uns, guter Freund, — sagte der Soldat sanft und mit mildem Lächeln, welches der Mensch allerdings nicht sehen konnte, denn er war mindestens noch zwanzig Schritt von uns entfernt.

— Wir sind friedliche Leute . . wir wollen nach dem Süden . . unser Geld haben wir unterwegs ausgegeben, alles aufgegessen . . jetzt haben wir schon den zweiten Tag nichts Ordentliches zu essen.

— Da! — rief der gute Mensch, indem er mit der Hand durch die Luft fuhr. Ein schwarzes Etwas kam angeflogen und fiel in unserer Nähe zu Boden. Der „Student" stürzte sich sofort darauf.

— Da! . . da . . noch eins! . . mehr gibt's nicht!

Als der „Student" diese sonderbare Gabe aufgelesen hatte, zeigte es sich, daß wir vier Pfund hartes Weizenbrot hatten. Es war mit Erde beschmutzt und sehr hart. Das erstere störte uns nicht, das letztere freute uns sehr. Hartes Brot sättigt mehr, es enthält weniger Flüssigkeit.

— So . . so . . so! — verteilte der Soldat die Stücken. — Halt, sie sind ungleich! Du hast ein Stückchen zuviel, Gelehrter, und bei dem fehlt etwas . .

Der „Student" fügte sich ohne Widerrede und brach ein Stückchen von etwa fünf Lot ab; ich erhielt es und steckte es in den Mund.

Und ich fing an, es zu kauen, langsam zu kauen, kaum imstande, die krampfhafte Bewegung der Kiefer im Zaume zu halten, die bereit waren, einen Stein zu zermalmen. Es bereitete mir einen reizvollen Genuß, die hastigen Zusammenziehungen des Schlundes zu fühlen und ihn allmählich mit Bissen um Bissen zu befriedigen, warm, unerklärlich, unbeschreiblich wolschmeckend gelangten sie einer nach dem andern in den brennenden Magen, und es schien mir, als verwandelten sie sich auf der Stelle in Blut und Gehirn. Fröhlichkeit, eine wunderbare, stille, belebende Fröhlichkeit, erwärmte mir das Herz in dem Maße wie mein Magen sich füllte, und mein Gesamtbefinden glich einem halb traumhaften Zustande. Ich vergaß die verfluchten Tage des chronischen Hungers, ich vergaß meine Gefährten, ganz vertieft in den Genuß dieser Gefühle, die ich durchlebte.

Und als ich mit der hohlen Hand die letzte Krume in den Mund schob, da hatte ich das Gefühl, daß ich um alles in der Welt — essen möchte.

— Verflucht! er muß auch noch Speck haben oder Fleisch . . brummte der Soldat, der mir gegenüber auf der Erde saß und sich den Magen rieb.

— Wahrhaftig, das Brot roch nach Fleisch . . Auch Brot muß er noch haben . . — sagte der Student, und leiser fügte er hinzu:

— Wenn der Revolver nicht wäre . .

— Was ist das eigentlich für ein Mensch? was?

— Gewiß ein frommer Bruder . . .

— Ein Hund! — entschied der Soldat.

Wir saßen dicht bei einander und schielten nach der Seite hinüber, wo unser Woltäter mit dem Revolver saß. Kein Ton, kein Lebenszeichen kam von dort zu uns herüber. . .

Die Nacht sammelte um uns ihre finsteren Kräfte. Tot, still war es in der Steppe; ein jeder hörte das Atmen des andern. Zuweilen ertönte aus der Ferne der melancholische Ruf eines Vogels . . . Die Sterne, die lebendigen Blumen des Himmels, brannten über uns. . . Wir wollten essen.

Mit Stolz sage ich es: ich war nicht schlechter und nicht besser als meine Gefährten in dieser etwas sonderbaren Nacht. Ich schlug ihnen vor, aufzustehen und zu diesem Menschen hinzugehen. Wir brauchen ihm nichts zu tun, aber alles, was wir bei ihm fanden, wollen wir aufessen. Er wird schießen . . laß ihn! Von dreien kann er nur einen treffen, wenn er überhaupt trifft; und wenn er trifft, nun, mit einer Revolverkugel wird er ihn nicht gleich töten.

— Kommt! — sagte der Soldat und sprang auf.

Der „Student" erhob sich etwas langsamer.

Und wir gingen, oder vielmehr, wir liefen. Der „Student" hielt sich seitwärts oder hinter uns.

— Kamerad! — rief ihm vorwurfsvoll der Soldat zu.

Als wir herankamen, hörten wir ein dumpfes Geräusch und das scharfe Knacken des gespannten Hahnes . . Da blitzte es auch schon auf, und der trockene Knall eines Schusses ertönte.

— Vorbei! — rief freudig der Soldat, und mit einem Satze war er bei dem Menschen. — Jetzt sollst du mal sehen, du Halunke! . . .

Der „Student" stürzte sich auf das Felleisen.

Der „Halunke" fiel in die Knie, sank hintenüber, breitete die Arme aus und begann zu röcheln . . .

— Was der Teufel! — rief verdutzt der Soldat, der schon den Fuß erhoben hatte, um diesem Menschen eins zu versetzen. — Jetzt fängt er wol noch gar an zu stöhnen? Du! Sag mal! he! Was hast du zu schießen, he?

— Fleisch, und auch noch Eierkuchen, und Brot . . eine Menge, Brüder! — ließ sich die frohlockende Stimme des „Studenten" vernehmen.

— Na, hol dich der Teufel! krepiere meinetwegen! . . Jetzt wollen wir essen, Freunde! — rief der Soldat.

Ich nahm den Revolver aus der Hand des Menschen, der jetzt aufgehört hatte zu röcheln und nun unbeweglich da lag. Der Revolver enthielt nur noch eine Patrone.

Wieder begannen wir zu essen, wir aßen und schwiegen. Der Mensch lag still und schwieg auch, er rührte kein Glied. Wir kümmerten uns nicht um ihn.

— Ach, meine lieben Brüder, und das alles um ein paar Stück Brot? — ertönte plötzlich eine leise, zitternde Stimme.

Wir schreckten alle zusammen. Der „Student" verschluckte sich sogar, und sich vornüberbeugend begann er zu husten.

Der Soldat kaute seinen Bissen zu Ende und fing an zu schimpfen.

— Du Hundeseele, zusammenhauen sollte man dich wie 'ne Klobe Holz! Dachtest du, wir wollen dir das Fell vom Leibe ziehen? Was sollten wir denn damit? Halt das Maul, verfluchter Heide! . . Läufst mit Waffen rum und schießt auf die Leute . . so ein verfluchter Kerl!

Er schimpfte und aß, weshalb das Schimpfen seine Schärfe und Kraft gänzlich verlor.

— Wart nur, erst wollen wir aufessen, dann halten wir Abrechnung mit dir, — bemerkte boshaft der „Student".

Da erhob sich durch die Stille der Nacht ein herzzerreißendes Schluchzen, das uns erschreckte.

— Ach, Brüder . . . habe ich es denn gewußt? Ich habe geschossen . . warum? weil ich Angst hatte. Ich komme aus Afon im Orlower Gouvernement . . . ach, mein Gott, mein Gott! Ich habe das Fieber . . wenn die Sonne untergeht, dann wehe mir! Wegen des Fiebers bin ich auch aus Afon fort . . ich habe da als Tischler gearbeitet . . . ich bin Tischler . . Zu Hause habe ich eine Frau . . und zwei Töchter . . . Drei Jahre, jetzt ist es das vierte, habe ich sie nicht gesehen . . ach, Brüder! Eßt nur alles . .

— Wir essen schon, du brauchst nicht erst zu bitten, — sagte der „Student".

— Ach du mein lieber Gott! wenn ich gewußt hätte, daß ihr friedliche gute Menschen seid . . . hätte ich da geschossen? Aber so, Brüder, in der Steppe, bei Nacht . . . Kann ich denn dafür? ach . . .

Er redete und weinte, oder vielmehr, er gab ein furchtbares klägliches Geheul von sich.

— Seht nur, wie er greint! — sagte verächtlich der Soldat.

— Er muß auch Geld bei sich haben, — bemerkte der „Student".

Der Soldat kniff die Augen zusammen und sah ihn mit verschmitztem Lächeln an.

— Du verstehst dich aber darauf . .! Na, kommt, jetzt wollen wir ein Feuer machen und schlafen.

— Und er? fragte der „Student".

— Hol ihn der Teufel! Wollen wir ihn uns braten, was?

— Warum nicht? — sagte der „Student", mit seinem spitzen Kopfe nickend.

Wir gingen nach unserm zusammengesuchten Brennmaterial, das wir hingeworfen hatten, wo wir von dem unfreundlichen Ruf des Tischlers erschreckt stehen geblieben waren, holten es herbei und bald saßen wir um ein Feuer. Allmählich verbreitete sich seine Wärme durch die windstille Nacht und erhellte den engen Raum, den wir einnahmen. Wir empfanden das Bedürfnis zu schlafen, obgleich wir alle ganz gern noch einmal Abendbrot gegessen hätten.

— Brüder! — rief der Tischler zu uns herüber. Er lag einige Schritte von uns entfernt und er schien mir etwas zu murmeln.

— Ja? — sagte der Soldat.

— Darf ich zu euch . . . ans Feuer? Mir ist zu mute, als muß ich sterben, meine Knochen wollen nicht mehr halten . . Ach, mein Gott, ich sehe schon, ich komme nicht mehr nach Hause. . .

Komm her, — rief der „Student".

Der Tischler kroch langsam, gerade als fürchte er sich, seine Hände oder Füße zu verlieren, zum Feuer. Er war ein großer furchtbar magerer Mensch. Alles schlotterte an ihm, und in seinen trüben Augen glomm die ihn quälende Krankheit. Sein verzerrtes Gesicht war mager und knochig und beim Scheine des Feuers hatte es eine gelblich-erdfahle totenähnliche Farbe. Er zitterte am ganzen Körper und erweckte ein verächtliches Mitleid. Seine dünnen mageren Hände zum Feuer ausstreckend, rieb er die knochigen Finger, und ihre Gelenke bogen sich langsam und träge. Kurz, es war einem zuwider, ihn anzusehen.

— Was bist du für ein Kerl . . . in solchem Zustande gehst du zu Fuß? . . . du bist ein Knicker, was? — fragte ärgerlich der Soldat.

— Man hatte mir geraten . . . ich sollte nicht über das Wasser fahren, sagten sie . . . ich sollte durch die Krim gehen, haben sie gesagt, der Luft wegen . . . Und, jetzt kann ich nicht gehen . . . ich sterbe, Brüder! Ich sterbe, einsam, in der Steppe . . . die Vögel werden meinen Leichnam fressen . . . niemand wird etwas von mir wissen . . . Meine Frau, meine Kinder werden warten . . . ich habe ihnen geschrieben . . . Meine Knochen wird der Regen in der Steppe verspülen . . . ach, mein Gott, mein Gott!

Er fing wieder jämmerlich an zu heulen wie ein verwundeter Wolf.

— Teufel! — rief der Soldat wütend aufspringend — was heulst du denn? Warum läßt du einen nicht in Frieden? Sterben willst du? Na, dann stirb . . . dann ist wenigstens Ruhe . . . Wem bist du auch nütze! Schweig!

— Gib ihm doch eins, — sagte der „Student".

— Jetzt wollen wir aber schlafen, — sagte ich. — — Und du, wenn du am Feuer liegen willst, dann gut, aber hör auf zu heulen.

— Hast du gehört? — fuhr ihn der Soldat an. — dann denk auch dran! Du meinst wol, wir sollen Mitleid mit dir haben, weil du uns das Brot hingeworfen hast und uns dann mit Kugeln traktiert? Du niederträchtiger Kerl! Andere hätten dir schon . . . tfu . . .

Der Soldat schwieg und streckte sich auf der Erde aus.

Der „Student" lag schon. Ich legte mich auch. Der vor Schreck zitternde Tischler hatte sich ganz zusammengerollt und starrte schweigend in das Feuer. Ich lag rechts von ihm und hörte, wie seine Zähne aufeinanderschlugen. Der „Student" lag links, auch zu einem Klumpen zusammengeballt und schien gleich eingeschlafen zu sein. Der Soldat lag, die Hände unter dem Kopf, mit dem Gesicht nach oben und blickte in den Himmel.

— Ist das eine Nacht, was? Und soviel Sterne . . . und warm . . . — sagte er, sich zu mir wendend, nachdem er eine Zeitlang geschwiegen.

— Der Himmel ist ordentlich wie eine Decke . . . es ist gar kein Himmel. Weist du, Bruder, ich liebe dieses Landstreicherleben. Man muß dabei frieren und hungern . . . aber man ist frei. Du hast niemanden über dir, . . . du bist dein eigner Herr . . . Und wenn du dir selber den Kopf abbeißen willst, kein Mensch hat dir was zu sagen. Siehst du. Ich habe jetzt auch gehungert und habe mich geärgert . . . aber jetzt liege ich hier, und sehe in den Himmel . . . Und die Sterne blinken mir zu . . . und sagen mir still und freundlich: das schadet nichts, Lakutin, siehst du, du bist niemandem auf der Welt untertan . . . Ja . . . und das tut dem Herzen wol . . . Und du, Tischler, wie steht's mit dir? Aergere dich nicht über mich und habe keine Angst. Daß wir dein Brot aufgegessen haben, das schadet nichts, . . . du hattest Brot und wir hatten keins, wir haben deins aufgegessen . . . Aber du, toller Kerl, fängst an zu schießen. Hast du denn nicht überlegt, daß man damit Unheil anrichten kann? Ich war sehr wütend auf dich, und wenn du nicht umgefallen wärst, dann hätte ich's dir schon gegeben, Bruder, für deine Frechheit. Aber wegen des Brotes, . . . morgen kommst du nach Perekop und da kannst du dir welches kaufen, du hast ja Geld . . . ich weiß es . . . Hast du schon lange das Fieber?

Noch lange tönte in meinen Ohren der Baß des Soldaten und die zitternde Stimme des kranken Tischlers. Immer dichter senkte sich die dunkele, fast schwarze Nacht über die Erde, und die Brust sog die frische, kräftige Luft.

Vom Feuer her verbreitete sich ein gleichmäßiges Licht und eine belebende Wärme . . . Die Lider sanken über die Augen, und vor ihnen, im Traume, erhob sich etwas wie unendliche Ruhe und Reinheit . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

— Steh auf! Schnell! Komm!

Mit dem Gefühl des Schreckens schlug ich die Augen auf und sprang schnell auf die Füße, wobei mir der Soldat half, der mich kräftig an der Hand emporzog.

— Na, schnell! Marsch!

Auf seinem Gesicht lag der Ausdruck von Aerger und Unruhe. Ich blickte um mich. Die Sonne ging auf, und ihr rosiger Schein lag auf dem unbeweglichen bläulichen Gesicht des Tischlers. Sein Mund war offen, die Augen weit aus den Höhlen getreten, mit einem gläsernen Blick, der Angst und Schrecken verriet. Die Kleider waren über der Brust zerrissen und sein Körper befand sich in einer unnatürlich gekrümmten Lage. Der „Student" war verschwunden.

— Na, hast du bald genug gesehen! Komm, sag ich! — rief energisch der Soldat, indem er mich beim Arme packte.

— Er ist tot? — fragte ich, zitternd von der Frische des Morgens.

— Natürlich. Du würdest auch sterben, wenn dich einer erwürgt, — erklärte der Soldat.

— Was ... der „Student“ ...? — rief ich aus.

— Na, wer sonst? Du etwa? Oder ich? Ja, das war nur ein Gelehrter ... Er hat es fein angefangen mit dem Menschen, und seinen Kameraden hat er was Schönes eingeträuft ... Hätte ich das gewußt, dann hätte ich gestern diesen Studenten totgeschlagen. Mit einem Schlag hätte ich ihn zusammengehauen. Mit einem Faustschlag ... und dann wäre ein Halunke weniger auf der Welt. Weißt du, was er gemacht hat, verstehst du? Jetzt müssen wir so gehen, daß uns keines Menschen Auge in der Steppe sieht. Verstehst du? Denn ... den Tischler werden sie jetzt finden, wie er da ist: erwürgt, beraubt ... Dann werden sie sich nach unserem Bruder erkundigen, wo kommst du her? wo hast du übernachtet? Na, und dann werden sie uns nachsetzen ... Obgleich wir ja nichts damit zu tun haben ... Seinen Revolver habe ich eingesteckt ... Das ist ein Stück!

— Wirf ihn weg, — riet ich dem Soldaten.

— Wegwerfen? — sagte er nachdenklich ... — Sieh mal, er ist wertvoll ... Vielleicht werden sie uns auch nicht gleich verfolgen ... Nein, ich werfe ihn nicht weg ... wer weiß, daß der Tischler Waffen bei sich hatte? Ich werfe ihn nicht weg ... Er ist drei Rubel wert. Eine Kugel ist auch noch drin ... ah! hätte ich diese Kugel doch unserem lieben Kameraden ins Ohr geblasen! Wieviel Geld mag der Hund bloß geraubt haben, was? — Verfluchter Kerl!

— Und die Töchter des Tischlers ... — sagte ich.

— Töchter? welche? Ach, die! ... Na, sie werden groß werden ... uns werden sie nicht heiraten ... was gehen sie uns an? ... Komm, Bruder, schnell ... Wo wollen wir jetzt hin?

— Ich weiß nicht ... das ist ja alles gleich.

— Ich weiß es auch nicht ... ich weiß auch bloß, daß alles gleich ist. Komm, nach rechts ... da muß das Meer sein.

Wir gingen nach rechts.

Ich wandte mich um. Weit hinter uns in der Steppe erhob sich ein dunkler Fleck, und über ihm glänzte die Sonne.

— Was siehst du dich um? Will er nicht aufstehen? Du brauchst keine Angst zu haben, einholen wird er uns schon nicht ... Dieser Gelehrte, was? ein tüchtiger Bursche ... er hat seine Sache gut gemacht ... Na, und ein Kamerad! Er hat uns was Ordentliches eingebrockt! Ach, Bruder! die Menschen werden immer schlechter, von Jahr zu Jahr werden sie schlechter! — sagte traurig der Soldat.

Die Steppe, schweigend und leer, ganz übergossen von dem strahlenden Lichte der Morgensonne, dehnte sich rings um uns, und fern am Horizonte, da floß sie zusammen mit dem Himmel — in einem so hellen, freundlichen, so reichen Lichte, daß alles Düstere und Häßliche unmöglich schien in dem weiten Raume dieser freien Ebene, über der sich die blaue Wölbung des Himmels spannte.

— Und essen möchte ich, Bruder! — sagte mein Gefährte, indem er sich eine Cigarette aus grobem Tabak drehte.

— Was werden wir heute essen, und wo und wie? Das ist ein Rätsel!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier schloß der Erzähler — mein Nachbar im Krankenhause — seine Geschichte, die er mir erzählt hatte.

— Das ist alles. Ich habe mich noch sehr befreundet mit dem Soldaten, und wir gingen zusammen bis in die Gegend von Kars. Er war ein guter und sehr erfahrener kleiner, richtiger, typischer Landstreicher. Ich hatte ihn gern. Bis nach Klein-Asien gingen wir zusammen, dort verloren wir einander ...

— Denken Sie noch manchmal an den Tischler? — fragte ich.

— Wie Sie sehen ... oder vielmehr, wie Sie gehört haben ...

— Und ...?

Er lächelte.

— Und was soll ich dabei empfinden? Ich bin nicht schuld an dem, was mit ihm geschehen ist, wie Sie nicht schuld sind an dem, was mit mir geschehen ist ... Und niemand ist schuld an irgend etwas, denn wir sind ja alles dieselben — Tiere.



Aus den Berliner Kunstsalons.

Die Dezember-Ausstellungen, die im allgemeinen ein besonders reichhaltiges Programm aufweisen, sind auch diesmal der Tradition treu geblieben. Die Ausstellungsobjekte der meisten Berliner Kunstsalons erheben sich über den Durchschnitt, hier und dort trifft man sogar eine Arbeit von einem eigenartigen Gepräge an. In dieser Hinsicht dürfte das **Künstlerhaus**, das gerade nicht als eine Domäne der künstlerischen Revolutionäre betrachtet wird, den Rekord erreichen. Denn es birgt in seinen Räumen eine größere Anzahl von Werken des belgischen Malers **Henry Luyten**, eines Künstlers von starker Begabung und hervorragendem Können. Luyten hat die Welt der Arbeit zu seinem Vorwurf gemacht; starkknochige Proletarier, die den Hammer oder die Hacke schwingen, die stumpf und dumpf dahinvegetieren, denen die ewig gleiche Arbeit jeden höheren Schwung geraubt hat, das sind die Gestalten seiner Bilder. Eine an sich unerquickliche Gesellschaft. Wer aber den Vorwurf von der Darstellungsart zu trennen vermag, der wird auch in den Gemälden Henry Luytens eine künstlerische Offenbarung herausfühlen. Es ist ein sprödes Stoffgebiet, das er beackert; wenigen nur ist es gelungen, einem der rauhen Wirklichkeit entnommenen Vorwurf größere Gesichtspunkte abzugewinnen. Solches hat Henry Luyten in seinem Kolossalgemälde „Der Kampf ums Leben“ erreicht. Mit unnachahmlicher Wucht und Ueberzeugungstreue ist in drei Abteilungen der sociale Kampf, der im Vaterlande des Malers, in Belgien, seine brutalsten Formen angenommen hat, geschildert. Auf dem ersten Bilde ist das Elend in seiner nackten Gestalt dargestellt; wir sehen eine in Lumpen gehüllte Proletarierin mit ihrem Kinde über die dunkle Straße huschen. Das ist der ganze Vorgang; aber um die einsame Gestalt schwebt das Gespenst der Arbeitslosigkeit und des Hungers. Man hat die Empfindung, daß eine Katastrophe sich vorbereitet. Und sie läßt auch nicht lange auf sich warten; das zweite Bild zeigt uns die Arbeitermassen in voller Gärung, der Hunger hat die Bestie entfesselt. Der Maler führt uns in ein düsteres Versammlungslokal, eine leidenschaftlich

erregte Masse hat sich um den Redner gruppiert. Der Straßenkampf scheint schon begonnen zu haben, wenigstens deutet die Gestalt eines schwerverwundeten Arbeiters im Vordergrunde darauf hin. Hunderte von Händen recken sich drohend empor, der Schrei der Rache zittert durch den Raum. Der Einzelwille ist in dem Gesamtwillen aufgegangen. Das ist die Stimmung, die dem Entscheidungskampf, der sich hinter der Coulisse vollzieht, vorausgeht. — Das dritte Bild zeigt uns das Resultat des Straßenkampfes. Die Macht hat gesiegt. Eine unendliche Reihe von Proletarierleibern, Männer wie Frauen, die noch im Tode den Ausdruck der Verzweiflung tragen, bedeckt das Schlachtfeld. Davor steht sinnend ein Soldat, das Gewehr bei Fuß. Es steckt eine gewaltige dramatische Kraft in dem Kolossalgemälde Henry Luytens, die uns den zum Teil abschreckenden Vorwurf fast vergessen läßt. Ich möchte den „Kampf ums Leben“ in eine Parallele mit Hauptmanns Weberdrama stellen.

Kraftnaturen sind allein aus der Schule des Naturalismus hervorgegangen, unsere Mystiker und Symbolisten sind entweder geneigt, den Willen zum Leben zu negieren oder ihren Gestalten nur ein schemenhaftes Dasein zu gestatten. Die Dezemberausstellung bei Keller und Reiner macht uns mit einer Kollektion von Gemälden des überaus sensitiven Worpsweder Malers Heinrich Vogeler bekannt. Da sehen wir wieder die alte Ritterwelt der Romantiker auftauchen, die fahrenden Gesellen und die ätherischen Fräulein. Der einzige Unterschied zwischen der alten katholisierenden Romantik und der Neuromantik ist der, daß letztere, dem Zuge der Zeit folgend, die malerische Seite schärfer betont als jene. Ihre Gestalten sind aber gleich saft- und kraftlos — ein leiser Windstoß und die ganze Märchenherrlichkeit fällt zusammen. Warum denn in abstrakte Fernen fliehen, solange das reale Leben noch künstlerische Momente bietet! Der Romantik haftet immer etwas Krankhaftes an, aus dem Bewußtsein der Lebenskraft und der Daseinsfreude ist sie jedenfalls nicht hervorgegangen. Häufig ist die Romantik auch nur erlogen, eine gewisse Effekthascherei, ein Spielen mit Farben und Stimmungen, das ist der Kern der Sache. Heinrich Vogeler ist aber echt, das geht aus jedem Pinselstrich hervor, da ist nichts auf brutale Wirkungen angelegt, er erstrebt auch nicht mehr als er zu geben vermag. Anders dagegen Herrmann Hendrichs, der ebenfalls bei Keller und Reiner eine Kollektion seiner neuesten Arbeiten ausgestellt hat. Hendrich weiß mit der Farbe zu operieren, weiter reicht aber seine Kunst nicht. Seine Bilder sind keinem inneren Bedürfnis entsprossen, das ist schon aus den Motiven, die er von weit her zusammenholt, ersichtlich. Die germanische Sagenwelt fesselt ihn, aber er beschäftigt sich mehr mit ihren Aeußerlichkeiten als mit dem tiefen ideellen Gehalt, der ihr innewohnt. Seine letzten Arbeiten „Der fliegende Holländer“, „Seemärchen“ u. a. erheben sich kaum über das Niveau der Coulissenmalerei. —

Der Dezember hat uns noch ein Ereignis besonderer Art gebracht: Die Kunstausstellung Wertheim. Ob bei der Fülle von Kunstsalons ein thatsächliches Bedürfnis zu einem neuen vorliegt, die Frage will ich nicht erörtern. Hier und da scheint sich in Interessentenkreisen eine gewisse Animosität gegen das neueste Kunstunternehmen bemerkbar zu machen, und ich muß gestehen, daß mich die Idee eines Kunstsalons innerhalb eines Warenhauses anfänglich nichts weniger als sympathisch berührt hat. Als ich dann selbst die Ausstellung besichtigte, da waren bald meine Bedenken geschwunden. Die Ausstellungsobjekte sowol als auch die Lokalität sind allen Ansprüchen, die man an ein Kunstinstitut stellen kann, gewachsen. Ich habe selten eine Ausstellung, die einen so vollkommenen künstlerischen Charakter trägt, wie die des Warenhauses Wertheim, gesehen. Eugen Bracht hat drei seiner neueren Arbeiten geschickt, darunter die prächtige „Waldwiese nach dem Regen“. Seine Schüler Fritz Geyer, Carl Kayser-Eichberg und Hans Pigulla sind ebenfalls mit Arbeiten, die das feine Naturgefühl dieser Künstler von neuem dokumentieren, vertreten. Sehr beachtenswert sind die Mondscheinbilder von Ludwig Dettmann und die Studien von Max Uth. Ferner sei auf die Landschaften von Wilh. Feldmann, Oskar Frenzel und A. Normann, der eine Reihe von überaus fein beobachteten nordischen Landschaften geschickt hat, hingewiesen. — Der „Salon Wertheim“ dürfte seine Existenzberechtigung wol dadurch am vollkommensten beweisen, daß er fortfährt, vom Besten das Beste zu bringen. J. G.



Chronik.

Aus dem Vereinsleben.

„Napoleon im deutschen Drama“

war der Gegenstand eines interessanten Vortrages, in welchem Gymnasiallehrer Dr. Paul Holzhausen aus Bonn in der jüngsten Versammlung der Litterarischen Gesellschaft zu Köln etwa folgendes ausführte: Der große Korse ist, künstlerisch betrachtet, ein tragischer Held im Stile der Shakespeareschen oder Schillerschen Heldentragödien Man könnte seinen Fall als Sühne für den Verrat an der Mutter auffassen oder ähnlich wie bei Wallenstein als eine Folge des Ehrgeizes Auch könnte man, wie es vielfach geschehen, sein Schicksal dramatisch mit Josephine verknüpfen oder ihn als Gottesgeißel auftreten lassen, die ein höheres Schicksal zu erfüllen hat und dann weggeworfen wird Die Litteratur hat sich denn auch der für sie ausgiebigen Erscheinung in der verschiedensten Weise bemächtigt. Das an effektvollen Episoden reiche Leben bot sogar auch dem Intriguenstück wirksame Stoffe. (Sardous „Madame sans gêne“.) In Deutschland konnte in den ersten Jahren nach den Befreiungskriegen keine Rede davon sein, Napoleon im Drama zu verherrlichen. Günstiger waren die Zeiten der Julirevolutionen. Grabbe war der erste, der die machtvolle Gestalt in seinem Drama „Napoleon“ oder „Die hundert Tage“ in gewaltigen Fresken auf die Bühne brachte und dem Korsen das bedeutendste poetische Denkmal setzte, das ihm überhaupt geworden. Tief hat auch der Stoff auf den Schweizer Robert Griepenkerl gewirkt, der 1861 in dem Drama „Auf St. Helena“ den Lebensabend des gewaltigen Eroberers zeichnete. Wir sehen Napoleon gebrochen an Schaffenskraft, ein Schattenbild nur, aber in liebenswürdiger Gestalt, die auf das Gemüt einzuwirken suchte. Das schwache Werk eroberte die Berliner Hofbühne. Seit jener Zeit ist die historische Forschung über Napoleon stark gefördert worden, er ist uns heute ein völlig anderer geworden als der romantische Heros, als welchen ihn Hauff und Heine schilderten. Karl Bleibtreu eröffnete den Reigen der Dramatiker, die diesen neuen Napoleon darstellen. Sein 1888 erschienener „Napoleon I.“ ist eine Schicksalstragödie und die Schicksalsidee ist an Josephine geknüpft, deren Verlassen ihm das Glück raubt. Trotz packender Scenen fehlt es dem Dichter an Gestaltungskraft; namentlich fällt der Schluß stark ab. Karl v. Heigels „Josephine“ (1893) zeigt den fatalistischen Gedanken ebenfalls, aber es ist mehr ein Josephinen- als ein Napoleonsdrama Ohne die konsequente Durchführung Bleibtreus, ist es ein Durchschnittsstück, das uns einen menschlich sympathischen Napoleon vorführt. Karl Biesendahls „Stern des Korsen“ glaubt die Lösung eines weltgeschichtlichen Prozesses mit den Mitteln einer gewöhnlichen Liebesaffaire vollziehen zu können. Richard Voß bietet in dem 1888 erschienenen Drama „Wehe dem Besiegten“ eine romantische

Idylle, in welcher nicht der Heros des Krieges uns entgegentritt. Immerhin kann die Gestalt noch ernst genommen werden, was bei der 1899 erschienenen „Josephine" des Hermann Bahr nicht mehr möglich ist. Der Vortragende schilderte das Stück als eine Karikierung Napoleons, was der Autor, der das Werk durch noch zwei weitere Bände zu einer Trilogie machen will, heftig bestreitet. Der vollendete erste Teil führt uns Napoleon als Troubadour vor, der dann plötzlich zum Helden wird. Während der Entscheidungsschlacht in Italien liegt er, ein Liebesträumer, in seinem unordentlichen Zelte und schläft und will nicht geweckt werden bis der Brief Josephinens ankommt. Letztere hat die gemeinen Manieren einer Wiener Kellnerin. Ein Schauspieler bringt zum Schlusse dem jungen Helden die Heldenpose bei. Als das Stück aufgeführt wurde, da soll bei der Stelle, wo ein Gesandter die Worte zu sprechen hat: „Und das ist der General Bonaparte, ich habe mir ihn doch anders gedacht", jemand aus dem Publikum gerufen haben: „Ich auch". Der Vortragende zog den Schluß, daß die deutsche dramatische Kunst noch keinen echten Napoleon geschaffen hat, wenngleich Bleibtreu bei größerer Gestaltungskraft das Ziel vielleicht erreicht hätte. Am höchsten ist noch die Auffassung Grabbes, die von keinem wieder erreicht worden ist. Dem Wallensteinschen Zug des Dämonischen hat noch kein Dichter getroffen; die neue Wallensteintragödie hat noch keinen Schiller gefunden. — An zwei Abenden kam auch die neuere Dichtung zu Worte. Proben zeitgenössischer Dichtung trug an dem dritten Vortragsabend der Lesegesellschaft in Köln der Recitator Marzell Salzer aus Wien in reicher Auslese vor. Besonders war Jung-Oesterreich in seinen bekanntesten Namen vertreten. Der Vortragskünstler verfügt über ein biegsames Organ und bedeutende Modulationsfähigkeit der Stimme und des Ausdrucks und wußte durch scharfe Charakteristik und dramatisch zugespitzte Kontraste eine bedeutende Wirkung zu erzielen. —

B. Hüls.

* * *

Das Werden der Welt als Entwickelung von Kraft und Stoff. Ein Beitrag zur einheitlichen Weltanschauung von J. Hörhager. Leipzig.

Der Verfasser erörtert in der vorliegenden Schrift die beiden, das Welträtsel in sich schließenden Fragen: Woher ist der Stoff gekommen und die Kraft, welche ihn beseelt? Wie ist das Leben entstanden und wie der Geist, der es begreifen soll? — Unter Benutzung eines reichen wissenschaftlichen Materials schildert er zunächst in großen Zügen das Werden und Vergehen der Welt, dann folgt die Entwickelung der Kraft und des Stoffes und die Entstehung beider aus dem Aether. Ist die Entstehung von Kraft und Stoff aus dem Aether einmal für wahr erkannt, so dürften sich alle naturwissenschaftlichen Grundgesetze auf das eine reducieren: Es gibt nur ein Urwesen; dasselbe ist ewig, unendlich und unteilbar. — Eine gleich wichtige wissenschaftliche Erkenntnis ist in dem Kapitel „Bedeutung des Lebens" vorgetragen, daß nämlich die Gesetze, nach welchen das Leben den Stoff gestaltet, bereits im Mineralreich wirksam sind. (Bildung der Krystalle.) — Wer sich über obige Fragen näher unterrichten will, dem kann Hörhagers Schrift nur warm empfohlen werden; sie bietet eine Fülle von Anregung und Belehrung und zeichnet sich durch die Frische der Schilderung vor ähnlichen Arbeiten aus.

* * *

Die Verlagsbuchhandlung Schuster & Löffler, in der die Gesamtausgabe der Werke von Liliencron erscheint, teilt mir auf die in der Anmerkung Spalte 1245 (Nr. 50) gemachte Bemerkung mit, daß die Durcheinandermischung der Liliencronschen Gedichte aus den verschiedenen, nach meinem Dafürhalten charakteristischen Bänden in neue zeit- und farblose Sammlungen nicht Schuld und Willkür des Verlags, sondern Intention des Dichters selber war (nicht seiner Freunde?). Die Firma „war nur die Vollstreckerin seiner Wünsche". Die früheren Sammlungen, die vergriffen sind („Adjutantenritte", 1899, III. Aufl.; „Haidegänger", „Neue Gedichte"), „existieren nicht mehr und werden nicht mehr aufgelegt". Aus den „Neuen Gedichten" und einigen späteren Dichtungen wurde „Nebel und Sonne" (Frühjahr 1900, Bd. IX der Gesamtausgabe) Bd. I—IV dieser Ausgabe enthält die Novellen, V—VI die Romane, VII—IX die gesamte Lyrik. Daneben giebt es noch einen Band „Ausgewählte Gedichte". Sowol im Interesse Liliencrons, wie aus litterarhistorischen Gründen bleibt es bedauerlich und schwer zu rechtfertigen, daß vor allem der für den Dichter so charakteristische und in seiner Wirkung so bedeutsame Band „Adjutantenritte" nicht mehr existiert und in seiner Einheitlichkeit zerstört worden ist.

Leo Berg.

* * *

Berichtigung. Der Verfasser der in Nr. 50 besprochenen plattdeutschen Bücher „Hack un Plück" und „Biweglang" macht uns darauf aufmerksam, daß sein Pseudonym nicht Max, sondern Felix Stillfried ist, was wir hiermit gern berichtigen.

* *

Neue litterarische Erscheinungen.

Dr. Herrmann Schiller. Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein Handbuch. Zweiter Band: Geschichte des Mittelalters. Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann. 1901.

Edmondo de Amicis. Ricordi d'Infanzia e di Scuola. Milano. Fratelli Treves, Editori 1901.

Dr. med. Robert Rumpe. Wie das Volk denkt. Allerlei Anschauungen über Gesundheit und Krankheit. Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Dr. Arthur Seidl. Moderner Geist in der deutschen Tonkunst. Berlin. Harmonie, Verlagsgesellschaft.

Franz Eyssenhardt. Severetta Zalugi. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 352. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1900.

Theodor Ebner. Eine Fortsetzung von Lessings Nathan und der Dichter. Ebendaselbst.

Victor Geffen. Vielverleumdete, Roman. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1900.

J. Rollet. Schatten. Ernstes und Heiteres. Ebendaselbst.

Harriet Beecher-Stowe. Des Predigers Brautwerbung. Aus dem Englischen. Leipzig. Verlag von Friedrich Jansa. 1901.

E. E. van Koetzveld. Ernste Novellen. Aus dem Holländischen übersetzt von O. Kögler. Leipzig. Ebendaselbst.

Gerolamo Enrico Nani. Der böse Blick. Schauspiel in vier Aufzügen. Lahr i. B. Otto Schauenburg & Co. 1900.

Arthur Pfungst. Laskaris. Eine Dichtung. 4. Auflage. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Berlin 1901.

Hans Eschelbach. Sommersänge. Gedichte. Paderborn. Druck und Verlag von Ferd. Schöningh. 1900.

Hellmut Prinz von Sonnenschein. Sonnen-Lieder. Gedichte. Kattowitz. Gebrüder Böhm. 1901.

Richard Courbié. Friede auf Erden! Eine Weihnachtsfantasie für Pianoforte. W. Ulbrich. Berlin.

Freie Litterarische Gesellschaft.

Freitag, den 11. Januar 1901

im großen Saale des Architektenhauses

abends 8 Uhr:

Vortrag des Herrn Dr. Paul Ernst.

Aus alten italienischen Novellen.

Nach dem Vortrage geselliges Beisammensein in den unteren Räumen des Architektenhauses.

★

Freitag, den 15. Februar 1901.

Vortrag des Herrn Wilh. Bölsche.

Die monistische Weltanschauung in ihrer Bedeutung für die Kunst.

Ueber die Vorträge der Herren Prof. Dr. Haeckel, Otto Erich Hartleben, Karl Hauptmann und Kgl. Hofschauspieler Adalbert Matkowski wird Näheres rechtzeitig bekannt gegeben werden.

Alle Anfragen bitten wir zu richten an den zweiten Vorsitzenden Herrn Franz Philips in Friedrichshagen.

Der erste Vorsitzende.
Otto Erich Hartleben.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin W.

Am Ende des Jahrhunderts

Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwickelung

Ein Sammelwerk in Bänden von 10—12 Bogen

Einzelpreis: Jeder Band brosch. M. 2,50, elegant gebunden M. 3,—

Wie der Kaufmann am Schlusse eines jeden Jahres seine Bilanz zieht, wie er von Zeit zu Zeit einen grösseren Zeitpunkt seines Wirkens übersichtlich zusammenstellt, wägt und prüft, um zu erfahren, ob und welche Fortschritte er während dieser Zeit gemacht hat, so soll dieses Unternehmen dem grossen Publikum in gemeinfasslicher Form und in grossen Zügen vor Augen führen, was jedes Gebiet menschlichen Wirkens während des neunzehnten Jahrhunderts für das Ganze geleistet hat.

Nicht gelehrte Abhandlungen soll und darf es bieten, sondern eine bei aller Gründlichkeit fesselnde Lektüre; dem vorgeschrittenen Alter zur Erinnerung an längst vergangene Momente seiner früheren Mitarbeit, seiner Miterlebnisse, der jungen Generation ein Bild der Thätigkeit seiner Väter, teils zur Nachachtung, teils wohl auch zur Vermeidung.

Band I. Gebhardt, Dr. Bruno, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Erster Teil (s. Bd. IX).
" II. Cauer, Minna, Die Frau im 19. Jahrhundert.
" III. Bernfeld, Dr. S., Juden und Judentum im 19. Jahrhundert.
" IV. Steinhausen, Dr. G., Häusliches und gesellschaftliches Leben im 19. Jahrhundert.
" V. Graf, Dr. Max, Deutsche Musik im 19. Jahrhundert.
" VI. Rosner, Karl, Die dekorative Kunst im 19. Jahrhundert.
" VII. Philippson, F. C., Handel und Verkehr im 19. Jahrhundert.
" VIII. Löwenthal, Dr. Eduard, Die deutschen Einheitsbestrebungen und ihre Verwirklichung im 19. Jahrhundert.
" IX. Gebhardt, Dr. Bruno, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Zweiter (Schluss-)Teil.
" X. Korn, Dr. G., Die Medizin im 19. Jahrhundert. Erster Teil: Volksgesundheitspflege und Irrenwesen.
" XI. Korn, Dr. G., Die Medizin im 19. Jahrhundert. Zweiter Teil: Die Heilkunde.

Alle Zwanzig 20 Bände zusammen 40 Mark elegant geb. 50 Mark

Band XII. Lublinski, S., Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Erster Teil: Die Frühzeit der Romantik.
" XIII. Lublinski, S., Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Zweiter Teil: Romantik und Historizismus.
" XIV. Steiner, Dr. Rudolf, Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrh. Erster Teil: Von Kant b. Stirner. (s. Bd. XIX).
" XV. Löwenthal, Dr. Eduard, Die religiöse Bewegung im 19. Jahrhundert.
" XVI. Lublinski, S., Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Dritter Teil: Das junge Deutschland.
" XVII. Lublinski, S., Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhund. Viert. (Schl.-)Teil: Blüte, Epigonentum u. Wiedergeburt.
" XVIII. Roesemeier, Dr. H., Die Arbeiter im 19. Jahrhundert.
" XIX. Steiner, Dr. Rudolf, Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert. Zweiter (Schluss-)Teil: Von Feuerbach bis Haeckel.
" XX. Meyer, Prof. Dr., Die reproduzierend. Künste i. 19. Jahrhund.

Ausführliche Verzeichnisse nebst Beurteilungen der einzelnen Bände dieser von der gesamten massgebenden Presse warm empfohlenen Encyclopädie durch jede Buchhandlung sowie direkt, gratis und franko von der

Berlin W., Steinmetzstrasse 78. **Verlagsbuchhandlung Siegfried Cronbach.**

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Johannes Gaulke, Berlin, für den Inseratenteil: Max Schäffer, Berlin.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.


3 2044 010 412 336



